M. VI 1*
46.

Y.N aa
586.

Digitized by Google

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

JAN 15 1911

AP30
A35
[V.13]
no. 275-366
1840
Cat.-Dec.

MF '78

Digitized by Google

Nr. 275.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 October 1840.

Russische Reiseberichte.

Erster Brief.

Moskau, d. 15 Junius 1840.

Montag den 10 Junius um 7 Uhr Abends fuhr ich in Petersburg ab, und nach 60 Stunden ruhte ich schon in Moskau aus. Uebrigens war auch die Reise keine Strapaze, da man in den gut gebauten Postwägen ganz angenehm fährt. Die Postwägen sind trotz ihrer mannichfachen Bestimmungen doch noch so schön wie die besten Wiener Wägen, sie gehen auf den Federn vom englischen Stahl erstaunlich leicht, und wer nur nicht gerade die Größe des Tambourmajors von der Preobraschenskischen Garde hat, kann seine Füße bequem darin ausstrecken. Alles dieß hat man für 20 Rubel Silber auf dem ersten Platze; wer 14 zahlt, fährt zwar eben so ruhig und bequem, aber unter freiem Himmel, was ihm Gelegenheit gibt, die liebe Natur zu bewundern und gelegentlich tüchtig zu frieren. Im Wagen sitzen außer dem Conducteur noch vier Passagiere; der Conducteur bläst, wenn er gegen eine Station zufährt, damit man die Pferde in Bereitschaft halte, und beim Entgegenkommen von Fuhrwerken, damit man ausweiche. Die Vorzüge der neuen Posteinrichtung sind allenthalben ersichtlich: eine kürzlich aus Hamburg angelangte Dame versicherte mich, daß die russischen Postwägen ohne Vergleich besser seyen, als anderswo, und zwar nicht nur schöner und bequemer, sondern sogar luuriöser. Das Publicum, welches stets bereit ist, an neuen, nützlichen Unternehmungen Theil zu nehmen, hatte auch schon die Plätze auf dem Postwagen und der nachfolgenden Britschka einige Wochen vorausbestellt, und nur die Montage, die bekanntlich für Unglückstage gelten, blieben unbesetzt, was ich benützte und meinen Platz am Montag na Der 10 Junius kam heran, und der Postwagen war voll, trotz des wunderlichen Vorurtheils. Nach 6 Uhr begab ich mich nach dem Postamte, wo die Zimmer, in denen die Reisenden sich sammeln, luxuriös eingerichtet sind, und auch eine besondere Abtheilung für Damen sich befindet. Um 7 Uhr blies der Conducteur, und das Vierzespann rollte auf dem Petersburger Pflaster hin.

Auf der Station Tschetyre-Ruki (Vierhände) blieben wir nur 5 Minuten; bald verloren wir die Birken an der Eisenbahn nach Zarskoje Selo aus dem Gesicht, der mit Passagieren angefüllte Wagenzug verschwand in der Ferne, und wir fuhren quer über die Eisenbahn und an den zierlichen Häuschen des Dorfes Schumar vorbei. Die letzten Stationen des Petersburger Gouvernements legten wir bei Nacht zurück, und um die Morgenröthe betraten wir die Gränze des nowgorodischen. Hier trafen wir auf den Wiesen große Heerden von Hämmeln an, die, wie man sagt, eines der äußern Kennzeichen des nowgorodischen Gouvernements sind. Als wir 10 Werste über die Station Podberes hinaus waren, ging es bergan, und hier erblickten wir die reizenden Dörfer der colonisirten Soldaten, deren man in diesem Gouvernement gegen 60,000 zählt.

In der Ferne erschien Nowgorod, ein Name, der wie mit einem Zauberstab das ganze Altrußland ins Gedächtniß ruft, und die vergangenen Begebenheiten, so wie die in der Erde schlummernden Geschlechter wieder lebendig vor die Augen bringt. Wenn man vollends an einigen Klöstern vorüber ist und die Brücke über den Wolchow hinter sich hat, so betritt man Nowgorod auf breiten Straßen, zwischen hölzernen und steinernen Häusern und Gärten, welche den Prospecten auf der Wassili-Insel in Petersburg ähnlich sind. Diese Straßen des 19ten Jahrhunderts umgeben die Ueberreste des alten Nowgorod, die Kirchen und die zum Theil schon in Trümmer zerfallenen Mauern. Das heutige Nowgorod ist voll Leben, die Trümmer des ehemaligen gleichen dem Grabe eines alten Mannes, auf welchem die Kinder sich herumtreiben, ohne zu bemerken, daß sie den Staub ihres Vaters mit Füßen treten. Die Sophienkirche erglänzt mit ihren fünf Kuppeln, von denen die eine vergoldet, die übrigen versilbert sind; ich war leider nicht darin, weil man mir keinen so langen Aufenthalt in Nowgorod gestattete. Nachdem wir vom Schlagbaum an zwei Straßen durchfahren hatten, hielten wir in der dritten neben dem Postwirthshaus. Diese Straße mit ihrem Kaufhof, mit der Bauart ihrer Häuser und ihrer Reinlichkeit mahnte mich an Zarskoje Selo. In dem Kaufhof nimmt der Bücherladen von Jerofejew den bedeutendsten Platz ein; hier fand ich ziemlich alle gewöhnlichen Zeitungen aus Petersburg, aber leider nicht die

FRANCISCO CARDINUM

Digitized by Google

Journale von schwererem Kaliber. Neben dem Poſtwirthshauſe ſteht die Wohnung des Kaufmanns Mitroſanow, die nach der Volksſage an der Stelle, wo das Haus der Bürgermeiſterin Marfa ſtand, aus den Backſteinen des alten Gebäudes aufgeführt iſt. Dieſer Backſtein iſt feſter als der gewöhnliche und ausnehmend gut ausgebrannt.

In Nowgorod blieben wir nur eine halbe Stunde, und ich verließ es wieder voll mannichfacher Eindrücke.

Nowgorod iſt im wahren Sinne des Worts der Repräſentant des alten Rußlands. Dieſes erfordert einige hiſtoriſche Aufklärungen, und ich will dieſen Gegenſtand, wenn auch nur leicht, berühren, da ich die Details an einem andern Orte in meinen hiſtoriſchen Aphorismen auseinander geſetzt habe und vielleicht mit der Zeit noch gründlicher behandeln werde. Jede Geſchichte zerfällt in Perioden, die aber nicht willkürlich, ſondern durch die allmähliche Entwicklung des Volks und ſeiner Schickſale gegeben ſind. Rußlands erſte Periode beginnt von den unbekannten Zeiten und geht bis auf Rurik, oder beſſer geſagt, bis auf Oleg, und hat die Vereinigung des ſlaviſchen und ruſſiſchen Volks zum Gegenſtand. Die zweite Periode umfaßt die erſte Bildung des Reichs, und der Repräſentant derſelben iſt Kiew. Die dritte Periode iſt die der Bildung des einheimiſchen Rechts, das dem Feudalismus geradezu entgegengeſetzt iſt, denn in dem letztern gründete der Beſitzer ſeine Rechte auf ſein Landgebiet, während in dem erſtern der Beſitz auf die perſönliche Stellung zum Fürſten gegründet war. Repräſentant dieſer Periode iſt Moskau. Die vierte Periode, welche die Bildung der Stände umfaßt, hat Petersburg zum Repräſentanten. Nowgorod war berühmt durch ſeinen Handel und hatte ein hanſeatiſches Comptoir, obgleich es, wie es ſcheint, nie im Hanſe-Bund war. *) In Lübeck wird jetzt noch der Originalentwurf eines hierauf bezüglichen Tractates aufbewahrt, eines Entwurfs, den aber Nowgorod nicht beſtätigte, weil ſich darin viele dem Geiſt einer ruſſiſchen Stadt zuwiderlaufende Bedingungen vorfinden.

Neben der Poſtſtation Bronnizy fließt die Msta, ein für das wyſchnewolozkiſche Communicatinnsſyſtem wichtiger Fluß; über die Msta wird gegenwärtig eine Brücke gebaut. In Bronnizy ſind die Fuhrleute ſehr vermöglich und beſitzen eine große Anzahl ſteinerner Häuſer. Bis zur Poſtſtation Saizow erhebt ſich auf beiden Seiten ein zum Theil ausgebrannter Wald; hier trafen wir eine Menge Zigeuner, deren runde Geſichter und ſchwarze fliegende Haare einen unheimlichen Gegenſatz gegen die blonden Nowgoroder bildeten. Hier beginnen auch die waldaiſchen Berge, ein Zweig der alauniſchen, der durch die Gouvernements Nowgorod und Twer ſich hinzieht und einen Durchmeſſer von 150 Werſten hat. Dieſe Hochfläche beſteht aus vielen Reihen unbedeutender Berge, deren Thonboden mit maleriſchen Bäumen bedeckt iſt. Zwiſchen den Bergen liegen ſumpfige Thäler, und der Weg führt einige Dutzend Werſte weit bergan. Malte-

*) Wie unbegründet dieſe Auffaſſungen der Geſchichte ſind, braucht keines nähern Nachweiſes, ſie ſind übrigens merkwürdig als Beweis, welcher Art die Anſichten ſind, die man gegenwärtig hie und da in Rußland geltend zu machen ſucht. A. d. A.

drun bemerkt, man könne die Hochflächen nicht zu den Bergen rechnen, indem ſie eigentlich nur aus ungeheuern Erdſchollen beſtänden.

Die Stadt Kreſtzy liegt in einem Thale des waldaiſchen Gebirgs, faſt in einer Grube; ſie beſteht aus kleinen, alten, hölzernen Häuschen mit wenigen ſteinernen, hat eine große Kirche zur h. Katharina und gegen 3000 Einwohner. Nach Kreſtzy führt der Weg bald bergauf, bald bergab, und man trifft auf ſehr maleriſche Landſchaften. An der Station Jaſhelbizy fließt ein durch ſeine Perlen bekannter Fluß, wovon die Bauern behaupten, daß ſie manchmal in Muſcheln ziemlich große fänden. Die Station Simogorie iſt in der Nähe der Stadt Waldai und bekannt durch ihre Glocken, die hier ſehr wohlfeil zu haben ſind. Waldai iſt ziemlich gut gebaut und hat auch einige ſteinerne Häuſer, die auf der Höhe des Berges ſtehen, nicht weit von dem Waldai-See, hinter welchem das iweriſche Kloſter hervorblickt.

Ehe man nach Wyſchny Wolotſchok*) gelangt, ſieht man in unermeßlicher Ausdehnung den See Mſtino erglänzen. In der Stadt ſelbſt fließt die Zna, und von ihr aus läuft parallel mit der großen Straße der wyſchnewolozkiſche Canal, der für die Waſſerverbindungen Rußlands von ſo großer Bedeutung iſt; hier iſt er mit Granit eingefaßt. Wyſchny Wolotſchok iſt ſehr gut gebaut und beſteht aus einer Menge Marktplätzen, die von einem Kaufhofe, Kirchen und ſteinernen Häuſern umgeben ſind. Die Marktplätze ſind voll von handeltreibendem Volk und ſprechen ſchon an und für ſich für die Blüthe des Handels und der Gewerbe; auf der Zna werden Barken gebaut. Nach Wyſchny Wolotſchok werden die Umgebungen der großen Straße maleriſcher: ſchöne Bauernhäuſer zeugen von dem Wohlſtand der Bewohner, wogende Felder erwecken ſichere Hoffnung auf eine günſtige Ernte, und die grünen Weiden ſind mit Heerden bedeckt.

Die Station Wydropusk iſt bekannt durch ihre ſchmackhaften Wyborger Brezeln, die den ächten viel näher kommen, als die in Petersburg verfertigten. In Wydropusk traf ich eine alte Frau von 109 Jahren, die einen ganz grauen Bart hatte. Sie gedachte mit Thränen in den Augen der guten Kaiſerin Katharina Alexejewna, die ſie noch in blühender Jugend geſehen hatte.

Die Stadt Torſhok, obwohl weder ſo groß noch ſo ſchön gebaut wie Wyſchny Wolotſchok, treibt doch auch Handel und iſt durch ihr hohes Alter bemerkenswerth, das ins eilfte Jahrhundert hinaufreicht, wovon ſich jedoch nicht mehr die geringſte Spur erhalten hat. Für Reiſende iſt Torſhok namentlich bemerkenswerth durch ſein Gaſthaus und das Magazin des Kaufmanns Poſharski: in dem erſten ißt man vortreffliche Coteletten, und im zweiten kauft man Pantoffeln, Tabaksbeutel und andere mit Gold und Silber geſtickte Sachen aus Saffian.

Bis nach Twer laufen auf beiden Seiten der großen Straße Fichten, Tannen und zum Theil auch Birkenwälder, zwiſchen denen nur hie und da Dörfer und Felder hervorſehen. Nicht weit von Twer fließt der Fluß Twerza, und rechts er-

*) Wörtlich ſo viel als „Hochpunkt der Waſſerſcheide."

Digitized by Google

blickt man die Stadt selbst oder vielmehr die Kuppeln ihrer Kirchen. Der Weg führt sodann bergan auf einer Schiffbrücke über die Wolga, die mächtige Wolga, die aber hier noch ein kleiner, unbedeutender Fluß ist. Von Twer im nächsten Briefe.

Altpersische Münzen.

Hr. Adrian de Longpérier hat eine Abhandlung über die Münzen der Sassanidenzeit herausgegeben; er hat 73 Münzen dechiffrirt oder classificirt, von denen ein großer Theil noch unbekannt war, und es gelang ihm, solche unter den 51 sassanidischen Fürsten, die einander in dem Zeitraume von 409 Jahren (von 225 bis 632) folgten, so zu vertheilen, daß nur zwei derselben, Hormuz I (271 bis 273) und Jezdeschird II (440 bis 457), leer ausgingen; von diesen hat sich keine Münze gefunden. Die Münzen sind von Gold, Silber und Bronze: durch mannichfache Vergleichungen hat der Verfasser herausgebracht, daß die Sassaniden für die Silbermünzen die griechische Drachme als Einheit annahmen, während für die Goldmünzen der römische Aureus ihr Vorbild war. Daraus erklärt sich auch, wie die griechische Drachme, welche von den Griechen selbst längst aufgegeben war, bei den Arabern des Mittelalters wieder erscheint, und zwar unter dem augenscheinlich aus dem griechischen entlehnten Namen Dirhem. Makrisi selbst erwähnt, daß die ersten Münzen der Araber von den Sassaniden entlehnt waren. Eine wichtige Bemerkung des Verfassers ist auch, daß das Bild jedes Königs eigenthümliche Züge trägt, so daß wir wahrscheinlich in den Münzen, besonders der ersten Könige, ihre authentischen Portraits besitzen. Was diese Bemerkung bestätigt, und ihr noch eine besondere Wichtigkeit verleiht, ist der Umstand, daß diese Portraits den Abbildungen der Könige auf den altpersischen Basreliefs ungemein gleichen; es ist somit möglich, daß alle diese Basreliefs und sonstige sassanidische Monumente eine genaue Zeitbestimmung erhalten.

Batavia in Surinam.

Bei dem Namen Batavia denkt natürlich ein jeder an die prächtige Hauptstadt des niederländischen Indiens, die Königin des Ostens, wie die alten Holländer sie zu nennen pflegten, wo eine glückliche Bevölkerung im Schooße des Reichthums, von einer üppigen Natur umgeben, des Lebens froh genießt. Es ist jedoch nicht dieses Batavia, wovon hier die Rede ist, sondern ein kleiner Ort in der Colonie Surinam, der Sitz des gräßlichsten menschlichen Elends, welcher, im grellen Gegensatz mit jenem, denselben Namen führt.

Dieses Batavia, welches etwa 20 Stunden landeinwärts von Paramaribo, in holländisch Guiana, an dem östlichen Ufer des Coppename-Flusses, liegt, ist der Aufenthalt der Aussätzigen, welche aus der ganzen Niederlassung dahin verbannt werden. Früher war es ein Militärposten. Gegenwärtig besteht dieser Ort aus zwei Reihen Häusern, oder lieber Hütten, zu beiden Seiten eines Weges, welcher von dem Fluß ostwärts ins Land hineinführt. Diese Hütten sind elende Käfige von Pallisaden mit Pinadächern, worin die unglücklichsten Geschöpfe, die für immer von ihren Freunden und Verwandten getrennt sind, herumkriechen. Diejenigen nämlich, welche sich hier aufhalten, sind mit einer höchst schmerzlichen und durchaus unheilbaren Krankheit behaftet, Boassie genannt, wovon es zwei Arten gibt, nämlich die trockene und die nasse, oder feuchte Boassie. Bei der letzten, welche nur selten vorkommt, fällt den Patienten allmählich die ganze Haut ab; bei der trockenen verlieren sie nach und nach alle ihre Glieder, Nase, Ohren, Finger, Hände, Füße u. s. w., bis der Tod sie von ihrem Leiden erlöst. Die Krankheit offenbart sich durch braune Flecken und Rauden, die sich über den Körper ausdehnen und in unheilbare Geschwüre übergehen, denn die Kunst vermag bis jetzt nichts gegen dieses schreckliche Uebel, welches sich durch Ansteckung sehr leicht andern mittheilt. Die Kinder dieser Unglücklichen tragen anfangs keine Spuren der Krankheit, können aber fast mit Gewißheit darauf rechnen, daß dieselbe sich vor dem zwanzigsten Jahre offenbaren wird. Noch bestimmter jedoch vererbt sie sich auf die Enkel, welche nie davon befreit bleiben, während es Beispiele gibt, daß Kinder von angesteckten Eltern in Gesundheit ein hohes Alter erreichten.

Die Regierung von Surinam hat gegen diese fürchterliche Krankheit die schärfsten Maaßregeln nehmen müssen. Jeder Eigenthümer eines Sklaven, welcher der Ansteckung verdächtig ist, muß solches sogleich der Regierung anzeigen, worauf der Unglückliche, nach vorläufiger Untersuchung, ungesäumt aus der Gesellschaft verbannt wird. Früher wurden die Kranken nach der Plantage Voorzorg, an dem rechten Ufer der Saramaca, gemeinhin Boassiegrund genannt, gebracht, um dort von einem Director beaufsichtigt zu leben, und so lange ihre Kräfte es erlaubten, für ihre eigenen Bedürfnisse zu sorgen. Später wurden sie, einige Hundert an der Zahl, nach dem gegenwärtigen Etablissement Batavia versetzt, wo sie, so lange sie nicht zu schwach sind, ein Grundstück von 60 Acker (30 Morgen) mit Bananen und Gemüse bebauen. Die meisten Kranken sind Neger, so wie Mulatten und andere Farbige; nur selten befinden sich ein oder zwei Weiße darunter. Ihr elendes Schicksal muß auch den Fühllosesten rühren; nichts ist ihnen, da sogar die Hoffnung schweigt, diesseits des Grabes geblieben, als die Aussicht auf einen gewissen und baldigen Tod.

Da sie hier alles menschlichen Trostes beraubt waren, haben die katholischen Missionäre sich ihrer angenommen, und einen glücklichen Versuch gemacht, ihr Elend zu mildern, indem sie ihnen den Trost der Religion brachten. Der ehrwürdige van der Horst machte zuerst im Jahre 1825 einen Anfang damit. Sein Nachfolger, der ehrwürdige Hr. Groof, Präfect der surinam'schen Mission, hat sich der Regierung freiwillig erboten, das angefangene Werk fortzusetzen, und sich von der eifrigen Erfüllung dieses Berufs nie durch die Gefahr, von der Krankheit angesteckt zu werden, abhalten lassen, obgleich sein Gehülfe, der ehrwürdige van der Weyden, bereits im Jahre 1825 als ein Opfer derselben und der ausgestandenen Beschwerden gefallen war. Aufgemuntert von dem Generalgouverneur, durch reiche Gaben aus dem Mutterlande unterstützt und mit Aufopferung seines eigenen Vermögens, ist es Hrn. Groof gelungen, diesen Unglücklichen eine zweckmäßige Kirche zu verschaffen, statt der Pinahütte, deren sie sich von 1826 bis 1837 als Kirche bedient hatten, und welche nichts weiter war, als eine Scheune von rohen Pallisaden, mit Pinablättern gedeckt, welche keinen Schutz gegen Regen und Ungewitter bot und ganze Schwärme Moskitos beherbergte. Diese Kirche wurde erbaut auf einem von der Regierung dazu abgetretenen Grundstück; die feierliche Grundsteinlegung und Weihe des Bodens fand den 7 Februar 1837 statt, wobei der Tempel dem Allerhöchsten geweiht wurde unter Anrufung des h. Rochus, Patrons der Aussätzigen.

Digitized by Google

Um sich von den Beschwerden, womit die Erfüllung des geistlichen Berufs hier verbunden ist, einen Begriff machen zu können, wird es hinreichen zu bemerken, daß während des Gottesdienstes bei jeder Witterung immer alle Fenster offen stehen müssen, und daß z. B. der Geistliche bei dem Ertheilen der Taufe stets über dem Winde stehen muß, um den Ansteckungsstoff von sich abzuhalten, während nach dem Dienste die Kirche jedesmal sorgfältig gereinigt und durchräuchert werden muß. „Wer diesen Ort des Jammers besuchen will," sagt ein Augenzeuge, „thut wohl, wenn er vorher einen guten Schluck Rum oder Branntwein zu sich nimmt, Stiefel und lederne Handschuhe anzieht, durchaus nichts anrührt und sich auf keine Stühle oder Bänke setzt. Wer Pusteln, Bläschen oder Wunden im Gesicht hat, soll gar nicht hieher kommen, indem eine Menge kleiner Fliegen (hier Boassie-Fliegen genannt) auf die offenen Wunden aasen und so das Contagium den Gesunden mittheilen können, weßhalb es jedenfalls räthlich ist, die Haut so viel wie möglich zu bedecken. Viele Leute, die dieses Etablissement besuchen, nehmen eine brennende Cigarre in den Mund." — Der Hr. Groof, der in der Colonie seiner Toleranz und aufopfernden Menschenliebe wegen allgemein die höchste Achtung genießt, wurde im Jahre 1836 von Sr. Maj. dem König der Niederlande mit dem Ritterorden des niederländischen Löwen decorirt.

Man rechnet, daß im Durchschnitt monatlich zehn Kranke sterben und zehn neue aufgenommen werden. Ein schwarzes Kreuz am Ufer bezeichnet die Nähe dieser Krankencolonie, und warnt die ans Land Steigenden, daß sie ihre Vorsichtsmaaßregeln zu nehmen haben.

Ueber die Opale von Mexico.

Dieser Opal findet sich in den Höhlungen eines grauen, glasigen Felsens von vulcanischem Ursprung zerstreut; die einen Stücke sind vollkommen klar und farblos, ohne allen Reflex, andere sind klar im Innern, ohne Glanz, aber von einer bräunlichen Kruste überzogen, welche alle Regenbogenfarben reflectirt, noch Andere haben eine entschieden bräunliche, manchmal milchige Färbung ohne Durchsichtigkeit; diese letztern zeigen grüne und rothe Lichtschimmer von der größten Schönheit. Einige Stücke, die man polirt und geschliffen hat, zeigen, wenn man sie im Licht spielen läßt, eine unendliche Menge sehr gedrängter paralleler Streifen, die sich in allen Richtungen durchkreuzen. Ein Hr. Damour hat allerlei Proben damit angestellt, welche über die Structur dieses Steins merkwürdige Aufschlüsse geben können, und wovon wir Nachstehendes anführen: „Ein rohes, aber klares Stück Opal, das wenig Reflexe zeigte, verlor, als es einige Stunden lang an einem warmen Ort gehalten worden war, seine Durchsichtigkeit, wurde milchig, und zeigte mannichfache und sehr starke Reflexe. Dieser Umstand brachte mich auf die Vermuthung, daß der Opal eine gewisse Quantität Wasser verloren habe, und ich legte ihn auf den Boden eines mit distillirtem Wasser gefüllten Gefäßes: er erhielt schnell seine Durchsichtigkeit wieder und verlor fast alle seine Reflexe. Nachdem ich ihn einige Wochen der Luft ausgesetzt, verschwand die Klarheit von neuem, er wurde milchig und fast dunkel, erhielt jedoch seine mannichfachen Reflexe wieder." (Echo du Monde Savant vom 19 September.)

Holzschneiderei.

In diesem Zeitalter mechanischer Fortschritte, wo fast jeder Monat etwas Neues bringt, ist eine Erfindung, um Holz in alle möglichen Formen, in Schindeln, in Stäbe, in Dauben u. dgl., zu schneiden, von nicht geringem Interesse. Die Litterary Gazette (vom 12 September), welche der Sache erwähnt, nennt den Erfinder nicht, sondern sagt bloß, daß ihres Wissens zwei Herren, Namens Taylor und Wilmot, ein Patent darauf genommen hätten. Das Verfahren ist außerordentlich einfach und ökonomisch. Ein Holzblock wird eine halbe bis Dreiviertelstunden dem Dampf ausgesetzt und auf diese Weise erweicht; dadurch leiden nicht nur die Fibern nicht, sondern das Holz wird durch die Zerstörung des animalischen Lebens und der vegetabilischen Schwämme bedeutend stärker und dauerhafter. Hierauf werden die Messer angesetzt, und schneiden den Block nach Länge, Breite und Dicke mit vollkommener Genauigkeit in die verlangten Formen. Der gerade, wie der Cirkelschnitt, denn beide werden angewendet, gehen so leicht, als schnitten sie durch Butter, und man sieht nicht eine Spur von Sägespänen oder sonstigem Abfall. Die Ersparung an Zeit, an Handarbeit und Material ist sehr bedeutend, und kann kaum weniger als 50 bis 60 Procent betragen. Die ganze Erfindung ist außerordentlich einfach, und auf eine Menge Gegenstände von tagtäglichem Bedürfniß anwendbar.

Miscellen.

Fortschritte des neuseeländischen Flachses. Man hofft den russischen Hanf in kurzer Zeit, wo nicht ganz, doch großentheils, durch den neuseeländischen Flachs zu ersetzen. Man hat bedeutende Anpflanzungen davon in Neuseeland gemacht, und der Preis einer Tonne solchen Flachses beträgt in England nur 18 Pfd. St. Schlägt man nun auch noch 10 bis 12 Pfd. für die Zubereitung hinzu, so ist dieß immer noch bedeutend weniger als der russische Hanf, der in England 40 bis 45 Pfd. St. die Tonne kostet. (Echo du Monde Savant. 12 Sept.)

Schlösser zur Entdeckung von Dieben. Ein Hr. Pierce hat ein Patent genommen auf eine verbesserte Art Schlösser, welche nicht nur jedem Versuche, dieselben auf andere Weise als mit dem rechten Schlüssel zu öffnen, Trotz bieten, sondern auch denjenigen, der sie anders zu öffnen sucht, auf eine Weise zeichnen, die sich in Wochen nicht wegschaffen läßt, und somit den Thäter kenntlich macht. (Litt. Gaz. vom 5 September.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 112** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Spanische Legenden von Jose Joaquin de Mora.** (Fortsetzung.) — **Victor Hugo's Strahlen und Schatten.** (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 112.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

1 Oktober 1840.

Spanische Legenden von Jose Joaquin de Mora.

(Fortsetzung.)

2) Die Stickerin von Granada. Eine Note des Dichters erzählt die historische Grundlage dieses Stückes. Zur Zeit der Königin Isabella war nämlich eine Pfannkuchenbäckerin in Granada wegen ihrer Fertigkeit berühmt. Um der Königin, die Pfannkuchen sehr liebte, gefällig zu seyn, ritt Don Gonzalo von Cordova nach Granada, wo er die Maurin gewaltsam entführte, und zur Königin brachte. Der Dichter verwandelt nun, „weil Pfannkuchen sich nicht gut poetisch ausschmücken lassen," die Pfannkuchenbäckerin in eine Stickerin, die durch Liebesvorspiegelungen, die nicht fehlen dürfen, „weil Liebe ein durchaus nöthiger Bestandtheil der Abenteuer und Schilderungen jener Zeiten ist," bewogen, dem Don Gonzalo von Cordova zu folgen, an den Hof kommt, wo sie sich enttäuscht findet, und nun langsam hinwelkt.

3) Eine Mutter. Ein Flüchtling flieht eine edle Dame, die in einem einsamen Hause in Sevilla wohnt, um Aufnahme für die Nacht, die ihm auch freundlich gewährt wird. Am andern Morgen ist der geheimnißvolle Gast, der seinen Namen nicht nennen wollte, spurlos verschwunden. Da vernimmt die Frau, daß während der Nacht blutiger Kampf im Alcazar gewesen, und hier ihr Sohn als Empörer gefangen und zum Tode verurtheilt sey. Schnell eilt sie zum Könige hin, der sie schon von ferne erkennt, und seinen Leuten sagt, man solle dieser Frau geben, was sie verlange. Sie begehrt die Freiheit von Gil Valpuesta. Ihre Forderung wird dem König hinterbracht, der sie als seine Lebensretterin erklärt, denn der König selbst war jener Flüchtling, der in ihrem Hause Schutz gesucht, während Aufruhr in seinem Palaste wüthete. Er fragt nach dem Grunde gerade dieser Bitte, und erfährt, daß diese Frau die Mutter des Jünglings ist, der er großmüthig ihren Sohn wieder gibt. Nicht gedenkt der König, daß Gil Valpuesta der Sohn des gefährlichsten Feindes des Maurenkönigs ist; daß erst nach den hartnäckigsten Kämpfen, in welchen sein ritterlicher Vater erlag, der Jüngling in die Gefangenschaft des Königs gerathen, wohin seine Mutter ihm gefolgt war, und sich, um ihm beständig nahe zu seyn, in Sevilla niedergelassen hatte; daß Gil an der Spitze der Angreifenden im Alcazar gestanden, und erst nach der kraftvollsten Gegenwehr besiegt worden.

4) Der Apotheker von Zamora. Ein Gemälde im Style der niederländischen Schule. Ben Jusef sitzt in einem seltsamen Anzug, der aber seinem Charakter entspricht, mit welkem Antlitz und langem Barte, zwischen seinen Büchsen und Dosen, die wunderbare Dinge enthalten. Sein Gemach ist mit den seltsamsten Gegenständen ausgeschmückt; ähnlich dem Wunderdoctor im Hudibras erscheint er selbst. Er ist Apotheker, aber auch Zauberer, der Lebenseleriere feil hat, verlorne Sachen ausfindig macht, und den Mädchen einen Bräutigam verschafft. Er wird von den Mauren als Spion in das Heer der Spanier geschickt, und bringt die Nachricht, daß in der kommenden Nacht von dem Feinde nichts zu befürchten sey. Da aber die Mauren sich sorglos Festschmausereien hingeben, erfolgt ein Ueberfall. Ben Jusef findet selbst ein schimpfliches Ende. (S. 68.)

Als das Morgenroth erschienen
Nach des nächt'gen Sturmes Beben,
Sah am Galgen man vor ihnen
Der Quacksalber Perle schweben.
Ob den Lohn er thät verdienen,
Ob Falschheit, ob Irrthum eben
Sein Andenken schnöd befleckte,
Die Geschichte nicht entdeckte.

5) Der Sohn Don Farfans. Don Farfan belagert Lopera. Er sieht seinen Sohn von der Stadt herkommen, und bezichtigt ihn mit heftigen Worten eines Einverständnisses mit dem Feinde. Sturm auf die Stadt. Der Jüngling dringt siegreich durch ein Thor, und die Stadt wird erobert. Freudevoll schließt der Vater ihn an sein Herz, doch der Jüngling erwiedert: jene Pforte öffnete mir ein Maurenmädchen, die ich

Digitized by Google

heute besuchte. Sey nun Lopera Spaniens, mein die schöne Pförtnerin.

6) Hermijio und Gotona. In Galizien arbeitet ein Jüngling auf dem Ambos eines Waffenschmiedes. Von Thatenlust entbrannt, rüstet er sich mit den Waffen, die er verfertigt, und eilt zum Heere des Königs Don Saucho, wo seine Tapferkeit ihn bald auszeichnet. Aber verwundet findet ihn die einfache Gotona, die in frommer Zurückgezogenheit lebt. Drei Tage verweilt er in ihrer stillen Hütte, wo beide sich ewige Liebe geloben. Indessen erinnert der König sich seiner, und Don Gelimer bezeichnet ihn als den Neffen des Bischofs Ero, der sich seiner nicht angenommen. Jetzt aber läßt ihn der Bischof zu sich berufen, und will ihn mit einer reichen Dame verbinden. Hermijio schlägt diesen Vorschlag aus, und ein befreundeter Abt vermählt ihn mit seiner Gotana. Fruchtlos sind die Racheversuche des beleidigten Oheims. Hermijio gewinnt Ehre und Reichthum durch seine Tapferkeit.

7) Die Florida. Von allem Treiben der Welt zurückgezogen, lebt der ergraute Kriegsheld Gil von Oñate bloß der Liebe seiner Tochter Jnes. Da beruft ihn Philipp der Zweite, ein Schiff in der großen Flotte, die er gegen England ausgerüstet hatte, zu führen. Aber Jnes vermag sich nicht von ihrem Vater zu trennen, und besteigt mit ihm das Schiff: die Florida. Von der Gewalt der Elemente wird die glänzende Flotte vernichtet. Mehrere Tage auf dem Meere umhergeworfen, landet endlich die Florida an einer fremden Küste. Jnes betritt das Ufer, wo ihr ein blühender Jüngling begegnet. Es ist Maclean, der Häuptling eines mächtigen Clans; das Land ist die Jnsel Mull, nicht weit von der schottischen Küste. Liebe nähert den Schotten und die spanische Jungfrau. Aber während sie schwärmend in ihm das Jdeal männlicher Tugend anbetet, sind seine Gefühle niederer Art. Er ist bereits verheirathet, und Lady Maclean sinnt auf Untergang dieser neuen Verbindung. Eine heftige Explosion erschreckt in der Nacht die Jnselbewohner, und wo die Florida vor Anker gelegen, sah man nur noch Trümmer und verstümmelte Leichen, die auf der See umhertrieben. Unter ihnen war die schöne Jnes.

8) Scene aus den Zeiten des Lehenwesens. Ein fürchterlicher Zustand wird beschrieben: überall Gesetzlosigkeit und Gewalt, das Volk ein Opfer der Großen, überall Rohheit und Gräuel. Vor andern zeichnet sich Don Arias durch Reichthum und kriegerischen Sinn aus. Ruhe und Friede ist ihm verhaßt, seine einzige Lust Krieg und Blutvergießen. Von dem edeln Don Alphonso, in dessen Adern königliches Blut strömt, dessen Ruhm vormals weit gepriesen war, den aber das Glück seit einiger Zeit verlassen hat, fordert er die Hand seiner einzigen Tochter, der reizenden Estrella. Diese wird ihm verweigert und Rache schnaubend zieht er gegen Alphonso, dessen Krieger er schlägt, dessen Burg er zerstört, und kehrt siegreich, Vater und Tochter als Gefangene mit sich führend, von seinem Feldzuge zurück. Trüb und düster war das Festmahl, welches der Wütherich veranstaltete zur Feier seiner Hochzeit mit der unglücklichen Estrella. Da erscheint ein armenischer Sterndeuter, der von Arias aufgefordert, ihm das Horoskop zu stellen, ernst entgegnet, eher sollen Tiger sich mit Lämmern verbinden, als du mit dieser Jungfrau. Schon blitzt das Schwert in des zornigen Arias Händen, doch schneller trifft ihn der tödtende Stahl des Fremden. Freudig sehen die Mannen den Tod ihres Zwingherrn. Des Sterndeuters Bart und Hülle sinkt, und ein Jüngling erscheint, Estrella's Geliebter, den nun Liebe reichlich lohnt.

9) Zafadola. Der Maurenkönig Zafadola beherrscht friedlich und gerecht einen Theil Spaniens. Feindliche Rotten erscheinen, die gewaltig mehrere mächtige Königreiche schnell erobern. Um gegen sie geschützt zu seyn, ergibt sich Zafadola dem Könige Alphonso von Leon. Alphonso nimmt ihn zuvorkommend auf, und bald bewirbt sich jedes „höfische Jnsect" um seine Gunst. Einer der Höflinge, Farfan, entbrennt in Liebe zu Saled, einer Favoritin Zafadolas, wodurch er sich von diesem eine Zurechtweisung zuzieht. Farfan schwört Rache. Nicht lange nachher bricht ein Aufruhr gegen König Alphonso aus, an dessen Spitze Farfan steht. Alphonso schickt Zafadola gegen ihn, der ihn besiegt und gefangen dem Könige überliefert. Doch entgeht derselbe der verdienten Strafe. Alphonso zieht zu neuen Kriegen, während Zafadola die Mauren bekämpft. Jm Lande entstehen neue Unruhen; Zafadola, der sie unterdrücken soll, verlangt Unterstützung, und Alphonso stellt Farfan, der sich bei ihm einzuschmeicheln gewußt, an die Spitze der Hülfstruppen. Zafadola, der, um die Unterthanen zu schonen, keine Lasten ihnen aufgelegt und keine Abgaben eingetrieben hatte, leidet Geldmangel, und verlangt von Farfan, der von Beute und Raub schwer herankommt, Geldunterstützung. Farfans stolzes Benehmen reizt Zafadola zum Zorn und zu heftigen Aeußerungen hin, und nun erschlägt ihn Farfan. Mit Gleichgültigkeit hört Alphonso die Nachricht von Zafadola's Ermordung.

10) Die Schlacht von Fraga. König Alphonso streitet siegreich gegen die Mauren. Trotz bietet ihm Fraga, welches er mit der Blüthe der Ritterschaft belagert. Schreckliche Hungersnoth wüthet in der Stadt, deren Abgeordnete wegen einer Uebergabe unterhandeln wollen. Alphonso weiset sie zurück, denn er hat allen Einwohnern den Tod geschworen. Da rückt ein überlegenes, von Siegen in andern Theilen Spaniens trunkenes, maurisches Heer zum Entsatz heran. Die Spanier bereiten sich zum Kampfe und beten zum Himmel um Hülfe. Und nun folgt eine Stelle, die in ihrer Art ganz allein im ganzen Werke steht, wegen deren aber der Dichter es für nöthig erachtet, sich auf eine alte Chronik zu berufen, woher sie entlehnt sey. (S. 172.)

Ein Geist ist in des Himmels hohen Auen,
Jn dem die armen Sterblichen erschauen
Einen Fürsprecher liebevoll und milde;
Ein Geist, der dringet zu dem Lichtgefilde,
Wo seinen hehren Thron der Herr gegründet,
Und der, erröthend, zu Mitleid entzündet,
Jn bangen Händen beut, mit Seufzer Wehen,
Des Kranken, des Gefangnen frommes Flehen,

Digitized by Google

Der Gattin und der Mutter voller Treue.
Doch Gabriel verehrt in heil'ger Scheue
Das, was die höchste Macht gerecht verhänget;
Und da der Aragonier hart bedränget
Zu höhern Zonen seine Klag' entsendet,
Der Engel weicht und sein Antlitz abwendet.

Der Untergang des spanischen Heeres ist im Himmel beschlossen. Eine blutige Schlacht beginnt, in welcher die herrlichsten spanischen Helden fallen. Der kühnste derselben ist noch unverletzt. Hören wir den Dichter selbst, damit wir sein Talent zu malenden Beschreibungen, das wir bei der Darstellung von Naturscenen schon betrachtet haben, genauer kennen lernen. (S. 178.)

Noch trotzte Gaston, der in Kriegsgefahren
Mit der Bergsöhne unbezwungnen Schaaren
Zum Blachfeld bald, bald zu bestürmtem Thurme,
Schnell Schutz gewährend, eilet gleich dem Sturme.
Und ob ihn drängend dichte Schwärm' umgeben
Von Feinden, doch zu glorreich hohem Streben
Treibt die Gefahr ihn, der das Heer erlieget,
Und unverweilt er ihm zu Hülfe flieget.
Auf sein Geheiß zerstreute Trümmer dorten
Vereinen sich; und mit beredten Worten,
Erfüllt von Kraft und Feu'r, beseelt er wieder
Den Muth, der schwindet, der sank gänzlich nieder
Mit starker Menge kränzt er einen steilen
Gipfel des Bergs, den viele Furchen theilen.
Der Mauren Feldherr überrascht gewahret
Die sichre Lenkung; da Alphonso schaaret
Die Haufen, die des Lagers Schutz sich weihen,
Vorsichtig ausdehnt Gaston seine Reihen,
Die sich den Mauren zu empfangen rüsten.
So wie sich häufen in der Sara Wüsten
Flugsandes Hügel, die aufregt mit Heulen
Das Wehen des Orcans, dichteste Säulen
Vor sich hintreibend, drehend sich im Kreise,
Nach eines fürchterlichen Riesen Weise,
Der trunken in qualvollen Krämpfen schwanket:
So Afrika's schwerfäll'ge Macht auch wanket,
Verwirrt sich, theilt sich, daß den Weg sie bahne
Zu Gaston, der aufpflanzet stolz die Fahne,
Auf höchste Felsenspitz', und ihr zur Seite
Die Feinde rufet zu dem letzten Streite.
Terufin naht, und auf Araberrossen
Zweitausend Bogenschützen, ihm Genossen,
An die alsdann sich die Armbrüste schließen,
Die Schleuderer folgen, und ein Schwarm mit Spießen,
Gleich dichtem Fichtenwald. Im Christenheere
Zwei Reihn stehn, gut gewappnet, deren Speere
Hellglänzend schimmern, eine starke Mauer,
Ein zweifach Gitter, Bollwerk fester Dauer.
Nicht gab der Himmel mir die Kraft zu schildern
Dir, Leser, in getreuen, wahren Bildern
Was wärd' in Tasso's Liedern würdig prangen;
Nicht, wie um Einen Fleck sie furchtlos rangen,
Der hundertmal gewonnen und verloren;
Nicht, jene wilde Wuth zum Tod erkoren,
Die, Brust und Arm durchglühend, sie erwecket;
Nicht, wie von blut'gen Trümmern überdecket
Der Boden war, von Strömen Bluts, von Leichen.
Die Höll' entsandt' aus ihren schwarzen Reichen
Dorthin verdammte Schaaren, deren Zungen
Ausströmten von gottlosen Lästerungen,
Die, unstet schwebend, durch die Lüfte schwammen,
Und niedergossen grausen Hasses Flammen.
Drei lange Stunden dauert jenes Ringen,
Bis zu der Höh' als Sieger endlich dringen
Die Mauren. Ueberschwemmt von weiten Fluthen
Ungläub'ger Haufen Spaniens Reihn verbluten.
Da ist Niemand, dem Flucht vermag zu retten
Sein elend Daseyn, noch dem schwere Ketten
Das Haupt in Knechtschaft beugen, hart und bitter.
Hinsinket Edler, Page, Knappe, Ritter,
Hinsinkt Galvete und Fortunel, zur Seite
Den beiden Armen sinkt, im heißen Streite
Von eines Mauren schnellem Pfeil getroffen,
Gentul, der Vigorrese, und weit offen
Die Wunde klafft, die grimmer Stahl gesprendet,
Aus der Held Gaston letzten Hauch entsendet.

So ist das spanische Heer vernichtet. Der König selbst entflieht mit Mühe, und stirbt nicht lange nachher in einem Kloster gebrochenen Herzens.

11) Don Lope. Die Mauren nahen. Das Volk flieht in großer Bestürzung. Don Lope zieht zum Kampfe gegen sie. Zornig fordert er den Tod des mauriſchen Anführers, durch dessen thierische Wuth Don Lopes Schwester gestorben war. Er erlegt den Verruchten, und entflammt dadurch den Muth der spanischen Jugend. (S. 190.)

So wie zwei wilde Quellen,
Die von erhabnen Steinen
Entströmen ihre Wellen,
Sich Christ und Maure einen.
Die spanischen Gesellen
Gleich zorn'gen Löwen schreinen;
Da muß das Mitleid schweigen,
So Rasende sich zeigen.

Der Sieg krönt die christlichen Waffen, aber Don Lope ist selbst gefallen.

(Schluß folgt.)

Victor Hugo's Strahlen und Schatten.

(Fortsetzung.)

Ein Blick in eine Mansarde.

I.

Die Kirch' ist hoch und weit; die blum'gen Fensterbogen
Der Glockenthürme sind von Garb' und Klee umzogen,

In ihrer Roſenpracht die Pforten ſchimmernd ſtehn;
Unter der Wölbung ſieht man Abends ein Gewimmel
Von Engeln und von Frau'n, die Höll' gemengt dem Himmel,
Eine geſpenſt'ſche Welt halb wie im Traum geſehn.

Doch nicht die Kirche iſt's, die ſtolz gewölbten Hallen,
Mit Scheiben und Portal, Niſchen und Lichtern allen,
Façad' und Thürme nicht, worauf mein Blick gebannt!
Nein! dort zum Schatten hin will meine Seele dringen,
In das Gemach, draus tönt ein zärtlich kräft'ges Singen,
Wie 'n muntres Vögelein hart an des Daches Rand.

Ja, ſchön iſt dieſer Bau, doch ſüß iſt jenes Zimmer;
Vor zieh' der ſtolzen Eich' das Neſt von Moos ich immer,
Der Windsbraut vor den Weſt auf grünem Wieſenplan;
Mein Herz hat ſtets, verirrt auf zornig hell'nden Wogen
Das dunkle Meergras vor dem ſteilen Fels gezogen,
Der Schwalbe ſeel'ge Brut dem prächt'gen Ocean.

II.

Du friſch Gemach! auf geht das Fenſter dort, das kleine,
Hinter dem Laubverſteck von gelbig grünem Scheine,
In trauter Nachbarſchaft vom gothiſchen Portal.
Die grüne Jalouſie, an den drei Nägeln hängend,
Dort drohend zu entfliehn, und hier heran ſich drängend,
Iſt einem Fächer gleich, neckend den Sonnenſtrahl.

Die ſchöne Lilie vor dem kleinen Heiligthume
Füllt mit der Wurzel an und krönt mit ihrer Blume
— Nah der Dachrinne, drin ſchläft 's Kätzchen, abgeſeimt —
Den Scherben, fremdgeformt aus Porcellan, dem blauen,
Darauf man ſchimmern ſieht prächtig geſchweifte Pfauen,
Und jenes blaue Land, das der Chineſe träumt.

Innen, bald ſichtbar ſchwebt und bald verdeckt vom Schilde
Ein Schatten, eine Fee, ein grazienhaft Gebilde,
Ein Mädchen aus dem Volk; ſo fröhlich ſchallt ihr Lied!
Man ſagt, ſie lebt verwaist hier von der Welt geſchieden,
Doch oft erſcheint ſo ruhig ihr Weſen, ſo voll Frieden,
Wie Eine, welche klar das Antlitz Gottes ſieht.

Wer ſie nur angeſchaut, tief ihre Würde ſpüret;
Kein Sturm hat ihrer Bruſt Wellen noch aufgerühret;
Das holde Vöglein ahnt ſich nicht vom Feind bedroht;
Den Farbenſchmelz hat noch des Falters Flügelhülle,
Der Jungfrau Seele noch des Lichtes ganze Fülle,
Noch in der Blume ruht der Thau vom Morgenroth.

Es iſt als ob das Aug' im dunkeln Stübchen ſchaute
Verſammelt eine Welt, die freudenvolle, laute,
Den Platz, die Wandrer all, die Kinder, ihr Gewühl;
Die Frau'n, langſamen Schritts unter der Kirch' verſchwindend,
Geſichter, durch Geſang zur Freude ſich entzündend,
Der Sonnenſtrahlen und der Schattenbilder Spiel.

Die Glückliche! um ſie wie in des Tempels Hallen
Reiht ſich was ſittſam, gut, was nur ein Wohlgefallen,
Die Blume ſammelt Seim, die Blum' zum Himmel lacht,
Schatten ſtreut aus der Thurm, vorm Fenſter ſteckt am Abend
Unſichtbar, ſeinem Herrn folgſam, das Auge labend,
Der Stern, der ſtille, an der Feuerkron' Pracht.

Auf ihren ſchönen Hals, von Sittſamkeit umfloſſen,
Sind prächt'ge Spitzen nicht und Stickerei'n ergoſſen —
Ein einfach Tuch nur ſchlingt um ihn ein keuſches Band.
Nicht Perlen trägt die Stirn, doch trägt auch keine Falten,
Das Auge, klar und friſch, hegt magiſche Gewalten;
Wo's Auge glänzt ſo hell — was ſoll der Diamant?

III.

Des Stübchens Ecke dort ein friedlich Bettchen wahret;
Das Buch liegt auf dem Bett, drin Gott ſich offenbaret,
Die Heiligenlegend', das einz'ge Pantheon;
Im dunkeln Winkel dort an des Kamines Seiten,
Zwiſchen des Lenzes Kranz und der Gebenedeiten,
Vier Nadeln an die Wand heften Napoleon.

In dem Käfig der Aar? Warum nicht? in dem Schatten
Des Stübchens, wo ſich Ruh und ſüße Unſchuld gatten,
Wo ſchläft das ſchöne Kind, wie eine Lilie hold:
Wo Freude und Anmuth und Friede ſich umranken,
Da hör' ich wohl, verſenkt in träum'riſche Gedanken,
Das Raſſeln vom Geſchütz, das Auſterlitz zu rollt.

Und nah dem Kaiſer, reich an Kronen und an Kränzen —
O ehrenwerther Stolz der armen Waiſe! glänzen
Sieht man das Kreuz, das auf der Bruſt der Tapfern blitzt;
Des Kriegers Kreuz, der fiel wie Helden fallen; ſenden
Wollt' er mit Vatertreu' noch aus des Grabes Wänden
Ein wenig ſeines Ruhms, daß es ſein Kind beſchützt.

IV.

O Kreuz Napoleons! Kriegsſpielzeug, ſchön erſonnen!
Ein Lorbeerkranz, durchzuckt von Strahlen goldner Sonnen!
Wenn ſeine Helden er führte zu Kämpfen ſchwer,
Ließ er's, der Welt Herrſchaft nie müde zu erſtreben,
Während des ganzen Kriegs ob allen Häuptern ſchweben;
Vollbracht das große Werk, ſprach er dann: tretet her!

Und dann gab er ſein Kreuz den ſtoiſch ſtarken Seelen;
Die Thräne konnten dann die Helden nicht verhehlen,
Vor ihrem Halbgott ſich verbeugend ſtumm und tief;
Es war als ob ſein Geiſt des ihren Gluthen ſchürend,
Mit ſeiner Flammenhand der Tapfern Herz berührend,
Aus ihrer eignen Bruſt hervor den Stern erſt rief!

(Fortſetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 276.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 October 1840.

Die Befestigung von Paris.

Wir haben im Jahre 1836 Nr. 316—318 unsere Ansichten über Paris als Hauptstadt von Frankreich und über die Centralisation alles politischen Lebens in derselben ausgesprochen, und verweisen in Bezug auf die jetzt beabsichtigte Befestigung von Paris auf diesen Artikel, dessen Ansichten wir noch jetzt vollkommen theilen, und da wir uns nicht wiederholen wollen, so müssen wir auf denselben zurückweisen. Die Befestigung von Paris, dieß riesenhafte Unternehmen, ist in der That nichts als die Vollendung des Systems, das Paris zum Focus aller geistigen Thätigkeit gemacht hat, die letzte nothwendige Folge der innern Gestaltung Frankreichs, welches das Land der Städtebevorzugung und der Unterdrückung des Landvolkes bleiben zu sollen scheint. Man hat nach dem beliebten materialistischen und uniformirenden System nur diejenigen zu Wählern erklärt, welche 250, und die als wählbar, welche 800 Franken directe Steuern bezahlen. Natürlicher Weise befindet sich das meiste baare Geld da, wo die meisten Menschen auf einem engen Raume zusammengedrängt sind, d. h. in den Städten, und somit ist die Zahl der Wähler in den Städten ohne Vergleich größer als auf dem Lande. Die größere Thätigkeit und Betriebsamkeit ist gleichfalls in den Städten, und somit gewinnen diese ein Uebergewicht, das den Samen eines tiefgreifenden Hasses zwischen Städtebevölkerung und Landvolk ausstreut, eines Hasses, wovon man sich im Innern Frankreichs auf jedem Schritte überzeugen kann.

Paris, die Königin der französischen Städte, übt auch die größte Macht aus, und diese Macht wird noch durch die darin wohnende Regierungsgewalt ins Unendliche gesteigert. Aber eben damit ist auch der Haß gereift, und es gibt allerdings eine nicht unbeträchtliche Partei in Frankreich, welche Paris on seiner künstlichen Höhe herabstürzen möchte. Für diese ist die Befestigung von Paris ein furchtbarer Schlag, denn sie vereitelt auf lange Zeit hinaus ihre Hoffnungen. Die Revolution von 1830 hat den Sieg der haute bourgeoisie entschieden, und mit und durch diese herrscht die gegenwärtige Regierung. Liefert sie nicht Deputirte genug, um den Buchstaben des Rechts in allen Maaßnahmen für sich zu haben, so wird Einschüchterung und Bestechung das Uebrige thun. Zu dem Ende aber muß man sich der Stimmung der Hauptstadt vor Allem versichern, und dieß wird im Wesentlichen durch die Befestigung erreicht. Auch nur die Furcht vor einem Kriege scheucht Tausende von Fremden aus Paris fort, und viele andere Tausende werden dadurch mehr oder minder brodlos, und vermehren die, ohnehin nach vielen Tausenden zu berechnende Zahl von Menschen in Paris, die, wenn sie Morgens aufstehen, nicht wissen, wovon sie den Tag über leben sollen. Vor diesen hat man sich zu hüten, und ein erstes Erforderniß ist, sie zu beschäftigen: wie man im J. 1830 der Regierung 100 Millionen zu öffentlichen Arbeiten votirte, hauptsächlich um diese gefährliche Volksclasse zu beschäftigen, so greift die Regierung jetzt zu demselben Mittel und gewiß mit demselben Erfolg: sie wird das niedrige Volk in Unterwürfigkeit halten, weil es zu arbeiten und zu leben hat. Dadurch ist zugleich möglichen Einflüssen von außen und innen vorgebeugt, da man sich in Paris wohl erinnert, daß mit einigen Hunderttausend Franken, wohl angewendet, mancher furchtbare Aufstand von außen angezettelt wurde.

Aber nicht bloß das niedere Volk wird, wenigstens für Jahre hinaus, zufrieden gestellt werden, auch die vermöglichern Bürger werden daran Theil nehmen. Seit den Finanzmaaßregeln Villele's sind ungeheure Massen von Geld nach Paris geströmt, zum Nachtheil des übrigen Frankreichs, wo der Zinsfuß weit höher steht. Dieß System ist durch seine natürliche Entwicklung immer vorwärts geschritten, und Paris schließt jetzt einen Theil des beweglichen Vermögens von ganz Frankreich in sich, der aller Wahrscheinlichkeit nach weit über die Hälfte betragen muß. Erwägt man nun, daß das jetzige Ministerium gleich bei seinem Amtsantritt die Ausführung eines Eisenbahnsystems durch ganz Frankreich, mit Paris als Mittelpunkt, ankündigte; erwägt man, daß nicht nur die unermeßlichen Summen, die dazu erforderlich sind, in Paris und auf dessen Börse aufgebracht werden müssen, sondern daß es überhaupt eine Wirkung der Eisenbahnen scheint, einzelnen großen Mittelpunkten vorzugsweise das Leben und die Bewegung zuzuführen, so müssen diese vereinten Umstände auf den Reichthum von Paris einen

unermeßlichen Einfluß ausüben, und denselben, so wie die Einwohnerzahl von Paris, unglaublich vermehren. Alsbald nach Bekanntwerdung der Plane der Regierung hinsichtlich des Eisenbahnsystems wurde darum auch die Ansicht laut, daß jetzt der reiche Pariser Bürger Landhäuser und Landgüter in einer Entfernung von mehr als hundert Stunden von Paris besitzen könne, ohne deßhalb seinem Pariser Wohnsitz und seinen Gewohnheiten zu entsagen. Der rasch steigende bewegliche Reichthum von Paris wird somit sich im Lande umher Besitzungen kaufen, und, abgesehen von dieser bürgerlich-aristokratischen Stellung, wird der Einfluß auf die Wahlen nicht ausbleiben, denn der liberale Bürger von Paris wird seine Pächter so gut für seine Ansicht in den Wahlhandlungen stimmen lassen, als in England der hochtoryistische Lord.

Man sieht also, die Aussichten für eine Vervollständigung des jetzigen Systems sind ganz günstig, und die Maaßregeln mit Klugheit und Vorbedacht ausgewählt. Paris ist noch immer im Steigen und wird seine Herrschaft über Frankreich fester und stärker als je begründen. Noch sind diese Widerstandsmittel gegen diese Herrschaft viel zu schwach, noch ist die öffentliche Meinung zu sehr für die Centralisation, für die „métropole intellectuelle du monde" — ein neuer Ausdruck für centre de la civilisation — eingenommen. In Zukunft werden der Präfect von Paris, der Commandant der Nationalgarde und der der Garnison so wichtige politische Personen seyn, als irgend ein Minister, und die Aehnlichkeit der Weltstadt mit den Republiken des Alterthums, wenn auch mit halb monarchischen Einrichtungen, wird immer stärker hervortreten. Eigenthümlich ist es, daß diese Bewegung in Frankreich mit einer andern geradezu entgegengesetzten in Spanien zusammentrifft, woraus sich zum mindesten der Schluß ziehen läßt, daß auch unter den romanischen Nationen keine Uniformitätsprincipien Geltung erlangen, und alle in verschiedenartiger Weise sich entwickeln werden.

Russische Reiseberichte.

Zweiter Brief.

Moskau, d. 10 Junius 1840.

Von der Brücke über die Wolga herab fuhren wir nach Twer hinein, das jetzt nur noch durch seinen Namen an den alten Ursprung mahnt, denn außer einigen Kirchen und der Kathedrale zur Verklärung des Herrn, wo die Gebeine des heil. Michael, des Großfürsten von Twer, ruhen, gibt es fast keine Alterthümer hier. Die Stadt liegt auf dem Berge, wie gewöhnlich die Städte aus dem Mittelalter, das nur an seine Unabhängigkeit dachte, und in seinen eignen Kräften Schutz suchte. Die steinernen Häuser, fast alle mit Ocker angestrichen, mit weißen Streifen an den Fenstern, und mit Balkonen versehen, sind von Gärten umgeben und stehen zwischen breiten, geraden Straßen. Das alte Twer wurde im Jahre 1182 von dem Fürsten Wsewolod gegründet, der in Torshok regierte, und sich dadurch im Falle eines Krieges mit Nowgorod zu schützen gedachte, aber die Tartaren zerstörten die Stadt im J. 1237. Jaroslaw III baute sie wieder auf, und sein Sohn Michael befestigte ihre Unabhängigkeit. Damals folgte nicht gerade der älteste Sohn, sondern der nächste älteste Verwandte in der Herrschaft, was zu einer Menge innerer Kämpfe Veranlassung gab, indem mit der Vermehrung der fürstlichen Familien auch die Schwierigkeit stieg, den wahren Nachfolger zu bestimmen. Wenn nun einer der Theilfürsten zur großfürstlichen Würde gelangte, so machte er gewöhnlich sein besonderes Fürstenthum zum ersten, und so wurde auch Twer im dreizehnten Jahrhundert zum Großfürstenthum. Als Fürst Georg Danilowitsch von Moskau während seines Aufenthalts bei der mongolischen Horde die Liebe der Tochter Usbeks gewann, gab dieser sie ihm zur Ehe, und als Mitgabe erhob er ihn auf den großfürstlichen Thron. Georg erregte einen Aufstand gegen Michael, zog gegen Twer, wurde aber geschlagen und selbst seine junge Gattin gefangen genommen. Sie nahm das Christenthum und den Namen Agafia an, starb aber bald darauf, Michael wurde 1311 als Mörder zur Horde vorgefordert und endete sein Leben unter Martern im J. 1312. Georg nährte einen solchen Haß gegen Michael, daß er bei seiner Hinrichtung zugegen war, und selbst die Henker aufmunterte. Nach Michaels Tode bestieg er den großfürstlichen Stuhl, und er war es, der das Erstgeburtsrecht begründete. Im J. 1320 gelangte Michaels Leiche über Moskau nach Twer, und da man sie noch unverwest fand, wurde sie in der Kirche zur Verklärung beigesetzt. In der Folgezeit wurde Twer bald von den Tartaren, bald durch die Zwistigkeiten unter den Fürsten, bald durch Feuersbrünste verheert. Die Spuren des letzten Brandes, der erst im vorigen Jahre stattfand, sieht man noch jetzt. Das jetzige Twer rechnet seinen Ursprung erst aus dem Anfang der Regierungszeit Katharina's II, welche zum Wiederaufbau der Stadt 200,000 Rubel Silber anwies. Jetzt findet sich in Twer ein kaiserlicher Palast und eine Menge Fabriken; der Kreis zählt über 50,000 Einwohner männlichen Geschlechts und gegen 600,000 sind im Gouvernement.

In Twer hielt der Postwagen eine halbe Stunde, und es war Nacht, als wir das moskauische Gouvernement betraten. Die Stadt Klin liegt auf einem Berge und besteht größtentheils aus hölzernen Häusern, hat jedoch eine sehr große steinerne Kirche im byzantinischen Style und einen Marktplatz, der von dem Reichthum und der Gewerbthätigkeit der Stadt zeugt. Jenseits Klin eröffnen sich immer mehr malerische Ansichten, aber bei der kürzlich errichteten Poststation Chimka, welche eben so nahe bei Moskau, als Tschetyre Ruki bei Petersburg und eben so ärmlich als die letztere reich ist, wird die Natur wieder einförmig; plötzlich jedoch enthüllt sich Moskau, und der Reisende wird durch das Unerwartete des Gemäldes betroffen. Wenn man zwei Werste weit über Chimka hinaus ist, erblickt man bereits in der Ferne einige Thürme; dieß ist der Peterspalast, welcher dem byzantinischen Style angehörte, und dessen rothes, mit weißen Streifen geziertes und mit einer grünen Kuppel bedecktes Schloß von Minarets umgeben ist. Von diesem Gebäude an bis nach Moskau erheben sich an den Seiten der Boulevards schöne Landhäuser mit künstlichen Erdaufwürfen, Gärten u. dgl.

Ich habe nicht im Sinne, das oft beschriebene und wohl bekannte Moskau noch einmal zu schildern; aber Moskau verändert sich mit jedem Jahre, und somit ist immer Einiges zu berichten. Wenn man durch das Triumphthor gefahren und an der Kirche des wunderthätigen Nikolaus vorüber ist, gelangt man in die Gartenstraße; gerade so fängt Petersburg auch an, nur mit dem Unterschiede, daß es in Moskau eine wirkliche Gartenstraße und jedes Haus mit einem Palissadenzaun und Bäumen umgeben ist.

Ich hatte mir Moskau als eine alte Dame vorgestellt, die nur als Antike beachtenswerth sey und einen durch ihre gefälschte Schönheit anzulocken suche, aber ich täuschte mich gewaltig. Eine heitere Stadt mit grünen Hausdächern, mit goldenen Kirchenkuppeln, nach allen Seiten mit gut gepflasterten Straßen, mit reinlichen, großen Plätzen und schönen Brunnen, eine Stadt, die von Leben und Fröhlichkeit rauscht, das ist Moskau! Wenn man es betrachtet, sollte man nicht glauben, daß es in früherer Zeit so viele Unfälle und Noth erfahren. Es hat muthig die Zeit der Prüfung überstanden, und man sollte sie nicht das alte Moskau, das Mütterchen (Matuschka) nennen, denn sie ist jung, eine geliebte Tochter Rußlands, die, wie Antigone ihren Vater Oedipus, ihr Land nie verlassen hat; sie ist ein im Prüfungsfeuer von 1812 bewährtes Gold, eine Stadt, die zu neuem Leben wieder geboren ist.

Nachdem wir einen Theil der langen Gartenstraße, die fast die ganze Stadt umgibt, durchfahren hatten, hielten wir in der Nähe des Postamts, und ich betrat das zur Aufbewahrung der Postwagen bestimmte Gebäude, das eben so schön gebaut ist wie das Petersburger; von da begab ich mich in den Gasthof von London, welcher der beste in der Stadt seyn soll. An der Mauer des Hauses ist ein ungeheures Heiligenbild von Bronze mit einer Lampe angebracht, wobei zu bemerken, daß in Moskau nicht nur sämmtliche Kirchen auch auf der Außenseite mit Bildern geschmückt sind, sondern selbst viele Privathäuser. Der Gasthof von London steht den sogenannten Liebhaberbuden (ochotny ræd) gegenüber, wo vor einem langen zweistöckigen Gebäude Tische mit den verschiedenartigsten Gegenständen aufgestellt sind, Käfige mit Hühnern, Bauerwagen und dgl. Von dieser Budenreihe an beginnt der Kaufhof, der ein längliches Viereck von ungefähr 350 Klaftern im Umkreis mit fortlaufenden Säulenreihen und Bogen bildet. Die zum Theil gewärmten Buden enthalten alle möglichen Waaren, Tuch, Tabak, Kleider, Brod, Krystallsachen, Silberzeug u. s. w. Am bemerkenswerthesten sind aber die Nesseltücher, Goldstoffe, Seidenzeuge und dgl. von moskauischer Fabrik, welche den fremden kaum etwas nachgeben dürften. Die Erbauung des jetzigen Kaufhofes fällt in das J. 1786, obwohl früher auf derselben Stelle bereits im fünfzehnten Jahrhundert ein Kaufhof stand. Er stößt mit seiner Hauptfronte an den rothen Platz, der 150 Klafter im Umkreis hat, und doppelt so lang als breit ist. Unsere Vorfahren, welche ihre Benennungen dem Gegenstand genau anzupassen verstanden, nannten den Platz nicht umsonst den Rothen, d. h. den Schönen; er verdient indeß auch seinen Namen im buchstäblichen Sinne: man darf nur an die Zeiten Olgerds, Mahmed Ghireis, Johanns des Schrecklichen und der Strelitzen unter Peter I denken, wo der Platz oft genug mit Blut überströmt worden seyn mag. Mitten auf demselben erheben sich auf hohem Piedestal von Granit die Bronzebilder von Posharski und Minin, ein Denkmal, das im J. 1818 theils vermittelst einer über ganz Rußland verbreiteten Subscription, theils durch Beisteuern Kaiser Alexanders errichtet wurde. Die Bilder von Minin und Posharsky sind von dem bekannten Bildhauer Martos verfertigt, und ihre Höhe beträgt nicht weniger als 7 Arschinen. Am Sockel sind auf zwei Seiten Basreliefs angebracht, eine Arbeit Jekimoffs, der durch den Guß der vier kolossalen Figuren für die kasanische Kirche in Petersburg bekannt ist. Jenseits des rothen Platzes, im Kreml, befindet sich der Richtplatz, wo früher das Blut der Verbrecher floß, jetzt aber nur noch zur Zeit der Kreuzumzüge Gebete ertönen.

(Schluß folgt.)

Die Insel Aruba.

Vierzehn Meilen westlich von Curaçao, 4½ Meilen nördlich von Cap Roman in der Landschaft Coro, liegt Aruba, nach Curaçao die größte der curaçao'schen Inseln, welche einen Theil der holländischen Besitzungen in Westindien ausmachen. Ursprünglich scheint sie mit dem südamerikanischen Continent zusammengehangen zu haben, und von der Halbinsel Paraguana losgerissen worden zu seyn, zwischen welcher und der Südküste Aruba's das Fahrwasser für die nach dem Golf von Maracaibo bestimmten Schiffe läuft. Die südwestliche Spitze, Zandpunt genannt, liegt unter 12° 30′ N. B. und 52° 21′ W. L.

Aruba oder Oruba erstreckt sich von Südost nach Nordwest. Der Flächeninhalt wird auf 2070 Hektaren geschätzt, und die Bevölkerung bestand den 1 Januar 1855 aus 2746 Personen, wovon 465 Weiße, 2019 Farbige und 262 Schwarze. Auf der Westseite, wo sich eine ununterbrochene Reihe von Klippen befindet, ist die Insel unzugänglich; an der Ostseite ist die Küste freier, obgleich es auch hier mehrere kleine Felseninseln gibt. An der schroffen Nordküste, welche sich 12 bis 15 Ellen über den Meeresspiegel erhebt, findet man eine Menge Höhlen, wo das Meer schäumend und tobend ein- und ausströmt, und also kleine Wasserfälle bildet.

Der Boden ist steinig, hie und da mit ein wenig Thon- und Kalkerde bedeckt, und besteht größtentheils aus Serpentinstein. Man hat öfters geglaubt, daß Aruba reich sey an kostbaren Mineralien; die zu verschiedenen Zeiten und zuletzt noch in den Jahren 1824 und 1825 bis 1827 deßhalb angestellten Nachforschungen haben jedoch den Erwartungen keineswegs entsprochen. Man findet inzwischen ein wenig Gold; auch hat Aruba einen Ueberfluß an vortrefflichem Eisenerz, ziemlich reichhaltige Kupfererze und viel rothen und weißen Achat. Es fehlt hier nicht an gutem culturfähigem Boden. Die Thäler zwischen dem Gebirge, welches ungefähr drei Viertheile des Landes bedeckt und dessen höchster Gipfel der Jamarotu und Arieksk sind, können sogar fruchtbar genannt werden. Der westliche Theil der Insel ist niedrig, flach und in der trockenen Jahreszeit dürre und sandig, so daß man auf dem kahlen Boden weder Gras noch Gesträuche, sondern nur einige magere Cactusgewächse erblickt, während der weiße Kalkboden, der wie ein versteinerter Schwamm aussieht, mit scharfen Spitzen hervorragt

und das Gehen höchſt beſchwerlich macht; in der Regenzeit hingegen ſieht man hier ein üppiges, mit unzähligen gelben Blumen beſäetes Grasfeld.

Der Boden bringt Waſſermelonen und Kürbiſſe hervor; auch findet man in den Thälern einzelne Obſtbäume, mehrere Arten von Bohnen und eine Art kleinen Mais, unter dem Namen von ſechswöchentlichem Mais bekannt. Mangel an Regen iſt jedoch Urſache, daß manche Ernte ganz fehlſchlägt oder ſo gering iſt, daß die Einwohner von dem Ertrag nur wenige Monate leben können. Gemüſe werden gar nicht gebaut, und wer dieſe zu haben wünſcht, muß ſie von Curaçao zu Schiff herüberbringen laſſen. Gutes Trinkwaſſer iſt hier ſehr ſelten, und wird nur im höchſten Nothfall und gegen ſchweres Geld fremden Schiffen geliefert; ſeit einiger Zeit iſt jedoch dem Waſſermangel ein wenig abgeholfen, da man jetzt außer den von der Natur gebildeten Ciſternen in den Felſen an der Südoſtküſte auch in einigen mehr landeinwärts gelegenen Gärten gute Brunnen gegraben hat. Ferner producirt die Inſel etwas Salz, Bauſil- und Brennholz; ſie hat gute Weiden, und treibt zu Zeiten einen lebendigen Handel mit Venezuela und Valenzia, von wo ſie Rindvieh und Eſel erhält, welche, nachdem ſie hier einige Zeitlang geweidet wurden, in die nördlichen Antillen ausgeführt werden. Das niederländiſche Gouvernement behält hier jährlich nicht mehr als 200 Eſel; was darüber geht, wird, vorzüglich wenn es Hengſte ſind, zu 20 Gulden das Stück verkauft, und meiſt nach Jamaica ausgeführt. Als Schlachtvieh für den eigenen Bedarf hat man hier Kühe, Schafe und Cabriten (eine Art Ziegen), welche letztere, vorzüglich der Haut wegen, ſehr geſchätzt ſind. Reißende Thiere findet man auf Aruba nicht, aber viele ſchädliche Amphibien, unter andern Klapperſchlangen; eine Menge Vögel, Schmetterlinge und Inſecten. Die Küſte iſt überall reich an Schildkröten und herrlichen Fiſchen; früher hatte man einen Ueberfluß von feinen Auſtern, welche ſich an die ins Waſſer herabhängenden Zweige der Mangrove-Bäume heftelen; ſeitdem man aber eine Menge dieſer Bäume für die Feſtungswerke von Curaçao umgehauen hat, ſind auch die Auſtern ſeltener geworden. —

Die Einwohner ſind im Ganzen ſehr arm, und leiden manchmal ſogar an nothwendigen Lebensbedürfniſſen Mangel, obgleich ihre Bedürfniſſe, zufolge ihrer geringen Fortſchritte in der Civiliſation, nicht groß ſind. Die geringere Claſſe erwirbt ihren Unterhalt mit dem Fiſchfang, dem Verfertigen von Hängematten und dem Suchen von Gold in den Felſenſpalten, wo dieſes koſtbare Metall bisweilen gefunden wird. Zur Beförderung des Volksunterrichts und der Aufklärung wurde vor etlichen Jahren eine Schule und eine proteſtantiſche Kirche erbaut, in welchen der Dienſt von einem Religions- und Schullehrer, unter Beaufſichtigung des Predigers von Curaçao, verſehen wird. Die Gemeinde beſtand den 1 Januar 1835 aus 319 Mitgliedern, von denen 550 Weiße und 89 Farbige waren. Die römiſch-katholiſche Gemeinde, welche damals 2296 Mitglieder zählte, unter welchen 104 Weiße, 1950 Farbige und 262 Neger waren, hat hier zwei Kirchen. Der Dienſt wird von einem der Capellane zu Curaçao verrichtet, bisweilen aber auch von ſpaniſchen Mönchen, welche, eines düſtigen Lebens an der gegenüberliegenden Küſte gewohnt, hier einen ſpärlichen Unterhalt finden in den kleinen Beiträgen der Einwohner, ſo wie in den geringen Gebühren für Kindtaufen und Seelenmeſſen. — Die Iſraeliten, deren es im Jahre 1835 nur 51 auf der Inſel gab, haben keine Synagoge, ſondern halten ihren Gottesdienſt in einem Privathauſe, wo einer aus ihrer Mitte den Dienſt eines Vorſängers verſieht.

Die Arubianer ſind ſehr einfach, dienſtfertig und ehrlich. Contracte in Handelsſachen werden unter ihnen nie anders als mündlich geſchloſſen, darum aber nicht weniger getreulich ausgeführt, worin ſogar die Juden keine Ausnahme machen. Sonſt gibt es wohl manchmal Streitigkeiten unter ihnen, allein dieß iſt ziemlich natürlich bei dem engen Kreiſe, auf welchen die Geſellſchaft der vornehmſten Einwohner beſchränkt iſt, welche ſtets untereinander heirathen und daher alle verwandt ſind. Die Lebensart iſt hier ſehr monoton, wozu die Einförmigkeit des nur ſelten von Regen unterbrochenen Wetters viel beiträgt. Die einzige Untugend, deren man die Einwohner beſchuldigen könnte, wäre der unmäßige Genuß des Rums, wovon jährlich aus Curaçao eine ſolche Quantität herübergebracht wird, daß man verſucht iſt anzunehmen, es werden hier, in Betrachtung der geringen Bevölkerung, mehr geiſtige Getränke verbraucht, als an irgend einem andern Ort in der Welt.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Nordweſtküſte von Neuholland. Lieutenant Stokes, welcher mit Aufnahme der genannten Küſte beſchäftigt iſt, meldet in einem Schreiben vom Schwanenfluß unterm 24 Februar dieſes Jahrs Folgendes: Wir hatten eine ſehr glückliche Fahrt an der Nordweſtküſte, indem wir drei große Flüſſe entdeckten. Auf einem derſelben, den wir nach der Königin benannten, drang ich 500 Meilen weit ins Innere dieſes ungeheuren Continents vor. Gerade als wir die Küſte verließen, machten die Eingebornen einen Anfall, und ich erhielt einen Speerſtich in die linke Bruſt, der die Lungen ſtreifte. Ich glaubte ſchon, mein letztes Stündchen nahe, es geht aber Gottlob wieder beſſer, und wir werden bald wieder die Fahrt nach der Nordweſtküſte antreten. (Litt. Gaz. vom 12 September.)

•

Literariſcher Fund. Felix Ravaiſſon, Generalinſpector der Bibliotheken in Frankreich, der in Auftrag der Regierung eine Rundreiſe im Weſten machte, hat dem Miniſter verſchiedene wichtige Manuſcripte bezeichnet, die er in den Bibliotheken von Tours, Angers, Avranches, Alençon, Falaiſe u. dgl. auffand, und die entweder gar nicht gekannt oder vergeſſen waren. Darunter befindet ſich ein noch nicht herausgegebenes Werk des berühmten Scotus Erigenes, eine allgemeine Geſchichte von Julius (Georg?) Florus, ein Fragment von Gui von Arezzo, einem berühmten Muſiker des 11ten Jahrhunderts, eine merkwürdige Formel der Waſſerprobe aus dem 11ten Jahrhundert, 24 noch unbekannte Briefe Voltaire's an Turgot u. ſ. w. (Franz. Bl.)

•

Eisgürtel um Island. Der Pilote du Calvados meldet, daß nicht nur ſeit einiger Zeit wilde Gänſe von Norden nach Süden ziehen, zum ſichern Zeichen, daß der Winter im Norden bald beginnen werde, ſondern nach Schiffernachrichten habe ſich auch bereits in den Sommermonaten an einem Theil der Küſten von Island ein Gürtel von Eisbänken gebildet — eine um dieſe Jahreszeit höchſt ungewöhnliche Sache.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 277.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 October 1840.

Skizzen aus Madagascar.

4. Die Kaimansjagd.

Die Eberjagd sollte erst am zweiten Tage statt finden, und so blieb mir ein Tag übrig, den ich zur Jagd auf Kaimans bestimmte. Die Malgaschen bemerkten mir, meine Bleikugeln würden an dem Schuppenpanzer abprallen, und zerbrachen einen kleinen Kessel von Gußeisen, dessen Stücke wir in unsere Gewehre laden sollten. Mehrere Jäger hatten sich anerboten, uns zu begleiten, und sie verschafften uns Piroguen, in denen wir uns bei Tagesanbruch einschifften. Nachdem wir einige Zeit auf dem ziemlich großen Flusse, der in den See Rassua-Be sich ergißt, fortgefahren waren, kamen wir in einen der Arme desselben, wo das Wasser ruhiger war, und wo Büschel von Schilf und Rosenstöcken sich erhoben. Hier verkündigte ein starker Moschusgeruch um uns her die Anwesenheit der Kaimans, und bald sahen wir die Köpfe von einigen über dem Wasser: ich wollte darauf schießen, allein meine Gefährten hielten mich ab, und baten mich, eine schwerere Beute abzuwarten. Bald zeigten sie mir mehrere, die in der Sonne auf dem Grase schliefen und die verwundbarsten Theile ihres Körpers, die Achselhöhle und die Kehle, darboten. Ich schoß nach einem in der Entfernung von 10 bis 12 Schritt, und verwundete ihn so, daß er vergebliche Versuche machte, sich ins Wasser zu schleppen, die andern dagegen stürzten sich beim Knall meines Gewehrs heftig hinein, wodurch unsere Piroguen so stark erschüttert wurden, daß niemand sich hätte aufrecht darin halten können.

Meine Ruderer lenkten die Pirogue unter Freudengeschrei nach dem verwundeten Kaiman, der noch um sich schlug, und näherten sich demselben mit Vorsicht; nur mit vieler Mühe gelang es ihnen, ihm mit ihren Sagaien vollends den Rest zu geben. Das Thier war eines der größten, das ich während meines Aufenthalts in Madagascar sah, denn es hatte 14 Fuß Länge.

Der Kaiman greift den Menschen nie bei Tage an; ich bin oft auf schwachen Piroguen, die nur Einen Menschen fassen können, über Flüsse gesetzt, die voll von diesen Thieren waren, und stets bemerkte ich, daß sie bei meinem Anblick flohen. Ich reiste mit Ochsen und sie haben mir einige davon geraubt, aber diese Unfälle hatten stets in der Nacht statt. Der Kaiman verzehrt nie seine Beute im Wasser: wenn er sie gefaßt hat, hält er sie über dem Wasser und taucht sie von Zeit zu Zeit unter, um sie zu ersäufen; ist sie todt, so schleppt er sie ans Land, und verbirgt sie am Ufer an einem versteckten Ort, wohin er alle Tage kömmt, um einen Theil davon zu verzehren. Die Eier des Kaimans sind rund, und er legt sie auf den Rasen nieder, wo die Sonne sie ausbrütet; nie habe ich mehr als zwei an demselben Orte gesehen.

Mein erster Flintenschuß war glücklich gewesen, aber nicht so die andern; ich verwundete zwar noch mehrere, aber wir konnten uns ihrer nicht bemächtigen, weil sie zu nah am Flusse waren, und Zeit hatten vor unsrer Ankunft sich hineinzustürzen.

Die Malgaschen haben eine Art sie zu fangen, die viel leichter ist und minder Aufwand fordert: sie machen aus einer Art von sehr hartem Holze einen Haken, denen ähnlich, deren man sich auf den Schiffen bedient, um die Haifische zu fangen: sie hängen als Lockspeise ein Stück Rindfleisch daran, und legen es an das Ufer eines Flusses, worin sich viele Kaimans befinden. Einige im Dickicht verborgene Leute halten einen Strick, an dem der Haken befestigt ist, und warten, bis ein Kaiman das Stück verschlungen hat; dann halten sie das Seil so fest, daß das Thier sich nicht mehr losmachen kann, während die andern es von hinten mit starken Sagaien anfallen und tödten.

Russische Reisebriefe.

Zweiter Brief.

(Schluß.)

Der rothe Platz gilt für den größten in Moskau, und stößt auf der einen Seite an den Kaufhof, auf der andern an die Capelle der iberischen Mutter Gottes, auf der dritten an die Mauer des Kremls, und auf der vierten an die Kathedrale des seligen Wassili. Die Capelle der iberischen Mutter Gottes befindet sich zwischen den Gebäuden des Gerichtshofes unter einem gothischen Thurme, dessen Architektur mit diesen Gebäuden über-

einstimmt. Das Bild der iberischen Mutter Gottes, das unter Alexei Michailowitsch nach dem auf dem Berge Athos befindlichen Bild gemalt wurde, ist jetzt mit Gold und kostbaren Steinen so zu sagen bedeckt, und die Capelle unaufhörlich von einer Schaar Betender angefüllt.

Der Kreml bildet denjenigen Theil der Stadt Moskau, der die Paläste, die großen Kirchen und Klöster und dgl. in sich schließt, auf einem Berge liegt, und von einer gezahnten Mauer und Thürmen umgeben ist. Diese Thürme bestehen aus zwei Stockwerken, von denen das oberste spitzig zuläuft, und oben mit einem goldenen Adler verziert ist. Die obern Pyramiden sind mit grünen Ziegeln bedeckt, die Thürme selbst aber, 15 an der Zahl, sind weiß und haben regelmäßige Fenster. Der Kreml enthält jetzt alle Hauptmerkwürdigkeiten Moskau's, und seiner Besichtigung will ich nicht bloß einige Stunden, sondern einige Tage widmen.

Die Kirche des seligen Wassili erhebt sich auf einem Berge, der auf der einen Seite von einem schroffen Granitwall und einem Eisengitter umgeben ist; sie ist mit mannichfachen Farben und gelben Figuren in grünem Felde geziert, und darüber erheben sich zwölf Kuppeln, die durch ihre alterthümliche Originalität anziehen. Sie stehen nicht in Einer Linie und erheben sich übereinander in verschiedenen Richtungen und mannichfachen Formen: hier ist eine grüne Pyramide, dort eine ananasförmige gelbe Kuppel, hier ein dambrettartig bemalter Kegel, dort eine runde Kuppel mit krummen, verschiedenartigen Streifen, kurz jede Kuppel trägt den Charakter, den ihr die Phantasie des keinem Gesetze folgenden Künstlers geben wollte; dieß beweist auch das Innere des Tempels, seine dunkeln Capellen und dicken Gewölbe. Diese Kirche bezeichnet vollkommen die Sinnesart Johanns IV (des Schrecklichen), der darüber so entzückt war, daß er nach einer (freilich unwahrscheinlichen) Tradition dem Künstler die Augen ausstechen ließ, damit er nirgends mehr etwas Aehnliches bauen könne. Jenseits der Kirche des seligen Wassili führt der Weg nach der Brücke über die Moskwa, welche zum Theil dem Kreml als Gränze dient.

Moskau liegt auf Bergen, und darum enthüllen sich fast mit jedem Schritte neue schöne Aussichten. Alle Häuser sind von der neuesten Bauart, viele von Gärten umgeben, und über denselben erhebt sich eine zahllose Menge Kuppeln von verschiedenen Farben und Formen. Auf den öffentlichen Plätzen springen Fontainen, die vor sieben Jahren im vollen Sinne des Worts kunstreich erbaut wurden: in Mitte einer großen runden Erhöhung stützen bronzene Amors eine Vase, aus der das Wasser springt, und dann zur Bequemlichkeit der Wasserholenden durch Röhren hinabläuft. Diese Erhöhung ist von einem herrlichen Eisengitter mit Bronzelaternen eingeschlossen.

Hinter der Capelle der iberischen Mutter Gottes, links, führt die Nicolsstraße hin, wo drei Klöster aneinander stehen. Das erste, zur Erscheinung Christi, liegt mitten in einem schönen Garten und besteht aus Kirchen mit Thürmen und zweistöckigen Gebäuden mit Cellen. Es wurde im J. 1302 von dem Großfürsten Daniel Alexandrowitsch gegründet, und gilt dem Alter nach für das erste Kloster in Moskau. Freilich wurde es später mehrmals umgebaut und gehört jetzt zu den Klöstern zweiter Classe. Es ist beachtenswerth durch die Gräber vieler vornehmen Personen. Dem dritten Kloster gegenüber liegt die im Jahre 1839 gebaute Börse mit gothischen Fenstern und im neuesten Geschmack, und noch weiter hin das Gebäude der Synodaltypographie, das gegen 100 Klafter lang und von reicher gothischer Bauart ist. Dieß Gebäude gilt für das beste in den Straßen Moskau's, und es ist in der That zum Erstaunen, daß ein so reicher Bau nur für eine Druckerei bestimmt ist, die sich auch noch jetzt darin befindet. Dasselbe trägt noch immer ein englisches Wappen, und es ist sehr wahrscheinlich, daß es einst der englischen Gesandtschaft gehörte, der es in der Folge wegen der Hinrichtung Karls I genommen wurde. Außer dem erwähnt Baron Herberstein noch zweier Gesandtenhäuser, von denen man indeß nur noch Eines kennt.

Auf dem Platze am andern Ende der Nicolsstraße erhebt sich der Sucharew-Thurm, ein Denkmal der Tapferkeit des Strelizenregiments von Sucharew, aus dem J. 1695. Der hohe steinerne Thurm mit einem Adler oben, der durch die Länge der Zeit so grau geworden, daß er von Holz scheint, steht über einem großen, steinernen Gebäude, das als Reservoir der moskauischen Brunnen benützt wird. Früher befand sich im Sucharew-Thurm die Navigationsschule, die später nach Petersburg versetzt und in das Seecadettencorps umgewandelt wurde. Die Sage machte aus dem Sucharew-Thurm etwas Geheimnißvolles, und behauptet, ein gewisser Bruce, der sich mit Kabbalistik beschäftigte, habe oben in demselben gewohnt.

Um 7 Uhr Abends ging ich in den Petersparl, wo zur Sommerszeit Schauspiele in einem hölzernen Theater aufgeführt werden, das in seiner äußern Bauart dem großen Petersburgischen gleicht. Das Spiel der Schauspieler Moskau's unterschied sich von denen in Petersburg gerade ebenso wie das Leben in beiden Städten: beim Spiel der Petersburger Schauspieler entdeckt man allenthalben die Kunst, den berechnenden Verstand, in Moskau nur das Gefühl. In Moskau hauset eine Art Patriarchalität im Vergleich mit Petersburg, eine gewisse Selbstständigkeit; in Petersburg ist vieles auf die Etikette gegründet, und die Bande der Verwandtschaft weichen den Privatverbindungen. Die Literatoren in Moskau bemühen sich von den Werken selbst zu reden, neue Meinungen darzulegen, zu streiten; in Petersburg spricht man, wie in dem größten Theile Europa's nur von dem Zweck und dem Werth einer Schrift; dieß erfordert, daß man mit der Zeit lebt, und da Moskau dieß nicht thut, so hat es sich auch von der Literatur entfernt. Die moskauischen literarischen Abende kann man mit einer theatralischen Repetition vergleichen, die Petersburgischen mit dem Leben der Acteure hinter den Coulissen. Es hat jemand die Bemerkung gemacht, Aushängeschilde bezeichneten den Charakter einer Stadt, und dieß ist auch in Hinsicht auf Petersburg und Moskau vollkommen richtig: die letztern sind wahrer, die erstern haben mehr Schein.

Moskau und Petersburg zeigen namentlich einen seltsamen Unterschied in den Resultaten der Bevölkerung, und Petersburg ist in dieser Beziehung ziemlich räthselhaft. Nach den letzten,

von dem h. Synodus bekannt gemachten Nachrichten, die im Kalender von 1840 stehen, wurden in Moskau unter 38 Menschen einer geboren, von 45 stirbt 1, unter 99 findet Eine Ehe statt, während in Petersburg auf 40 Seelen 1 Geburt, auf 34 Seelen 1 Sterbfall, und auf 98 Eine Ehe kommt. Geburten und Sterbefälle sind in vollkommenem Gegensatz, und die Zunahme der Bevölkerung entspringt nur aus der Uebersiedelung. Es ist schwer, dieß Räthsel zu erklären, denn wenn man auch das Klima in Anschlag bringt, warum tritt denn in Amsterdam und Hamburg nicht derselbe Fall ein? Nimmt man als Ursache davon die Sterblichkeit der Kinder an, oder die temporäre Uebersiedelung von Arbeitern aus den innern Gouvernements, was eine Veränderung in der Bevölkerung hervorbringt, so findet dasselbe in Moskau statt. Die Erklärung dieser Erscheinung kann der Leser in dem Werke von Malthus mit Zuziehung der statistischen Nachrichten über Rußland von Baschuzki finden.

Die quarnerischen Inseln Veglia, Cherso und Ossero.

(Von J. Löwenthal)

Die Insel Veglia, die größte unter den Inseln des Quarnero und überhaupt eine der schönsten und fruchtbarsten des adriatischen Meeres, ist vom festen Lande (Croatien) nur durch einen sehr schmalen Canal geschieden und hat 7⅝ Quadratmeilen im Umfange. Im Norden, unterhalb Castelmuschio, ist ein See, welcher eine unterirdische Verbindung mit dem Meere hat, und im Innern ein anderer: Lago di Vaniglie, beide sind aber von keinem großen Umfange und in der Richtung von Nordwest nach Südost befindet sich ein kleiner Bach, welcher bei Vesca ins Meer mündet. Außerdem fehlt es an trinkbarem Wasser, und man muß sich mit Cisternen behelfen. Auf der Insel gibt es keine Gebirge, wie von vielen Geographen fälschlich angegeben wird, sondern nur einige Hügel, zwischen welchen sich ein schönes Thal: Valle di Vesca, hinzieht. Die höchsten Elevationen sind der Valli Verch, welcher in der Abdachung mit einem Eichenwalde besetzt, und der Monte Verbenico, dessen Abhang gegen das Meer zu überaus steil ist. Die Wellen brechen sich daran mit Ungestüm, und die anliegenden Ufer sind daher, wie überhaupt die nordöstliche Küste, öde und unbewohnt. Deste freundlicher und angebauter ist der nordwestliche und südliche Theil der Insel, wo Oliven-, Maulbeer-, Feigen- und andere edle Obstbäume, besonders aber der Weinstock reiche Früchte spenden, und die üppigsten Weiden den Schaf- und Ziegenheerden Futter in reicher Fülle gewähren. Getreide wird nur äußerst wenig gebaut, und reicht für den Bedarf der Bewohner nicht aus. Auch die Seidenzucht ist von keiner Erheblichkeit, wiewohl die vielen Maulbeerbäume dazu anregen sollten, so wie überhaupt die Cultur der trefflichen Beschaffenheit des Bodens nicht entspricht, der nur größere Sorgfalt erheischt, um jede Mühe mit dem besten Erfolg zu krönen. Die Veglianer ziehen es aber vor, mit geringer Beschwerde ihre Ansprüche ans Leben, die übrigens äußerst bescheiden sind, durch den Verkauf des Brennholzes, das ihnen die Waldungen liefern, den Sardellen- und Thunfischfang und ihre Viehzucht zu befriedigen. Die Insel zählt gegenwärtig 422 Pferde, 20 Maulthiere, 2465 Ochsen, 1169 Kühe und 25,683 Schafe. Das Hornvieh ist stark und meist von weißer Farbe; die Pferde sind zwar klein, aber äußerst gelehrig, behend und lebhaft. Der hier gebrochene Marmor ist röthlich und gefleckt. — Die einzige Gemeindefahrstraße auf der Insel führt auf einer Strecke von 6¼ Postmeilen von Castelmuschio über Veglia nach Vesca, welche aber nur bis Veglia chausseemäßig angelegt ist, sonst gibt es nur Saumwege, die höchstens für Bauerwagen fahrbar sind. Das Klima ist sehr mild, nur hat man oft von der Bora zu leiden, die besonders im Winter arg mitspielt. Die Gesammteinwohnerzahl beläuft sich auf 15,392, worunter 103 Geistliche, 5 Adelige, 25 Beamten, 1 Gewerbinhaber und 669 Bauern. Die Hauptstadt Veglia hat 226 Häuser und 1090 Einwohner, einen Bischof, ein Domcapitel, ein Consistorium, ein Bezirkscommissariat, ein Forstamt, eine Kathedralkirche, ein Terzianer- und ein Nonnenkloster, eine Hauptknaben- und eine Mädchenschule, ein Armeninstitut und ein Pfandleihamt (Monte di pietà).

Von den 70 andern größern und kleinern Ortschaften sind hervorzuheben: Vesca nuova (358 Häuser und 1844 Einwohner), Verbenico (255 Häuser und 1085 Einwohner), Castelmuschio (275 Häuser und 1155 Einwohner) und Ponte (230 Häuser und 926 E.).

Wegen der einstmaligen häufigen Ueberfälle der Piraten sahen sich die Bewohner in frühern Zeiten genöthigt, sich in befestigten Castellen zu concentriren, deren es noch jetzt vier gibt, nämlich Verbenico, Vesca, Dobrigno und Castelmuschio, welches letztere das Hauptbollwerk der Insel bildete. — Von den verschiedenen Häfen ist kein einziger geeignet, großen Schiffen eine sichere Zuflucht zu gewähren. Die herrschende Sprache ist die croatische; in den größern Ortschaften aber wird allgemein auch italienisch gesprochen. Die Kleidung der männlichen Einwohner besteht in Beinkleidern und einer kurzen Jacke von schwarzbrauner Leinwand, Schuhen und Strümpfen. Die Beinkleider sind nur am Gurte mit einem großen Knopfe befestigt, sonst ist alles offen. Die Weiber tragen sich ganz croatisch.

Zu Veglia gehört noch Plannich, ein von Viehhirten bewohntes und von der Insel Cherso durch einen schmalen Canal getrenntes Eiland, und Parvichio südöstlich von Veglia mit dem jedoch schwer zugänglichen Hafen Porto Dubaz.

(Schluß folgt.)

Die Insel Aruba.

(Schluß.)

Seit der Eroberung von Curaçao durch die Holländer verging fast ein Jahrhundert, daß diese sich an Aruba nichts gelegen seyn ließen. Erst zu Anfang des vorigen Jahrhunderts hat man die niederländische Flagge dort aufgepflanzt, und auf die Südküste Unteroffiziere der Besatzung von Curaçao mit einigen Mannschaften als Militärposten detachirt, denn obgleich der Besitz von Aruba an sich wenig Vortheil versprach, hätte man doch sein Recht darauf verlieren und früher oder später unwillkommene Nachbarn auf dieser Insel bekommen können. Es scheint, daß die Indianer, welche die andere Seite der Insel bewohnten, diese Militärposten nicht gestört haben; als aber im Jahre 1740 Peter de Veer, der erste, welcher mit dem Rang eines Civilcommandeur hieher gesandt wurde, durch sein hartes Regiment die Indianer so in die Enge trieb, daß viele von ihnen, um der Unterdrückung zu entgehen, nach der Küste des Festlandes entflohen, kehrten sie einmal nach

der Insel zurück, erstürmten das Haus des Commandeurs, nahmen ihn gefangen und ermordeten ihn auf eine grausame Weise, worauf sie sich mit ihren Canoes wieder entfernten. — Unter seinem Nachfolger, im Jahre 1752, ließen sich die Indianer, durch das Beispiel der Neger auf Curaçao, zu einer Empörung gegen die Weißen verführen, welche aber damit endigte, daß sie auseinander gejagt, einige der Anführer gefangen genommen und nach Curaçao gebracht, und dort mit einer Menge Negern gehängt wurden. — Seitdem genoß die Insel ein halbes Jahrhundert lang eine fast ununterbrochene Ruhe; die Viehzucht dehnte sich immer mehr aus; die meisten Jahre waren mit guten Ernten gesegnet; der Fischfang bot einen angenehmen und zugleich ergiebigen Zeitvertreib dar, und die Ankunft von Fremden, die sich hier von Zeit zu Zeit niederließen, belebte den geselligen Umgang. Man lebte in Gesundheit, Einfalt und Zufriedenheit, und erreichte durch Mäßigkeit meistens ein sehr hohes Alter. Die Indianer lebten in so weit noch immer abgesondert, als sie die Nordküste der Insel bewohnten, während die Weißen sich mit ihren Negersklaven auf der Süd- und Südostküste niedergelassen hatten. Man unterhielt jedoch ein freundnachbarliches Verhältniß, und heurathete sogar untereinander, aber selten wurden diese Heurathen auf länger als einen Monat oder ein Jahr geschlossen. Durch diese Berührung und Vermischung verlernten die Indianer ihre ursprüngliche Sprache, und nahmen von den Weißen die curaçao'sche Landessprache an.

Zufolge einer Reaction der Staatsumwälzung, welche im Jahre 1795 in den Niederlanden stattfand, wurde auch der Zustand von Aruba merklich verändert. Denn in dem folgenden Jahre erlaubte der damalige Gouverneur von Curaçao, Hr. Lauffer, den Eingebornen auf Aruba sich auch an der Pferdebay niederzulassen und unter gewissen Beschränkungen Handel zu treiben. Dadurch ging jedoch das stille, unbesorgte und ruhige Leben, welches die Arubianen in Einfalt des Herzens und stiller Zufriedenheit geführt hatten, zum Theil verloren. An der Ostseite der Bay wurde ein kleines Fort errichtet, und zum Schutz der in dem Hafen liegenden Schiffe mit vier Kanonen bewaffnet. Die Bewohner der Insel, welche nun, um nicht überrumpelt zu werden, in diesem Fort die Wache hielten, mußten sehen, daß die Engländer bald den Hafen blokirten, bald die darin liegenden Schiffe wegnahmen; manchmal kamen auch die Engländer zu ihnen ans Land und hielten dann bisweilen die Insel eine Zeitlang in Besitz, und so ging es fort bis zum Jahre 1805, wo die Engländer die Insel ganz in Besitz zu nehmen beschlossen. Nun wurde von Curaçao das Kriegsschiff Surinam abgeschickt, um die Engländer vor Aruba zu vertreiben. Dieses Schiff sollte von der Seeseite einen Angriff unternehmen, während etwa 30 Mann ans Land gesetzt wurden, um das Fort von dieser Seite zu bestürmen. Diese Mannschaft, welche größtentheils aus Bürgern von Curaçao bestand, wurde nicht nur von der Besatzung des Forts zurückgeschlagen, sondern auch verfolgt und zerstreut, so daß man unverrichteter Sache nach Curaçao zurückkehrte. Man bereitete sich hier auf eine neue Expedition vor, wobei das Fort von der Nordseite angegriffen werden sollte, allein die Engländer, welche inzwischen die Schwäche der Vertheidigungsmittel von Aruba erkannt hatten, hatten kaum die Kunde von diesem Plan erhalten, als sie die Insel verließen und nach Jamaica segelten.

In demselben Jahre wurde Aruba wieder von den Truppen der spanischen Independenten unter dem General Miranda besetzt, welche so hungrig hier ankamen, daß von der Heerde Gabriten, die das niederländische Gouvernement hier unterhalten hatte, wenig übrig geblieben war, als Miranda nach einem kurzen Aufenthalt mit seinem Trupp nach Coro zog. Diese Stadt wurde von ihm belagert und mit Sturm genommen; als er aber kurz nachher von den königlichen Truppen wieder daraus verjagt wurde, kam er mit dem Rest seines Corps noch einmal nach Aruba, von wo er sich jedoch, nach einem noch kürzern Aufenthalt als das erstemal, unter der Escorte eines englischen Kriegsschiffes nach der Insel Margaretha begab.

Als endlich den 1 Januar 1807 Curaçao von den Engländern erobert wurde, kam auch Aruba von selbst in ihren Besitz, und erhielt eine kleine englische Besatzung, bis es im Jahre 1816 der niederländischen Regierung zurückgegeben wurde.

Gegenwärtig steht Aruba unter einem Commandeur, der seit einigen Jahren dem Director der Colonie Curaçao untergeordnet ist, früher aber alle Macht in sich vereinigte, und als einziger Richter in allen Streitigkeiten, sogar in häuslichen Zwisten entschied. In der letzten Zeit wurde indessen auf Aruba auch eine Art von Friedensgericht eingesetzt, welches aus dem Commandeur als Präsidenten, zwei vornehmen Einwohnern als Beisitzern und einigen substituirten Richtern besteht, und von dessen Erkenntnissen an den Gerichtshof zu Curaçao appellirt werden kann.

Miscellen.

Diebstahl eines Hauses. Ein Mann, der zu Chateau Thierry ein Haus besaß, aber seit längerer Zeit nicht mehr dort wohnte, vermiethete dasselbe an einen andern, der ihm als höchst zuverlässig geschildert wurde. Lange Zeit zahlte der Miethsmann ganz richtig, der Eigenthümer erhielt immer die Miethe durch die Post. Forderungen wegen Ausbesserung wurden nicht gestellt, und somit hatte der Eigenthümer auch keine Veranlassung eine Reise zu machen, um sich nach seinem Hause umzusehen. Auf einmal wird die Miethe nicht mehr gezahlt, es vergehen zwei Termine, der Eigenthümer schreibt, erhält keine Antwort, reist selbst an Ort und Stelle und findet — kein Haus mehr, sondern einen leeren Platz; der Miethsmann hatte das ganze Haus auf den Abbruch verkauft.

Der artesische Brunnen bei Grenelle will kein Ende nehmen, und man ist jetzt auf 500 Metres Tiefe hinabgekommen, und noch immer springt das Wasser nicht. Die letzte thermometrische Beobachtung in der Tiefe des Bohrlochs ergab 28° C. (20⅘° R.) (also doch noch nicht ganz die zum Baden erforderliche Wärme). (Fr. Bl.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 113** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Amerikanische Philosophie. — Spanische Legenden von Jose Joaquin de Mora.** (Fortsetzung.) **— Victor Hugo's Strahlen und Schatten.** (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmen des Auslandes ährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht haben, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 113.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

3 Oktober 1840.

Amerikanische Philosophie.

Unter diesem Titel enthält eine englische Zeitschrift einen größern Artikel, welcher verschiedene in Amerika binnen der letzten Jahre erschienene Schriften, namentlich mehrere von R. W. Emerson, bespricht, und allgemeine Betrachtungen über die Geistesrichtung, Gesinnung und Geschmack der Nordamerikaner anstellt, woraus wir unsern Lesern Einiges mittheilen wollen.

Ueber das Verhältniß zwischen England und Nordamerika, welches in Folge des Unabhängigkeitskrieges noch längere Zeit ein vielfach gespanntes und bitteres war, in manchen Gemüthern es auch fortwährend blieb, jedoch bei den Unbefangenern und Freisinnigern in beiden Ländern sich immer friedlicher und freundlicher gestaltete, sagt der genannte Aufsatz:

„Es ist das Glück der Zeit, in welcher wir schreiben, daß Amerika uns so nahe gerückt ist wie Rom; schon beginnt dieser Umstand zu wirken, schon hat es sich mehr gezeigt, als man früher glauben wollte, daß die Bande der Nationalsympathie auf beiden Seiten des atlantischen Meeres sich finden, und daß die Kette nur noch mehr zusammengelöthet zu werden braucht. Wir haben Mr. Webster von unsern alten Kathedralen, und Miß Sedgwick von unsern epheubewachsnen Landhäusern sprechen hören, und die Ehrfurcht und das liebevolle Interesse für solche Dinge, die sie mit nach Hause nahmen, werden ein fruchtbarer Same seyn in den Händen solcher Säer. Erwiedern wir nur ernst und offen diese Gefühle! besuchen wir die vereinigten Staaten, nicht bloß um uns zu erlustigen an dem Gähren und Brausen einer jungen Civilisation, oder Abhandlungen zu schreiben über praktische Demokratie, oder unsre ausschließliche Nationalität zu verherrlichen, oder unsre politische Unzufriedenheit zu nähren, sondern um uns zu erfreuen an dem Schauspiel dieses zweiten und größern Englands, „Englands in einem Stand glorreicher Potenzirung," und stolz zu seyn auf diese Eroberung, die unser Vaterland gemacht in einer Welt des öden, wüsten Raumes auf diesen Sieg unsres Landes über unberechenbare Provinzen der Zukunft. Und dann — welcher Amerikaner wird sich noch sträuben anzuerkennen, was Southey so schön mit den Worten ausspricht, daß, „was Italien und Griechenland dem Kenner und Liebhaber des classischen Alterthums, was Jerusalem für die christliche Welt, „daß das England für ihn sey!"

Ueber den Einfluß und Geltung der Philosophie wird gesagt:

„Es ist der Beachtung nicht unwerth, daß Transscendentalphilosophie in Amerika herzlicher bewillkommt und allgemeiner verstanden wird, als in Großbritannien. Gewiß ist, daß unter dem angloamerikanischen Volk der Geschmack an der höhern Speculation bedeutend zunimmt, und daß dort vieles populär wird, was bei uns ganz unbeachtet bleibt. Dieß gilt von Carlyle und Coleridge, und die erhabnere und ernste Poesie Wordsworths hat dort wohlthätig aufs Leben eingewirkt, während sie in London den Buchhändlern liegen blieb. Man könnte hierin eine Bestätigung der Analogie finden, die man gewöhnlich nachzuweisen sucht zwischen dem dermaligen Zustand der amerikanischen Nation, und der Kindheit im Leben des Menschen; denn nicht nur finden wir dort die rastlose Thätigkeit, die Neugier, die Nachahmungssucht, den Eigensinn, die Empfindlichkeit, welche die jüngern Jahre charakterisiren, sondern auch jenes hartnäckige Fragen in sinnlichen und übersinnlichen Dingen; und vielleicht je tiefer wir unter die Oberfläche der Dinge blicken, desto natürlicher finden wir diese Hinneigung zur idealistischen Philosophie bei den denkenden Bewohnern der vereinigten Staaten. Bei der gegenwärtigen Lage Amerika's ist die Aufgabe, die Uebung der täglichen Pflichten des socialen Daseyns mit der der höhern Kräfte und den edlern Bestrebungen zu versöhnen, von einer peinlichen Schwierigkeit. Die Arbeit der Gegenwart nimmt da den ganzen Menschen in Anspruch; er muß ganz in der Welt seyn, oder außer ihr; die Bedingung der Achtung und Geltung bei seinen Mitbürgern ist, seine Tüchtigkeit, das Nächste und Nothwendige zu leisten; und dieß bewirkt ein Verzichtleisten auf alle Erforschung der Wahrheit

um der Wahrheit ſelbſt willen, und eine Ausſchließung von ſo gut als allen Gebieten der Speculation. Daher wird der Amerikaner, der mit vernichteten Hoffnungen und getäuſchten Gefühlen von der Außenwelt ſich abwendet, mit ernſtem Dank eine Theorie annehmen, welche all dieſen wichtigthuenden Pomp und Lärm zu einer ärmlichen Nichtrealität herabſetzt, welche alle Verwirrungen und Kämpfe der Leidenſchaften und Intereſſen in eine bloße Phantasmagorie verwandelt, und mit dem einzigen, dauernden Königthum ihn, den Denker, allein bekleidet. So finden wir, als eine naturgemäße Reaction des ſubjectiven Lebens des handelnden Amerikaners, die objective Speculation des amerikaniſchen Denkers; aus der Schwierigkeit, die Natur und den Menſchen in Einklang zu ſetzen, entſpringt das Verlangen nach dem Abſoluten, in das beide untergetaucht und nicht mehr einzeln geſehen werden." — —

(Schluß folgt.)

Spaniſche Legenden von Joſe Joaquin de Mora.

(Fortſetzung.)

12) Der Baſtard. Unter Don Pedro dem Grauſamen wird Donna Leonor de Guzman, die ihrem Vater in ungeſetzlicher Verbindung mehrere Kinder geboren, ermordet. Jedoch ein Sohn derſelben gelangt fliehend zu dem mächtigen Villena, der ihn ſeines Schutzes verſichert. Er bewirbt ſich um die ſchöne Juana, Villena's Tochter, deren Hand auch Don Pedro verlangt hatte. Seine Liebeserklärung wird günſtig aufgenommen, und der hinzutretende Vater gibt ſeine Einwilligung unter der Bedingung, daß Don Enrique, ſo heißt der Baſtard, nicht ruhen wolle, bis das Land befreit ſey von dem Tyrannen Don Pedro. Dieſer ſchickt Leute, den Don Enrique zu tödten oder zu fangen. Letzterem gelingt es der Gefahr zu entgehen. Er begibt ſich nach Frankreich, und zeichnet ſich in dem franzöſiſchen Heere durch Tapferkeit aus. Hier vernimmt er, daß Aragoniens König mit Don Pedro kriege, und eilt zu den aragoniſchen Fahnen. Don Pedro hat durch ſeine Gewaltthätigkeiten die meiſten Großen von ſich entfremdet; dieſe fallen in dem ausgebrochenen Kriege von ihm ab, und er erliegt, da die Heere zuſammentreffen. Don Enrique wird König.

13) Die beiden Male. Der König Don Enrique, zu deſſen Zeit Zwietracht das Reich zerreißt, und die Gewalt der Großen keine Schranken kennt, kehrt ermüdet von der Jagd zurück. Sechs Wachteln ſind ſeine Beute. Hungrig begehrt er Speiſe, aber Küche und Keller iſt leer. Er will ſeine Wachteln bereiten laſſen, doch Holz und Kohlen fehlen, und kein Maravedi iſt in der Caſſe. Der König muß ſeinen Mantel verpfänden. Dann aber führt ihn ſein getreuer Hausmeiſter heimlich in die Gemächer eines Großen, des mächtigen Lara, wo er ein ſehr prächtiges und üppiges Gelage ſieht, wobei ſeiner oft ſpöttiſch und verächtlich erwähnt wird. Am folgenden Tage beruft er alle Großen zur Verſammlung. Sie treten in den Saal, und ſehen ſich plötzlich von Bewaffneten rings umgeben. Zwei Stunden bleiben ſie in Unruhe, da erſcheint Don Enrique, der ſie wegen ihrer Gewaltthätigkeiten und Ungerechtigkeiten heftig anfährt, und hierauf Herausgabe bedeutender, mit Unrecht von ihnen beſeſſener Ländereien an die Krone erwirkt.

14) Pedro Niño. Don Juan, der Infant von Portugal, kommt mit ſeiner reizenden Tochter Beatriz, um welche ſich viele Könige und Fürſten fruchtlos beworben, an den Hof des Königs Don Enrique. Große Feſtlichkeiten werden zu Valladolid bereitet. In den Kampfſpielen tritt ein portugieſiſcher Ritter auf, mit der Deviſe auf ſeinem Schilde: „Naõ faz pouco quem me bote." Nichts Geringes thut wer mich beſteht. Keck und übermüthig fordert er Caſtiliens geſammte Ritterſchaft zum Kampfe. Die Ritter, die gegen ihn anrennen, ſtreckt er nieder, aber ein edler Caſtilianer erſcheint, der ihn ſelbſt auf den Sand wirft. Die ſchöne Infantin preiſt den Sieger, welches ein Page dieſem wieder erzählt. Er ſchickt der edeln Dame ein Briefchen, in welchem er ſich als ihren Ritter anbietet. Er iſt Pedro Niño. Die Infantin zürnt, und hört nun von einem Pagen des Ritters Ruhm und Heldenthaten. Sie vermuthet ein anderes Liebesverhältniß des Helden, den ſie verſchmäht. Nun geſchieht es, daß die Infantin eines Tages bei einem Spazierritte ſich von ihrem Gefolge trennt, wo in einem ſtillen Haine ſie der Ritter trifft, und durch ſüße Reden ihren Stolz zu beſiegen und ihr Herz zu gewinnen weiß. Beide geloben ſich Liebe und Treue, und bald nachher verbindet ſie ein Prieſter. Der Infant dringt immer heftiger in ſeine Tochter, daß ſie endlich unter den um ſie werbenden Fürſten einen Gatten wähle. Sie weigert ſich, und jetzt erfährt ihr Vater, daß ſie bereits heimlich vermählt ſey. Erzürnt läßt er ſie in einen Thurm einſperren, von woher ſie zärtliche Briefe mit ihrem Gatten wechſelt. Indeſſen fällt ein gewaltiges feindliches Heer in Portugal ein. Der Infant ruft Don Enrique um Hülfe an. Dieſer bezeichnet Pedro Niño als einzigen Retter. Endlich wird der Zorn des Infanten durch den Gedanken an ſeine Gefahr und durch die beſänftigenden Reden des Königs beſchwichtet, und ſein Schwiegerſohn, der die Mauren beſiegt, wird zu Gunſten aufgenommen.

15) Don Policarpo. Ein Charaktergemälde, mit ſtetem Rückblick auf die verſchiedenen Elemente, die bei dem jetzigen Zuſtande Spaniens zu bemerken ſind. Unter alterthümlichem Hausgeräthe, auf einem Landſitz, deſſen ganzes Aeußere auf vergangene Zeiten zurückdeutet, lebt Don Policarpo, zwar zufrieden mit ſeinen Umgebungen, doch in ſeinem Innern der neuern Zeit oft den Vorzug vor der ältern zugeſtehend. Er heirathet, und jetzt tritt alsbald eine gänzliche Umgeſtaltung aller ſeiner Verhältniſſe ein. Unter Leitung ſeiner Frau erſcheint ſein Haus in ſchönſter moderner Pracht. Eine Bibliothek wird auch angeſchafft, in der vorzüglich franzöſiſche Autoren nicht fehlen dürfen. Don Policarpo lieſt und ſtudirt nun Vieles, aber in der verworrenſten Unordnung. Die verſchiedenſten Theorien kreuzen ſich in ſeinem Kopfe; er wird unruhig, krank und lebensſatt. Leicht wird ſein Zorn gegen die franzöſiſchen Autoren rege gemacht, die feierlich dem Feuer ſämmtlich übergeben werden. Da tritt ſeine Frau ein. Scheidung begehrt ſie ſogleich

bei dem Anblicke der sich ihr darbietet. Er gibt sehr gerne seine Zustimmung dazu, und stirbt hernach in einem Kloster.

16) Der erste Graf von Castilien. Don Garcia, der finstere König von Navarra, erhält von seiner Schwester, der Königin Therese von Leons ein Schreiben, in welchem sie sagt, auf ihren Antrieb werde Fernan Gonzalez, Graf von Castilien, durch dessen Hand Don Sancho, Garcia's Vater, gefallen war, zu ihm kommen, und um die Hand seiner sanften und liebenswürdigen Tochter Sancha werben; nicht solle er die Gelegenheit zur Rache unbeachtet lassen. Indessen entdeckt Sancha ihrer mütterlichen Freundin, der Gräfin Mathilde, wie Don Gonzalez ihr Herz gewonnen habe. Diese verschweigt ihr nicht, daß Gonzalez Sancha's Großvater erschlagen, und daher als Feind ihres Hauses betrachtet werde. Aber ein Briefchen, welches Sancha erhält, in welchem ihr Gonzalez meldet, daß durch die Königin Therese ihre beiderseitige Verbindung eingeleitet werde, erfüllt sie mit neuem Muthe und mit Freude. Jetzt bringt Don Garcia einen Gefangenen, der in einen tiefen Kerker geworfen wird. Sancha erfährt, daß es Gonzalez ist, und eilt bei nächtlicher Weile zu ihm. Der Graf erzählt ihr, wie er mit Navarra gekriegt, und als Sieger das Anerbieten jährlichen Tributes angenommen habe. Jedoch schon nach dem ersten Jahre sey der Tribut verweigert worden. Hierauf sey er mit Heeresmacht herangezogen, doch sey, um Blutvergießen zu vermeiden, ein Zweikampf der beiden Fürsten beliebt worden. Don Sancho fiel in ehrlichem Kampfe gegen Gonzalez. Diesem heuchelten nun Sacho's Angehörige Versöhnung und Freundschaft, der er leichtgläubig Vertrauen schenkte, und nun hinterlistig bewältigt und gefangen ward. Don Garcia beschließt den Tod seines Gefangenen, den Sancha fortwährend liebevoll in seinem Kerker besucht. Plötzlich erschallt der Ruf „Feuer." Don Garcia, der verloren schien, wird durch einen fremden Krieger gerettet, der alsbald spurlos verschwindet. Der Thurm, in welchem der gefangene Graf saß, wird von den Flammen ergriffen. Die Gemächer der Infantin brennen; sie selbst fehlt. Da wird dem König ein Brief gebracht, in welchem ihm Sancha sagt, daß der Unbekannte, der den König aus den Flammen gerettet, Fernan Gonzalez gewesen, mit welchem sie zu dessen Lande entflohen sey.

17) Skizze. Ein Bild des Jammers und Entsetzens bietet sich unsern Augen dar. Kaum erkennen wir in ihm einen Jüngling, der einst als der Erste glänzte in der Krieger Reihen, als der Erste bei den stolzen Festen des Hofes. Liebe besiegte ihn. Ein treuer, zärtlicher Freund stand ihm zur Seite. Eifersucht entflammt ihn gegen seinen Freund, und schnell fliegen die Schwerter aus der Scheide. Er wird im Zweikampf besiegt, und verschont. Aber sein Stolz ist verletzt, und läßt ihm keine Ruhe mehr. Er sinnt Rache und Mord. In der Nähe der Wohnung der Geliebten lauert er im heimlichen Dunkel auf seinen Nebenbuhler. Er wähnt diesen zu treffen, und hat die Geliebte erschlagen. Verzweifelnd, mit dem Fluche Aller beladen, entflieht er, und birgt sich in eine elende Hütte einer entlegenen, rauhen Schlucht. Ein Schreckbild jedem Begegnenden lebt er einen Monat dort, und stirbt in furchtbaren innern Peinen.

18) Der Falke. Herzog Gottfried von der Bretagne wird von Feinden hart bedrängt, und zieht als Pilger nach Rom, um Hülfe von dorther zu erhalten. Seinen Lieblingsfalken nimmt er mit sich, und trägt ihn sorgfältig auf seiner Hand. Einst aber, während der Herzog in Schlummer versunken daliegt, zerreißt sein Falke die Henne einer Bäuerin, die denselben nun tödtet. Der Herzog erblickt erwachend seines geliebten Falken noch zuckende Reste, und stürzt sich auf die Mörderin, indem er vor Schmerz und Wuth heiße Zähren vergießt, sie zu erwürgen. Doch über den Kampf eilen die Bauern mit Knitteln und Stangen hinzu, und erschlagen den Herzog.

(Schluß folgt.)

Victor Hugo's Strahlen und Schatten.

(Fortsetzung.)

V.

Am Morgen singt sie erst; dann mit geschäft'ger Rechte,
Ernst, aufgestellt den Fuß auf einem Strohgeflechte,
Näht sie, oder sie stickt Zeichnungen rein und frisch;
Und während in Andacht, harmlos, zu Gott gewendet
Die Jungfrau ihr Tagwerk, ihr endliches, vollendet,
Sitzt da an ihrer Thür das Schweigen träumerisch.

So ist in deiner Hand die Clause, Herr! geborgen!
Im schweigsamen Asyl, von Kummer frei und Sorgen,
Ist nichts unrein, nichts, was nicht süßen Zauber übt;
Wenn im Gebet zu dir sich diese Seele schwinget:
Kein Schatten dann empor mit ihr am Abend dringet,
Der deines Firmaments glanzvolle Bläue trübt.

Keine Gefahr! und doch im Grase schau die Schlange!
Ach, ach! ein Wurm ist drin, wie hold die Frucht auch prange!
Ein einz'ger Blick genügt ein Dasein zu entweihn!
Das Uebel wird sichtbar wohl selbst beim Schein der Kerzen!
Die Neugier, welche wohnt in einer Jungfrau Herzen,
Bohrt später in die Brust des Weibs die Wunde ein.

Von schmutz'gen Liedern voll, zum Schmachdenkmal erhalten,
Ist dort ein altes Buch auf jenem Schrank, dem alten,
Das ein Elender einst in dem Gemach vergaß.
Aus jener Zeit ist's ein Roman, wo er war mächtig:
Voltaire, Affe des Genie's, welchen verderbenträchtig
Der Teufel selber zum Apostel sich erlas.

VI.

Jahrhundert, das du trugst, von Wein und Blut geröthet,
Der Orgie Stempel noch, als du hinsankst getödtet,
Achtzehntes, du dem Fluch, der Züchtigung dann geweiht!
Volk ohne Gott, das Gott sucht' heim mit schweren Schlägen,
Das mit dem Beil zerschlug den Scepter und den Degen,
Jung — sprach der Liebe Hohn, alt — der Barmherzigkeit!

Du langer Feſtmahltiſch der anlief zum Schaffotte!
Welt, blind für Chriſt! erhellt von Satans frevlem Spotte!
Schmach vor den Völkern, Schmach deiner Schriftſteller Schaar!
Auf ihrem Rufe ruht der Schatten deiner Sünden;
Wie Rauch und Qualm ſich aus des Ofens Schlunde winden
Ihren unholden Ruhm die Umwälzung gebar!

VII.

O ſchwache Barke, die ſo nah dem Strudel gleitet!
O für dich Kind, deß Herz ſo rein noch iſt befaitet,
Du armer junger Geiſt in trüber Erdennacht!
Voltaire, die Schlangenbrut, die Ironie, der Zweifel —
In deinem heiligen Gemach lauſcht er — der Teufel!
Mit ſeinem Flammenblick ſpäht er dich aus und lacht!

O zittre! der Sophiſt ſpürt wohl aus Blöß' und Mängel!
Zittre! der Spötter hat bethört ſchon manchen Engel!
Auf fromme Herzen ſtürzt der ſchwarze Geyr hervor,
Zermalmt ſie — und oft ſah ich unter ſeinen Krallen
Vom weißen Flügelpaar Feder um Feder fallen,
Drauf eine Seele ſich zum Himmel ſchwingt empor.

Nach zählt er deiner Bruſt zahlloſen, leiſen Schlägen,
Im Dunkel deines Geiſts ein unvermerkbares Regen,
Wenn es zu ihm ſich neigt, entflammt ſein Aug zur Gier.
Dem Wolf, dem Tiger gleich, wenn auf den Raub ſie gehen,
Erſcheint, jedoch vom Aug' des Dichters nur geſehen,
Manchmal des Satans Haupt, grauvoll, vor deiner Thür.

VIII.

Ha! ſchlüge deine Hand das Buch auf voll Verderben:
Du fühlteſt plötzlich Gott in deiner Seele ſterben;
Heut Abend ſenkteſt du dein Haupt in zorn'gem Gram,
Um in der Fern' zu ſchaun in grünem Gang die Wagen,
Die ſchimmernden, daher auf goldnem Rad getragen,
Verlachen würdeſt du morgen die heil'ge Scham!

Von deinem Bett verſcheucht durch wilde Phantaſien,
Würde bei Nacht der Schlaf, der Engel ſcheu'ſter, fliehen;
Nicht ſchummern könnteſt du und auch nicht ſingen mehr;
Dein Geiſt, geſunken in den Ocean der Träume,
Schwankte, der Pflanze gleich ein Spiel der Wellenſchäume,
Zwiſchen Genuß und Schmach entwurzelt hin und her.

IX.

Oh! deines Vaters Kreuz iſt hier, auf dich zu achten!
Des alten Gardemanns, gefall'n in Frankreichs Schlachten;
Verſuchter Engel, laſſ' von dem die rathen du!
Nimm zur Berath'rin, die vielleicht den Feind beſieget,
Die Schweſterlilie, die ſich an dein Fenſter ſchmieget,
Die ihren Duft gefällt dem deiner Reinheit zu!

Von allen Schatten, die ſittſam vorübergehen,
Den alten Heil'gen, die am Steinportale ſtehen,
Der weißen Taube, die ſo raſch ſich ſchwingt von hier,
Laß von der Orgel, die den Hymnus hehr im mächt'gen
Schluchzen ausklingen läßt, der Kirche der andächt'gen,
Vom Himmel, der ſo reich an Glanz, laß rathen dir!

Von deiner Nadel ſelbſt den Rath du nicht verſchmähe!
Die beim Geſchäft und beim Gebet in deiner Nähe,
Die dich zum Fleiße mahnt. O glaub' ihr! ja, Gott ließ
Erwachſen aus dem Fleiß, von dem der Thor ſich wendet,
Zwei Töchter: Freudigkeit, die Reiz der Tugend ſpendet,
Und Tugend, welche erſt die Freudigkeit macht ſüß.

Die tauſend Stimmen hör', ein ſtammelnd Liebeslallen,
Die rauſchen in dem Wind, die aus der Wolke fallen,
Die von der Straße leis ſteigen zu dir herein;
Welche dir zu des Thau's unſchuld'ge Tropfen bringen,
Und die dir wiederholt der muntern Vögel Singen,
Die all dir rufen zu: ſey unter'm Himmel rein!

Sey unter'm Himmel rein! wie Morgenroth und Welle,
Wie das harmloſe Neſt, der Thurm in Aethers Helle,
Wie goldne Garben, drauf vergnügt der Schnitter ruht;
Wie im Azur der Stern, wie die geſenkte Blume,
Wie Alles, was da jauchzt, was ſingt im Heiligthume,
Wie Alles, was da ſchläft ſanft unter Gottes Hut.

Die Ruh im Antlitz laſſ' des Herzens Frieden preiſen;
Der Herzensfriede macht die Majeſtät der Weiſen.
Sey froh! Das Glaubens Licht ſchön ohne Murrſinn brennt!
Des Weibes Lächeln ſoll vom Himmel uns erzählen;
Die Freude iſt die Gluth, die wirft in unſre Seelen
Den goldnen Himmelsglanz, den man die Wahrheit nennt.

Ein reicher Gürtel iſt dem Menſchengeiſt die Freude;
Alles verſchönert ſie im weiten Weltgebäude;
Gott ſchmückt den alten Thurm mit dem anmuth'gen Neſt;
Er läßt im dichten Gras bunt das Geſträuche blühen,
Selbſt die Ruine will mit Jugend noch umziehen
Und mit des Lebens Glanz ihren trübſel'gen Reſt.

Sey gut! das Andre all enthält in ſich die Güte;
Der Gnaden Herr, dem ſich ergeben dein Gemüthe,
Dem, der die Güte hat, der Weisheit Schatz vertraut!
Die Güte iſt der Kern der höchſtbegabten Geiſter;
Aus Einer Tugend ſchafft das völl'ge Herz der Meiſter,
Wie er des Himmels Dach aus Einem Sapphir baut.

Dann, wie die Lilie wirſt und wie der Schwan du bleiben;
Auf deine weiße Stirn wird Gott ſein Zeichen ſchreiben,
Von denen wirſt du ſeyn, die eine reiche Fracht
Von heil'gen Handlungen, furchtlos und harmlos, häufen,
Dem Hafen ſteuern zu, der Weisheit Wort ergreifen,
Beten allabendlich, ſchlummern die ganze Nacht!

(Fortſetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 278.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 October 1840.

Zehnte Versammlung der englischen Naturforscher.

Am 16 September fand in dem Universitätsgebäude von Glasgow der Zusammentritt der Generalcommittee der Gesellschaft statt, es fanden sich jedoch viel weniger Mitglieder als sonst ein, und manche, die bisher einen thätigen Antheil an der Leitung genommen hatten, fehlten ganz. Der Bericht ward vorgelesen und betraf vorzugsweise Geldsachen, aus denen wir nur ausheben, daß die Gesellschaft 250 Pf. verwendete für die Localausgaben in Birmingham im vorigen Jahre, und eine nicht 300 Pf. übersteigende Summe anwies, um den in Glasgow zusammengeschossenen Localfond zu unterstützen, und die Zimmereinrichtung, so wie Schreiber, Boten u. dgl. zu bezahlen. Die Unterstützungen, welche die Gesellschaft zur Bearbeitung gewisser gelehrten Specialuntersuchungen im vorigen Jahre angewiesen hatte, waren so bedeutend, daß sie von ihrem Fonds 500 Pf. in Consols verkaufen mußten, und da sie zugleich die seit einem Jahre bezahlten Aversalsummen einzelner Mitglieder, wodurch sich diese von dem Jahresbeitrag freikaufen, gleichfalls verwendete, was zusammen fast 1000 Pf. ausmachte, so läßt sich daraus schließen, daß ihr Vermögensstand nicht in sehr glänzenden Umständen ist, indem die jährlichen Subscriptionen nicht viel über 1000 Pf. ausmachen, und ihre dießjährige Ausgabe über 2700 Pf. betrug. Von den Jahresausgaben betrugen die Unterstützungen für wissenschaftliche Untersuchungen etwas über die Hälfte, nämlich 1548 Pf., der Druck des Berichts mit den nöthigen Kupferstichen 521 Pf. Die Ausgaben für die Verwaltung sind somit unbedeutend.

Die Hauptverhandlung war über den Druck des Berichts, mit welchem man kläglich zurück ist: der siebente ist erst fertig, und es sind somit noch zwei zurück. *) Die Generalcommittee faßte daher den Entschluß, daß künftig der Bericht einer Versammlung immer 4 Monate nach derselben gedruckt seyn, und diejenigen Berichte, welche wegen mangelnder Vollendung oder wegen mannichfacher Beilagen nicht eingerückt werden könnten, aufs nächste Jahr verschoben werden sollten. Die Zahl der Abdrücke soll nicht mehr als 750 belangen, eine Zahl, die etwas beschränkt erscheint, wenn man die Masse der Mitglieder erwägt, und die noch größere Zahl derer, die im In- und Auslande an dieser Publication Antheil nehmen.

Die Stadt will 3000 Pf. auf das Fest verwenden; nach dem Glasgow Herald waren 2000 Pf. beisammen, und 1000 weitere sollten durch den Verkauf von Eintrittskarten aufgebracht werden. Ein Hauptausflug der Versammlung soll geologischer Beschaffenheit seyn und nach der Insel Arran gehen: für einen Theil der Gesellschaft sollen von den Pächtern des Herzogs von Hamilton Ponies in Bereitschaft gehalten werden, andere werden die merkwürdige Insel auf dem Dampfboot umfahren, und ein dritter den hohen Goatfell ersteigen. Herzog von Hamilton wird seine Gastfreundschaft in fürstlichem Aufwande zeigen, und sämmtliche Mitglieder sollen zum Frühstück und Mittagsmahl eingeladen werden. Ueberhaupt wird der umwohnende hohe Adel, namentlich der Marquis von Breadalbane, der zugleich Vorsitzer der Generalcommittee ist, und Lord Eglington den fremden Gästen ihre Parks öffnen, und alles dazu beitragen, ihnen den Aufenthalt angenehm zu machen.

Die Gesellschaft ist wie gewöhnlich in 7 Sectionen getheilt, nämlich für Physik, Chemie, Geologie mit einer Unterabtheilung für physikalische Geographie, Zoologie und Botanik, Medicin, Statistik und Mechanik. Die Sitzungen sollten am 17ten beginnen und am 23ten die letzte Generalsitzung seyn, wo auch der Versammlungsort des nächsten Jahres bestimmt werden soll.

*) Einem Avertissement zufolge ist der der vorjährigen Sitzung jetzt gleichfalls erschienen, und also nur der von 1838 noch zurück.

Russische Reisebriefe.

Dritter Brief.

Moskau, den 20 Junius 1840.

Den 15 und 16 Junius besuchte ich die Klöster und Kirchen im Kreml. Die erste Stelle darunter nimmt die Himmelfahrtskirche ein. Sie besteht aus einem großen Gebäude mit oben spitzig zugehenden Halbkreisen, (was eine Eigenthümlichkeit des russischen Styls seyn soll), hat fünf goldene Kuppeln und gegen 20 Klafter Höhe. Ursprünglich wurde diese Kirche auf

den Wunsch des Metropoliten Peter von dem Großfürsten Johann Danilowitsch aufgeführt, aber nachmals die Form geändert, und der jetzige Bau rührt von dem Bologneser Aristoteles Fioraventi her, welcher sie nach dem Vorbild der Kirche zu Wladimir im J. 1479 vollendete. Indeß mußte sie im J. 1492, nach einem durch einen Blitz veranlaßten Brande wieder hergestellt werden. Das Innere des Tempels wurde zum Theil unter Wasili Joannowitsch, zum Theil im J. 1642 bemalt, und die Malerei auf Goldgrund aufgetragen, der 15000 R. jetzigen Geldes kostete. Die Fresken wurden von Katharina II erneuert.

Der Ikonostaß der Himmelfahrtskirche besteht aus fünf Stockwerken von dicht nebeneinander aufgestellten Bildern, und gehört dem Alterthum an, ob er gleich im J. 1777 erneuert wurde. Die Kirche hat einen Kronleuchter von 20 Pud Silber, der an der Stelle eines frühern hängt, der 60 Pud wog, und den die Franzosen im J. 1812 mitfortnahmen; er ist gleichfalls mit einigen Bildern geziert. Zur rechten Seite der heiligen Pforte hängt ein Bild des allerhuldreichsten Heilandes, das den Nowgorodern durch den griechischen Kaiser Emanuel übersendet, und von Johann IV (dem Schrecklichen) nach Moskau gebracht wurde. Ueber demselben hängt ein Bild der Himmelfahrt der heiligen Mutter Gottes, von dem heil. Peter, dem Metropoliten, gemalt, so wie ein Bild der Verkündigung, das am Ende des 13 Jahrhunderts in Ustiug gemalt wurde. Auf der linken Seite des heiligen Thors bemerkt man namentlich ein Bild der Mutter Gottes, von dem Evangelisten Lucas gemalt, welches am Ende des 14ten Jahrhunderts hieher aus Wladimir versetzt wurde, wohin es aus Konstantinopel über Kiew gekommen war.

In der Himmelfahrtskirche befinden sich außer den Gebeinen des heil. Metropoliten Peter, die in einem von ihm selbst ausgehauenen Grabe liegen, auch die Gebeine des heil. Jonas und Philippus. Der heil. Jonas wurde im J. 1449 zum Metropoliten geweiht, und vertheidigte in dieser Würde den Kreml bei einem Einfalle der Tartaren; auch arbeitete er möglichst der Union mit Rom entgegen, starb aber schon im J. 1466. Eilf Jahre später erhielt man seine Gebeine, welche jetzt in einem silbernen, von dem Zaar Feodor Joannowitsch gestifteten Reliquienkasten ruhen. Dieser wurde im J. 1812 auf eine wunderbare Art erhalten, und, obwohl er an einem offenen Orte stand, von den Franzosen, wahrscheinlich weil sie ihn für Kupfer hielten, nicht berührt, obgleich sie sonst die geheimsten Schätze der Himmelfahrtskirche plünderten.

Der heil. Philipp, Metropolit Rußlands, stammte aus der Bojarenfamilie Kolytschew, wurde im J. 1537 im dreißigsten Jahre seines Alters zum Mönche des Klosters Solowez geweiht, und eilf Jahre später zum Igumen desselben erhoben. Im J. 1566 berief ihn Johann IV als Metropolit nach Moskau, er wollte aber anfangs diese Stelle nur annehmen, wenn die Opritschniks *) abgeschafft würden, aber auf Andringen des Zaars und des Volks nahm er sie doch alsbald an. Einige Zeit nachher erneuerte Johann IV seine Grausamkeiten, und als er während des Gottesdienstes in der Himmelfahrtskirche beim Segenspruche herantrat, wagte der neue Metropolit dem Zaar Vorwürfe zu machen, und bedrohte ihn mit dem göttlichen Gerichte. Der erbitterte Johann faßte einen heftigen Haß gegen Philipp, und wartete nur auf eine Gelegenheit, diesen Haß kund zu geben. Diese Gelegenheit zeigte sich bald: sie trafen sich in dem neuen Mädchenkloster, und Philipp machte dem Zaar abermals Vorwürfe wegen der unanständigen Kleidung der in der Kirche befindlichen Opritschniks. Johann schalt ihn, und beraubte ihn einige Zeit darauf seiner Metropolitenwürde. Dieß geschah während des Gottesdienstes in der Himmelfahrtskirche. Hier an der Stelle, wo jetzt die Gebeine des heil. Philipp ruhen, rissen die Opritschniks ihm das heil. Gewand ab, und jagten ihn aus der Kirche. Er wurde nach dem Ostrotsch-Kloster in Twer verbannt, und hier im J. 1570 von einem der Henker Johanns erwürgt. Vierzehn Jahre später wurden seine Gebeine in das Kloster von Solowez, und im J. 1652 in die Himmelfahrtskirche versetzt, wo sie noch jetzt unter einem reichen Baldachin ruhen. — Außer diesen finden sich noch manche andere Heiligthümer in der Kirche.

Neben den Säulen, welche dem Ikonostaß gegenüber stehen, sind die Plätze des Kaisers, des Patriarchen und der kaiserlichen Familie angebracht. Der erste hat die Form eines Zelts, ist mit reichen Stoffen und Gold bedeckt und vier gewundene Säulen tragen einen Baldachin mit einem ausgeschnittenen Adler. Der Patriarchenplatz besteht aus einem mit rothem Sammet überzogenen Steinzelt, und ist mit Bildern und oben mit einem Kreuz verziert; im Innern steht der Stab des Metropoliten Peter aus schwarzem Holze. Der Platz der zaarischen Familie ist größer, aber einfacher, als die beiden ersten. Hinter den Säulen an den Mauern sind die Gräber fast aller Metropoliten und Patriarchen von Moskau, mit Ausnahme Nikons, dessen Staub in dem von ihm errichteten Kloster Neu-Jerusalem ruht, vier Werste von Moskau. Er liegt demnach an demselben Orte, der das Feld seiner Thätigkeit im Leben war, und bildet mit den ihn umgebenden Gegenständen eine lebendige Chronik der Geschichte der russischen Hierarchie. Das Patriarchat begann in Rußland im J. 1589, und endigte im J. 1700. Stephan Jaworski bemühte sich sehr, das Patriarchat in Moskau wieder herzustellen, was jedoch unter Peter dem Großen am wenigsten sich ausführen ließ.

In der Schatzkammer der Kirche sind zwei Evangelien bemerkenswerth, das eine von dem h. Jonas, das andere von der Prinzessin Irene Michailowna geschrieben. Eben so merkwürdig sind die reichen Silberstücke, *) Gefäße und anderes Kirchengeräthe, so wie das Kreuz Constantins des Großen, das Peter I in der Schlacht von Poltawa auf seiner Brust trug. In der Himmelfahrtskirche werden die russischen Kaiser gekrönt. Hier betete Dimitri Donskoi vor der Schlacht mit den Tataren, und Peter der Große vor dem Krieg mit den Schweden.

Der Himmelfahrtskirche gegenüber erhebt sich der Kreuzpalast, das ehemalige Patriarchengebäude mit der Kirche zu den zwölf Aposteln und dem reichen Patriarchenschatz. Dieß Ge-

*) So hieß die furchtbare Leibwache und zugleich Henkerschaar Johanns des Schrecklichen.

*) Risy, Meßgewänder, weil sie die Form derselben haben, sie werden aber zur Zierrath über Heiligenbilder hingelegt.

bäude wurde in der Mitte des 17ten Jahrhunderts aufgeführt; sein Aeußeres gleicht einem Herrenhause von jetziger Architektur, das Innere aber mit seinen Fluren, seinen Durchgängen und engen Fenstern erinnert an die alte Zeit. Die Patriarchenschatzkammer wurde von Nikon angelegt, und bis 1839 fast in derselben Ordnung erhalten, jetzt aber ausgebessert, und besteht aus drei Kammern, von denen die letzte die Bibliothek enthält. Durch die Gefälligkeit des Pater Kämmerers (otez riznitschii) gelang es mir, alle Alterthümer des Patriarchenschatzes zu sehen, und alle möglichen Details darüber zu erfahren. Im ersten Zimmer sind in Schränken die Meßgewänder, Hirtenstäbe, Chorröcke, Mitren u. dgl., die zum Patriarchat gehörten. Besonders merkwürdig sind die Gewänder Nikons, die ihm von Zaar Alexei Michailowitsch geschenkt wurden; sie sind mit Perlen und andern Edelsteinen ausgenäht. Der Stab Philaret Nikititschs *) ist aus Cypressenholz geschnitten, von den Stäben Nikons ist der eine aus Bernstein, der andere aus Elfenbein mit Gold ausgelegt, ein Geschenk von Schah Abbas. Die Chorröcke sind fast alle mit Perlen und Edelsteinen besät; der älteste rührt von dem h. Peter, dem Metropoliten, der neueste von dem letzten Patriarchen, Adrian, her, der ihn zum Andenken an Zaar Johann Alexejewitsch aus einem Kleide desselben erhielt. Eine der Mitren gehörte dem Patriarchen Hiob, wie die Aufschrift mit der Jahreszahl 7104 nach Erschaffung der Welt (1596 n. Chr.) anzeigt, drei andere dem Patriarchen Nikon. Zwei davon, die er von Zaar Alexei erhielt, sind mit Perlen dermaßen bedeckt, daß man den Stoff fast nicht sieht.

Ueber der Thüre der zweiten Kammer hängt das Bild des letzten Patriarchen Adrian. Hier befinden sich nun die eigentlichen kostbaren Kirchengefäße, darunter auch Sachen, die sich durch ihr hohes Alter auszeichnen, so z. B. der Ring, welchen Chan Tschanibek dem heil. Metropoliten Alexei für die Heilung seiner Gattin gab, durch seine Einfachheit, und ein Medusenhaupt, durch seinen innern Werth merkwürdig. Der Hals der Meduse besteht aus Einer Perle von der Größe einer wälschen Nuß. An den Mauern findet sich eine Bundeslade, ein Kreuz mit Holz vom ächten Kreuze und eine Schale mit heiligem Oel von Konstantin Monomach; ein Theil des Oels aus dieser Schale wird zu dem genommen, was man jährlich neu bereitet und nach den Kirchen im Innern Rußlands versendet; dieselbe Schale wird indeß jährlich mit neuem Oel gefüllt.

In der dritten Kammer befindet sich die Bibliothek, so wie die Kessel und eine Kufe zur Bereitung des heil. Oels, welche 20 Pud Silber und 15 Pfund Gold enthält. Der Deckel der großen Kufe hat ein Arschine im Durchmesser, und oben ein Bild Samuels, wie er Saul zum Könige salbt. Mitten im Zimmer steht ein Tisch, der dem Patriarchen Adrian gehörte, und darauf liegt ein griechisches Evangelium aus dem 9ten, und ein slavisches aus dem 12ten Jahrhundert; beide sind aus feinem Pergament, und haben mit Gold und hellen Farben gezierte Anfangsblätter. Das erste Blatt des slavischen stellt Swätoslaw II in seiner Familie dar; die Züge des Großfürsten haben sich gut erhalten, die des einen Sohns sind aber mit der Zeit verlöscht. Diese Porträts sind wichtig, weil sie den Zustand der Malerei in Rußland im 11 und 12 Jahrhundert und die Kleidung jener Zeit zeigen.*) Das Evangelium ist mit Abkürzungen geschrieben, die Worte stoßen aneinander, und sind natürlich ohne Interpunction; indeß ist es ohne Vergleich deutlicher als das bekannte Evangelium in Rheims. Hier befindet sich auch ein Evangelium, das von der Prinzessin Tatiana Michailowna, der Schwester Alexei Michailowitschs, geschrieben ist. Es ist ein dicker Foliobaud, mit starken zollhohen Buchstaben, sehr gleich mit sieben Zeilen auf der Seite geschrieben, eine staunenswerthe Probe der Geduld der Frauen im 17ten Jahrhundert. Auf demselben Tische liegt das Meßbuch des heiligen Sergius, woraus er vor der kulikowischen Schlacht **) zur Rettung Rußlands vor dem Einbruch Mamais betete.

(Schluß folgt.)

*) Dieß war der Vater des ersten Zaars aus dem Hause Romanow, der in den unruhigen Zeiten unter Boris Gobunow zum Mönch geweiht worden war, um ihn politisch todt zu machen, der aber nachher, als sein Sohn den Thron bestieg, Patriarch wurde und so viel, oft mehr als der Zaar zu sagen hatte. A. d. U.

*) Das Original ist aber jetzt in dem sogenannten Waffenpalast (oruzheinaja palata) aufbewahrt, und in dem Evangelium liegt nur eine Copie.

**) In dieser schlug Dimitri Donskoi zum erstenmal die Tataren.

Steinölquelle.

Vor etwa 10 Jahren wurde in Kentucky bei Burksville auf Salzwasser gebohrt, und nachdem man über 200 Fuß durch den festen Fels sich durchgearbeitet hatte, sprang mit einemmal eine Oelquelle 12 Fuß hoch über den Boden empor. Obgleich sie nach den ersten Minuten abnahm, floß sie doch mehrere Tage so stark, daß man das Ergebniß auf 75 Gallonen in der Minute rechnete. Da die Quelle am Rande eines kleinen Creek liegt, der sich in den Cumberlandfluß ergießt, so fand das Oel bald seinen Weg dahin, und bedeckte längere Zeit dessen Oberfläche. Tiefer unten machten sich einige Leute den Spaß, das Oel zu entzünden, bald brannte der ganze Fluß, und die Flammen schlugen an den steilen Ufern desselben so hoch empor, daß sie die Gipfel der höchsten Bäume versengten. Das Oel brennt leicht, und gibt eine Flamme so glänzend wie Gas. Man füllte eine Menge davon in Fässer, die aber bald ausflossen, und das Oel ist auch in der That so durchdringend, daß es sich nur sehr schwer in einem hölzernen Gefäße halten läßt, und hat so viel Gas, daß es angefüllte und fest zugestopfelte Bouteillen häufig sprengt. Setzt man es der Luft aus, so erhält es eine grünliche Färbung. Es ist sehr flüchtig, hat einen starken, stechenden, unbeschreiblichen Geruch, und schmeckt wie das Innere einer Pechfichte. Einige Zeit nach der Entdeckung floß eine geringe Menge Oel, wenn man Salzwasser pumpte, seit geraumer Zeit aber fließt es nur noch, wenn das angesammelte Gas es 200 Fuß hoch in die Pumpe heraustreibt. In den letzten zwei Jahren floß es zweimal von selbst, das letztemal begann es am 4 Julius 1859 und floß 6 Wochen lang. Ein rollendes Getöse gleich einem fernen Donner begleitet das Ausfließen des Oels, während das Gas, das dann jeden Tag oben an der Pumpe sichtbar ist, den Vorübergehenden zum Glauben verleitet die Quelle stehe in Feuer. (Sillimans Journal.)

Die quarneriſchen Inſeln Veglia, Cherſo und Oſſero.

(Schluß.)

Cherſo und Oſſero bilden eigentlich zuſammen nur eine durch einen ſehr ſchmalen Canal geſchiedene und durch eine Brücke verbundene Inſel von faſt ganz gleicher Bodenbeſchaffenheit. Bei den Alten kommt ſie unter dem Namen Abſyrtes vor, weil hier Abſyrtes von ſeiner Schweſter Medea getödtet worden ſeyn ſoll. Die Inſel Cherſo hat 7⅞, Oſſero 1 Quadratmeile im Umfange, jene iſt in der Mitte am breiteſten (ungefähr 5 Stunden), dieſe am ſchmalſten (kaum 100 Schritte). Cherſo beſteht aus einem einzigen Gebirgszuge, deſſen höchſter Punkt ſich zwiſchen den Städten Cherſo und Oſſero befindet. Die Formation iſt Kalk, und es gibt hier lange und öde Strecken, die uns eine Idee von den morgenländiſchen Wüſten geben und von den Eingebornen daher auch das ſteinige Arabien genannt werden; doch iſt der weſtliche, den Nordwinden minder ausgeſetzte Theil der Inſel ſehr fruchtbar und gut angebaut, und der Boden erzeugt Getreide (jedoch für den Bedarf nicht ausreichend), viel Obſt, als Pfirſiche, Aprikoſen, Feigen, Südfrüchte, Oel, Wein und treffliches Gemüſe. Die Waldungen geben viel Brennholz, welches mit zu den Hauptnahrungszweigen gehört. Hochholz kommt wenig vor, und nur in der Nähe des Sees bei Cherſo iſt ein Eichen- und Buchenwäldchen. Zahlreich ſind die Farbe- und Medicinalkräuter. Die Viehzucht beſchränkt ſich faſt ausſchließlich auf Schafe; auf Cherſo ſind 50,742 und auf Oſſero 696 Stück. Außerdem trifft man auch Rindvieh (Cherſo 842 Ochſen und 240 Kühe), Maulthiere (896) und Pferde (240), welche nur zum Reiten benutzt werden. Federvieh wird wegen des theuern Futters wenig gehalten. Dagegen iſt die Jagd ſehr ergiebig, und liefert Füchſe, Haſen, Wieſel, Kaninchen und Federwild. Der Fiſchfang gibt eine reiche Ausbeute an Thunfiſchen, Sgombri und Sardellen, welche eingeſalzen und weit verſchickt werden. Vom Kloſter Fareſina im Norden von Cherſo führt eine Gemeindefahrſtraße auf einer Strecke von 15¾ Meilen bis zum Hafen Pier di Nembo im Süden von Oſſero. Eine Naturſeltenheit von Cherſo iſt der See (Jeſero). Von ſanft aufſteigenden Hügeln umkränzt, bildet er einen länglichrunden Keſſel von 5 bis 6 Miglien im Umfange. Im Norden läuft er in ein von einem Eichenwäldchen beſchattetes Thal aus. Je zu drei bis vier Jahren trocknet er völlig aus, und das dann beſäete Bett gibt die reichſten Erträgniſſe an Getreide, bis es ſich neuerdings mit Waſſer füllt. Dieſe Erſcheinung erinnert an die ähnliche Eigenthümlichkeit des Zirknitzer Sees. — Eben ſo wie Veglia haben auch Cherſo und Oſſero Waſſermangel; nur unweit Cherſo gibt es eine Quelle, welche ſich ins Meer ergießt; die Eingebornen nennen ſie la fontana de' Turchi. Sehenswerth auf Cherſo ſind die verſchiedenen Tropfſteinhöhlen und Grotten.

Die herrſchende Sprache iſt die ſlaviſche mit griechiſchen Ausdrücken untermiſcht, in den Städten ſpricht man italieniſch. Die Inſel Cherſo hat zwei Städte: Cherſo und Oſſero, und 25 Dörfer; die Inſel Oſſero zwei Städte: Luſſin piccolo und Luſſin grande, und ein Dorf: Chiunski.

Die Stadt Cherſo (ehemals Crepſa oder Crera) hat einen geräumigen Hafen, eine Schiffswerfte, eine Kathedrale mit ſchönem Altargemälde von Andrea Vicentino, 672 Häuſer und 4050 Einwohner, ein Minoritenkloſter, eine Hauptknaben- und eine Mädchenſchule. Oſſero iſt ein unbedeutender Ort von 90 Häuſern und 245 Einwohnern. —

Luſſin piccolo liegt faſt in der Mitte der Inſel, wohin ſich eine Bucht ins Land hineinzieht, welche ſo einen ſichern und geräumigen Hafen bildet. Der Platz an demſelben iſt mit ſehr ſchön gebauten Häuſern beſetzt, deren faſt jedes von einem Garten umgeben iſt. Die Stadt zählt 951 Häuſer und 4526 Einwohner, von denen der größte Theil Schiffscapitäne; es gibt hier ein Bezirkscommiſſariat, eine Hauptſchule, Mädchenſchule und eine Aſſecuranzkammer: Liburnea Riunione aſſicuratrice.

Luſſin grande hat 568 Häuſer und 2215 Einwohner. Die Häuſer ſind ebenfalls von Gärten umgeben, zwiſchen deren Mauern die Straßen hinlaufen, die aber ſo eng ſind, daß kaum zwei Fußgänger einander ausweichen können. Der Hafen iſt ſicher und tief, aber für große Schiffe nicht geräumig genug. Weſtlich von der Inſel Cherſo liegen das nur von Kaninchen und Haſen bewohnte Eiland Levrea (Haſeninſel) und die 7 Miglien lange Inſel Nia, Unie oder Onie mit einem ſchönen und ſichern Hafen, einem Dorf von 65 Häuſern und 554 Einwohnern, die ſich von Fiſchfang und Fällen des Holzes ernähren, welches das Gebüſch, womit der größte Theil der Inſel bedeckt iſt, in reichem Maaße gibt. Südlich von Onie liegen die Eilande Caniole grande und Caniole piccolo, deren beider Boden aus angeſchlammtem Flußſande beſteht und viele verſteinerte Menſchenknochen in ſich ſchließt. — San Pier di Nembo beſteht aus mehrern Inſelfelſen im Süden von Oſſero, deren größter von einigen Hirten und Fiſchern bewohnt iſt. Die Producte ſind unbedeutend. Im Weſten von Luſſin piccolo liegt die Inſel Sanſego mit 155 Häuſern und 938 Einwohnern. Der Boden beſteht ebenfalls aus Flußſand, iſt übrigens nicht unfruchtbar. In der Mitte der Inſel erhebt ſich ein hoher Sandberg, deſſen Abhang hin und wieder mit Gebüſch bedeckt iſt. Sanſego ſcheint einſt der Sommeraufenthalt irgend eines vornehmen Römers geweſen zu ſeyn, was aus den Steinen mit lateiniſcher Inſchrift hervorgeht, die noch jetzt daſelbſt zu ſehen ſind.

Miscellen.

Foſſile Wallroßknochen. In einer neuern Verſammlung der franzöſiſchen Akademie vom 21 September wurde ein Memoire von einem Hrn. Chriſtol mit Zeichnungen und Gypsabbildungen von merkwürdigen Knochen vorgelegt, die einem neuen, dem indiſchen Wallroß (Dugong) naheſtehenden Thiere angehören ſollen, dem er den Namen Metaxytherium gab. Hr. Chriſtol wies nach, daß zwei Knochen, welche Cuvier citirt und die bei Angers aufgefunden wurden, nicht, wie Cuvier meinte, dem Robben, ſondern einem dem Dugong naheſtehenden Thiere angehörten. Der Verfaſſer hatte früher ſchon wahrſcheinlich gemacht, daß der ſogenannte Hippopotamus Medius nicht exiſtire, und beweiſt jetzt, daß der ſogenannte Hippopotamus Dubius gleichfalls aus der Reihe der vorweltlichen Thiere verſchwinden müſſe. Zugleich kündigt er an, daß er eine hinreichende Menge Knochen von dem Metaxytherium gefunden habe, um faſt ein ganzes Skelett zuſammenzuſetzen.

Ergebniß der Holzpflaſterung. Auf dem Holzpflaſter der Oxfordſtraße fahren ſeit einigen Monaten täglich 70,000 Wagen von 4 bis 10 Centner und mehr als 12,000 Pferde, ohne daß das Pflaſter im mindeſten gelitten hätte. Die Wagen rollen ſo leicht, wie auf der Eiſenbahn, ſo daß Ein Pferd einen Wagen ziehen kann, den vier Pferde auf einem gewöhnlichen Pflaſter zu ziehen Mühe hätten. (Journ. des Déb. vom 23 Sept.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 279.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 October 1840.

Naturwissenschaftliche Bemerkungen über Brasilien.

VII.

Die Diamantenwäschereien von Serro Frio.

Der berühmte Diamantenbezirk von Serro Frio in der Provinz Minas Geraes umfaßt etwa 54 Geviert-Leguas, *) wovon ungefähr der fünfte Theil aus gold- und diamantführendem Sande besteht. Die Hauptstadt dieses reichen und blühenden Districtes ist das ehemalige San Antonio de Tejuco, welchem man heutzutage den sangreichern Namen „Villa Diamantina" gegeben hat. Sie enthält jetzt an 10,000 Einwohner, und zeichnet sich durch Reinlichkeit und Bequemlichkeit vor den meisten Städten Brasiliens aus. Außerhalb Serro Frio werden auch Diamanten in der Serra de Gram Mogol, im Flusse Abaite, gleichwie im Tiete und Rio Verde in S. Paulo gefunden. Gleicherweise sind die westlichen Provinzen Goyaz und Matto-Grosso sehr diamantenreich, und auch in der Provinz Bahia sind Spuren davon gefunden worden. Allem Anschein nach ist dieses edle Gestein in Brasilien verbreiteter als man vermuthet, und es ist wahrscheinlich, daß große Schätze späterer Betriebsamkeit sich erschließen werden.

Die Entdeckung der Diamanten in Minas fällt in das erste Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts. Die portugiesische Regierung erklärte den Schatz als königliches Eigenthum, und die Diamantwäschereien wurden wie die Goldwäschen verpachtet. Im Jahre 1772 übernahm endlich die Regierung das Ausbeuten selbst, ernannte einen General-Intendanten mit unabhängiger Gerichtsbarkeit, nebst einem unter ihm stehenden Verwaltungsrathe (Administraçao diamantina). Die Kosten dieser Verwaltung haben im Durchschnitt seit 1815 gegen 180,000 Gulden betragen, und da die Ausbeute seit jener Zeit immer mehr abgenommen hat, so ist endlich die brasilianische Deputirtenkammer am 24 October 1832 übereingekommen, die Verwaltung aufzuheben. Laut den Kronbüchern sind an Diamanten gewonnen worden:

Von 1729 bis 1771	. .	1,706,027 Karat.
— 1772 — 1818	. .	1,298,037 —
— 1819 — 1832	. .	85000 —
		3,089,064 —

deren Werth auf ungefähr 74 Millionen Gulden berechnet werden kann. Schon seit 1817 ist der Ausfall beträchtlich gewesen. Damals war der Ertrag noch 9889 Karat gegen 23,775 im Jahre 1816, und im J. 1826 und 1827 fiel er sogar auf 5361 und 5991 Karat. Da nun 1 Karat in London auf 2 Pf. St. geschätzt wird, so ergibt sich auf die beiden letzten Jahre ein Verlust von wenigstens 40,000 Gulden in Vergleich mit den oben bezeichneten Verwaltungskosten. Diese Verminderung des Ertrags nebst den Vorstellungen der Bewohner von Villa Diamantina haben die Regierung veranlaßt, das Monopol aufzuheben, und ein Vorschlag war zum Theil ins Leben getreten die diamantführenden Striche in Portionen von 30 Geviertklaftern zu vertheilen. Diese Portionen wurden „Datas" genannt, und Niemand sollte über 20 bekommen, während den meisten Gesuchen nur 1 bis 2 Portionen bewilligt wurden. Dieß führte zu vielen Klagen und Vorstellungen, welche zum Theil sehr gegründet waren, und die Regierung sah sich genöthigt, einen andern Weg einzuschlagen, worüber sie indeß bis heute noch nicht ins Reine gekommen ist. Aus diesem Grunde ist auch bisher immer eine Verwaltung im alten Sinne geblieben, und die Schatzkammer schuldet jetzt 173,000,000 Reis oder etwa 380,000 Gulden für rückständige Forderungen, während die seit 1832 eingesandten Diamanten einen ganz geringen Werth besitzen. Nichtsdestoweniger hat aber die Ausbeutung von Diamanten einstweilen sehr durch Privatleute gewonnen, und man schätzt sie jetzt wieder auf 50,000 Karat, wovon der größte Theil bei dem jetzt herrschenden provisorischen Zustande durch Unterschleif nach Rio und Bahia gebracht wird. Eine zweite Maaßregel, welche seitdem vorgeschlagen wurde, vier Quadrat-Leguas zu verkaufen und den Ertrag der Schuldentilgungscasse zuzuweisen, ist ebenfalls noch nicht genehmigt; allein es scheint, daß der Finanzminister mit Vorliebe für die Verpachtung in „Datas" eingenommen ist, worüber vielleicht noch in der dießjähri-

*) Eine brasilianische Legua ist 2821 Klafter (braças) lang, und 1 Klafter gleich 2186 französischen Metres.

gen Kammersitzung ein Beschluß gefaßt wurde, dessen Resultate demnächst eintreffen werden.

Man hat in Europa die Ansicht verbreitet, daß die Diamantwäschereien in Serro Frio erschöpft seyen. An dieser Behauptung ist jedoch nur so viel wahr, daß allerdings die Oberfläche leicht zugänglicher Stellen in jeder Richtung durchwühlt und zu wiederholtenmalen gewaschen wurde; allein die reichsten Schätze liegen in noch wenig berührter Tiefe, und da man nun anfängt mit Maschinen und Taucherglocken zu arbeiten, so wird der Ertrag alle Erwartung übersteigen. Für besonders reich an Diamanten wird das Flußbett des Mendanha gehalten, welcher durch vielfältige Hindernisse in seinem Laufe auf beiden Ufern beträchtliche Sandfelder abgesetzt hat, unter denen große Schätze begraben liegen sollen. Einzelne Versuche haben in der That außerordentliche Ergebnisse geliefert, bei welchem ein Engländer, Namens Daniel Smith, innerhalb zwei Tagen 11,000 Pf. St. gewonnen hat.

Was endlich den Werth der jährlich in Brasilien ausgebeuteten Diamanten überhaupt betrifft, so muß er beträchtlich höher angenommen werden, als die obige Berechnung zeigt, weil die Schmuggelei zu allen Zeiten groß gewesen ist, namentlich aber bei der frühesten Verpachtung von 1772 einen hohen Grad erreicht hatte und jetzt wieder wenigstens drei Viertel des ganzen Werthes beträgt. Jedenfalls kann man die Ausbeute jährlich auf 1,000,000 Gulden im Durchschnitt berechnen, und den Werth der seit 1729 gewonnenen Diamanten auf 112 Mill. Gulden annehmen. Die Abgabe an die Regierung ist auf 20 Procent bestimmt.

Russische Reisebriefe.

Dritter Brief.

(Schluß.)

In den Schränken der Bibliothek finden sich allerhand kirchenhistorische Merkwürdigkeiten, womit ich indeß meine Leser nicht behelligen will, um so mehr, als die Bibliothek nicht mehr in ihrem alten Stande ist, sondern manches von der archäologischen Commission daraus genommen wurde. In das Zimmer des Pater Schatzmeister zurückgekehrt, fand ich dort den Künstler Tromonin, denselben, der die oben erwähnten Porträts der Familie Swätoslaws copirt hat. Dieser beschäftigt sich mit dem Copiren moskauischer Alterthümer, und er soll für die historische Gesellschaft in Moskau arbeiten. Tromonin ist ein merkwürdiger Mann: er hat unter andern schon 1837 den Druck mit mehreren Farben angewandt, also früher, als derselbe im Ausland erfunden wurde.

Von dem Patriarchengebäude begab ich mich ins Kloster der Wunder, das am Eingang ein Vorhaus mit pyramidalem Dach in gothischem Geschmack und einige kugelförmige, dunkelblaue Kuppeln hat. Die Mönchszellen gehen nach dem Kremlplatze, und die Hauptkirche ist im Innern; hier ruhen im silbernen Schrein die Gebeine des heiligen Alexei, dem die Kirche geweiht ist, neben ihm steht sein Hirtenstab, und hinter Glas in einem Schranke sein Gewand von Goldstoff. Er war im Jahre 1350 Bischof in Wladimir, und fünf Jahre später wurde er von Großfürst Simeon dem Stolzen zum Metropoliten gewählt. Der Ruhm seines Namens verbreitete sich weit umher, der Mongolenchan Tschanibek schrieb bei Gelegenheit der Erkrankung seiner Gattin Taidula an den Großfürsten: „Euer Metropolit soll Gott um die Gesundheit meiner Gattin bitten, denn ich habe gehört, daß der Allerhöchste ihm nie etwas versagte.“ Alexei reiste zur Horde, und heilte Taidula, wofür ihm Tschanibek unter andern Geschenken einen Ring gab, der, wie oben erwähnt, noch jetzt in der Schatzkammer der Patriarchen aufbewahrt wird. In der Folge rettete Alexei die Stadt Moskau von neuem Unheil, das ihr von Berdibek, dem Mörder und Nachfolger Tschanibeks drohte, und dafür ward er von dem Großfürsten und ganz Moskau bei seiner Rückkehr aus der Fremde feierlich eingeholt. Im Jahre 1366 stiftete er das Kloster der Wunder, und starb am 12 Febr. 1378. Seine Gebeine wurden im Jahre 1429 aufgefunden; seit dieser Zeit sind sie offen beigesetzt, und Wassili Wassiljewitsch stiftete im Jahre 1395 den silbernen Reliquienkasten.

Das Kloster wurde umgebaut in dem Jahre 1501, und in den Jahren 1679, 1799 und 1814 ausgebessert. Der Ikonostaß der Kirche ist sehr reich, und der ganze Boden besteht aus Eisenplatten, die in der Mitte den Buchstaben Tsch und die Jahrzahl 1799 haben. Der Klosterschatz enthält manche Kostbarkeiten, unter andern das Evangelium und das Testament des heiligen Alexei, die von ihm selbst auf Pergament geschrieben sind. Wenn man das Kloster und dessen mannichfache Denkwürdigkeiten besichtigt, kann man sich des Andenkens an einen Mann nicht erwehren, der in diesem Kloster aufwuchs, seine Plane entwarf, und der mit jedem Tage unbegreiflicher wird, . . . in den Cellen dieses Klosters lebte der falsche Dimitri. Der Name genügt, um alle Ereignisse seines Lebens und der damit verbundenen gleichzeitigen Geschichte Rußlands ins Gedächtniß zu rufen. — In diesen Mauern wurde auch der Patriarch Hermogenes gefangen gehalten, dieß Ideal von Tugend und Selbstaufopferung.*) In der Kirche des heiligen Alexei hängen auch an Säulen die im Jahre 1826 den Persern abgenommenen Fahnen.

Nachdem ich mein Gebet in dem Kloster vollendet, ging ich in die Kirche zum Erzengel Michael, deren Architektur, wie einige meinen, den eigentlichen russischen Styl bildet; über den obern Halbbögen mit spitzigen Ecken erheben sich kugelförmige Kuppeln. Auf der Außenseite befinden sich kolossale Bilder der Heiligen und eine Capelle, in welcher der Staub Fürst Skopin Schuiski's ruht, und auch ein gleichzeitiges Porträt dieses russischen Bayards hängt.**) Die Kirche wurde im J. 1332

*) Er war der erste, der machtvoll seine Stimme gegen die Wahl des polnischen Prinzen Wladislaus zum Zaar erhob, und seine geistliche Würde verlieh diesem Schritt eine ungeheure Wichtigkeit. A. d. U.

**) Skopin Schuiski, der Neffe des Zaars Wassili Schuiski, zeichnete sich im Kampfe gegen die Polen aus, und seine Tapferkeit wie sein Edelmuth gewannen ihm so sehr die Liebe des Volks, daß sein Oheim ihn aus Eifersucht mit Gift aus dem Wege geräumt haben soll. A. d. U.

von dem Großfürsten Johann Kalita erbaut, erfuhr aber in den Jahren 1505 und 1772 bedeutende Veränderungen. Dem Altare gegenüber ruhen auf der einen Seite die Gebeine des heiligen Michael, Fürsten von Tschernigow, und seines Bojaren, Feodor, auf der andern die des heiligen Dimitri von Uglitsch, des letzten Zweiges aus Ruriks Haus. Der heilige Michael regierte in Perejaslawl, wurde aber im Jahre 1246 in der Mongolenhorde ermordet, weil er die Götzenbilder Batu's nicht anbeten wollte und beim Christenthum verharrte. Seine Gebeine lagen zuerst in Tschernigow, wurden dann nach Moskau gebracht, und Katharina II ließ dazu im Jahre 1774 einen silbernen Reliquienkasten machen und denselben in dieser Kirche aufstellen. Prinz Dimitri wurde im Jahre 1584 geboren, im Jahre 1591 in Uglitsch ermordet, und im Jahre 1606 seine Leiche in dieser Kirche aufgestellt. Diesem Sarg gegenüber stehen die Grabmäler Kaiser Peters II und der Zaare Michael Feodorowitsch und Alexei Michailowitsch. Ueberhaupt ist der Boden fast ganz mit Grabmälern von Zaaren, Groß- und Theilfürsten bedeckt, und an die Mauern sind ihre Bilder gemalt, hie und da mit einer Beschreibung ihrer Thaten. In einem Altar in der linken Capelle ruht der Staub des Zaars Johann Wassiliewitschs IV und seiner Kinder Feodor und Johann. Die Heiligkeit des Orts und die Regel, von den Todten nur Gutes zu sprechen, gebieten uns Schweigen über die Thaten Johanns an dem Orte, wo seine Gebeine ruhen. Sein Grab ist mit einem schwarzen Ueberwurf bedeckt, da er vor seinem Tode Mönch wurde und den Namen Jonas annahm.

Auf derselben Seite des Altars liegt der Staub Johanns des Großen. Geht man näher ein in die Geschichte Rußlands und überblickt man die Thaten Johanns III in ihren Folgen, so erkennet man seine große historische Bedeutung und kann ihn keck über alle Fürsten seiner Zeit, selbst über Ludwig XI, stellen. Johann III verjagte die Tataren, vernichtete die Theilfürstenthümer, gründete das Recht des Güterbesitzes, kurz er legte einen so festen Grund für Rußlands Macht, daß es nie sinken kann, so lange es auf diesen Grundlagen fortbaut. Neben Johann dem Großen liegt die Asche seines Sohnes Wassili, welcher rüstig auf der Grundlage seines Vorfahren fortbaute. — Hier liegen ferner die Ueberreste Wassili Schuiski's,*) die durch die Bemühungen Michael Feodorowitschs im Jahre 1635 aus Polen zurückgebracht wurden. Dort lagen sie über 20 Jahre, und Polen, das der russischen Macht nicht mehr widerstehen konnte, mißhandelte den Staub des Zaars: seine Leiche ward vor den Thoren Warschau's auf dem Feld begraben, und eine Säule mit der Inschrift aufgestellt: „Hier liegt der Zaar von Moskau."

Die Gebeine Zaar Feodor Alexejewitschs liegen dem Ikonostaß gegenüber zwischen zwei Säulen. Neben dem Grab an der Mauer ist ein Bild dieses Zaars auf Holz mit Goldgrund im italienischen Styl: er ist dargestellt in einem Kleide von Goldstoff, auf der Brust hängt ein Kreuz, in der einen Hand hält er den Reichsapfel, in der andern den Scepter, und auf dem Kopfe trägt er Monomachs Krone. Er hat einen Schimmer ums Haupt, wie die Bilder der Heiligen und wie die Abbildungen der übrigen regierenden Häupter in dieser Kirche. Darüber ist das Bild des Heilands, und auf den Seiten vier Schilde mit Inschriften, in denen die Thaten Feodor Alexejewitschs erzählt sind. Rechts vom Altar ist das Grab des klugen Johann Kalita und neben ihm das Dimitri Donskoi's, so wie einige Reihen Gräber von Groß- und Theilfürsten, von denen einige völlig unbekannt sind.

Diese Kirche stellt eine wahre Chronik Rußlands dar, denn hier ruhen die Leichen derer, welche einige Jahrhundert nach einander das Schicksal mehrerer Millionen, und zwar das unserer Vorfahren leiteten. Von den andern Merkwürdigkeiten des Kremls in meinem nächsten Briefe, und dann — reise ich nach Ukräne.

*) Schuiski war es, welcher den ersten falschen Dimitri stürzte und nach ihm auf den Thron gelangte, aber auch er wußte sich nicht zu halten, und als die Polen im Jahre 1610 ins Land drangen, führten sie ihn gefangen fort. A. d. U.

Luftstriche und Meeresströmungen.

Es gibt fast keinen Gegenstand im Bereiche der Wissenschaften, welcher noch mit so viel Ungewißheit umgeben wäre, als die Strömungen des Meeres. Was darüber in einzelnen Werken erschienen, ist dergestalt mit Irrthümern überladen, daß man sich keines Rathes bei ihnen erholen kann, während die schätzbarsten Beobachtungen, auf unzähligen Seereisen gesammelt, in den Tagbüchern der Handelsschiffe zerstreut liegen und unbenutzt verloren gehen. Selbst die in den Philosophical Transactions von Zeit zu Zeit enthaltenen Aufsätze sind häufig unbrauchbar, und enthalten Ansichten, die der Beobachtung geradezu entgegen sind. Es ist jedoch nicht zu verkennen, daß es schwierig ist, ein genaues Gemälde über die Strömungen des Meeres zu entwerfen, weil sie zum Theil häufigem Wechsel unterworfen sind; aber sie haben nichtsdestoweniger einen allgemeinen Charakter, der es möglich macht, eine passende Schilderung zu entwerfen, bis die Theorie mit der Erfahrung in Einklang tritt.

Mehr als Eine Ursache trägt zu den Meeresströmungen bei, wozu überhaupt herrschende Winde, die Anziehungskraft des Mondes und der Sonne, Ebbe und Fluth, der Druck der Atmosphäre, Temperatur und die verschiedene Gestaltung des festen Landes gerechnet werden. Betrachtet man zuerst die herrschenden Winde in den atlantischen Gewässern, so ergeben sich folgende allgemeine Luftströme:

1. Nordwest-, Nord- und Nordostwinde wehen einen großen Theil des Jahres in den nördlichen Theilen des atlantischen Meeres, besonders oberhalb des fünfzigsten Grades nördlicher Breite.

2. Nordwest-, West- und Südwestwinde wehen neun Monate des Jahres an den Küsten der Vereinigten Staaten und auf dem atlantischen Ocean zwischen dem dreißigsten und fünfzigsten Grad nördlicher Breite, und sind auch im mexicanischen Meerbusen häufig.

3. Nordost-, Ost- und Südostwinde wehen das ganze Jahr hindurch als sogenannte Passatwinde zwischen dem dreißigsten Grad nördlicher und dreißigsten Grad südlicher Breite. Jene, die Nordostwinde, bestreichen die nördliche Zone manchmal bis zum fünften Grad diesseits des Aequators, bisweilen auch nur bis zum zehnten Grad, und das Nämliche kann man auch auf der südlichen Halbkugel vom Südostwinde sagen. Den Zwischenraum zwischen beiden nimmt der Ostwind ein, doch nicht ohne häufige Uebergänge von einem in den andern.

4. Süd- und Südwestwinde herrschen zwischen dem dreißigsten und sechzigsten Grad südlicher Breite, wovon die letztern den größten Theil des Jahres einnehmen.

Im großen Ocean oder der Südsee lassen sich folgende allgemeine Luftströme erkennen:

1. Nordwest-, Nord- und Nordostwinde sind vorherrschend in den nördlichen Theilen des großen Oceans oberhalb des fünfzigsten Grades nördlicher Breite.

2. West- und Nordwestwinde wehen fast beständig zwischen dem dreißigsten und fünfzigsten Grad nördlicher Breite.

3. Ost- oder Passatwinde blasen über die Hälfte des Jahres zwischen dem dreißigsten und dreißigsten Grad nördlicher und südlicher Breite; vom November bis in März aber werden sie häufig von Westwinden, Regengüssen und Stürmen unterbrochen. Ihre äußerste östliche Gränze liegt in der Länge der Galapagos-Inseln, und ausnahmsweise erreichen sie auch den Abendrand der amerikanischen Küste. Wenn die Sonne tief im Zeichen des Steinbocks steht, erstrecken sich diese westlichen Passatwinde bis zum Wendekreise hinab, und ihre Herrschaft breitet sich über 90 Längengrade bis gegen den Ostrand von Neu-Guinea aus.

4. Süd- und Südwestwinde, vorzüglich aber die letztern, sind zwischen dem dreißigsten und sechzigsten Grad südlicher Breite fast unausgesetzt thätig, und scheinen, so weit die Erfahrung reicht, den ganzen Erdball zu umkreisen.

An diese Luftströme endlich reihen sich die südwestlichen und nordöstlichen Passatwinde im indischen Weltmeere an, wovon jene vom Mai bis October und diese vom October bis in April zwischen den beiden Wendekreisen wehen, und von den im großen Weltmeere herrschenden Passatwinden dadurch verschieden sind, daß jene von Nordost blasen, wenn diese von Westen gegen Osten streichen, und umgekehrt. Bei genauer Vergleichung zeigen sich daher zwischen den Wendekreisen der Erde drei verschiedene Passatwinde:

1. Von Nordost, Ost und Südost im atlantischen Ocean;

2. von Ost und West im großen Ocean;

3. von Nordost und Südwest im indischen Ocean;

während die zunächst daran gränzenden Luftströme meistens von Abend gegen Morgen streichen. Da nun jeder anhaltende Luftzug das Wasser nach der Seite hin treibt, wohin der Wind gerichtet ist, so müssen die gegen Abend und Morgen streichenden Luftschichten eine Strömung der Gewässer in der nämlichen Richtung erzeugen, wie es aus der nähern Untersuchung der verschiedenen Meere sich ergeben wird.

Die merkwürdigste Strömung des atlantischen Meeres ist unstreitig der sogenannte Golfstrom (gulf stream), welcher bei Florida aus dem mexicanischen Meerbusen tritt und nordöstlich an den Küsten der Vereinigten Staaten hinfließt. An der südlichen Spitze von Neufundland treibt dieser Strom östlich, zieht sich südöstlich und südlich an den Azoren hinab, bespült die afrikanischen Küsten, wird von da südwestlich getrieben und bricht sich beim Vorgebirge St. Roque, im fünften Grad südlicher Breite, in zwei Theile. Einer dieser Theile zieht längs den Küsten des mittäglichen Amerika's hinauf bis nach dem Vorgebirge Catoche, dringt mit großer Schnelligkeit zwischen der nördlichen Seite von Cuba und der südlichen Spitze von Florida hindurch, wo er mit den andern Wassern zusammenstößt, welche sich außerhalb der westindischen Inselreihe einherwälzen, und beide vereint dringen durch den Canal von Bahama, wo sie in einer Stunde eine Strecke von 2 bis 5 Seemeilen zurücklegen.

Sobald die Wassermasse durch die Meerenge zwischen Yucatan und Cuba hindurch gebrochen ist, strömt sie beinahe in gerader nördlicher Richtung gegen die Küsten von Alabama und Louisiana, wo sie sich in zwei Wirbelströme theilt. Der westliche streicht an Louisiane und Texas vorüber, vereinigt sich mit den Gewässern des Mississippi, Rio del Norte u. s. w., zieht an Neuspanien hinunter und schließt sich endlich wieder an die Hauptmasse an, welche beim Vorgebirge Catoche hereinkommt, und der andere geht östlich an Alabama und Florida hinunter, und vereinigt sich im Canal von Florida mit den ausströmenden Gewässern südlich von den Tortugas Keys.

Der Strich der Winde, begünstigt von der sonderbaren Gestaltung des amerikanischen Festlandes zwischen dem Aequator und dem dreißigsten Grad nördlicher Breite, erzeugt also im atlantischen Ocean einen Rotationsstrom der Gewässer, der im mexicanischen Meerbusen am auffallendsten ist, weil die Wassermasse zwischen dem festen Lande und den Inseln eingeklemmt wird, und deßhalb mit vermehrter Kraft zwischen Florida und den Bahamas hinzieht. Was dieser Rotationsstrom in seinen äußersten östlichen Umrissen nicht mehr in den Golfstrom zurückführen kann, zieht gegen die südlichern Küsten von Brasilien hin, und so mächtig sind diese Strömungen, daß man bei der Reise nach Pernambuco und Bahia den 27sten oder 28sten Längengrad erreichen muß, um nicht in den mexicanischen Meerbusen geführt oder auf die brasilianische Küste getrieben zu werden. Bei den Inseln am Cap Verd kann man die westliche Strömung der Gewässer noch genau beobachten, wo sie etwa zwei Seemeilen auf die Stunde beträgt; durch den vorspringenden Winkel der amerikanischen Küste aber nimmt die Strömung gegen den Aequator eine südliche Richtung an, und treibt die Schiffe 24 bis 30 Seemeilen täglich in gerader Linie gegen Mittag. Diese Stromesrichtung erstreckt sich bis auf die Höhe von Bahia, an den gefährlichen Felsenklippen von Abrolhos*) (abra olhos) vorüber bis nach dem Vorgebirge Frio in der Nähe von Rio de Janeiro, wo sie südöstlich abweicht. Bei anhaltenden Südwinden scheint diese Strömung schon etwas nördlicher aus ihrer Richtung getrieben zu werden, so daß Schiffe den Hafen von Rio unter solchen Umständen nicht verlassen dürfen, aus Furcht, an die Felsen von Cap Frio geworfen zu werden, wie es der schönen englischen Fregatte Thetis erging, welche am 5 Dec. 1830 dort gestrandet ist.

(Fortsetzung folgt.)

Mechanischer Orangebaum. Kürzlich wurde von Paris dieses Kunststück von seltener Pracht nach England gesendet. Die Blätter sind aus Bronze, die Blumen aus Porcellan von Sevres, die Orangen sind Lampen von gelbem Glas. Sieben Vögel vom schönsten Gefieder singen und springen von Zweig zu Zweig; auch findet sich ein Nest auf dem Baume mit drei Jungen, die von den andern Vögeln geätzt werden. Die Springfedern, mittelst deren sich die Vögel bewegen, sind im Stamme des Orangebaums angebracht. (Fr. Bl.)

*) Die kleinen Felsenriffe von Abrolhos liegen in 17° 57′ S. B. und 38° 41′ W. L. von Gr. Sie bestehen aus Gneis und Sandstein, sind mit Sträuchern und holzigen Gräsern bedeckt und von einer unzähligen Menge Seevögel bewohnt. Der höchste Punkt erhebt sich nur 100 Fuß über den Meeresspiegel, weßhalb sie auch den Schiffen gefährlich sind. Heftige Windstöße sind hier eben so häufig, wie in der Nähe der Bermudas und aller niedern Inselgruppen, wo es an hohen Spitzen zur Ableitung des elektrischen Fluidums fehlt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 280.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 October 1840.

Das Zollwesen und die eigenthümliche Stellung der baskisch-navarresischen Provinzen.

Das spanische Zollwesen war Jahrhunderte lang in üblem Zustande. Erst seit Karl III genossen alle Seehäfen, ausgenommen die an der biscayischen Küste gelegenen, freien Handel mit Amerika, obschon Cadiz auch von da ab noch seine alte Ueberlegenheit bewahrte. Indeß blieben die Eingangs- wie die Ausgangszölle so unmäßig hoch, daß sie nicht bloß die Industrie lähmten, sondern auch die größten Mißbräuche immerfort veranlaßten; die Contrebande nahm eine größere Ausdehnung als in irgend einem andern Lande, sie wurde eine Kunst, ein verbreitetes Gewerbe, Gesänge, Chroniken, Romane feierten die Großthaten der Contrabandistas, die sich nicht minder auf Liebesabenteuer als auf Gefechte und Freiheitsliebe bezogen. Seit das Zollwesen in manchen Zweigen verbessert und umfassende Küsten- und Gränzwächterlinien organisirt worden sind, hat sich das Uebel zwar sehr verringert, allein es besteht noch immer.

Wenn die Theorie der herrschenden national-ökonomischen Schule jeden Zoll verwirft, der zum Schutze oder vielmehr zur Belebung der Industrie dienen soll, weil er Capitale von ihrer natürlichen Anwendung zu minder vortheilhaften, begünstigten Gewerbzweigen hinführe und den inländischen Producenten der bezahlten Waaren ein Monopol auf Kosten aller übrigen Staatsbürger gebe; wenn sie Staaten, die sich durch gegenseitige Zollinien abschließen, als Nachbarn schildert, die sich zu eigenem Nachtheil das Leben sauer machen und selbst Zölle zum Gegengewicht oder als Repressalie verbannt wissen will, indem man durch diese zu dem erhaltenen Schaden sich nur selbst noch einen neuen hinzufüge und ihn verdopple, so widerspricht dieser Ansicht die Erfahrung in sehr vielen Fällen, insofern sich Schutzzölle einer aufstrebenden Industrie und im Besondern dem Aufschwunge der Manufacturen als sehr günstig erweisen. Die nackte Theorie reicht für die Wirklichkeit nirgends aus, und das Zollwesen eines Staats muß sich immer den gegebenen Zuständen und Verhältnissen anpassen. Wie wünschenswerth eine allgemeine Handelsfreiheit in manchem Betracht seyn möchte, ihre Freunde sprechen ihr häufig zu einseitig und mit Hintansetzung der Nationalinteressen das Wort, während ihre Gegner sich allerdings ebenfalls nicht selten in ein steriles Gebiet verirren und sich durch Vorurtheile gefangen nehmen lassen; z. B. das Unglück Polens aus dem Mangel an Schutzzöllen für die städtische Industrie desselben abzuleiten, ist mindestens eben so einseitig, gesucht und oberflächlich, als wollte man andrerseits den Verfall des Gewerbfleißes und die Entvölkerung in Spanien während der letzten Jahrhunderte allein den hohen spanischen Zöllen beimessen.

Das spanische Zollwesen hat in jüngster Zeit mannichfache Reformen erfahren. Alle Hemmnisse, welche der Besitz der alten Colonien mit sich führte, sind hinweggefallen; im Innern alte Schranken aufgeräumt worden, mit Ausnahme einer einzigen, von der sogleich die Rede seyn wird. Vernünftige, mäßige Maximen kommen in Anwendung. Man will der einheimischen Industrie, namentlich den Manufacturen, allen möglichen Schutz angedeihen lassen, und blickt nach wie vor mit größter Eifersucht auf die auswärtige Concurrenz; allein man will auch die alten Fehler vermeiden, und ist geneigt zur Anknüpfung vortheilhafter Handelsverbindungen. Uebrigens ist das so wohl arrondirte Spanien in seinem Zollwesen unabhängig; seine Interessen sind so einfach als seine Lage; es sieht sich im Stande, jedes für zweckmäßig erkannte Zollsystem ohne große Kosten mit Nachdruck durchzuführen; zudem besitzt es alle zum Aufschwunge seiner Industrie wie zur Ausdehnung seines Handels nöthigen, überhaupt reiche, intacte, Hülfsmittel in sich selber, und in den ihm noch verbliebenen Colonien. In der That, kein anderes europäisches Land erscheint, Alles zusammengerechnet, in dieser Hinsicht mehr begünstigt als Spanien.

Nur Ein inneres Hinderniß, Eine Schwierigkeit tritt in dieser Lage Spanien entgegen: die eigenthümliche Stellung der baskischen Provinzen und Navarra's. Diese, mit Fug und Recht an ihren Fueros hangend, widerstreben auch, sowohl dem Zollwesen als dem Finanzwesen des übrigen Spaniens sich anzureihen. Das Nationalinteresse tritt hier dem Anschein nach in entschiedenen Gegensatz zu einem Provincialinteresse. Wie es sich damit verhalte, ob dieser begründet sey oder nicht, ist nun

eine noch unentschiedene Frage, die nun in Betracht gezogen zu werden verdient. Die cantabrischen Provinzen, wiewohl sie manche fremde Oberherrlichkeit anerkannt haben, sind doch nie völlig unterjocht worden, nicht von den Römern noch Gothen, noch Mauren. Freie und hochgesinnte Menschen bewohnen sie von jeher. Der Gothenkönige Oberhoheit erkannten sie nach hartnäckigen Kriegen an und auf den gothischen Codex stützen sich ihre Fueros. Während der Kriege mit den Mauren, denen sie widerstanden, hatten sie theils eigene gothische Grafen, theils standen sie mit andern Herrschaften unter einem Haupte, bis die Könige Castiliens, schon längst als Souveräne anerkannt, sich gegen die Mitte des 15ten Jahrhunderts nach langen Fehden des Landes definitiv bemächtigten, unter dem einfachen Titel des Herrn. Die navarresischen Cantabrier (Vasconier, Basken), unter welchen der heilige Firmin das Bischofthum zu Pamplona, das erste Spaniens, gegründet haben soll, widerstanden den Alanen, Sueven, Vandalen, zogen sich aber in den unaufhörlichen blutigen Kriegen mit den arianischen Gothen zum Theil auf den nördlichen Abhang der Pyrenäen zurück bis an die Garonne, hier die Gascogne bildend, welche deßhalb bis auf den heutigen Tag viele spanische und baskische Elemente bewahrt hat. Von den Mauren war Navarra bald befreit, unterstützt durch fränkische Ritter (worunter der Paladin Roland), die aber selbst dann wegen ihrer Herrschsucht vertrieben wurden. Es hatte sodann eigene Grafen, hernach Könige, wurde zu Zeiten mit andern spanischen Herrschaften vereinigt, sowie es auch unter fränkische Herren kam, bis sich endlich Ferdinand der Katholische im Jahre 1512 des größten auf dem mittäglichen Abhang der Pyrenäen gelegenen Theils des Königreichs bemächtigte, der seitdem von der Krone Spaniens abhängig geblieben ist. Dessen ungeachtet bewahrten die cantabrischen Provinzen ihre alte Verfassung und selbstständige Verwaltung, indem sie nur einem Theil der allgemeinsten Landesgesetze unterworfen wurden. Die im Jahre 1394 veranstaltete Gesetzessammlung unter dem Titel: Fueros, franquezas y libertades, von Biscaya, revidirt und bestätigt in den Jahren 1493 und 1526, blieb hauptsächlich in Kraft. Sie werden, jede einzeln, durch ihre, direct vom Volk ernannten „Juntas nacionales" verwaltet, die zu festgesetzten Zeiten sich zu allgemeinen Versammlungen in freier Luft unter der alten Eiche von Guernica vereinigen, unter welchem Baume auch wiederholt von den spanischen Königen die Aufrechthaltung der Gesetze und Freiheiten der Provinzen beschworen worden ist. Die Nationaljunten ernennen Generaldeputirte aus ihrer Mitte, welche mit den von der königlichen Regierung bestellten Behörden die vollziehende Gewalt ausüben; um aber zum Deputirten bei jenen Juntas wahlfähig zu seyn, wird mindestens ein Grundbesitz von 3000 Franken an Werth erfordert. Jede Provinz hat noch besondere Gesetzsammlungen, Privilegien, Fueros. Fast jede Stadt, jede Gemeinde verwaltet sich selbstständig, wählt ihre Municipalbeamten und hat überdieß gleichsam ein besonderes Fuero. Gewählte Alcalden üben die Polizei aus, und sind Richter in erster Instanz. Der Corregidor, ein durch den König ernannter Richter für Civil- wie Criminalsachen in höherer Instanz, präsidirt den besondern und allgemeinen Versammlungen. Alle Biscayer von gerader Herkunft werden für adelig gehalten, und sind daher außer der Provinz nur vom Großrichter von Biscaya, der zu Valladolid residirt, und die höchste Instanz bildet, zu richten. Außerdem begreift die hohe Verwaltung noch einen königlichen Militärgouverneur oder Capitän-General und einen Intendanten. In den Festungen, namentlich nach der Gränze hin, in Navarra und Guipuzcoa, liegen königliche Garnisonen, doch ist die Civilverwaltung im Allgemeinen unabhängig von der Militärautorität. In Navarra jedoch präsidirt der Capitän-General, der den Titel eines Vicekönigs hat, dem königlichen Conseil, dem höchsten Tribunal in Civil- und Criminalsachen. Auch können sich die Cortes (die Stände) von Navarra nur mit Autorisation des Königs versammeln; sie umfassen Vertreter aus den drei Ständen: die Bischöfe (Navarra hat zwei Bischofssitze in Pamplona und Tudela) und Aebte der Provinz mit dem Prior von Roncevalles, den Adel, der sehr zahlreich ist (besonders im Bastanthale sind lauter Edelleute, die in vollkommener Gleichheit leben, eben so im Thal von Roncal und a. a. O.) und die Deputirten der Städte. Eine permanente Deputation in Pamplona leitet alle Landesgeschäfte, vertheilt die Auflagen und wacht über die Erhaltung der Gesetze und Prärogative des Landes.

Navarra ist administrativ in fünf Kantone (Merindades, Grafschaften, deren Hauptörter Pamplona, Estella, Tudela, Sanguessa, Olite bilden) getheilt. Die administrativen Theilungen werden in den verschiedenen Provinzen verschieden benannt; ihre Abstufung bezeichnen partidos, uniones, alcaldias. Die Municipalverwaltung ist überall musterhaft: in den Provinzen sieht man kaum ein Dorf ohne einen öffentlichen Platz, einen schönen Springbrunnen, eine sorgfältig geschmückte Kirche, ein Stadthaus, dessen sich manche Stadt rühmen würde, und einen passenden Ort für das beliebte Ballspiel. Substitutionen und Fideicommisse waren in den Provinzen beschränkter als im übrigen Spanien, aber das Eigenthum vererbte sich darum nicht mit geringerer Pietät vom Vater auf Sohn: viele Häuser, zumal auf dem Lande, werden seit undenklicher Zeit von derselben Familie bewohnt — Häuser, die oftmals mit alten Thürmen versehen sind, und wegen ihres Materials unzerstörbar scheinen. Beinahe alle Biscayer sind adelig, oder behaupten es zu seyn, indem sie sich als die geraden Abkömmlinge der Cantabrier und der Gothen betrachten, rein von jeder Mischung mit maurischem oder jüdischem Blute; sie heißen die ältesten und allein wahren Spanier. Unter Philipp dem Zweiten erhielten sie alle Prärogativen des Adels. (So noch unter Philipp dem Fünften unterzeichnete ein Hidalgo sich mitunter, namentlich bei Heirathscontracten, als Don . . . noble como el rey, e aun — aun —.) Den stolzen, heitern, freien Biscayern und Navarros fehlt keine Tugend, keine Eigenschaft der Spanier; zwar sind sie weniger mäßig und lieben Wein und gute Mahlzeiten, aber dafür sind sie auch äußerst thätig, die fleißigsten Ackerbauer und Fabrikanten, an der Küste eben so geschickte als emsige Seeleute und Fischer. Die Idee ihrer Adelschaft ist Allen gemein, und äußert auf ihre ganze Art zu seyn, selbst bei den gewöhnlichsten Geschäften, sichtlichen Einfluß. Dieses

Gefühl unterstützen große persönliche Rechte und Freiheiten; kein Baske darf vor gerichtlichem Urtheil verhaftet, keiner, unter was für Umständen auch, seines Pferdes, seiner Waffe, seiner Sporen beraubt werden.

Müssen wir daher anerkennen, daß die baskischen Provinzen seit Urgedenken die Gewohnheit des föderativen Lebens, der Volksversammlungen, der gewählten Behörden haben, daß sie durch ihre geschriebene Verfassung, ihre civile, commercielle und criminelle Gesetze eine Art von unabhängigem Staat bilden,*) der sich nur insofern als der spanischen Monarchie einverleibt betrachtet, als dieß seine eigenen Gesetze nicht beeinträchtigt; können wir uns nur freuen, wenn wir sie ihre alten Rechte, Sitten und Gebräuche mit der ganzen Kraft, Energie und Ausdauer ihres Nationalcharakters bewahren und vertheidigen sehen, und nur wünschen, eine heilige Scheu möge vor jedem Versuch zurückbeben lassen, diese Völker an ihrem Geiste und Fleisch anzutasten: so gibt es doch in ihrem Verhältnisse zu den übrigen Spaniern auch eine Seite, die, am füglichsten durch freie Uebereinkunft, zum Vortheil beider Theile eine Veränderung erleiden zu müssen scheint — eine Seite, deren durch die Christinische Regierung einseitig und übereilt versuchte Aenderung hauptsächlich die Basken, welche dadurch alle ihre Fueros bedroht glaubten, zum Aufstande geleitet hat.

(Fortsetzung folgt.)

Die kaiserlichen Lustschlösser bei Petersburg.

7. Pella.

Um in unserer Darstellung nichts zu übergehen, müssen wir noch eines, fast in Vergessenheit gerathenen und dem Verfall übergebenen Lustschlosses erwähnen, das dieses Schicksal nicht verdient. Es ist Pella, auf dem Wege von St. Petersburg nach der Ladogafestung Schlüsselburg, am linken Newaufer gelegen, 51 Werst von der Residenz und 27 von der letztern Stadt entfernt. Im Jahre 1758 legte hier ein reicher Privatmann ein hölzernes Haus mit einem großen Garten an, das 1784 Katharina an sich kaufte, um es in ein kaiserliches Lustschloß zu verwandeln. Die Gegend ist höchst reizend, indem die bisher aus dem Ladogasee fast südlich fließende Newa einen starken Bogen macht und sich nach Nordwesten wendend auf diesem Punkte die ansehnliche Tosna aufnimmt. Die Newaufer sind hier hoch und steil; große Felsblöcke in ihrem zusammengedrängten Bette bilden kleine Wasserfälle, und brausend und rauschend wälzt der Strom sich weiter. Das Ufer schmücken die romantischen Ruinen einer alten Befestigung, die heilige Schanze genannt. — Den Hofarchitekten Starow und Kossekof ward der Bau in Pella übertragen, der aber oft unterbrochen wurde. Nach dem noch vorhandenen Bauplane hätte dieß Lustschloß einen würdigen Platz in der Reihe der übrigen eingenommen. Mehrere Pavillons zeichneten sich durch ihre Lage und Architektur aus, von denen zwei größere nahe an dem hohen Ufer liegen, und zu Wohnungen für die Kaiserin Katharina und ihre Familie bestimmt waren. Zwischen ihnen erhebt sich das Hauptgebäude mit einem außerordentlich großen Saal in römischem Geschmack. In der Nähe befanden sich mehrere zerstreute, durch Arkaden, Galerien und Colonnaden verbundene Gebäude, doch in solcher Lage, die das Unvollendete des Ganzen errathen läßt. — Kaiser Paul ließ nicht nur die von seiner Mutter begonnenen Bauten nicht vollenden, sondern Mehreres niederreißen und das Material zu andern Gebäuden in St. Petersburg verwenden. Unter Alexander wurde das Angefangene wieder fortgesetzt, ohne daß bis jetzt das Ganze fertig geworden ist. Es ist schade darum, denn Pella's schöne Lage hätte viel dazu beigetragen, dieß Schloß vor mehrern der übrigen vortheilhaft auszuzeichnen.

*) Spanisch ist die allgemeine Sprache des Landes, vor Gericht, in der Schrift; baskisch wird nur im Gebirge gesprochen.

Luftstriche und Meeresströmungen.

(Fortsetzung.)

Von Rio de Janeiro südlich gegen den Platafluß und von da nach den Falklandinseln wird die Strömung östlich und nordöstlich gegen die Küste von Afrika hinüber. Diese Abweichung wird durch einen starken Strom erzeugt, welcher vom Feuerlande um das Cap Horn herbeigetrieben wird, und eine Menge Holz, Baumstämme und Seegras nach den Falklandinseln fluthet. Die Schnelligkeit dieser Strömung kann man auf zwei Seemeilen in der Stunde berechnen, und aus der Richtung, welche die von Rio de Janeiro nach Afrika bestimmten Schiffe nehmen, welche anfänglich südlich und dann östlich steuern, wird es klar, daß sie in die nordöstliche Strömung zu gelangen suchen, um desto leichter Angola zu erreichen. Auf der Rückreise dagegen steuern sie zuerst mit der Strömung nördlich, beschreiben einen Kreis und fallen wieder in die zuerst beschriebene südliche Strömung ein, so daß auch hier durch den großen Vorsprung der afrikanischen Küste, westlich von der Bucht von Benin, ebenfalls ein Rotationsstrom entsteht, ohne jedoch die Schnelligkeit des Golfstromes zu erlangen, weil die Gewässer nirgends Widerstand finden. Daraus geht hervor, daß die Meeresströmung im atlantischen Ocean, zwischen 40° N. B. und 40° S. B., eine unregelmäßige Figur 8 beschreibt, und daß ihre Richtung offenbar von den daselbst herrschenden Winden bedingt zu seyn scheint. In höhern nördlichen und südlichen Breiten im atlantischen und großen Ocean wird dieser Einfluß ebenfalls bemerkt. In beiden nördlichen Weltmeeren geht die Strömung von Abend gegen Mitternacht und zuletzt östlich, bis sie durch Land und Wind gezwungen wieder gegen Abend hinfluthet. In gleicher Richtung von Abend gegen Morgen nach Mittag ausspringend, wird auch die Strömung im ganzen Umkreise der südlichen Meere bemerkt, und wie in der nördlichen Hälfte der Erde, folgt sie auch hier dem Eindrucke der herrschenden Winde.

Bei der großen Ausdehnung des sogenannten stillen Meeres oder der Südsee sollte man glauben, die Rotationsströmung der Gewässer nicht anzutreffen, wie es im atlantischen Meere der Fall ist; allein sie besteht ebenfalls, obgleich wegen der offenen Beschaffenheit des Küstenlandes weniger bemerklich als im mexicanischen Meerbusen. Die von Abend gegen Morgen fluthende Bewegung der dortigen Gewässer außerhalb des dreißigsten Grades nördlicher und südlicher Breite bricht sich an dem amerikanischen Küstenrande, und strömt von Mittag und Mitternacht her gegen den Aequator, wo beide Strömungen sich vereinigen und wieder gegen Abend hin sich wälzen. Im indischen Ocean geht die Strömung ebenfalls westlich, bricht sich an der afrikanischen Küste und fällt südöstlich ab. Ueberall, wo Abweichungen von der Regel gefunden werden, sind Hindernisse im Wege, und daß die Strömungen

des Meeres überhaupt mehr von den herrschenden Winden als den Fluthen abhängen, kann man schon daraus abnehmen, daß sie nach dem Striche der Winde sich richten, und bald östlich, bald westlich unter dem nämlichen Himmelsstriche sich bewegen. Ueber die Kraft der Winde, solche Strömungen zu erzeugen, kann aber nicht der mindeste Zweifel stattfinden, weil sie bei Sturmes Gewalt Wasserberge vor sich hinthürmen, die manchmal eine halbe Stunde lang und 60 bis 70 Fuß hoch sind. Die Wuth des gähnenden Oceans, wenn er von westlichen Stürmen gepeitscht wird, ist nirgends größer als im Meerbusen von Biscaya, wo nahe aneinander vorüberseegelnde Dreimaster durch eine dazwischentretende Welle von ungeheurem Umfange ganz aus den Augen verschwinden. Mächtig erschüttern diese Erscheinungen das Gemüth. Eine kleine Welt scheint von den Fluthen verschlungen, aber nach einer Weile gleitet das zitternde Schiff knarrend auf der schäumenden Welle dahin.

In wie fern die Anziehung der Sonne und des Mondes und die daraus entstehende ebbende und fluthende Bewegung des Wassers auf die Meeresströme einwirken, ist noch nirgends klar gezeigt worden. Man könnte eher sagen, die Behauptung sey a priori aufgestellt, unbekümmert, ob die Erfahrung die flüchtige Annahme bestätige. Geht man von der Ansicht aus, daß die Umdrehung der Erde von Abend gegen Morgen eine westliche Bewegung des Wassers, also von Morgen gegen Abend, erzeugen müsse, so fällt im Allgemeinen die Theorie mit der Erfahrung zwischen den Wendekreisen zusammen; allein sie hält auch da nur so lange Stich, als die Winde von Osten wehen und kein entgegengesetzter Luftstrom der gewohnten Bahn eine andere Richtung gibt. Ja, es scheint fast, daß die Strömung des Meeres die Mondesfluth in einigen Theilen der Erde überwiegt oder wenigstens ganz aufhebt, während sie in andern Breiten wieder solche Unregelmäßigkeiten in der Ebbe und Fluth erzeugt, daß man zwar eine Regel in der Theorie, im Grunde aber lauter Ausnahmen von dieser Regel in der Erfahrung erkennt. Fluthbewegungen des Wassers sollten der Regel nach um so stärker seyn, je größer die Breite des Oceans von Morgen gegen Abend; dessen ungeachtet aber hat man noch keine Fluth in der Nähe des La Plata bemerken können, obgleich sie auf der gegenüberliegenden afrikanischen Küste stattfindet, und sowohl nördlich als südlich regelmäßige Fluthen eintreten. Auf den westindischen Inseln ist die Fluth fast unbemerklich, wenigstens beträgt sie auf mehrern unter ihnen nur 1 bis 5 Fuß. Auf den Inseln Ascension und St. Helena steigt die Fluth nur 2 Fuß; auf Tristan d'Acunha dagegen 8 Fuß. Außerhalb des vierzigsten Grades nördlicher und südlicher Breite werden dagegen die Fluthen ungeheuer, und steigen an der Südspitze von Patagonien 40 und bei Neufundland 60 Fuß. Im großen Ocean wird auf der Insel Taheiti gar keine Fluth bemerkt, während sie in Australien, Neu-Caledonien, auf den Philippinen, Loo Choo und in der Torresstraße so unregelmäßig eintritt, daß man hier auf einem Flächenraume von 60 Geviertgraden alle Fluthserscheinungen der ganzen Erde antrifft.

Nimmt man an, daß die Anziehung des Mondes senkrecht auf das Wasser wirke, und auf diese Weise Fluthwellen nach sich ziehe, wie es allgemein geglaubt wird, so müßte der höchste Fluthstand immer auf der Abendseite der Meere zu finden seyn, was jedoch die Erfahrung auch nur ausnahmsweise bestätigt. Umgekehrt ist sogar häufig den östlichen Meeresküsten eine höhere Fluth beschert worden, und wenn hier nicht mächtige Gegenwirkungen einträten, wäre eine solche Erscheinung gar nicht erklärbar. Um sich aus dieser Schwierigkeit zu helfen, nimmt man eine Seitenanziehung des Mondes an, welche Fluthwellen nördlich und südlich herbeiziehen; wenn aber eine solche Anziehung wirklich statt hat, so muß sie auch von Westen her geschehen, wodurch ein sich selbst zertrümmernder Wasserberg entstehen müßte, der nach allen Richtungen hin wieder abströmte. Wenn sogenannte Fluthwellen in der That vorhanden sind, so ist es wahrscheinlich, daß sie zu den Strömungen des Meeres wesentlich beitragen; wo aber und wie sie entstehen, wie sie sich in ihrer Bewegung verhalten, was ihre Schnelligkeit und ihr Umfang ist, darüber hat man bloß Vermuthungen, die ans Unglaubliche gränzen. So will z. B. Whewell in den Philosophical Transactions behaupten, daß eine Fluthwelle, von Mittag kommend, durch den atlantischen Ocean nach Norden sich wälze, während es doch erwiesen ist, daß die Bewegung des Wassers nur langsam von Statten geht. Wäre überhaupt eine von Süden kommende Fluthwelle Ursache des an den Küsten steigenden Wassers, wie ließe es sich erklären, daß die Fluth vom Vorgebirge der guten Hoffnung bis nach Congo zur nämlichen Stunde eintritt, und daß diese Erscheinung auf 20 bis 50 Breitengrade in allen Meeren stattfindet? Eine solche Behauptung ist daher rein aus der Luft gegriffen, und ehe man sich erlauben darf über den Einfluß der Fluthwellen auf die Strömungen des Meeres zu entscheiden, sind noch große Vorarbeiten nöthig, die wir nach langen Jahren nicht zu Ende bringen können. Wo man nicht klar sehen kann — wo jeder Schluß auf dem trüben Wege einer höchst befangenen Vernunft erzielt werden soll, sind die Schwierigkeiten groß, und fast unzählig die Beobachtungen, welche in dieser Absicht zusammengetragen werden müssen.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Uebertragung von Lichtbildern auf Stein. Das Echo du Monde Savant vom 25 September kündigt an, daß es von Hrn. Boscawen Ibbetson aus London Proben einer neuen Anwendung des Daguerréotyps erhalten habe, nämlich Muscheln und andere Gegenstände der Naturgeschichte, die durchs Mikroskop vergrößert waren, und Portraits, die nach einem Verfahren des Erfinders auf Daguerréotypplatten graviert und dann auf Stein übergetragen waren, so daß man sehr saubere Abdrücke davon machen konnte.

•

Neue Art Modellirung. Man hat eine Art Gallerte erfunden, die man zum Modelliren brauchen kann; man überzieht damit den Gegenstand, den man modelliren will, nach 5 Minuten ist die Mischung erkaltet, aber elastisch, und man kann sie mit Leichtigkeit abheben. In die Höhlung gießt man dann Gyps, und der Abdruck gibt mit einer ans Unglaubliche gränzenden Treue alle, auch die feinsten, Contouren wieder. Statt des Gypses hat man noch eine andere, bis jetzt geheim gehaltene Mischung erfunden, die nach kurzer Zeit völlig hart wird und einem weißen Marmor gleicht. (Journ. des Déb. vom 25 Sept.)

•

Filztuch. Man bereitet jetzt das Filztuch in England in immer größerem Umfang, und benutzt dazu allen Abfall, den man bei gewöhnlichen Tüchern nicht brauchen kann. In neuerer Zeit hat man sogar angefangen, Filztuch der gröbsten Art als Dachung zu benutzen. (Engl. Bl.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 281.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 October 1840.

Literarische Uenigkeiten.

Paris, den 25 September.

Hier ist gegenwärtig wenig von literarischer Thätigkeit zu sehen, die Politik verrückt alle Köpfe, die Leser wollen bloß Zeitungsartikel, und die Buchhändler klagen mehr als je, sogar der Nachdruck geht nicht mehr, und Baudry hat seine englischen Nachdrucke so gut als eingestellt. Ich war vor einigen Tagen bei meinem Kupferdrucker, der regelmäßig 30 Pressen beschäftigt, und ihre Zahl seit 1830 nie vermindert hatte, aber er sagte mir, daß er sich in der Nothwendigkeit sehe, 10 Pressen abzuschaffen, weil die Aufträge seit zwei Monaten sich täglich vermindern. Ich weiß nicht, was aus den Lesecabinetten und Romanlesern geworden ist, denn, so unwahrscheinlich es auch klingt, scheint diese interessante Classe der Gesellschaft gleichfalls verschwunden zu seyn, wenigstens sieht man, daß die fruchtbarsten Romanschreiber verstummen, oder sich mehr und mehr auf Politik werfen, als den einzigen Artikel, der den Markt zu heben scheint. A. Karr war der erste, welcher die politische Anekdote in monatlichen Bändchen aufbrachte, und seine Wespen haben anfangs großen Beifall gefunden. Jacob le Bibliophile ahmte ihn in seinen „Papillons noirs" nach, und so sind noch andere Insecten aller Art monatlich ausgeschlüpft, und jetzt hat Balzac sich auch auf diese Sedez-Literatur geworfen, und gibt die „Revue française" heraus, einen halb politischen, halb literarischen monatlichen Skandal. Diese ephemere Brut ist meistens mit Witz und Geist geschrieben, und enthält auch viele Wahrheit; aber es ist eine schlechte und schamlose Art von Literatur, deren Mode nicht lange anhalten wird. Es ist im Grunde nichts als gedrucktes Klatschen aus Salons, wie man es überall hört, und wohl mehr auf die Provinz, als auf Paris berechnet; sie ersetzen was zur Zeit der Restauration die kleinen Biographien waren, welche durch ihre Excesse sich bald verhaßt machten, und durch eine vortreffliche Carricatur getödtet wurden. Balzac, der vor einiger Zeit sehr ernstlich vorschlug, daß er zum Marschall der Literatur mit 40,000 Franken Besoldung ernannt werden solle, scheint keinen großen Begriff von der Würde derselben zu haben. Er wirft dem Hofe vor allem vor, daß er keine Schriftsteller kaufe, als ob erkaufte Federn ihren Preis werth wären, und als ob das Gefühl der Würde, das diese Verachtung der erkäuflichen Federn verräth, nicht an sich eine größere Macht wäre, als alle bezahlten Artikel und Pamphlete geben könnten. Es fallen einem, wie in jeder Zeit großer Aufregung, hier eine Menge sonderbarer Producte in die Hände: es scheint, als ob die öffentliche Gährung alle schwachen Gehirne in einen Fieberanfall versetzte, und sie zum Druck ihrer gespensterhaften Einfälle dränge. So werden seit einiger Zeit Blätter ausgetheilt, welche unterschrieben sind: „le grand Mapha," und die aus dem Tollhaus zu kommen scheinen; sie sind in einem prophetischen, alttestamentlichen Style geschrieben, und drücken in allen denkbaren Formen den cannibalischen Gedanken aus, daß das Blut das Mittel der Versöhnung der Menschheit sey, und predigen eine Art von Blutbad von Harmageton, durch welches die allgemeine Liebe eingeweiht werden solle. Eines ist überschrieben: „Austerlitz," das andere „Waterloo" u. s. w., und sie scheinen aus dem kranken Gehirn eines mystisch gewordenen Unterofficiers der großen Armee entsprungen zu seyn.

Was hier Solides geschieht, geht von der Regierung und gelehrten Corporationen aus; so hat der Kriegsminister beschlossen, eine Sammlung aller Historiker von Nordafrika herausgeben zu lassen, im Text und Uebersetzung: Leo der Afrikaner, die Geschichte der Berbern von Ibn Khaldun, die Theile der Geschichte von Ibn Alathis, die sich auf Afrika beziehen ꝛc. sollen darin erscheinen. Es hat sich unter dem Titel der ethnographischen Gesellschaft eine neue gelehrte Gesellschaft gebildet, sie hat aber noch nichts erscheinen lassen, so daß man noch nicht beurtheilen kann, in welchem Geist sie dieses schwierigste aller Studien, und das von jeher zu den größten Thorheiten und den promptesten Systemen Veranlassung gegeben hat, auffassen wird. Cousin hat die fünf historischen Comités wieder in Eines vereinigt; Guizot, welcher die erste Idee dieser Comités hatte, errichtete Eines zur Herausgabe historischer Documente, er wurde aber bald von Anerbieten aller Art geplagt und mit Documenten, welche eigentlich nicht historisch waren,

überschwemmt, und creirte, um sich ihrer zu entledigen, ein zweites, in welches er alle nicht streng historischen Documente, wie Cousins Abälard u. s. w., warf. Hierauf kam Salvandy, der bei völliger Unwissenheit einen großen Ehrgeiz hatte, seinen Namen durch große Schöpfungen zu verewigen, und der daher für fast jede Anstalt, die unter ihm stand, neue und überaus schöne Reglements machte, die sämmtlich unausführbar waren, und deren keines ausgeführt wurde; es ließen sich darüber unglaubliche Dinge erzählen: er organisirte nun fünf historische Comités, welche er den fünf Akademien des Instituts anhängte, aber die Akademien, denen man nichts von diesem Anbau gesagt hatte, wollten nichts damit zu thun haben, gaben auf alle Communicationen, welche die Comités mit ihnen zu eröffnen wünschten, keine Antwort, und diese schleppten sich seitdem hin, ohne daß man viel von ihnen hörte, bis sie jetzt Cousin wieder in Eines vereinigte; und da die Mitglieder aller früheren an diesem Theil nehmen, so ist es eine Art Generalversammlung der ganzen Literatur und der schönen Künste, welche die Elemente einer regelmäßigen Thätigkeit nicht besitzt, und wohl nicht mehr sehr lange existiren wird.

Es fällt mir so eben eine Broschüre in die Hände, welche einer Erwähnung verdient; sie ist betitelt: Un nouvel empire, par le docteur Launoy; sie besteht aus zwei Bogen, kostet aber, wie der Titel besagt, 10 Franken, wahrscheinlich um die Augen durch die Sonderbarkeit des Preises auf sich zu ziehen; der Verfasser schlägt vor, auf Subscription ein neues Reich zu gründen, er sagt zwar nicht wo, dieß ist sein Geheimniß bis zur Abfahrt, aber da er es weiß, so ist es genug. Dazu wendet er sich an die Israeliten, und verspricht, dem Reiche den Namen Israelie zu geben. Er eröffnet dazu ein Anlehen von unbestimmter Größe; sobald es die Summe von 20 Mill. Fr. erreicht hat, läßt er die erste Expedition, die aus 10 Kriegsschiffen besteht, abgehen; wer daran Theil nehmen will, muß wenigstens 2000 Fr. unterschrieben haben, oder acht Jahre zur See und zu Land dienen. Die Constitution des Reichs ist monarchisch, und er behält sich, wie es scheint, die Krone vor, und umgibt sich mit einem Adel und was sonst zu einer Monarchie gehört, auf die einfachste Art. Wer die größte Summe zu dem Anlehen unterschreibt, wird zum Prinzen ernannt, und so herab Grafen und Barone nach ihrem Verdienst, d. h. nach der Zahl ihrer Actien. Wer eine Fabrik errichtet, wird auch zum Baron ernannt, und der Prospectus enthält eine lange Liste von Fabriken, für deren Errichtung man diese Prämie aussetzt. Jedes Individuum, das an der ersten Expedition Theil nimmt, erhält Personaladel, der Schiffscapitän, welcher sie in das versprochene Land bringt, wird Admiral, die Aerzte welche mitgehen, werden Dekane der künftigen Facultäten, die Advocaten werden Präsidenten, Generaladvocaten u. s. w. Die französischen Gesetze sind in dem neuen Reich eingeführt. Christen und andere Religionsverwandte haben volle Toleranz; der Staat kauft die Ländereien von den Eingebornen, und die Colonisten können nur von ihm kaufen und erhalten, jeder directe Kauf eines Colonisten von einem Eingebornen ist illegal. Man sieht, daß Se. k. Maj. von Israelie das System von Colonisation, welches Wakefield dem Parlament vorgelegt hat, und nach welchem die Colonien von Südaustralien, Neuseeland und Australien in den letzten Jahren gestiftet worden sind, gelesen hat, und alles, was in dem Plan ausführbar ist, ist von Wakefield genommen; da aber, was in England vorgeht, hier vollkommen unbekannt ist, so fand er unnöthig, die Quelle anzugeben, aus der er schöpfte. Das Originelle seines Planes ist, daß sich jemand durch Actien zum König machen will, und der Gedanke verdient sogar in unserer actienvollen Zeit eine Prämie. Der Verfasser beklagt sehr, daß er genöthigt sey, sich an die Israeliten zu wenden, weil die Franzosen keine Lust und kein Geschick zum Colonisiren haben; doch gibt er ihnen in den Noten zu seinem Pamphlet ein Recept, wie sie Algier organisiren können, denn er hofft, daß Algier eines Tags für Frankreich der Schlüssel von Aegypten (?), Centralasien (?) und Indien (?) werden könne, und er wünscht daher, daß man es besser anfange, als bisher, um sich dort zu erhalten. Sein Recept ist einfach. Um die Araber, sagt er, außer Stand zu setzen, zu schaden, muß man ihnen ihre Waffen und Pferde nehmen, und das Recht, beides zu besitzen, nur den europäischen Colonisten lassen. Hat der Doctor nie von dem unfehlbaren Recept gehört, Sperlinge zu fangen, indem man ihnen Salz auf den Schwanz streut? Er gibt auch ganz am Ende seines Prospectus ein Mittel an, die orientalische Frage zu entscheiden, und dieß besteht darin, die französische, ägyptische und türkische Flotte in Antwerpen zu concentriren, mit ihnen London zu erobern, und dort den Frieden zu dictiren.

Das Zollwesen und die eigenthümliche Stellung der baskisch-navarresischen Provinzen.

(Fortsetzung.)

Die baskischen Provinzen haben sich nämlich immer geweigert, des Reiches Douanen, das Stempelpapier, Agenten des Staatsfiscus, die Aushebung von Mannschaft zum Dienste für die königliche Armee und Marine in ihren Gränzen zuzulassen; auch haben sie die Verbote für den Tabak, das Pulver und die andern Gegenstände, die im übrigen Reiche Staatsmonopole sind, bei sich niemals gelten lassen. Im Fall eines Krieges nur müssen sie sich in Masse erheben, namentlich ist dann der gesammte Adel waffenpflichtig. Geringe Staatsabgaben entrichten sie nur in Form freiwilliger Geschenke, die sie nach eigener Vertheilung und Rücksicht erheben; sie haben ihr besonderes Finanzwesen, das von dem des Staats ganz unabhängig ist, sogar eine eingeschriebene Schuld mit einem, selbst während des Krieges nicht sehr geschwächten Credit (z. B. 3 pC. von Alava ꝛc.); in Navarra besteht für die Leitung des ganzen Finanzwesens eine besondere Rechnungskammer.

Alle diese Rechte und Pflichten scheinen allerdings eben so viele Begünstigungen zu seyn, deren sich die Provinzen vor dem übrigen Spanien erfreuen; allein ohne Nachtheil für dieselben waren sie doch auch nicht. Die Weigerung, sich den allgemeinen

Zollgesetzen zu unterwerfen, beraubte die Provinzen vor Alters des freien Handels mit dem spanischen Amerika; sie müßte, stände sie noch in Zukunft statt, auch immer ihren Markt im Inlande wie in den Colonien beschränken. Die spanische Zollinie reichte im Nordwesten nicht an Frankreich und das biscay'sche Meer hinan, sondern zog sich diesseits Navarre und der baskischen Provinzen herum, diese ausschließend und mit dem Auslande auf gleichem Fuß behandelnd. Es waltete ein ähnliches Verhältniß ob, wie zwischen Ungarn und dem übrigen östreichischen Kaiserstaat, nur in noch stärkerem Maaße; wie Ungarn von Oesterreich zur Zeit noch eine Zollinie abscheidet, so auch die baskischen Provinzen vom übrigen Spanien. Die spanische Regierung sah sich gezwungen, zur Ausgleichung der beiderseitigen Steuer- und Zollverhältnisse, alle aus den Provinzen kommenden Waaren bei ihrer Einfuhr in Castilien und Aragonien hoch zu belasten, was der baskischen Industrie natürlich zum größten Nachtheil gereichte. Die Hauptdouane für alle aus den Provinzen ins Reich eingehenden Waaren und Producte war für Biscaya zu Orduña, für Alava in Vitoria, für Navarra zu Agreda. Die Tarife haben oft gewechselt; die Steuer betrug für Biscaya, Guipuzcoa und Alava nicht unter 15 Prc., für Navarra nicht unter 10 Proc.; auch mußten Zölle bezahlt werden für die aus Spanien in die Provinzen gehenden Waaren, für die in die drei ersten nämlich 5 Proc., nach Navarra aber nur 3½ Proc. Um zu begreifen, welche Last diese doch unumgänglich nöthigen und von der Gerechtigkeit gebotenen Steuern für die Provinzen bildeten, genügt zu wissen, daß der Infant Don Carlos, bald nach seiner Ankunft aus England, in Biscaya unter dem Baum von Guernica als Herr und König feierlichst gelobt hat, die Eingangsrechte nach Castilien für alle aus den Provinzen ausgeführten Gegenstände, im Besondern für das Eisen, zu verringern. Das hieß versprechen: die Provinzen, welche alle Waaren vom Auslande frei bezogen und sonst wenig zu Staatszwecken beisteuerten, sollten in Zukunft die Herren des gesammten spanischen Handels werden.

Diese aus dem Ausschluß vom gemeinsamen Markte resultirenden Nachtheile treten jedoch erst dann in ihr volles Licht, wenn man die Vortheile dagegen hält, welche den baskischen Provinzen, als dem industriösesten, bevölkertsten und reichsten Theile der Halbinsel, aus ihrem völligen Anschluß an das Nationalzollwesen nothwendig erwachsen müßten. Welche Landestheile haben durch den deutschen Zollverband am meisten gewonnen, welche müssen aus jeder Zollvereinigung stets den größten Vortheil ziehen? Diejenigen, welche die ausgedehnteste Fabrication, die meisten Manufacturen und die thätigste Bevölkerung haben. Wo hat man jemals, außer im Baskenlande, es gesehen, daß sich Districte mit reicher Industrie vor den benachbarten, derselben Nation angehörigen, nur Ackerbau treibenden Gebieten mit Gewalt abschließen, und sich den Schutzzöllen entziehen wollen? das Umgekehrte aber erblickt man aller Orten, denn das weniger gewerbfleißige Land hat jeder Erfahrung zufolge bei freier Concurrenz alle Vortheile gegen sich, alle Nachtheile für sich, welche es daher durch Abschließung seiner Gränzen und durch hohe Schutzzölle anfänglich auszugleichen sich bestrebt. Wie aber die baskischen vor den übrigen spanischen Provinzen hervorragen, lehrt ein Blick auf die großen Hülfsmittel derselben.

(Fortsetzung folgt.)

Luftstriche und Meeresströmungen.

(Schluß.)

Dagegen kann man mit größerer Ueberzeugung annehmen, daß Temperatur und Druck der Atmosphäre Einfluß auf die Strömungen des Meeres haben, und daß die Gestaltung des festen Landes ihre Richtung immer bedingt. Wenn z. B. die Temperatur des Meerwassers unter dem vierzigsten Grad nördlicher und südlicher Breite 12°, zwischen den Wendekreisen aber 20° Réaumur beträgt, so wird sich die Verdünstung in dieser Zone zu jener wie 20:12 verhalten. Es müßte daher hier eine Vertiefung des Wassers stattfinden, wenn ein solcher Fall bei einer frei beweglichen Flüssigkeit möglich wäre, die immer nach dem Gesetze des Gleichgewichts sich richtet. Die Zuströmung des kalten Wassers wird daher von Mittag und Mitternacht her geschehen, wozu auch schon die in jenen Breiten herrschenden Winde hinlängliche Veranlassung geben. Uebrigens ist es merkwürdig, daß das wärmere und kältere Meerwasser nur langsam sich vermischen, daß der Golfstrom unter dem fünfunddreißigsten bis achtunddreißigsten Grad nördlicher Breite noch 4° bis 5° R. wärmer ist, als die außerhalb des Stromes sich befindlichen Gewässer, und daß auch auf den westlichen amerikanischen Küsten, wo der nach Abend sich wälzende Golfstrom einerseits von Californien herab durch den Meerbusen von Panama, andrerseits von Chili heraufsteigend gegen den Aequator sich vereinigen, die Wasser auf große Entfernung hin getrennt bleiben, weil zwischen beiden ein Unterschied in der Temperatur von 4° besteht, und vielleicht auch chemische Beschaffenheit zu dieser Trennung beiträgt.

Ueber die Zunahme der Temperatur des Wassers an der Oberfläche kann man im Allgemeinen annehmen, daß sie in der nördlichen sowohl als südlichen Hälfte des atlantischen Meeres auf 10 Breitengrade hin im Durchschnitt ⅓° R. beträgt, und daß also dadurch schon eine beständige Anlage zur Strömung vorhanden ist, doch aber des sanften Ueberganges wegen nicht bemerkt werden könnte, weil die nahe aneinander gränzenden Theile leicht ineinander fließen. Nach der Tiefe zu hat dagegen Fitzroy unter 27° 50' S. B. und 41° O. L. von Gr. am 15 Mai 1836 die Abnahme bemerkt, daß das Wasser auf der Oberfläche 75°,6 F., 5 Faden tiefer 74°,5, 100 Faden tiefer nur noch 64°,5 und 400 Faden tiefer nur 52°,5 F. hat. Diese Untersuchungen wurden mit sechs selbst regulirenden Thermometern gemacht, weßhalb ihre Genauigkeit nicht bezweifelt werden kann. Hält man dagegen die im April 1836 vom nämlichen Seefahrer in der Nähe der Keeling-Inseln gemachten Beobachtungen, wo er bei einer Tiefe von 565 Faden nur 43° Fahrenheit gefunden hat, so stellten sich beide Verhältnisse so:

Südliche Breite 27° 50' } 565 Faden Tiefe = 47°5 Fahrenheit.
Oestliche Länge 41° — }

Südliche Breite 12° — } 565 — — = 45° —
Oestliche Länge 97° — }

oder ein Unterschied von bloß 2½° Fahrenheit in einer Entfernung von 56 Längen- und 15 Breitengraden. Wäre es erlaubt, aus diesen vereinzelten Beobachtungen einen Schluß zu ziehen, so könnte man an-

nehmen, daß der kleine Temperaturunterschied auf Rechnung örtlicher Verhältnisse zu schreiben iſt, und daß die Temperatur des Meeres in beträchtlicher Tiefe überhaupt gleichförmig gedacht werden muß. Iſt dieß der Fall, ſo muß jeder Gedanke an eine Strömung auf dem Grunde des Meeres verſchwinden, welche Naturforſcher und Hydrographen aufgeſtellt haben, die auch ohnehin ſchon dadurch unglaublich wird, weil die tiefern Meeresſchichten unter dem über ihnen laſtenden Drucke keine Bewegung zulaſſen. Wie ſtark aber dieſer Druck ſeyn muß, geht aus der außerordentlich mühſamen Arbeit hervor, welche das Senkblei ſchon beim Heraufziehen aus einer Tiefe von 400 Faden erfordert, und wenn man annimmt, daß 1 Kubikfuß Meerwaſſer 70 Pfund wiegt, ſo muß der Druck einer Waſſerſäule von 12,000 Fuß 840,000 Pfund betragen. In dieſer Berechnung iſt jedoch nicht einmal auf die zunehmende Verdichtung des Waſſers Rückſicht genommen, welche Perkins bei 3000 Fuß unter der Oberfläche auf $^1/_{12}$ des Volumens berechnet hat, und wenn man dieſe Verdichtung in arithmetiſcher Progreſſion vorausſetzt, ſo muß das Gewicht einer 12,000 Fuß hohen und einen Quadratfuß haltenden Waſſerſäule gegen 1 Million Pfund betragen. Auf dem Grunde des Meeres, wo es von beträchtlicher Tiefe die Rede iſt, kann daher an keine Strömung gedacht werden; nur nahe unter oder auf der Oberfläche kann ſie ſtattfinden, wo die flüſſigen Theile freiern Spielraum haben.

Was endlich den Einfluß des atmoſphäriſchen Druckes auf die Strömung des Meeres betrifft, ſo weiß man aus Erfahrung, daß das Waſſer ſteigt, wenn er ſich vermindert, und umgekehrt. Vor jedem Sturme auf dem Plata und der Inſel Mauritius wird dieſe Erſcheinung bemerkt, und ſie iſt auch in andern Gegenden von verſchiedenen Seefahrern beobachtet worden. Geſetzt nun, der Standpunkt des Seewaſſers richte ſich allgemein nach dem darüber befindlichen Luftdrucke, ſo muß zuerſt dieſer Druck unter den verſchiedenen Himmelsſtrichen nachgewieſen werden, wenn man einen Schluß daraus ziehen will. Dieß kann am beſten im atlantiſchen Ocean geſchehen, wo unzählige Reiſen genauere Kenntniß in jeder Beziehung verſchafft haben.

Vom fünfzigſten bis zum vierzigſten Grad nördlicher Breite iſt der Barometerſtand im Durchſchnitt nach 85 Beobachtungen (Engl. Zoll.*)

Von 40° bis 50°, nach ſieben Beobachtungen				30,15
Von 30° bis 20°, nach acht	—			30,30
Von 20° bis 10°, nach ſieben	—			30,17
Von 10° bis 0°, nach ſechs	—			30,06
Von 0° bis 10° S., nach neun	—			30,15
Von 10° bis 20°, nach achtzehn	—			30,22
Von 20° bis 30°, nach ein und zwanzig				30,29
Von 30° bis 40°, nach fünf und dreißig				30,21
Von 40° bis 50°, nach neun	—			29,86

Dieſen Beobachtungen gemäß fällt der höchſte Barometerſtand zwiſchen die Wendekreiſe und der niederſte außerhalb denſelben. Der atmoſphäriſche Druck iſt daher dort geringer, und deßhalb müßte das Meer in jenen Breiten höher ſtehen. Iſt es der Fall, ſo muß das tropiſche Meer nördlich und ſüdlich abſtrömen. Der Golfſtrom zeigt aber ein ſolches Abſtrömen an, und daraus wird man vielleicht ſchließen daß ſeine Bewegung dieſem Umſtande zuzuſchreiben ſey. Dagegen kann man einwenden, daß die Abſtrömung des höher ſtehenden Waſſers keinen Rotationsſtrom erzeugen, ſondern ſchlechthin gegen Mittag und Mitternacht ſich verlieren würde, und daß es überhaupt gar nicht erwieſen iſt, ob das Meer zwiſchen den Wendekreiſen höher ſteht, weil die außerordentliche Verdünſtung deſſelben unter den Tropen aller Wahrſcheinlichkeit nach jeden Unterſchied ausgleicht. Was man aber mit Zuverſicht annehmen kann, iſt ein vermehrter Luftdruck unter allen Himmelsſtrichen wo Stürme ſich ereignen, und dieß kann Veranlaſſung zu Unebenheiten im Waſſerſpiegel geben, die aber alsbald durch die umgebenden Gewäſſer ausgeglichen werden.

Vergleicht man nun alle dieſe Beobachtungen miteinander, ſo ergibt ſich daraus die Gewißheit, daß die Strömungen des Meeres vor allen Dingen ihren Urſprung den herrſchenden Winden verdanken. Welchen Antheil Ebbe und Fluth daran haben mögen, iſt unbeſtimmt, obgleich ihr Einfluß dabei nicht geläugnet werden kann. Wahrſcheinlich aber iſt dieſer Einfluß örtlich, und erzeugt Schwingungen, die ſich von ſelbſt wieder ausgleichen, während die Strömungen des Oceans ihre Richtung ziemlich genau beibehalten. Die Temperatur des Waſſers mag ebenfalls Urſache örtlicher Strömungen ſeyn, gleich wie auch der wechſelnde Druck der Luft; aber an den großen über ungeheure Strecken ſich verbreitenden Rotationsſtrömen haben ſie nur einen ſehr untergeordneten Antheil, da offenbar dieſe Ströme ihren gewohnten Strich beibehalten, wenn auch der Barometer häufig auf 28 Zoll ſinkt, wie es in der Nähe des Feuerlandes der Fall iſt. In jeder Beziehung alſo iſt dieſes Feld der Wiſſenſchaft verwickelt, und erfordert eine Meiſterhand zur Entwirrung der ſo widerſprechenden Anſichten.

*) 30 Zoll engliſch = 29″ 1‴ 45 rheiniſch.

Miscellen.

Preisvertheilung der franzöſiſchen Akademie. Die franzöſiſche Akademie hat die Medaillen von 1840 einem Hrn. Jollois für ein Werk über die römiſchen und gallorömiſchen Alterthümer von Paris, einem Hrn. L. Lalanne für ein Memoire über den Urſprung des griechiſchen Feuers und die Einführung des Pulvers in Europa und namentlich in Frankreich, und drittens dem Hrn. Jubinal für ſein bereits gedrucktes Werk über die alten hiſtoriſchen Tapeten zuertheilt. (Echo du Monde Savant vom 26 September.)

Auswanderung der Basken. Nach der Sentinelle des Pyrenées ſind gegenwärtig drei Schiffe im biscayiſchen Golf, welche baskiſche Auswanderer aufnehmen ſollen. Seit 7 oder 8 Jahren ſoll ſich eine wahre Auswanderungswuth dieſer Leute bemächtigt haben, und in der Republik Uruguay ſich ſchon nahe an 15,000 Basken oder Bearner befinden.

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 114 u. 115** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Neugriechiſche Dichtungen. — Amerikaniſche Philoſophie. (Schluß.) — Spaniſche Legenden von Joſe Joaquin de Mora. (Schluß.) — Victor Hugo's Strahlen und Schatten. (Fortſetzung.)

Zu den Abonnenten dieſes dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erſcheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes 1 Thlr. 8 Gr., halbjährlich 2 Thlr. und vierteljährlich 1 Thlr. Für Ausgaben, welche das Ausland nicht haben, jährlich 6 Thlr.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 114 u. 115.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

7 October 1840.

Neugriechische Dichtungen.

Nach Maaß und Reim der Urschrift in das Deutsche übertragen.

I. Volkslieder. *)

Befreiung der Gattin des Liakos. **)

Ha, welch ein Schrecken, den ich sah an des Liakos' Gattin!
Fünf Albanesen halten sie, drei andre sie mißhandeln. —
Werd' eine Türkin, Liákina, zum Mann nimm' einen Türken! —
Viel lieber säh' ich doch mein Blut die Erde überschwemmen,
Als daß ich einen Türken säh' mich auf die Augen küssen. —
Noch hat sie nicht das Wort vollbracht, kein andres noch gesprochen,
Und sieh, Liakos stürzt hervor, den Säbel in den Händen;
Der Türken Köpfe schlägt er ab, der Albanesen Köpfe,
Faßt seine Gattin und enteilt mit ihr zu den Gebirgen.

Die Erkennung. ***)

Ein Webestuhl von klarem Gold, ein Kamm von Elfenbeine,
Und eine englische Gestalt, die sitzt daran und webet,
Sie webet vierzig Binden ab mit zwei und sechzig Tritten.
Ha, welch ein Schall! welch lauter Klang von ihren zarten Liedern!
Da zog ein Handelsmann vorbei, auf einem Rappen reitend;
Gleich hält er seinen Rappen an und beut ihr guten Morgen:
Schön guten Morgen dir, mein Kind! — Gegrüßet seyst du, Fremdling! —
Magst du nicht Hochzeit halten, Kind, mit einem schmucken Jüngling? —
O, ging doch eh' dein Rapp' zu Grund, eh' du dieß Wort gesprochen!
Im fremden Lande lebt mein Mann; es sind nunmehr zwölf Jahre.
Drei Jahre noch erwart' ich ihn, drei Jahre harr' ich seiner;
Und kommt er nicht, erscheint er nicht, so will ich Nonne werden,
Verschließen in die Zelle mich, und will den Schleier nehmen. —
Gestorben ist dein Mann, o Kind, dein Mann, Kind, ging zu Grunde.
Hier meine Hände hielten ihn, sie haben ihn begraben;
Ich theilte Brod und Licht mit ihm; du, sprach er, wirst's erstatten. —
Du hieltest ihn, du grubst ihn ein? Gott mög' es dir vergelten;
Du theiltest Brod und Licht mit ihm? das will dir ich vergelten. —
Ich lieh ihm einen Kuß; er sprach, du werdest mich bezahlen. —
Hast du ihm einen Kuß geliehn, so laufe denn und such' ihn! —
Mein Kind, ich selbst, ich bin dein Mann; sieh her, ich bin dein Liebster!
Ei! wenn du denn mein Gatte bist, und bist du denn mein Liebster:
Gib Zeichen unsres Hauses an, dann will ich dir es öffnen. —
Am Eingang steht ein Apfelbaum, in deinem Hof ein Weinstock;
Der trägt wohl Trauben, süß von Duft; sein Wein ist gleich dem Honig.
Ihn trinkt die Janitscharen-Schaar und gehet hin, zu kriegen;
Ihn trinket auch die Bettlerschaar und denkt nicht mehr der Schulden. —
Das Alles weiß die Nachbarschaft, das wissen alle Leute;
Gib Zeichen meines Hauses an, alsdann will ich dir öffnen. —
Du hast auf deiner Wang' ein Mahl, ein Mahl auf deiner Schulter,
Du hast auf deiner rechten Brust von einem Biß die Narbe. —
Ihr Mägde, lauft und öffnet ihm! Er ist's, es ist mein Liebster.

---

*) Die Originale der folgenden sechs Gedichte sind sämmtlich abgedruckt in den von Dr. Kind herausgegebenen „Neugriechischen Poesien" (Leipzig, 1833), wo der Leser auch nähere Aufklärung über Bedeutung und Motive derselben findet. Hier können nur so viele Bemerkungen beigegeben werden, als zum bessern Verständniß oder zur Rechtfertigung der vorliegenden Uebersetzungen nöthig scheinen.

**) Befreiung der Gattin des Liakos. Liakos war um den Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts einer der berühmtesten Klephten-Anführer auf dem Agraphagebirge in Aetolien und auf dem thessalischen Olymp, berühmt besonders durch den edlen Trotz, mit welchem er Ali Pascha's Aufforderung, sich zu unterwerfen, trotz der lockendsten Versprechen, von denen sie begleitet war, zurückwies. Diese Zurückweisung nebst ihren Folgen ist in einem der schönsten Klephtenlieder bei Fauriel (Tom. I., pag. 134; bei Müller Thl. 1, S. 80) geschildert.

***) Die Erkennung. Durch die vollständige Mittheilung dieses Gedichtes hat sich Hr. Dr. Kind ein wahres Verdienst um die neugriechische Volkspoesie erworben. Fauriel gibt davon (T. II., p. 422; bei Müller Thl. 2, S. 122) nur den Schluß, diesen jedoch, trotz einiger Abkürzungen, besser abgerundet durch die Dreizahl der Wahrzeichen, welche der Gatte dort angeben muß. Das ganze Benehmen der Frau erinnert übrigens an Penelope, besonders an die sinnreiche Art, womit diese (Odyssee, XXIII, 117 ff.) ihren heimgekehrten Gatten auf die Probe stellt, um sich von der Aechtheit seiner Person zu überzeugen.

Die Schöne des Schloſſes. *)

So viel ich jemals Schlöſſer ſah und mir erträumt,
So, wie das Schloß der Schönen, träumt ich keines je.
Es faſſet vierzig Thürme, ganz von purem Gold,
Dazu noch fünf und vierzig andre für den Krieg.
Der Sultan hält's belagert, ſchon zwölf Jahre lang,
Doch kann er's nicht gewinnen, jenes ſchöne Schloß.
Da kommt ein ſchnöder Türke aus Ikonium,
Er kommt und geht zum Sultan, wirft ſich vor ihn hin;
Mein Herr und Sultan, ſpricht er, was verheißeſt du? —
Ich geb' dir tauſend Goldſtück' und ein gutes Pferd,
Dazu zwei ſilberblanke Schwerter für den Krieg. —
Ich wünſche nicht dein Silber, noch die Goldſtück' auch,
Noch auch dein Pferd verlang' ich, auch die Schwerter nicht.
Nein, nur das Mägdlein will ich, im kryſtall'nen Haus. —
Wenn du das Schloß gewinnſt, ſey ſie dein Geſchenk. —
Er machte ſich zum Mönche, zog die Kutte an,
Er kömmt zur Thür und weinet, wirft ſich hin und ſteht,
Er weint und kniet nieder und erhebt den Ruf:
Geh' auf, geh' auf, o Thüre, Thür' der ſchönen Maid,
Der mit den ſchwarzen Augen, Thür' der Sultanin. —
Gewiß, du biſt ein Türke, ein Ikonier;
Entflieh', ſonſt wirſt du ſterben; flieh', ſonſt hängt man dich! —
Nein, bei der heil'gen Jungfrau, Herrin, bei dem Kreuz,
Nein, weder Türke bin ich, noch Ikonier;
Ich bin ein Kloſterbruder aus der Klauſe dort.
Vor Hunger muß ich ſterben, drum erbarm dich mein! —
Auf, gebt ihm Brod! dann aber zieh in Frieden hin! —
Ach, Herrin, in die Kirche laß mich beten gehn!
Geh' auf, geh' auf, o Thüre, Thür' der ſchönen Maid,
Der mit den ſchwarzen Augen, Thür' der Sultanin!
Auf, werfet aus die Hacken, fanget ihn mir ein! —
Verfault iſt meine Kutte, leicht zerreißt ſie ja! —
Auf, werfet aus die Schlinge, fanget ihn mir ein!
Ach Herrin, keine Schlinge, Schwindel faßt mich ja! —
Halb öffnet ſich die Thüre, voll iſt gleich der Hof.
Die ſtürzen nach dem Silber, jene nach dem Gold,
Doch er grad nach dem Mägdlein im kryſtall'nen Haus.
Doch kaum erſah ihn jene, warf ſie ſich ins Meer.

Lechner.

*) Die Schöne des Schloſſes. Dieſes Gedicht, auch ausgezeichnet durch ſein Maaß, den alten Trimeter Jambicus mit einer unerläßlichen weiblichen Cäſur im vierten Fuß (ein Maaß, welches in der Fauriel'ſchen Sammlung nur dreimal, T. I, p. 124, T. I, p. 204 und T. II, p. 182, vorkommt), bietet im Original, beſonders gegen den Schluß zu, manche Schwierigkeiten und Dunkelheiten im Einzelnen, vielleicht auch einige Lücken, iſt aber im Ganzen höchſt klar und voll dramatiſchen Lebens. Ein Türke aus Ikonium (die aus dieſer Stadt abſtammenden Türken gehören nach griechiſchem Urtheil zu den Grauſamſten ihrer Nation), bedingt ſich vom Sultan den Beſitz einer Schönen, wogegen er dieſem das feſte Schloß, das ſie bewohnt, in die Hände zu liefern verſpricht. Als Mönch verkleidet dringt er in das Schloß und mit ihm eine bewaffnete Schaar; das Schloß iſt erobert, aber die Schöne, deren Beſitz der Gegenſtand ſeiner Liſt und Kühnheit iſt, ſtürzt ſich bei ſeinem Anblick in das Meer. V. 12 und 37 ſpricht das Original nur von einem gläſernen Haus (γυαλέϊ). Die hier gewählte Ueberſetzung aber ſcheint durch die fremdartige Pracht des übrigen Schloſſes, ſo wie durch die Bedeutung des altgriechiſchen ὕαλος gerechtfertigt.

Amerikaniſche Philoſophie.

(Schluß.)

„Der hervorſtehendſte Zug in den Schriften Emerſons iſt des Verfaſſers ſchmerzliches Bewußtſeyn des Mangels an Originalität in der amerikaniſchen Literatur und Philoſophie. Er iſt tief betrübt, daß der amerikaniſche Geiſt im beſten Fall ein Conglomerat von ſinnreichen und fleißigen Nachahmungen iſt. Er ſagt: „dieß Land hat nicht geleiſtet, was die Menſchen mit Grund von ihm erwarten zu dürfen ſchienen. Die Menſchen hofften, wenn einmal alle feudalen Ketten und Bande geſprengt wären, würde die Natur zu lange nur die Mutter von Zwergen, ſich ſchadlos halten durch ein Geſchlecht von Titanen, welche dem Continent ins Antlitz lachen, und die Gebirge des Weſtens hinaneilen würden mit der Sendung und Botſchaft des Genius und der Liebe. Aber das Maaß des amerikaniſchen Verdienſtes in Malerei, Skulptur, Poeſie, Fiction und Beredſamkeit ſcheint eine gewiſſe Anmuth ohne Größe zu ſeyn, nicht neu, ſondern nur abgeleitet; ein Gefäß von ſchönen Umriſſen, aber leer, das Jeder, der es ſieht, anfüllen kann mit ſo viel Witz und Charakter als er hat, das aber nicht wie die geladene Wolke von ſchrecklicher Schönheit überſtrömt und Blitze auf alle Zuſchauer wirft; eine Muſe, die uns nicht anfaßt mit der Fauſt eines deſpotiſchen Genius, und ein Zeitalter an ihre Ideen und Gefühle kettet.“ In prophetiſchem Schwung ſchaut er hinaus in die Zeit, „wo die ſchläfrige Intelligenz dieſes Landes aufblicken wird unter ihren ehernen Augenliedern, und die verzögerte Erwartung der Welt mit etwas Beſſerem befriedigen als mit den Erfindungen mechaniſchen Geſchicks; der Tag unſerer Abhängigkeit, unſrer langen Lehrlingsſchaft in der Schule fremder Länder neigt ſich zum Ende; die Millionen, die ſich um uns her ins Leben drängen, werden ſich nicht immer abſpeiſen laſſen mit den ärmlichen Ueberbleibſeln fremder Ernten; Ereigniſſe, Thaten kommen, welche beſungen werden, welche ſich ſelbſt beſingen müſſen.“ — —

„In dem dermaligen hiſtoriſchen Zuſtand Amerika's liegen gewiſſe Umſtände, welche der Kraft der Speculation, der Originalität des Denkens im Wege zu ſtehen ſcheinen. Dahin gehört die Schwierigkeit für den Amerikaner, Originelles von Entlehntem und Abgeleitetem zu unterſcheiden. Anderwärts prüft die literariſche Kritik bald Farbe und Geſchmack der literariſchen Producte und ſondert Neues und Altes; aber ſchon in England wäre es für einen fleißigen Kenner deutſcher Literatur nicht ſchwer, durch Zuſammentragung deutſcher Ideen das engliſche Publicum eine Zeitlang mit dem Schein von Originalität zu blenden, und vollends in Amerika iſt dieß ganz leicht; denn nicht nur muß mancher Schriftſteller in ſolchen localen Verhältniſſen als ein Triton unter Elritzen erſcheinen, ſondern es iſt auch gewiß, daß manche engliſche Schwerle zu einem ſtatt-

lichen Triton geworden iſt, einfach dadurch, daß ſie über das atlantiſche Meer ſchwamm. Mr. Emerſon macht keine Ausnahme von dieſer Regel; Vieles, was ſeine Landsleute vermuthlich als ſein Eigenthum anſprechen werden, iſt ſchon gedacht, beſprochen, geſchrieben worden von Fichte, oder Goethe, oder Novalis, oder Coleridge oder Carlyle." — —

„Im Herzen von Emerſons Philoſophie finden ſich zwei Principien, als deren Mutter und Amme man vielleicht ohne Eitelkeit unſre Zeit bezeichnen darf, deren Entwicklung vermuthlich die Aufgabe für die Weisheit und Thätigkeit künftiger Generationen ſeyn wird: die Poeſie des gewöhnlichen Lebens, und die Würde der Arbeit. „Nicht Waffen und der Mann, ſondern Arbeitszeug und der Mann — das wäre jetzt unſer Epos," ſagt Carlyle, und Emerſon ſagt: „Feudalismus und Orientalismus hatten es lang genug für majeſtätiſch gehalten, nichts zu thun. Die moderne Größe und Majeſtät beſteht im Wirken und Schaffen. Der tüchtige Gelehrte wird ſich nicht weigern, in ſeiner Jugend das Joch zu tragen, die tiefſten Geheimniſſe der Arbeit und der Ausdauer kennen zu lernen; ſeine Hand bekannt zu machen mit dem Boden, der ihn ernährt, und mit dem Schweiß, welcher dem Luxus und der Behaglichkeit vorhergeht. Möge er auch ſeinen Zehnten bezahlen und der Welt dienen als ein ächter und edler Mann, nie vergeſſend, die unſterblichen Gottheiten anzubeten, welche dem Dichter zuflüſtern und ihm Melodien in den Mund legen, welche in Ewigkeit die Herzen rühren. Wenn er dieſe zwiefache Trefflichkeit hat, die Tüchtigkeit zur Arbeit und die Begeiſterung, dann hat er volle Geſundheit, dann iſt er ein Ganzes und nicht ein Bruchſtück, und dieſe Vollkommenheit wird ſich in ſeinen Productionen offenbaren." Verwandt mit dem Fortſchritt dieſes Princips war die Anerkennung der poetiſchen Elemente in den Verhältniſſen des gewöhnlichen, niedern Lebens. Als man einmal erkannte, daß das Leben wie der Boden nicht müßig bleiben wolle, ſondern daß Unkraut aufkeime, wo kein Korn geſäet werde, daß der Menſch ſich mühen und ſtreben müſſe nach dem Guten, oder daß er ſonſt ſtreben werde nach dem Böſen, da wurden die arbeitenden Claſſen, als ſolche, mehr Gegenſtand des Neides als der Verachtung, und ihre Lebensweiſe und Gefühle Gegenſtände des Intereſſes und der Wißbegierde. Da erkannte man, daß es eine andre Poeſie gebe, als die phantaſtiſche Idylle, in der Hütte und im Feld; da fand man, daß die „Hütten wo die Armen wohnen" eben ſo reich ſeyen an Lehren der Schönheit und Weisheit, als

> Das Schweigen das am Sternenhimmel waltet,
> Der Schlaf, der auf einſamen Hügeln ruht;

da empfand man, daß die Natur, welche vom Dichter am meiſten ſtudirt und genoſſen werden ſollte, das menſchliche Herz iſt, während der Sieg Wordsworths über ein Heer von Vorurtheilen die Zerſtörung des alten Monopols geſtelzter Empfindſamkeit und vornehmen Aufputzes und die poetiſche Emancipation der Humanität verkündigte. Die amerikaniſche Literatur hatte keine ſolche künſtlichen Hinderniſſe zu überwinden; und ſo ſprach die Wahrheit, die den Griechen eine Thorheit war, ohne Weiteres Alles an, was geſund und gut war in den Herzen der neuen Welt. Und die Praxis Amerika's iſt ein ſchönes Compliment geweſen für die Theorie Wordsworths. Denn alles, was er für die Poeſie, das hat Waſhington für die Geſchichte gethan. Seit Waſhington in der Achtung und Bewunderung der Menſchheit herrſcht, ſeitdem iſt der Maaßſtab für heroiſche Größe geändert; die ächte That iſt an die Stelle der theatraliſchen getreten." — —

„Die Philoſophie Emerſons iſt ein idealiſtiſcher Pantheismus. Es wäre wohl kaum gerecht, ſie als oberflächlich anzuſprechen auf bloß negative Beweiſe hin, denn die uns vorliegenden Schriften tragen keinen ſtreng wiſſenſchaftlichen Charakter, und die Auseinanderſetzung ſeines Syſtems, ſo weit ſie gegeben, iſt ſo ernſt und aufrichtig, als läge die Seele des Mannes ſelbſt nackt vor uns. Aber dabei können wir doch nicht umhin, die Zuverſicht, womit er ſeine Lehre vorträgt, den axiomatiſchen Charakter, den er ſeinen Sätzen leiht, und die Feierlichkeit, mit der er in ſeine Zuhörer dringt, ſofort in ihrem ganzen Umfang ſie zu bethätigen, als Beweiſe anzuſehen, daß er die Tiefe des Grundes, worauf er ſteht, doch nicht ganz geprüft habe; daß er vielmehr, weil er ſah, daß er ſtark genug ſey, um ihn im Augenblick zu tragen, darum meinte, er könne auch die ganze Welt tragen. Alle religiöſe Philoſophie hat vielleicht eine pantheiſtiſche Baſis, aber hier iſt wenig oder kein Ueberbau. Die Identität des Menſchen mit der Natur, die erſte Pflicht einer „weiſen Hingebung" an den waltenden Geiſt; die verborgene Beziehung zwiſchen dem Menſchen und dem vegetativen Leben, der Glaube: „Ich bin Nichts, ich ſehe Alles, die Strömungen des Allweſens gehen durch mich hindurch — ich bin ein Theil Gottes," alles das iſt ſchon oft und in vielfach verſchiednem Sinn ausgeſprochen worden; aber hier ſind dieſe Sätze Alles in Allem, und ſie ſind aufgeſtellt, als wenn ſie auf der Oberfläche der Wahrheit und im Bereich aller Menſchen lägen, und nicht Probleme oder Theile von Problemen enthielten, über deren Löſung das ganze Leben von Denkern hingegangen iſt.

„Der erſte Blick auf ein ſolches Syſtem, wie das Emerſons, hat gewiß viel Anziehendes für Anhänger des demokratiſchen Princips überhaupt, und beſonders für ein Volk in der Lage der Amerikaner. Das Vox populi vox Dei nimmt eine ganz beſondere Wichtigkeit an, wenn die vox populi nicht bloß ein hiſtoriſches Ausſprechen bedeutet, ſondern der Ausdruck iſt für den allgemeinen Geiſt, der zugleich der Gedanke Gottes und der Inſtinct des Menſchen iſt; die Geſinnung der Mehrheit iſt nicht mehr nur die Summe von Einzelnwillen und Einzelnleidenſchaften, ſondern eine abſolute, überſchwängliche Macht, nur darum nicht übernatürlich, weil ſie die vollkommenſte Entwicklung der Natur iſt. Einem Amerikaner können Sätze wie folgende nur ſchmeicheln: „Weſentlich in unſern Wünſchen liegt die raſtloſe Behauptung geiſtiger Unabhängigkeit, wie die ganze Geſchichte der Literatur dieß lehrt; der neue Menſch muß fühlen daß er neu iſt, und daß er nicht in die Welt getreten iſt, anheimgefallen den Anſichten und Gebräuchen Europa's, Aſiens und Aegyptens. Eine falſche Demuth, eine Nachgiebigkeit ge-

gen herrschende Schulen, darf mich nicht um den absoluten Besitz der jetzigen Stunde betrügen. Wenn Jemand weniger Liebe zur Freiheit hat, weniger eifersüchtig ist, seine Unbefangenheit und Reinheit zu bewahren: soll er darum mir und dir befehlen?... Es gibt eine bessere Art und Weise als das träge Lernen von einem Andern. Laßt mich allein; lehrt mich nichts von Leibnitz oder Schelling, und ich finde alles aus mir selbst... Ihr müßt zu der Erkenntniß kommen, daß jeder herrliche Genius nur ein glücklicher Taucher in jene See ist, deren Perlengrund ganz euer ist. Die verarmende Philosophie der Jahrhunderte hat ein Gewicht gelegt auf die Unterscheidung der individuellen und nicht der universellen Attribute der Menschen. Der Jüngling, berauscht von Bewunderung für einen Helden, sieht nicht, daß es nur eine Projection seiner eignen Seele ist, was er bewundert... Wir pflegen zu glauben, alles Denken sey längst in adäquater Form in Büchern niedergelegt, alle Phantasie in Gedichten, und was wir sagen, sey nur eine weitere Bestätigung des vermeintlich vollständigen Ganzen der Literatur. Eine sehr seichte Annahme! Der ächte Mensch wird vielmehr glauben: die ganze Literatur sey erst noch zu schreiben. Die Poesie hat kaum ihren ersten Gesang gesungen. Die beständige Mahnung der Natur an uns ist: die Welt ist neu, ungekostet; glaubt nicht an die Vergangenheit; ich gebe euch heute das noch jungfräuliche Universum." Wenn dieß die ganze Wahrheit ist, so ist die neue Welt in Wahrheit eine neue! Der Ocean liegt zwischen ihr und den östlichen Nationen wie der Aether zwischen ihr und Saturn; vergeblich sind für sie gewesen die aufeinander folgenden Generationen, die Eroberungen der Krieger, die Gesichte der Poeten, die Stimmen der Propheten und die Forschungen der Philosophen, vergeblich Arbeit, Bestreben, Aufopferung, Märtyrthum, vergebens die thatkräftige Begeisterung, die realisirten Ideale anderer Menschen. Aber kann Jemand, im Angesicht der Geschichte, behaupten: Amerika sey der europäischen Welt nichts schuldig von ererbter und mitgetheilter Bildung und Intelligenz? Ist Emerson selbst Goethe und Carlyle nichts schuldig? Gewiß, viele von den citirten Worten sind die eines Gott-trunknen Menschen, wie Novalis den Spinoza nannte!" —

„Eine auch gewissermaßen idealistische, aber keineswegs anstößige Stelle ist folgende: „Jeder Geist baut sich selbst ein Haus, und außer diesem Haus eine Welt, und außer seiner Welt einen Himmel. Was wir sind, nur das können wir sehen. Alles was Adam hatte, Alles was Cäsar vermochte, das hast und kannst du. Adam nannte sein Haus: Himmel und Erde. Cäsar nannte sein Haus: Rom; du nennst vielleicht das deinige eine Schuhflickersbude, hundert Morgen Ackerland, oder das Studirzimmer eines Gelehrten. Aber Linie für Linie, Punkt für Punkt ist dein Gebiet und Besitzthum so groß wie ihres, obwohl ohne die schönen Namen. Daher baue dir deine eigne Welt." — —

„Die Klagen Emersons in Bezug auf Religion sind nur eine Note des großen Miserere der Gläubigen, das in mancherlei Tönen aus manchen Ländern aufsteigt: „Nie war das Bedürfniß einer neuen Offenbarung größer als jetzt. Die traurige Ueberzeugung, die ich, glaube ich, mit Vielen theile, von dem allgemeinen Verfall, beinahe dem Erstorbenseyn des Glaubens in der Gesellschaft — die Seele des Christenthums wird nicht gepredigt — die Kirche scheint ihrem Fall entgegenzuwanken, beinahe alles Leben ist erloschen... Ich glaube kein Mensch mit rechtem Nachdenken kann in eine unserer Kirchen gehen, ohne zu empfinden, daß die Macht des öffentlichen Cultus über die Menschen schwindet. In den ländlichen Bezirken bleiben halbe Ortschaften von den kirchlichen Zusammenkünften weg; es zeigt nachgerade schon Charakter und Religiosität an, wenn man sich davon entfernt hält. Und der Beweggrund, der die Besten noch zurückhält, ist jetzt nur die Hoffnung und Erwartung. Was einst ein bloß zufälliger Umstand war, daß die Besten und Schlimmsten in einem Kirchspiel, die Armen und die Reichen, die Gelehrten und die Unwissenden, Junge und Alte an Einem Tag als Brüder in Einem Hause zusammenkamen, zum Zeichen eines gleichen geistlichen Anspruchs und Rechts, das ist jetzt zum Hauptmotiv geworden, hinzugehen." Zwei Fehler scheinen dem Mr. Emerson diesem Zustand der Dinge zu Grund zu liegen, 1) die historische Ansicht und Auffassung des Christenthums, welche „nicht die Lehre der Seele ist, sondern eine Uebertreibung des Persönlichen, des Positiven und Rituellen;" 2) „die Gewohnheit, die Offenbarung als etwas längst Gegebenes und Abgethanes zu betrachten, als ob Gott todt wäre." — „Der Geist allein kann lehren. Kein profaner, kein sinnlicher Mensch, kein Lügner, kein Sklave kann lehren, sondern nur der kann geben, der da hat; nur der kann schaffen, der da ist. Der Mann, auf den die Seele herabsteigt, durch den die Seele spricht — nur der kann lehren: Muth, Frömmigkeit, Liebe, Weisheit; und jeder Mensch kann seine Thüre diesen Engeln öffnen, und sie werden ihm die Gabe der Sprachen bringen. Aber der Mann der darnach trachtet, zu sprechen wie Bücher es lehren, wie Synoden es im Brauch haben, wie die Mode Anleitung gibt und das Interesse gebietet, der schwatzt nur. Laßt ihn schweigen!" — Edle Gedanken schön ausgesprochen, aber nur bevorwortend solche gefährliche Sätze wie folgende: „Laß mich dich ermahnen, vor Allem allein zu wandeln, zu verschmähen die guten Vorbilder, selbst diejenigen, die am meisten geheiligt sind in der Phantasie der Menschen, und kühnlich Gott zu lieben ohne Mittler und Schleier. Freunde genug wirst du finden, die dir einen Wesley und Oberlin, Heilige und Propheten zur Nacheiferung vorhalten werden; danke Gott für diese guten Männer, aber sprich: ich bin auch ein Mensch!" — „Du selbst auch ein neugeborner Sänger des heiligen Geistes, wirf hinter dich alle Gleichförmigkeit und mache die Menschen unmittelbar mit Gott bekannt. Sey ihnen ein Mensch. Sieh zuerst und einzig darauf, daß du das seyest; daß Mode, Gewohnheit, Autorität, Lust und Geld dir nichts gelten, keine Binden seyen vor deinem Auge, sondern lebe mit dem Vorrecht des Geistes der sich nicht ermessen läßt." Wie können solche Sätze, an junge Leute gerichtet, von empfänglichen, feurigen, phantasievollen Gemüthern aufgefaßt und mißdeutet werden!" — —

Spaniſche Legenden von Joſe Joaquin de Mora.

(Schluß.)

19) Die Normannen in Galizien. Recaredo, der furchtbare König der Normannen, rüſtet ſich zu Raubzügen, während Graf Gonzalo Sanchez in Galizien herrſcht. Des letztern Tochter iſt Hermura, die der Page Ulrico liebt. Beide finden ſich eines Tages allein; Ulrico erklärt ſeine Liebe, und will Hermura's Hand küſſen. Da tritt der Graf hinzu, von dem er einen heftigen Schlag empfängt. Wüthend nach Rache eilt Ulrico hinweg, und ſteht bald an der Spitze einer Bande Geſindels, mit welcher er der Schrecken des Landes wird. Doch bald wird ſeine Rotte zerſtreut und aufgerieben, und einſam geächtet, von Gewiſſensbiſſen gepeinigt, irrt Ulrico umher. Er ſtößt zum Normannenkönig, und beide ſchwören dem Lande Unheil und Zerſtörung. Von Ulrico geführt, dringen die Normannen zur Burg des Grafen vor. Ulrico trifft die ſchöne Hermura allein, die, vor ſeiner Umarmung fliehend, ſich in einen Abgrund ſtürzt. Schreckliche Gefühle durchdringen den Böſewicht, aber mit verdoppelter Wuth ſtürzt er ſich in den Kampf, da das Heer des Grafen heranrückt. Er eilt auf den Grafen los, ſinkt aber, von dieſem beſiegt, ſterbend zu Boden, indem er ausruft: (S. 333.)

> Schändlicher Greis, ward Rache dir vom Glücke,
> Sterb' ich entehrt, geächtet, doch zurücke
> Laſſ' ich was wandelt dein Daſeyn zum Fluche:
> Geächt ſterb' ich auch; — deine Tochter ſuche.

20) Don Opas. Das größte und bedeutendſte Gedicht der ganzen Sammlung, das für ſich allein ſchon einen Band ausfüllen könnte. Es handelt von der Eroberung Spaniens durch die Mauren, von dem Grafen Julian und dem Könige Rodrigo, und die Ereigniſſe geben dem Dichter Gelegenheit, ſein ganzes politiſches Glaubensbekenntniß ausführlich zu beſprechen. Deßhalb ſcheint er auch den Biſchof von Toledo, Don Opas, zum Helden ſeines Gedichtes gemacht zu haben, um gelegentlich ſeinem Eifer gegen die Geiſtlichkeit Luft zu machen. Wenn auch nicht den Handlungen, doch den Rathſchlägen des Don Opas wird alles Unheil zugeſchrieben, und ihn trifft des Dichters ganzer Zorn. Die Handlung ſelbſt rückt nur ſehr langſam voran, da die Reflexion die Hauptſache iſt. Das Gedicht zerfällt in vier Abtheilungen.

I. Das folgenreichſte Ereigniß in der Geſchichte Spaniens ſind die Schickſale der Cava, Don Julians Tochter, die bereits Leon und Saavedra beſungen haben. Aus einem edeln Hauſe entſproſſen war Don Julian, und ſorgſam bewahrte er den Glanz desſelben. Dieſes hatte der König Don Rodrigo geſchändet. In Schmerz und Zorn geht er umher; da tritt zu ihm der ſtarke Tarif, der Maurenfeldherr. Mit ſeinen Reden ſtachelt dieſer die wunde Bruſt des Grafen. Julian, dem der Sieg des Halbmondes verhaßt, will zuerſt Don Opas um Rath fragen, ehe er ſich den Mauren anſchließen mag. Don Opas, in deſſen Augen Rodrigo ein Uſurpator gegen die Familie des frühern Königes Witiza iſt, haßt den Gothenkönig und ſinnt fortwährend auf deſſen Sturz. Daher redet er dem Grafen zu, mit Hülfe der Mauren Rodrigo's Thron umzuwerfen, wozu Julian nunmehr entſchloſſen iſt.

II. Die Anhänger des Islam überſchwemmen, von Fanatismus beſeelt, Aſien und Afrika, überall ihre Lehre verbreitend, ſiegreich, verheerend mit Feuer und Schwert. Sie lagern vor Tripolis, wo Gregorio befehligt, deſſen Tochter die Heldin Zoe iſt. Sie werden geſchlagen, doch ein glühender Jüngling, Zobeir, führt ſie zur Schlacht zurück, wo Gregorio fällt und Zoe gefangen wird. Weniger Widerſtand gewähren andere Städte, und die ganze Nordküſte Afrika's iſt bald von einem kriegeriſchen, ſiegreichen Volke eingenommen. Die Mauren verſchmähen Pracht und Luxus, mit Ausnahme des berühmten Muſa, der in Tanger herrſcht. Zu ihm dem Gewaltigen kommt Graf Julian, und der Zug nach Spanien wird zwiſchen ihnen verabredet, wobei auf Don Opas vorzüglich gerechnet wird.

III. Ein Ungeheuer war der Gothenkönig Witiza, welchen Don Rodrigo erlegte, und hierauf ſelbſt König ward. Aber vor der Gewaltthätigkeit und Wolluſt Rodrigo's war nichts heilig. Seine Späher durchzogen das ganze Land, um Weiber und Jungfrauen zu rauben. Julians Tochter, Floinda oder die Cava, erlitt Gewalt von ihm. Don Julian beſpricht ſich mit Don Opas über Plane der Rache. Eine Verſammlung der Großen des Reiches findet ſtatt, wo beide den König bewegen, ſein Heer über das Meer gegen die Mauren, die ſonſt mit einem Einfall in Spanien drohten, zu entſenden. Julian entflieht alsdann mit ſeiner Tochter nach Afrika. Tarif landet mit einer kleinen Schaar, und durchzieht, ohne irgendwo auf Widerſtand zu ſtoßen, einen Theil Spaniens. Viele, die in ihm einen Befreier von Tyrannei ſehen, ſchließen ſich ihm an.

IV. Ein großes mauriſches Heer, dem Julian ſich zugeſellt, erſcheint in Spanien. Sevilla fällt. Rodrigo erfährt, daß ein alter verſchloſſener Thurm bei Toledo ſich befinde, wo er ſein Schickſal erfahren könne. Er betritt den Thurm, und gräßlicher Spuk verkündet ihm ſeinen nahen Untergang. Die Mauren rücken heran, ein prächtiges Heer, in deſſen Reihen berühmte Namen glänzen, die Ahnen jener Heldengeſchlechter, deren Ruhm die ſpaniſche Geſchichte oftmals wiederholt. Julian führt eine beſondere Schaar den Mauren zu. Rodrigo naht mit großen Heeresmaſſen, von welchen Don Opas eine Abtheilung anführt. Fünf Tage währt die heiße Schlacht; da erſieht Don Opas Gelegenheit mit zehntauſend Kriegern zu den Mauren überzugehen. Beſtürzt ſtehen die Gothen. Die Schlacht iſt entſchieden. Und welchen Lohn erhielt Don Opas für ſeinen Verrath? Die Geſchichte hat es nicht berichtet.

Dieſes iſt eine kurze Inhaltsanzeige ſämmtlicher Gedichte vorliegender Sammlung, die einen intereſſanten und charakteriſtiſchen Beitrag zur neuern ſpaniſchen Literatur bildet. Die eigenthümliche Darſtellungsweiſe Mora's bei ernſten Gegenſtän-

den, das Blühende ſeiner Schilderungen, ſeine Vergleiche, die in der Regel originell und neu ſind, mag folgendes Gedicht noch beſonders als ein Beiſpiel darſtellen. Wir heben dieſes um ſo lieber hervor, als es durch Reflexionen kaum geſtört, doch das Anſchauliche des Dichters zeiget, und frei iſt von politiſchen Beziehungen. Es iſt das ſiebenzehnte der Sammlung, und wir theilen es vollſtändig mit. (S. 293 — 298.)

Skizze.

Iſt er es, der vereinſt mit kecken Sinnen,
Von Ehrbegier, von Durſt nach Ruhm entbrannt,
Voll Kraft aufſtrebte, dort, wo glänzend rinnen
Des Nils fruchtbare Fluthen durch den Sand?
Der, trotzend Schwert und Feuer, auf den Zinnen
Der höchſten Mauern hob mit kühner Hand
Des Kreuzes Fahne? Kann ich ihn entdecken;
Ihn, deſſen Stahl einſt war des Islams Schrecken?

Iſt er es, deſſen Antlitz einſt erglühte
In friſcher Jugend Pracht, in Schönheit ganz,
Gleich ſtolzer, unberührter Frühlingsblüthe,
Die ihren Kelch erſchließt des Tages Glanz?
Er, deſſen Bruſt von heißen Flammen ſprühte
Verweg'ner Luſt in wildem Waffentanz,
Als ob zur Freud' ihm die Gefahr geſchaffen,
Und Jupiters Blitzſtrahle ſeine Waffen.

Wo iſt der bunte Schild? Von weißen Schwingen
Geziert der edle Helm? Das Panzerhemd,
Wo brachen, wie fruchtlos Sturmfluthen dringen
Zum Felsblock, der ſich ſtarr entgegen ſtemmt,
Libyſche Pfeil' und Damaſcenerklingen?
Das muntre Roß, hinfliegend ungehemmt,
Mit freud'gem Wiehern, das im ſchnellen Jagen
Ihn in der Feinde Mitt' oftmals getragen?

Sind dieſe Augen, die ſcheu niederſinken,
Verdüſtert von der Trauer trübem Schein,
Sind es dieſelben, deren kühnes Blinken
Einſt ſchien des Aethers Abbild, klar und rein,
Da Siegesglorien in ihrem Winken,
In ihrem Blick erſahn der Krieger Reihn,
Wie ſich in hehrem Sonnenlicht erhebet
Der Berg, zu dem der müde Wand'rer ſtrebet?

Schaut ihn! Die Furchen inn're Qual bekunden,
Die zeigt die wüſte Stirn, verwellt und blaß,
Wo ſich zu gräßlichem Verein verbunden
Argwohn und Wuth mit banger Furcht und Haß;
In feſten Schlingen hat ſein Herz umwunden
Unſichtbar eine Schlang', ohn' Unterlaß
Erdrückend, nagend; vor ihr ſind zerronnen,
Verſiegt des Lebens und der Freude Bronnen.

So wie aus tiefer, finſtrer Höhl' entweichen
Die raſchen Blick'; es ſchauert kalt und graut
Dem Frommen. Das iſt nicht das ſanfte Zeichen
Gewalt'gen Schmerzes, der auf Gott vertraut
In heißem Flehen zum Erbarmungreichen;
Hingebung nicht, die klagend nimmer laut,
Erduldet; das iſt grauſenvolles Grollen,
Das iſt ein unbefriedigt wildes Wollen.

Der Hölle ſchwarzem, nächt'gem Schlund entraffen
Dunſtbilder ſich, voll Lügen, räthſelhaft,
Vor denen in fieb'riſchem Traum erſchlaffen
Empfindung und Verſtand. In Kerkers Haft,
Den er in leerem Irrwahn ſelbſt erſchaffen,
Zu ſprengen ſeine Ketten ohne Kraft,
Seufzt er, und will ſich nicht zum Mitleid richten,
Das kann das Uebel, das ihn drängt, vernichten.

Er war geliebt und glücklich. Ihm ergoſſen
Sich Lob und Achtung, wie ſie ihm gebühret;
In lauter Schlacht, bei des Zweikampfs Genoſſen,
Sein Namen war von Tadel unberührt;
Ihm hatte holden Schickſals Gunſt erſchloſſen
Den Pfad, der zu der ſteilen Höhe führt;
Ihm lächelnd öffnete die Macht die Pforte,
Und bot ihm Sitz an prachtvoll ſtolzem Orte.

Mit ſtrahlendem Demant, in reichem Prangen
Der Pracht am Hofe, der laut lärmend ſchallt,
Wo Seufzer ſteigen, glühend voll Verlangen,
Gewalt'ger als im ſtill verſchwieg'nen Wald,
Schmückt' Amor ſeine Schläfe. Während klangen,
Von freudig rauſchender Muſik durchhallt,
Die edeln Säle, zitternd bei'm Getriebe
Der Tänz', umwand mit Zauberband ihn Liebe.

Jetzt folgt ihm Haß, und er haßt Alle wieder;
In ſeiner Bruſt weilt Gram, in Furcht ſtets wach,
Schmutzige Lumpen decken ſeine Glieder;
Ein elend Hüttchen mit zerriſſ'nem Dach,
Durch das rauſcht ſchonungslos Platzregen nieder,
Schließt ſeine Schritt' in ein beſchränkt Gemach.
In ſeinem Blick glaubt Unheil zu entdecken
Der Bauer, und ſieht ihn in leerem Schrecken.

Einſt hatt' er einen Freund, in Lieb' und Kriegen,
In kühner That und Luſt getreu und gut;
Jünglinge beide, beide ſtolz von Siegen;
Doch nicht, den trauten Bund zerſtörend, ruht
Niedriger Argwohn. Schnell die Schwerter fliegen
Zur Rach' hervor; den Armen blendet Wuth;
Erſtaunt ihn der Zuſchauer Haufen ſehen
Vertheid'gungslos, entwaffnet, blutig ſtehen.

Die Herr'n und Krieger, die in weiten Kreiſen
Schau'n, wie im Zweikampf der mit jenem ringt,
Mit lauten Beifallsrufen ſchmeichelnd preiſen
Ihn, der des Gegners wilden Stolz bezwingt.
Nicht will der Sieger grauſam ſich erweiſen,
Und ſeinen Buſen nicht das Gift durchdringt
Des Haſſes; da des Zornes Wolken fliehen,
Spricht er: nimm hin dein Schwert, dir ſey verziehen.

So wie hölliſcher Zauber, der beſchwöret
Ein ſcheußlich Heer aus dem Gebiet der Nacht,
Das des Verworf'nen Stimme folgſam höret,
Die ſchwarzen Flügel ſchlägt, zur Wuth entfacht,
Durch ſtille Lüfte ſtürmend hin, zerſtöret
Der Pflanzen Grün, die Bäume welken macht,
Zu dürren Faſern kehrt die friſchen Halme,
Und deckt die Au'n mit wilden Unkrauts Qualme:

Alſo der Seele des Beſiegten bringet
Zerſtörungsgrau'n, Vernichtung edlem Muth
Und jeder Tugend, jenes Wort, das klinget:
Dir ſey verziehn, durchſtrömt mit ſchnöder Gluth
Das Herz, zu welchem rein'res Streben dringet
Nun nimmermehr. Feindſchaft, die lechzt nach Blut,
Eint zu verborg'ner Mine, tiefer Lache,
Die Kräfte düſt'rer Wuth und ſchwarzer Rache.

Dir ſey verziehn! in ſeinen Ohren dröhnet
Durch Tag und Nacht, im Wald und im Gezelt:
So wie des Tigers wildes Heulen tönet,
Würgt er das Opfer, dem er nachgeſtellt:
So wie der Sturm, wenn jeden Zwangs entwöhnet
Zu heft'gen Stößen er die Backen ſchwellt:
Wie wenn die Erd' in ihren Feſten zittert,
Und hohe Burgen ſtürzet hin zerſplittert.

Nicht mehr! rief er, er ſterb'! In ſchnödem Streben
Hält er bereit den ſichern, ſcharfen Stahl.
Die nächt'gen Schatten dunkeln Schleier weben
Schon über des Nilſtroms einſames Thal.
Hier will den Sieger er erſpähn, wenn eben
Beglückt er heimkehrt von dem trauten Saal
Der Heißgeliebten. Hier bethört er glaubet
Die Schmach zu rächen, die Ehr' ihm geraubet.

Er ſieht ihn, ſtürzt auf ihn, hat ihn erſchlagen,
Und — nicht der Feind — die Schöne beut ſich dar.
Sie ſinkt mit heitrem Blick, erblaſſend ſagen
Kann ſie noch: deine Hand großmüthig war,
Wenn ihm ich, deſſen Ruhm und Tugend ragen
So weit, als Schand' und Schmach iſt offenbar
An dir, mein Tod bringt Heil vom Mörderſtreiche.
Sie ſprach es, und war kalte, ſtarre Leiche.

Der neue Tag erſcheinet, und die Kunde
Der That verbreitet ſich. Aufbraust das Heer
Unwillig und mit lautem Schrei'n zur Stunde,
Das, ſich in Felſen bergen höret er.
Auf ſeinen Namen häuft ſich, aus dem Munde
Der zorn'gen Edlen, Fluch um Fluch, wohl ſchwer.
Zur Rache! donnernd Echo widerhallet.
Zur Rache! Schwur des armen Bräut'gams ſchallet.

Wohin ſoll fliehn er, daß ihn nicht ereile
Sein grauſer Ruf, zerdrohend? Von ſich ſtreift
Er Rüſtung, Wehr und Mantel; ſonder Weile
Entſtellt er ſein Geſicht; in Irr' er ſchweift;
Mühn, Krankheit, Hunger werden ihm zu Theile;
Nicht mehr die alte Kraft und Stärk' ihm reift;
Wenn Menſchenſtimmen ſeinen Ohren klingen,
Von ſeiner Unthat ſie ihm Kunde bringen.

Das Brod erbettelt er ſich an den Thüren;
Er flieht der Städte Lärm, wo Wuth erregt
Der Frevel, den gewagt er zu vollführen,
Im Volk, von des Unwillens Zorn bewegt.
Durch Länder, wo er kann als Herrſcher ſpüren
Der Moslim Rotten, er zu ſchleichen pflegt,
Wie ein Inſect, das birgt ſich vor dem Lichte
Scheu in Ruinen und in Trümmerſchichte.

In weitem, ſchwier'gem Kreis langſam ſich windet
Zu ödem Dorf er, wo in rauher Schluft
Der dürft'ge Hirt ein elend Obdach findet,
Hier beut ſich Wohnung ihm zugleich und Gruft,
Wo die Natur im Sterbekleid hinſchwindet,
Und nur in matten Seufzern Antwort ruft
Entfeſſelter Oreane wildem Dröhnen
Und ſchäumender Gießbäche ſchaur'gem Stöhnen.

Ein Monat war ihm Jahr voll Höllenpeinen,
Voll Furcht und Angſt, die Schreckgeſtalten weckt,
Die nagendem Gewiſſen nur erſcheinen,
Das dadurch die unſichern Sinne ſchreckt,
Ein Jahr, wo Qual ſich und Erſchütt'rung einen,
Die, furchtbar ruhig jetzt, dann hingeſtreckt
Krampfhaft in Wuth zerreißen ſeine Glieder;
Des Lebens Band' ihm knüpfen nie ſich wieder.

Victor Hugo's Strahlen und Schatten.

(Fortſetzung.)

Als eine Probe der Gedichte in reflectirend grübelnder Weiſe laſſen wir nun noch das Gedicht: Weisheit folgen, das letzte in der vorliegenden Sammlung; von welchem Magnin

sagt: „Wir hatten geglaubt, vielleicht habe der Dichter das lösende Wort der von ihm so oft und in verschiednem Sinn angeregten Probleme und Räthsel auf dieß letzte Gedicht aufgespart. Es ist in der That sehr dogmatisch; der Dichter läßt darin drei große Stimmen sprechen, die er alle als seine Führerinnen anerkennt; die des orthodoxen und starren Christenthums, die des philosophischen, toleranten Deismus und die des reinen Pantheismus; bis ans Ende hofften wir, der Dichter werde den Schleier zerreißen und uns belehren, wie diese drei Stimmen *zusammen* Eine gemeinsame Idee, eine neue Wahrheit ins Licht setzen — aber diese Hoffnung wurde getäuscht, und wir müssen mit Karl X ausrufen: „O Dichter!“ (s. S. 37 dieser Sammlung.)

Weisheit.

An Fräulein Louise B.

I.

So wird also nichts Großes, Heil'ges, Reines,
Nichts deines blauen Blicks, o Himmel, Werthes,
Nichts, was könnt' adeln unsre schnöde Zeit,
Dem Herzen eines Menschenkinds entkeimen!
Mensch! Geist, versenkt in leibliches Bedürfniß!
Also genießen! tappend zu den Todten
Hinuntersteigen — angehören Allem
Was kriecht, und Allem was treulos und flüchtig,
Der schmutz'gen Habgier, toller Eitelkeit;
Nichts wissen als — gewissenlos — anfüllen
Mit Worten das Papier, den Schrank mit Thalern;
Nie aufschaun zu der Wölbung, der gestirnten;
Spotten der Andacht und der stillen Tugend —
Das ist dein Leben, ach! und Tag und Nacht
Ist Hoffnung, Ziel, Cultus und Liebe dir
Unsaubres Geld, geschleppt durch alle Gassen,
Das an der Hand den gift'gen Rost dir läßt!
Und du begreifst nicht was dein Loos sollt' seyn:
Ein Denker seyn, ein Magier und ein König;
Ein Alchymist, die Flamme schürend unter
Dem Destillirgefäße — deiner Seele,
In diesem Feuertiegel lassend glühen
Natur und Welt — um Gott daraus zu ziehen!

Wie! hat das Thier doch seine Sphäre, sein
Gesetz das Element, der Schnee gehört
Dem Adler und die Woge dem Seeraben.
Alles hat seinen Kreis, Beruf und Zweck.
Des Meeres Schaum ist nicht ein bloßer Auswurf;
Die Fluth weiß was sie thut, der Wind weiß, wer
Ihn treibt; wie einen Tempel, worin immer
Ein mildes Licht ist wach, also erhellt
Das folgsame Gestirn den blauen Himmel;
Zu Gottes Ruhm entfaltet sich die Lilie;
Allmorgens singt, wie eine heil'ge Leyer
Erzitternd, uns der Vogel vor den Namen,
Den uns die Morgenröthe lesen läßt.
Wie! ist das ganze Daseyn doch voll Liebe,
Die Welt voll Glauben! Alles, was hienieden,
Folgt ernst seinem Gesetz, und weiß nichts Andres
Als, in göttlichem Trotz, folgsam zu seyn
Der Vogel — dem Instinct, der Baum — der Wurzel —
Wie! das gewalt'ge Meer, sein Ufer stürmend:
Die Schwalbe die nach Süden, der Magnet
Der nordwärts strebt — der Same, der beschwingte,
Der in der Ferne seine Stätte sucht,
Die Wolke, über Eilinseln sich ballend,
Die, plötzlich durch des Himmels Höhe fahrend,
Aprilhauch jagt vom Pole zum Aequator,
Der Gletscher der von weißen Gipfeln schmilzt,
Der Saft, der in der Zweige Fibern quillt,
Alle geschaffnen Wesen, einem ernsten
Ziele zustrebend, in der Luft die Strahlen,
Im Aetherraum Weltkugeln — Ströme durch
Felsen und Matten — all' unwandelbar
Gehn sie dahin auf ihren stolzen Bahnen!
Der Mensch allein ist abgeirrt! — Ha, wie!
Alles im Weltall, alle Wesen, Berge,
Wälder und grüne Triften, und der Tag
Welcher mit Gold das Firmament besäumt,
Das Wasser, das die tiefe Schlucht bespühlt,
Sie haben noch, wie an dem Tage, wo
Jehovah mit den Götterhänden Adam
Aufdrückte seiner Größ' und Hoheit Stempel,
All ihre Unschuld, ihre Lauterkeit!
Der Mensch nur ist gefallen! — Er, geschaffen
Das Herrlichste in dem erhabnen Reich
Zu werden, ward das Aermste, Schlechteste.
Der blühen sollt' als der erwählte Baum,
Ist nur ein schnöder Stamm mit schwarzen Aesten,
Entwurzelt durch das Alter, und vom Laster
Entblättert, dessen Zweige keine Frucht
Mehr tragen, welche Gott noch sammeln möchte,
Auf den man nicht gefahrlos sich kann stützen,
Geimpft mit der Gesellschaft Leidenschaften!
O ungeheurer Fall! O Vorsehung!
Er läugnet und verkennt, indeß um ihn
Die Schöpfung denkt! O Schmach! der Sinne Raub,
Kriecht hin in ihrem Joch, der Mensch am Staub,
Und führt ein dumpf unwürdig Daseyn neben
Den unvernünft'gen Wesen, welche *leben*!

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 282.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 October 1840.

Skizzen aus Madagascar.

(Nach Leguével.)

5. Die Eberjagd.

Die große Jagd begann vor Tagesanbruch. Die Malgaschen befolgen nicht die Methode der Europäer, denn sie verstehen nicht so gut ihre Hunde abzurichten und zu leiten. Wenn sie dieselben eine Spur aufsuchen lassen wollen, ermuntern sie sie durch einen eigenthümlichen Ruf, und schlagen dabei mit der flachen Hand mehrmals auf den Schenkel. Wenn die Hunde einen Eber im Walde finden, jagen sie ihn leicht auf, doch verschanzt er sich manchmal in einem Dickicht, und vertheidigt sich lange darin. Schwerer ist er aufzujagen, wenn er sich in ein Hurak (Reisfeld) geflüchtet hat, namentlich zur Zeit, wo der Reis reif wird, weil dann der Eber sehr fett ist, was ihn plump und träge macht.

Diese Wildschweine sind von zweierlei Art: die zahlreichste hat die Größe der unsrigen; ihre Borsten sind dunkelbraun, und werden mit dem Alter sehr hart; sie haben die Gewohnheiten des europäischen Wildschweins, aber der Bau des Kopfes ist verschieden: er ist beim Weibchen viel länger als beim Männchen, und an den Backen befinden sich vorspringende Knochen, welche die Augen in den tiefen Höhlen zwischen diesen und den Stirnknochen kaum bemerken lassen. Der Kopf des Ebers ist in der That abscheulich: die Knochen des Gesichts sind noch hervorspringender, und endigen an mehreren Orten in eine Spitze; über der Nase sind zwei schwarze, gegen drei Zoll lange und einen Finger dicke Auswüchse, der Kopf ist viel stärker, als bei unserm Eber, und steht mit dem Körper in keinem Verhältniß. Das Fleisch der Weibchen, wenn sie trächtig sind, ist zart, fett und von angenehmem Geschmack.

Die Wildschweine der kleinen Art sind ziemlich selten; ihre Borsten sind roth, der Körper viel kleiner, der Bau aber derselbe. Wehe den Jägern, wenn sie keine gute Sagaie haben, und in ihrem Gebrauche nicht sehr gewandt sind. Diese Wildschweine sind immer mager, und wählen zu ihrem Lager die wildesten, steilsten Orte; ihr Fleisch ist faserig und von unangenehmem Geschmacke.

Der erste Eber, den unsere Hunde trafen, war alt, und sie hatten große Mühe, ihn aufzujagen. Die Malgaschen stellten sich um das Dickicht her, in welchem er sich, wie in einer Veste, gegen die muthigsten Hunde vertheidigte; endlich kam er hervor, jeder warf seine Sagaie nach ihm, da er aber etwas weit entfernt war, erhielt er nur leichte Wunden. Sechs Jäger verfolgten ihn mit den Hunden, welche von Zeit zu Zeit mit dem Rufe: he! huh! aufgemuntert wurden, wir andern folgten minder schnell. Nach zweistündiger Jagd näherte sich der Eber wieder dem Orte, wo er aufgestöbert worden war, und bald verkündigten uns die veränderten Stimmen der Jäger und der Hunde, daß man im Kampfe mit ihm sey. Wir eilten hin, um zu helfen, da ich aber noch nicht gewöhnt war, auf den schwierigen Pfaden zu gehen, und die Aeste und Dornen mich jeden Augenblick aufhielten, kam ich zu spät an, um ihm auch noch einen Stoß mit der Sagaie beizubringen.

Die Hunde umgaben keuchend und mit ausgehängter Zunge das gefällte Thier, und stritten sich, während sie auf das Jägerrecht warteten, um das reichlich aus den Wunden fließende Blut. Die Malgaschen errichteten einen Holzhaufen, und bereiteten den Eber zu, wie früher den Babakut. Dann hängten sie ihn an einem Baumast auf, öffneten und zerstückten ihn, nachdem sie zuvor sorgfältig mit seinem Blut allen Hunden den Kopf und die Pfoten eingerieben, und jedem einige Tropfen davon in einem Löffel aus Ravinalablättern zu trinken gegeben hatten; dieß, behaupteten sie, sey eine nöthige Vorsicht, um denjenigen Hunden, die noch nicht an die Jagd gewöhnt seyen, den Geschmack daran beizubringen, und ihn bei den andern zu erhöhen. Man vertheilte an die Hunde die Hälfte des Ebers, die sie augenblicklich verschlangen; nur der meinige, ein großer Spürhund von noch nicht 3 Jahren, nahm keinen Theil daran, obwohl er, wie die Malgaschen sagten, den Eber mit der größten Hitze verfolgt hatte. Die Leber und das Herz gaben mir ein vortreffliches Frühstück.

Wir ruhten einige Zeit aus, um die unerträglich gewordene Hitze vorüber gehen zu lassen, und machten uns dann wieder auf die Jagd, aber umsonst: unsere Hunde hatten den Magen voll und wollten nicht mehr spüren; indeß jagten sie

die Flüchtigen erreichen könnten, welche schon 24 Stunden vor uns voraus hätten, bis er sich dazu entschloß, uns Führer zu geben, welche uns durch das Gebirge auf dem geradesten Wege führen sollten, so daß wir dem Amir drei Tagereisen von Meidan den Weg abschneiden könnten.

Wir marschirten in der Nacht 32 Meilen (englisch), über verschiedene Gebirgsketten und durch viele Wasser, bis wir um 7 Uhr Morgens das kleine Dorf Goda, in einem schmalen, aber fruchtbaren Thal, erreichten. Wir hatten mehreremale gehalten, um die Afghanen zu erwarten, aber hatten bei unserer Ankunft nicht mehr als hundert mit uns, die übrigen kamen einzeln den Tag über an, und die Beute, die sie mitbrachten, zeigte den Grund des Aufenthalts hinreichend an.

Den 4 August. Wir ritten gegen Abend weiter, obgleich Hadschi Khan es sehr ungern that. Der Weg war sehr schlecht durch das trockene Bett von Gebirgsströmen und über steile Berge; nachdem wir 20 Meilen gemacht hatten, hielten wir bis 2 Uhr, wo der Mond aufging, und ritten dann wieder bis 7 Uhr Morgens am 5, überstiegen die Gebirgskette von Pugman durch einen hohen und steilen Paß, und lagerten uns am Ende bei einem kleinen Dorf Kaderi Sand, das uns aber keinen Proviant liefern konnte, als gedörrtes Getreide. Wir hatten kaum fünfzig Afghanen mit uns, der Rest kam den Tag über an. Wir erfuhren hier, daß Dost Mohammed in dem Dorf Jurt, einen Marsch vor uns, liege, worauf Hadschi Khan verlangte, daß wir um Verstärkung schicken sollten, weil der Amir 2000 Mann bei sich habe, und zu stark sey, als daß wir ihn angreifen könnten. Ich bestand aber darauf, weiter zu reiten, und befahl, die Afghanen um 4 Uhr zu mustern, aber es war Sonnenuntergang, bevor sie zusammengebracht werden konnten; sie beliefen sich im Ganzen auf 750 Mann, woron aber nur 500 Cavalleriepferde hatten. Diese letztern brachte ich mit vieler Schwierigkeit und nach großem Streit dazu, daß sie sich in Bewegung setzten, mit der Aussicht, daß wir die Flüchtigen Morgens in Hurjar, ihrem nächsten Haltort nach Jurt, treffen würden. Aber sey es Absicht oder Zufall, wir hatten nicht vier Meilen zurückgelegt, als die Nachricht kam, daß die Führer, welche von des Khan Leuten bewacht wurden, entlaufen seyen. Es war vollkommen finster, und wir fanden uns in der Mitte endloser Schluchten, wo auch keine Spur nur eines Fußpfades existirte, wir hatten somit keine Wahl, und mußten bis Tagesanbruch warten, und erreichten Jurt erst um 7 Uhr Morgens.

Den 6 August. Damals waren nur wenige Afghanen mit uns, und nichts konnte Hadschi Khan bewegen, die 16 Meilen bis Hurjar vollends zu machen, obgleich wir positiv erfuhren, daß Dost Mohammed dort sey. Am Ende versprach er feierlich, daß er Abends sich beeilen werde, und wir hatten bei unserem Aerger wenigstens den Trost, zu hoffen, daß wir den Amir in der Nacht erreichen würden.

Dieser Verabredung gemäß saßen wir um 4 Uhr Abends auf, und ritten an das Zelt des Khan, um zu erfahren, warum die Afghanen nicht bereit seyen. Er fing nun eine lange Geschichte an, setzte auseinander, wie viel seine Leute schon ertragen hätten, und daß sie bei dem Mangel an Lebensmitteln nicht im Stande seyen, sich mit Dost Mohammed zu messen, bis sie Verstärkung erhalten hätten. Wir stritten uns auf diese Art bis Sonnenuntergang, und am Ende versprach er nächsten Morgen einen forcirten Marsch von zwei Tagereisen zu machen, während er schwor, daß weder er noch seine Afghanen diesen Abend aufsitzen würden. Ich hatte keine Erlaubniß, ohne die Afghanen zu handeln, oder überhaupt etwas Anderes zu thun, als ihnen zu helfen. Dost Mohammeds Escorte war auch unstreitig zu stark für unser eigenes kleines Detaschement von 100 Pferden, und so mußte ich mich wieder mit des Khans Antwort zufrieden geben, und unsern Marsch aufs neue verschieben, so ungern ich es that.

Nach allen unsern Nachrichten sind die Flüchtlinge von wenigstens 2000 Mann begleitet, von denen 500 Mann gute Cavallerie sind, während der Rest Luntenflinten führt, aber ihr Marsch ist durch die Krankheit eines der jungen Prinzen erschwert, welcher auf einer Tragbahre reisen muß, daher haben wir alle Aussicht, ihn einzuholen; ich habe daher Hadschi Khan erklärt, daß, wenn er morgen früh nicht vorrücke, ich mit meinen Leuten den Amir allein verfolgen würde, und von ihm die Hülfe, die er so ungern zu geben scheine, nicht verlangen werde. Bald nach Einbruch der Nacht kam der Khan in mein Zelt, und versuchte mich zu überreden, daß es Tollkühnheit sey, Dost Mohammed einholen zu wollen, da er so viel stärker sey als wir, und gab mir zu verstehen, daß viele seiner Afghanen Verräther seyen, auf welche man sich in der Stunde der Gefahr nicht verlassen könne, während die Leute des Amirs in Verzweiflung seyen, und ihr Leben in Vertheidigung ihrer Familien, von denen sie begleitet sind, theuer verkaufen würden. Ich antwortete, er könne thun, was er wolle, aber was mich angehe, so würde ich, wenn wir den Amir erreichten, ihn angreifen, ob der Khan uns helfe oder zurückbleibe; das Warten auf Verstärkungen sey, wie er wohl wisse, so gut, als ob man dem Amir einen Paß durch das Land gäbe, da nicht wahrscheinlich sey, daß er abwarten werde, bis wir verstärkt würden. Der Khan verzweifelte am Ende daran, unsern Entschluß zu erschüttern, verließ mein Zelt, und setzte sich in kleiner Entfernung davon nieder, wo er in der Dunkelheit ein Gespräch in leiser Stimme mit einigen seiner Officiere mehr als eine Stunde lang führte. Diese machten ihm Vorwürfe, daß er den Franken helfe, den Amir anzufallen, und fragten ihn, was ihm denn der Amir zu Leid gethan habe? Wir erfuhren das Resultat der Unterhandlungen nicht, hörten aber den Hadschi Khan zugeben, daß alles wahr sey, was sie sagen. Es regnete und hagelte in der Nacht sehr heftig, und unsere Leute hatten seit zwei Tagen nichts als nureifes, gedörrtes Korn zu essen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Neuseeland ist jetzt mit allen dazu gehörigen Inseln als englisches, der Autorität der Königin Victoria unterworfenes Land erklärt. Die von dem Agenten der englischen Regierung, Capitän William Hobson, unter dem 21 Mai d. J. erlassene Proclamation erklärt, daß kraft einer am 5 Februar mit allen Stammhäuptlingen abgeschlossenen Uebereinkunft alle Rechte und Gewalt über die nördliche Insel unbedingt an die Krone England abgetreten worden seyen. Eine zweite Proclamation von demselben Datum dehnt das Souveränetätsrecht Englands kraft eines Befehls des Staatssecretärs der Colonien auch auf die südliche und die Stewarts-Insel aus. (Engl. Bl.)

Wissenschaftlicher Congreß in Italien. Am 25 Sept. ward die zweite Versammlung italienischer Naturforscher zu Turin im großen Saale des majestätischen Universitätspalastes unter Vorsitz des Grafen Alexander von Saluzzo, Präsidenten der Akademie der Wissenschaften zu Turin, eröffnet. (Fr. Bl.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 283.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 October 1840.

Skizzen aus London.

(Von Dr. Gambihler.)

Das neue London mit Hinblick auf Paris.

Die Stadt London ist schon vor einem Jahrhundert eine Riesin gewesen, ja schon als Riesin ist sie im Jahre 1666 in Asche gelegt worden. Der damalige Brand, welcher wohl zu den größten Städtebränden gehört seit der Existenz des Menschengeschlechtes, verzehrte nicht weniger als eine Welt von dreizehntausend Häusern, worunter mehr als neunzig Kirchen begriffen waren. Mochten die Häuser noch so klein seyn, die ungeheure Anzahl mußte dennoch eine bedeutende Stadt machen. Die Ruinen verschwanden bald; der Phönix stieg aus der Asche, bildete aber nur den Kern zu der heutigen City, Westminster, dieser unendlich neuern Welt, der Gesammtstadt London, gar nicht zu gedenken. Die gute City von London mochte geraume Zeit noch fast eine Stunde von der Westminsterabtey entfernt seyn. Beide Theile rückten sich näher; Gärten, Wiesen, Gehäge, Aecker schwanden und wurden zu Stadtstraßen, und es gehört viel Phantasie dazu, wenn man Bowstreet, Waterlooplace, Strand, Sohosquare ꝛc. durchgeht, sich die ehemaligen Bereiche vorzustellen, im Coventgardentheater sich einen Klostergarten zu denken! Indeß gehörten ehemals zu solchen Wechseln denn doch die Zeiten ganzer Generationen (rising generations), während heutzutage in der Zeit des Sturmschrittes der Civilisation gegen veraltetes Wesen in vielen Dingen (leider nicht in allen) die Stadt London sich außerordentlich rasch erweiterte. London von 1830 und 1840! Ich sah es seit 1836 nicht mehr; 1840 fand ich mich in manchen Quartieren nicht mehr zurecht; wo damals ein Ende war, liegt jetzt ein unabsehbarer neuer Anfang, welcher durch Zauberei auf den Continent versetzt, eine große Stadt bilden würde. Mochte Archenholz vor dem Ende des vorigen Jahrhunderts ausrufen, was soll aus diesem Ungethüm werden! so kann der jetzige Beschauer der Hauptstadt der Handelswelt nur gutmüthig zugestehen, daß es thöricht sey, der Möglichkeit Gränzen setzen zu wollen. Der Ausruf: „Wo soll das noch hinaus!“ gehört zu dem philisterösesten; die Antwort ist kurz: „so weit es geht!“ — und in der That, das freie Land um London ist noch groß genug, um in einigen Jahren immer wieder so viel Stadtzuwachs zu geben, als einzeln genommen bei uns recht wackere Haupt- und Residenzstädte bilden würde. Als München anfing, an seinem alten und veralteten Kern ganz neue Stadtregionen zu schaffen, schlugen die Philister (Leute, welche den Fortschritt entweder nicht wollen, oder doch wenigstens nicht begreifen), die Hände über dem Kopf zusammen und erhuben ein Zetergeschrei über ungewöhnliche Vergrößerung ꝛc. Und nun die Vergrößerung Londons in kürzester Zeit, worüber der Engländer sich gar nicht wundert, was er ansieht als eine Sache, die sich von selbst versteht. Der reiche Kaufmann der City kann unmöglich auch in der City wohnen, eben so wenig der Advocat in seinem Bureau; der Adel endlich, der unendliche Adel will von Jahr zu Jahr sich fashionabler zeigen, das Bereich der alten prächtigen Squares gefällt ihm nicht mehr, er schafft eine neue Welt; — so muß es denn kommen, daß von Jahr zu Jahr, ja von Monat zu Monat (das Bauen geht unglaublich schnell) sich neue Straßen und Squares in den Umgebungen so an die alten Theile anschließen, daß nicht die geringste Unterbrechung statt findet.

Diese neuen Erweiterungen werden immerhin im einmal bestehenden Style fortgesetzt, allein mit außerordentlichem Comfort, mit unbeschreiblicher Reinlichkeit, Nettigkeit und unbegränzter Freiheit in Breite der Straßen; die Gebäude selbst werden etwas höher gelegt, wo möglich mit einem kleinen Gartenplatze vor dem Hause, an dessen Gitter sich dann das merkwürdig breite Trottoir anschließt. Zwischen beiden Häuser- und Trottoirreihen, welche die Straße bilden, zieht sich dann die in schönem Verhältniß angelegte breite Fahrstraße hin, auf der bekanntlich ein Fußgänger nie zu gehen hat, wenn er sie nicht überschreiten will, um zur andern Häuserreihe zu gelangen. (Das fahrende Publicum hat die Straßen, das gehende Publicum die Trottoire, welche mit außerordentlich wenigen Ausnahmen nirgends durch die zur Stadt umgeformte Landschaft fehlen.) Solche Straßen, namentlich mit kleinen Gartenanlagen vor den Thüren (keine viel breiter, nie eine länger als die andere, da das Gitterwerk eine schnurgerade Linie mit

dem Trottoir bildet), heißen dann gewöhnlich „Terraces," deren schönste etwa die fraglichen neuen Stadttheile bilden, z. B. zwischen Chelsea und dem eigentlichen ältern London, am Ende der alten Oxfordstreet, gegen Paddington zu; ferner an vielen Punkten an der Nordseite der Stadt, so an vielen Punkten der Südseite, weniger gegen Ost. Die Heiterkeit, ich möchte sagen, das Lichtvolle dieser neuen Theile, ist bis zum höchsten Grade getrieben, und thut dem Auge außerordentlich wohl. Man nimmt zum Bau einen mehr gelblichen Backstein gegen den zu grauen, braunen oder fast schwarzen. Dadurch wird bei der Gewohnheit, die oberen Stockwerke unverworfen zu lassen, vorzüglich jene Heiterkeit bewirkt. Bemerkt muß aber werden, daß in neuester Zeit alle Häuser, die einigermaßen nobel, grandios, und nicht bloß niedlich, comfortabel und heiter seyn sollen, verworfen, und mit heller, entweder schneeweißer oder gelblicher Oelfarbe angestrichen werden. Eine ganze Straße solcher Häuser gibt dann ein unbeschreiblich prächtiges Ansehen, welches bei der eigenthümlichen Bauart, die auf dem Continent ganz fremd ist, durchaus gesehen werden muß, um eine richtige Vorstellung zu geben.

Das non plus ultra von Baulichkeiten letzter Art, welche in ihrem Ganzen zwar keinen absoluten Gegensatz mit dem alten London bilden, allein dennoch fast dieses vergessen machen, ist das neue grandiose, mit unsäglichem Luxus, in massenhafter Geräumigkeit erbaute Belgravesquare im äußersten Südwestende der Stadt hinter den Gärten des Buckingham Palastes (der Residenz der Königin), nicht weit von dem Ende von Piccadilly (Knightsbridge) und Hydepark. Dieses Juwel von Square, gegen welches die berühmtesten Squares der ältern nobeln Stadttheile ganz in Schatten treten müssen, liegt fast versteckt, und mancher Fremde verläßt London nach einem längern oder kürzern Aufenthalt, ohne es gesehen zu haben. Man muß dieß Square suchen, wenn man es nicht zufällig findet. In beiden Fällen ist das Erstaunen gleich groß. Man braucht um es zu finden, nichts weiter als wenn man Knightsbridge, die Fortsetzung von Piccadilly, Hammersmith zu, hinter sich hat, links in die zweite Seitenstraße einzulenken. Diese heißt selbst Wilton-Place; der erste Blick fällt auf den sehr schönen Wilton-Circus, es entwickelt sich neue Pracht, doch noch im gewöhnlichen Style; man umgehe den Circus, an beiden Seiten führen ungeheuer breite Straßen mit herrlicher Ansicht von ein Paar Querstraßen in vorbereitendem Style in das eigentliche Square, dem man die Neuheit ansieht, indem an manchen Stellen im Bau begriffene Häuser sich präsentiren, was natürlich nur noch kurze Zeit der Fall seyn wird. Alles im Square zeigt sich massenhaft, die Dimensionen aller Art sind riesig, sey es in der Straße, im mittenliegenden Garten, oder an den Gebäuden. Der Styl ist im Ganzen englisch, allein viel freier und freundlicher, als in den ältern Squares. Es fehlte wenig, so wäre der englisch eigenthümliche Baustyl gänzlich verlassen worden, so anti-national wollte man aber nicht seyn. Welche Pracht hätte man um dieselben Summen mit italienischem Styl entwickeln können; allein eine solche Verpflanzung Italiens nach England leidet der Britte nicht. Wenn er italienische Häuser sehen will, so hat er Geld genug, um zu diesem Zwecke nach Rom oder Palermo zu gehen; in England soll kein Italien seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Das Zollwesen und die eigenthümliche Stellung der baskisch-navarresischen Provinzen.

(Schluß.)

Es ist daher zu wünschen, die baskischen Provinzen möchten in diesem Punkte der Billigkeit Gehör schenken. Geben sie ein altes Recht und einen alten, unrechtmäßigen Vortheil auf, so erhalten sie dagegen neue Rechte, neue Märkte und rechtmäßige Vortheile zum Ersatz. Sagt man aber, sie würden dadurch an der Selbstständigkeit ihrer Administration einbüßen, so müssen wir an den deutschen Zollverein erinnern, der doch aus selbstständigen, souveränen Staaten zusammengesetzt ist und unbeschadet der Unabhängigkeit derselben besteht. Warum sollte denn die Freiheit der Basken und Navarra's zu Grunde gehen durch eine Zollverbindung mit dem übrigen Spanien? Hat denn die Zeit, welche große Handelsvereine zum Aufschwunge der Gewerbe und der Macht der Nationen unumgänglich — namentlich in einem Lande wie Spanien — erfordert, nicht auch ihre Rechte, ihre Bedürfnisse, welche Anerkennung verdienen? Und es gilt doch im Grunde hier nur das Aufgeben eines oft bestrittenen Rechtes, das lediglich dem inländischen Schmuggel und dem Auslande — Frankreich und England — nützt, dem gemeinsamen Vaterlande aber schadet.

Aehnliches gilt von der Besteuerung, doch in niederem Grade. Die baskischen Provinzen wählen, nach der in Kraft bestehenden allgemeinen Verfassung des Reichs, ihre Deputirten zu den allgemeinen Cortes (Biscaya 2, Alava 1, Guipuzcoa 2, Navarra 3), berathen und bestimmen also mit über die allgemeinen Gesetze und Auflagen des Landes, ohne sich selbst letztern zu unterziehen. Die Unbilligkeit in diesem Verhältnisse leuchtet ein, indem es die Provinzen bloß auf die herrschende Seite stellt. Viele Landesausgaben geschehen im Interesse sämmtlicher Provinzen; so für die Repräsentation des Königthums und des Staats, im Inlande wie bei den befreundeten Mächten, für die Civilliste und das Gesandtschaftswesen, für die Anstalten zur Landesvertheidigung, für die Marine, den Handel und für andere Nationalinteressen; es ist mindestens billig, daß auch alle Provinzen das Ihrige dazu in gleichem Verhältnisse beisteuern. Oder vertritt der König durch seine Minister und Gesandten nicht auch Navarra und Biscaya im In- und Auslande; beschützt nicht auch sie das Kriegsheer? Oder würden diese Provinzen, wenn sie immer vereinzelt dagestanden hätten, sich wohl Jahrhunderte lang der friedlichen, ungestörten Existenz erfreut haben, der sie den Aufschwung ihrer Gewerbthätigkeit und ihres Wohlstandes verdanken? Oder blieben sie nicht mit Hülfe und durch die Tapferkeit ihrer Landsleute zuerst von den Mauren, dann immer vor den Ein-

griffen ihrer Nachbarn verschont und in ihrer Freiheit unangetastet? Doch Navarresen und Biscayer fühlen sich ja auch als Spanier, und sind stolz auf diesen Namen!

Im Fall sich die Provinzen dem spanischen Zollwesen anschließen, und ihnen damit der freie Handel nach dem übrigen Spanien und dessen Besitzungen eröffnet wird, so liegt darin eine neue Aufforderung zur Herstellung eines gleichmäßigern Besteurungswesens. Denn es ist nur billig, daß alle Landestheile desselben Staats, unter welchen die freie Concurrenz eröffnet ist, sich derselben auch mit gleichem Vortheil, unter gleicher Gunst und Lage bedienen können. Oesterreich fühlt sich in seinen Fortschritten dadurch nicht wenig behindert, daß Ungarn sich noch einer Besteuerungsart widersetzt, welche nicht nur zweckmäßiger als die jetzt geltende, sondern auch mit der in den übrigen kaiserlichen Landern bestehenden mehr übereinstimmend seyn würde; Ungarn besteuert nicht im mindesten den Grundbesitz, und um die außerungarischen Grundbesitzer vor der deßhalb im Vortheil stehenden ungarischen Concurrenz zu beschützen, sieht Oesterreich sich zu der Douanenlinie an der innern Gränze Ungarns gezwungen. Wie viel ungefüger und für des Reiches Aufschwung hemmender würde sich dieses Verhältniß noch gestalten, wenn Ungarn, wie Biscaya, eine überwiegende Industrie besäße, an seinen äußern Gränzen gar keine Zollinie zulassen wollte, und hier durch seine Lage in leichtester Verbindung mit den industriösesten Völkern und mit allen Meeren stände!

Das alte Verhältniß zwischen den baskisch-navarresischen und den übrigen spanischen Provinzen bietet demnach große Uebelstände und Hemmnisse dar; auch hat es abzuändern und zu verbessern seine unverkennbaren Schwierigkeiten. Daß dieses friedlich, durch Uebereinkunft und mit Mäßigung auf beiden Seiten, wenn auch nur allmählich geschehe, steht zu wünschen; denn ein langer Krieg hat noch wenig entschieden. Doch scheint der günstige Augenblick dazu gekommen zu seyn, und wird derselbe nicht verabsäumt, so werden sich die guten Früchte des neuen Verhältnisses bald für die baskischen Provinzen wie für ganz Spanien entwickeln. Jene, dann weniger abgeschlossen und vereinzelt, weniger auf die zwar für den Einzelnen gewinnreichen, aber für das Land im Ganzen unfruchtbaren Geschäfte hingewendet als bisher, werden in dem überaus erweiterten Markt einen neuen, wichtigen Hebel für den Schwung ihrer Industrie gewinnen; sie werden belebend auf die übrigen Provinzen einwirken, ihre industriellen Sitten, ihren Geist über sie ausbreiten; sie werden mehr als früher geben und empfangen, den Kreis ihrer Thätigkeit ausdehnen, und eben so eifrige Vertheidiger der großen Nationalinteressen werden, als sie früher ausschließlich hartnäckige Verfechter ihrer Provincialinteressen waren. Spanien aber wird auf dem mercantilen Gebiete gleichsam eine wichtige Eroberung (dazu gehören schon industrielle Kräfte, um wie viel mehr gewerbthätige Provinzen) gemacht, neue Triebfedern, einen neuen Impuls für seinen innern Aufschwung gewonnen haben; es wird sich in seinem Nationalzollwesen, in seiner Handelspolitik im eigenen Lande nicht mehr gehemmt sehen, und sich aller der Mittel frei und nachdrücklichst bedienen können, welche es zur Entwickelung seiner reichen Hülfsquellen, wie überhaupt zur Förderung seiner Nationalinteressen anzuwenden für zweckmäßig erachtet.

Tod durch Spinnen.

Leguevel de la Combe erzählt in seiner Reise durch Madagascar einen Fall, wo ein junger Sklave durch eine große schwarze Spinne gestochen wurde und an den Folgen des Stiches starb. Diese Spinne ist so groß als die kleinen Krabben, die man in Indien unter dem Namen Turlurn kennt; sie ist haarig und hat auf dem Rücken drei oder vier gelbe Flecken; man findet sie nur in den unbesuchtesten Wäldern und sie haust in kleinen Löchern in der Erde. Der junge Mensch zeigte nach dem Stich eine nervöse Aufregung, welche durch die Furcht noch gesteigert war. Man ließ den Ampaanzar (Arzt) kommen, der ein Dampfbad verordnete, worin ein Decoct von verschiedenen Pflanzen war. Der Kranke zitterte immer stärker, so daß zwei Personen ihn kaum halten konnten; seine Zunge war trocken, die Augen entzündet. Nach dem Bade streckte man ihn auf eine Matte aus, und ließ Frauen kommen, um ihm die Glieder zu kneten, was in manchen Krankheiten sehr gute Wirkung thut, aber er verfiel bald in einen Schlummer, dem Ohnmachten folgten: die Haut war trotz der hohen Temperatur des Bades trocken geblieben, die Extremitäten wurden kalt und die convulsivischen Bewegungen kündigten ein nahes Ende an, das auch bald eintrat. Der Todte war nicht entstellt, nur an dem Stich war eine kleine, von einem violetten Kreis umgebene Geschwulst. Nach der Behauptung der Malgeschen ist der Stich fast immer tödtlich.

Der Krieg in Afghanistan.

1. Die Flucht von Dost Mohammed.

(Fortsetzung.)

Den 7 August. Wir marschirten mit Tagesanbruch, und fanden in Hurzar Spuren von des Amirs Lager von gestern. Sobald Hadschi Khan sie bemerkte, hielt er, unter dem Vorwande, seine Leute ausruhen zu lassen, und wollte, daß wir seinem Beispiel folgen, aber ich bestand darauf, sogleich mit meinem Detaschement weiter zu reiten. Eine Meile weiter fanden wir Deserteurs von dem Lager des Amir, welche uns sagten, daß sie ihn diesen Morgen in der Frühe in Kallu verlassen hätten, und daß man damals keine Anstalten zum Aufbrechen gemacht habe. Ich ritt sogleich zu Hadschi Khan zurück, ihm die Nachricht zu geben, und ermahnte ihn sogleich, mit seinen Afghanen aufzusitzen, aber er erklärte aufs neue laut, daß der Plan wahnsinnig sey, daß wir nothwendig geschlagen werden und Schande auf das Haupt des Schah bringen würden, daß wir durch unsere Uebereilung den Amir in Verzweiflung brächten, während er alles so eingeleitet, daß der Amir den Weg jenseits Bamian geschlossen finden werde und er uns nicht entgehen könne; er müsse, wenn wir nur vorsichtig seyen, nothwendig in unsere Hände fallen. Seine Afghanen seyen hungrig und müde, daher sey von unmittelbarem Marschiren keine Rede. Da ich fand, daß ich ihn nicht überreden konnte, stand ich auf, um mein Pferd zu besteigen, als der Hadschi mir folgte, mich am Arm nahm und mich laut beschwor, nicht vorzurücken, wobei er mir drohte, daß er mich

eher mit Gewalt zurückhalten werde, als daß er mir erlauben würde, mich einem unvermeidlichen Tod auszusetzen. Ich riß mich von ihm mit der Versicherung los, daß ich, ob er komme oder nicht, entschlossen sey, nach Kallu zu reiten, und Dost Mohammed, wenn ich ihn dort fände, anzugreifen; sollte ich dabei geschlagen werden, so falle die Schande auf ihn, den Khan, und er müsse für die Folgen haften.

Wir erreichten Kallu um 5 Uhr Nachmittags, aber nur um zu finden, daß Dost Mohammed es so viele Stunden zuvor verlassen hatte, daß er nun den Paß von Kallu, den höchsten im Hindukusch, überstiegen haben mußte. Unsere Leute und Pferde waren müde, die Nacht kam heran und wir sahen keine Spur von unsern Afghanen, welche sämmtlich mit Hadschi Khan in Hurzar zurückgeblieben waren, so daß es vollkommen unmöglich war, Dost Mohammed heute noch zu erreichen. Wir waren schon neun Stunden im Sattel, hatten den Paß von Hadschi Guk, 12,000 Fuß über dem Meere, passirt, wo wir den Schnee 1500 Fuß tief unter uns hatten liegen sahen. Dennoch war unser Weg heute, verglichen mit den Fußpfaden, welche wir bisher genommen hatten, gut gewesen. Abends war ich so glücklich, eine Ration von Mehl für meine Leute zu erhalten. Wir campirten diese Nacht am Fuße des Kuhi Baba (des Vaters der Berge), dessen Gipfel der höchste des Hindukusch, 20,000 Fuß über der Meeresfläche, und mit ewigem Schnee bedeckt ist.

Den 8 August stießen Morgens die Capitäne Taylor und Trevor mit etwa 50 Reitern und 500 Afghanen zu uns, und ihre Ankunft scheint Hadschi Khan ermuthigt zu haben, ebenfalls anzukommen, obgleich er sich gestern nicht geschämt hatte, uns im Fall eines Gefechts mit Dost Mohammed oder eines nächtlichen Ueberfalls, den, wie er uns ankündigte, der Amir im Sinn habe zu unternehmen, im Stich zu lassen. Da wir aber wohl wußten, daß die einzige Absicht des Flüchtlings war, uns zu entgehen, so waren wir überzeugt, daß er uns nicht angreifen werde. Hadschi Khan predigte uns aufs neue über die Nothwendigkeit, zu warten, bis neue Verstärkungen ankämen, und erklärte, daß Dost Mohammed sich jedenfalls in Bamian vertheidigen werde, denn er könne aus diesem Ort nicht mehr entfliehen, weil er (der Hadschi) seine Maaßregeln genommen habe, die Hazarehs und andere Stämme aufzuwiegeln, und so Dost Mohammed alle Wege abzuschneiden. Ich erwiederte aufs neue, daß wir Dost Mohammed nur dadurch zwingen könnten sich in Bamian zu vertheidigen, wenn wir ihn zeitlich dort überraschten, während unsere Zögerung seine Flucht sichere, da die Vorkehrungen des Hadschi mir nur wenig Vertrauen einflößten.

Er wiederholte seine alten Protestationen, und versicherte uns, daß wir nothwendig unterliegen müßten und Schmach auf den König bringen würden, aber ich sagte ihm, daß wir unsern Ruf durch den Versuch, Dost Mohammed anzuhalten, nicht gefährden könnten, sondern daß die Schande im schlimmsten Fall auf diejenigen fallen würde, welche zurückblieben, und daß wir, was er auch thun möge, das Aeußerste versuchen werden, die uns anbefohlene Pflicht zu erfüllen. Als ich mein Pferd besteigen wollte, hielt mich der Khan wieder zurück, und begann, da seine Vorstellungen umsonst waren, mir zu drohen, daß er mich mit Gewalt zurückhalten werde, und er verbot auch wirklich, uns Führer zu geben. Ich riß mich los, stieg mit meinen Leuten auf und ritt weg, hatte auch bald das unerwartete Vergnügen den Khan nachkommen zu sehen; ich glaube wirklich, daß er sich schämte.

Im Laufe des Tages überstiegen wir den Paß von Schuteri Gardan (den Hals des Kamels), dessen Höhe Burnes nicht angibt, da er ihn durch Schnee im Monat Mai ungangbar fand, und daher einen Umweg machen mußte. Wir schätzten die Höhe derselben auf wenigstens 3000 Fuß mehr als die des Passes von Hadschi Guk, welchen wir gestern passirt hatten; er ist so steil, daß wir den ganzen Weg hinauf unsere Pferde führen mußten. Der Weg auf der andern Seite herab geht tiefer hinab, ist aber weniger steil. Wir erreichten nach eingebrochener Nacht ein verlassenes Dorf am Paß, und hielten an dem Ufer eines Baches, der sich in den Oxus ergießt, weniger um unsere ermüdeten Pferde ausruhen zu lassen, als um den Afghanen Zeit zu geben zu uns zu stoßen. Als Hadschi Khan hörte, daß ich um 2 Uhr Nachts gegen Bamian aufbrechen würde, beschwor er mich, es nicht vor Tagesanbruch zu thun, da nur wenige seiner Afghanen angekommen seyen, und Dost Mohammed jenseits dieser Stadt die Wege abgeschnitten finden werde. Da alle seine Bitten zu nichts führten, so sagte er mir mit dürren Worten, daß er so von Verräthern unter seinen eigenen Leuten umgeben sey, daß er nicht daran denken könne, mit ihnen Nachtmärsche zu machen. Tags könne er sie führen, aber wenn wir Dost Mohammed träfen, so würde nicht Ein Afghane gegen ihn fechten, noch wolle er dafür stehen, daß sie sich nicht gegen uns selbst kehrten. Ich ritt nun zu meinem Lager zurück, wohin er mich von einer Escorte begleiten ließ, weil mein Leben selbst auf diese kurze Distanz hin in Gefahr sey.

Die Weigerung des Khan und die gänzliche Ermattung unserer Pferde zwangen uns, bis Tagesanbruch zu warten. Doch schickte ich zwei Officiere voraus, mit dem Befehl, vor Bamian im Galopp zurückzureiten, sobald sie Spuren bemerken, daß Dost Mohammed aufbreche, damit wir in diesem Fall uns eilen könnten. In der Zwischenzeit hielten wir Kriegsrath, und beschlossen, daß, im Fall wir den Amir morgen erreichen würden, und er sich, wie zu erwarten, zur Wehre setzen würde, wie dreizehn englische Officiere in dem Centrum unseres kleinen Corps angreifen und jeder von uns alle seine Kraft gegen Dost Mohammed persönlich wenden solle, wodurch dessen Zersprengung fast unfehlbar würde. Da es unvermeidlich scheint, daß die Afghanen beider Seiten sich gegen uns wenden werden, wenn wir nicht unmittelbar den Sieg davon tragen, so scheint dieser Plan der einzige zu seyn, der denen von uns, welche den ersten Angriff überleben würden, eine Aussicht gebe gerettet zu werden, und ohnehin schien uns der Tod des Amir ein Object von großer Wichtigkeit, im Fall wir seine Flucht nicht auf andere Weise hindern könnten. Wir waren, wie gewöhnlich, alle in einem kleinen Zelt zusammengedrängt, mit wenig zu essen, gar nichts zu trinken, und keinem andern Bett, als unsern Schaffellmänteln, aber doch waren wir immer heiter, und nie mehr als diese Nacht, an deren Ende wir einen so ruhmvollen Kampf voraussahen. Unter solchen Umständen verschwindet gewöhnlich bei Soldaten alle Aussicht auf Gefahr, unter der Hoffnung, daß er im Fall seines Todes im Andenken seiner Freunde ehrenvoll fortleben werde.

(Schluß folgt.)

Neues Seetelegraphensystem. Ein Hr. Watton von Hull ist der Erfinder dieses Systems, vermittelst dessen man mit Schiffen mehrere Stunden vor ihrer Ankunft im Hafen correspondiren kann. Es haben sich bereits mehrere Gesellschaften gebildet, um dieß (noch nicht näher angegebene) System in Ausführung zu bringen. (Engl. Bl.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 284.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 October 1840.

Versammlung des französischen „wissenschaftlichen Congresses" in Besançon (vom 1 bis 10 Sept.)

Es ist jetzt die Zeit der wissenschaftlichen Congresse, und somit hält auch Frankreich den seinigen — es ist dießmal der achte — zu Besançon. Man hat von dem nordischen, in Kopenhagen dieß Jahr abgehaltenen, die streng gelehrten Kreise hoffentlich ausgenommen, nichts gehört, als die Titel der vorgelesenen Memoiren, die von den nordischen Zeitungen trocken genug aufgezählt wurden, und von dem französischen zu Besançon hört man, wie es scheint, nicht viel mehr, denn die Pariser Journale, mit Ausnahme des Echo du Monde Savant (s. Nr. v. 12, 23 u. 26 Sept.), aus welchem die nachstehenden Notizen entnommen sind, ignoriren den Congreß fast völlig, aus dem sehr begreiflichen Grunde, weil derselbe nicht in Paris abgehalten wird, und somit auch ihrer Ansicht nach nichts Ausgezeichnetes liefern kann. Zwar fand sich ein Hr. Jullien aus Paris ein, dem auch die Ehre widerfuhr, zum Vicepräsidenten gewählt zu werden, der aber allem Anschein nach eine ziemlich insipide Rolle spielte, wie man unter anderm auch daraus abnehmen kann, daß er mehrmals die Gesellschaft mit Vorlesung selbstgemachter Verse unterhielt. Im Ganzen genommen scheint der Congreß freilich schwach, und da derselbe sichtlich in einem der Centralisation alles Geistes und Wissens in Paris abholden Geiste constituirt ist, so kommen auch die bedeutendern Gelehrten Frankreichs, die eben doch in Paris vereinigt sind, nicht dahin. Auch will der Congrès scientifique" gar viel erreichen, und erreicht eben darum gar wenig. Er will alles umfassen, und theilt sich in 6 Sectionen, für 1) Naturwissenschaften; 2) Ackerbau, Industrie und Handel; 3) medicinische Wissenschaften; 4) Geschichte und Archaeologie; 5) Literatur, Philosophie und schöne Künste, und 6) Physik und Mathematik. Bei dieser pompdasten Einrichtung und Ankündigung finden sich dann freilich, wenn man die Verhandlungen durchgeht, die Erwartungen sehr getäuscht; nimmt man aber die Sache für das, was sie war, nämlich eine Zusammenkunft gebildeter und unterrichteter Männer aus der Franche-comté und den benachbarten Landstrichen, namentlich auch aus der französischen Schweiz, so muß man zugestehen, daß manches Interessante vorkam und besprochen wurde. Die erste Section scheint gar mager abgekommen zu seyn: der Berichterstatter im Echo du M. S. weiß nur von einigen geologischen Mittheilungen und der Vorlegung einer Flora der Franche-comté. Eine Besprechung über meteorologische Erscheinungen im Allgemeinen scheint auch über diese noch in den Windeln liegende Wissenschaft wenig Erkleckliches geliefert zu haben.

In der zweiten Section über Ackerbau, Industrie und Handel kam so ziemlich das Wichtigste der ganzen Verhandlung vor, wichtig wenigstens in localer Beziehung. Fürs erste ward auf die Nothwendigkeit von Filialbanken der Bank von Frankreich hingewiesen, um dem Ackerbau und den zunächst damit zusammenhängenden Gewerben die nöthigen Capitalien zuzuführen, die größtentheils fehlen; die gegenwärtige Concentrirung des beweglichen Vermögens in Paris ist ein in ganz Frankreich schwer gefühlter Nachtheil. Dann erfolgte eine lange Discussion, namentlich zwischen einem Professor der Ackerbaukunde, Hrn. Bonnet, und mehreren Landbesitzern, über die Nachtheile der Triftenweide (vaine pâture), die einer bessern Benutzung des Bodens eben so nachtheilig sey, als der geistigen Bildung des Volks. Dieß, so wie eine spätere Discussion über das Armenwesen, veranlaßte Hrn. Jullien, auf die Errichtung von Ackerbau-Colonien nach dem Muster der Fermes-modèles zu Roville bei Nancy und zu Grignon bei Versailles hinzuweisen, da die großen Striche noch unangebauten Landes in der Franche Comté sehr große Leichtigkeit dazu darböten, und die Ausgaben sich bald ersetzen müßten. Was das oben erwähnte Armenwesen betrifft, so wurde der allerdings gelungenen Anstalten in Besançon gedacht, um die Bettelei zu unterdrücken; die Wortführer, wozu auch der zum Präsidenten des Congresses erwählte Präfect des Doubsdepartements gehörte, scheinen sich mit ihren Maaßregeln sehr viel gewußt zu haben, nur bemerkte dagegen der Professor der Ackerbaukunde, Hr. Bonnet, daß man auf diese Weise die Bettelei auf das platte Land getrieben habe, wo die Polizei dem Vagabundiren viel weniger steuern könne.

Von der dritten Section über die medicinischen Wissenschaften ist sehr wenig zu berichten, und wir erwähnen nur ei-

nes einzigen, sehr lobenswerthen Vorschlages, nämlich dessen, eine Gesellschaft zur Herstellung gesünderer Häuser für das Landvolk zu gründen (société de salubrité, d'édilité et de bien public). Die Sache ist allerdings von großem Interesse, wird aber in Frankreich auf bedeutende Schwierigkeiten stoßen wegen der hohen Fenstersteuern, um derentwillen die Bauerhäuser häufig nur Ein Fenster haben, und es somit den Wohnungen am Nöthigsten, an Luft und Licht, fehlt.

In der vierten Section, über Geschichte und Alterthümer, kamen meist nur specielle und locale Gegenstände vor, doch ließ sich Hr. Jullien weitläufig vernehmen über die „Mittel den Unterricht in der Nationalgeschichte in Frankreich zu populariſiren und zu vervollkommnen." Die Discussion über diesen jedermann verständlichen Gegenstand scheint viele Zeit in Anspruch genommen zu haben, denn Hr. Jullien brachte die Sache mehrmals vor, und hatte sich augenscheinlich auf diesen Gegenstand, über den sich schöne Vorträge halten ließen, besonders capricirt.

Ueber die letzte Section „Physik und Mathematik," bekanntlich in der englischen Naturforschergesellschaft der bedeutendste Theil der Arbeiten, weiß der Berichterstatter gar nichts, über die fünfte aber, Literatur und Philosophie betreffend, gar manches zu berichten. Ueber die oft verhandelte Frage in Betreff der Fortschritte der Philosophie in Frankreich seit den letzten fünfzig Jahren würden wir hier gar nichts erwähnen, wenn nicht, drollig genug, gar viel von den Gefahren die Rede gewesen wäre, welche eine unbeschränkte Freiheit, alle Doctrinen zu lehren, haben könne. In Deutschland, wo doch diese Freiheit lange genug bestanden hat, herrscht doch noch immer mehr religiöser Sinn als in Frankreich, und in dem Vortrag aller möglichen abstracten, philosophischen Lehren liegt also die Gefahr nicht. Ein anderes Feld, wo gesündere Ansichten auftraten, war die Literatur, wo man sich sehr ernst über die „littérature convulsionnaire" der neuern Zeit aussprach. Einer, Namens Victon, selbst ein dramatischer Dichter, ließ sich über das Monopol des Théâtre français, welches allein die Meisterwerke der alten französischen Tragödie und Komödie aufführen darf, mit starken Worten vernehmen, Hr. Perennès, Professor zu Besançon, theilte ein Memoire über die Literärgeschichte der Franchecomté mit, und endlich ließ sich noch ein Hr. Viangin, den man den Namen „Béranger bysontin" gegeben, mit Erzählungen und Liedern vernehmen, ein Beispiel, das leider von drei oder vier andern weniger Berechtigten nachgeahmt wurde.

Im Allgemeinen scheint viel Theilnahme an der Sache auch in Besançon selbst geherrscht zu haben, und man hofft, daß dieselbe im nächsten Jahre einen noch bessern Schwung nehmen solle, der aus Mangel an Unterstützung aus dem übrigen Frankreich, namentlich aus Paris selbst, noch immer nicht recht kommen will. Man scheint aber gegen Paris auch eigentlich zu pochen, und darum wohl ist Lyon, der größte Mittelpunkt eines antipariser Geistes, zum Versammlungsort für das nächste Jahr gewählt worden.

Skizzen aus London.

Das neue London mit Hinblick auf Paris.

(Fortsetzung.)

In der That hat aber auch eine solche Stylmischung in London oder England überhaupt keinen Platz. Das Ganze, das Gesammtenglische, welches einen so schneidenden Gegensatz mit allem Continentalen bildet, würde gestört werden. So wird in Pall-mall das Reformed Club House in einem Styl aufgeführt, welcher dem italienischen ziemlich gleich kömmt. Der Fremde freut sich, einmal einem Wechsel dieser Art zu begegnen. Allein selbst dieser Fremde, wenn er sein Auge einigermaßen an den englischen Styl gewöhnt hat, wird bald die Störung in der Einheit finden. Zum Glück hat der Engländer gar kein Geschick, andere Style nachzumachen, wie an mehrern öffentlichen Gebäuden zu sehen ist. Diese sind rein aufgebaut, um wieder niedergerissen zu werden, um ächt englischen Gebäuden Platz zu machen. So scheint die fatale Nationalgalerie auf Trafalgar-square sagen zu wollen: reißt mich nieder und baut mich so auf, daß ich euch zur Ehre und nicht zur Schande gereiche! Man hofft, daß das neue Parlamentshaus und die Börse nicht Gebäude werden, welche nur hergestellt werden, um wieder niedergerissen zu werden. Doch wieder zum Square zurück. Die meisten Häuser sind verworfen und mit der oben erwähnten Oelfarbe übertüncht, welche, wie gesagt, in der Regel mehr oder wenig gelblich, oft graulich gelb ist, ohne in das Düstere zu verfallen. Viele Säulenreihen steigen vom Grund auf, statt auf ein Stockwerk gesetzt zu seyn, wie es an älteren Gebäuden gewöhnlich der Fall ist. Sehr viele Häuser zählen nur drei Fenster in einer Reihe, allein da die Gebäude continuirlich sind, so scheinen sie alle zusammen zu gehören, oder nur Einen Bau zu machen. Nur an den Thüren und gegitterten Abscheidungen, so wie am Souterrain-Geschoß merkt man den Unterschied. Es herrschte vollkommene Uebereinstimmung der Besitzer. Die Eckgebäude harmoniren in der Regel in Zahl der Fenster, Säulen oder sonstiger Merkmale, und geben so irgend einer Straßenabtheilung den Anschein eines Ganzen, Zusammengehörigen. Die Fenster sind sehr hoch und breit, die Eingänge prächtig, die Vorhallen, wo sie sich finden, nicht minder, und man wundert sich, wie bei so wenig Raum für die Façade so große Pracht entwickelt werden konnte. Der Britte liebt nicht viele Gemächer, die aber, welche er hat, müssen grandios und comfortabel zu gleicher Zeit seyn. Muster findet man in Belgrave-Square in Menge. Der Adel, die Herzogin von Kent an der Spitze, hat sich hier eine neue Welt gebaut.

Eben so plötzlich, als am besagten Orte, oder noch auffallender, naht man sich diesem Square hinter dem Garten des Palastes, in dem Grosvenor-Place, dessen Anfang dem Hydepark corner, dem letzten Hause der Piccadillystraße (Apsleyhouse, der Wohnung des Herzogs von Wellington) gegenüber liegt. Die zweite Seitenstraße rechts führt in die gesuchte neue Welt. Es hat sich hier wenig oder gar kein Handel eingedrängt; man sieht nur wenig Läden, oder nur unentbehrliche, z. B. Apothekerläden. Wohl hat sich hier der Handel, wenn ich so sagen

darf, ein Pantheon erbaut. War es ihm nicht gegönnt, sich zwischen die Prachtgebäude in gewohnter Manier einzudrängen, so errichtete er sich Ein Gebäude, wo er sich genügend ausbreiten konnte. Dieß Gebäude ist das sogenannte „Pantechnikon," eine Art Bazar für Hausrath und Weine. Dieß Pantechnikon ist ungeheuer groß; es ist, um es englisch zu bezeichnen, gorgeous! Es überbietet alle andern Bazare; das Haus ist in edlem Styl aufgeführt. Die Antünchung ist ausnahmsweise grünlich, worin es von der Nachbarschaft nachgeahmt wurde. Hierdurch erhält die prächtige Straße ein Ansehen, wie es in ganz London umsonst gesucht wird. Nach und nach geht aber die Farbe der Häuser wieder ins gewohnte Gelbliche über, und die Einheit ist nicht im geringsten gestört. Man fühlt sich in der Pantechnikonstraße, obgleich die Häuser ungewöhnlich hoch sind, außerordentlich leicht; ein ganz eigener Geist scheint zu wehen, und doch fühlt man augenblicklich, daß dennoch nichts Unenglisches hier herrsche. Dem eigentlichen Pantechnikon gegenüber liegt der Wagenbazar in einem Gebäude, das mit prächtigen, vom Grunde aus geführten, kolossalen Säulen geziert ist. Man möchte dieses massive und dennoch freundliche Gebäude für den ersten Palast des Ersten aus jener Menschenclasse nehmen, welche sich der Wagen bedient; statt eines Herzogs und seines Haushalts sind aber hier Chaisen aller Art einlogirt, welche zum Kaufe einladen, und wohl im Stande sind, einen nicht recht begüterten Wagenfreund recht melancholisch zu machen. In mehreren Stockwerken sind hier zwischen 6 bis 700 Chaisen, Cabriolets und Wagen zu treffen, von den niedrigsten bis zu den enormsten Preisen.

Obgleich diese Bazare sich eigentlich nur an Belgrave-Square anlehnen, so scheinen sie dennoch einen integrirenden Theil davon auszumachen; auch sind sie der ältere Theil, — inwiefern in diesen Regionen etwas alt genannt werden kann — allein die ganze Masse von Gebäuden, der frühern und allerneuesten, trägt so sehr das Gepräge der Neuheit gegen die ältern vornehmen Quartiere, daß sie erst gestern entstanden zu seyn scheinen. Unter den so eben im Bau begriffenen Gebäuden ist eine Kirche. Die Vorstände der Hochkirche sind sehr emsig, die Anzahl der Kirchen zu vermehren; es fehlt ihnen nicht an ungeheuren Summen wohlthätiger Beisteuer, womit Kirchen ins Leben gerufen werden. Mehrere, im gothischen Styl aufgeführt, gehören zu den glücklicheren Neubauten Englands. Diese Bauten bringt man denn sehr geschickt in Einklang mit den übrigen eleganten Gebäuden, ohne einen frivolen Luxus vorherrschen zu lassen, wie es in Paris der Fall ist, wo man in dem fashionabelsten Theile der Stadt z. B. die römisch-katholische Kirche „De notre Dame de Loretto" in wahrem Theaterstyl aufgebaut, und das Innere so unsinnig, unreligiös-luxuriös ausgestattet hat, daß man denken sollte, als habe man es auf einen Salon de Dieu, auf einen religiösen Ball- oder Concertsaal, oder noch lieber ein religiöses Rendezvous abgesehen. Bis zu solcher Flitterfratzendastigkeit kann sich der Britte gar nicht verlieren. Die protestantischen Kirchen in den eleganten Stadttheilen Londons sind im architektonischen Ensemble immerhin sogar elegant, allein immer einfach groß und erhebend; es herrscht in ihnen ein religiöses Comfort, aber kein abgeschmackter flitterhafter Luxus. Dieser kommt nicht dem römisch-katholischen Schmuck und Prunk zur Last; die römisch-katholischen Capellen in London sind eben so einfach und schön, wie die protestantischen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Krieg in Afghanistan.

1. Die Flucht von Dost Mohammed.

(Schluß.)

Den 9 August. Während wir bei Tagesanbruch auffaßen, kam Nachricht, daß Dost Mohammed Khan, anstatt gestern in Bamian zu halten, wie uns der Hadschi wiederholt versichert hatte, gestern durch die Stadt passirt war, daß er seine Familie vorausgeschickt habe, und selbst noch Akrabad denselben Tag erreicht habe. Heute Morgen müßte er in Sigan seyn, 25 bis 30 Meilen jenseits Akrabad auf der Gränze des Territoriums des Schah, und heute Nacht in Kamerdeda bei dem Wali ankommen, einem unabhängigen usbekischen Fürsten, der mit Schah Schudscha in schlechtem Vernehmen steht. Sobald ich diese Nachrichten erhielt, erklärte ich Hadschi Khan, daß, wenn sie wahr seyen, er mit seinem Kopf das Entgehen von Dost Mohammed bezahlen werde.

Wir machten die 12 Meilen, die uns noch von Bamian trennten, und fanden dort etwa 70 Reiter, welche der Amir kurz zuvor entlaßen hatte, und sie, so wie zwei unserer Spione, welche wir dort trafen, bestätigten die Nachrichten, die wir diesen Morgen erhalten hatten, und alles, was man uns zuvor über die Stärke der Escorte von Dost Mohammed gesagt hatte. Sie erklärten auch, daß der junge Prinz hinlänglich wiederhergestellt sey, um auf einem Elephanten anstatt wie bisher auf einer Tragbahre zu reisen. Wir hatten unter diesen Umständen nicht die geringste Aussicht, den Amir einzuholen, da wir das Territorium des Schah nicht verlaßen durften, konnten ohnehin die Afghanen nicht dazu bringen, einen Schritt weiter zu machen, und die Officiere berichteten, daß die Pferde unserer Reiter aus Mangel an Ruhe und Futter so herabgekommen seyen, daß sie unmittelbar keine Eilmärsche machen könnten, so daß wir uns genöthigt sahen, die Verfolgung aufzugeben, und nur das Resultat eines Briefes zu erwarten, den ich gestern durch Hadschi Khan an die Officiere, welche den Amir begleiten, geschickt hatte. Wir haben hier grünes Korn und Bohnen, und obgleich kein Korn zu haben ist, so finden wenigstens unsere Pferde reichliches Futter.

Den 10 August. Am frühen Morgen kam eine Einladung des Hadschi zu einer Versammlung aller afghanischen Officiere. Ich ging sogleich dahin, begleitet von Lieutenant Hogg, und fand ihn mit etwa 20 Chefs in einem offenen Zelte sitzend, und von einem Gesindel seiner Leute umgeben, welche bei unserer Annäherung uns entgegenkamen und laut verlangten, daß wir umkehren sollten. Hadschi Khan selbst verlangte dasselbe, und erklärte, daß er keine Nahrung für seine Leute habe, und weder sie noch er eine Minute länger bleiben wollen. Ich antwortete, es gehe meinen Leuten nicht besser als den seinigen, daß sie aber sich mit geröstetem Korn begnügen, und einen Dienst, auf den sie angeschickt worden, darum nicht aufgeben, keiner von uns dürfe

umkehren, ehe wir Befehle vom Schah erhalten hätten, oder jedenfalls, ehe eine hinlängliche Zeit vergangen sey, um Antwort auf den Brief zu erhalten, den ich gestern an die Anhänger von Dost Mohammed geschrieben. Hadschi Khan blieb auf seiner Meinung, aber ich sagte ihm, er möge gehen oder bleiben, wie er wolle, daß wir aber hier bleiben werden, und ihn bei dem König für alle Folgen, die seine Desertion für uns haben könnte, verantwortlich machen würden.

Ich kehrte nun in mein Zelt zurück, wohin mir der Hadschi und seine Officiere folgten. Die letztern baten mich, meinen Entschluß besser zu bedenken und sogleich umzukehren, denn wir seyen bisher nur durch die Protection des Khan unbelästigt geblieben, aber wir würden, sobald er abreise, von den umliegenden Stämmen unfehlbar vernichtet werden. Ich antwortete bloß, daß ich bleiben würde, bis ich eine Antwort auf meinen Brief hätte, worauf der Khan eine schriftliche Erlaubniß, abzureisen, verlangte. Ich schlug sie aus, und erklärte ihm, daß er, wenn er abreise, es auf seine Gefahr und gegen meinen Willen thue. Ich wendete mich dann an zwei der Hauptchefs, welche, wie ich wußte, von dem Khan unabhängig waren, und erklärte ihnen, daß mir gleichgültig sey, ob der Hadschi gehe oder bleibe, daß ich aber erwarte, daß sie aushalten. Sie antworteten nichts, wahrscheinlich um den Khan nicht zu beleidigen, schickten aber später Antwort, daß sie bleiben würden. Hadschi Khan stand auf, und sagte, er werde bis morgen warten, nahm dann seinen Turban ab und erklärte: ich nehme euch alle zu Zeugen, daß ich mit bloßem Haupte den Herrn beschworen habe umzukehren, und daß daher die Folgen auf seinem eigenen Haupte ruhen, wenn er mich morgen nicht begleitet. Wir erhielten Abends Nachricht, daß man die Leute des Khan habe untereinander sagen hören, daß sie sowohl als die Bewohner der Stadt den Befehl hätten, uns so viel viel möglich Schaden zu thun, sobald der Khan Morgens abgereist seyn werde.

Den 11 August. Die Chefs, welche versprochen hatten, mit uns auszuhalten, kamen Morgens zu klagen, daß Hadschi Khan, sobald er von ihrem Entschluß gehört habe, ihnen die bittersten Vorwürfe gemacht hätte, daß er sie aber zu keiner Aenderung gebracht habe, und sich daher genöthigt sehe, seine Absicht, abzureisen, aufzugeben. Dennoch ließ er seine Pferde satteln, machte alle Anstalten zum Aufbruch, und verlangte mich zu sprechen. Ich ließ ihm sagen, er wisse meine Gesinnung, und da sie unabänderlich sey, so sey es umsonst davon zu reden. Er kam aber dennoch herüber, und sagte mir mit großer Gleichgültigkeit, daß zwar die meisten seiner Leute ihn verlassen hätten, er aber entschlossen sey, bis ans Ende bei uns auszuharren. Ich antwortete, daß seine Abreise mir gleichgültig gewesen wäre, daß es aber ein Glück für ihn sey, daß er seine Absicht geändert habe, und setzte hinzu, daß ich jetzt vermuthe, daß er meinen Brief an Dost Mohammeds Leute nie abgeschickt habe, indem vier Tage mehr als hinreichend seyen, uns eine Antwort zu bringen, und erklärte ihm, daß ich noch bis morgen um Mittag auf Antwort warten und dann zum König zurückkehren werde, ohne von ihm (dem Khan) die geringste Unterstützung im Verproviantiren meiner Leute erhalten zu haben, obgleich ich wohl wisse, daß er hundert Schafe und sieben Eselslasten Korn requirirt habe.

Outram schrieb denselben Tag an den englischen Residenten Macnaghten, welchem er die Umstände der Flucht von Dost Mohammed und das Betragen des Khan auseinandersetzte, und kehrte dann mit dem Khan nach Cabul zurück, das sie den 17 August erreichten. Er fährt dann fort: Hadschi Khan ist den 19 August auf Befehl des Königs wegen Hochverrath und weil er Dost Mohammeds Flucht begünstigt habe, verhaftet worden. Man hat jetzt unläugbare Beweise gegen ihn, neben den Hindernissen, die er unserer Verfolgung der Flüchtlinge entgegenwarf, und seiner Weigerung zu marschiren, als man Nachricht hatte, daß der Amir in unserer Nähe sey. Ich nahm hier von Hadschi Khan Kaker Abschied, aber der Leser wird seine frühere Geschichte in den Memoiren der geographischen Gesellschaft von Bombay, von Hrn. Masson, geschrieben finden. Nach dem, was ich über ihn gehört hatte, fing er seine Laufbahn als ein Melonenverkäufer an, und erreichte seinen hohen Rang durch seine List und seinen Unternehmungsgeist, und dadurch, daß er, so oft es sein persönliches Interesse verlangte, seine Partei verrieth. Er verließ Dost Mohammed, um zu seinen Brüdern, den Chefs von Candahar, überzugehen, und verließ diese bei unserer Annäherung an die Stadt, wodurch er sie nöthigte zu fliehen, ohne einen Schuß gethan zu haben. Für diesen Dienst gab ihm Schah Schudscha den Titel Nasir el Daulah und ein Lehen von 300,000 Rupien jährlich, in der vergeblichen Hoffnung, sich dadurch seiner Treue zu versichern. Man hat jetzt herausgebracht, daß er in eine Verschwörung verwickelt war, deren Zweck war, Schah Schudscha anzugreifen, sobald sich eine Gelegenheit zeigen würde, und darum hielt er sich mit seinen Ghilzis entfernt bis den Tag nach dem Fall von Ghizni, wo er mit den größten Unterwürfigkeitsbezeugungen im Lager erschien. Er wurde mit der Flucht von Dost Mohammed beauftragt, weil man voraussetzte, daß er diesen zu sehr zu seinem Freunde gemacht habe, als daß an eine Coalition zwischen ihnen zu denken sey, allein während der ganzen Flucht von Dost Mohammed correspondirte er mit diesem, und man hat oben das Resultat gesehen. Er ist jetzt Staatsgefangener in Ghizni.

Miscellen.

Ueber den nicht contagiösen Charakter der Pest. In der Sitzung der französischen Akademie vom 28 September las Hr. Eusèbe de Salle ein Memoire hierüber vor, und citirte darin die Ansicht der arabischen Aerzte, welche die Pest für durchaus nicht contagiös halten; sie erklären dieselbe für ein epidemisches typhöses Fieber, das sie nicht abhalte den Kranken zu berühren. Die Pest trifft namentlich das niedere Volk, und wüthet in den tiefliegenden, ungesunden Straßen, so wie in den schlecht gelüfteten Erdgeschoßen.

Die Statue Latour d'Auvergne's von Marochetti ist seit einiger Zeit vollendet; sie hat 7' Höhe; der Augenblick, welcher dargestellt wird, ist derjenige, wo er den Ehrensäbel erhält und ihn an seine Brust drückt.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 116** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: **Rosmonda d'Inghilterra.** Von G. B. Niccolini. — **Neugriechische Dichtungen.** — **Victor Hugo's Strahlen und Schatten.** (Fortsetzung.)

In den Monaten dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes vierteljährlich 4 fl., halbjährlich 8 fl. und ganzjährlich 16 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, vierteljährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 116.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

10 October 1840.

Rosmonda d'Inghilterra.

Von G. B. Niccolini.

Bei der geringen Fruchtbarkeit der italienischen Poesie in den neuesten Zeiten dürfen wir wohl die Aufmerksamkeit unsrer Leser auf ein Drama Niccolini's hinlenken, eines der namhaftesten Dichter der neuesten Zeit, von welchem vor ein paar Jahren schon die öffentlichen Blätter rühmend sprachen und das uns jetzt im Druck vorliegt. Ueber den Dichter haben wir früher schon berichtet; er schließt sich mehr an die classische als an die romantische Partei an, macht aber doch auch in dem vorliegenden Drama den neueren Grundsätzen einige Zugeständnisse, indem er die Einheit des Orts, jene beschwerliche Fessel des dramatischen Dichters, unbedenklich opfert. Der Gegenstand, das Schicksal der schönen und unglücklichen Rosamunde, der Geliebten Heinrichs II von England, ist sonst schon mehrfach behandelt worden, namentlich auch von Th. Körner; die classischen Poeten scheinen überhaupt gern nicht nur die hergebrachten Formen und Gesetze, sondern auch die durch Vorgänger gleichsam sanctionirten Vorwürfe aufzunehmen. Wir wollen den Verlauf des sehr kurzen Drama's verfolgen und einige Proben in der Uebersetzung mittheilen; die italienische Form der Namen wollen wir beibehalten.

Erster Act. Die Scene ist in diesem, im zweiten und fünften Act im Schloß von Woodstock, das Arrigo wie eine Art Labyrinth hat einrichten lassen.

Erste Scene. König Arrigo und Tebaldo, sein (treuloser und verrätherischer) Vertrauter — die unerläßliche Person des classischen Drama's! Der König hat einen Boten, Odoardo, nach Frankreich abgeschickt, um das von dem britannischen Gesandten daselbst bereits so gut wie abgeschlossene Eheverlöbniß des Königs mit der reichen Fürstin Eleonora von Guienne, der geschiedenen Gemahlin des Königs Ludwig VII von Frankreich, die ihm ein Königreich mitbringen würde, wieder vor dem völligen Abschluß rückgängig zu machen, weil er über ihre Sittenlosigkeit inzwischen genauer unterrichtet worden; das eigentliche Motiv aber dieses geänderten Entschlusses ist, wie ihm Tebaldo vorrückt, seine Liebe zu Rosmonda, deren sich denn auch der König freudig und triumphirend rühmt, gegen das Glück der Liebe alle Freuden der Herrschaft und Macht gering schätzend. Tebaldo's Vorstellungen, daß ihm der Verlust der französischen Provinzen drohe, weist er mit der Versicherung zurück, daß die Liebe zu der, ihn nicht als König, sondern nur unter dem angenommenen Namen Alfredo kennenden Rosmonda, seinen jugendlichen Heldenmuth und seine Tapferkeit nicht geschwächt habe, sondern sie nur mehr entzünden werde. Er gibt zu verstehen, daß er sich später ganz mit Rosmonda zu verbinden gedenke, um das ihr angethane Unrecht zu vergüten, an das ihn selbst sein Gewissen lebhaft gemahnt, als er ihren nach Frankreich geflüchteten Bruder, Edmondo Clifford, der einer ihm feindlichen, aber besiegten Partei angehört, daselbst gesehen und erkannt, und dessen zorniger Blick ihn mit Beben und Reue erfüllt habe. Vor der Hand will er Rosmonda nur allmählich mit der Wahrheit bekannt machen, sich ihr als König entdecken, und fürchtet nur, die allzugroße Freude möchte sie tödten.

Zweite Scene. Tebaldo, allein zurückbleibend, spricht, da er seines Theils nicht wieder einen Vertrauten hat, seine Gedanken und Absichten in einem Monologe aus. Er betrachtet den König als durch seine Leidenschaft ganz wahnsinnig, aber er hat nicht im Sinne, diese Leidenschaft ruhig gewähren zu lassen. Schon hat er Maaßregeln getroffen, daß der von Arrigo nach Frankreich gesandte Bote getödtet worden, und so die beabsichtigte Wiederauflösung des Verlöbnisses vereitelt, der Bund unwiderruflich geworden ist. Er hat hiebei ein wichtiges Interesse, weil ihm Eleonora große Herrschaften verheißen hat. Rosmonda hat er mit der falschen Nachricht vom Tode ihres Vaters, Gualtiero Clifford, getäuscht, in der Hoffnung, sie durch Gram und Reue ihrer Schönheit zu berauben oder zu tödten, aber diese Hoffnung ist fehlgeschlagen:

— — ich habe glauben sie gemacht,
Todt sey ihr Vater; durch Gewissensbisse

Ihre unſel'ge Schönheit zu vernichten;
Doch ſchmachtender nur ward des Antlitz Roſe,
Und nur verliebter er; ſo muß ich warten
Bis, wie ein wankelmüthig Kind, Arrigo
Vergißt ſein Spielzeug und es dann zerbricht.
Ich, mit dem kühlen Herzen, grauen Haaren,
Ich ſchaue ſchon das Grab, in welches mündet
Auf dieſem Lebenswege jeder Pfad.
Ein Augenblick ward unſrem Stolz gegeben,
Gleichwie des Staubes Flug, und dann ins Grab
Steigen, getäuſcht, die Hoffnungen der Menſchen.

Dritte Scene. Tedald entfernt ſich, als er Rosmonda kommen ſieht. Dieſe ſtellt eine ſchmerzliche Vergleichung an zwiſchen frühern Zeiten und jetzt:

Hier macht' ich mir aus heitern Blumen,
Die der April ins Leben ruft, ſonſt Kränze;
Unter ſie ſetzt' ich mich und mein Geliebter,
Mit raſchem, leichtem Fuß das junge Gras
Berührend kaum, liebt' es, ſich unverſehens
Zu nähern mir, und weckte aus der Liebe
Verzückung mich... auf meinem traur'gen Haupt,
Rothſt du, o Blatt! vom väterlichen Baum
Schied dich der Herbſt.. verwelkt und ſtumm ſinkſt du
Zu meinen Füßen!.. wohin wirſt du gehn,
Du jedes Windes blindes Spiel?.. Auch ich
Kenne nicht das Geheimniß meines Schickſals.
Verwaiſte Tochter!.. unterm kahlen Fels
Dort will ich niederliegen meinen Leib,
Erſchöpft von Reue, Schatten geben da
Cypreſſ' und Myrte... Euch ja nahm noch nicht
Des Landes Schmuck der Jahreszeiten Wechſel,
Bäume, geweiht der Liebe und dem Tode!
Beſchützet ihr mein Haupt! ich ſitz' und weine.
Sonſt weint' ich nicht.. wenn der verlaſſne Vater
Mir in den Sinn kam; ſo gewaltig war
Der Liebe Rauſch, daß nur auf Augenblicke
Bei dem Gedanken weilte meine Seele.
Wie bin ich jetzt verändert! Grauſer Zweifel.
Wohin jetzt im kranken Geiſt; ich wag ihn kaum
Dem eignen Herzen zu geſtehn. Bin ich
Allein hier? Dieſes Zögern...

Vierte Scene. In dieſem Augenblick kommt Arrigo und wird von Rosmonda mit der größten Zärtlichkeit, mit Reue über ihre Traurigkeit, empfangen:

Rosmonda.

Mein Herr!

Arrigo.

Wie ſprichſt du denn?
O meines Herzens Herrin du, geboren
Zur Herrſchaft über jeden, der dich ſchaut?
O bei dem Zauber der dein Aug erfüllte
Das erſtemal als du mich angeſchaut,
Nenn' immer mich Alfredo... mit dem Namen
Gefiel ich dir... du ſiehſt mich an und weinſt?

Rosmonda.

Ich ſprech' zu dir wie zu mir ſelbſt. Alfredo
Ich wein' und bet' dich an; ſtets war ich ſchuldig,
Doch wuchs die Schuld noch ſeitdem ſtarb...

Arrigo.

Dem Vater
Hofft' ich ſchon heimzuführen ſeine Tochter,
Seiner Verzeihung froh, als meine Gattin
Sah ruhen ſchon den heil'gen Vaterkuß
Auf deinem Augenlied und trocknen drauf
Die ſüßen Thränen, von der Reu' um einen
Verziehnen Fehl entlockt, und alles Leid
Verkehrt in Freud'.

Rosmonda.

Weß mahnſt du mich, Alfredo?
Zu ſolcher Hoffnung hobſt du mir das Herz,
Daß bis dahin jeder Gedanke ruhte,
An ſolcher frohen Hoffnung ſich erlabend.
Jetzt herrſcht des abgeſchiednen Vaters Bild
In meinen Nächten, und entſetzlich iſt es,
Wie in der Todesſtund' die Reu'! Ich ſehe
Lang weinend irren den gramvollen Alten
Durch jene Zimmer die durch mich verödet, u. ſ. w.

(Fortſetzung folgt.)

Neugriechiſche Dichtungen.

Nach Maaß und Reim der Urſchrift in das Deutſche übertragen.

I. Volkslieder.

Schwalbenlied. *)

Eine Schwalbe, klein und zahm,
Kommt vom weißen Meere her.
Als ſie von dem Meere kam
Und im Korne Wohnung nahm,
Setzt ſie ſich und ſprach ſofort,
Ruhend auf dem Steine dort:
März, mein guter März, fürwahr,
Du auch, ſchlimmer Februar,
Magſt du ſtürmen jetzt und ſchneien,
Bringſt uns doch bald Duft des Maien.
. . . . . .
Dieß trug mir der Lehrer auf:
Fünf der Eier gib mir du,

*) Schwalbenlied. Dieß Liedchen, leider nur Fragment, wiewohl hier viel vollſtändiger als bei Fauriel, wird in ganz Griechenland am erſten März, dem dortigen Frühlingsfeſte, durch ſchaarenweis herumziehende Kinder (namentlich Schulkinder, nach V. 11), von Haus zu Haus abgeſungen, während ſie unter dem Geſang das hölzerne Bild einer Schwalbe an einer Art Haſpel umdrehen. Am Schluß ſammeln ſie Eier, Käſe u. a. kleine Feſtgeſchenke ein. V. 6, wage ich die Conjectur „εἰς πέτραν κατέλυσε," wodurch zugleich der Reim hergeſtellt wird, während die bisherige Lesart „πέτραν κατάλυσε" keinen Sinn gibt. Nach dem zehnten Vers ſcheint eine Lücke zu ſeyn.

Fünf, und eine Henn' dazu,
Ueberdieß noch einen Hahn,
Im nächſten Jahr und heuer!

Porpiruna. *)

Porpiruna zieht umher,
Ruft zu Gott und flehet ſehr:
Schick' uns Regen, Gott, geſchwind,
Einen Regen, ſanft und lind,
Daß entkeim' und blüh' vom Regen
Und erfüll' die Welt mit Segen
Baumwollſtaude und Getreide
Und das Gräschen auf der Heide! —
Waſſer, reichlich, wie ein Born!
Haufen, ganze Haufen Korn,
Jede Aehr' ein Schäffel geb',
Einen Eimer jede Reb'!

Geſang von Parga. **)

Ihr Berge, Schluchten voller Thau, ihr zartbegrünte Auen!
Ihr ſchöne Bäume, dichtbelaubt, vielherrliche Gefilde,
Ach unter Thränen nehm' ich jetzt von euch auf ewig Abſchied!
O Parga, weitberühmte Stadt, du Nachbarin des Türken,
Parga, mein ſchönes Vaterland, mein inniglich geliebtes,
An der Tyrannen härteſten verkaufen dich die Britten!
„Entweihet, ihr, Abkömmlinge des alten Lands Epirus,
„Des Chriſtenvolkes Schlechteſte, ungläub'ge Pargioten!“
So ſprach zu uns voll Wuth und Gift der übermüth'ge Haman.
„Die Tempel laſſet mir zurück und alle eure Habe!
„Danieder ſtürzen ſoll das Kreuz, das überall ſich brüſtet;
„Es ſoll fortan der heilige Koran den Sieg behaupten!
„Und ihr, ohnmächt'ge Griechen, mögt ununterbrochen irren
„Und nimmer einen König mehr, noch Tempel je beſitzen!“ —
So rief uns zu der grauſame, der alte Volksbedrücker,
Der ſtets die Chriſten hat verhöhnt und ihre heil'gen Bräuche.
O möchte dieſer mein Geſang ihm in die Ohren dröhnen,
Gleich einem Blitz vom Himmel her, der jeglichen verruchten
Tyrannen aus dem Schlafe weckt, ſo ruhig er auch ſchlumm're!
Ihr Blitze der Gerechtigkeit,
Du Blitz des hohen Himmels,
Zerſchmettert den Ali Paſcha
Und die verworfnen Britten,
Daß die Tyrannen es erſehn,
Wie Gott die Böſen ſtrafe!

Und du, der unſern Untergang geſehen, Schein der Sonne,
Du, der du Zeuge warſt, wie wir hervor aus ihren Grüften
Die heil'ge Aſch' und das Gebein von unſern Ahnen rafften,
Löſch' deinen Schimmer aus alsbald, zeig', wie du uns betrauerſt!
Und ihr, des Himmels Kinder dort, du Mond mit den Geſtirnen,
Umhüllet euer Angeſicht mit einem dichten Flore,
Mit einem dichten ſchwarzen Flor der allgemein'gen Trauer,
Und weint ob des unſeligen Geſchicks der Pargioten,
Und weinet viel, und weinet oft, ihr und das ganze Weltall!

Lechner.

---

*) Porpiruna. Bei anhaltender Dürre veranſtalten die Kinder in den griechiſchen Dörfern eine Art Umzug, um Regen zu erflehen. Dabei wird eines von ihnen (meiſt ein armes Waiſenkind) von Kopf bis zu den Füßen ganz mit Feldblumen und Kräutern verhüllt, und dieſes Kind nennt man Porpiruna. So ziehen ſie vor jedes Haus und ſingen das hier mitgetheilte Lied; der Herr oder die Frau des Hauſes aber gießt ein Gefäß mit Waſſer über den Kopf der Porpiruna aus und beſchenkt die Kinder mit einem Parah (einer türkiſchen Münze, etwa einen halben Pfennig werth).

**) Geſang von Parga. Die Auswanderung der Pargioten aus ihrer Stadt, nachdem dieſe im Jahre 1819 von den Engländern, unter deren Schutz ſie ſich geſtellt hatten, an Ali Paſcha war übergeben worden, veranlaßte nebſt vielen andern auch dieſes Lied.

Victor Hugo's Strahlen und Schatten.

(Fortſetzung.)

II.

Als ich ſo rief, da hört'ſt du meine Worte;
Und du, die du in Alles, was du ſagſt,
Legſt deiner holden Seele Wiederſchein,
Wandteſt dich ſanft mit deinem unſagbaren
Trüben und ruhigen Lächeln gegen mich:

„Die Menſchheit hebt ſich, taumelt ſie auch noch,
Und, ihre Stirn vom Schatten noch umſpielt,
Geht ſie dem lichten Morgenroth entgegen.
Zwei Angeſichter hat jedweder Menſch
Auf Erden — eins vom Guten, eins vom Böſen,
Und Alles ſcheiten heißt: begreifen nichts.
Aus Gold und Blei beſtehn der Menſchen Seelen.
Des Weiſen Geiſt iſt ernſt und ſchleudert nicht
Den Blitz aufs Ungefähr auf alle Häupter.
Für das Jahrhundert, drin man lebt, iſt man
Stets ungerecht, weil man zu leiden hat,
Und Alles trägt die Farbe des Verbrechens.
Auch unſre Zeit, die hartgeſchaltne, hat
Ihre erhabne Seite; und du ſelbſt,
Zürnender Dichter, haſt das ausgeſprochen.
In deinem Zimmer, einem achtbaren,
Ehrwürdigen Aſyl, haſt alſo du
Geſprochen in beſonnen heitrer Milde.
Dein Antlitz leuchtete im Wiederſchein
Scharlachener Tapeten, und für mich
Machte in jenem hehren Augenblick
Dein aufmärtsſchauend Aug' zum Himmel die Decke.“
Der Ton der hehren, friedlichen Vernunft,
Mitleid und Billigkeit und Engelsgüte
Vergeſſen fremder Fehler, jene Tugend,
Die unbewußte Majeſtät verleiht —
All das gab deinen klaren, holden Worten
Die ruhige Größe einfacher Natur;

Manchmal glaubt' ich in deiner Stimm' zu hören
Süßen Geſang von Waldesvögelchören.

III.

Warum kehrt ſtets ihr meinem Auge wieder,
O meiner Kindheit, meines Frohſinns Tage?
Wer öffnet ſtets im halberloſchnen Herzen
Dich, älteſter Erinnrung lichte Blume?
Oh! wie ich glücklich war und offnen Herzens!
Als Schüler — eine eichne Bank, verbraucht,
Glänzend und glatt gerieben, eine Tafel,
Ein Pult, ein ſchweres ſchwarzes Tintenfaß,
Des Abendſternes Schweſter — eine Lampe,
Begrüßten ernſt und milde mich. Mein Lehrer
War, wie ich euch ſchon oft erzählt, ein Prieſter,
Mit ruhig gütigem Ton und warmem Blick,
Naiv wie ein Gelehrter, boshaft wie
Ein Kind, der mich zu küſſen pflegte, ſagend:
(Denn Lob ſpornt an!) „obgleich neun Jahr erſt alt,
Erklärt er ſchon den Tacitus!“ Bei Nacht
Mit Eugen, einem Geiſt, den Gott, ach! unter
Ließ gehn! arbeitet' ich — und träumte ſchon.
Indeß ich ſchrieb, furchtlos, ohne Syſtem,
Strommeiſ' auf das Papier goß Barbarismen,
Manch neuen Sinn entdeckt' in den Autoren,
Gekrümmten Rückens, mit der Stirne faſt
Berührend meinen Gradus — glaubte ich,
— Denn immer iſt der Geiſt des Kindes wach! —
Verworren zwar, nah' meinem Ohr zu hören
Die griechiſchen und die latein'ſchen Wörter,
Geſchwätzig und vertraut, beſchmiert mit Tinte
Und fröhlich ſo wie Schüler, zwitſchern, jauchzen
Wie Vögelein im Neſt, zwiſchen den ſchwarzen
Blättern eines ſchwerfäll'gen Wörterbuchs;
Ein Summen, ſüßer ſelbſt als das Geſchwirr
Von einem fliehnden Bienenſchwarm — ein Rauſchen
Gedämpfter als des Nachtwinds leiſes Seufzen,
Daß oft, unter dem Kupferſchloß, die Blätter
Des alten Buches zu erheben ſchienen.
Der Pflicht genügt, leicht wie die jungen Rehe,
Flogen wir durch die rieſenhaften Gärten,
An hundert Orten faſt zumal auftauchend.
Ungleichen Schritts folgt' ich den großen Brüdern;
Am Himmel glommen an die heitern Sterne,
Die Fliegen ſchwirrten durch die ſtille Luft,
Die Nachtigall, im Schattendunkel ſingend,
Lehrte Muſik der Schöpfung ganzes Reich,
Indeß ich, ein geſchwätzig Kind, leichtſinnig
Und unbedacht, nach allen Seiten werfend
Mein kecks, friſches Auge, d'raus die Freude
Sprang in lebhaften Funken, unterm Arme,
Von drei Bindfäden nur umwunden, trug
Horaz und die Gaſtmahle, den Virgil,
Die Wälder, den Olymp und Herkules,
Theſeus und Ceres, die grauſame Juno,
Die Hyder, deren Rachen Flammen ſpeien,
Und des nemeiſchen Felſen Rieſenleuen.

Doch kam ich an bei meiner Mutter: oft,
Durch Zufalls Tücke der mit Kindern ſpielt,
Hatt' ich großen Verdruß und großen Zorn.
Ich fand nicht bei den Taxusbäumen mehr
Das ſchöne Gärtchen, das ich ſelbſt geordnet.
Ein großer Hund hatte verwüſtet Alles.
Oder es hatte mir in meinem Zimmer
Die Käfige Jemand offen gelaſſen,
Die Vögel waren in den Wald geflohn
Zur Freiheit, oder in des Voglers Hände.
Wie rannt' ich da herbei vom Zorne roth,
Ganz außer mir, fluchend dem großen Hund,
Dem dummen Gärtner, dem nichtswürd'gen Vogler
Und ſeinen Dohnen! Wie glüht' ich vor Wuth! —
Alles macht' Ein Blick meiner Mutter gut.

IV.

Heut — iſt es nicht um einen leeren Käfig,
Nicht um die Vögel, die der Dohnen Raub,
Um Blumen nicht, von einem Hund verwüſtet,
Daß ſich mein Zorn erhebt. Solch kleines Unglück
Erbittert wohl ein Kind — in großen Leiden
Wird ruhig, wie in einer Kirch' der Menſch.
Nach heft'gem Unmuth, gleich dem glühnden Tag,
Kommt Ruh ins Herz, gleichwie der Schlaf ins Auge.
Die Summe unſrer Uebel, ſchwarzer Ziffern,
Iſt Weisheit. Stets ihn prüfend ſcheint zum Menſchen
Gott ſo zu ſprechen: „Deinen Geiſt laſſ' wandern
Durchs Unglück; ſo wie aus dem Sieb das Korn
Wird er daraus geläuterter hervorgehn. —
Ich lebt' und litt; ich denke und bin ſtill.
Oder wenn manchmal noch der ſchlimme Zorn
In meiner Seele mit ſiegreichem Finger
Die Schale niederzieht, in der die Welt
Ich wäge und mein Herz; wenn ich, Ein Auge
Nur öffnend, tadeln und verdammen will,
Mit ein paar reinen Worten führſt dann du,
O heil'ges, edles Weib! meine gereizte
Und bittre Stimme zu der Ruh zurück,
Zu welcher ſich mein Geiſt entſchieden hat;
Ja, deine Strahlen ſtillen meinen Sturm,
Und du thuſt für den finſtern, trüben Mann,
Was für den Knaben that ſanft, ſchön und gut
Das Mutterherz, das unterm Grabe ruht!

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 285.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 October 1840.

Segovia.

I.

Der Alkassar.

Man kann von Madrid gerade nach dem Escorial und von hier über Guadarrama nach Segovia gehen, und die königlichen Lustschlösser von San Ildefonso (oder la Granja 1½ M. von Segovia) und vom Pardo (2 M. von Madrid) auf dem Rückwege besuchen, oder gleich von Madrid aus den Pardo (2 M.), das Escorial (7 M. vom Pardo) bereisen, von hier der Südseite des Guadarramagebirges 4 M. bis Navacerrada folgen, und von dem letztern Orte die noch übrigen 8 M. über San Ildefonso bis Segovia machen; doch muß die Jahreszeit günstig seyn. In gerader Postroute liegt Segovia 18 M. von Madrid und 19 M. von Valladolid; der Canal von Castilien, der von den nördlichen Gebirgen (bei Reinosa) über Palencia nach Valladolid geführt worden, soll bis Segovia verlängert werden; man sieht von hier aus die vortheilhafte Lage dieser Stadt, welche auf diese Art das Entrepot zwischen dem Gebirgslande von Madrid und Avila (13 M. von Segovia) und den nördlichen Ebenen wird. Ihre Stellung auf einem Felsen ist freilich dieser modernen Bestimmung nicht so günstig, als wie sie es in älteren Zeiten zur Erbauung eines Schlosses oder Alkassars war, der uns jetzt beschäftigen soll; denn die Kathedralkirche, die berühmte Wasserleitung und überhaupt alles, wovon man in den vorhandenen Büchern weitläufige und genaue Nachrichten finden kann, bleibt von meinem Plane ausgeschlossen.

Dieser Alkassar unterscheidet sich durch ein sonderbares, ernstes Aussehen von andern seinesgleichen. Man sieht gleich, daß es ein uraltes Schloß seyn muß, welches aber viele spätere Anhängsel hat. In der Mitte steigt ein großer, viereckiger Thurm empor, mit Zinnen und zwei kleineren Thürmen, die wie Rauchöfen aussehen, gekrönt. Rundumher sind viele spitzige Thürmchen, welchen auf der einen Seite der Dom der Kathedralkirche, auf der andern ein an die Mauer stoßendes Gebäude und eine noch weiter rechts befindliche Kirche zum Hintergrunde dient. Das Schloß scheint aus dem 10ten oder 11ten Jahrhundert zu seyn; Nachrichten und Beschreibungen, die hierauf Bezug nähmen, findet man in keinem Schriftsteller, und die sechs Inschriften, in verschiedenen Gemächern, geben auch kein Licht. In mehreren Sälen findet man noch jene prächtigen Tafelwerke, jene von Gold und lebhaften Farben strahlenden Plafonds, deren Mode bis ins 15te Jahrhundert fortdauerte. Das Gemach, ehemals „la Cuadra," und jetzt „el Gabinete del Pavellon" genannt, mit einem prächtigen, pomeranzenförmigen, vergoldeten und ausgeschnitzten Gewölbe bedeckt, wurde von dem Meister Fadel Alcalde im Jahre 1456, der Saal „La Galera" von Diego Hernandez Vecero aus Arevalo auf Befehl der Königin Katharine im Jahre 1412 vollendet, und von Philipp II im Jahre 1592 ausgebessert; eben dort ist eine Inschrift von 1818, welche einen zweitägigen Aufenthalt Ferdinands VII und der königlichen Familie bezeugt. Zwei andere Inschriften sind aus der Zeit des Prinzen Heinrich, Sohnes Johann II, und aus der Regierungszeit eben dieses Heinrichs, des Vierten dieses Namens; die letztere Inschrift befindet sich im Gemach der Königin, auch das Gemach „del Cordon" und „del Rapo" genannt, weil einer Sage zufolge ein Blitzstrahl in dasselbe einschlug, als der König Alphons der Weise eine Gotteslästerung ausstieß. In dem Königssale „Sala de los Reyes" stehen auf dem Gesimse eines mit Figuren ausgearbeiteten Tafelwerks die Statuen der spanischen Könige von Fruela I bis zur Johanna der Tollen und einiger andern Helden, z. B. des Cid Campeador und des Fernan Gonzalez, ersten Grafen von Castilien. Die Hauptstiege ist aus dem Ende des 16ten oder Anfang des 17ten Jahrhunderts, der große Hof aus der Zeit Philipps II; das Schloß war also nicht ausgebaut oder zum Theil verfallen. Außer der Tradition vom Blitzstrahle sind noch andere, z. B. die von einem Königssohne, den eine Amme von einem Balcon auf die darunter liegenden Felsen fallen ließ; die, daß Alphons der Weise seine astronomische Tafeln hier verfaßt hat, und dergleichen mehrere bei den Segovianern sehr im Gange.

Der Graben, der das Schloß von der Stadt trennt, die Mauern selbst, deren Ritzen zur Beförderung des Schleichhandels dienen, sind in schlechtem Zustande, und dieser Umstand

mit dem Eisenbahnsystem ganz England nur noch eine Stadt in einem ungeheuren Park seyn; dieser Park ist das englische Land im Gegensatz der Stadt; in Zukunft Flüsse, Canäle, Straßen, Eisenbahnen, Wiesen, Vergnügungsplätze, Felder, Gärten, städtegleiche Dörfer, dorfgleiche Weiler, Städtchen (auf dem Continente Hauptstädte), große Städte (mit Häusern besäete Landschaften) und am Ende ein Ganzes — dieß wird in kurzem das Bild Englands seyn!! — Natürlich geht London im Beispiele voran, und wird für den Beschränktdenkenden in dieser massiven, immensen Unbeschränktheit immer ein Räthsel bleiben.

Bald wird London, wenn man alle Häuserbereiche, welche nicht mehr in die Jurisdiction der Hauptstadt gehören, aber, dem Blick nach, natürlich Theile davon zu seyn scheinen, dazu nimmt, den gewöhnlichen Horizont, welcher von irgend einem Punkte aus möglich ist, überschreiten. Paris ist leicht zu überschauen, von der Sternbarriere, vom Montmartre, dem Pere la Chaise, von der Juliussäule auf dem Bastilleplatz — London ist jetzt schon bei heiterstem Wetter schwer zu übersehen als solches; mit den natürlichen Anhängseln aber nicht mehr. Von Blackwall bis Kew oder Richmond, in einer Länge von mehreren deutschen Meilen, ist fast nur eine fortgesetzte Häuserreihe; die Unterbrechungen verschwinden dem Blicke perspectivisch, und bei der so schnellen Vergrößerung auch in der Wirklichkeit. Bereits scheint man Vorkehrung getroffen zu haben, als sollte London eine Landstadt werden, wörtlich, ein zu einer Stadt umgesiedeltes Land, indem man den Polizeibezirk der Hauptstadt 15 engl. Meilen in die Runde ausgedehnt und dazu 5000 Polizeidiener aufgestellt hat (immerhin eine kleine Zahl, allein genug in einem Lande, wo das Gesetz mehr als der Mensch regiert). Diese Anordnung ist fast ein Fingerzeig für das, was man von dem einstigen London erwartet. Dieß einst liegt gewiß nicht in ferner Zukunft.

Vergessen darf nicht werden, daß das Eisenbahnwesen auch in dieser nächsten Beziehung manchen Theilen der Riesenstadt ein neues Ansehen zu geben viel Einfluß gehabt hat. London ist, wie leicht zu denken, der Mittelpunkt des Gesammtnetzes, welches die ehemaligen, langsamen Communicationsmittel, die doch von ganz Europa in England zu den schnellsten gehörten, außer Curs setzen wird; man durchfliegt von London aus England. Da aber die Stadt so außerordentlich groß ist und die Eisenbahnhöfe in der Regel an den Enden der Stadt angelegt werden müssen, so merkt man selbst nach langem Aufenthalte nichts vom Eisenbahnwesen in der Stadt; nur durch die Omnibusse, welche die Passagiere an die Stationen bringen, und Anschlagzettel an den Mauern oder durch Riesenaufschriften an den Bureaux in der Stadt, merkt man, daß es Eisenbahnen gibt. Geht man aber zu den Stationen selbst, oder läßt man sich zu denselben bringen, so findet man in den nächsten Umgebungen bedeutende Aenderungen; ganze ehemalige Straßen sind verschwunden, um den Eisenbahnhöfen und außerordentlich geräumigen Bahnanfängen Platz zu machen; neue Nebenstraßen haben sich gebildet oder sind in nächster Nachbarschaft im Entstehen. Die Bureaux der Bahnen sind sehr große massive Gebäude; der Bahnhof in Eustonsquare für die nach dem Norden führende Eisenbahn ist ein vollkommener Palast, von Säulen getragen, wie sie an keinem andern Gebäude in London gefunden werden. Die Ansichten dieser neuen Arbeiten und Gebäude sind ungewohnt und verleihen den Stadtquartieren, wo sie sich finden, einen höchst eigenthümlichen Charakter.

Die nächsten Erneuerungen finden sich im Innern der Stadt, wo das Alte entfernt, und Neues dafür aufgeführt wird. Es ist nicht der Beachtung werth, diesen Moment auf einzelne Gebäude anzuwenden, diese stechen in dem ungeheuren Ganzen zu wenig hervor; es sind ganze Straßen und Quartiere, von welchen hier die Rede seyn kann. Waren es in den letzten Jahrzehnten die neuen Themsebrücken, welche, indem man ihnen auf beiden Seiten offene Avenuen oder Zugänge geben wollte, was auch allenthalben, mit Ausnahme der linken Seite der prächtigen Southwark-Eisenbrücke, geschehen ist, die Niederreißung von einem Heere kleinerer Straßen zur Aufführung großer und breiter Zugänge bedingten, so sind in neuester Zeit ganz ferne von den Brücken alte Straßen verschwunden und neue entstanden, aus dem einfachen Zwecke der Verschönerung und Vervielfältigung des Comforts und Commerces. So ist unter andern in allerneuster Zeit, ja fast seit einigen Monaten, mitten im Straßengewühl und Labyrinth der City, hinter dem Bankgebäude anfangend, die prächtige Moorgatestraße entstanden, in einem eigenthümlichen Styl angelegt. Diese Straße ist in bedeutender Länge, schnurgerade, weit über den Finsbury-Circus hinaus, der rechts liegen bleibt, in eine Art neues Square endend, die Regentstreet der City. Die Bauart ist sehr nobel und prächtig, die Häuser sind verworfen, jedoch, um nicht gar zu auffallend und abstechend zu werden, mit bräunlich-gelber Oelfarbe gedeckt. Die Straße kömmt sehr nahe der in Newcastle upon Tyne neu aufgeführten, mit dem prachtvollen Monumente des Earl Grey gezierten Greystreet gleich; das ganze Ansehen mahnt in mancher Beziehung an die schönen Bauten des Continents, ohne deßwegen aufzuhören englisch zu seyn. Beide Häuserreihen, hinter welchen sich das Alte in höchst ungefälliger Form zeigt, wenn man Lust hat es zu suchen, sind so viel als vollendet, nur eine Stelle der linken Seite sieht der Vollendung noch entgegen. Es steht zu erwarten, daß der größte Theil der City in nicht langer Zeit sich auf diese Art regeneriren, und dann, was Schönheit betrifft, einen sehr gefährlichen Nebenbuhler mit dem fashionablen Westminster, resp. Mary le bone, bilden werde. Hatte schon die neue King Williamstreet, welche vom Ende von Cheapside nach der Londonbrücke führt, als das non plus ultra von Neuerung in der City gegolten, so kann dieß noch viel mehr von der so eben genannten neuen Straße gesagt werden.

(Schluß folgt.)

Die kaiserlichen Lustschlösser bei Petersburg.

8. Katharinenhof.

Im Süden der Stadt, dicht vor dem rigaischen Thore, an dem Ufer des Golfs, lockt das Lustschloß Katharinenhof allsonntäglich die

Petersburger niedere Volksclasse zur Promenade hinaus. Am 1 Mai macht mit dieser auch die ganze elegante Welt der Residenz gemeinschaftliche Sache, um hier eine Nachahmung des Pariser Longchamp und der Wiener Praterfahrt zu veranstalten. Dieß Fest scheint eigentlich nur darum da zu seyn, um hier an dem genannten Tage seine neuen Equipagen zur Schau zu stellen, in denen man stundenlang die große Allee hinauf- und hinabfährt, während in der Mitte des Weges zwischen den Wagenreihen die St. Petersburger Dandys, theils zu Pferde, theils zu Fuß, die Damen lorgnettiren und einen günstigen Blick zu erhaschen suchen. Wie bei allen öffentlichen Volksfesten, fehlt auch bei diesem nicht der Kaiser und seine Familie. Das niedere Volk, dem das stundenlange Anschauen der Wagen Langweile, und mit Recht, machen würde, zerstreut sich lieber in den weitläufigen Anlagen des Parks, um sich dort in den Schenkbuden und Restaurationen zu belustigen. Dem Fremden aber ist es zu rathen, diese Promenade nicht zu versäumen, da er hier eine Musterkarte der Trachten des russischen Reichs zu sehen bekommen kann; so zeigte sich, als ich diesem Feste beiwohnte, unter den Anwesenden ein 5½ Fuß hoher, verschrumpfter Samojede in kurzem, scharlachrothem, vom blanken Blechgürtel festgehaltenen Rock und hohen Stiefeln von roher Rennthierhaut, so wie ein Paar persische Mönche, der zahlreichen Provinzbewohner des Riesenreichs in ihrer verschiedenen Nationalkleidung nicht zu gedenken. Auch fehlten in der kaiserlichen Suite nicht die georgischen Fürstinnen in ihrem halborientalischen Anzuge, die in Petersburg von bedeutender Appanage leben, seit sie ihre Länder unter russische Hoheit stellten. Es ist, wie erwähnt, ein ähnliches Treiben, wie das von Longchamp und im Prater, nur großartiger, abwechselnder und eigenthümlicher.

Katharinenhof liegt in einem von mehrern Canälen und andern kleinen Gewässern durchschnittenen Terrain, und ist eigentlich eine Zusammensetzung von schönen Alleen, artigen Bosquets, öffentlichen Gärten, Restaurationen, Rutschbergen, Schaukeln, Rasenplätzen zum Ballspiel u. dgl. m., ringsumher von einem Walde umgeben. — Zu Ehren eines an dieser Stelle über die Schweden erfochtenen Sieges am 7 Mai 1705 erbaute Peter der Große im Jahre 1711 hier am Golf im Angesicht einer Inselgruppe, von dem die größte die Gutujef'sche Insel heißt, ein kleines, hölzernes Palais, das den Namen seiner Gemahlin, der Kaiserin Katharina I, erhielt und Katharinenhof genannt wurde, neben welchem noch zwei andere Sommerpavillons für die Prinzessinnen entstanden, nämlich Elisabethhof und Annenhof. Jetzt existiren diese beiden Lusthäuser nicht mehr, allein Peter des Großen hölzernes Palais ist eine zu verehrte Reliquie, als daß es nicht erhalten seyn sollte, obgleich das Aeußere wohl manche Veränderung seit seiner Erbauung erlitten hat. Sehr einfach, verräth das Haus doch guten Geschmack, der sich auch in der Wahl des Platzes bekundet, auf dem es liegt. Höchst anmuthig breitet sich vor demselben ein großes, rundes, von Bosquets umgebenes Bassin aus, das da, wo es sich zu einem Flusse verengt, eine elegante Kettenbrücke trägt. Die Zimmer dieser Villa sind in demselben Zustande geblieben, wie sie zur Zeit Peter des Großen waren, und mehrere Kleidungsstücke jenes Monarchen, wie unter Anderm ein Gala-Anzug und ein Rock von Büffelleder, den er bei Pultawa trug, werden in Schränken dort aufbewahrt. — Man trifft außerdem im Park noch auf ein Gebäude mit einem Belvedere, das ebenfalls der Gründer der russischen Marine errichtete, um von hier aus das Meer und die Flotte zu erblicken. — Interessant ist der sogenannte Löwenpavillon, im gothischen Geschmack, dessen bogenförmige Arkaden mit kleinen Spitzthürmen besetzt sind, so wie das Vauxhall, ein großes und freundliches Local von heiterer Bauart mit einer schönen, durch hohe Fenster erhellten Rotunde.

Dicht bei Katharinenhof, am rigaischen Thore, dem Triumphbogen, beginnt die bereits früher erwähnte Peterhof'sche Straße, die mit Recht, sowohl wegen des schönen Weges, als der Menge artiger Datschen, eine berühmte genannt werden kann. Der Bau dieser trefflichen Chaussée begann 1768 und dauerte bis 1787 fort, wo sie vollendet war. Pyramiden, theils von Granit, Marmor oder Jaspis, bezeichnen die Entfernung in Werften, und gewölbte Steinbrücken stellen die Verbindung her, wo sie von Gräben unterbrochen ist. Die bedeutendsten dieser Privatpersonen zugehörigen Lusthäuser wurden unter Katharina II erbaut, besonders die auf der rechten Seite des Weges. Als die ausgezeichnetsten, mit großen Parks, Treibhäusern und Orangerien, Gebäuden und Verzierungen ausgestatteten, erwähnen wir Krasnaja-Muisa, ein der Familie Narischkin gehörendes Gut; Baba, das die berühmte Fürstin Daschkof, der weibliche Präsident der Akademie, erbaute; Hahhah, oder Löwenthal, ebenfalls im Besitz der Familie Narischkin; dann das Gut des Grafen Ostermann-Tolstoi, das ein schönes Hauptgebäude und zwei durch Colonnaden damit verbundene Pavillons besitzt; so wie die Landhäuser der reichen russischen Edeln: Scheremetief, Schuwalof, Demidof und andere mehr.

Miscellen.

Der Truthahn von Neuholland. Hr. Gould, der bekannte Zoologe Neuhollands, dessen wir in diesen Blättern mehrmals gedacht haben, las in einer der neuesten Sitzungen der zoologischen Gesellschaft in London eine Abhandlung über die Gewohnheiten des neuholländischen Truthahns vor, den die Engländer den brush turkey, Gebüsch-Truthahn, nennen. Man hatte diesen Vogel wegen seiner seltsamen Gewohnheiten sehr mannichfach beurtheilt, und Swainson hatte ihn unter die Geyer gezählt, während Gould nachweist, daß er dennoch zum Hühnergeschlecht gehöre, indem er namentlich die tiefen Ränder (emarginations) am Brustbein hat, welche das Hühnergeschlecht auszeichnen. Eine seiner eigenthümlichsten Gewohnheiten ist die, daß er seine Eier nicht selbst ausbrütet, sondern dabei ähnliche Mittel anwendet, wie bei den künstlichen Brütungen. Einige Wochen vor dem Eierlegen sammelt er eine Menge vegetabilischer Stoffe, drei bis vier Karren voll, und bildet daraus einen pyramidalen Haufen, in welchen er seine Eier 8 Zoll tief und in einer Entfernung von 9 bis 12 Zoll auseinander legt. Die Eier haben immer das dicke Ende gegen oben gerichtet, und sind sorgfältig bedeckt, damit die durch das Faulen der vegetabilischen Stoffe entwickelte Hitze sie ausbrüte. Dieser Haufen, woran mehrere Vögelpaare arbeiten, enthalten eine große Menge Eier, welche weiß, so groß wie Gänse-Eier und von vortrefflichem Geschmack sind. Hr. Gould sah eines dieser Thiere in Gefangenschaft zu Sidney, es hatte einen ähnlichen Haufen wie im wilden Zustande zusammengescharrt, stellte sich als Wache davor wie die Haushühner, und ließ ein oft wiederholtes klapperndes Geräusch hören.

* * *

Priester für die Neger am Senegal. Der Ami de la Religion berichtet, daß am Ende vorigen Monats im Seminar von St. Esprit drei Neger vom Senegal zu Priestern geweiht worden seyen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 286.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 October 1840.

Die Gefangenschaft in Algier. — Das moderne Algier.

(Von einem Spanier.)

Die Gefangenen in Algier gehörten entweder der Regierung (Belic) oder Privatleuten zu. Wenn ein Corsar ein Schiff wegnahm, so war seine erste Sorge, den Gefangenen durch Stockschläge eine Erklärung über ihren Rang, Reichthum und die Umstände der übrigen Gefangenen abzupressen; hierauf stellte man sie dem Dey vor, und die Consuln wohnten gewöhnlich diesem Acte bei. Man unterschied sorgfältig die Passagiere von der Schiffsmannschaft und begann die Vertheilung. Zuerst nahm der Dey einen von Acht, das Beste was zu haben war: Schiffscapitäne, Zimmerleute, Schreiber, die schönen oder für reich gehaltenen Weiber, Passagiere von Rang u. s. w., die übrigen gehörten zur Hälfte dem Corsar, und dem Taifa; man führte sie auf den Baptistan oder Marktplatz und verkaufte sie den Sklavenhändlern. Diese führten sie sodann durch die Straßen und riefen ihren Rang, Profession und den von ihnen angebotenen Preis für jeden aus; dieser Preis war nie sehr hoch, denn der Kauf wurde in Gegenwart des Dey, welcher das Vorkaufsrecht hatte, endlich abgeschlossen. Der Betrag der Taxe wurde zur Hälfte unter die Ausrüster des Corsaren und den Taifa vertheilt, der Betrag des die erste Taxirung übersteigenden Licitationspreises gehörte ganz der Regierung.

Die Sklaven des Belic (der Regierung) trugen einen eisernen Ring an den Füßen und wurden des Nachts, nachdem sie einen genauen namentlichen Aufruf passirt hatten, in drei Gefängnisse eingesperrt. Während des Tages mußten sie den Türken ihre Bagage tragen oder im Arsenal arbeiten, einige in Ketten, entweder um sie zu züchtigen oder ihre Flucht zu verhindern, oder in der Absicht, ihnen durch harte Behandlung den Loskauf desto wünschenswerther zu machen. Zuweilen sandte der Dey einige Sklaven, zu denen er Zutrauen hatte, auf die Schiffe, und ließ ihnen den dritten Theil dessen, was sie erbeuten konnten. Andere, welche einiges Geld besaßen, richteten Schenkhäuser auf und verwalteten sie selbst oder vermietheten sie den Juden zu 3 oder 4 Proc. monatlich, doch mußten sie auch dem Dey eine hohe, mit der Quantität des Verkaufs im Verhältniß stehende Abgabe bezahlen, denn was die Qualitäten des Weins betrifft, so wurde darauf nicht geachtet, sondern für alle Sorten ein gleicher Preis festgesetzt. Einige brachten auf diese Art den Loskauf, der 1000 oder 1200 spanische Thaler betrug, zusammen; aber wenn es ihnen gut ging, so bekümmerten sie sich wenig um ihre Freiheit. Die Schenken waren so finster und stinkend wie heutzutage, die Juden und auch einige Mohren sagten so fleißig zu wie die Christen, und der Schenkwirth hatte das Recht, ihnen die Kleider in Beschlag zu nehmen, wenn sie die Zeche nicht bezahlten. Die Sklaven des Belic erhielten als einzige Nahrung drei kleine Brode jeden Tag, ihre Industrie oder die Wohlthätigkeit der Christen mußte für das Uebrige sorgen. Sommer und Winter arbeiteten sie von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, nur der Freitag war ein Ruhetag.

Das Schicksal der Privatsklaven hing von dem Charakter des Eigenthümers, von ihrem eigenen Betragen und ihrer Geschicklichkeit ab; einige standen so gut, daß sie auf die Wiederkehr in ihr Land verzichteten und sich dagegen das Recht erkauften, stets bei dem nämlichen Herrn oder in der nämlichen Familie zu bleiben. Doch war dieß nicht der gewöhnliche Fall; die Eigenthümer waren vorzüglich auf die Geschenke und den Betrag des Loskaufes begierig und suchten dieses durch eine harte Behandlung zu erreichen, welche daher gerade die ausgezeichnetern Classen am meisten traf.

Die Priester fanden eine Zuflucht in dem spanischen Spital, welches sie loskaufte oder wenigstens ihre Eigenthümer bezahlte, damit man ihnen erlaubte, bei den frommen Beschäftigungen des Spitals Hülfe zu leisten.

Sowohl der Dey als die Privateigenthümer vermietheten ihre Sklaven und behielten zwei Drittel oder noch mehr von dem, was sie verdienten.

Inmitten all dieses Elendes glänzte die fromme Wohlthätigkeit der spanischen Nation und verschaffte Trost ohne Unterschied der Sprachen und Geburtsländer. Die P. P. Trinitarier errichteten einige Capellen, von welchen die erste mit

der Zeit das spanische Spital wurde; dieses befand sich ober dem Thore des Belic, in der Straße Babazun, von welcher kaum noch Reste existiren. In dieser Capelle gab man den Kranken so viel geistliche und zeitliche Hülfe, als der Betrag der eingehenden Almosen erlaubte, bis nach der Vereinigung aller ähnlichen Anstalten in dieser einzigen die Mittel und die Bequemlichkeiten sich vermehrten. Der Stifter war der P. Sebastian del Puerto aus dem unbeschuhten Trinitarierkloster von Burgos, ein eifriger Loskaufer der Sklaven. Als er im J. 1546 zum erstenmal nach Algier kam, kaufte er 200 Sklaven los, und von dem Elend der übrigen durchdrungen, sammelte er von neuem Almosen und stiftete im J. 1551 das Spital. An der Seite Karls V, der ihn zum Rathe (consejero) ernannte, soll er bei Gelegenheit der vorhabenden Belagerung von Algier den Schiffbruch der Flotte vorausgesagt haben; er starb voll von Jahren und Verdiensten im Jahre 1556. Das Spital wurde im J. 1612 fast ganz neugebaut durch die P. P. Bernhard Monroyo, Johann Aguila und Johann Palacios, welche durch ein in jener Zeit nicht seltenes Ereigniß in Algier zurückgehalten wurden. Eine reiche Mohrin von Algier, Tochter des Mahomed Aga, fiel zur See in die Gefangenschaft der Christen und wurde nach Corsica geführt. Dort trat sie in engere Verhältnisse mit einem Christen, der, in der Absicht sich mit ihr zu verehelichen, mit Erfolg ihre Belehrung unternahm. Sie verwandelte ihren Namen Fatima in Maria Eugenia, schlug das Geld aus, das man ihr senden wollte, um sich loszukaufen, und starb als gute Christin im Jahre 1639. Aber die zu ihrem Loskauf Abgesendeten sprengten das Gerücht aus, daß man sie mit grausamer Gewaltthätigkeit zur Annahme des Christenthums gezwungen habe; der Dey, welcher leicht zornig zu werden wußte, wenn es ihm nützlich war, setzte die drei erwähnten Priester gefangen, drohte, sie lebendig zu verbrennen, und behielt 300 Sklaven, für welche er bereits das Kaufgeld erhalten hatte. Die guten Geistlichen ertrugen ihr Schicksal mit solcher Ergebung, daß der Dey nach einiger Zeit und in Folge einiger Geschenke sie wieder in Freiheit setzte, doch erlaubte er ihnen nie wieder nach Spanien zurückzukehren; sie aber widmeten sich bis zum Ende ihres Lebens der Ausbesserung des Spitals und der Unterstützung armer Gefangener. Der Priester Monroyo befand sich zur Zeit seines Todes wieder im Gefängnisse wegen eines ähnlichen Vorfalls, wurde aber von allen Gefangenen so bedauert, daß sie, trotz ihrer Armuth, den Leichnam loskauften, und durch den Priester Luis de los Angeles begraben ließen. Das Spital erhielt eine beträchtliche Zunahme unter dem Priester Pedro de la Conception, der als eifriger Vertheidiger der Gefangenen den Flammentod erlitt. In diesem Spitale wurden alle Christen zugelassen, die kranken Weiber erhielten Arzneimittel, und wurden zwei Tage von einem Arzte besucht; auch verkaufte man den Türken Arzneien, deren Betrag die Einkünfte des Spitals vermehrte.

Der Kirchhof lag außer dem Thore Babalnet, und war auch das Werk des wohlthätigen Eifers eines Spaniers, eines Capuciners, Beichtvaters des Don Juan de Austria. Er war auch in Gefangenschaft verfallen, und der Prinz sendete ihm Geld, um sich loszukaufen; er aber verwendete es zum Ankauf und zur Herstellung eines Kirchhofs. Als er eine zweite Remesse erhielt, verwendete er auch dieses Geld zum Loskauf einiger Sklaven, widmete sich völlig der Unterstützung von Gefangenen, und starb selbst als Gefangener, eine Nächstenliebe, welche selbst die Ungläubigen nicht umhin konnten zu bewundern. In dem Kirchhofe sind mehrere durch ihre christliche Nächstenliebe ausgezeichnete Männer begraben; auch liegen dort der Sohn des Marschalls Bourmont und ein Bataillonschef, welche bei der Wegnahme des Platzes im Jahre 1830 umkamen. Alle diese Bewilligungen kosteten unsäglich viel Mühe, Erniedrigungen und Opfer aller Art, welche nie ein Ende nahmen, da die geistlichen Väter dieser Stiftung das beständige Ziel der zornigen Ausbrüche des Dey's waren.

Alle Mächte hatten Consuln in Algier, um die Sklaverei wenigstens erträglicher zu machen, da man sie nicht abschaffen konnte, denn die Unternehmungen zu diesem letzteren Zwecke, unter welchen die merkwürdigsten von Seite der Spanier stattfanden, fielen meist unglücklich aus. Das einzige Mittel, die Freundschaft des Dey's zu erhalten, waren Gold, Geschenke und Demüthigung. Alles mußte bezahlt werden, die Flaggengrüße, die Besuche, sogar die Sitze; im Jahre 1778 kostete es dem Befehlshaber des venetianischen Geschwaders, welches die Geschenke für den Dey brachte, 6000 Thlr., um bei der Audienz sitzen zu dürfen.

Die Tribute, welche noch im Jahre 1830 bestanden, waren folgende: die beiden Sicilien bezahlten 24,000 Thlr., und ein Geschenk von 20,000 Thlrn.; Portugal eben so viel; Toscana, dem Vertrag von 1823 zufolge, keinen Tribut, aber ein Consulargeschenk von 25,000 Thlrn.; Sardinien verdankte es der Vermittlung Englands, keinen Tribut zu bezahlen, aber es machte ein beträchtliches Geschenk, so oft es einen Consul dahin sendete; Spanien befand sich in demselben Falle; England 3000 Thlr. bei jeder Veränderung des Consuls; eben so die Vereinigten Staaten und Holland, welches zu dem Bombardement von 1816 mitgewirkt hatte; Hannover und Bremen, unter dem Schutze Englands, bezahlten keinen Tribut, aber ein Consulargeschenk; Schweden und Dänemark 15,000 Thlr. jährlich in Schiffsbauholz und Kriegsmunition, 10,000 Thlr. alle 10 Jahre und 6000 Thlr. bei jedem Consularwechsel; der Dey forderte, daß dieser alle zwei Jahre statt finden sollte, und man kam überein, zwar nicht den Consul zu wechseln, aber das Geschenk zu bezahlen; Frankreich machte, trotz aller Verträge, häufige und beträchtliche Geschenke. Wenn die Tribute oder Geschenke sich verzögerten, so setzte der Dey dem Consul einen Termin fest, als ob die Elemente von ihm abhingen, und nach Verlauf derselben wurde der Consul verhaftet oder fortgewiesen. Auch den Ministern, Beamten und Vermittlern mußte man Geschenke machen, denn, wie gesagt, in diesem Lande der Erniedrigung war nur für Geld etwas zu haben.

(Schluß folgt.)

Skizzen aus London.

Das neue London mit Hinblick auf Paris.

(Schluß.)

Welchen außerordentlichen Glanz London einst darbieten wird, ist kaum zu denken. Die neue Börse, zu deren Gunsten eine Masse schöner Gebäude niedergerissen werden muß, wird nicht wenig zu der erwähnten Pracht beitragen, wenn man je glücklich genug ist, nicht in den gewohnten schlechten Styl öffentlicher Bauten zu verfallen. Nach dem Plan zu urtheilen, wird dieß übrigens nicht der Fall seyn. Das neue Parlamentshaus ist sodann der nächste Punkt des neuen Londons. Dieß Riesengebäude (ein solches ist nach der Ausdehnung des gelegten Fundaments zu erwarten) wird der Flußansicht einen eigenthümlichen Reiz geben. Die Hauptsache beider nächsten Ufer von Londonbridge bis zu Vauxhallbridge sind die Wharfs und Fabriken; wenig öffentliche Bauten ziehen das Auge auf sich, mit Ausnahme einiger Terraces und des Sommersethouse, während die ganze Ansicht durch die andern überragenden Gebäude, namentlich der Pauls- und Westminsterkirche und des italienischen Opernhauses, des Hungerfordmarket auf der linken und des alten Lambethpalastes auf der rechten Seite, ferner mit den prachtvollen Brücken und dem belebten Strome eine unvergleichlich prächtige und außerordentlich malerische genannt werden muß. Dieß Bild wird aber in hohem Grade durch das Parlamentshaus gewinnen, dessen Fronte auf den Fluß gehen wird, und nicht nach der Westminsterabtei, indem man die gerade vorstehende Westminsterhalle nicht opfern wollte und konnte. Schon diese Ansicht wird für eine Reise nach der Weltstadt entschädigen. Es steht nach dem Ausbau oder noch während des Baues des Parlamentshauses zu erwarten, daß sich weitere Neubauten gegen die Vauxhallbrücke zu, wo es an Raum nicht gebricht, anschließen werden; zugleich wartet auch eine ungeheure, unangebaute Strecke zwischen Belgrave-Terrace und der Vauxhallbrücke und gegen Chelsea zu, ein Raum, der eine der größten Städte des Continents fassen könnte, auf Häuser, welche nicht fehlen werden, sobald ein würdiger Anfangspunkt gegeben ist. Ein solcher war für Belgravesquare und die fashionable Neuwelt in London der Buckinghampalast, welcher statt des eigentlichen königlichen St. Jamespalastes wahrscheinlich wegen der außerordentlichen Unansehnlichkeit des letztern zur königlichen Residenz geworden ist. Der Adel wollte sich an die Residenz des Regenten schließen. Da nun das Parlamentshaus die eigentliche Residenz des factischen, englischen Königthums, des Parlaments, einer Masse Pairs und Deputirten (lords and commons) in einer Einheit genommen ist, so läßt sich hoffen, daß die Analogie in Nachbildung einer neuen Stadt um diesen Volksthumresidenzplatz nicht ausbleiben werde. Dann wird das eigentliche London, auch bei heiterstem Wetter von irgend einem Punkte aus gesehen, eine unübersehbare Häuserlandschaft bilden.

Die Häusermasse von Paris bildet kaum das Drittel von London; ja die Neubauten Londons allein bilden so viel als der eigentliche Kern von Paris. Genießt letztere Stadt den Ruhm der größten Continentalstadt, so darf es sich nie mit London messen, wie es denn auch kömmt, daß Paris für Reisende, welche Londons Topographie recht in Augenschein genommen haben, unmittelbar nachher gesehen, klein und unansehnlich vorkömmt. In London sind gewöhnliche Distanzen ungeheure Strecken, welche man aber bei dem Trottoirsystem selbst zu Fuß in kurzer Zeit und mit Leichtigkeit durchgeht, oder besser gesagt, durchreist, während die längsten Strecken in Paris, wovon die meisten wegen Mangel der Trottoire mit Beschwerde zu durchgehen, oder bei Regenwetter im Kothmeer zu durchwaten sind, nur als sehr kurz erscheinen. Es fehlt Paris nicht an Neubauten großer Art, zu diesen müssen selbst die Boulevards gerechnet werden, in neuerer Zeit der ganze nordwestliche Theil von Paris; diese neue Stadt ist schön, ja oft prächtig — allein nicht geräumig, gedrückt; die Straßen sind zu eng, zu kurz, zu gewunden, zu oft Winkel bildend; die Trottoire sind zwar allgemein, allein gegen Londons Trottoire genommen, höchst unansehnlich. Man sieht, es fehlte theils wirklich an Platz, theils fürchtete man sich, als würde es gebrechen, theils scheute man die Kosten; man sieht bei aller Pracht, bei allem Luxus (der so oft für ein scharfes Auge nur sehr unvollkommen, als ein potenzirter Flitter und Firlefanz erscheint), daß in Paris nicht der englische, enorme Reichthum zu Hause ist, der, von der großartigsten Solidität, es verschmäht, glänzende Lappen auszuhängen. Eine der schönsten Neubauten in Paris ist die neue Anlage in der Gegend zwischen der Seine und dem Pflanzengarten, an der Weinhalle vorbei bis nach Notre-Dame, das neue Quai St. Bernard, Valhubert, Place de l'Hôpital, Barrière de la gare mit dem Pont d'Austerlitz, de Berry, mit dem prächtigen Eingang in den Pflanzengarten, dann auf der rechten Seite mit dem Quai de la Rapée, dem Place Mazas und den anliegenden Partien, endlich der schönen Aussicht auf die Juliussäule entlang des Canals. Diese Partie ist fast englisch, Londonisch; die Trottoirs sind ähnlich, so die Straße dazwischen, die Brückendistanz erinnert an die Themse, während die obenliegenden Brücken gegen die Themsebrücken wie Stege erscheinen. Von dem Pont d'Austerlitz aufwärts ist nun der Anblick großartiger, als von irgend einer obenliegenden Brücke abwärts, da einmal die Paläste, die Tuilerien und der Louvre, zu gedrückt sich darstellen; oben fehlt dem Bilde eigentliche Großartigkeit, weil es nicht frei ist; die erwähnte untere Partie nach dem oberen Theile ist eher durch Freiheit großartiger, und wird es auch bleiben, da die Lage glücklicher Weise den Aufbau von Straßen hier verbietet. Notre-Dame hat sehr durch diese Verschönerungen gewonnen; die Kirche sammt dem Hôtel-Dieu-Spitale sind in der Rückseite ganz frei, und der ganz neue Platz hinter dem Tempel ist zu einem mit prächtigem, gußeisernem Gitter eingeschlossenen Garten oder Park umgewandelt worden. Nur mit Leidwesen versenkt man sich aus diesem schönen, freien Bezirk wieder in das weiter hinaufliegende Winkelwerk, in eine alte und veraltete Welt. In jenem neuen Bezirk herrscht doch wahre Reinlichkeit, und keine maskirte, ekelhaft luxuriöse, geschmückte Unreinlichkeit, welche, wenn der Reisende zu gaffen aufgehört, und zu sehen angefangen hat, gar bald bemerk-

bar wird. Setzte ein Zauber beide Elemente augenblicklich zusammen; welcher Abstand, welche Ungleichheit, welche specifische Verschiedenheit! Das englische China, und das französische Europa!

Der Krieg in Afghanistan.

2. Operationen gegen die Ghilzis.

Wir heben diesen Abschnitt aus Outrams Tagebuch aus nicht wegen der Wichtigkeit der Operationen, sondern weil er ein sehr anschauliches Bild des Zustandes in den Gebirgen von Afghanistan gibt, und weil die Ghilzis noch immer fortfahren die englische Armee in Afghanistan zu beschäftigen. Man sieht daraus aufs klarste, wie unmöglich es ihnen ist, einem organischen Corps zu widerstehen, aber auch wie schwer es seyn muß, in einem so constituirten Land, das in Tausende von kleinen Feudalherrschaften zerschlagen ist, Ordnung einzuführen. Doch gibt die Erzählung einige Züge, aus denen sich eine Aussicht auf einen bessern Zustand ergibt, besonders die Existenz einer ackerbauenden Classe, welche von den kleinen Gebirgsfürsten unterdrückt war, und die sich dem neuen Zustand gern anschließt. Es wird Alles davon abhängen, ob es den Engländern gelingen wird, die Clane zu zwingen sich in die Militärdienste des Schah zu begeben und sich disciplinieren zu lassen, und dagegen die ackerbauenden Gemeinden in Municipalitäten zu constituiren. Die Erfahrung der Engländer in Indien und ihre natürliche Tendenz, Communaleinrichtungen zu befördern, machen ihnen die Erreichung dieses Zwecks leichter, als jeder andern Nation, aber es wird jedenfalls das Werk langer Jahre seyn. Outram setzt seine Erzählung nach seiner Zurückkehr von Bamian so fort:

Den 21 August wurde ich für einige Zeit Macnaghten, dem englischen Residenten am Hofe des Schah, zugegeben, um eine Expedition in unruhige Gebirgsdistricte zwischen Cabul und Candahar zu leiten, wo ich die Ghilzistämme in Ordnung bringen sollte, von denen bisher noch keiner seine Unterwerfung gemacht hatte. Das Unternehmen wurde aber nothwendig bis zur Ankunft des Geldtransports aus Candahar verschoben, der erst zu Ende des Monats erwartet wurde, und bis dahin blieb ich unbeschäftigt in Cabul.

Den 25 August. Ich erhielt heute von dem Residenten meine Instructionen, datirt von heute; sie bestehen darin: „daß ich die feindlichen Chefs Mehta Musa Khan, Abdul Rahman Khan, Gul Muhammed Khan und den Mama (so genannt weil er Oheim der Sirdars von Candahar ist) absetzen und wo möglich gefangen nehmen soll, an ihrer Stelle soll ich als Gouverneur des Ghilzigebietes Mir Alem Khan, Zeman Khan und Khalil Khan einsetzen, die Bewohner von Maruf für die Vernichtung einer Karawane züchtigen und die Festungen von Hotschi Khan Kafer zerstören, im Fall sie noch in Händen seiner Anhänger wären. Gestern kam Nachricht von der Ermordung von Obrist Herring, und ich habe daher Befehl erhalten, die Thäter dieses abscheulichen Mords zu strafen, was meine Abreise beschleunigen wird. Mein Detaschement bestand aus Artillerie und einigen regulären Truppen, welche der Schah aus Indien mitgebracht hatte, und 1000 Mann unregelmäßiger afghanischer Cavallerie sollten mich ebenfalls begleiten, aber ich habe verlangt, daß man sie auf die Hälfte reducire, theils wegen der Schwierigkeit, so viele Pferde zu füttern, theils wegen der, diese Leute vom Plündern abzuhalten. Diese 500 Mann sind in kleine Partien von verschiedener Zahl abgetheilt, und stehen unter zwanzig afghanischen Chefs, welche unter dem Commando von Mohammed Osman Khan stehen, einem bedeutenden Mann, der Oheim des Königs ist.

Den 5 September. Der König gab mir heute Audienz vor dem vollen Hof, und präsentirte mir die afghanischen Chefs, welche mich auf der Expedition begleiten sollten. Er hielt eine lange Rede an sie, in der er ihnen befahl, mir unbedingt zu gehorchen, und sie warnte, an dem Schicksal von Hadschi Khan ein Beispiel zu nehmen. Hierauf nahm er mich in Begleitung von Capitän Mac Gregor in sein Privatzimmer, wo er über eine Stunde über die bevorstehende Expedition mit mir redete. Nach meiner Rückkehr vom Palast fand ich die Afghanen, welche mich baten, ihren Abmarsch um drei Tage zu verschieben. Ich wies sie an den König, und erklärte ihnen, daß ich, ob sie bereit seyen oder nicht, nächsten Tag mit der indischen Cavallerie unter Capitän Nicolson aufbrechen werde, und die Infanterie und Artillerie, sobald sie bereit seyen, direct nach Ghizni marschiren werden.

Den 7 September. Ich brach um Sonnenaufgang von Cabul nach Chariser auf, das 7¾ Meilen auf dem Wege nach Logher liegt. Ich hatte nur 500 Mann indischer Cavallerie und 100 Mann von Skinners*) Cavallerie bei mir, aber der König ließ mir versprechen, daß er die Afghanen denselben Tag nachschicken werde. Den 8. Die Afghanen sind nicht angekommen; ich setzte meinen Weg durch ein offenes Thal und auf einem guten Wege fort, 15 Meilen weit bis Mohammed Agha am Fluß Logher. Es regnete heftig. Den 9. Ich hielt, um die Afghanen zu erwarten, die aber nicht ankamen. Sirwa Khan, der Lohanichef,**) dessen Dienste ich mich versichert hatte, kam Nachmittags an. Es regnete heftig Abends und in der Nacht.

Den 10 September. In Vahus angekommen und einen Brief von dem Residenten erhalten, der mir sagt, daß es dem König und ihm zuletzt gelungen sey, die Afghanen mit „nachzutreiben," und daß sie jetzt auf dem Marsch seyen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Stockfischfang an der Küste von Neufundland soll dieß Jahr schlechter ausgefallen seyn, als man es sich je erinnert; so schreiben wenigstens die französischen Nachrichten. Ein Grund ist nicht angegeben. Vielleicht besteht er in der mehrfach bemerkten Aussicht auf einen ungewöhnlich frühen Winter, der auch den Wallfischfang benachtheiligte.

*) Obrist Skinner ist ein Angloindier, d. h. von einem englischen Vater und einer indischen Mutter abstammend. Er ist einer der wenigen dieser Classe (der man in Europa gewöhnlich eine Wichtigkeit zuschreibt, welche sie weit entfernt sind zu haben), die sich wirklich ausgezeichnet haben. Er ist Obrist eines Corps von Cavallerie in den nördlichen Provinzen von Indien, das er im mahrattischen Kriege bis auf 10,000 Mann brachte, und das als unregelmäßige Reiterei sehr gute Dienste leistete, wofür er zum Commandeur des Bathordens ernannt wurde.

**) Die Lohanis sind ein Stamm, der in Derabend im Gebiet von Peschawer seinen Sitz hat; sie sind seit Jahrhunderten die größten Kaufleute in Mittelasien, und der Handel zwischen Afghanistan und Indien ist gänzlich in ihren Händen. Sie reisen in großen bewaffneten Karawanen. Sirwa Khan ist einer ihrer Chefs, den die Engländer im afghanischen Feldzug mit seiner Karawane von Kameelen miethteten, um Gepäck und Getreide nach Candahar zu bringen. Sie nahmen ihn von da nach Cabul mit.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 287.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 October 1840.

Naturwissenschaftliche Bemerkungen über Brasilien.

VIII.

Theebau in Minas Geraes.

Der Theebau ist bekanntlich schon seit längerer Zeit unter dem portugiesischen Minister, Conde de Linhares, in der Nähe von Rio de Janeiro versucht und von Chinesen betrieben worden, welche die Regierung auf eigene Kosten holen ließ. Die erste Anpflanzung des Theestrauches geschah im botanischen Garten, wo im Jahre 1820 an 7000 Stauden in vollem Wachsthum waren. Zu gleicher Zeit wurde auch der Anbau von Thee in Santa Cruz, Provinz San Paulo, versucht, und vor wenigen Monaten sind nun auch die beiden ersten Proben von Minas Geraes eingetroffen, wo man die Absicht hat, diesen Culturzweig mit besonderer Aufmerksamkeit zu betreiben. Die Anregung zu dieser neuen Quelle der Betriebsamkeit verdankt Minas seinem Präsidenten, Bernardo Jacintho da Veiga, welcher die ersten Versuche durch den Aufseher des botanischen Gartens zu Ouro-Preto machen ließ, und ihm den Auftrag ertheilte, eine kleine Anleitung über den Theebau zu schreiben. Seit dieser Zeit werden die Stauden mit Eifer vermehrt, um Anlagen in der Nachbarschaft damit zu machen. Die ersten Proben von Minas-Thee sind an die Hülfsgesellschaft der National-Industrie (Sociedade auxiliadora da Industria Nacional) in Rio gesandt worden, und bestehen aus zwei Sorten, dem sogenannten Hyson- und Familienthee (Chá de Familia), wovon der letztere den Namen seines ursprünglichen Pflanzortes „Sacra Familia" in S. Paulo erhalten hat.

Aus diesen Proben und dem bereits in letzter Provinz gebauten Thee, dessen Ernte im vorigen Jahre auf 8400 Pfund geschätzt wurde, geht die Ueberzeugung hervor, daß dieses Gewächs in Brasilien sehr gut gedeiht, kräftig und aromatisch ist, daß man aber die dem Lande und der Beschaffenheit der Blätter zuträgliche Bereitungsweise noch nicht nach Wunsch erreicht hat. Zwar spielt jetzt der Thee von St. Paulo in Rio de Janeiro bereits keine ganz unbedeutende Rolle, und mehrere Sendungen wurden an verschiedene europäische Höfe gemacht; allein die Erfahrung hat gelehrt, daß er nach langem Aufbewahren einen Modergeruch bekommt, was beim chinesischen Thee gerade das Gegentheil ist. Man muß daher annehmen, daß die ganze Frage jetzt um die Zubereitung sich dreht, und es ist alle Hoffnung vorhanden, daß der brasilianische Thee je länger je mehr dem chinesischen sich an die Seite stellen werde. Wahrscheinlich wird der gemäßigtere Himmelsstrich von Minas Geraes dem Theestrauche zuträglicher seyn, als namentlich Rio de Janeiro, wo jetzt kaum Hände genug zum Kaffee- und Zuckerbau gefunden werden, während Minas nahe an 1,000,000 Bewohner enthält, und alle Elemente zum Theebau vereinigt. Diese Provinz, deren Umfang auf 15,000 Geviert-Leguas berechnet werden kann, ist unstreitig zu einem ausgedehnten Landbau bestimmt, und es ist keinem Zweifel unterworfen, daß sie bereits Riesenschritte darin gemacht hätte, wäre nicht bisher der Mangel an einer guten Straße nach Rio so fühlbar gewesen. Indessen ist diese Straße endlich begonnen, und 9 Leguas mögen davon fertig seyn; es ist natürlich, daß der höhere Werth des Thee's eher eine hohe Fracht ertragen kann, als der fünfmal wohlfeilere Kaffee, und andere schwer ins Gewicht fallende Erzeugnisse. Die Entfernung von Villa Rica nach Rio de Janeiro wird auf 70 Leguas berechnet. Da nun nach der bisherigen Erfahrung eine Legua Straßenbau in den Urwäldern 17,000,000, und in den Campos 13,000,000 Reis kostet, so wird man die Straße nach Rio wohl auf 1,200,000,000 Reis oder 2,640,000 Gulden anschlagen dürfen, wenn sie nicht sogar die Summe von 8,000,000 fl. erreicht.

Die Gefangenschaft in Algier. — Das moderne Algier.

(Schluß.)

Am 8 Novbr. 1839 langten wir in diesem unwirthbaren Lande an, wo so viele Spanier Gefangenschaft erlitten. Heutzutage ist der Hafen voll von europäischen Schiffen, die Verbindung mit Frankreich ist wegen der Dampfschiffe leicht und sicher, und die französischen Kriegsfahrzeuge bewachen die Küste. Die Stadt sieht einem Steinbruche ähnlich, ganz mit einem

blendenden Weiß übertüncht, die Häuser über einander gehäuft, und ungefähr von derselben Gestalt, wie die der ärmern Classen im mittäglichen Spanien. Das Feld ist schön, immer grün und angenehm, mit vielen weißen Landhäusern, meistens noch aus der Zeit der Mohren, aber dieser Anschein von Fruchtbarkeit ist betrüglich, denn nirgends habe ich Fortschritte im Landbau bemerkt, so viel Mühe und Eifer auch die neuen Colonisten anwenden; am richtigsten scheint mir dieses traurige Phänomen in den algierischen Annalen des Hrn. Pellisier erklärt.

In der Ferne sieht man das berühmte Schloß Karls V, trauriges Andenken der spanischen Unerschrockenheit: dort stellten sie ihre Batterien auf, welche nicht ohne Wirkung geblieben wären, wenn sie nicht die Elemente gegen sich gehabt hätten. Die Franzosen unternahmen ihren Angriff auf demselben Punkte im Jahre 1830 mit mehr Glück und Geschicklichkeit; dort fiel der junge Bourmont, der in dem spanischen Kirchhofe begraben ist.

Die Gassen sind so eng, krumm und finster, daß ein Europäer sich keinen Begriff davon machen kann; sie sind voll von Mauren, Arabern, Beduinen, Spahis, Kabylen, Negern und Negerinnen, Juden und Jüdinnen, und von einem Schwarm Europäer, die sich wegen ihres Schmutzes und zum Theil wegen ihrer schlechten Sitten von den übrigen Bewohnern nicht unterscheiden, denn hieher strömen alle, die nicht mehr in ihrem Lande bleiben können. Aus allen ihren Sprachen haben sie ein Gemisch gemacht, das alle verstehen, wenn nur das Geld zum Dolmetscher dient. Hier sehe ich den Ausspruch meines alten Professors der Philosophie verwirklicht; nicht alle Sprachen, sagte er, wurden beim babylonischen Thurmbau verwirrt: als allgemeine Sprache blieb noch die pantomimische, deren unentbehrliches Wörterbuch das Geld ist. Die Mohren verstehen und sprechen viele spanische Wörter, denn zu allen Zeiten gab es hier viele spanische Sklaven. Heutzutage zählt man etwa 5000 Spanier in der Stadt und 8000 in dem ganzen Gebiet der Regentschaft, ein Beweis des Nutzens, den wir bei fortschreitender Bildung aus dem Verkehr mit diesem Lande ziehen können, ohne daß wir die Auswanderung zu bedauern hätten, denn wie gesagt, hieher kommt nur derjenige, der in seinem Lande keines Bleibens findet.

Jedes Haus ist wie ein kleines Kloster; sie haben drei Eingange oder Portierstuben, wo man die Pantoffeln (babuchas) läßt, Wasserbecken, um sich die Füße zu waschen, eine breite, aber unbequeme Stiege, einen Hof und rund um denselben die Wohnstuben ohne Fenster auf die Straße, wodurch die Hitze sehr vermindert wird. Kein Mann tritt in dieselben, nur die Weiber statten sich Besuche ab, schlafen und essen miteinander ein paar Tage lang, während welcher sich selbst der Hausherr entfernt hält, um nicht den Besucherinnen zu Gesichte zu kommen. Die Fußböden und selbst die Wände sind mit polirten, bemalten Ziegeln (arubejas) bedeckt, wie man sie in Valencia und auch in Italien sieht, woher sie gekommen sind, aber sie haben sich wohl erhalten, weil sie nicht wie bei uns mit Nägeln und Klammern gemartert werden. Die Jalousien, die Thüren, Thürklammern und Gitter, alles hat eine gewisse Analogie mit dem bei uns Gebräuchlichen, und diese Uebereinstimmung findet man noch in vielen andern Dingen.

Einer der interessantesten Gegenstände sind die maurischen Kaufbuden, sie sind klein und ohne Luxus, denn die Mohren sagen, all den Luxus, den man auf einen Kaufladen verwendet, müsse der Käufer bezahlen, wodurch die Waaren nothwendig verthenert würden. Auch pflegt man nicht um den Preis zu handeln, vielleicht weil es keine weiblichen Käuferinnen gibt, und wohl auch, weil viele reiche Mohren einen Kaufladen mehr zur Unterhaltung als wegen des Gewinnes halten, denn dort empfangen sie ihre Freunde und sprechen mit vielen, denen sie nicht den Eintritt in ihr Haus gestatten könnten. Daher haben sie meist nur reinliche und angenehme Verkaufsartikel, z. B. Stickereien, Schnüre, Gummi, wohlriechende Essenzen u. dgl. Die Jasmin-Essenz gilt 80 spanische Thaler die Unze, Bisam 25 Th., Rosen-Essenz 7 Thaler. Die französischen Kaufläden sind im Gegentheil sehr zierlich, aber sehr theuer, man muß viel handeln, und daher das allgemeine Sprüchwort, daß unter allen Juden von Algier die ärgsten Juden die Christen sind.

Ich befand mich in Algier während des Ramadan oder der Fastenzeit, sie dauert 30 Tage, von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang dürfen sie weder essen, noch rauchen, noch Kaffee trinken, noch sich irgend einer Unterhaltung widmen. Sie beten beständig ihren Dreispruch (trisagio), indem sie die drei Sprüche „Es gibt nur Einen Gott," — „Gott ist groß," — „Dank sey Gott," jeden 33mal wiederholen. Ihre Rosenkränze gleichen den unsrigen, sie sind von Korallen, Ambar, Fischzähnen oder Perlen; ich sah Mohren, die eben nicht für reich galten, Rosenkränze von 60 Thaler Werth tragen. Wenn sie gähnen, bedecken sie sich den Mund, so wie wir das Kreuz machen, damit der böse Feind nicht eingehe, und wenn sie niesen, so sagen sie auch „Helf dir Gott."

Die Bäder ziehen sehr die Aufmerksamkeit der Fremden auf sich, aber sie sind schon zu oft beschrieben, als daß ich mich dabei aufhalte. Von Mittag bis 5 Uhr baden sich die Weiber, und von 6 Uhr an die Männer.

Die Moscheen, in welche nach dem Ausspruche des Propheten ehemals kein Ungläubiger den Fuß setzen durfte, kann man jetzt mit vieler Leichtigkeit besuchen, wenn man nur die Beschuhung abnimmt und ein anständiges Betragen beobachtet. Sie sind von verschiedenen Formen, mit mehr oder weniger Reichthum ausgestattet, und mit vielen Versen aus dem Koran geziert. Der Gottesdienst wird des Abends, wenn alle Welt seine Arbeit geschlossen hat, gefeiert, und besteht in Gesängen oder Psalmen aus dem Koran, ohne andere Ceremonien, als daß sie sich erheben, niederwerfen und den Boden zweimal küssen, welches jedoch so oft wiederholt wird, daß man sie in einer ununterbrochenen Bewegung sieht. Am Eingange ist eine Quelle oder Wasserbecken, wo viele sich die Füße und Arme, andere das Gesicht waschen, und noch andere trinken. Der Anstand und die Andacht ist allgemein unter Jungen und Alten, und Niemand gibt sich den Schein, die Kirchengebräuche gering zu schätzen. Es gibt zwei Secten: die Alefi (Hanefi), welche die Türken, und die Meleki, welche die Mauren be-

folgen, welche sich aber mehr in der Gesetzgebung, als im Dogma unterscheiden; daher gibt es in Algier zwei Kadi's oder Richter, einen für jede Secte, und beide in der Straße Bab el huet.

Auch die Barbierstuben sind auffallend, und erinnern an unsre alten spanischen Barbierstuben. Sie sind, wie diese, ein Unterhaltungs- und Zusammenkunftsort, und zugleich ein Kaffeehaus. Denn dieselben Geschirre und Geräthe, in welchen man das Wasser zum Bartscheren wärmt, dienen dazu, den Kaffee zu machen, und die Zeit, während man wartet, ist nicht verloren, denn da werden die Neuigkeiten erfragt, der Nächste bekrittelt, die Familiengeheimnisse ausgekundschaftet u. s. w. Die Operation des Scherens ist noch komischer als im Figaro, und die Barbierer besitzen eben die Geschicklichkeit und Laune, wie die unsrigen; man kann sie beide als Abstämmlinge „pur sang" von der arabischen Race ansehen. Man läßt sich den Kopf, die Stirne, die Arme und unter den Schultern scheren. Der Patient scheint von elastischem Gummi, und der Barbier manipulirt ihn mit der nämlichen Unbefangenheit wie bei uns.

Die Prostitution war immer erlaubt, und ist jetzt so tolerirt, daß ein Fremder schwerlich irgendwo anders mehrere und mannichfaltigere Mittel zur Ausschweifung findet. — Die mohrischen Sitten sind, so viel ich begreife, sehr ausgelassen, die Weiber und selbst die kleinen Mädchen, so viel man mir versichert hat, unterhalten in Europa nicht gestattete Zwiesprache, ein Beweis davon ist das unter dem Namen: „die Schatten des Garagus" (las sombras de Garagus) bekannte skandalöse Spectakel, mit welchem sie im Ramadan die Nächte ausfüllen, um den Abgang der Schmausgelage und Feste zu ersetzen, und welches so brutal und sittenlos ist, daß ein Europäer, ohne es gesehen zu haben, sich keine Vorstellung davon machen kann, und doch erlaubt man Kindern von 12 bis 14 Jahren demselben beizuwohnen.

Der Handel beschränkt sich bis jetzt auf die Einfuhr; die Luxusartikel sind, wie gesagt, viel theurer als in Frankreich. Die Spanier widmen sich gewöhnlich dem Landbau, dem Verkauf von Gemüsen, Früchten, Lebensartikeln und Cigarren. Die meisten sind aus den Inseln oder aus Alicante, sie besorgen ihre Landwirthschaften am besten, und haben weniger als andere auf den Gütern verloren; aber da die meisten ohne Capital, ohne Credit und ohne vortheilhaft bekannt zu seyn, anlangen, beginnen sie ihre Unternehmungen unter den widerwärtigsten Anfängen. So geht es fast allen übrigen Colonisten, und dieß ist eine der Hauptursachen des Rückstandes, in welchem der Landbau schmachtet. Von Mahon, Palma, Torrevieja und Alicante langen täglich Feluken mit Früchten, Getreide, Eiern, Oel, und selbst mit Grünspeisen an, eine Menge männlicher und weiblicher Passagiere ungerechnet, welche hier die Insel Jauja (das Eldorado) anzutreffen vermeinen, und nach kurzer Zeit elender, als sie gekommen sind, zurückkehren müssen, nicht weil das Land schlecht ist, sondern weil sie ohne Capital und vielleicht ohne Arbeit Glück zu machen hofften. Jede Woche geht ein Dampfschiff nach Toulon und alle vierzehn Tage eines nach Bona und ein anderes nach Oran; es wäre sehr vortheilhaft, eine Dampfschifffahrt zwischen Oran und Cartagena herzustellen, aber die Sanitätsanstalten, welche man bereits auch in Algier eingerichtet hat, sind das größte Hinderniß des Verkehrs.

Algier besitzt ein erst werdendes Museum der Naturgeschichte und Alterthumskunde, mit zwei Lehrstühlen der arabischen und der französischen Sprache; auch gibt es eine öffentliche Bibliothek von modernen Werken und etwa 60 Bänden arabischer Handschriften, welche gegen 800 Originalwerke enthalten, einige sehr geschätzte, andere von wenigen Blättern, meistens dichterische oder religiöse Schriften. Auch findet man in der Bibliothek mehrere Originalverträge des Dey's mit christlichen Fürsten, welche ihm die schmeichelhaftesten Titel, und unter andern den seltsamen: Muy honrado segnor (sehr ehrbarer Herr) gaben. Der Vertrag, welcher den Christen am meisten Ehre macht, ist derjenige, welchen ein spanischer Pater General der unbeschuhten Trinitarier zur Aufrechthaltung des christlichen Sklavenspitals*) abschloß.

Der Krieg in Afghanistan.

2. Operationen gegen die Ghilzis.

(Fortsetzung.)

Den 12 September. Wir sind 19¼ Meile marschirt bis zum Schloß Ali Dscha im Distrikt von Gharwar. Mit der zwölften Meile kamen wir am Fuß des Gharwarpasses an, der ¾ Meilen lang und sehr steil und schwierig ist, unendlich schwieriger als der von Kobschak. Ich blieb bis 4 Uhr Nachmittags, um zu dem Heraufbringen der Bagage-Kamele zu helfen, ließ dann 100 Reiter zurück, um die Proviant-Kamele zu beschützen, und ritt mit dem Rest der Truppen hieher, in der Hoffnung, Bachschi Khan, den Besitzer des Schlosses, gefangen zu nehmen, da er in genauer Verbindung mit der Bande steht, welche den Obrist Herring ermordet hat. Wir fanden aber leider, daß dieser Chef vor kurzem mit seiner Familie abgereist war, aber wir bemächtigten uns mehrerer seiner nächsten Verwandten, und nahmen alle seine Schlösser, fünf an der Zahl, in Besitz. Während ich an dem Paß beschäftigt war, stieß Mir Alem, einer der Ghilzi-Gouverneure, die ich einsetzen soll, zu mir; er berichtet, daß die afghanische Cavallerie morgen ankommen soll.

Den 13 September. Mohammed Osman Khan und seine Reiter sind auf dieser Seite des Gharwarpasses angekommen, bitten aber um Erlaubniß, erst morgen einzurücken, weil ihr Gepäck noch nicht passirt ist. Den 14. Die Afghanen kommen an; ich schicke 60 Reiter unter Mir Alem, um einen Theil der Bande, welche Herring ermordet hat, zu verhaften; sie sind in der Nähe von Gharka. Ich erhielt spät in der Nacht einen Bericht von Mir Alem, daß er sechs der Banditen gefangen habe. Den 15 und 16. Ich war beschäftigt, die Festungen und die Güter von Bachschi Khan den umliegenden Gutsbesitzern zu übergeben, unter der Bedingung, daß sie dieselben für den Dienst des Schahs in gutem Stand halten. Den 17. Ich schickte neun Gefangene nach Ghizni und brach bei Tagesanbruch nach dem Thal von Zurmal auf, begleitet von 250 Mann indischer Cavallerie und 400 Afghanen,

*) S. oben.

und ließ den Reſt der Truppen zurück in Charwar, um Ordnung zu halten, bis wir uns Bachſchi Khans bemächtigt hätten. Die Afghanen ſind ſehr unruhig über die Idee, in das Thal von Zurmal zu dringen, wo früher die Durranis geſchlagen worden waren; ſie ſagen, kein König von Cabul habe je gewagt, dorthin zu gehen, ohne von einer Armee begleitet zu ſeyn, ſo ſtark und kühn ſeyen die Stämme, welche dieſen Diſtrict bewohnen. Wir überſtiegen zwei Gebirgsketten und erreichten um 1 Uhr nach einem Marſch von 17 Meilen das Fort von Fatta Allah Khan. Wir hatten den ganzen Morgen große Bewegung in vielen der Feſtungen bemerkt, mit denen das Thal beſetzt iſt, ſo weit das Auge reicht, aber ich ſchickte Emiſſäre aus, um die Leute zu beruhigen, und noch vor Abend war ein freier und freundlicher Verkehr zu Stande gekommen. Sobald wir in dem Thal ankamen, ſchickte ich eine Partei Reiter unter Mir Alem, um zu ſehen, ob Bachſchi Khan ſich nicht in ein Schloß geflüchtet habe, das einige Meilen höher hinauf lag, und einem ſeiner Verwandten gehörte, in welchem Fall Mir Alem Befehl hatte, es zu blokiren und mir ſogleich Nachricht zu ſchicken. Er kam jedoch gegen Abend zurück und berichtete, daß der Flüchtling bis geſtern Abend in dem Schloß geweſen ſey, es aber in der Nacht verlaſſen habe und mit allen ſeinen Verwandten geflohen ſey, ſo daß der Platz leer ſtehe.

Den 18 September. Heute ſtieß ein Detaſchement des 16ten Regiments bengaliſcher Infanterie unter Major Mac Larea zu mir. Einige der hauptſächlichſten Familien in den Diſtricten von Zurmal und Gardaiz huldigten dem Schah, und ſchickten dazu ihre angeſehenſten Mitglieder ins Lager, welche erzählten, daß vier Tage vor unſerer Ankunft ein Circular von Mehta Muſa Khan an ſie alle gerichtet worden ſey, in welchem er ſie auffordert ſich ſämmtlich zu bewaffnen und die Päſſe zu beſetzen, um ſich ſo meinem Eindringen in die Thäler zu widerſetzen. Sie hatten ſich jedoch geweigert, ſich durch einen feindlichen Act zu compromittiren, da ſie wohl wüßten, daß unſere Truppen Niemand unterdrücken und Niemand als die Schuldigen verfolgen.

Den 20 September. Ich erhielt heute Nachricht von der Gefangennehmung von Bachſchi Khan durch die Truppen, welche ich zu dieſem Zweck im Charwar gelaſſen hatte. Den 21. Ich machte einen Nachtmarſch, um die Banditen zu überfallen, welche ſich, wie ich ausgemittelt hatte, in den Gebirgen von Indran aufhielten, 18 Meilen gegen Oſten. Ich kam mit Tagesanbruch an einer tiefen Schlucht an, den die Bande beſetzt hatte, und welche ich von der Infanterie von vorn angreifen ließ, während ich die Reiterei auf beiden Flanken herumſchickte, um ihnen den Rückzug abzuſchneiden. Da der Weg ſehr uneben und ſchwierig war, ſo hatte der Feind Zeit gefunden, ſich auf einen ſteilen Hügel zu retten, auf deſſen Rücken ſie unfehlbar entflohen wären, wenn ich nicht glücklicherweiſe ein ſehr raſches Pferd geritten hätte, ſo daß ich ihnen zuvorkommen und ſie aufhalten konnte, bis die Cavallerie ankam. Da ſie ſich vollkommen umringt fanden, fingen ſie an ſich tapfer zu vertheidigen, und hielten ſich, bis ihre Munition verſchoſſen war; wir ſtürzten uns dann plötzlich auf allen Seiten auf ſie, und zwangen ſie, ihre Waffen niederzulegen, nachdem ſechzehn der verzweifeltſten unter ihnen gefallen und andere verwundet waren. Selbſt die Weiber halfen ihnen im Gefecht, reichten den Männern Munition und warfen Steine auf unſere Leute. Unſer Verluſt beläuft ſich auf drei Sipahis und ein Pferd, und zwei europäiſche und zwei indiſche Officiere, und mehrere Gemeine wurden verwundet. Abends kamen wir mit 112 Gefangenen zurück, unter denen einige Weiber und Kinder ſind, und die mit denen, die beim Angriff gefallen ſind, die ganze Bande des Kandſchak ausmachen, ſo weit ſie beiſammen war, denn kein einziger entging uns, und ihre ganze Habe, Proviſionen, Waffen und 112 Kamele fielen uns in die Hände, deren letztere meiſtens das Zeichen der Compagnie eingebrannt haben, was beweiſt, daß ſie von der engliſchen Armee während ihres Vorrückens geſtohlen worden ſind. Den 25. Ich wählte 46 der ſchlimmſten unter meinen Gefangenen aus, die ich nach Cabul ſchickte, wo ſie ohne Zweifel im Angeſicht der Truppen wegen des Mords von Obriſt Herring erſchoſſen werden. Den 25 und 26 marſchirte ich nach Muſchkail, wo Mehta Muſa Khan war. Die empörten Chefs der Ghilji und der Führer der Fanatiker, welche die brittiſche Armee den Tag vor dem Fall von Ghizni bedrohten, kamen ins Lager und machten ihre Unterwerfung.

Den 1 October marſchirte ich nach Okeri, von wo ich die indiſche Cavallerie unter Nicolſon nach Cabul zurückſchickte, weil ſie durch Beſchwerde und Mangel an Futter für die Pferde faſt aufgerieben war; ſie wurde den 3 durch neue indiſche Reiterei, die mir General Willſhire unter Capitän Erskine zuſchickte, erſetzt. Den 4 marſchirte ich nach Dilah, das an dem großen Salzſee liegt, von dem Sultan Babur in ſeinen Memoiren redet, und deſſen Durchmeſſer ich auf etwa 12 (engliſche) Meilen ſchätze; der Ort liegt am Einfluß des Ghiznifluſſes in den See, deſſen Ufer mit Tauſenden von todten Fiſchen bedeckt war. Abends marſchirte ich noch 17½ Meile weit nach Manſur, wo wir nach Mitternacht ankamen, und unſere drei Neunpfünder, mit einer Escorte von dem 19ten Bombay-Infanterieregiment, wie wir erwartet hatten, fanden. Sie kamen aus Ghizni.

(Schluß folgt.)

Engliſche Colonialnachrichten.

Man glaubte die Eingebornen auf Vandiemensland ausgerottet, allein ſie erſcheinen wieder und ſind ſehr läſtig; man macht indeß kurzen Proceß mit ihnen. Im März d. J. hatten 58 derſelben unter Anführung eines Weißen, wahrſcheinlich eines entlaufenen Verbrechers, 115 Schafe geſtohlen. Die Eigenthümer, begleitet von vier wohlbewaffneten Dienern, ſuchten ſie auf und fanden ſie bei einem Feſtgelage, wo 14 Schafe eben gebraten wurden. Aufgereizt von ihrem Anführer, warfen ſie einen Hagel von Speere auf ihre Verfolger, und ein Gefecht begann, das mit der Flucht des weißen Anführers und zweier Schwarzen endete; die übrigen, 56 an der Zahl, wurden todtgeſchoſſen.

Port Philipp will ſich mit Südauſtralien zu einer, von Neuſüdwales gänzlich unabhängigen Colonie unter dem Namen Colonie von Auſtralia Felix vereinigen. Der Hauptgrund iſt, weil man nicht den Gewinn aus dem Landverkauf von Neuſüdwales abgeben will, das ſeine laufenden Ausgaben damit zahlt, ſtatt Emigranten damit herbeizuſchaffen.

Der Baron Thierry, welcher auf die Souveränetät von Neuſeeland Anſpruch macht, iſt kläglich geſunken, er mußte den Schutz der Beamten der uſurpirenden engliſchen Compagnie anflehen, indem eine Abtheilung Eingeborner ihn anzugreifen drohte, weil er Holzſtämme auf ſeinem eigenen Grund und Boden zum Fällen bezeichnete. Wenige Tage zuvor war der arme Baron von einem Eingebornen geprügelt worden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 288.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 October 1840.

Aphorismen aus den Verhandlungen der zehnten Versammlung der englischen Naturforscher.

Die Leiter der Versammlung haben eine neue Einrichtung getroffen, der zufolge eine Uebersicht der Arbeiten in den verschiedenen Sectionen gleich am ersten Morgen vertheilt wird, damit jedermann dahin sich begeben könne, wohin seine Neigung ihn führt. Demgemäß ist dießmal jedem Bericht der Tagssitzung einer Section der allgemeine Inhalt der vorzulesenden Memoiren vorangestellt. Der 17 Sept. war der erste Tag der Zusammenkunft und der Arbeiten in den Sectionen. In der ersten, Mathematik und Physik behandelnd, kamen an diesem Tage zwei Gegenstände vor, nämlich Prof. Powells Bericht über „strahlende Wärme," und eine zweite Abhandlung von Forbes „über Meteorologie." Der erste schließt sich an die in den „Transactions" eingerückte Abhandlung „über den gegenwärtigen Stand unserer Kenntniß von der strahlenden Wärme" an, welchen Powell im Jahre 1831/32 auf Verlangen der Gesellschaft entwarf; der dießmalige Bericht enthält somit die seit jener Zeit namentlich von Forbes und Melloni fortgesetzten Untersuchungen, welche beide über die Frage einer gleichen oder ungleichen Polarisation des Lichts uneins sind. Der Bericht wird von allen Freunden der Physik mit Begierde erwartet werden, da Professor Powell sämmtliche Untersuchungen kritisch sichtete.

Professor Forbes las seinen „Supplementarbericht über Meteorologie" nur bruchstückweise vor, da derselbe mit all den Auseinandersetzungen von Thatsachen viel zu ausgedehnt war; er enthält sehr werthvolle Nachrichten, Angaben und Vorschläge über Temperatur, Einrichtung der Thermometer, tägliche und jährliche Temperaturvertheilung der Wärme über die Erde u. dgl. Dann folgten Bemerkungen über die Isothermallinien, indem verschiedene Orte, welche eine fast gleiche mittlere Temperatur haben, eine sehr auffallende Verschiedenheit im Klima zeigen. Ein anderer Gegenstand war die Abnahme der Temperatur beim Hinaufsteigen, was hinsichtlich der Gränze der Erdatmosphäre wichtig ist; ferner Speculationen über die Temperatur des Raums, den Forbes nicht für kalt hält, wie andere Naturforscher, über die Ausstrahlung der Sonne, die Kraft der Sonnenstrahlen, die Temperatur der Erde selbst, so wie desjenigen Theils des Raums, in welchem sie sich bewegt. Schließlich sprach er sich sehr vortheilhaft über den Werth der vom Staat angeordneten Beobachtungen über die Meteorologie aus, und lobte namentlich die Observatorien von Paris, Brüssel, Petersburg u. dgl., während er den Mangel derselben in England tadelte.

Professor Whewells Bericht über die „Discussion in Betreff der Ebbe und Fluth," behandelte namentlich die Untersuchungen über die mittlere Abweichung des Monds, da dieser in einer viel speciellern Weise, als man bisher glaubte, auf Ebbe und Fluth einwirkt. Aus einer Reihe von Beobachtungen, die zu Leith, Liverpool, Bristol und Plymouth angestellt wurden, hat man Tabellen abgeleitet, welche die Höhe der Fluth zu jeder Stunde des Tags, je nach der Mondszeit, bestimmen; auch wurden Curven entworfen, welche das Steigen und Fallen der Fluth bezeichnen.

*

Hinsichtlich der zweiten Section müssen wir bemerken, daß von den fünf mitgetheilten Memoiren nur ein einziges, freilich in industrieller Hinsicht bedeutendes, von einem Engländer herrührt, alle andern von deutschen Chemikern, Schönbein, Liebig und Schafhäutl. Schönbeins Bericht betraf den eigenthümlichen Geruch, der sich bei gewissen elektrochemischen Zersetzungen ergibt. Unter den Verwilligungen des vorigen Jahrs befanden sich auch 40 Pf. für Professor Schönbein, um die Kosten seiner Untersuchungen über die Verbindung zwischen chemischen und elektrischen Erscheinungen zu bestreiten. Der Geruch entwickelt sich durch die Zersetzung von Wasser, durch zahlreiche Elektrolyten, und in großer Menge durch verdünnte Schwefelsäure. Schönbein ist der Meinung, daß der Geruch, der sich entwickelt, wenn irgend ein Körper von einem Blitzschlag getroffen wird, durch die Entbindung einer Substanz, die er Ozon nennt, entstehe, und unterstützt diese Ansicht durch die eigene Erfahrung, die er machte, als in seiner Nähe eine Kirche durch den Blitz getroffen wurde, wobei alle benachbarten Gegenstände in einen blaulichen Dunst gehüllt

waren, und ein eigenthümlich stechender Geruch den Sinn afficirte. Sollte die Existenz dieser neuen Substanz, die Schönbein mit Chlor vergleicht, nachgewiesen werden können, so muß dieß nothwendig eine sehr bedeutende Aenderung in der Wissenschaft der Elektrochemie herbeiführen.

Die nächste Abhandlung war von einem Hr. Solly „über die beste Methode, vegetabilisches Wachs zu bleichen.“ Er bewerkstelligt dieß durch reine Salpetersäure. Das Wachs wird geschmolzen, eine geringe Menge Schwefelsäure, bestehend aus einem Theil Vitriolöl und zwei Theilen Wasser, hineingegossen, einige Krystalle salpetersaures Natron hineingerührt, und das Ganze heiß erhalten. Salpetersäure entwickelt sich dann in bedeutender Menge und Reinheit auf einer großen Oberfläche, und zwar auf eine Weise, daß alle entwickelte Säure nothwendig durch das geschmolzene Wachs durchgehen muß. Diese Methode entspricht dem Zweck vollkommen, der Proceß ist wohlfeil und rasch, und der Rückstand besteht bloß aus einer Auflösung von schwefelsaurem Natron, das sich leicht beseitigen läßt.

Gregory las eine Mittheilung Liebigs über die Theorie der Zusammensetzung der Harnsäure, und gab zugleich eine Methode an, um die von Liebig und Wöhler Muriotyd, von Prout aber purpursaures Ammoniak genannte Substanz zu bereiten. Dr. Schafhäutl las eine sehr schätzbare Abhandlung über den Zusammenhang der Form mit der chemischen Zusammensetzung, worin er zeigt, daß die Varietäten des Graphits auch eine verschiedene chemische Zusammensetzung hätten.

Die letzte Abhandlung war gleichfalls von Hrn. Schafhäutl, „über eine neue Verbindung von arsenichter Säure mit Schwefelsäure,“ eine dampfförmige Verbindung, welche in den Kupferwerken zu Swansea in Südwales das eigentliche zerstörende Agens für vegetabilisches und animalisches Leben zu seyn scheint. Dieser Gegenstand muß viel Licht werfen auf mehrere Eigenthümlichkeiten bei Arsenikvergiftungen.

*

Die geologische Abtheilung förderte, wenigstens in dieser ihrer ersten Sitzung, nicht viel Besonderes zu Tage. Die Flitterwochen dieser Wissenschaft, wo man rasch Systeme aufbaute und allgemeine, durchgreifende Ansichten aussprach, sind längst vorbei, man ist an einem Schwall von schwer zu entwirrendem Detail angelangt. Ein Dr. Robb las über die geologische Gestaltung des Flusses St. John in Neubraunschweig, der das eigenthümliche Phänomen darbietet, daß er eine bedeutende Strecke oberhalb seiner Mündung 10 (engl.) Meilen breit ist, an der Mündung selbst aber nur 310 Fuß. Der Verfasser schreibt diesem Umstand in Verbindung mit dem Eindringen der Fluth die terrassenartige Formation der Ufer zu, welche in fast regelmäßigen Stufen von zwei bis drei Fuß Höhe nach dem umliegenden Lande ansteigen. Hr. Greenoough sah dagegen in dieser Formation nichts als eine Bestätigung der gewöhnlichen Beobachtung, daß ein großer Strom in seinem Laufe einen See bildet, der endlich überströmt und sich gewaltsam einen Durchweg öffnet nach einem niedrigern Boden, bis er endlich, nachdem er Flächen von verschiedener Höhe durchwandert, in die See sich seinen Ausgang bahnt; je weiter der Strom vorwärts dringt, desto kleiner wird sein Bett, indem die Wassermasse sich auf einem immer längern Wege vertheilt.

Aus einer von Hrn. Stevenson mitgetheilten Abhandlung, „über die Veränderung von Land- und Seegränzen,“ worin die geologischen Verhältnisse des Clydethals, in welchem Glasgow liegt, namentlich specialisirt sind, heben wir besonders den Umstand aus, daß in der Tertiärschichte sich Muscheln derselben Art fanden, wie man sie jetzt in den arktischen Gegenden, in der Behringsstraße und in noch nördlichern Strichen findet, woraus der Verfasser, wie auch Lyell, den Schluß gezogen, daß Nordengland einst ein viel kälteres Klima gehabt haben müsse.

Die Abhandlung eines Capitän Baddeley über die Geologie von Canada ist darum bemerkenswerth, weil sie namentlich auf den Gränzstreit zwischen England und Nordamerika Bezug hat. Neuschottland und Neubraunschweig haben nämlich viele mineralische Hülfsquellen, und der an die amerikanischen Besitzungen stoßende Theil, welcher streitig ist, soll bedeutende Kohlenlager enthalten, weßhalb Buckland die Bemerkung machte, man müsse bei der Ausscheidung darauf sehen, daß England nicht Ländereien weggebe, wo der Acre 10 bis 20,000 Pf. St. werth seyn könne, gegen Granitstriche, wo er keine 5 Shilling werth sey.

*

Die Section der Zoologie und Naturgeschichte lieferte in dieser Sitzung sehr wenig allgemein Interessantes: Dr. Lankester theilte etwas mit über die Pflanzen und Thiere, die sich in den Schwefelquellen von Yorkshire finden; ein Dr. Macdonald gab eine sehr specielle Abhandlung über den Bau der Fische, und ein Hr. Patterson brachte die schon im vorigen Jahre von Pritchard besprochene Sache, die Untersuchung der Menschenracen betreffend, wieder in Anregung, und forderte zu genauen Forschungen auf, wozu die ausgedehnten Colonialbesitzungen Englands so vielen Stoff darböten.

*

In der medicinischen Section ward vor allem der Bericht verlesen über die „Bewegungen und Töne des Herzens.“ Die Versammlung hatte nämlich einem Dr. Clendinning 25 Pf. zu Versuchen ausgesetzt. Der Gegenstand eignet sich nicht zur weitern Anführung hier, so wenig als der zweite über die Functionen der Lymphdrüsen (conglobate glands). Um so interessanter ist eine dritte Abhandlung „über die Verbreitung contagiöser Fieber, die Gesetze derselben und die Art, wie sie von einem Individuum dem andern mitgetheilt werden.“ Bei dem starken Vorherrschen von Fiebern in Glasgow, bemerkt der Verfasser, glaubte man, es fänden sich hier Ursachen der Ungesundheit, die an andern Orten Großbrittaniens nicht vorhanden seyen. Dieß ist aber nicht der Fall, sondern der Grund, weßhalb die in Glasgow herrschende Epidemie stets mit neuen Opfern genährt wird, liegt in dem fortdauernden Hereinströmen von Fremden und Armen aus andern Gegenden, wo contagiöse Fieber selten herrschen, und die deßhalb um so leichter der Krankheit unterliegen. Der Typhus herrscht in England nicht

so allgemein, wie in Schottland und Irland, weil im erstern Lande für die Armen regelmäßig gesorgt wird, und die Kranken in die Spitäler gesendet werden, so daß die Ansteckungskraft in den meisten Fällen aufhört, ehe sie entlassen werden. Die größere Armuth und die Bettelei, die in Schottland und Irland gestattet ist, sind eine Hauptursache der Verbreitung contagiöser Fieber, aber Armuth und Entblößung erzeugen die Krankheit nicht von selbst. Die Länge der Zeit, während welcher das epidemische Fieber herrschend ist, bis dahin, wo die Krankheit ausgewüthet hat, ist ein Punkt von großer Wichtigkeit. Aus vieljährigen Beobachtungen ergibt sich, daß die Krankheit in sporadischer Form 10 bis 15 Jahre, in epidemischer zwei Jahre dauert. Das Gleiche hat man bei den Pocken vor der Einführung des Impfens bemerkt, und dasselbe findet noch jetzt in Bezug auf die Masern und den Scharlach statt, nur ist die Fortdauer der letztern in sporadischer Form weit kürzer, weil die Kinder einander in den Schulen viel häufiger anstecken. Armuth und Entbehrung allein erzeugen das Fieber nicht; im schottischen Hochland, welches seit der Veränderung in den Gesetzen über das Salz und seit dem Aufhören des Kelpbrennens *) immer tiefer verarmt, finden sich jetzt 150,000 Personen, die Unterstützung brauchen; die Noth ist entsetzlich und noch immer im Steigen, dennoch ist der Typhus in ihren feuchten, elenden Wohnungen selten, kommen sie aber in die großen Städte, wo in den elenden Wohnungen der Armen die ansteckenden Fieber fast unaufhörlich herrschen, so werden sie schnell von der Krankheit ergriffen, und sterben, oder bringen oft die Krankheit in ihre Dörfer. Die Mittel, welche der Verfasser dagegen vorschlägt, sind die gewöhnlichen: Reinigung und Ventilirung der Häuser, Trennung der Kranken, Bäder u. s. w.; um aber diese Krankheiten auszurotten, müßte die Regierung eine medicinische Polizei mit verantwortlichen Inspectoren einrichten. Ein Dr. Black bemerkte, daß in Manchester, dessen Bevölkerung so rasch wie die in Glasgow zunehme, bei weitem weniger Fieber herrschten, weil die Häuser auf einem weitern Raume zerstreut, die Straßen breiter, die Reinlichkeit größer sey, das Volk mehr animalische Nahrung zu sich nehme, und weniger Branntwein trinke.

(Schluß folgt.)

Bettler in Frankreich.

Nach den statistischen Berechnungen Hrn. Villeneve-Bargemonts beträgt die Zahl der Bettler in Frankreich 198,000, nämlich 40,000 alte Leute, 52,000 Kranke oder Verstümmelte, 76,000 Kinder und 30,000 arbeitsfähige Männer und Weiber. Im Durchschnitt hat Frankreich auf 166 Menschen einen Bettler, aber das Verhältniß wechselt von einem Departement ins andere sehr bedeutend, denn während in den einen nur auf 5 bis 600 Menschen ein Bettler kommt, muß man in den schlechtesten Departements auf 30 bis 50 Einen rechnen. (Echo du Monde Savant vom 5 October.)

*) Eine Asche aus verschiedenen Arten Seetang.

Der Krieg in Afghanistan.

2. Operationen gegen die Ghilzis.

(Schluß.)

Den 5 marschirte ich nach Feluzi, 12 Meilen, den 6 erreichte ich Killehi Murgha, ein Fort von Abdul Rahman Khan, dem ersten Chef der Ghilzi, dessen Vater dem Schah Zeman die Krone von Cabul streitig machte und Cabul mit 50,000 Mann zu Pferd und zu Fuß belagerte; er selbst hatte unsere Armee während des Marsches von Candahar nach Ghizni sehr belästigt. Wir überfielen ihn in seiner Festung, die gut gebaut ist, eine starke Citadelle und einen Wassergraben hat, und von Schah Schudscha während seiner ersten Regierung zweimal umsonst belagert worden war. Abdul Rahman hatte jedoch dießmal fliehen wollen, und vor unserer unerwartet schnellen Ankunft seine Frauen und Reichthümer weggeschickt und nur 80 Reiter bei sich behalten. Ich wollte bis auf den nächsten Tag warten, um die Festung zu nehmen, weil dann meine Cavallerie hinlänglich ausgeruht haben würde, um die übrigen Rebellen (den Mama und Goru), deren Forts in der Entfernung eines forcirten Marsches von Killehi Murgha lagen, zu überfallen, während sie uns mit der Belagerung von Abdul Rahman beschäftigt glauben würden, der uns ihrer Meinung nach eine Zeitlang beschäftigen müßte. Ich befahl daher dem Major Mac Larea, sich mit der Bewachung des Schlosses zu begnügen, und er nahm Abends seine Maaßregeln, um eine Flucht in der Nacht zu verhindern, indem er es mit 500 Mann Cavallerie umgab, zwei Compagnien Infanterie unter Obdach und 600 Fuß vom Thor entfernt hielt, und ihnen befahl, sich zu formiren und anzunähern, sobald die Garnison Anschein mache, herauszukommen.

Gegen Sonnenuntergang eröffnete der Feind sein Feuer gegen unsere Vorposten, wobei Lieutenant Jeffrey verwundet wurde, und dieß dauerte bis 11 Uhr Abends, ohne daß wir einen Schuß thaten. Dann brachen die Belagerten plötzlich heraus, an unsern Vorposten vorbei, und da unglücklicherweise die Cavallerie keinen Befehl erhielt, sich zu nähern, so brachen sie durch unsere Vorposten, zerstreuten sich und flohen in jeder Richtung. Es war so finster, daß die Piquets Freund nicht von Feind unterscheiden konnten, und so entkamen sie alle. Sobald Lärm wurde, ritt ich weg, begleitet von den Reitern, die ich unterwegs traf, und nahm die Richtung, welche man mir als die der Flüchtigen bezeichnete, aber in Folge der gänzlichen Finsterniß war alles umsonst. Ich erfuhr später, daß drei der Frauen von Abdul Rahman und seine Schwester, welche an Dost Mohammed verheurathet ist, mit ihm flohen. Er hatte erwartet, daß der benachbarte Khan der Tirki, welcher versprochen hatte, seinen Stamm ins Feld zu bringen, sich mit ihm vereinigen werde, und in dieser Hoffnung hatte er beschlossen, zu warten bis an den Abend, wo wir ankamen, in der Absicht, einen Ausfall zu machen, wenn der Khan, dessen Truppen sich auf einige Tausend Mann belaufen sollen, in unserem Rücken ankäme und uns angriffe. Allein diese Illusion verschwand bald, denn der Khan der Tirki war von mir gewonnen, und gegen Sonnenuntergang hatte Abdul Rahman den Verdruß, seinen vermeintlichen Freund in unserem Lager einrücken zu sehen.

Den 7 und 8 war ich beschäftigt, die Festung zu zerstören, was durch Minen unter der Citadelle, den Thürmen und dem Thorweg vollständig geschah. Ich ritt Abends den 8 in das Lager von General Willshire in Heiderkail, 20 Meilen entfernt, und obgleich ich nur von

zwei gemeinen Ghilzi begleitet war und ich viele dieser verschiedenen Stämme durchritt, so ließ man mich überall passiren. Dieß ist ein Beweis, wie sehr diese unruhigen Stämme in Ordnung gebracht worden sind,*) und wir haben auch kürzlich die Folgen unserer heilsamen Strenge bemerkt, indem unser Vieh ungestört weiden kann, und unsere Leute sich vom Lager entfernen können, während zur Zeit des Marsches der Armee das Vieh unfehlbar gestohlen und unsere Leute ermordet worden wären. Es war tiefe Nacht, als ich im englischen Lager ankam, und die meisten Officiere waren im Bett, aber ich ließ den Stab aufstehen, um zu verlangen, daß morgen Halt gemacht werde, damit ich von hier aus gegen den Mama operiren könne, im Fall er in seinem Fort aushalte. Die Flucht von Abdul Rahman hatte dieß weniger wahrscheinlich gemacht, aber ich hatte doch die Hoffnung, daß Emissäre, die ich bei ihm habe, ihn dazu bringen werden, auszuhalten.

Den 9. Wir haben die erwarteten Nachrichten noch nicht erhalten, und daher keine Bewegung gemacht. General Willshire läßt mir Detaschements aller Waffen von seinem Corps, während er selbst seinen Marsch fortsetzt. Den 11. Meine Truppen unter Mac Larea sind angekommen, und zugleich Nachricht, daß der Mama und Gorn unmittelbar auf die Nachricht von der Flucht Abdul Rahmans auch geflohen sind, ich bin daher heute mit Maaßregeln beschäftigt, ihrer habhaft zu werden. Ich hoffe, dieß durch den Gebirgsstamm der Naziri durchzusetzen, mit deren Chef ich in gutem Verständniß bin, und welche die Gegend im Besitz haben, welche die Rebellen durchziehen müssen, wenn sie, wie man versichert, sich in den Pendschab flüchten wollen. Ich habe auch den Sikhs in Dera Ismail Khan Nachricht gegeben, und sie gebeten, die Gefangenen zu bewachen, im Fall sie in ihre Hände fallen sollten. Ich schicke nun Mac Larea und die Afghanen des Schah nach Cabul zurück, sie sollen den Weg über Mokur nehmen, um dort die Mörder des Lieutenants Inverarity, der im Mai in Candahar ermordet wurde, in Verhaft zu nehmen. Ich marschirte vom 12 bis 17 nach Spezianni, wo ich das Lager um 1 Uhr mit Detaschements von Cavallerie, Artillerie und Infanterie verließ, um den Barakzistamm von Maruf zu überfallen, welcher im Mai eine indische Karawane geplündert und grausam behandelt hatte. Ich kam mit Tagesanbruch an den hauptsächlichsten Dörfern an, ritt mit der Cavallerie voraus und umringte die Dörfer, ehe Jemand hatte entgehen können. Ich verhaftete Abu Khan und Dschafar Khan, die Chefs des Stammes, mit ihren Leuten, und sie gaben Zeugniß gegen die übrigen Thäter, welche ich unmittelbar in ihren Dörfern mit einigen Reitern überraschte und verhaftete. Ich übergab die Gefangenen der Infanterie, und ritt quer durch das Thal nach Maruf, das wegen des Marsches der Armee von Willshire einige Tage zuvor geräumt worden war. Zu meinem Erstaunen fand ich, daß es die stärkste Festung war, welche wir bis jetzt in dem Lande gefunden hatten, mit doppelten Thoren, einem Graben, starken Thürmen u. s. w., und sich gegen das ganze Material der Bombay-Armee hätte halten können.

Den 18. Ich schickte die Artillerie und die Dragoner zurück, und blieb mit den Sappeurs, das Fort zu zerstören, was auch vor Nacht durch Sprengen der Thorwege und Hauptthürme vollständig geschah. Ich schickte neun Gefangene nach Candahar und ließ die übrigen frei, und schickte Macan und seine Truppen, die von Candahar zu mir gestoßen waren, und deren ich nicht bedurfte, zurück, so daß jetzt keine von des Schahs Truppen mehr bei mir sind. Den 20 bis 25 marschirte ich nach Gakarek; der Weg ging diese drei Tage durch eine Reihe von Bergen, welche eine so phantastische Form hatten, daß man sie für ein Meer, das während eines Sturms petrificirt worden wäre, halten könnte. Den 24 und 25 nach Toba, einem Schloß von Hadschi Khan Kaker. Die Garnison hatte auf unsere Futterpartien geschossen, ich nahm daher zwei Kanonen und zwei Compagnien Europäer, um das Thor einzuschießen und zu stürmen, aber wir fanden den Platz völlig verlassen. Der größte Theil der Garnison war mit ihrer Habe vor einigen Tagen geflohen, und hatte nur einige Mann zurückgelassen, welche sich ebenfalls flüchtig machten, ehe wir ankommen konnten. Das Fort war zu unbedeutend, als daß es der Mühe werth gewesen wäre, es zu zerstören. Den 26 bis 28 marschirten wir nach Surkar, wo wir aus dem Gebirgslande, welches wir seit vierzehn Tagen durchzogen, herauskamen. Am Ausgangspaß steht ein großes Schloß von Hadschi Khan, das ich recognoscirte, um es zu nehmen, sobald die Truppen nachkämen, im Fall es besetzt wäre. Da es leer stand, zogen wir vorbei, ich hörte aber im Laufe des Tages, daß eine Partei von Hadschi Khans Cavallerie unser Gepäck bedroht habe, und kehrte daher um, ihr Nest zu zerstören. Den 29 vernichtete ich das Fort von Grund aus, und sprengte jede Bastion, Thor und Außenwerk, und kehrte Abends wieder um. Die Bewohner des weiten Thales hörten von der Zerstörung mit großer Freude, denn das Schloß beherrscht den Strom, der ihre Felder wässert, und die Garnison konnte sie nach Belieben des Wassers berauben, und hatte sie so gänzlich in ihrer Macht; sie hatte auch seit der Verhaftung ihres Chefs Hadschi Khan sich großer Excesse gegen ihre friedlichen Nachbarn schuldig gemacht. Den 31 kam ich mit der Armee von Bombay in Quetta an.

*) Darin beträgt sich Outram, denn es verginnen nicht sechs Monate, als eine neue noch stärkere Expedition als die seinige unter Obrist Wallace von Cabul aus gegen die Ghilzistämme geschickt werden mußte. A. d. U.

Miscellen.

Port Essington. Viele Nachrichten über das Gedeihen dieser Ansiedlung und der daria angelegten Stadt Victoria sind bereits nach Europa gelangt. Ein solider, von einer kleinen Batterie überragter Molo mit einigen hübschen Häusern im Hintergrunde gibt der Ansiedlung von der See aus ein ziemlich imponirendes Ansehen, und es soll auch hauptsächlich der Zweck seyn, den Malayen (welche hauptsächlich wegen des Tripangfanges in diese Seestriche kommen) eine günstige Meinung von der Niederlassung einzuflößen, da der Erfolg derselben so sehr von ihnen abhängt. Der Schreiber dieser Nachricht, Lieutenant Stokes, derselbe, der den großen Strom auf der Nordwestküste Australiens entdeckte, meint, wenn der Commandant von Port Essington mit den Eigenthümlichkeiten der malayischen Nation so bekannt wäre, wie dieß Sir Stamford Raffles gewesen, so würde Port Essington bald ein zweites Singapur seyn.

Preisfrage der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften in Paris. Diese Preisfrage lautet folgendermaßen: 1) Welches sind die gegenwärtig gebräuchlichen Arten der Verleihung und Pachtung des Bodens in Frankreich. 2) Was sind die Ursachen der Verschiedenheit der Pachtweisen und der Veränderungen, die sie erfuhren. 3) Welchen Einfluß hat jede dieser Verpachtungsarten auf die Blüthe des Ackerbaues. (Diese Fragen sind namentlich für Frankreich, wo noch das Metayersystem in so weitem Umfange vorherrscht, von großer Bedeutung.) (Echo du Monde Savant. 5 Oct.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 289.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 October 1840.

Allgemeine Ansicht des Kaukasus. *)

Fern gegen Osten hin liegt ein schönes Land, von dem schon Herodot, der Vater der Geschichte, uns Wunderdinge erzählt, aber noch bedeckt dasselbe der mystische Schleier, der vor 2000 Jahren es den Augen der Griechen und Römer entzog. Die wunderbarsten Mythen, welche in Griechenland bedeutungsvoll mit der Religion verbunden waren, wurden in den Kaukasus und die nördlichen und südlichen Abhänge dieses Riesengebirges versetzt. Prometheus stahl von dort aus den Göttern das Feuer, und wurde daselbst an einen Felsen geschmiedet. Die große Zauberin Medea lebte in Kolchis, südwestlich am Kaukasus, und der berühmte Tempel der Diana, wohin Iphigenia entführt wurde, stand auf der Küste Abchasiens, vielleicht auch in der Krim. Hin nach den östlichen Küsten des schwarzen Meeres führte Jason seine Heldenschaar, um, wie die Mythe sagt, das goldene Vließ, welches sein Vetter Phrixus in Aea am Phasis aufgehängt hatte, als sein Erbe zurückzufordern. Nicht, wie der französische Reisende Dubois de Montpéreux versichert, im mittelländischen Meere, und nicht an den italischen Küsten haben wir die Irrfahrten des schlauen Odysseus zu suchen, sondern im schwarzen Meere und an seinen unwirthlichen Ufern. Dort wohnen die Lästrigonen, die heutigen Tscherkessen, ein Räubervolk, noch jetzt, wie der Name deutlich aussagt. In Kolchis müssen wir die Zauberin Circe suchen, und die Schlammvulcane der Halbinsel Taman waren für Homer und seine Zeit der Kocytus und Acheron, die ersten Flüsse, welche zur Unterwelt führten und das Reich des Neptuns begränzten. Nicht weniger wunderbar werden uns die Länder zwischen dem kaspischen und schwarzen Meere geschildert von den Reisenden der letzten drei Jahrhunderte, und wenn Chardin, Tournefort und Reineggs auch nicht mehr von Anthropophagen (Menschenfressern) erzählen, so gab es doch hinlänglich Kopfabschneider, welche jene ersetzten. Ja der heutige Name: Tscherkessen, soll im türkischen Wegabschneider oder Räuber bedeuten, und somit hätten die Bewohner jener Gegenden sich um nichts geändert; dieselbe Rohheit hat sich Jahrtausende erhalten.

Wenn schon an und für sich bei solchen Umständen es für einen fühlenden Menschen nicht allein betrübend, sondern sogar schmerzlich ist, so muß die Trauer um ein Bedeutendes erhöht werden, wenn man jene Länder in Wüsten verwandelt sieht, wo Millionen von Menschen friedlich neben einander wohnen könnten, wo die Natur in solcher Ueppigkeit waltet, daß man nach der Bibel die Bezeichnung des Paradieses, wo Milch und Honig fleußt, hier in Anwendung bringen könnte. Eine glückliche Lage zwischen zwei Meeren, die fruchtbarsten Thäler, die üppigsten Ebenen, die kräuterreichsten Matten in den Bergen, ein mildes, freundliches Klima, das sind die Prädicate der Länder am Kaukasus. Und anstatt daß die Kaukasier, zufrieden mit den Vortheilen, welche ihr Vaterland ihnen darbietet, in Ruhe die kurzen Tage ihres Lebens genießen, verachten sie alles, was Ruhe verlangt und gibt, und kühn, wie die Berge ihre Spitzen hinauf in die Wolken senden, stürzen sie sich südlich und nördlich auf die friedlichen Bewohner der Ebenen, überall sengend und brennend, das Panier des Todes mit sich tragend, und eben so schnell als sie kamen, verschwinden sie wieder in ihren Schluchten, sich jeder Rache entziehend. Und doch war dieß das geringste der Uebel, was die Bewohner der südlichen Abhänge des Kaukasus, vorzüglich Grusiens und Armeniens betraf. Alle Jahrhunderte verließ ein Stamm der Türken jenseits des kaspischen Meeres ihre sandigen Wüsten und überschwemmten zunächst das angränzende Persien, und gleich einer Lawine sich weiter wälzend, wurden sie von den reichen Ebenen des Kur und Rion gelockt und brandschatzten die Bewohner. Ja selbst aus hohem Norden kamen finnische und scudische oder scythische Völker, und verdrängten die Bewohner der fruchtbarsten Gegenden nördlich am Kaukasus. Aber selbst damit waren die Geißeln jener Gegenden noch nicht geendet. Alle westasiatischen Herrscher, die fanatischen Chalifen, die Chane der Tataren, die Sultane der Seldschuken, die Chane der Turkomannen vom schwarzen und weißen Hammel, die Herrscher Persiens und der Türkei stritten sich wechselsweise über die Oberherrschaft der Länder südlich am Kaukasus, und verwandelten ein Paradies in eine Wüste. Unter solchen Umständen vermochte auch nie die Cultur nur Wurzel zu fassen, und man begreift die Möglichkeit der Rohheit der Kaukasier.

*) Aus einem noch ungedruckten Werke Professor Kochs in Jena.

Bevor ich ein Volk, dessen Geschichte in der neuern Zeit großes Interesse erregt hat, selbst beschreibe, sey es mir erlaubt, den Isthmus, dem Tscherkessien gehört, etwas näher zu betrachten.

Ein ungeheures Gebirge, welches seit den ältesten Zeiten den Namen Kaukasus bei allen Völkern der Vor- und Jetztwelt führt, durchzieht ihn: bei Anapa, westlich vom schwarzen Meere, als ein schwacher Bergrücken beginnend, aber sich immer mehr entfaltend, wird ihm nach einem Wege von zweihundert Meilen in Dagestan eine Gränze durch das kaspische Meer gesetzt, und er endet mit der Landzunge Abscheron, worauf das berühmte Baku, der einzige Altar der Feueranbeter liegt. Nach Norden gibt der Kaukasus nur geringe Arme, und es beginnt bald die ungeheure Ebene, welche hinauf bis an das Eismeer sich erstreckt und nur durch geringe Höhen am Don und durch die Waldai-Berge unterbrochen wird. Setzen wir den Kuban und Terek nördlich als die Gränze, so wird dadurch besonders eine Ebene eingeschlossen, welche zu den fruchtbarsten Thälern jener Gegenden gehört. Ich meine die Kabardah. Es ist gleichsam eine nur 15 Meilen breite Wiese, in der die Kräuter ihren gewöhnlich zwergartigen Wuchs verlassen haben und kühn neben unser Buschwerk sich setzen können. Stabiosen von 10 Fuß Höhe, hinter denen die räuberischen Tscherkessen mit den Pferden sich verstecken, nehmen neben so riesigen Gräsern, besonders Sacharum Ravennae, die größten Stellen ein und bestimmen den Charakter der Gegend. Eine Menge rieselnder Bache, welche aus dem nahen Gebirge kommen, bewässern die fruchtbare Ebene und weithin kann man ihren Lauf verfolgen, da beständig Bäume ihre Ufer einfassen.

Seit langer Zeit mag hier die Ferse des Menschen nicht gebaust haben. Nur hier und da findet man ein Dorf, um das herum die Felder urbar gemacht wurden, aber nichts anders als ihre beliebte Hirse tragen. Uneinigkeiten unter den Stämmen selbst, Verschwörungen gegen die russische Regierung, welche seit dem 16ten Jahrhundert ein Recht auf die Kabardah nach Urkunden zu besitzen behauptet, haben das schöne Land verödet. Heerden sind der Reichthum der Bewohner, und mit ihnen ziehen sie im Frühling tief in das Gebirge.

Der Kaukasus selbst ist ein rauhes Gebirge, was nie vermag, den freundlichen Eindruck der Schweiz zu geben, und nur einzelne Punkte vermögen mit ihr zu rivalisiren. Wenn auch die Schneelinie erst über 1000 Fuß höher beginnt, so fehlen die schönen Gletscher, welche in der Schweiz zugleich die Anfänge der vielen Bäche und Flüsse sind. Wo Wasser fehlt, da kann keine Vegetation sich zeigen, und wenn in der Schweiz die Nähe der Gletscher am fruchtbarsten sich zeigt, und die schönsten Kräuter wachsen, da ist hier die Natur todt, und nacktes Gestein erlaubt keiner Pflanze Wurzel zu fassen. Anmuthiger werden die tiefen Thäler, und überall findet man das freudige Grün der Kräuter und Gräser. Das Gebirge selbst ist mehr bewohnt als die Ebene, und seine Bewohner, ausdauernd und an Entbehrungen gewöhnt, bebauen diese Stellen oft mit Gefahr ihres Lebens.

(Schluß folgt.)

Aphorismen aus den Verhandlungen der zehnten Versammlung der englischen Naturforscher.

(Schluß.)

In der statistischen Gesellschaft kam an diesem Tage nur ein einziger Bericht vor, über den Zustand der Verbrecher in dem Gerichtsbezirk Glasgow; da die hierauf bezüglichen Angaben jedoch kein besonderes Interesse darbieten, so erwähnen wir nur einiger Vorschläge zur Abhülfe. Am meisten Veranlassung zu Verbrechen geben die Wirthshäuser und die Pfandverleiher. Die Zahl der erstern in der Stadt und den Vorstädten ist nicht geringer als 2,300, und man kann mit Zuversicht behaupten, daß drei Viertheile der Verbrechen aus Trunkenheit entstehen. Zudem sind die Wirthshäuser der niedersten Art wahre Diebshöhlen: hier werden die Plane zu Diebstählen entworfen, und die Verbindungen mit den Hehlern des gestohlenen Guts geschlossen. Der Verfasser, ein Capitän Miller, schlägt vor, die Zahl der Wirthshäuser wesentlich zu vermindern, und die übrigen unter strenge Polizeiaufsicht zu stellen. Die Stadt sollte in Districte getheilt, und jedem District nur eine bestimmte Zahl solcher Häuser gestattet werden, auch die Polizei jeden Augenblick Zutritt darin haben, was jetzt *nicht* der Fall ist, indem die Inhaber die Polizei nur in ganz besondern Umständen einlassen. Ebenso schlimm steht es mit den Pfandverleihern, deren nur 33 patentirte, aber ungefähr 400 unpatentirte bestehen. Nicht nur plündern diese die Armen und Unvorsichtigen aufs äußerste, sondern sie werden auch zu Diebshehlern, indem sie eine Menge gestohlener Waaren annehmen. Der Verfasser schlägt die strengsten und schärfsten Mittel vor, wie er denn überhaupt mit den alten englischen Ansichten von unbeschränkter Freiheit der Individuen in harten Conflict kommt. — In Glasgow wird gegenwärtig ein Zufluchtshaus für unglückliche Mädchen errichtet, um sie dadurch vor dem Elende der Prostitution zu schützen, die in einer solchen branntweintrinkenden Handels- und Hafenstadt in ihren furchtbarsten Formen auftritt. Ebenso schlägt der Verfasser ein „House of Industry" vor, namentlich um Verbrecher nach entlassener Strafzeit darin aufzunehmen, ihnen Beschäftigung zu geben, und wenn sie sich an Ordnung und regelmäßige Thätigkeit gewöhnt haben, ihnen wo möglich ein ehrliches Unterkommen zu verschaffen. Eine zweckmäßige Einrichtung dieser Art ist allerdings eines der ersten Bedürfnisse für unsern jetzigen Gesellschaftszustand. Die Vorschläge, die am Ende noch hinsichtlich der Gesundheit gemacht wurden, sind die gewöhnlichen, die man jedoch immer wieder beherzigen sollte; das Bild des Elends in manchen Wohnhäusern, wo in einem einzigen Zimmer 4 bis 14 Personen im furchtbarsten Schmutz und Elend übereinander gehäuft gefunden wurden, fordert dringend die Errichtung öffentlicher Lodginghouses, wo Arme ein stets bereites, wohlfeiles Unterkommen finden. Der Kreis der Thätigkeit und Fürsorge der Magistrate in großen Handels- und Fabrikstädten erweitert sich mit jedem Tage, und auf dem alten Lehnstuhl darf man nicht einschlafen.

In der mechaniſchen Section wurde zuerſt eine Abhandlung über Sicherheitsventile bei Dampfſchiffen vorgeleſen, da indeß keine Zeichnung dabei, und der Verfaſſer, Hr. Galline, nicht ſelbſt anweſend war, ſo wurde die Sache bei Seite gelegt. Hierauf kam die Abhandlung eines Hrn. Wallace an die Reihe über eine Methode auf Dampfſchiffen ein ausgebrochenes Feuer zu löſchen. Dieß beſteht ganz einfach darin, daß man durch Schläuche (hose) den Dampf an die brennende Stelle hinleitet, und wenn der Raum, in welchem das Feuer ausgebrochen iſt, nur einigermaßen geſchloſſen werden kann, ſo iſt das Feuer in wenigen Minuten gelöſcht. Man hatte zur Probe auf dem Boden der Caſüte eines Dampfboots naſſen Sand geſtreut, dieſen mit Eiſenplatten bedeckt, und darauf alte Pechtonnen und ähnliche brennbare Sachen zum Betrag von 4½ Centner aufgehäuft. Erſt als die Hitze ſo ſtark war, daß die Fenſtergläſer zerſprangen, wurde der Dampf hereingelaſſen und zugleich die Thüren geſchloſſen; das Feuer war in vier Minuten gelöſcht. Hr. Ruſſell, der die Abhandlung des Hrn. Wallace vorlas, gab dann noch Bericht in Betreff ſeiner eigenen Verſuche über die Condenſationstemperatur bei Dampfbooten, und drückte ſeine Ueberzeugung aus, es gebe eine Temperatur für den größten Nutzeffect, die ſich leicht berechnen laſſe; verfahre man hienach, ſo werde ſich eine bedeutende Krafterſparniß ergeben. Zwei Abhandlungen über die Erwärmung und Ventilation der Gebäude, von Ritchie, und „über große Holzbrücken, mit beſonderer Beziehung auf Eiſenbahnen“ laſſen ſich hier nicht näher ausführen.

Das Obige ſind die Auszüge aus einem einzigen uns bisher zugekommenen Journale — das Athenäum iſt zufällig ausgeblieben — über die Verhandlungen dieſer Geſellſchaft, die jedoch noch keineswegs geſchloſſen ſeyn können; indeß fand ſchon am Montag (21 Sept.) eine Verſammlung der Generalcommittee ſtatt, worin beſchloſſen wurde, daß im folgenden Jahre die Zuſammenkunft zu Plymouth ſtattfinden ſolle. In einer Abendſitzung las Hr. Murchiſon eine von ihm und Major Sabine verfaßte Ueberſicht der allgemeinen Fortſchritte der Aſſociation vor, worauf wir ſpäter zurückkommen werden.

Die kaiſerlichen Luſtſchlöſſer bei Petersburg.

V. Die kaiſerlichen Luſtſchlöſſer auf den Newa-Inſeln.

Zu den ſchönſten Punkten der Reſidenz, wo die Natur ihr reiches Füllhorn ausgeſchüttet hat, gehören die noch im engern Bezirk der Stadt im Norden derſelben liegenden Inſeln, die von den Newa-Armen kurz vor dem Ausfluſſe des Stromes in den Golf gebildet werden. Wir finden dort einige kaiſerliche Paläſte, die von herrlichen Promenaden und hübſchen Landhäuſern umgeben ſind. Wie mit Liebesarmen umfängt ſie der getheilte Lauf des majeſtätiſchen Fluſſes, in deſſen klaren Wellen ſich die dunkelgrünen Kronen der Bäume abſpiegeln. Der Duft der Blumen und Blüthen ſchwebt in der ſommerabendlichen Luft, und die im hohen Norden eigenthümliche lange Dämmerung des Julius, wo Aurora, ohne zu verſchwinden, die Nacht durchleuchtet, wirft auf die anmuthigen Ufer ein magiſches Licht, das von keinen Dünſten und Nebeln getrübt iſt.

Indem wir unſere Wohnung im Newski-Proſpect verlaſſen, begeben wir uns über den Senatsplatz an Falconets großartiger Reiterſtatue Peter des Großen vorbei über die lange Schiffbrücke nach dem regelmäßigen und elegant gebauten Stadttheile Waſili-Oſtrof und von dort über eine zweite Brücke nach dem St. Petersburg'ſchen Stadttheile, dem älteſten der Reſidenz. Von da führt uns eine dritte Brücke nach der Apotheker-Inſel, wo ſich der botaniſche Garten befindet, und eine vierte nach Kamennoi-Oſtrof, womit wir unſere Inſelbeſuche beginnen.

Kamennoi-Oſtrof (Steininſel), früher das Eigenthum des Kanzler Beſtuſchef-Rumin, nimmt die Spitze des durch die beiden Arme der Newka (Theile der Newa), der ſogenannten großen und kleinen Newka, gebildeten Winkels ein. Der genannte erſte Beſitzer dieſer Inſel verwandte viel auf ihre Verſchönerung, indem er mehrere mit Granit ausgelegte Canäle ziehen ließ und den noch jetzt exiſtirenden Garten im altfranzöſiſchen Geſchmack anlegte. Ebenſo erbaute er das auf einem anmuthigen Punkte an dem Ufer der großen Newka belegene ſteinerne Palais von einem Erdgeſchoße und zwei Etagen. Als der damalige Großfürſt Paul Petrowitſch — nachmaliger Kaiſer Paul I. — Beſitzer von Kamennoi-Oſtrof wurde, fügte er zu dem Palais noch mehrere Nebengebäude, welche die Orangerie, Ställe u. ſ. w. enthalten, ſo wie auch das hinter dem Garten liegende Invalidenhaus für Matroſen dieſem Monarchen ſeine Entſtehung verdankt. Dann ward zwiſchen dieſem und dem Garten eine kleine ſteinerne Hofkirche, dem heiligen Johannes dem Täufer geweiht, erbaut, neben welcher zu Lebzeiten Pauls — des kaiſerlichen Großmeiſters des Ordens — er die Malteſerritter begraben ließ. — Kaiſer Alexander liebte Kamennoi-Oſtrof und brachte hier gewöhnlich die letzten Sommermonate zu, während er zur Zeit der größten Hitze in dem von der kühlen Seeluft durchwehten Peterhof wohnte. Unter dieſem Kaiſer entſtand auch das an der weſtlichen Spitze dieſer Inſel, dicht an der Brücke, die nach Jelagin führt, belegene Theater, in welchem jetzt noch die franzöſiſchen und deutſchen Hofſchauſpieler während des Sommers wöchentlich einige Vorſtellungen zu geben pflegen. Einen höchſt zierlichen Schmuck dieſer Inſeln bildet die Menge der reichen Privatperſonen gehörigen Datſchen. Verſchieden, wie die Laune ihrer Beſitzer, geſchmückt mit den lachendſten Farben, aus Holz gebaut, leicht wie das luſtige Palais einer Fee, ſcheinen ſie faſt aus dem grünen Boden hervorzuwachſen, auf dem ſie ſtehen. Kein einförmiges Syſtem herrſcht in ihrer Architektur vor: Italien, Frankreich, England, Holland oder China haben das Modell geliefert, und ſo ähnelt dieſe pittoreske Verbindung dem Inbegriff der Phantaſie aller dieſer Völker. — Eine Brücke in der Nähe des Palais führt von der Inſel hinüber nach dem kareliſchen Feſtlande, nördlich von der Newa, wo man ſogleich in den herrlichen, großen Stroganof'ſchen Garten gelangt, und dann die niedlichen, an den Ufern der Tſchornaja-Retſchka (ſchwarzes Flüßchen), die ſich in die Newa ergießt, gelegenen Dörfer Nowaja- und Staraja-Derewna (neues und altes Dorf) beſucht, in welchen ſich während des Sommers viele Familien der Reſidenz anſiedeln, und von hier aus Partien nach dem nahen Finnland mit ſeinen Seen und Granitgebirgen zu machen pflegen. — Eine andere Brücke bei dem erwähnten Theater führt nach der Inſel Jelagin hinüber.

Jelagin, kleiner als ihre benachbarten Schweſtern, liegt zwiſchen der Inſel Kreſtofski und dem Feſtlande im Norden der Hauptſtadt, unterhalb Kamennoi-Oſtrof, ſo daß man an der Weſtſpitze den Golf überblickt, und hat ihren Namen von einem ihrer letzten Beſitzer, nach-

dem sie, so wie sie in verschiedene Hände überging, auch ihren Namen wechselte, und früher Mischanskoi, dann Melgunof hieß. Jetzt der regierenden Kaiserin Alexandra Feodorowna gehörend, ist die Insel durch die Sorgfalt ihrer fürstlichen Besitzerin zu einem wahren Feensitz umgestaltet. Ein mit der blendendsten Pracht ausgestattetes Palais im italienischen Geschmack erhebt sich an der Ostspitze des Eilands, nördlich die Aussicht nach dem erwähnten schönen Stroganof'schen Garten und der Umgebung des Festlandes offen lassend, westlich aber von den geschmackvollsten Parkanlagen umgeben. Alle Hauptalleen des Parks laufen bei dem Schlosse zusammen und gewähren Durchblicke nach dem nahen Meere, die, besonders bei Sonnenuntergang, ein wahres Zauberbild darbieten. Jene solide Pracht, die das Aeußere des Palais zur Schau trägt, findet man auch im Innern, mit Ausnahme der kaiserlichen Wohngemächer, die eben so anziehend durch ihre einfach eleganten Decorationen sind. — Die lachenden Bosquets des Gartens, seine Blumenpavillons, die dichtbelaubten Bogengänge und schönen reinlichen Sandwege, die in bunten Farben schimmernden Treillagen, welche einzelne Partien des Parks umzäunen, und dann die spiegelhelle Newa, die rasch ihre Wellen dem nahen Meere zu rollt, dessen Wogen kosend den Fuß der Insel küssen, machen Jelagin zu einem bezaubernd freundlichen und zugleich süße Schwermuth erregenden Orte. — Wenn der Hof sich in Jelagin befindet, was sehr oft geschieht, so spielen die Musikchöre der Garderegimenter in den das Palais umgebenden Parkanlagen, gewöhnlich versteckt in den Bosquets, und nichts gleicht einem solchen Sommerabende, wo sanfte und rauschende Melodien aus den Gebüschen hervor den Spaziergänger umtönen. Man ahnt in dieser Umgebung nicht die Nähe eisiger Regionen, es ist, als ob eine gütige Fee uns mit einem Zauberworte nach den Ufern der Brenta versetzt hätte, wo ein azurner Himmel sich über uns wölbt und sürlich laue Lüfte die dämmernde Nacht durchhauchen. — Jelagin ist zudem vorzugsweise der Sammelplatz der eleganten Welt, und so dürfte die anmuthige Stimmung, die dieß Wundereiland auf den Besuchenden ausströmt, selten durch die freilich kräftig heitere, doch auch oft an das Unzarte streifende Volkslust verscheucht werden. — Das kaiserliche Paar hat eine solche Vorliebe für die Insel, daß auch selbst im Winter der Hof sich hier zu heiteren Festen versammelt, bei welchen auch die in Rußland so beliebten Rutschberge nicht fehlen. Selbst die Kaiserin liebt dieß Vergnügen, und oft sah ich sie auf kleinem Schlitten, den gewöhnlich der Großfürst-Thronfolger als gewandter Cavalier lenkte, von den haushohen Eisbergen auf die weite Spiegelfläche des Stromes hinabfliegen.

Südlich gegenüber von Jelagin winkt uns die Insel Krestofski, die freilich keinen kaiserlichen Palast besitzt, dennoch aber einen so freundlichen Charakter zeigt, daß wir auch sie noch zum Schluß unserer Inselfahrt besuchen. Ihre Länge beträgt sechs Werst, die Breite eine Werst, so daß sie an Größe ihre prachtvolle Schwester Jelagin, deren Länge nur ungefähr zwei Werst ausmacht, übertrifft. Ein altes Eigenthum des Grafen Rasumofski, gehört sie seit dem Anfange dieses Jahrhunderts dem Fürsten Bielofelski-Bielozerski, welcher auf ihr, unfern von einer am nördlichen Ufer gelegenen Kirche, ein Jagdschloß, umgeben von einem Walde, besitzt. Freilich finden wir auf Krestofski nicht jene anmuthigen Bosquets von Jelagin, wo die Kunst einzelne graciöse Partien von Eichen, Buchen und Akazien emporwachsen ließ, wo sich alle Arten der Baumgewächse von dem dunkeln Grün der Tanne bis zu der bleichen, zitternden Birke zu einem harmonischen Ganzen vereinigen; wir finden hier nicht jene mit feinem Sande ausgestreuten Alleen, nicht die von Schwänen durchzogenen Bassins, nicht jene eleganten Gebäude, die allmählich hinter Bäumen und Blumen hervortreten und wieder verschwinden. Hier nehmen uns weite Tannenwälder auf, in deren Dunkel zerstreute russische Hütten liegen und lange, ausgehauene Wege uns den Meerbusen mit seinen schwellenden Segeln und brausenden Wellen erblicken lassen. Die Aussicht nach Norden wird auch hier wieder von dem Stroganof'schen Garten, der mit seinen hohen Baumgipfeln auf dem Festlande hervorragt, begränzt. — Von dem südlichen Ufer der Insel tönt uns froher Volksjubel entgegen. Es erhebt sich dort, gegenüber dem St. Petersburg'schen Stadttheile, auf dessen äußerster Spitze dicht an dem Flusse eine elegante Villa der Naryschkin'schen Familie liegt, ein geschmackvoll gebautes Gasthaus mit allen seinen Vergnügungsrequisiten: Schaukeln, Rutschbergen, Kegelbahnen u. s. w., das fast ausschließlich von Deutschen und zwar von den in Petersburg angesessenen reichen Handwerkern dieser Nation besucht wird, und wo sich das heitere, deutsche Volksleben in seinen Spielen und Genüssen charakteristisch zeigt. Einige Zeit verweilen wir in der fröhlichen Menge, von der Mancher bei seinem Punsch und Tabak sich lebhaft in die ferne Heimath zurückdenken mag. Dann, indem wir das lärmende Treiben verlassen, suchen wir die stillere, von der nahenden Nacht dunkelnde Waldeinsamkeit auf, in die von dem nahen Jelagin die Musik herüberklingt oder ein nationeller Volksgesang in schwermüthigen Accorden von einer vorübergleitenden Gondel heraustönt. So führt uns allmählich der Weg zu dem russischen Dorfe, das außerhalb des Waldes auf dem westlichsten Ufer der Insel liegt. Wir leben im Julius. Es ist Mitternacht, aber während noch am westlichen Horizont das letzte Abendroth glüht, färbt den östlichen schon eine schwache Röthe, die nahende Morgensonne verkündend. Golden glänzen von dem schimmernden Lichte die gekräuselten Wellen des Golfs; ein zauberisches Halbdunkel lagert sich auf Wald und Flur, und erfrischend kühlt der Hauch des Wogenreichs die vom Tage noch erhitzte Atmosphäre. — Nur mit Mühe reißt man sich von dem schönen Schauspiele los, um in die großartige Residenz zurückzukehren.

Gallische Münzenkunde. Lelewel, der auch schon durch sein Werk über die Münzenkunde des Mittelalters gezeigt, was er in diesem Fach zu leisten vermag, wird demnächst ein Werk, betitelt: „Numismatische und archäologische Studien: gallischer Typus," herausgeben. Es ist dieß das erstemal, daß die gallische Numismatik die Ehre einer besondern Behandlung erhielt; 275 Münzen sollen abgebildet werden. Die meisten wurden in Savoy oder auf anderen Punkten des alten Nervierns gefunden. (Echo du Monde Savant vom 5 October.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 117 u. 118** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Samuel Taylor Coleridge. — **Rosmonda d'Inghilterra.** (Fortsetzung.) — Victor Hugo's Strahlen und Schatten. (Schluß.)

Zu den Monatsmonat durch den Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes vierteljährlich 1 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 4 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 117 u. 118.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

15 October 1840.

Samuel Taylor Coleridge.

Einer der Männer, welche auf den Zustand, oder vielleicht richtiger, auf die Entwicklung der höhern geistigen und philosophischen Bildung in England den bedeutendsten, von beinahe allen Parteien anerkannten Einfluß ausüben, ist der vor einigen Jahren verstorbene, dem deutschen Publicum hauptsächlich nur als Dichter und als Uebersetzer von Schillers Wallenstein bekannte Coleridge. Auch in England selbst wird erst seit neuern Zeiten sein philosophischer oder allgemeiner Einfluß allgemeiner gewürdigt und anerkannt; er selbst äußerte noch in seinen spätern Jahren: „In England bin ich nur ein armer Dichter, aber ich bin ein großer Philosoph jenseits des atlantischen Meeres;" dafür aber liest man jetzt selten einen Aufsatz, welcher die geistigen Entwicklungen und Strebungen Englands in neuern Zeiten zum Gegenstand hat, worin nicht Coleridge als einer der wichtigsten Agitateren im philosophischen Sinn, als Vater einer Menge neuer Ideen und Impulse rühmend genannt, und dem Studium empfohlen würde. Ein streng ausgeführtes metaphysisches System hat Coleridge, hierin dem englischen Genius treu, nicht gegründet; er blieb Synkretist und Elektiker, jedoch mit so viel Scharfsinn, Tiefsinn, Gemüth und Phantasie, daß er manchem Sohne Altenglands, der zur Fahne des gemeinen Menschenverstandes geschworen, als ein nicht minder transscendenter Mystiker und Phantast erscheint, als nur irgend ein deutscher Philosoph einem Deutschen. Unter den Deutschen wäre er vielleicht einem Lessing, Hamann und Herder zu vergleichen, von welchen allen er jedoch auch wieder sehr verschieden ist. Wir geben im Nachstehenden einige Auszüge aus einem größern Artikel über Coleridge in der London and Westminster Review, dem Organ der philosophischen Radicalen, worin der merkwürdige Mann nicht minder als von den Wortführern anderer Parteien und Farben gepriesen wird, obgleich er, früher ein schwärmerischer Anhänger der französischen Revolution, und der enthusiastische Verkündiger einer Pantisokratie, nachmals zu ganz conservativen Grundsätzen überging und im Interesse der Tories schrieb. Dem Aufsatz ist ein Verzeichniß von verschiedenen Schriften Coleridge's vorgesetzt, aus deren Titel man schon die Vielseitigkeit seiner Empfänglichkeit und seiner Studien ersehen kann. Außer einem „literarischen Nachlaß," in vier Bänden von seinem Sohn herausgegeben, „Proben aus seinen Tischgesprächen," einer „Biographia literaria, oder biographische Skizzen meines literarischen Lebens und meiner Ansichten," sind verzeichnet: „Ueber Verfassung von Kirche und Staat, nach der Grundidee beider;" „Laienpredigten. 1. Des Staatsmanns Handbuch." 2. „Selig seyd ihr, die ihr an allen Wassern säet." Ferner: „Winke zur Beherzigung bei Bildung eines männlichen Charakters, auf die Grundlagen der Klugheit, der Moral und der Religion; veranschaulicht durch Auszüge aus unsern ältern Theologen." Endlich: „Der Freund; eine Reihe von Aufsätzen, zum Behuf der Bildung fester Grundsätze in der Politik, der Moral und Religion, mit eingestreuten literarischen Belustigungen."

Wir lassen nunmehr die Auszüge folgen.

„Der Name Coleridge's ist einer von den wenigen englischen Namen aus der Gegenwart, die wahrscheinlich immer öfter werden genannt und die Symbole wichtigerer Dinge werden, im Verhältniß als das innerliche Treiben und Streben des Zeitalters sich mehr und mehr in äußerlichen Thatsachen bethätigt. Bentham ausgenommen, hat kein Engländer neuerer Zeit eine so tiefe Spur seines Einflusses auf die Ansichten und geistigen Strebungen derjenigen unter uns zurückgelassen, welche ihr praktisches Leben und Handeln durch philosophisches Nachdenken zu erleuchten und aufzuklären bestrebt sind. Wenn es wahr ist, wie Lord Bacon behauptet, daß die Kenntniß der speculativen Ansichten der jungen Männer zwischen zwanzig und dreißig Jahren die Hauptquelle politischer Prophezeyung ist, so wird die Erscheinung Coleridge's sich durch nicht unbedeutende noch zweifelhafte Spuren in der künftigen Geschichte unsers Vaterlands manifestiren; denn Niemand hat mehr als er zur Bildung

der Ansichten derjenigen jüngern Männer beigetragen, von welchen man überhaupt sagen kann, daß sie Ansichten haben.

Der Einfluß Coleridge's, so wie der Benthams, erstreckt sich viel weiter als nur auf solche, welche die Eigenthümlichkeiten seiner religiösen oder philosophischen Ueberzeugung theilen. Er ist der große Erwecker des Geists der Philosophie in diesem Lande innerhalb der Gränzen traditioneller Ansichten gewesen. Er war, beinahe in eben dem Grade wie Bentham, der große „Infragesteller alles Bestehenden;" denn einer, der etwas in Frage stellt, muß nicht nothwendig ein Feind seyn. Durch Bentham mehr als irgend einen sind die Menschen dazu geführt worden, sich selbst bei jeder alten oder angenommenen Meinung zu befragen: ist sie wahr? und durch Coleridge: was ist der Sinn und die Bedeutung davon? Der eine nahm seinen Standpunkt **außerhalb** der hergebrachten Meinung, und überschaute sie als ein ihr völlig Fremder; der andere betrachtete sie gleichsam von innen, und suchte sie mit den Augen eines daran Gläubigen anzuschauen, zu entdecken, durch welche augenfällige Thatsachen sie zuerst erzeugt, und durch welche Umstände sie bisher immer glaubhaft erhalten worden sey und sich den aufeinanderfolgenden Geistern als eine treue Auslegung ihrer Erfahrung dargestellt habe. Bentham sprach einen Satz als wahr oder falsch an, je nachdem er mit den Resultaten seiner Forschungen übereinstimmte oder nicht, und fragte nicht sehr sorgfältig darnach, was mit einem Satze gemeint seyn sollte, wenn er augenscheinlich das nicht enthielt, was ihm als Wahrheit erschien. Bei Coleridge dagegen galt schon der Umstand, daß eine Lehre von denkenden Menschen geglaubt, von ganzen Nationen oder Generationen angenommen worden war, als ein Theil des zu lösenden Problems, als ein zu erklärendes Phänomen. Und da Benthams kurze und bequeme Methode, Alles auf selbstsüchtige Motive von Aristokratien oder Priestern oder Gesetzgebern oder sonst einer Classe von Betrügern zurückzuführen, einen Mann nicht befriedigen konnte, der so viel tiefer in das Verwickelte menschlicher Intelligenz und Gesinnungen blickte, betrachtete Coleridge die lange oder umfassende Geltung irgend einer Ansicht schon als ein Argument, welches dafür spreche, daß sie nicht gänzlich falsch seyn könne; daß sie, für ihre ersten Urheber wenigstens, das Ergebniß eines Bestrebens seyn müsse, etwas in Worten auszusprechen, was für sie mindestens eine Realität hatte, wenn auch nicht für die Masse derer, welche seitdem die Lehre als eine Tradition angenommen. Gemäß dieser Verschiedenheit in den Gesichtspunkten der beiden Philosophen und der starren Anhänglichkeit eines jeden an den seinigen, war zu erwarten, daß Bentham immerdar die Wahrheit verfehlte, welche in den traditionellen Ansichten liegt, und Coleridge diejenige, welche außerhalb derselben liegt und ihnen widerspricht. Aber es war auch zu erwarten, daß jeder viel finden, oder finden lehren werde, was der andere verfehlte.

Es ist kaum möglich von Coleridge und seiner Stellung unter seinen Zeitgenossen zu sprechen, ohne auf Bentham zurückzukommen; sie stehen mit einander im Verhältniß durch zwei der stärksten Beziehungen: durch Aehnlichkeit und Contrast. Es wäre schwer, zwei Männer von hervorragendem philosophischem Talent zu finden, die einen schärfern Gegensatz zu einander bildeten. Man vergleiche ihre Art und Weise, einen Gegenstand zu behandeln, und man möchte sie für Bewohner verschiedener Welten halten. Sie scheinen kaum Einen Grundsatz, kaum Eine Prämisse gemeinsam zu haben. Jeder sieht kaum etwas anderes, als was der andere **nicht** sieht. Bentham würde Coleridge mit einem eigenthümlichen Grad jener gutmüthigen und launigen Verachtung betrachtet haben, womit er alle von der seinigen abweichenden Arten zu philosophiren ansah. Coleridge würde wahrscheinlich bei Bentham eine Ausnahme gemacht haben von der umfassenden und freisinnigen Würdigung, die er (sehr zur Empfehlung seiner Weise zu philosophiren) den meisten ausgezeichneten Denkern angedeihen ließ, von welchen er abwich. Aber die Gegentheile sind, wie die Logiker sagen, nur: quae in eodem genere maxime distant; was in derselben Gattung am weitesten von einander absteht. Die beiden Genannten trafen darin zusammen, daß sie die Männer waren, welche am meisten in ihrem Zeitalter und in ihrem Lande durch Beispiel und Lehre die Nothwendigkeit einer Philosophie einschärften. Beide machten es zu ihrer Aufgabe, Meinungen und Ansichten auf Grundsätze zurückzuführen; beide nahmen keinen Satz für wahr, ohne seine Basis zu untersuchen und sich zu vergewissern, daß er die seinem Wesen gemäße Art und Stufe von Klarheit und Deutlichkeit besitze. Beide anerkannten, daß die gesunde Theorie das einzige Fundament für gesunde Praxis ist, und daß, wer die Theorie verachtet, mag er sich welche Miene von Weisheit geben als er will, doch nur ein Quacksalber ist. Wenn man ein Buch zusammenstellte, enthaltend das Beste, was je gesagt wurde über die handwerksmäßige Schule in der Politik und über die Unzulänglichkeit dessen zu praktischen Zwecken, was die rein praktischen Leute Erfahrung nennen, so ist schwer zu entscheiden, ob eine solche Sammlung mehr von Bentham oder von Coleridge aufzunehmen hätte. Auch stimmten sie zusammen in der Erkenntniß, daß die Grundlage aller andern Philosophie in der Geistesphilosophie zu suchen ist. Diese Grundlage tief und stark zu legen, und einen entsprechenden Bau darüber aufzuführen, war die Aufgabe, der sie ihr Leben widmeten. Zwar gebrauchten sie meist verschiedne Materialien; aber da das Material beider wirkliche Beobachtungen, das ächte Product von Erfahrungen war, so wird sich am Ende finden, daß die Resultate beider nicht einander feindlich entgegengesetzt sind, sondern einander ergänzen. Wer die Prämissen beider bewältigen, und die Methoden beider verbinden könnte, der wäre im Besitz der gesammten englischen Philosophie seiner Zeit. Coleridge pflegte zu sagen: jeder sey ein geborener Platoniker oder Aristoteliker; in ähnlicher Weise kann man behaupten: jeder Engländer der jetzigen Zeit sey implicite ein Benthamist oder ein Coleridgeianer; er habe eine Anschauungsweise der menschlichen Dinge, die als wahr erwiesen werden könne nur nach den Grundsätzen Benthams oder Coleridge's. In Einer Beziehung freilich ist die Parallele mangelhaft. Bentham verbesserte das von ihm angenommene philosophische System so und führte es so aus, daß er seinen Nachfolgern beinahe als dessen Begründer galt,

während Coleridge, obgleich er dem von ihm gelehrten System solche Spuren seiner Eigenthümlichkeit aufdrückte, wie man nicht anders es erwarten kann von einem Mann von so originellem Geiste, doch in allem Wesentlichen seiner Lehre nur der spätere Nachfolger der großen Deutschen der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war, und ihm die ausgezeichnete Reihe ihrer französischen Schüler und Erklärer zur Seite ging. Daher ist Coleridge, obgleich für den Engländer der Typus und die Hauptquelle dieser Doctrine, doch mehr nur der Schöpfer der Gestalt, worin sie unter uns auftrat, als der Lehre selbst.

Die Zeit ist noch fern, wo bei Würdigung Coleridge's und seines Einflusses auf die Geistesbildung unsrer Zeit irgend Einstimmigkeit erwartet werden dürfte. Als Dichter hat er bereits die ihm gebührende Stelle eingenommen, unter den großen, ja, wenn man mehr die Kraft als die wirklichen Leistungen in Anschlag nimmt, unter den größten Dichtern Englands. Aber als Philosoph — kaum erst ist die Classe von Denkern aufgetreten, von welchen er beurtheilt werden kann. Das beschränkte philosophische Publicum dieses Landes ist noch zu ausschließlich getheilt in solche, denen Coleridge und die von ihm verkündigten oder vertheidigten Ansichten Alles, und solchen, denen sie nichts gelten. Ein großer Denker kann erst richtig gewürdigt werden, wenn seine Gedanken in Geister eingedrungen sind, die sich in einer verschiednen Schule gebildet; wenn sie in Einklang und Berührung gebracht sind mit andern wahren und wichtigen Gedanken; wenn der lärmende Conflict von Halbwahrheiten, die einander mit Erbitterung auszuschließen suchen, zur Ruhe gekommen, und wenn man gefunden hat, daß Ideen, welche unvereinbar mit einander schienen, nur gegenseitiger Einschränkungen bedürfen. Diese Zeit ist für Coleridge noch nicht gekommen. Der Geist der Philosophie in England, wie der der Religion, ist noch seiner tiefsten Wurzel nach sectirerisch; conservative Denker und Liberale, Transscendentalphilosophen und Bewunderer von Hobbes und Locke betrachten einander als außerhalb des Bereichs philosophischen Verkehrs stehend, und sehen beiderseits die Speculationen der Gegner als behaftet mit einem Grundfehler an, der alles Studium derselben, ausgenommen zum Behuf der Polemik, nutzlos wo nicht schädlich und verderblich macht. Ganz verkannt wird die große Wahrheit, welche von den Philosophen auf dem Continent eingesehen wird, von der Wichtigkeit sich bekämpfender Denkweisen, bei dem dermaligen unvollkommnen Zustand der socialen und der Geistes-Wissenschaft, die doch, wie man dereinst fühlen wird, in der Speculation, als einander gegenseitig beschränkende Kräfte und Factoren ebenso nothwendig sind wie in der Politik."

„Jeder, der die Menschen und die Gesellschaft studirt, und der das erste Erforderniß zu einem so schwierigen Studium: das lebhafte Bewußtseyn von dessen Schwierigkeiten, besitzt, weiß wohl, daß die hauptsächlichste Gefahr nicht so sehr darin besteht, daß man das Falsche für das Wahre, als darin, daß man einen Theil der Wahrheit für die ganze Wahrheit nimmt. Bei allen wichtigen Controversen haben meist beide Theile Recht in dem, was sie Positives behaupten, aber Unrecht in dem, was sie läugnen; es gibt immer zwei sich bekämpfende Denkweisen, die eine bestrebt, der theilweisen Wahrheit einen zu großen, die andre, ihr einen zu kleinen Raum zuzugestehen; und die Geschichte der Meinungen ist in der Regel ein Schwanken zwischen diesen Extremen. Jedes Uebermaaß in der einen Richtung zieht eine entsprechende Gegenwirkung hervor, und der Fortschritt besteht nur darin, daß die Oscillation jedesmal weniger weit vom Mittelpunkt sich entfernt, und eine immer steigende Tendenz sich kund gibt, endlich in der richtigen versöhnenden Mitte zur Ruhe zu kommen. Nun ist, nach unserer Ansicht von der Sache, die deutsch-Coleridge'sche Lehre das Resultat einer solchen Reaction. Sie bezeichnet die Empörung des menschlichen Geistes gegen die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts. Sie ist ontologisch, weil die letztere erfahrungssüchtig; conservativ, weil jene neuerungssüchtig war; religiös, weil jene in so vieler Beziehung ungläubig; concret und historisch, weil jene abstract und methaphysisch; poetisch, weil jene handgreiflich und prosaisch war. In jeder Beziehung ist sie das gerade Gegentheil von ihrer Vorgängerin; aber gemäß dem oben bezeichneten Gesetz des Fortschrittes ist sie weniger extrem in ihrer Opposition, läugnet sie weniger das Wahre in der von ihr bekämpften Lehre, als dieß bei früheren philosophischen Reactionen der Fall war, und namentlich weit weniger als die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts, die bei ihrem Triumph über das ihr vorangegangene System, ihren Sieg auf eine so merkwürdige Weise mißbrauchte."

Der Verfasser geht sodann über zur Charakterisirung der zwei vornehmsten Erkenntnißsysteme, desjenigen, welches alle Erkenntnisse aus sinnlichen Wahrnehmungen, aus der Erfahrung ableitet, und desjenigen, welches angeborne Ideen behauptet; „von dem erstren System," fährt er fort, „weicht Coleridge mit den deutschen Philosophen seit Kant, und den meisten englischen seit Reid, lebhaft und entschieden ab. Er nimmt für den menschlichen Geist ein Vermögen in Anspruch, innerhalb gewisser Gränzen das Wesen und die Eigenschaften der „Dinge an sich" zu erkennen. Er unterscheidet im menschlichen Geist zwei Vermögen, die er in der von den Deutschen entlehnten technischen Sprache: Verstand und Vernunft nennt. Jener urtheilt über die Phänomene, oder das Erscheinende an den Dingen, und bildet daraus Generalisationen; der letztern kommt es zu durch unmittelbare Anschauung Dinge wahrzunehmen und Wahrheiten zu erkennen, welche für die Sinne nicht zugänglich sind. Diese Perceptionen sind zwar nicht angeboren und hätten ohne Erfahrung nie in uns geweckt werden können, aber sie sind keine Copien von dieser; die Erfahrung ist nicht ihr Prototyp, sondern nur die Gelegenheit, wodurch sie unwiderstehlich dem Geist zum Bewußtseyn gebracht werden. Die Erscheinungen in der Natur erwecken in uns, vermöge eines inhärenten Gesetzes, Ideen von jenen unsichtbaren Dingen, welche die Ursachen der sichtbaren Erscheinungen sind, und von deren Gesetzen diese Erscheinungen bedingt sind; und wir erkennen dann, daß jene Dinge vorher existirt haben müssen, um die Erscheinungen möglich zu machen; gerade wie wir (nach

einer von Coleridge häufig gebrauchten Veranſchaulichung) ſehen, ehe wir wiſſen, daß wir Augen haben; aber wenn wir dieß einmal wiſſen, dann erkennen wir auch, daß das Auge vorher vorhanden ſeyn mußte, um uns das Sehen möglich zu machen. Unter die Wahrheiten, die ſo a priori erkannt werden durch Vermittlung und aus Gelegenheit der Erfahrung, aber nicht ſelbſt Gegenſtände der Erfahrung, rechnet Coleridge die Fundamentallehren der Religion und Moral, die Grundſätze der Mathematik, und ſelbſt die letzten Geſetze der phyſiſchen Natur; dieſe können, ſeiner Behauptung nach, nicht durch Erfahrung bewieſen werden, obgleich ſie nothwendig mit ihr übereinſtimmen müſſen; und ſie würden uns, wenn wir ſie vollſtändig kennten, in Stand ſetzen, alle Beobachtungen zu erklären, und alle noch unbeobachteten Erſcheinungen vorauszuſagen."

(Fortſetzung folgt.)

Rosmonda d'Inghilterra.

(Fortſetzung.)

Der König beklagt, das Unglück nicht ungeſchehen machen zu können, aber die Stunde ſey gekommen, wo er ſie mit dem heiligſten Namen nennen werde, wo ſie erfahren ſolle, wer er ſey. Erſtaunt fragt ſie, ob er ſich denn nicht Alfredo nenne? „Was gilt ein Name Liebenden?" verſetzt er, und ſucht ſie auf die Entdeckung eines Geheimniſſes vorzubereiten, deſſen Ahnung ſchon ſie mit Angſt erfüllt, während er zugleich von ihr die ſüßeſten Verſicherungen vernimmt, daß ſie ihn ganz um ſeiner ſelbſt willen gewählt und geliebt, weil er dem Traum ihrer Seele entſprochen habe. Im Augenblick wo Arrigo entzückt über ihre Betheurungen ihr zuruft: „Komm' und umarme deinen..." tritt (Scene 5) Tebaldo auf mit den Worten: „Was machſt du?" zieht ihn bei Seite, und gibt ihm den Brief des engliſchen Geſandten zu leſen, die Nachricht enthaltend, daß er bereits im Namen des Königs Hand und Treue Eleonoren zugeſagt; in Oxford könne ſie der König ſofort ſehen. Arrigo ahnt Verrath, weil ſein Bote nicht zu rechter Zeit angekommen; Tebaldo aber ſucht ihm dieß auszureden, heißt ihn ſich faſſen und ſeine Gemüthsbewegung vor der ihn beobachtenden Rosmonda verbergen. Dieſe nähert ſich, ängſtlich fragend, was dem Geliebten zugeſtoßen. Arrigo, bleich, ohne ſie anzuſehen, antwortet, daß er ſogleich nach Oxford abreiſen müſſe, aber bald zurückkehren werde. Rosmonda bittet ihn, die Aufklärung ihres Schickſals, die er begonnen, zu vollenden, aber er beſchwört ſie, ihn nicht weiter darum zu fragen. Auf ſein „Lebewohl!" verſetzt ſie, in der bangſten Ahnung:

Grauſames Wort,
Mit Schau'r erfüllſt du mich. Geh! fliege! kehre!..
Du biſt nicht mehr bei mir.. ich ſteh' vor dir...
Du ſiehſt mich nicht... fern ſchweift ſchon dein Gedanke,
Der meine muß dir folgen ſtets. Alfredo,
Wünſchſt du mein Glück: verbirg den böſen Namen,
Werd' ich nur dein! doch nicht vergiß, daß immer
Spät deine Rückkehr war für meine Sehnſucht.
Sag' dir dein Herz, wie ich dich hier erwarte.

Zweiter Act. Erſte Scene. Tebaldo, allein zurückbleibend, lieſt jetzt den Brief, welchen ihm Eleonora zugeſchickt. Sie mahnt ihn darin an die Wohlthaten, die er von ihr empfangen, und fordert ihn, zur Bethätigung ſeiner Dankbarkeit, auf, dem Ueberbringer des Briefs Einlaß in das Schloß zu verſchaffen, damit er mit der bereuenden Rosmonda ſprechen könne. Sie hege Hoffnung, daß er ihre Wünſche und Plane fördern und die Tochter zu ihrem Vater zurückführen werde; Tebaldo aber ſolle verſteckt die Unterredung belauſchen und ihnen keine Hinderniſſe in den Weg legen. Tebaldo bedenkt ſich über dieß Anſinnen; der fremde Krieger hat in ſeinem Weſen eine geheime Traurigkeit, einen drohenden Schmerz... Arrigo würde einen Verrath ſeines Vertrauens aufs furchtbarſte rächen. Endlich beſchließt er: der Fremde ſolle mit dem trauernden Mädchen ſprechen; wenn er in ſeinen Reden etwas Gefährliches finde, wolle er ihn von ſeinen Kriegern niederhauen laſſen, und dem eiferſüchtigen Liebhaber ſeinen Verrath als eine That der Treue darſtellen.

Zweite Scene. Rosmonda, allein, hängt ihren ängſtlichen Zweifeln und Ahnungen nach in Bezug auf den wahren Namen ihres Geliebten, der in der Offenbarung ſeines Geheimniſſes unterbrochen worden. Da ſieht ſie einen Fremden, in franzöſiſcher Tracht, ſich ihr in dem ſtreng verbotenen Garten nähern... eine Vermuthung ſteigt in ihr auf, daß ſie vielleicht durch ihn etwas von ihrem Bruder erfahren könnte, über deſſen Schickſal ſie ſeit langem nichts mehr gehört.

Dritte Scene. Edmondo Clifford und Rosmonda. In dieſer umfangreichen Scene erforſcht Edmondo die Geſinnungen ſeiner Schweſter, der er ſich erſt am Ende zu erkennen gibt, indem er ihr, die er nicht zu kennen ſich anſtellt, zuerſt den Tod ihres Bruders erzählt, der von Arrigo's Hand in Frankreich gefallen ſeyn ſoll. Rosmonda reißt auf dieſe entſetzliche Nachricht hin den Geliebten aus ihrem Herzen; aber wie ſie dann von dem Fremden erfährt, daß ihr Vater, daß ihr Bruder noch lebe, wie ſie in ihm ſelbſt dieſen Bruder erkennt, da wird ihr Herz wieder umgewandelt, ſie beſinnt ſich, daß ihr Geliebter (deſſen wahrer Name noch nicht ausgeſprochen worden) eben im Begriffe geſtanden, ihr ſeinen Namen zu bekennen und ſich mit ihr zu vermählen, und nur ſchwer entſchließt ſie ſich, dem Zureden des Bruders Gehör zu geben und ihm zu ihrem Vater zu folgen. So bereiten ſie ſich zur Flucht, Edmondo entſchloſſen, falls man ihre Flucht verhindern wollte, zuerſt ſie und dann ſich mit einem Dolch, den er bei ſich führt, zu tödten. Tebaldo läßt ſie fliehen, will ihnen aber ungeſehen folgen, ihnen einen Hinterhalt legen, und verläßt ſich auf den Zufall, den Schutzgeiſt der Frevler. Einige Stellen aus dem Geſpräch Rosmonda's und Edmondo's mögen hier folgen. Der Fremde ſtaunt über die Pracht des Gartens; doch:

Wo Andere bewundern, heg' Verdacht ich
Und ſuriſche.

Rosmonda.

Und aus welchem Grund? Vielleicht
Haßt hier..

Edmondo.

Die unglückſel'gen Sachſen hat
Hinweggebannt aus den luſtvollen Thälern
Normann'ſche Grauſamkeit; die flücht'ge Klage
Findet kein Echo im unfruchtbarn Wald,
Denn an die Stelle niedrer Hütten drängt
Sich der Paläſte Schmach. Und einer wohl
Birgt hier in dieſer ſtolzen Einſamkeit
Die Opfer ſeiner ſünd'gen Luſt.

Rosmonda.

Was ſagſt du?

Edmondo.

Die Wahrheit, Mädchen; doch ſie ſchauet Gott,
Die Rache findet ſie, und dann waſcht Blut
Die Schande ab; du zitterſt?

Rosmonda.

Allzufeindlich
Biſt du fürwahr den Mächtigen geſinnt.

Edmondo.

Ach! laſſe deines Weſens trübe Milde
Mich hoffen, daß du voll Erbarmen Thränen
Habeſt für die Beſiegten; daß du oft
Verlaſſend deinen ſtolzen Wohnſitz, eileſt
Verſchleiert, tröſtend, dahin wo man weint.

Rosmonda.

Ein Sachſe biſt du wohl?

Edmondo.

Nein! Eines Freund
War ich, der vor des ſtolzen Unterdrückers
Grauſamem Uebermuthe floh.

Rosmonda.

Und der?

Edmondo.

War ein vornehmer Britte, doch unglücklich;
In mancher Schlacht des Bürgerkrieges folgt' er
Der blut'gen Fahn', bevor die Stunde kam,
Welche den Sieg entſchied; Arrigo's Sache
Begünſtigte der Himmel... Du lebſt, Mädchen,
Gemächlich hier, und er, der flücht'ge Freund,
Mußt' oft abkämpfen einen kalten Stein
Den wilden Thieren, ſein geächtet Haupt
Darauf zu legen.

Rosmonda.

Hatte keinen Vater
Denn der Unglückliche?

Edmondo.

Verbündet war
Der Grauſame mit den Normannen; doch
Des Vaters Haupt ſoll keine Schmähung treffen!
Beſtraft ward, hart genug, er.

Rosmonda.

Und der Sohn?

Edmondo.

Vom Haus, wo er geboren, ausgeſchloſſen!

Rosmonda.

Himmel, was hör' ich! Lebt der Vater?

Edmondo.

Ja!

Rosmonda.

Ich athme wieder! ſo kann er's nicht ſeyn!
Unglückliche, die ich mich freuen muß,
Daß ich verloren habe meinen Vater!
Wo iſt dein Freund?

Edmondo.

Was fragſt du?

Rosmonda.

Gaſtlich nahm
Frankreich auf die Beſiegten.

Edmondo.

Leben würd'
Er dort, hätt' er nicht eine Schweſter.

Rosmonda.

Wie?
Von neuem muß ich zittern —

Edmondo.

Eine Schweſter,
Eine grauſame... ach! nicht weiter frag' mich!
Dem Unglück, das mit Scham gemiſcht, muß man
Nachforſchen nicht; doch ſeh' auf deinem Antlitz
Die Röthe ich; fremd iſt die Schuld dir, roth
Macht der Gedanke ſchon dich — laß mich ſchweigen!

Rosmonda.

Zu viel ſchon ſagteſt du.

Edmondo.

Britannien iſt
Voll ihres Fehls.. es gnügt der Sünd'rin Name.

Rosmonda.

Ihn nenn' noch nicht! von ihrem Bruder ſprich mir.

Edmondo.

Du machſt mich ſtaunen! Wie doch fragſt du ſo
Nach einem Unbekannten? deinem Auge
Entſprüht der Ueberraſchung Blick; die Wolke
Des Leids bedeckt dein Antlitz.

Rosmonda.

Ich bin ruhig.

Edmondo.

Du kannſt mich täuſchen nicht mit dieſem Lächeln,
Das ſich mit Seufzern miſcht, und das ein Lächeln
Doch möchte ſeyn!... Wohin bringt nicht die Liebe?
Zu gut nur weiß ich, daß in Wäldern ſich
Umſonſt die unheilvolle Schönheit birgt..
Wenn dich geheime Leidenſchaft entflammt,

So offenbare du ſie deinem Vater!
Glücklich iſt ſie, die zum Altare tritt
Mit Vaterſegen... O mein Gott, du weinſt?

Rosmonda.

Ich weine, ja, ich weine.

Edmondo.

Ich verſtehe,
Entgegen iſt dein Vater deinem Wunſch...
Hör' an das Schickſal der Unglücklichen
Und reiß' vom Herzen die verbotne Liebe!
Verführt ward und geraubt dann ward die Schweſter
Des Kriegers, des Geächteten... Von ihr
Sprech' ich jetzt, weil die ſchnöde Noth mich zwingt;
Denn wär' ich ſo verhaßt dem Himmel, daß er
Mich ihren Bruder ließ geboren werden,
Und ſtände hier vor meinen Augen ſie,
Glaub mir: vom Tod, den ſie verdient, befreite
Meine Verachtung ſie!

Rosmonda (für ſich).

Wo berg' ich mich?
Vielleicht von einem andern Mädchen doch
Spricht er u. ſ. w.

Edmondo erzählt weiter, wie der gekränkte Bruder den Entführer eines Tags in Frankreich geſehen und ſich auf ihn geſtürzt habe, um Rache zu nehmen.

Rosmonda.

Wie konnt' er unter ſolcher Krieger Menge
Erkennen ſeinen Feind?

Edmondo.

Er wußte, daß
Der Böſewicht, gleich als Trophäen der Liebe,
Trug die bekannten Farben noch, worin
Er der Unglücklichen zuerſt gefallen;
Er ſah, erkannt' ihn, ſtürzte ſich auf ihn
Wie auf die Klipp' im wilden Meer die Woge.
Doch ſo ſehr dürſtete er nach dem Blut
Des Feinds, ſein ſelbſt vergeſſend, daß er nur
Den Tod erwarb, nicht Rache.. du erblaſſeſt,
Und ich, o Mädchen! ich beneide ihn!
Nicht irrt verbannt er durch das fremde Land;
Nicht ſchlägt ans Ohr ihm das Geſchrei des Opfers,
Des Unterdrückers Drohung, nicht erröthen
Muß er (verſchweigen ſollt' ich's, doch das Herz
Drängt auf die Lippen dieſe Worte mir),
Wenn den ehrloſen Namen er vernimmt
Rosmonda's.

Rosmonda.

O mein Bruder! ich erliege!..
Ach! warum hältſt du mich? auf deinem Antlitz
Leſ' ich die Spur der Zärtlichkeit! O laß
Mich fallen auf die Erde... daß ſie ſich
Aus Zorn oder aus Mitleid unter mir
Aufthäte... ſelbſt nicht weiß ich, ob ich mehr
Bin ſchuldig oder elend.. Grauſamer!
Du triebſt den Frevel nicht aufs Aeußerſte!
Du wagteſt nicht die Rechte mir zu reichen,
Die Rechte von des Bruders Blut beſpritzt...
So hab' ich mindſtens nicht die ew'ge Schmach:
Dein Weib zu ſeyn! Was ſag' ich? Zu der Seinen
Macht' er mich, weil er mich verachtet, nicht...
Ja ich verdien's, daß nur die Schuld an ihn
Mich kett'. O Gott, du wendeſt ab dein Auge?
O wer, wer wird von hier befrei'n mich wollen?
Könnt' ein'ge Gnade hoffen meine Reue
Von dir, ſo ſagt' ich: führe mich nach Frankreich,
Daß ich die theuern Reſte meines Bruders
Bring' in die Gruft, der nur noch die unſel'ge
Rosmonda fehlt; auch iſt ſie würdig nicht
Daß ſie ſich ſchließe über ihr. Hier wache
Sie immerdar und bete, und ihr Bett
Sey kalter Stein! Ich, ich allein, ich habe
Voll jenes Grab gemacht, tödtend die Mutter
Bei der Geburt; dann kürzte meine Flucht
Des Vaters Tage; nur der Bruder fehlte
Zu meiner Schuld.

Edmondo.

Sprich jetzt, bereueſt du
Wahrhaft, und biſt den grauſamen Entführer
Zu haſſen du gemeint?

Rosmonda.

Vom Herzen reiß' ich,
Ob zwar vom blut'gen Herzen ihn.

Edmondo.

Und kannſt du
Beharren in dem Haß?

Rosmonda.

Ich hoffe.

Edmondo.

Bedenk' es!
Du zweifelſt?

Rosmonda.

Nein, wenn er ſchlug meinen Bruder.

Edmondo.

Entdecken muß ich mich... wiſſ' denn, es lebt
Dein Vater.

Rosmonda.

Nein, du irrſt.

Edmondo.

Nimm' an, Rosmonda,
Die frohe, ſichre Kund'.

Rosmonda.

Er lebt! er lebt!
Verzeihen kann er mir.. ach nein! was hoff' ich?
Ich bin ja Schuld an meines Bruders Blut...
Wie dürft' ich wagen, ihm mich vorzuſtellen?

Edmondo.

Wenn den ehrloſen Ort du wollteſt verlaſſen,
Verzeihung könnteſt du vielleicht erlangen.
Du ſeufzſt, Unſelige!...

Nachdem Edmondo erzählt, wie der Verbannte von ſeinem eignen Vater nicht aufgenommen werden, fährt er fort:

Verſtohlen nur
Drang in ſein Schloß er ein; verſchloſſen war
Ihm Alles; nur der todten Mutter Grab
War zu umarmen ihm vergönnt; nur ſie
Allein liebt' ihn.

Rosmonda.

Du weinſt? Ha, dieſes Weinen
Ruft es nicht laut, daß du mein Bruder biſt?

Edmondo.

Dein Bruder ich? O mach' dich fort!

Rosmonda.

Herr, die
Zu Füßen fall' ich, trete mich, doch nenne,
O nenn' mich Schweſter!

Edmondo.

Des erſchlagnen Freunds
Schickſal kenn' ich, und mich zu Thränen zwingt
Sein Unglück; aber Schweſter iſt mir nicht
Sie, die verlor die Ehre.

Rosmonda.

Hör' mich an...
Ich kann... Unſchuldig iſt jetzt mein Getreuer...

Edmondo.

Unſinnige! unſchuldig der Entführer!

Rosmonda.

Mein war die Schuld, mein, doch nicht ſchuldig mehr
Bin ich, wenn ſein auf immer...

Edmondo.

Ein Verführer!
Was hoffſt du?

Rosmonda.

Läſtr' ihn nicht!

Edmondo.

Du liebſt ihn noch?

Rosmonda.

Mein ganzes Herz brennt von der alten Flamme;
Nicht lügen kann ich, und du würdſt's nicht glauben,
Hör' an: ſein wird Rosmonda, oder iſt
Der Tod ihr Theil.

Edmondo.

Den du verdienſt, und ich'
(legt die Hand ans Schwert).

Rosmonda.

Ha! dieſer Zorn verräth dich mir. Edmondo,
Mein ſüßer Bruder! o erſehnter Anblick,
O theures Stimme... höre deine Schweſter,
Dann tödte ſie.....

(Fortſetzung folgt.)

Victor Hugo's Strahlen und Schatten.

(Schluß.)

V.

Jetzt hört! In meiner ſchwankenden Vernunft
Flüſtern, manchmal zugleich und manchmal nach
Einander große Stimmen drei. Die erſte:
„Ergrimm' nur Dichter. Ja, die Hölle klaſcht
Allem dem zu, was dieß Zeitalter ſchafft,
Entwirft oder verſucht. Bleib' nur entrüſtet!
Denn dieß Jahrhundert iſt ein ſchmachvoll Zeit,
Wo Abends zu ſich lädt der Menſch die Wolluſt,
Das Fleiſch, das nackte und ruchloſe Laſter.
Die Wahrheit, die einſt Rom erhellt, iſt ſtets
Im Himmel; Lieb' iſt nicht im Menſchen mehr.
Der Strahl der ſprüht, trifft jedes Aug' geſchloſſen.
O weiſe nicht zurück die Muſe mit
Bewehrtem Arm, die einſt als ſtrenge Freundin
Die düſtern Rieſen: Amos, Jeremias,
Beſucht hat. Undankbar und lügenhaft,
Boshaft und eiferſüchtig ſind die Menſchen.
Verbrecher ſind die meiſten, eitel alle;
Vergifteter Abkunft mehr oder minder,
Sind Alle Eva's, viele Kains Kinder!

Dein Kreuz, o Herr, wankt und die Ehrfurcht ſtiebt,
Und das Gebet verſchwindet, o Jehovah!
Vornehm ſpricht man von dir in deinem Tempel;
Das Buch war einſt Geſetz, der Prieſter Vorbild;
Prieſter und Buch ſind todt. Der Glaube, der
An deinem Herd einſt feurig angezündet,
Bezeichnete deinem Geſalbten die,
So er erforen vor den andern Allen,
Und reinigte die Lippe der Apoſtel,
Iſt todte Kohle jetzt womit die Kleinen
Dein Heiligthum hohnlachend verunreinen!"

Die zweite Stimme ſagt: „Verzeihe! liebe!
Gott, den man betet an, Gott für den Menſchen
So gnädig, wird kein ſtrenger Richter ſeyn.
Nimm, wie den Leu'n, die Ameiſ' auch in Acht.
O Träumer! in der Schöpfung iſt nichts klein!
Das Seyn das All iſt, iſt auch der Atom;
Ein wenig lebt in Allem Gott, und nichts
Iſt wenig. Pfleg' die Liebe, das Erbarmen,

Die Sehnſucht in dir. Zwingt das Schickſal dich
Den Menſchen, der leichtſinnig, blind und frech
Oft iſt, ganz nah zu prüfen: mildre dann
Des Richters Auge mit des Bruders Thränen.
Und Alles in der Welt, Luft, Blume, Raſen,
Die Gruppe an deines Hauſes Schwelle ſpielend,
Ein Bettler der bei einer Garbe ſitzt,
Ein Vogel der die Mück' im Gras betrachtet,
Die alten Bücher auf dem Quai, vom Wind
Durchblättert, draus der Geiſt der Alten, fein,
Frei und lebendig weht, und als ein Hauch,
Ein flüchtiger, ſich deinem Denken miſcht,
Der Anblick jener vielgeprüften Frau'n,
Die nur in Thränen leben, wie das Rohr
Im Waſſer — das Gemälde: Welt, der Menſch
Deſſen Beſchauer — dieſes hehre Ganze,
Welches den Unverſtänd'gen macht verdroſſen,
Lenk' mehr und mehr dein Leben und dein Trachten
Zu dem geheimnißvollen Auge hin,
Das auf uns Alle ſchaut! ein unſichtbarer
Wächter, ein trauter und verſchwiegner Zeuge,
Kraft, Klarheit, Mitte, Ziel, Wärme und Heil,
Das Allgeheimniß, Ahnung jeder Seele!
Du ſchüre keine Hölle an mit Flammen!
Erſchwere keine Laſt! Enthüll' die Seele
Und Gott! des Geiſtes Unvergänglichkeit,
Des Grabs Unwiderruflichkeit bezeuge!
Mach' unſerm Haupt leicht die oft ſchwere Hand,
Die ſchreibt mit Zeichen, ewig, wunderbar:
Nie! auf das Grab; Immer! auf den Altar."

Die dritte Stimme ſprach ſo: „Lieben? Haſſen?
Was trägt das aus? Man ſinge oder fluche,
Man geh' ein oder aus — Gut oder Bös,
Der Tod, die Laſter und die falſchen Götter —
Was gilt das Alles dem glanzvollen Himmel?
Das grüne Wachsthum, lebend, blind und dumpf,
Bedeckt es minder mit zahlloſen Blättern,
Bäumen und Mooſen und mit Gras und Flechten
Wieſen und Feld, Fels, Waſſer und Gebirg?
Iſt minder blau die Fluth, klangreich der Wald?
Sendet der Aether minder aus, im Schatten
Und Morgenroth, am klaren Horizont
Und über die betrügeriſchen Wellen
Die ſeel'gen Wolken aus nach den vier Winden?
Die Sonn', die auf der Flur den Blumen lacht,
Im Schloß den Kön'gen, Sklaven im Gefängniß,
Verliert ſie einen Strahl vom Glanz, drein ſie
Gehüllt, wenn eine Tugend fehlt der Erde?
Nein! Pan bedarf nicht des Gebets, der Liebe.
O Weisheit! reiner Geiſt und höchſte Freude!
Zeus, Irman, Wiſchnu, Jupiter, Jehovah!
Gott, den Sokrates ſuchte, Jeſus fand!
Einiger, wahrer Gott! einzig Geheimniß!
Einzige Seele! der du, fallen laſſend
Worauf der Tod ein Recht hat, ſchufſt den Himmel,
Den gränzenloſen, für die Ewigkeit!
Der du den Aether, voll von feſtlichem
Gebraus, das Zelt, deß rieſenhafte Wände
Dein Athem zittern macht, bevölkert haſt
Mit Millionen Vögeln und Geſtirnen!
Was gelten, Hoher, dir die thör'gen Menſchen,
Die blind einander drängen in die Nacht,
Phantome, plötzlich deinem Aug' entſchwommen,
Schatten, entſchwindend wieder, wie ſie kommen!"

VI.

In meinem heimlichen Verſteck, wo mir
Unter dem grünen Vorhang glänzt, halb offen,
Manch altes Buch gleichwie ein Freundesauge;
Wo meine Bibel den Virgil anlächelt,
Da hör' ich die drei Stimmen. Wenn auch ſtaunt
Mein ſchwach Gehirn, halt' ich doch aus; und furchtlos
Laſſ' ich in meinem Innern ſie gewähren.
Die Menſchen, ſcheuend ſolche Metamorphoſen,
Bau'n aus zu wenig Stoffen ihre Weisheit.
Sie leben all' im Wahn: zu ſchaun die Wahrheit
Von ihrem Fenſter aus, von Einer Seite,
Und keiner ſtrebt den Felſen zu umgehn
Von allen Seiten und hoch drauf zu ſtehn!

Aus dieſer dreifachen Anſchauungsart
Der irdſchen Dinge, dieſem dreifachen
Rath, dem der Menſch verſchmäht ſein Ohr zu leihen,
Entkeimet für mein Herz, in dem Gott lebt,
In dem der Haß ſich abſtumpft, ein Wohlwollen,
Das Alles faßt in ſeiner Milde Kreis,
Das ſänftigt und vergoldet das Gedicht,
Das ich halb fertig trag' in meinem Geiſt,
Um es im Feld zu ſchmücken mit den Düften
Der Trift, mit Quellgerieſel, Sommerlüften.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 290.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 October 1840.

Segovia.

III.

Die Stiftung des Klosters del Parral.

Nördlich von Segovia in einem Thale befindet sich das prächtige Kloster del Parral, zur Zeit Johanns II für Hieronymiten gestiftet. Die katholischen Könige schenkten diesem Kloster die Maierei von San Ildefonso, welche sich späterhin in einen herrlichen Königssitz verwandelte. Die Natur hat das Thal reizend ausgeschmückt: hohe Felsen hinter dem Kloster, aus welchen helle und reine Wasser hervorrieseln, vertheidigen es gegen die Nordwinde, und im Süden mäßigt der frische Eresma die Sommerhitze; viele Baumpflanzungen verschönern die Gegend, welche so angenehm ist, daß man zu sagen pflegt: De los huertos del Parral al Paraiso terrenal — von den Gärten des Parral ins irdische Eden.

Man weiß nicht genau den Urheber der Stiftung; Einige schreiben sie dem Don Enrique de Villena im Jahre 1477 zu, welcher es im Namen seines Vaters Don Juan Pacheco, Marques de Villena, gebaut haben soll, damit man von ihm nicht sage, er führe, noch ohne Stammherr zu seyn, Gebäude auf. Andere meinen, Don Juan selbst habe das Kloster gebaut, und alten Schriften zufolge wird hierüber folgende Legende, die auch eine wahre Geschichte seyn kann, erzählt.

In dieses Thal, in eine alte, der Mutter Gottes del Parral gewidmete Eremitei, hatte sich ein gewesener Pfarrer aus Andalusien zurückgezogen, und brachte sein Leben in Gebet und Bußübung zu. Eines Morgens sah er drei Herren in vollen Waffen und eine verschleierte Dame heranreiten. Einer der Ritter kam voraus und fragte den Eremiten, ob sie hier ausruhen könnten, worauf dieser antwortete, er habe bloß ein ärmliches Gemach über dem Thore zu ihrer Verfügung. Gut, gut, sagte der Ritter, wir haben hier bloß ein kurzes Geschäft abzuthun. Obgleich der Fremde ein vornehmer junger Herr von etwa 25 Jahren zu seyn schien, so wollten dem Eremiten doch der Ton, mit welchem er sprach, seine harten Gesichtszüge, seine Unruhe und sein entrüsteter Blick nicht gefallen. Von den andern zwei, die nun auch herankamen, war der eine ebenfalls noch ein Jüngling, obgleich etwas älter, von widrigem und unedlem Aussehen, mit Augen, in welchen sich Grausamkeit und Hinterlistigkeit abmalten; der andere ein Mann von vierzig Jahren, braunschwarz, mit ungeheurem Bart und Schnauzbart, schielend, mit einem vom Gebrauche geschwärzten Wamse, gefalteten Stiefeln und einer breiten Sädelhänge, an welcher ein ungewöhnlich großer Degen hing, — ein Zusammentreffen mit ihm auf der Heerstraße hätte jeden Reisenden erschreckt. Die Dame, obgleich verschleiert, flößte durch ihren hohen, schlanken Wuchs und ihre reichen Kleider Ehrfurcht und Vermuthungen über ihre verdeckte Schönheit, so wie durch ihre schlecht unterdrückten Seufzer Theilnahme und Mitleiden ein; sie schien übrigens mit dem zuerst angekommenen Ritter Aehnlichkeit zu haben.

Donna Leonor de Guzman, aus Segovia, war die Tochter des Grafen von Benavente, welcher die Partei der Infanten von Arragonien gegen Johann II nahm, und in der Schlacht von Olmedo fiel. Ihr Bruder, Don Fadrique, söhnte sich mit dem Hofe aus, war aber dem mächtigen Günstling Alvaro de Luna wenig zugethan, und suchte sich vielmehr die Gunst des Prinzen Heinrich zu erwerben, welcher dem Günstling feind war, und sich meist vom Hofe entfernt hielt, nicht nur wegen seines unverträglichen Charakters, sondern auch um den Lüsten nachzuhängen, die ihn zuletzt an Geist und Körper verdarben und einem Vieh ähnlich machten. Don Fadrique dachte einst bei ihm die Rolle eines zweiten Luna zu spielen; aber sein mürrisches, finsteres Aussehen und seine wenig angenehmen Manieren konnten nicht gegen die Leutseligkeit, den ritterlichen Geist und die Gewandtheit des Don Juan Pacheco aufkommen, der mit derselben Absicht das Betragen des Don Alvaro studirt hatte. Es wurde ihm nicht schwer, den Grafen von Benavente zu verdrängen, daher der Haß des letztern, besonders seitdem das Markisat von Villena, nach dem alle Hofleute begierig waren, dem Pacheco verliehen wurde. Als Johann der Zweite seine Vermählung mit der Infantin von Portugal feierte, wollte der Prinz Heinrich den Hoffesten nicht beiwohnen, konnte aber doch nicht umhin in Segovia, wo er residirte, einige Lustbarkeiten anzuordnen, und bei einem dieser Feste im

Alcaſſar von Segovia lernte Pacheco die Donna Leonor kennen und lieben. Er gedachte durch ſeine Vermählung mit ihr die beiden Häuſer auszuſöhnen, hatte aber nicht auf den rachevollen Charakter des jungen Grafen, noch auf den Umſtand gerechnet, daß dieſer die Hand ſeiner Schweſter ſchon ſeinem Freunde, dem Grafen von Torre de la Vega, verſprochen. Unwürdig dieſes Kleinods war der Graf, denn er vergeſellſchaftete ein ſchlimmes Ausſehen mit einem noch ſchlimmeren Charakter. Nicht daß es ihm, wie keinem Ritter jener Zeit, an Tapferkeit fehlte, aber voll von niedrigen Leidenſchaften, und durch den Umgang mit ſchlechten Leuten und ſittenloſem Geſindel verdorben, war er im Stande, insgeheim das größte Verbrechen zu begehen. Leonor haßte ihn, noch ehe ſie Pacheco kannte, und noch ehe ſie erfuhr, daß Torre de la Vega zu ihrem Gemahle beſtimmt ſey. Sie ſetzte dem Entwurfe ihres Bruders einen unüberwindlichen Widerſtand entgegen, der ihr mancherlei Mißhandlungen zuzog. Pacheco wußte dieß, und da er ihren Bruder ſchonen wollte, ließ er ſeinen ganzen Zorn gegen Torre de la Vega aus; der letztere konnte nicht umhin, ſeine Ausforderung anzunehmen, und die Eremitei del Parral wurde zum Kampfplatz gewählt. Aber der Graf von Torre de la Vega wollte ſicherer gehen, und ſchmiedete einen Plan, den zu billigen er Leonors Bruder, ungeachtet ſeines anfänglichen Widerwillens, überredete, und zu deſſen Ausführung er ſich einen gewiſſen Sancho Nugno, einen der vielen verkäuflichen Banditenhäuptlinge, welche die damaligen innern Zwiſtigkeiten in Spanien erzeugten, zugeſellte.

(Schluß folgt.)

Allgemeine Anſicht des Kaukaſus.

(Schluß.)

Ueberſchreiten wir das Gebirge und laſſen uns nieder in den milden Thälern Gruſiens, ſo weht uns eine ganz andere Luft entgegen. Das Gebirge verwehrt den von Nordoſten kommenden ſcharfen Winden den Eintritt, und dadurch wird ein freundliches, mildes Klima erzeugt, was ſich getroſt mit dem von Italien meſſen könnte. Als ich die Alpen der Schweiz beſtieg und zum erſtenmale den dunkelblauen Himmel Italiens erſchaute, da war es mir, als wenn auch wie hier mich andere Luft umwehte. Aber das Klima Italiens iſt gleichmäßiger, und wenn die Wärme kaum 30° R. überſteigt, ſo iſt ſie dort in dieſer Höhe gewöhnlich und ſteigt bis 34°, ja ſogar in Erivan bis 36°. Nicht kühlt hier das nahe Meer die Nacht hindurch, ſondern jene große Hitze hält acht, ja zehn und zwölf Wochen aus, vom Anfang Junius bis Ende Auguſts, ohne bedeutende Veränderung zu erleiden. Doch dann verlaſſen die Bewohner die heißen und deßhalb ungeſunden Thäler, und ziehen mit ihren Heerden ins nahe Gebirge, und wenn ſie die Kälte dort vertreibt, finden ſie in ihren Thälern und Ebenen wiederum ihre verlaſſenen Dörfer, und mit ihnen ein freundliches, liebliches Klima.

Aber der Oſten hat dort einen ganz andern Charakter angenommen, als der Weſten, und die Barbarei von Jahrtauſenden erzeugte hier undurchdringliche Wälder, in denen ſeit Menſchengedenken die Art des Menſchen nicht hauste. Bäume, an denen mehrere Jahrhunderte lang der Zahn der Zeit genagt hatte, unterlagen endlich ihr, und der morſche Stamm zerbrach bei dem geringſten Sturm und riß eine Menge kleiner Stämme mit ſich nieder, welche wahrſcheinlich erſt aus ſeinem Samen oder gar aus der Wurzel hervorgeſproſſen waren. Solche Wälder, worin die Natur frei und ungebunden waltet, vermögen eigenthümlich das menſchliche Herz zu ſtimmen, und nur mit dem Meſſer oder Beil in der Hand iſt es möglich, in ihnen einzudringen. Umgeſtürzte Bäume, mit Schwämmen, Flechten und Mooſen dicht bewachſen, verſperren den Weg, und entfernt man die hindernden Aeſte, dann verwickelt man ſich auf dem Boden in die Menge von Bombeerſträuchen, welche dicht die Erde bedecken und mit langen Stacheln beſetzt ſind. Eine noch ſtachligere Smilax-Art, Epheu mit großen rundlichen Blättern und die Weinrebe ſchlängelt ſich von einem Baum zum andern, und die blauen, ſeltner weißen Trauben der letztern contraſtiren gar freundlich mit den rothen Beeren des Smilax. Gleich einer Schnur waren die Reben auf der Platane und der guten Kaſtanie hoch in den Gipfeln dicht mit Trauben beſetzt und luden den fremden Wanderer ein.

Dieſe undurchdringlichen Wälder, welche ſich 50 bis 100 Stunden bis an die Küſte des ſchwarzen Meeres hinziehen, ſind aber die einzige Urſache des immerwährenden Regens, welcher den Aufenthalt in Mingrelien (dem alten Kolchis) und Imerethien unangenehm, ja ſelbſt gefährlich macht. Nur die Monate des heißen Sommers bleiben verſchont, und dann verdunſtet das oft lang geſtandene Waſſer, geſchwängert mit organiſchen Stoffen, welche aus der Zerſtörung von Vegetabilien und Thieren hervorgegangen waren, und bringt jene verpeſtete Luft hervor, welche beſonders den Fremden unheilvoll entgegengeführt wird, und ihnen häufig den Tod gebracht hat. Leider haben wir mehrere traurige Beiſpiele, von denen der arme Szowitz am meiſten unſer Bedauern verdient, da durch ſeinen Verluſt die Wiſſenſchaft viel verlor. Kein Denkmal, ja ſelbſt kein Kreuz, bezeichnet die Stelle, wo er begraben liegt.

Ganz anders erſcheint aber der Oſten und die Küſten des caſpiſchen Meeres. Kein Baum erfreut dort das Herz mit ſeinem friſchen Grün, und umſonſt ſchmachtet der Reiſende dem Schatten unſerer breitgipfeligen Eiche oder einem rieſelnden Bache entgegen. Tagelang kann er im Sommer die Steppen Ilpader und Mogan durchwandern, ohne etwas anderes zu finden, als verbrannte Kräuter, nacktes Geſtein und Sand. Aber die Thiere verlaſſen dann die unwirthbaren Gegenden, in denen ihnen nicht einmal Waſſer geboten wird, und um ſo einſamer und öder fühlt ſich der Menſch, den der Zufall oder die Wiſſenſchaft dahin führt, wenn er nichts Lebendiges über und neben ſich erblickt. Nur eine ſeltſame Eidechſe mit breiten Kopf ſchlängelt in größter Eile bisweilen vorbei, und unbegreiflich bleibt es, wovon ſie ſich ernährt. Kaum kennt man die Gegend wieder, wenn man ſie in dem erſten Frühjahr erblickt, wo der ſchmelzende Schnee die dürre Erde tränkt und die

schönsten Zwiebelgewächse aus ihrem Schooß hervorsprießen und wohlthuend auf das sehnende Auge wirken. Pöppig hat in seiner Reise in Chili diese Erscheinung gar schön beschrieben. Und trotz dem weiß doch der fleißige Armenier und Tatar dem Boden Früchte in reichlicher Menge abzugewinnen, und besonders verdient die breite Ebene des Araxes nördlich vom Ararat eine rühmliche Erwähnung. Nirgends in Europa versteht man wohl die Bewässerungen besser als hier und in Persien, und schon die Alten und die Bibel erwähnen ihrer mit großem Lobe. Der Araxes ist dort mit seinem Nebenfluß, dem Sangi, der einzige Fluß, welcher die 20 bis 30 M. breite Ebene durchfließt. Nur einzelne Bäche entquellen dem vulcanischen Alagös, aber versanden häufig in der mit Salz geschwängerten Erde, und ihr Name (schwarzes Wasser) zeigt schon deutlich das Wasser an, das sie führen. Mit vieler Mühe durchstechen sie nun die oft hohen Ufer des Araxes, und leiten das Wasser reichlich durch ihre Felder und Gärten. Unbekannt mit Nivellement und der Hydrostatik stoßen ihnen oft Hindernisse entgegen, welche sie, ohne zu murren, mit unsäglichen Mühseligkeiten wegräumen. Jedes Dorf wählt sich selbst einen Aufseher, welcher für hinlängliches Wasser verantwortlich ist. Durch Dämme wissen sie es mehr in ihrer Gewalt zu haben, und sind im Stande, genau die Menge des Wassers zu bestimmen. Wenn ein Berg oder eine unbedeutende Höhe ihnen entgegentritt, so wühlen sie selbst ein Loch mit großer Kraftanstrengung, und erhalten bald auch auf der andern Seite Wasser. Die Wasserleitung bei Eriwan, welche alle Gärten dort befeuchtet, gehört zu den eigenthümlichsten und sinnreichsten von ganz Asien. Der letzte persische Gouverneur Armeniens hat sie zu Anfang dieses Jahrhunderts angelegt.

Der Krieg in Afghanistan.

3. Reise durch Beludschistan.

Unmittelbar auf die Expedition in das Land der Ghilzi, welche wir in den vorhergehenden Auszügen gegeben haben, folgte der kurze, aber glänzende Zug nach Beludschistan, auf dem Outram den General Willshire begleitete, und der mit dem Sturm von Khelat, der Hauptstadt des Landes, den 14 October endigte. Outram spielte als Adjutant des Generals eine große und ehrenvolle Rolle dabei, aber wir übergehen die Erzählung dieser bekannten Waffenthat. Outram wurde am Tage nach dem Sturm auf Khelat von Willshire beauftragt, seine Depeschen nach Bombay zu bringen, und beschloß, verkleidet durch Beludschistan auf dem directesten Wege über die Provinz Lus nach dem Seehafen Sunmeany zu gehen und sich dort einzuschiffen. Da es für die indische Regierung von großer Wichtigkeit ist, die Straßen von der Seeküste durch Beludschistan nach Candahar zu kennen, und besonders zu wissen, ob und wie weit sie für Truppen gangbar sind, so unternahm Outram den Weg über Nal, indem der andere über Wudd schon 1808 von Obrist Pottinger aus Veranlassung der Gesandtschaft Malcolms nach Persien bereist worden war. Die Leser des Auslands kennen die Wichtigkeit, welche die englische Regierung auf diese Localität legt, aus dem Bericht des Lieutenant Carlos, der im Jahre 1838 von Sunmeany nach Bellah reiste, und so den letzten Theil des Weges machte, den Outram von Khelat an die Küste zu machen hatte. Outram verlor nach seiner Gewohnheit keine Zeit, sich auf den Weg zu machen, und fährt in seinem Tagebuch so fort:

Den 15 November. Meine Vorbereitungen waren noch nicht recht gemacht, und ich wollte erst morgen abreisen, aber Vormittags kamen zwei heilige Seids von Shawl zu mir, welche mich begleiten sollten, und bestanden auf meiner Abreise, damit wir so viel als möglich der Nachricht von dem Tode von Wali Mohammed Khan, dem Chef von Wudd, und Schah Dost Khan, dem Chef von Nal, welche beide in dem Gefecht vom 13 gefallen waren, zuvoreilten. Wir kamen daher überein, um Mitternacht abzureisen, da wir wünschten, so unbemerkt als möglich die Stadt zu verlassen. Ich verkleidete mich daher als Afghane, und verließ das englische Lager in tiefer Nacht, begleitet von den Seids, zwei bewaffneten Dienern derselben und einem von mir; wir hatten vier Pferde und zwei Kamele, und nahmen Proviant für uns und so viel wir konnten für die Thiere mit uns.

Den 16. Wir waren heute 19 Stunden im Sattel. Wir hielten um 4 Uhr Morgens in Kodindschi nach einem angenehmen, aber bitter kalten Ritt von vier Stunden im Mondschein. Da die Bewohner dieses Districts gewöhnlich während des Winters in das wärmere Klima von Cutsch Gundawa auswandern, so fanden wir keine Seele in den Dörfern. Mit Tagesanbruch setzten wir unsere Reise nach Sohrab fort, einer Masse von Dörfern, welche aus derselben Ursache verlassen waren, außer von einer oder zwei Familien, welche in jedem Dorfe zurückblieben, um die Habe zu beschützen. Wir passirten heute eine Menge flüchtiger Frauen von Khelat, deren Männer entweder bei dem Sturm gefallen oder vorher geflohen waren. Eine dieser Partien war jedoch besser bewacht als die übrigen, da sie mehrere bewaffnete Männer bei sich hatte, aber auch sie waren alle Frauen, außer einer alten Dame zu Fuß. Sie erkannten in meinen Begleitern, den Seids, alte Bekannte, und die Frauen fingen eine lange Erzählung an, wie hart es ihnen ergangen sey. Sie waren aus der Familie von Mihrab Khans Bruder (Mihrab Khan war der Chef von Khelat und war beim Sturm gefallen) und aus der seines ersten Ministers Mohammed Hussein Khan, und keine der armen Creaturen hatte je zuvor das Harem verlassen. Da wir denselben Weg machten, so mußten wir eine anständige Zeit bei ihnen bleiben, um ihre Klagen anzuhören; ich wurde ihnen als ein Pir (ein Mann, der sich der Frömmigkeit wegen aus der Welt zurückgezogen hat) vorgestellt, wie ich denn auch auf der ganzen Reise diese Rolle beibehalten mußte, und sollte daher ganz besonders mit ihrem Unglück sympathisiren. Dieß that ich, indem ich eine sehr ernsthafte Miene annahm, obgleich ich in der That kein Wort, das gesprochen wurde, verstand. Während dieser Zeit nahm einer meiner Begleiter das Kind von Mohammed Hussein Khan, das die Mutter auf dem Arme trug, vor sich aufs Pferd, um der armen Frau das Gehen zu erleichtern.

Man kann sich denken, daß meine Lage, während wir mit dieser Gruppe reisten, keineswegs beneidenswerth war. Nicht nur mußte meine weiße Gesichtsfarbe, obgleich ich sie so viel wie möglich unter einem Turban, der um das Kinn gebunden war, die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, sondern es hatte sich so gefügt, daß ich mich und meinen Diener aus Mohammeds Hussains Garderobe gekleidet hatte, aus der mir der Agent der Armeebeute erlaubt hatte zu nehmen, was

zu meiner Verkleidung nothwendig war. Glücklicherweise hatte ich geglaubt, daß die unscheinbarste Kleidung für meine heilige Rolle die beste sey, und mein Gewand war daher aller Wahrscheinlichkeit nach von einer viel zu gemeinen Form, als daß es im Harem verfertigt worden wäre, in welchem alle kostbaren Gewande gestickt werden. Sey es darum, oder weil ihre schweren Sorgen ihre Gedanken von solchen Kleinigkeiten ableiteten, so wurden unsere Kleider nicht erkannt, und wir benutzten die erste Gelegenheit, die sich bot, die armen Creaturen zurückzulassen. Wir wurden aber den ganzen Tag hindurch von Reitern gepeinigt, welche an uns hersprengten, um Details über die Katastrophe von Khelat zu erhalten, aber meine Freunde, die Seids, fanden immer Mittel sich so zu stellen, daß man sich immer zuerst an sie wendete, und sie hatten dann so viel Interessantes zu melden, daß ich völlig unbemerkt durchkam.

Der Eindruck, den die Nachricht von dem Fall von Khelat und dem Schicksal von Mihrab Khan und seinen Chefs und Vasallen machte, war sehr tief, und so viel ich verstehen konnte, wurden manche Flüche über das Haupt der Franken und zahllose Gelübde von Rache ausgesprochen, während die nationale Eitelkeit der Zuhörer ihnen alle erdenklichen Gründe eingab, die gänzliche Niederlage ihrer Landsleute zu entschuldigen. Je mehr sie aber Fragen machten, um so niedergeschlagener wurden sie durch den unläugbaren Beweis, den sie von europäischer Tapferkeit erhielten, und obgleich man uns sagte, daß der Bruder des Khan, der gestern in Begleitung seines Beichtvaters an uns vorübereilte, öffentlich erklärt hatte, daß er die Stämme zusammenbringen werde, um unsere Truppen in den Pässen anzugreifen, so bin ich doch überzeugt, daß ihre Lust, die Niederlage zu rächen, durch das, was sie gehört haben, so gedämpft ist, daß sie bald ganz verfliegen wird. Wir brachten die Nacht unter der Mauer eines verlassenen Dorfes zu, in der Hoffnung, unter ihrem Schutz aller Beobachtung zu entgehen, aber unsere Ankunft wurde dennoch bemerkt, und trotz dem anscheinend verlassenen Zustande der Gegend strömten Neugierige her, um Nachrichten über die Freunde und Verwandten, die sie in Khelat hatten, einzuziehen. Unter Anderm kamen auch Agenten von dem Bruder des Khan, die er zurückschickte, um seine Familie und die des Ministers, welche wir heute Morgen auf der Straße getroffen hatten, zu escortiren. Die Seids, meine Begleiter, sparten ihren Spott über das Betragen des Bruders des Khan keineswegs, und sagten, daß er nicht nur schmachvoll zu Pferd entflohen sey, während er seine Familie zu Fuß nachkommen lasse, sondern gaben zu verstehen, daß er Khelat in großer Hast verlassen haben müsse, da eine Stunde vor dem Fall von Mihrab Khan in der Citadelle Niemand mehr die Stadt habe verlassen können. Dieser Angriff erregte unter den Zuhörern großes Gelächter, und die Emissäre des Khan, dessen Namen ich vergessen habe, waren nicht sehr zufrieden, aber sie brauchten große Worte, und versicherten, daß sein einziger Zweck sey, die Stämme aufzuwiegeln und die verfluchten Franken in den Pässen zu vernichten. Ich fragte später die Seids, ob dieß wahrscheinlich sey, da ich in diesem Fall zurücksenden würde, um den General von den bevorstehenden Feindseligkeiten zu benachrichtigen. Aber sie versicherten mich, daß der Schlag vom 13 alle Aussicht auf weitern Widerstand vernichte, und daß kein Corps von Belutschen sich gegenwärtig zusammenbringen lasse, die Armee aufzuhalten, während der Khan bloß diesen Vorwand brauche, um seine Feigheit zu verdecken.

Während der Discussionen hatte ich mich schlafend gestellt, und war so allen Fragen entgangen, aber die Seids waren genöthigt, unendliche Fragen zu beantworten, was bis tief in die Nacht währte. Sobald wir von der lästigen Gesellschaft befreit waren, beschlossen wir daher, anstatt auszuruhen, wie unsere Absicht gewesen war, sogleich wegzureiten, um alle weitere Unterbrechung zu vermeiden, welche wir von der Ankunft und den Fragen einer neuen Masse von Neugieriger zu erwarten hatten. Wir miethteten einen armen Teufel im Dorf, uns als Führer zu dienen, aber er wollte sich durchaus nicht dazu verstehen, als unter der Bedingung, daß ich ihm ein Amulet gebe, um sein krankes Kamel während seiner Abwesenheit gegen alle Gefahr zu schützen. Er brachte mir eine Locke Haare von dem Thier, und ich war genöthigt, um meine angenommene Rolle zu spielen, kabbalistische Worte darüber zu murmeln. Gott vergebe mir die Heuchelei! Wir ritten noch sechs Stunden die Nacht hindurch, bis wir an einen Fluß kamen, an dem wir bis zum Tage ruhten. Wir brachen Morgens wieder auf, und fanden zu unserer großen Freude aus den Spuren der Pferde und Kamele, welche der Bruder des Khan und die übrigen Flüchtlinge mit sich hatten, und die wir bisher immer auf unserem Wege gefunden hatten daß sie sich jetzt gegen die linke Seite abgewendet und die Straße nach Wudd eingeschlagen hatten, was uns einen großen Stein vom Herzen wälzte. Den 17 ritten wir 10 Stunden lang bis Parkur, einem Dorf, das der Khan von Khelat kürzlich zerstört hatte, weil die Einwohner ihm Gehorsam verweigert hatten. Wir fanden unter den Ruinen einen bequemen Schlupfwinkel für die Nacht, und wurden von Niemand mit seiner Gesellschaft belästigt, so wie wir auch glücklicherweise den Tag über Niemand getroffen hatten, weil die wenigen Dörfer, welche wir angetroffen, um diese Jahreszeit verlassen sind.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Metallische Stricke. Diese im Jahre 1827 in Deutschland gemachte Erfindung gewinnt in England immer an Ausdehnung. Die HH. Newall u. Comp. in Dundee haben kürzlich ein Patent auf eine verbesserte Art genommen, welche leichter, stärker und wohlfeiler als hänfene Stricke ist. Man bedient sich ihrer theils auf Eisenbahnen, theils und namentlich in Bergwerken. (Times vom 30 September.)

Nachrichten aus Abyssinien. Die Insel Amsilo wurde von Ubie an die Franzosen abgetreten, und man erwartete daselbst ein Kauffahrteischiff und eine Kriegscorvette. Im Innern Abyssiniens dauert die alte Verwirrung fort, deren Einzelnheiten durchaus kein Interesse gewähren. Schimper, der bekannte deutsche Naturforscher, war von einer heftigen Ophthalmie befallen worden, hatte sich aber glücklich erholt. Seine Sammlung von Pflanzen und Vögeln soll höchst merkwürdig seyn. (ibid.)

Ersatz für den russischen Hanf. Die Engländer suchen gegenwärtig aller Orten einen Ersatz für diesen ihnen unentbehrlichen Stoff, den sie bisher größtentheils aus Rußland bezogen. Nach dem „neuseeländischen Flachs" kommt nun der ostindische an die Reihe, von welchem es zwei Arten, Son und Dschuti (Jute), geben soll, die nur etwas bessere Aussicht erforderten, um ein gutes Product zu liefern. (ibid. vom 28 September.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 291.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 October 1840.

Militärverhältnisse in England.

Wer an die Dienstverhältnisse und die Stellung des Militärs auf dem Continent gewöhnt ist, der muß gewiß glauben, man sage ihm eine große Albernheit, wenn man den Satz ausspricht, daß der hitzigste und ernstlichste Kampf gegen die Geburts- und Geldaristokratie in England gegenwärtig im Militär geführt wird, und ebenso muß es jedem, der mit den Militärverhältnissen in England nicht näher bekannt ist, höchst seltsam erscheinen, daß die englischen Armeeofficiere allmählich eine Sprache zu führen beginnen, welche auf dem Continent als im höchsten Grade subordinationswidrig erscheinen und streng geahndet werden würde, die aber von den Militärautoritäten Englands nicht mehr ohne Gefahr gerügt werden darf. Die Forderungen der Armee und der Officiere insbesondere haben an einem Capitän O'Halloran einen beredten Sprecher gefunden, der sich in öffentlichen Schreiben zuerst an den Herzog von Wellington, den großen Gönner der Armee, dann an Lord Hill, den Oberbefehlshaber, wandte, und ihnen ohne Umschweife erklärte, noch habe die Armee Vertrauen auf sie, ihre alten Führer, wenn sie aber dieß Vertrauen täuschten, wenn sie nicht Allem aufböten, um den gerechten Forderungen derselben Gehör zu verschaffen, so werde diese in ihrer eigenen Kraft Mittel finden, von der Regierung sich Recht zu verschaffen. Als diese beiden Herren, die bereits viel zu tief in die politischen Interessen und Familienrücksichten der Aristokratie verflochten sind, keinen Laut von sich gaben, bildete sich eine Gesellschaft brittischer Veteranen, und O'Halloran wendete sich in einem neuen Schreiben nicht mehr an den Herzog von Wellington, den Freund, nicht an Lord Hill, den Befehlshaber und natürlichen Beschützer der Armee und ihrer Officiere, sondern an die „Mylords und Gentlemen" des Unterhauses, mahnt sie in höhnischem Tone, daß ohne die Dienste der verachteten und mißhandelten Armee die Herren nicht mehr das Vergnügen hätten, sich im Parlament sprechen zu hören, und nach einem kurzen Kampfe zwischen den „Herren die haben und denen die nicht haben" die Regierung in andere Hände übergegangen und die Volkscharte das Gesetz des Landes wäre, fordert sie auf, der Armee ihre billigen Forderungen zu gewähren, und schließt mit den Worten: „der Krieg nähert sich, neue Schlachten müssen geschlagen, schwere Kämpfe bestanden werden; die Armee ist mit ihrer jetzigen Lage und frühern Behandlung keineswegs zufrieden; es wäre wohl gethan, die Sache wo möglich in Güte beizulegen, ehe sie sich in Masse sammelt, und „Mylords und Gentlemen" an den alten Spruch mahnt, daß wenn einmal Armeen um Abstellung ihrer Beschwerden bitten, gerade diejenigen, die ihnen das Billige verweigerten dann Alles gewähren." *)

Was ist der Grund dieser trotzigen Sprache, die keiner, welcher mit der Geschichte des englischen Militärwesens etwas näher bekannt ist, für das rasche Aufbrausen eines unbesonnenen Phantasten halten wird? Die ganze Armee ist mit Ausnahme der Subaltern-Officiere und der Obersten gut bezahlt, und selbst diesem Uebelstand wäre ohne sonderliche Mühe und Kosten abzuhelfen, in dem Dienst herrscht keine Verwirrung, und die Regierung wendet für das gute Unterkommen der Truppen in den verschiedenen Colonien ungeheure Summen auf. Die Söhne der ersten Familien des Landes dienen längere oder kürzere Zeit im Heere, und man sollte glauben, daß sie allein schon durch den Einfluß ihrer Familien allen Beschwerden der Armee abhelfen könnten, aber dem ist nicht also, gerade die Aristokratie der Geburt und des Geldes ist der Fluch für die Armee geworden, so daß die Zeit nicht mehr ferne ist, wo die bisherige Stellung der Armee sich nicht mehr erhalten läßt, und die Vorrechte der Geburt und des Geldes beseitigt werden müssen, wenn nicht eine allgemeine Unzufriedenheit ausbrechen und zu den heftigsten innern Erschütterungen führen soll. Ein Krieg kann diese Gefahr mindern, aber nicht beseitigen, und Niemand kann berechnen, ob nicht gerade ein Krieg irgend einem ehrgeizigen Soldaten die Macht verleiht, der Armee diese Stellung, die man ihr jetzt verweigert, und noch mehr, zu erstrotzen.

Wie kommt denn aber, wird man fragen, England, dieß classische Land der modernen Regierungsansichten, wo man die Armee seit Jahrhunderten nur als den schlimmsten Feind der Frei-

*) When for redress entreating armies call,
They who deny just things, permit them all.

heit, als ein nothwendiges Uebel betrachtete, wo ein beschränkter, stockbürgerlicher Sinn unaufhörlich an dem Ausgaben für dieselbe mäkelte, wie kommt England zu solchen Bewegungen? Das ist eine lange, trübselige Geschichte, deren Acten in den Regimentsbüchern vergraben liegen, deren Hauptgrund aber immer der Stellenkauf in der Armee ist. Da wir diesem Gegenstand schon vor Jahren einen Artikel gewidmet haben (s. Ausl. J. 1837 Nr. 117—120), so müssen wir uns hinsichtlich der nähern Ausführung auf denselben berufen, und beschränken uns hier hauptsächlich auf die Folgen, welche das System für die Officiere hat, welche allmählich mit den zahlreichen Nachkommen früherer Officiere eine sehr zahlreiche, meist wohl unterrichtete, aber selten bemittelte Classe bilden, die sich durch das Hereinströmen reicher junger Leute, namentlich aus dem höhern Adel, unaufhörlich benachtheiligt und zurückgesetzt findet, und ein Leben voll Mühe, Arbeit und Entbehrungen, so wie ein sieches, kümmerliches Alter vor sich sieht. Dieß alles ist die Folge des Stellenkaufs; denn daraus entspringt das lange Dienstalter der Subaltern-Officiere, die Bevorzugung gewisser, mit jungem Adel angefüllter Regimenter, daß sie nie in ungesunde Colonien, nach West- oder Ostindien geschickt werden, und die endliche Heimkehr der Mehrzahl unbemittelter Officiere in einem siechen Zustande und in niederem Rang. Das alles sind directe, unvermeidliche Folgen, aber es gibt noch eine andere, die nur indirect, aber nicht minder lästig und demüthigend ist: in England, dem Lande des Ständeunterschieds, haben Militärs eigentlich gar keinen Rang, und wenn man Generalen und Admiralen, so fern diese nicht durch Geburt oder die Erlangung einer Ritterwürde höher gestellt sind, nicht aus Höflichkeit den Vorrang ließe, würde jeder Gerichtsadvocat ihnen vorgehen. Daher kommt denn auch unter den englischen Officieren ein früher nicht bemerktes, auffallendes Streben nach Auszeichnung durch Ordensdecorationen; sie verlangen, seit der Guelfenorden nicht mehr England angehört, die Erweiterung des eigentlich englischen Bathordens oder die Errichtung einer Ehrenlegion, deren Abzeichen und Einkommen für ausgezeichnete Thaten und langjährige, treue Dienste ertheilt würden. Dadurch würden die Officiere am Abend ihres Lebens eine achtungswerthe Stellung in der Gesellschaft erlangen, die ihnen jetzt bei einem spärlichen Einkommen und ohne eine solche Auszeichnung gänzlich fehlt. Daß bei einer solchen Lage der Dinge die Sprache aller zurückgesetzten Officiere herb, ja drohend wird, daß sie mit Verachtung von den „Schooßhündchen der Aristokratie" (kittens of the aristocracy) sprechen, kann Niemand Wunder nehmen, wohl aber ist es in der That zum Erstaunen, daß auch in England die Klage alter Officiere laut wird, daß man seit dem Frieden die Soldaten auf eine unpassende Weise mit nutzlosem Paradeexercitium plage, daß die während des Kriegs begonnene, mildere Behandlung des Soldaten seit dieser Zeit wieder mehr dem alten System der neunschwänzigen Katze gewichen sey, und daß man fortdauernd gesucht habe, die Kriegsofficiere mehr und mehr aus den Regimentern zu entfernen. Hier stößt man auf einen andern Krebsschaden der englischen Armee, der sich hauptsächlich in einer häufigen Desertion zeigt, gegen welche keine Strafen mehr verfangen wollen. Als ein Hauptmittel dagegen schlägt man 7 bis 10jährige Dienstzeit statt der 20jährigen oder lebenslänglichen vor, so daß die englische Armee sich also auch in dieser Beziehung denen des Continents allmählich nähert.

(Fortsetzung folgt.)

Segovia.

III.

Die Stiftung des Klosters del Parral.

(Schluß.)

Als sie im Parral angekommen waren, machte Don Fabrique seiner Schwester zu wissen, der Augenblick sey da, wo sie dem Grafen von Torre de la Vega ihre Hand geben müsse; alles sey ins Reine gebracht, und der Eremit werde die Dienste des Priesters verrichten. Vergebens suchte Leonor ihren Bruder durch die Vorstellung der Vortheile, welche ihre Vermählung mit Pacheco für ihn bringen müsse, zu gewinnen, vergebens wendete sie sich an den für sie bestimmten Bräutigam, und erklärte ihm, daß ihr Herz nicht mehr frei sey; der Graf meinte, das thue nichts zur Sache, eine so edle Frau könnte ihrer Pflicht nicht fehlen. Endlich fragte sie ihr Bruder hämisch: also du liebst den Don Juan? nun wohl, sein Leben steht in deiner Hand. Er machte ihr sofort bekannt, daß sie ihn an dieser Stelle erwarteten, und ihn unvermeidlich aufopfern würden, wenn Leonor nicht sogleich sich mit dem Grafen vermähle und vom Balcon aus ihrem Geliebten die Vernichtung seiner Hoffnungen bedeute. Und schon sah man von weitem einen Ritter herankommen — wir wollen die schreckliche Scene übergehen, welche aus einem der Ruhe und Zerknirschung gewidmeten Orte einen Schauplatz des Gräuels machte.

Pacheco verwunderte sich eben nicht sehr darüber, daß sein Nebenbuhler dem gegebenen Worte ermangelte, beschloß aber hinlängliche Zeit zu warten, um ihn mit Recht einen Feigen schelten zu können. Er band sein Roß an einen Baum und setzte sich gedankenvoll auf einen Hügel nieder. Endlich stand er ungeduldig auf, um sich der Eremitei zu nähern; da erschien auf dem Balcon eine Dame, blaß, in Thränen gebadet, alle Gesichtszüge verstört, einem Schuldigen ähnlich, den man zum Richtplatz führt. Doch konnte er bald nicht mehr zweifeln, daß es Leonor war, und richtete an sie das Wort. Sie schwieg. Antworte, rief ihr Don Fabrique zu, oder ich stampfe mit dem Fuße, und dein Geliebter fällt unter den Streichen deines Gemahls und Sancho Nugnos, die ihn am Eingange erwarten. Leonor brachte sterbend nur die Worte vor: ich bin — vermählt! Pacheco glaubt nicht recht vernommen zu haben und fragt noch einmal, aber Leonor vermochte nur die Lippen zu bewegen, ohne einen Laut von sich zu geben. Don Fabrique ergriff sie beim Arm und stieß sie ins Innere des Gemaches zurück, während er Pacheco entgegenschrie: Suche eine andere Gemahlin, diese hat ihre Hand schon dem Grafen Torre de la Vega gegeben. Du lügst, erwiederte Pacheco. Nun wohl, Leonor selbst wird es dir sagen, und nun führte er sie

mit Gewalt wieder auf den Balcon — sie bestätigte seine Aussage mit einer unbeschreiblichen Bewegung des Kopfes. Treulose, rief Pacheco, du hast mich hintergangen! Ja, wiederholte Don Fabrique, sie hat dich hintergangen, denn sie hat dich immer verabscheut. Als Leonor dieses hörte, konnte sie sich nicht länger Gewalt anthun. Ach nein! rief sie unwillkürlich, ich hasse dich nicht.

Torre de la Vega hätte gerne schon längst dieser Scene ein Ende gemacht, sobald er durch die Thorritzen bemerkte, daß Pacheco nahe genug stand, um über ihn herzufallen. Aber er fand ein Hinderniß, wo er es nicht vermuthete: in der Habsucht des gedungenen Meuchelmörders. Sancho Nugno behauptete, er sey bloß hiehergekommen, um das Fräulein zu erschrecken, damit sie in die Heirath einwillige; für elende dreißig Ducaten könne er nicht ein so edles Blut, das Blut eines Ritters, den er als einen Freund betrachte, aufopfern. Es gäbe zwar auch Dolchstiche für die Freunde, aber diese würden theuer bezahlt, zumal unter so dringenden Umständen. Genug, Torre de la Vega mußte ihm 300 Ducaten versprechen, und er hätte 1000 gegeben, um sich auf immer von einem gefährlichen Nebenbuhler zu befreien.

Sie öffneten das Thor, und stürzten mit gezogenem Schwerte auf Pacheco los. Dieser bemerkt nun die Verrätherei, gewinnt durch einen schnellen Rückzug Zeit, seinen Degen zu entblößen, und macht durch seine tapfere Vertheidigung seine Gegner stutzig. Der Umstand, daß er Sancho Nugno erkannte, flößte ihm eine Kriegslist ein. Verräther, rief er dem Grafen zu, ich wußte euer Vorhaben, aber ihr werdet es theuer bezahlen. Komm, Sancho Nugno, und stelle dich an meine Seite, wie du es versprochen; zwei gegen zwei werden wir bald mit ihnen fertig werden. Torre de la Vega, der sich an das so eben mit Sancho Nugno gehabte Gespräch erinnerte, zweifelte nicht, daß er verkauft sey, und griff, um sich von der nächsten Gefahr zu befreien, nun selbst seinen Gefährten an; während dieser floh — denn bei diesem Gefechte war kein Geld zu verdienen — näherte sich Pacheco seinem Nebenbuhler, und zwang ihn, sich in einem ordentlichen Zweikampfe zu vertheidigen.

Benavente, der die Scene vom Balcon aus beobachtete, wollte seinem Freunde zu Hülfe eilen. Aber Leonor nahm alle ihre Kräfte zu Hülfe; sie verriegelt die Thüre, und alle Bemühungen ihres Bruders, sie von der Stelle zu entfernen, waren vergeblich. Da verliert der Barbar die Geduld, und zieht seinen Degen — — —

Pacheco sieht einen neuen Kämpen athemlos ankommen, als schon der erste sich zu seinen Füßen in seinem Blute wälzte. Kaum zieht dieses neue Gefecht seine Aufmerksamkeit auf sich, und nachdem er seinen Gegner durch eine Wunde zu Boden geworfen, eilt er, sich über den Zustand Leonors zu vergewissern. Ach! er findet sie ausblutend in den Armen des Eremiten; nur ihr letztes Lebewohl empfing er aus ihrem Munde.

Um seiner Geliebten eine ehrenvolle Grabstätte zu bereiten, und der Mutter Gottes zu danken, daß sie ihn von einer so augenscheinlichen Gefahr befreit habe, stiftete er an der Stelle der kleinen Eremitei ein prächtiges Kloster. Die Mönche waren reich und angesehen, und trugen in späteren Zeiten zur Wiederherstellung der sehr beschädigten römischen Wasserleitung von Segovia bei.

Noch existiren in der Kirche die Grabmäler des Marquis von Villena, Don Juan Pacheco, und seiner Gemahlin, Donna Maria Portocarrero, reich an Bildhauereien und schönen Arabesken; jedes von beiden mit mehr als 40 Statuen und mit Brustbildern, Säulen und Candelabern, alles von weißem Marmor und kunstvoll gearbeitet, so wie auch ein zierlicher gothischer, mit Bildhauereien geschmückter Bogen, wo das schöne Grabmal der Gräfin von Medellin, Tochter der Vorgenannten, sich befand. Aber das Grabmal hat man seitwärts geschoben, um eine elende Thüre in dem Bogen zu eröffnen; der Alabaster des Bogens, der drei Grabmäler und aller Bildhauereien ist mit gelbem und rothem Kalk übertüncht, und endlich in der Klosterstürmerei unserer Zeit sind so manche Kostbarkeiten von Ort und Stelle gerissen werden, um sie für ein Spottgeld zu verkaufen.

Der Krieg in Afghanistan.

3. Reise durch Beludschistan.

(Fortsetzung.)

Den 18 November. Wir waren heute 17 Stunden unterwegs. Wir brachen mit Sonnenaufgang auf, und durchschnitten eine hohe Gebirgskette auf Pfaden, welche für Lastthiere ungangbar sind. Meine Begleiter hatten entdeckt, daß Leute, welche sie für gut fanden zu vermeiden, auf der Straße nach Nal waren; wir ritten daher langsam, so daß wir fünf Stunden bis dahin brauchten, und nachdem wir den Ort passirt hatten, ruhten wir in einem Gehölze drei Meilen jenseits aus, und schickten einen der Seids mit den zwei bewaffneten Dienern in das Dorf, uns Korn für die Pferde zu holen. Diese verfehlten unglücklicherweise bei ihrer Rückkehr unsern Schlupfwinkel und ritten weiter, während wir sie umsonst bis Abends erwarteten. Der zweite Seid wurde dann so besorgt, daß er in das Dorf ging nach ihnen zu sehen, und mich mit meinem Diener Hussein allein warten ließ. Da keiner von uns ein Wort von der Landessprache verstand, so wären wir in große Gefahr gekommen, wenn uns Jemand von den zahlreichen Einwohnern, welche auf ihrer Rückkehr von den Feldern nahe bei unserem Schlupfwinkel vorbeikamen, gesehen und angeredet hätte. Glücklicherweise bemerkte uns Niemand, aber da eine Stunde vorbeiging und die Finsterniß einbrach, ohne daß der Seid erschien, so fürchtete ich, daß meine Reise verrathen worden sey, und der Chef von Nal, Fakir Mohammed, von dessen Verwandten einer in Khelat gefallen war, meine Reisegefährten verhaftet habe, um mich zu zwingen, sie im Dorfe zu suchen. Unter diesen Umständen bedachte ich, was am besten zu thun sey. Alles unser Geld und unsere Provisionen hatten die Seids bei sich, und ohne diese wesentlichen Dinge, ohne Führer und ohne die geringste Kenntniß der Sprache wurden wir unfehlbar von den ersten Beludschen, denen wir in die Hände fielen und die unsere Verkleidung sogleich errathen müßten, ermordet. Ich beschloß daher, direct auf das Dorf zuzugehen, wo ich hoffte, entweder den

Chef durch Drohung der Folgen von Mißhandlung eines englischen Officiers zur Höflichkeit zu zwingen, oder durch den Einfluß der Verehrung, den die Seids einflößen, mich aus der Sache zu ziehen. Wir machten uns daher auf den Weg, und ich tröstete eben den armen Hussein mit der Versicherung, daß er wenigstens als Mohammedaner sein Leben retten werde, als ein Ausruf hinter uns unsere Aufmerksamkeit anzog, und wir erkannten mit großer Freude unsern Freund, den zweiten Seid, der unsern Schlupfwinkel ebenfalls verfehlt und uns lange gesucht hatte. Seine Rückkehr endigte plötzlich unsere Besorgniß vor unvermeidlicher Ermordung, der wir entgegensahen, und er sagte uns, daß die übrigen das Dorf seit einigen Stunden verlassen haben, und wahrscheinlich in der Voraussetzung, daß wir unsern Weg fortgesetzt haben, vorausgeritten seyen. Wir setzten uns daher sogleich in Marsch, sie zu suchen, und fanden von Dorf zu Dorf, daß sie ebenfalls nach uns gefragt hatten, bis wir sie nach zwei Stunden in einem kleinen Schloß fanden, wo sie dem Todtengesang über den Besitzer, dessen Tod in Khelat so eben angekommen war, beiwohnten. Lange, ehe wir das Dorf erreichten, hatten wir die Klagen der Frauen von Zeit zu Zeit gehört, welche in der tiefen Stille der Nacht sehr feierlich klangen. Die Verwandten des Gefallenen baten uns dringend, in das Trauerhaus zu treten, aber wir konnten es nicht über uns bringen, in dieser Stunde des Leids die Familie zu belästigen, und waren nach einer Ruhe von einer Stunde noch allzu froh, einen so guten Vorwand zu haben, unsere Reise wieder fortzusetzen.

Entschlossen, den Nachrichten von der Katastrophe von Khelat voranzueilen, ritten wir die ganze Nacht wenigstens fünf Meilen in der Stunde, ohne anzuhalten, bis der Morgen graute, und hatten dabei acht Stunden lang einen ebenen und platten Weg, der durch einen prachtvollen Mondschein erleuchtet war. Das Wetter war nun ganz mild geworden, und der Contrast mit der bittern Kälte, welche wir kürzlich gehabt hatten, bewies, wie sehr wir seit Khelat von der Gebirgshöhe herabgestiegen waren. Wir sahen auch mit Vergnügen, daß wir das bewohnte Land verlassen haben, denn 30 Meilen weit haben wir keine Spur von einer menschlichen Wohnung gesehen, und wir sind daher im Begriff, mit einem Gefühl von Sicherheit, das mir bis jetzt fremd war, an dem Ufer des Flusses niederzuliegen und zwei Stunden zu schlafen. Den 19. Wir wachten gegen 7 Uhr Morgens auf, und waren nicht wenig ärgerlich, zu finden, daß unser gemietheter Führer verschwunden war. Er war unglücklicherweise für die ganze Reise bis Beylah voraus bezahlt worden, unter dem Versprechen, daß er uns bis dahin bringen werde, und obgleich er, wie wir selbst, einen Sitz auf einem Kamel hatte, so war ihm wahrscheinlich die Reise zu lang, und er hatte die Gelegenheit unseres tiefen Schlafes ergriffen, uns im Stich zu lassen. Da wir nie ermangelten, unsere wenigen Habe unter unsern Kopf zu legen und mit dem Zaum in der Hand zu schlafen, so hatte er uns glücklicherweise nicht bestehlen können. Wir sahen eine Heerde Schafe in einiger Entfernung, und bewogen einen Schäfer, seine Stelle einzunehmen und uns als Führer zu dienen.

Wir waren heute acht Stunden zu Pferde, hatten einen guten Weg und überstiegen auf geringen Abhängen eine hohe Gebirgskette, genannt Urnach. Wir hielten im Bett des Flusses gleichen Namens, der gewöhnlich wasserleer ist, nur einige Quellen tröpfelten hier von der Seite des Gebirgs herab, und bildeten einen kleinen Bach, dessen Bewässerung ringsumher etwas Gras hervorbringt. Dieß war das erste grüne Futter, das wir bisher Zeit oder Gelegenheit hatten unsern Pferden zu geben, und die armen Thiere hatten bisher von etwas Korn gelebt, das wir von Khelat mitgebracht und in Nal erneuert hatten. Die Kamele fanden auch grüne Tamarinden, einen Luxusartikel, den sie seit der Abreise erst gestern im Thal von Nal zum erstenmal gefunden hatten. Als wir das Thal betraten, war der Anblick der hübschen grünen Tamarinden eine wahre Augenweide, welche den angenehmsten Contrast gegen die Vegetation von Afghanistan bildet, die immer aussieht, als ob sie durch Feuer oder durch Kälte gelitten hätte. Mit Ausnahme einiger Büsche in dem Kaker-Gebirge waren dieß die ersten grünen Blätter, die ich seit meiner Abreise von Cabul gesehen hatte, und ihre Erscheinung, so wie die von Rohr und manchen Bäumen, die mir aus Indien bekannt waren, und die ich seit dem Marsch nach Afghanistan ganz aus den Augen verloren hatte, dienten nicht wenig, meinen Marsch im Mondschein von gestern zu erheitern. Mir war sogar das spärliche gelbe Gras, das ich auf den Seiten der Berge im Thale von Sohrab gesehen hatte, ein angenehmer Anblick gewesen, denn seit Cabul bis dahin wächst kein Gras wild, als etwa bisweilen am Ufer von Bächen. Den ganzen Tag über trafen wir keine menschliche Wohnung noch einen Menschen.

Es war beinahe Vollmond, als wir den 20. um Mitternacht aufsaßen. In einem abgelegenen Thal in der Mitte der Gebirge, das scheinbar vom Rest der Welt durch die wilden, dürren Felsenmassen ringsumher abgeschlossen ist, kamen wir an Feldern von Holcus Sorghum, den ersten, die ich seit Indien gesehen hatte, und an einigen Dörfern vorbei. Trotz des friedlichen Aussehens dieses entlegenen Platzes gelten die Bewohner dieses Thales für eine besonders wilde Race, und wir ritten daher stillschweigend vorbei, ohne mit Jemand zu verkehren oder Jemand aufzuwecken. Hierauf bestiegen wir die Gebirgskette des Puralli, welche höher zu seyn scheint als der Urnach, und hier sanken meine Hoffnungen auf die Gangbarkeit dieser Straße, welche bisher sehr groß gewesen waren, gänzlich. Der Weg über diesen Paß, und ich sah kein Mittel ihn zu umgehen, ist ein enger, steiler und felsiger Pfad, der sich bisweilen um steile Felsen windet, bisweilen durch enge Felsspalten führt, und vollkommen unbrauchbar für Artillerie, für die er auch nur durch einen unermeßlichen Aufwand von Zeit und Geld gangbar gemacht werden könnte, wenn es überhaupt möglich ist.

(Schluß folgt.)

Kinderselbstmord. Französische Blätter führen als Beweis einer schrecklichen Entartung das Beispiel zweier Knaben in Louviers von 10 und 11½ Jahren an, welche, weil man ihnen eine unbedeutende Bitte verweigerte, sich ins Wasser stürzten.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 119** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: **Samuel Taylor Coleridge.** (Forts.) — **Rosmonda d'Inghilterra.** (Forts.)

In das Abonnement dieses dem Auslande dargebotenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 6–7 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für den Ubertritt des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland oder Italien, jährlich 6 fl.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 292.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 October 1840.

Skizzen aus Madagascar.

6. Leguévels Fahrt nach Andevourante.

Wir begaben uns nach der Küste, um zur See nach Andevourante zu gehen, da mein Führer diesen Weg kürzer und gemächlicher fand. Als wir in der Nähe der Mündung des Flusses von Andevourante angekommen waren, wollte ich den Meeresarm, der nicht über 2 — 3 Fuß tief seyn konnte, durchwaten, aber einer meiner Maremiten warnte mich, indem nur erst einige Monate zuvor einem Malgaschen von einem Haifisch der Schenkel abgebissen worden sey. Wir mußten demnach Jemand abschicken, um von den Bewohnern eines nahegelegenen Dorfes eine Pirogue zu miethen, was einige Stunden wegnahm, da in diesem Lande die Zeit für gar nichts gerechnet wird. Endlich setzten wir über, und ich ließ mein Zelt in geringer Entfernung vom Meere aufschlagen, wo ich mich einen Theil des Tages damit belustigte, der Jagd der Fregatten auf die Narren zuzusehen.

Der Narr ist ein Vogel, den man in den indischen Meeren und bei den öden Inseln findet, die er bewohnt; er ist größer und stärker als ein Rabe, und sein Gefieder ist grau mit schwarz gemengt. Wahrscheinlich erhielt er seinen Namen von der Dummheit, die er zeigt, denn häufig setzt er sich auf eine Segelstange, und läßt sich von dem nächsten besten Schiffsjungen fangen, ohne einen Versuch zur Flucht zu machen; wenn man ihn fängt, begnügt er sich mit einem Krächzen, ähnlich dem des Raben; sein Fleisch schmeckt nach Fischthran. Die Fregatte ist ein Vogel von der Größe eines jungen Truthahns; seine Flügel, die ausgebreitet 8 bis 9 Fuß messen, sind außer allem Verhältniß mit seinem außerordentlich mageren Körper; er wiegt sich unaufhörlich in der Luft, und ahmt vollkommen die Bewegung des Stampfens und Schlingerns eines Schiffes nach, woher er auch seinen Namen hat. Der Instinct dieses Thieres, das die Natur nicht zum Fischfang gebildet hat, treibt es, die Narren zu verfolgen, die trotz ihrer Dummheit geschickte Fischer sind; wenn er sich mit einem gefangenen Fisch erhebt, fällt die Fregatte, die man besser einen Corsaren nennen könnte, über ihn her, wie ein Sperber, preßt ihm den Hals zu, zwingt ihn den Schnabel zu öffnen, und bemächtigt sich seiner Beute, ohne ihm ein Leid zuzufügen. Die Fregatte enthält viel Oel, das die Malgaschen und die Bewohner der Seychellen zum Einreiben gegen chronische Rheumatismen gebrauchen; das Mittel scheint zwar das Uebel nicht zu heilen, erleichtert es aber sichtlich.

Ich sah eine große Anzahl Wallfische vorüberziehen, die sämmtlich von einem oder zwei Jungen gefolgt waren. Die Eingebornen ziehen diese letztern vor, und harpuniren sie mit vieler Geschicklichkeit; sie finden das Fleisch ausnehmend wohlschmeckend, und essen es mit seinem stinkenden, ekelhaften Thrane. In der Zeit, wo die jungen Wallfische sich den Küsten nähern, steigen die Bergbewohner herab nach dem Meere zu, um an dem Festschmaus Theil zu nehmen. Der Harpunierer, der ihnen dasselbe verschafft, gilt für eine wichtige Person. Abends feiern die Mädchen den Muth, den er im Kampfe gegen das Ungeheuer gezeigt hat, und beim Schein der Feuer, die man zu diesem Zwecke anzündet, führen sie zu seiner Ehre Pantomimen mit Gesängen vermischt auf. Morgens, wenn er sich in seiner Pirogue vom Ufer entfernt, bedecken ihn die Zauberer des Landes mit heiligen Zweigen, und beschwören das Meer, daß es ihm günstig sey; die Menge vereint ihre Wünsche mit den magischen Ceremonien und wartet in lebhafter Spannung die Resultate der Expedition ab. Die Malgaschen wagen sich nicht an die großen Wallfische, sondern entfernen sich eilig, sobald sie solche erblicken; ihre Furcht davor ist so groß, daß sie selbst bereits gefangene Junge sogleich aufgeben. Das Fleisch dieser jungen Wallfische scheint ihrer Gesundheit sehr zuträglich, denn die Malgaschen werden in der Jahreszeit, wo dieser Fang statt findet, sehr fett. Die Haut derjenigen, welche vorher Hautkrankheiten hatten, wird weich und glänzend, wenn sie eine Zeit lang von diesem Fleisch gegessen haben. Ich habe mehrmals davon gegessen, nachdem ich das Fett sorgfältig hatte entfernen lassen, und ich fand es so gut, wie Schildkrötenfleisch.

Die Nacht war schon weit vorgerückt, als wir zwei Caretschildkröten bemerkten, die ihre Eier am Ufer niederlegten, wo wir schon lange auf der Lauer standen. Wir näherten uns stille, und sahen, wie sie Löcher von einen Fuß Tiefe gruben,

und ihre Eier hineinlegten. Sobald sie ins Meer zurück wollten, bemächtigten wir uns ihrer, legten sie auf den Rücken, und gruben dann die Eier aus, die ich sogleich sieden ließ; man konnte sie aber nicht hart bringen, obgleich man sie lange kochen ließ; das Weiße war widerlich, das Gelbe hart und geschmacklos. Die Eier der Caretschildkröte sind rund und etwas größer als Hühnereier, ich fand oft dreißig bis vierzig in einem Loche; wenn sie auskriechen, ist der Strand mit einer Menge kleiner Schildkröten bedeckt, die nicht viel größer sind, als Maikäfer. Einige Leute behaupten, das Fleisch der Caretschildkröte sey giftig, ich habe aber auf Madagascar mehrere Male davon gegessen, ohne daß es mir die geringste Unannehmlichkeit gemacht hätte.

Am folgenden Morgen erhielt ich eine Nachricht, die mich bestimmte, meine Jagden einzustellen, und mich eiligst vollends nach Andevouranto und von da nach Vohouaze zu begeben, indem der König Radama dort eingetroffen war.

Militärverhältnisse in England.

(Fortsetzung.)

Es ist eine in England vielfach herrschende Ansicht, daß es gefährlich wäre, nur solche Officiere zu haben, die sich durch langen Dienst und erprobte Tüchtigkeit ausgezeichnet haben, indem dadurch die aristokratische Verfassung des Landes gefährdet würde. Darum will man Leute im Dienste haben, die durch ihr persönliches Vermögen und ihre gesellschaftliche Stellung unabhängig sind, mögen nun die Unbegüterten darunter leiden, so viel sie wollen. Gegenwärtig braucht, wer seine Stellen kaufen kann, nur 6 Jahre, um Stabsofficier zu werden, da er in jedem Grade wenigstens zwei Jahre dienen muß. Das Heer wird dadurch eine Versorgungsanstalt für die nachgebornen Söhne des Adels, und da diese am ehesten im Stande sind, die vacanten Stellen zu kaufen, so versteht es sich ganz von selbst, daß die unbemittelten Officiere übersprungen werden, und Lieutenants von 20 bis 30 Dienstjahren eben so häufig und noch häufiger vorkommen, als Majors und Oberstlieutenants von 26 bis 30 Lebensjahren. Die Uebel, an denen das englische Heerwesen leidet, hatten endlich die Regierung genöthigt, eine Commission niederzusetzen, welche die Sache untersuchen sollte. Die Commission trat zusammen im Jahre 1838, saß Monate lang, unterbrach dann ihre Sitzungen, man erwartete sehnlichst ihren Bericht in der Session des Parlaments im Jahre 1839, aber immer kam nichts und die Sitzungen zogen sich, freilich mit manchen Unterbrechungen, in dieses Jahr hinein, wo endlich Anfang Aprils der Bericht dem Parlament vorgelegt wurde. Die Untersuchung sollte Alles umfassen, namentlich auch das Avancement, aber — niemand wollte sich daran wagen, das ganze System des Stellenkaufs abzuschaffen, und somit blieb alles beim Alten. Nun brach die lang verhaltene Ungeduld aus, und seit jener Zeit sind die oben erwähnten, öffentlichen Ausfälle geschehen, die an Insubordination gränzen, und die man dulden muß, weil sich mit Grund nichts dagegen erwiedern läßt, und eine schlechte Sache durch Vertheidigung nur noch schlechter wird.

☞ Wenn man sich einen Begriff machen will, wie weit das System des Verkaufs geht, darf man nur den Bericht der genannten Commission durchlesen: in den letzten vier Jahren fanden 1863 Avancements statt, also etwas über 460 jährlich; davon wurden erkauft 39 Obristlieutenantsstellen, 108 Majorstellen, 485 Capitäns- und 784 Lieutenantsstellen, während die Zahlen für die nicht durch Kauf geschehenen Avancements 28, 41, 131, und 246 waren. Rechnet man aber, daß ein großer Theil dieser nicht erkauften Avancements durch Ertheilung vermittelst eines sogenannten „Brevets" oder im Artillerie- und Ingenieurcorps, wo kein Kauf stattfindet, erfolgte, so vermindern sich diese letztern Zahlen noch bedeutend, und es ist auch an einer andern Stelle des Berichts angegeben, daß von 4679 Linienofficieren unter Oberstenrang nur 110 jährlich oder Einer unter 40 befördert werden; in der Artillerie, wo kein Kauf ist, ward von 10 Officieren Einer befördert, bei den Ingenieurcorps 1 von 8. Nach diesen Angaben darf man sich nicht mehr wundern, Lieutenants von 20 bis 30, und Hauptleute von 30 bis 40 Dienstjahren zu finden, die endlich durch Alter und Krankheit genöthigt sind, mit einem elenden Halbsold sich zurückzuziehen. Es ist begreiflich, daß Leute, welche Vermögen genug haben, um sich über die Köpfe der andern hinweg ein Avancement zu sichern, dieser widersinnigen Einrichtung das Wort reden, und auch Lord Fitzroy Sommerset that dieß wieder vor der militärischen Commission, allein Capitän O'Halloran weist dieß mit den Worten zurück, daß gewiß kein Officier, der gleich ihm lange Jahre im Felde gedient, über dessen Kopf hinweg ein halb Duzendmal sich andere durch Kauf geschwungen, und der endlich unter dem Commando eines Officiers stand, welcher noch in der Wiege lag, als er, O'Halloran, in Dienst trat, je ein solches System loben werde. Doch über dieß System ist längst der Stab gebrochen und es verlohnt sich nicht der Mühe, den Unsinn und die Nachtheile desselben lange zu beweisen.

So tief indeß diese Zurücksetzung alle unbemittelten Officiere schmerzen muß, so ist doch noch ein anderer Punkt, der noch tiefer einschneidet, der die Armee mehr im Ganzen trifft und dessen Hinwegräumung auch den Weg zur Abschaffung des Stellenverkaufs bahnen würde, nämlich die Mißachtung, in der man absichtlich die Armee zu halten scheint. „Es ist beklagenswerth, heißt es in einem der Briefe O'Hallorans, daß die Meinung mehr und mehr Grund gewinnt, alles, was ein brittischer Soldat für seine unbeschreiblichen Mühseligkeiten, Gefahren und Entbehrungen verlange, sey Sold, Beute und Prisengelder. Armee und Marine stehen tiefer in der öffentlichen Achtung als je, und nicht bloß Parlamentsglieder, sondern auch Minister sprechen geradezu von ihnen, als wären sie nichts als Söldlinge, die ihre Degen dem Meistbietenden verkaufen." Lord Melbourne vermehrte das Uebel, indem er sich verlauten ließ, Soldaten und Matrosen verdienten darum, daß sie die Schlachten des Landes schlügen, noch keine besondern Ehrenbezeugungen und Auszeichnungen. Dieß war unter den gegenwärtigen Umständen Oel ins Feuer gegossen, und die trotzige Antwort er-

folgte, daß die Armee ihre Wichtigkeit im Staate kenne, daß sie sich nicht länger als eine untergeordnete Kaste behandeln lassen und allen andern Ständen nachstehen wolle. „Wenn die vereinigte Stimme der Armee und Marine sich einmal erhebt, dann möchte die Ordnung bald umgekehrt seyn. Um eine solche Katastrophe zu vermeiden, bemerkt O'Halloran, spreche ich so offen von den Rechten der Armee." In dem ganzen Ton seiner Briefe herrscht ein unbeschreiblicher Spott auf die weisen Herren vom Ober- und Unterhaus, und selbst die Engländer im Allgemeinen — O'Halloran ist, wie sein Name zeigt, ein Irländer — werden nicht geschont, indem er gelegentlich bemerkt, daß die moralische Kraft des Adels und Volks von England durch den allmahlichen Uebergang in das Krämer- und Handwerkerthum bedeutend gesunken sey.

Analysiren wir diese Ansichten, die im Munde eines englischen Officiers allerdings seltsam erscheinen müssen, so finden wir eine praktische, aber für den innern Zustand Englands nicht sehr erbauliche Ansicht im Hintergrunde: die alte Form steht noch aufrecht, aber die Verhältnisse haben sich geändert; das Landvolk hat nicht mehr den kriegerischen Geist, zum Mindesten nicht mehr die kriegerische Brauchbarkeit wie früher, und in den Proletariern der Städte droht den reichen Besitzenden eine furchtbare Gefahr, die sich nur durch eine kräftige Armee in Schranken halten läßt; die Aristokratie ist morsch, nur der geldstolze Kaufmannsstand hält sich aufrecht, und will die Armee, welche ihm die Canaille im Zaum und die Colonie in Unterwürfigkeit hält, wie ein schlechtes Werkzeug gebrauchen, und dann in den Winkel werfen. Gegen diese Behandlung, welche ihr namentlich von den geldstolzen, englischen Kaufleuten und einem Theil der morschen Aristokratie zugedacht ist, empört sich das Selbstgefühl der Armee, welche unter Arbeit, Beschwerden und Gefahren aller Art das Reich aufrecht erhält, und nicht bloß mit magerem Sold, sondern auch mit öffentlicher Anerkennung belohnt seyn will. Wäre hier der Ort dazu, man könnte diese Ansicht mit Hunderten von Stellen aus der Correspondenz der Naval and Military Gazette belegen, aber der Ton bald des Spottes, bald des Hasses, der darin herrscht, läßt sich unmöglich wiedergeben.

(Fortsetzung folgt.)

Vulcanischer Ausbruch am Ararat.

Die Litterary Gazette vom 3 October enthält die bereits bekannte Nachricht, welche die Nordische Biene über den Ausbruch am Ararat mitgetheilt, nebst einem weitern Schreiben vom 15 September. Nicht nur ist Nachitschewan und alle Dörfer der Districte Scharur und Surmala zerstört, so wie das Dorf Akuli unter den Trümmern einer vom Ararat herabgestürzten Seite des Berges begraben, sondern das Erdbeben erstreckte sich bis Eriwan, beschädigte die Mauern der Festung und stürzte mehrere Gebäude nieder. Auch andere Städte, zum Theil in großer Entfernung vom Ararat, viele Klöster und Dörfer in der Ebene des Araxes sollen bedeutend gelitten haben. Man bringt dieß Ereigniß in Verbindung mit dem kürzlich erfolgten Ausbruch bei Baku.

Der Krieg in Afghanistan.

3. Reise durch Beludschistan.

(Schluß.)

Wir stiegen ab, nachdem wir 11 Stunden im Sattel gewesen waren, und brachten den Tag in einer Schlucht zu, wo sich etwas Wasser und einiges grüne Futter für die Thiere fand. Unter dem Vorwand der Hitze trennte ich mich von meinen Gefährten, legte mich in einiger Entfernung unter einen Busch in der Absicht, das Blatt der Bombay Times vom 12 October zu lesen, das ich bei mir verborgen hatte, um damit eine müßige Stunde zuzubringen, wozu ich aber bisher keine Gelegenheit gehabt hatte. Die Geschichte dieses Blattes ist sonderbar genug. Nach dem Sturm von Khelat, ehe die Gefangenen zusammengebracht worden waren, und während ein Theil der Garnison sich noch vertheidigte, hielt ein Beludsche von Rang dieses Blatt einer Partie Soldaten entgegen, welche daraus schlossen, daß der Mann dadurch anerkenne, daß er Theil an der Plünderung unserer Postcouriere genommen habe, was die uns verhaßteste Art der vielen Diebstähle war, denen wir ausgesetzt waren, und der Delinquent wäre ohne weiteres erschossen worden, wenn nicht der Major Neil Campbell glücklicherweise in diesem Augenblick vorbeigekommen wäre, und herausgebracht hätte, daß der Beludsche, welcher die Zeitung in der Hand hielt, vor der Belagerung einen Agenten an den Residenten geschickt hatte, um seine Unterwerfung zu machen und einen Paß zu verlangen; der Resident hatte kein Papier bei der Hand, und gab daher dieses Blatt der Times, das denselben Morgen von Bombay angekommen war, und das als Paß dienen sollte.

Ich war eifrigst mit meiner Zeitung beschäftigt, als ein Geräusch über meinem Kopf meine Aufmerksamkeit auf sich zog, und war, als ich aufsah, nicht wenig erstaunt, einen wildaussehenden Beludschen vor mir zu haben, der, eine Luntenflinte in der Hand, mich von Kopf bis zu Fuß betrachtete. Ich rief meinen Begleitern, welche nicht weit davon saßen, sie standen sogleich auf, und der Beludsche verschwand. Wie er hieher kam, oder was seine Absichten waren, ist mir unbekannt, aber der Umstand diente mir zur Lehre, mich nicht wieder von meinen Gefährten zu entfernen, und in Zukunft vorsichtiger mit meiner Zeitung zu seyn. Abends setzten wir unsern Weg sieben Stunden lang über eine neue Gebirgsreihe fort, welche wir mit Leichtigkeit sowohl herauf- als herabstiegen. Der Weg wand sich gewöhnlich durch das platte, feste, sandige Bett ausgetrockneter Bergströme, welche bei ihrer Ankunft im Thal das Bett eines sehr großen, aber vollkommenen Flusses bildeten, der aber in diesem Augenblick völlig ausgetrocknet war. Die Ufer sind bisweilen von sanft aufsteigenden Hügeln, welche von gigantischen Tamarinden beschattet sind, zum Theil von nackten, senkrechten Felsen von großer Höhe gebildet. In dem ersten Fall öffneten sich gewöhnlich weite Thäler, die ins Gebirge hinliefen, in dem letztern nur enge Felsenschluchten. Außer in dem abgelegenen Thal, von dem ich oben gesprochen habe, fanden wir den ganzen Tag über keine Spur von Bewohnern, obgleich wir 18 Stunden im Sattel blieben. Die Gebirgsgegend während der ganzen Distanz war bald in tiefen Schatten begraben, bald von dem glänzendsten Mond erleuchtet, und durchaus schön und ergreifend, und ich erkannte in manchen Klumpen von Cactusstauden alte indische Bekannte, welche angenehme Erinnerungen an Eber- und Tigerjagden hervorriefen.

Den 21. Wir verließen bei Tagesanbruch unser Bivouac, und fuhren fort in den Betten ausgetrockneter Ströme zu reiten, bis nach zwei Stunden der Weg in die Ebene heraustrat, und ich sah zu meiner Freude, daß er gegen Süden nicht mehr durch Gebirge begränzt war. Alles ist jetzt vor mir offen, alle Schwierigkeiten sind überwunden, und da die Nachrichten von dem Fall von Khelat bis jetzt noch nicht hier angekommen sind, so habe ich für den Rest der Reise wenig Gefahr zu fürchten. Ein Ritt von 9½ Stunde brachte uns in ein Dorf auf dem andern Ufer des Puralli, der ein schöner Strom ist, an welchem hin wir während den letzten sechs Meilen Cultur fanden. Meine Gefährten thaten sich hier mit einem fetten Lamm etwas zu Gute, und sind jetzt weit weniger zurückhaltend in ihren Communicationen mit den Einwohnern. Da aber die Tochter von Mihrab Khan den Chef von Beylah, der noch dazu Neffe von Wali Mohammed Khan ist, geheurathet hat, so müssen wir natürlich die Ereignisse von Khelat noch sehr geheim halten. Trotz alles Schmausens um mich her besteht meine Nahrung wie bisher aus Datteln und Wasser, da ich meine Rolle spielen muß, und die Fasten, welche zu ihr gehören, nicht brechen darf.

Den 22. Um Beylah vor Tagesanbruch zu passiren, brachen wir um drei Uhr Morgens auf. Wir fanden eine große Karawane von Kaufleuten aus Bombay außerhalb der Stadt unter den Mauern gelagert, und waren genöthigt durch ihre Mitte zu reiten. Das Bellen der Hunde weckte die Führer der Karawane, und sobald sie sahen, von welcher Richtung wir kamen, quälten sie uns um Nachrichten von dem Zustande der Dinge in Khelat; sie hatten in Bombay gehört, daß die englische Armee bald dort ankommen werde, und fürchteten, daß sie im Fall eines Kriegs bei ihrem Durchzug durch das Land zu leiden haben möchten. Die Seids aber waren klug genug nichts zu sagen, und versicherten, daß wir nur von Nal kämen, wo man zur Zeit unserer Abreise nicht gewußt habe, wie die Franken es mit Mihrab Khan halten würden. Die Kaufleute vermutheten sichtbar, daß wir mehr wüßten, als wir sagen wollten, und fuhren lange Zeit fort uns mit einer Unzahl von Fragen zu plagen, so daß es Tagesanbruch wurde, ehe wir von diesem verdrießlichen Katechisiren loskamen. Meine Freunde waren besonders ängstlich, zu vermeiden, von ihren Freunden in Beylah erkannt zu werden, da diese darauf bestanden hätten, sie in gastfreundlicher Absicht aufzuhalten, was zu den unangenehmsten Folgen geführt haben könnte. Wir ritten bis ein Uhr, und ruhten dann am Ufer des Puralli an einem Ort, wo kein Dorf in der Nähe war, aus. Von Beylah führen zwei Straßen nach Sunmeany, und ich beschloß, die über Lapari zu nehmen, da der andere, kürzere, schon von Pottinger bereist worden war.

Den 23. Wir brachen gestern um acht Uhr Abends auf, ritten die ganze Nacht hindurch, ließen das kleine Dorf Lapari auf der Seite liegen und erreichten Sunmeany um zehn Uhr Morgens, nachdem wir 14 Stunden im Sattel gewesen waren. Bei dem Mangel an Bevölkerung ist der ganze District von Beylah ans Meer so gut als eine Wüste, obgleich er vollkommen eben ist und einen reichen, vom Puralli gut bewässerten Boden hat. Die einzigen menschlichen Wohnungen, die ich außer Beylah, Lapari und Sunmeany sah, waren einige elende Dörfer, deren jedes aus wenigen Hütten bestand. Ich ging sogleich zu dem Hindu, welcher hier der Agent von Rao Mull in Karatschi ist; ich gab mich ihm zu erkennen, und wurde mit meinen Begleitern von ihm mit großer Gastfreundschaft aufgenommen und mit einem Boot versehen. Ich schiffte mich Abends nach Karatschi ein, und nahm den afghanischen Klepper mit, welcher zwar nur 13 Hand hoch war, aber mit mir und meinem Gepäck, einem Gewicht von 250 Pfund, die ganze Distanz von Khelat, d. h. 553 Meilen, in 7½ Tagen gemacht, während welcher Zeit ich 111 Stunden im Sattel war.

Von Karatschi ging ich nach Bombay, wo einige Tage nach meiner Ankunft Pferdehändler aus Beludschistan ankamen, welche sich kurz nach meiner Abfahrt von Sunmeany ebenfalls dort eingeschifft hatten. Diese erzählten, daß um Mitternacht desselben Tages, an dem ich abfuhr, Wali Mohammed Khan, Sohn des Chefs von Wadd, der im Sturm von Khelat gefallen war, in großer Eile mit einer Partei Reiter ankam, mir den Weg abzuschneiden, und die Nachricht von meiner Abfahrt mit äußerstem Aerger aufnahm. Es scheint, daß dieser Chef die Nachricht von meiner Reise und Verkleidung den Tag, nachdem ich Nal verlassen, erhalten hatte, und ich verdanke daher meine Rettung dem forcirten Marsch von 50 Meilen, welchen wir damals machten, um den Nachrichten von Khelat vorauszueilen; denn meine Verfolger kamen wenige Stunden nach meiner Abfahrt von Sunmeany dort an.

Miscellen.

Preisfragen der französischen Akademie. Die schon im Jahre 1838 gestellte Preisfrage: „die Geschichte der Mathematik, der Astronomie und Geographie in der alexandrinischen Schule zu schildern," wurde auf den Concurs von 1841 verlängert. Eine andere beachtenswerthe Preisfrage ist folgende: „den Ursprung, die Wanderungen und die Aufeinanderfolge der Stämme zu untersuchen, welche vom 5ten bis zum Ende des 11ten Jahrhunderts die Nordufer des schwarzen und kaspischen Meeres besuchten, und die chronologische Reihenfolge ihrer Einfälle in Europa festzustellen." Auf 1842 sind folgende zwei Fragen gestellt: „Was waren bei den Römern seit dem Tribunal der Gracchen und bis zur Regierung Hadrians incl. die Zusammensetzung der Tribunale und die Gerichtsverwaltung hinsichtlich der Verbrechen und Vergehen der Magistrate und sonstigen öffentlichen Beamten?" Endlich: „Schilderung der Geschichte der griechischen Niederlassungen in Sicilien, Untersuchung der Ursachen ihrer Macht und ihrer Wohlfahrt, möglichst genaue Angaben ihrer Bevölkerung, ihrer Streitkräfte, ihrer Regierungsform, ihres moralischen und gewerblichen Zustandes, so wie ihrer Fortschritte in den Wissenschaften und Künsten bis zur römischen Eroberung." Für die dritte Frage ist eine goldene Medaille von 1500 Franken Werth, für die andern eine von 2000 Fr. Werth ausgesetzt.

Erweiterte Anwendung comprimirter Luft. Am 1 October hat man zu Chaillot eine Reihe Proben gemacht mit einem Wagen, der vermittelst comprimirter Luft in Bewegung gesetzt wird, und mit verschiedenen andern Maschinen, die durch gleiche Triebkraft in Wirkung kommen. Die Erfinder haben unter Anwesenheit zahlreicher Zeugen Wurfgeschosse auf sehr große Entfernungen geschleudert, vermittelst einer Kanone, in welcher die Luft das Pulver ersetzt. (Voleur vom 5 October.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 119.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

18 October 1840.

Samuel Taylor Coleridge.

(Fortsetzung.)

Der Verfasser erinnert sodann an die gehässigen Consequenzen, welche die Anhänger der beiden Systeme ihren Gegnern zuschieben, und welche von diesen zurückgewiesen werden, als aus einem Mißverstehen ihrer Ansichten abgeleitet, und führt einen Satz von Coleridge an, aus welchem erhelle, wie wenig dieser klare und hohe Geist, der allerdings auf der conservativen Seite gestanden, durch Anhänglichkeit an das Positive sich habe Fesseln anlegen lassen: „Wer damit anfängt, das Christenthum mehr zu lieben als die Wahrheit, wird hernach seine Secte oder Kirche mehr lieben als das Christenthum, und am Ende sich selbst mehr als Alles.“ Dann erklärt der Verfasser, daß er für seine Person es mit der Schule von Locke und Bentham halte, in Betreff der Erkenntnißtheorie: „Das Wesen und die Gesetze der Dinge an sich, oder die verborgenen Ursachen der Erscheinungen, welche die Gegenstände der Erfahrung sind, scheinen uns für die menschlichen Geisteskräfte gänzlich unzugänglich. Wir sehen keinen Grund zu glauben, daß irgend etwas Gegenstand unsrer Erkenntniß werden kann, außer unsrer Erfahrung, und was aus dieser durch die Gesetze der Erfahrung selbst erschlossen werden kann, und wir glauben, daß keine Idee, kein Gefühl, kein Vermögen im menschlichen Geist ist, die zu ihrer Erklärung die Zurückführung ihrer Entstehung auf eine andre Quelle erheischten. Wir sind daher verschiedner Meinung mit Coleridge über die Centralidee seiner Philosophie, und wir bedürfen nicht, wir können nicht gebrauchen die neue Terminologie, die er und seine Lehrer, die Deutschen, in der Philosophie eingeführt haben zu dem doppelten Behufe, logische Präcision Lehren zu geben, die wir nicht anerkennen, und ein Verhältniß zu bezeichnen zwischen jenen abstracten Lehren und vielen concreten Erfahrungswahrheiten, welche diese Sprache, nach unserem Dafürhalten, nicht ins Licht zu setzen, sondern zu verhüllen und zu verdunkeln dient. In der That, ohne diese Eigenthümlichkeiten der Sprache wäre es schwer zu begreifen, wie der Vorwurf des Mysticismus (worunter in gewöhnlicher Redeweise nichts Anderes gemeint ist als Unverständlichkeit), Coleridge und den Deutschen von gar manchen zur Last gelegt wird, welchen Lehren, die im Wesentlichen dieselben sind, wenn in oberflächlicherer Weise gelehrt, und weniger gegen Einwürfe geschützt, bei Reid und Dugald Stewart, als die einfachen Ergebnisse des gesunden Menschenverstandes erschienen, mit Erfolg behauptet gegen die Spitzfindigkeiten der Metaphysik.

Indeß, obgleich wir die Lehren von Coleridge und den Deutschen in der reinen Geisteswissenschaft für irrig halten, und keinen Geschmack an ihrer eigenthümlichen Terminologie finden, sind wir doch weit entfernt zu glauben, daß diese Denker selbst in dieser Beziehung, dem vielleicht am mindesten hoch anzuschlagenden Theil ihrer Leistungen, umsonst gelebt haben. Die Doctrinen der Schule Locke's waren einer völligen Erneuerung bedürftig; um eine physiologische Veranschaulichung von Coleridge zu entlehnen, sie mußten, wie gewisse Aussonderungen des menschlichen Körpers in das System wieder absorbirt und neu abgesondert werden. In welcher Form herrschte jene Philosophie in beinahe ganz Europa? In der der seichtesten Lehren, die vielleicht je einem gebildeten Zeitalter als ein vollständiges psychologisches System geboten wurden — in der Ideologie Condillacs und seiner Schule; ein System, das alle Phänomene des menschlichen Geists in die Sinnesempfindung (sensation) aufzulösen suchte, einfach dadurch, daß es alle Zustände des Geistes mit jenem Namen benannte; eine Philosophie, die, wie jetzt anerkannt wird, nur aus einer Reihe von Generalisationen in Worten bestand, welche nichts erklärten, nichts unterschieden und zu nichts führten. In England stand die Sache nicht viel besser. Hartley, der einzige welcher das System Locke's ausgebildet und vervollkommnet hatte, wurde beinahe ganz ignorirt, und erst als Reid und die deutsche Schule Locke's Grundsätze so heftig angriffen, nahm man wieder auch zu Hartley seine Zuflucht. Coleridge war, ehe er seine spätern philosophischen Ansichten annahm, ein enthusiastischer Hartleyaner, so daß sein Abfall von Locke's Philosophie nicht auf Rechnung seiner Unbekanntschaft mit der höchsten Form und Ausbildung dieser Phi-

losophie geschrieben werden kann. Daß er diese höchste Form durchstudirte, ohne sich damit zufrieden zu geben, ist ein starker Beweis davon, daß in der Frage mehr Schwierigkeiten lagen, als Hartley gelöst hat. Daß seitdem etwas Weiteres zur Lösung geschehen ist, verdanken wir dem Umschwung in der öffentlichen Ansicht, welchem Coleridge als eines der Hauptorgane diente; und selbst in der abstracten Metaphysik sind seine Schriften und die seiner Schule die reichsten Schachte, woraus die entgegengesetzte Schule die Materialien schöpfen kann zu allem, was noch zur Vervollkommnung ihrer Theorie geschehen muß."

Der Verfasser zeigt sodann, welche Ansichten die französischen Philosophen über Geschichte und Staatsverfassung verbreitet, wie sie hierin den größten Irrthümern gehuldigt und die vornehmsten Principien des Staats verkannt haben. Zu diesen rechnet er ein festes Erziehungssystem; das Vorhandenseyn von Gehorsam und Unterwürfigkeit gegen Institutionen, Sitten, Gesetze oder Personen, und ein lebendiges Nationalgefühl. „Diese wesentlichen Erfordernisse der bürgerlichen Gesellschaft übersahen leider die französischen Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts. Freilich fanden sie alle drei mehr oder minder schon untergraben durch die Fehler der Institutionen und der Menschen, die als Hüter und Bollwerke derselben aufgestellt waren. Wenn die Neuerer in ihren Theorien die Elementarprincipien des gesellschaftlichen Zusammenlebens verkannten, so hatten die Conservativen in ihrer Praxis hiezu das erste Beispiel gegeben, und so kam es, daß nicht nur die Uebelstände und Corruptionen, sondern die Einrichtungen selbst von den Philosophen auf den Tod bekämpft wurden. Die Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts warfen die Schale weg, ohne den Kern zu behalten, und indem sie die Gesellschaft neu zu gestalten suchten, ohne die bindenden Kräfte, welche die Gesellschaft zusammenhalten, war ihr Erfolg von der Art, wie es vorauszusehen war. Und nun nehmen wir für die Philosophen der reactionären Schule, der Schule, zu welcher Coleridge gehört, das Lob in Anspruch, daß sie gerade das thaten, wegen dessen Unterlassung wir die des achtzehnten Jahrhunderts getadelt haben.

„Jede Reaction in den Ansichten bringt natürlich den zuvor verkannten Theil der Wahrheit zum Bewußtseyn und zur Anschauung. Es war natürlich, daß auch eine Philosophie, welche alles anathematisirte, was in Europa von Constantin bis Luther, oder gar bis Voltaire, geschehen war, eine andre folgte, welche zugleich eine strenge Beurtheilerin der neuen Tendenzen der Gesellschaft, und eine leidenschaftliche Verfechterin alles Guten an der Vergangenheit war. Das ist das nicht sehr schwere Verdienst aller torystischen und royalistischen Schriftsteller. Die Eigenthümlichkeit der deutsch-Coleridge'schen Schule aber ist, daß sie über die unmittelbare Controverse hinaus sah auf die Grundprincipien, welche in allen solchen Controversen verborgen liegen. Sie waren die ersten, welche systematisch die Inductionsgesetze der Existenz und des Wachsthums der menschlichen Gesellschaft erforschten; die ersten, welche die drei oben genannten Erfordernisse laut hervorhoben als wesentliche Principien aller dauernden Gestaltungen socialer Existenz. So schusen sie nicht ein Stück Advocatenberedsamkeit für eine Partei, sondern eine Philosophie der Gesellschaft, in der einzigen noch möglichen Form: der einer Philosophie der Geschichte; nicht eine Vertheidigung besonderer ethischer oder religiöser Lehren, sondern einen Beitrag, den größten, den je eine Classe von Denkern leistete, zur Philosophie der menschlichen Cultur.

„Das glänzende Licht, das während des letzten halben Jahrhunderts auf die Geschichte geworfen worden, kam beinahe ganz von dieser Schule. Die Mißachtung, in welcher die Geschichte bei den Philosophen stand, ist allbekannt; einer der Nüchternsten unter ihnen, d'Alembert glauben wir, wünschte, daß alle Kunden früherer Ereignisse ausgelöscht werden könnten! Ganz anders mußten natürlich Männer denken, welche die Erhaltung der Gesellschaft überhaupt, und namentlich ihre Erhaltung in einem Zustand fortwährenden Fortschritts, als eine sehr schwierige Aufgabe betrachteten, die auch wirklich, wenn auch unvollkommen, eine Reihe von Jahrhunderten hindurch, trotz den stärksten Hindernissen, gelöst oder gefördert worden. Sie fühlten natürlich ein lebhaftes Interesse, zu erforschen, wie dieß geleistet worden, und mußten auf die Forschung geführt werden: was die Erfordernisse der dauernden Existenz des gesellschaftlichen Ganzen seyen, und was die Bedingungen, welche die Erhaltung und Wahrung dieser bleibenden Erfordernisse vereinbar und verträglich machten mit beständig fortschreitender Verbesserung. Und daher jene Reihe von großen Schriftstellern und Denkern, von Herder bis auf Michelet, durch welche die Geschichte, bis dahin „ein Mährchen, von einem Blödsinnigen erzählt, voll hohlen Klangs und Wahnsinns, nichts bedeutend," zu einer Wissenschaft von Ursachen und Folgen wurde. Dieselben Gründe bewogen natürlich auch dieselben Denker für die Philosophie der menschlichen Cultur zu thun, was ihre Vorgänger nie hätten thun können. Die Ansichten von den verschiedenen Elementen menschlicher Cultur, und den, die Bildung des Nationalcharakters bestimmenden und influenzirenden Ursachen, welche durch alle Schriften der deutsch-Coleridge'schen Schule sich hindurchziehen, stellen alles in Schatten, was vorher oder gleichzeitig von einer andern Schule geleistet oder angestrebt wurde. Solche Ansichten und Betrachtungsweisen sind, mehr als irgend etwas Anderes, der charakteristische Zug der Goethe'schen Periode der deutschen Literatur; und sie sind reichlich verbreitet in den historischen und kritischen Schriften der neuen französischen Schule, wie in denen Coleridge's und seiner Anhänger. In diesem Excurs über die Philosophie des Festlands vor der Reaction und die Art dieser, gegen die frühere Philosophie gerichteten Reaction, haben wir nothwendig mehr von der Bewegung selbst, als von Coleridge's Antheil daran, sprechen müssen; und dieser war deßwegen minder bedeutend, weil er erst später kam. Auch wäre es überflüssig, aus den zerstreuten Schriften eines Mannes, der kein systematisches Werk producirte, Fragmente zusammenzusetzen, die er zu einem noch unvollendeten Gebäude beigetragen haben mag. Unsre Absicht ist, zum Studium der Originalquellen einzuladen, nicht, ein solches Studium entbehrlich zu machen. Was Coleridge eigenthümlich war, wird besser erkannt werden, wenn wir den Zustand unsrer Philosophie unmittelbar vor ihm besprechen.

„In England hatten die philosophischen Speculationen des Zeitalters, ausgenommen einige wenige hochmetaphysische Geister (deren Beispiel Andere eher abschrecken als aufmuntern mochte), keinen so kühnen Flug genommen, keinen so vollständigen Sieg über die entgegengesetzten Einflüsse gewonnen, wie auf dem Continent. Im englischen Geist, in der Speculation wie in der Praxis, liegt eine in hohem Grad wohlthätige Scheu vor allen Extremen. Aber da diese Scheu mehr ein Instinct der Vorsicht als das Ergebniß der Einsicht ist, so ist sie zu leicht bereit, sich mit irgend einem Mittleren zu begnügen, bloß weil es ein Mittleres ist, und sich bei einer Verbindung der Nachtheile beider Extreme, statt ihrer Vortheile, zu beruhigen. Auch waren die Zeitumstände entschiedenen Ansichten nicht günstig. Nach den vorangegangenen großen Kämpfen befiel alle Gemüther eine Art Lethargie. Das Zeitalter schien behaftet mit dem Unvermögen, tiefe und starke Gefühle zu erzeugen, wenigstens keine solche, welche sich mit der Speculation vermählen konnten. Es war ein Zeitalter ohne Ernst, die natürliche Aera der Halbheit und des Vergleichs.

„Die natürliche Tendenz der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts, überall außer in England, war: die feudalistischen und kirchlichen Institutionen zu beseitigen, welche, obwohl ursprünglich auf vernünftiger und wohl zu rechtfertigender Basis beruhend, im Verlauf der Zeit ihre Bedeutung und ihren Werth verloren hatten, und in der Theorie nur durch Principien zu retten waren, welche sie in der Praxis verdammten. In England hätte die Philosophie ohne Zweifel dasselbe gethan, wäre sie stark genug gewesen; da sie aber dieß nicht war, kam es zu einem Vergleich. Das, wornach Niemand fragte und sich kümmerte, die Zwecke der bestehenden Institutionen, die Arbeit, welche Lehrer und Regenten hätten leisten sollen, ward kurz und gut über Bord geworfen. Der Lohn und Gewinn von dieser Arbeit lag den Lehrern und Beherrschern am Herzen, und dieser wurde ihnen denn gesichert. Die bestehenden Institutionen in Staat und Kirche sollten wenigstens dem äußern Schein nach unverletzt beibehalten, aber praktisch so viel als möglich entleert und vernichtet werden. Die Kirche erhob fortwährend ihr mitrageschmücktes Haupt in Höfen und Palästen, aber nicht, wie in den Tagen Hildebrands oder Beckets, als die Beschützerin der Künste gegen die Waffen, des Leibeignen gegen den Herrn, des Friedens gegen den Krieg, oder geistlicher Principien und Macht gegen die Herrschaft roher Gewalt. Nicht einmal, (wie in den Zeiten eines Latimer und Knox) als eine göttliche beauftragte Körperschaft zur Heranbildung der Nation in der Erkenntniß Gottes und zum Gehorsam gegen seine Gebote. Nein! sondern das Volk Englands hatte eine Freude am Alten, und Niemand wußte, wie die Lücke ausgefüllt werden könnte, welche das Hinwegräumen einer so ansehnlichen Institution verursachen würde; daher ward, unter der Bedingung, nicht zu viel Lärmen mit der Religion zu machen, sie nicht allzu ernstlich zu nehmen, die Kirche vertheidigt und aufrecht erhalten selbst von Philosophen, als „ein Bollwerk gegen den Fanatismus," als ein Temperirmittel für den religiösen Geist, um ihn zu hindern, die Harmonie der Gesellschaft oder die Ruhe der Staaten zu stören. Der Clerus der bestehenden Kirche sah dieß als einen guten Handel an, und hielt die Bedingungen getreulich.

„Der Staat seinerseits ward nicht mehr, nach der alten Idee, als die Concentrirung der Kräfte aller Individuen der Nation in der Hand bestimmter einzelner Mitglieder betrachtet, zum Behuf der Vollführung alles dessen, was am besten durch systematisches Zusammenwirken vollführt werden konnte. Man fand, daß der Staat ein schlechtes Urtheil hatte über die Bedürfnisse der Gesellschaft; daß er in der Wirklichkeit sich sehr wenig darum kümmerte, und daß wenn er irgend etwas unternahm außer dem polizeilichen Einschreiten gegen Verbrechen, außer der Entscheidung von Streitigkeiten, was nun einmal zur Existenz der Gesellschaft unerläßlich ist, er gewöhnlich von dem unheilvollen Privatinteresse einer Classe oder eines Individuums sich leiten und bestimmen ließ. Die natürliche Schlußfolgerung wäre gewesen: daß die bestehende Constitution irgendwie den Bedürfnissen der Gesellschaft nicht entspreche, da sie auch wirklich, ohne bedeutende Modificationen, aus einer Zeit herrührte, wo die Bedürfnisse der Gesellschaft wesentlich verschieden waren. Aber vor dieser Schlußfolgerung scheute man zurück; und es bedurfte der Eigenthümlichkeit neuerer Zeiten und der Speculationen der Bentham'schen Schule, um eine bedeutende Tendenz dieser Art zu bewirken. Die bestehende Constitution und alle Einrichtungen der bestehenden Gesellschaft wurden fortwährend als die bestmöglichen gepriesen. Die berühmte Theorie von den drei Gewalten kam in Schwung, nach welcher die Vortrefflichkeit unsrer Verfassung darin bestand, daß sie weniger Unheil anrichtete, als sonst eine andere Regierungsform. Die Regierung überhaupt ward als ein nothwendiges Uebel betrachtet, und man stellte die Forderung, sie solle sich so viel als möglich verbergen und sich nicht fühlbar machen. Das Geschrei des Volkes war nicht: „Helft uns!" „Führt uns!" „Thut für uns das, was wir einzeln nicht thun können, und zeigt uns den Weg, das zu thun, was wir können" — und in der That wären solche Anforderungen an solche Beherrscher wie damals ein bittrer Spott gewesen — das Geschrei war das: „Laßt uns gehen!"

(Schluß folgt.)

Rosmonda d'Inghilterra.

(Fortsetzung.)

Dritter Act. Vor Gualtiero Cliffords Schloß. Früher Morgen. Erste Scene. Die Geschwister haben ihre Flucht glücklich so weit bewerkstelligt, und sie haben jetzt das väterliche Schloß im Auge, das Edmondo, der es als Kind schon verlassen, kaum mehr erkennt, an dem er aber doch noch mit inniger Sehnsucht hängt, wie an einem entflohenen, süßen Traume. Zweite Scene. Ein Knappe kommt, den sie nach ihrem Vater fragen. Sie erfahren, daß er dem Tode nahe gewesen, aber durch die treue Sorgfalt seines vertrauten Eldredo körperlich wieder genesen, jedoch sehr schwach und bekümmert sey. Noch schlummre er, aber mit der Morgenröthe pflege er aufzustehen. Edmondo entscheidet, sie müßten sich verstecken bis die gelegene Stunde komme, den Zorn des Vaters zu beschwichtigen und

zu versöhnen. Rosmonda wünscht, daß die Nacht mitleidig wieder die Welt bedeckte, um sie des Vaters Blicken zu entziehen.

Dritte Scene. Gualtiero und Eldredo. Der alte kranke Gualtiero Clifford klagt seinem Vertrauten sein Unglück, seine Verlassenheit, die Schmach, welche seine Tochter Rosmonda über sein Haus und über sein graues Haupt gebracht, seine Sehnsucht nach der Verlornen, seine vergeblichen Bemühungen, die immer noch Geliebte aufzufinden, seine Wanderungen durch das ganze Land, seine Hoffnungen, bei der Rückkehr in sein Schloß sie daselbst wieder zu finden, seine Verzweiflung, wenn er diese Hoffnungen getäuscht, und sich in den stummen Sälen allein sehe. Auf die Bemerkung Eldredo's, daß er minder unglücklich sich fühlen würde, wenn ihm seine verstorbene Gattin einen Sohn hinterlassen hätte, erzählt er seinem Vertrauten (zum erstenmale?), daß er einen Sohn gehabt, daß aber dieser empört über die Mißhandlungen, welche die Normannischen Edeln sich gegen die Britten erlaubt, die Partei der letztern, seinem Verbote zum Trotz, ergriffen, sich dadurch seinen Zorn zugezogen und die väterlichen Güter verwirkt habe. Einmal habe er von einem Thurme herab einen Krieger bei dem Grabmal seiner Gattin beten, und mit verzweiflungsvollen Gebärden sein Schwert an die Brust drücken sehen; wahrscheinlich sey dieß sein Sohn gewesen, aber er habe ihn unaufgehalten, ohne ein freundliches Wort, ziehen lassen, und jetzt lebe derselbe wahrscheinlich in der Verbannung in Frankreich.

Vierte Scene. Ein Diener meldet einen Krieger an, welcher nach Gualtiero frage. Der Alte beklagt, daß er je Fremde gastlich bei sich beherbergt, wodurch er seine Tochter verloren, heißt aber doch den Krieger herbeiführen. Eldredo will denselben in einiger Entfernung beobachten.

Fünfte Scene. Gualtiero und Edmondo. Letzter gibt sich nicht sogleich zu erkennen; er begehrt nur als ein erschöpfter Wandrer einige Erfrischung. Gualtiero ruft, nach alter Gewohnheit, seiner Tochter Rosmonda, den Gast zu versorgen, besinnt sich dann auf seinen Verlust, bricht in Klagen aus, und bittet den Fremden, nicht lange bei ihm sich zu verweilen. Daraus daß Edmondo ihn nicht erkennt, schließt er, daß er ein Fremder seyn müsse. In halben Worten sagt er ihm, daß er nicht bloß unglücklich sey (wie der Fremde dieß auch von sich aussagt), sondern daß sein Unglück auch mit Schande gepaart sey. Edmondo's Frage: ob er denn keine Söhne habe, sein Unglück zu rächen, leitet die Erkennung ein, welche vollständig dadurch wird, daß der Sohn das Grabmal seiner Mutter umarmt. Der Vater, tief erschüttert, das Recht der von Edmondo verfochtenen Sache einsehend, bittet den Sohn, ihm zu Füßen fallend, um Verzeihung... Edmondo hält ihn zurück und die herzlichste Versöhnung erfolgt. Gualtiero fühlt jetzt an seines Sohnes Seite neue Kraft in sich zur Rache, und wünscht nur den Tod des Entführers. Edmondo erzählt dem Vater, der zuerst mit Zorn von Rosmonda gesprochen, daß er sie aufgefunden, gesehen, gesprochen habe, worauf alsobald der Zorn des Vaters in überraschter Freude sich auflöst:

Gualtiero.

Was sagst du, o Himmel!
Sprich... nichts will wissen ich von ihr.. den Namen
Ihres Verführers.. wo verbirgt sie sich?
Gewalt sey angethan dem Herzen endlich!
Doch fandst du, fandst du wirklich sie? und wo,
Und wie, und wann? Ach nein! es täuschte Jemand
Dein nichtig Hoffen, dir ein Mädchen zeigend
In einem Thurm, und sagte: die dort ist
Rosmonda, die Geraubte! O wie oft
Irrte der Blick, und mehr das Herz noch, als
Der Blick ihres unsel'gen Vaters... Du
Kennst nicht die Schwester.

Edmondo.

Leer ist all dein Zweifeln,
Ich sprach mit ihr.

Gualtiero.

Wahrhaftig? sprachst mit ihr?
Was sagte sie von mir? denkt mein sie? weint sie?
Bereut sie? Oh! hätt' sie den Sitz der Schmach
Verlassen können... doch sie blieb.. gewiß.
Ja, ja sie blieb! den grausamen Verführer
Liebt noch sie.. mehr als mich ihn!.. ach, vielleicht
Wollte sie fliehn, und der Unmensch bewacht
Wie einen Raub sie... Besser war's zu schweigen!
Du hast sie nicht befreit!

Edmondo.

Rosmonda, komm!

Sechste Scene. Rosmonda zu den Vorigen. Wie sie sich nähert, empfängt sie der Vater mit den bittersten Vorwürfen und Drohungen: sie habe seine Tage verkürzt, sein Leben vergiftet, seinen Namen geschändet; der Tod sey ihrem Verführer geschworen; sie selbst solle ein Kloster aufnehmen — er ruft die Dienerinnen herbei, um sie in die düstre Nonnentracht zu kleiden. Im Kloster werde sie die Kunde hören vom Tod ihres Verführers, oder ihres Vaters, und im letztern Fall der Abscheu ewiger Zeiten seyn. Edmondo bittet den Vater, der Unglücklichen, welcher sein Zorn die Sprache geraubt, Erbarmen zu beweisen. Rosmonda stammelt einige Worte.. Der Vater wird weich und heißt sie sprechen, heißt sie den Namen des Verführers nennen, heißt sie bekennen wo er sey. Sie gibt an, daß er sich nach Oxford begeben. Dahin hat auch der König Gualtiero beschieden, um ihm den Lehenseid zu erneuen; aber er ist nicht gesonnen, ihn zu leisten, weil der König nichts gethan hat, um sein Unglück zu rächen, weil er ihm sogar den Zutritt verweigert. Rosmonda bittet den Vater ihn begleiten zu dürfen, wo sie dann hofft, der Geliebte werde durch Erfüllung seines Worts die Verzeihung des Vaters erlangen. Dieser verlangt nur seinen Namen. — Rosmonda weiß ihn nicht, erzählt aber, daß jener Krieger, der sie zur Flucht bewogen, eines Tages, von widerstreitenden Leidenschaften ganz verstört, sich ihr genähert und ihr zugeredet habe zu fliehen; wenn sie es nicht thue, gefährde sie das Leben ihres Vaters . . . ein Mann sey in wahnsinniger Liebe zu ihr entbrannt, der alles zu thun vermöge . . . der König! Ein entsetzliches Licht geht jetzt dem Vater und dem Bruder auf; sie schwören Herstellung ihrer Ehre oder Rache.

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 293.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

19 October 1840.

Segovia.

IV.

Das Feſt der heil. Agueda in Zamarramala.

Zamarramala iſt ein kleiner Ort, ehemals eine Vorſtadt von Segovia; eine ſonderbare und uralte Gewohnheit mit welcher die Einwohner das Feſt der h. Agueda feiern, zieht am 5 Febr. die Aufmerkſamkeit der Fremden auf ſich. Schon früh des Morgens verkündigt das „Tamboril" (kleine Trommel) und die „Dulzaina" (eine Art Dudelſack) die Feier des Tages, und die Frauen des erſten und zweiten Alcalden des Orts, mit allem Zamarriegiſchen Luxus ausgeſchmückt, empfangen von ihren Männern den Stab, welcher das Zeichen der Gerichtsbarkeit iſt; die zwei Alcalden und alle Ehemänner werden in den Stand des Gehorſams und der Unterwürfigkeit verſetzt, denn an jenem Tage haben die Weiber den Befehl: aquel dia mandan ellas, wie man im Orte ſagt.

Zuerſt muß man die Tracht jener Dorfleute kennen, welche in der ganzen Provinz ungefähr die nämliche iſt. Das Hauptſtück iſt die „Montera" oder Mütze von façonnirtem Seidenzeug mit zwei Stülpen, hinten und vorne von Sammet, und in einer hohen Spitze auslaufend, auf welcher drei Quaſten von rother und gelber Wolle aufſitzen, unterhalb dieſer iſt ein Stern mit eben derſelben Wolle geſtickt, auf beiden Seiten zwiſchen den Stülpen die charakteriſtiſchen Silberknöpfe, welche die zwölf Apoſtel heißen, denn deren ſind fünf auf jeder Seite, und neben den unterſten noch einer ſeitwärts; ihre Form iſt die eines abgeſchnittenen Kegels mit einem vergoldeten Kügelchen auf dem Gipfel; neben den Knöpfen läuft ein zahnförmig ausgeſchnittener Scharlachſtreifen mit einer Silberborte beſetzt, auch kreuzen ſich zwei Silberborten oben auf der Mütze; der ganze übrige Raum iſt mit Stickereien von farbiger Wolle ausgefüllt. Ein großer Zopf oder Flechte mit zwei großen Maſchen, unter der Mütze und am Ende, fällt auf den Rücken, und zwei kleinere Maſchen verbinden mit ihm zwei kleinere Flechten, die von den Schläfen herabkommen. Um in die Kirche oder auf Beſuch zu gehen, wird über die Mütze der „Mantillo" geworfen, von ſchwarzem Tuch mit rothem Futter, einer Beſetzung von Silberfranzen und einer großen, ſchwarzen Quaſte, die auf die Stirne fällt. Die Verheiratheten bedecken den Hals und den Rücken mit einem weißen und mit Silberlinſen geſtickten Spitzentuche; den Hals zieren viele Korallen, Schnüre mit einer Menge Anhängſel und Medaillen von mehr oder weniger häßlichen Heiligen, zu welchen ſie eine beſondere Andacht tragen das Leibchen, von dunkler Farbe und auf der Bruſt offen, läßt das ſchneeweiße, mit ſchwarzer Wolle geſtickte Hemd und der kurze Aermel die Stickereien des Hemdes an der Pulsader ſehen, auch iſt hier der Aermel des Leibchens aufgeſchlitzt, und mit Maſchen, mit drei Silberborten, wie ſie die ſpaniſchen Oberſten rund um die Fauſt tragen, und mit Silberknöpfchen beſetzt. Ein Rock oder „Manteo" von feinem, blauem Tuche (das verſteht ſich von dem Galakleide der Alcaldeſſen, denn die übrigen tragen ihn von Scharlach und andern Farben, von feinern oder gröbern Zeugen) bedeckt fünf oder ſechs andere verſchiedenfarbige Röcke, von denen allen man etwas ſieht, und iſt ſelbſt mit Silber- oder Goldborten an ſeinem unteren Saum beſetzt. Dieſe vielen Röcke, deren Gewicht jedem nicht daran Gewohnten die Bewegung erſchweren würde, machen, daß die Hüften der Segovianerinnen ein ſehr volles, und ihre Taillen ein ſehr ſchlankes Ausſehen haben. Ein ſchwarzes, mit Blumen geſticktes, oder mit ſeidenen oder ſilbernen Bändern beſetztes Fürtuch („Mandil"), rothe Strümpfe für die Frauen, weiße für die Mädchen, blaue, ſchwarze oder maulbeerfarbige für die Wittwen, und Schuhe mit großen Schnallen vollenden die Tracht; doch ſind nicht die zwei Atlasbänder zu vergeſſen, die ihnen breit und glänzend von der Taille rückwärts herabfallen, und deren lächerlichen Namen ſie mit der größten Ernſthaftigkeit ausſprechen.

Die Tracht der Männer erinnert an das 15te Jahrhundert: kurze Hoſen, Gamaſchen oder Strümpfe und „Albarcas" (eine Beſchuhung, die aus einer Sohle und mehreren tuchenen Bändern, zwiſchen welche man anderes Zeug ſteckt, beſteht), ein Wamms von Thierfell mit einem breiten Ledergurt, und einem Beutel an der Seite, Hut oder „Montera", wenn es kalt macht, über dem Fellwamms ein Paletot, den ſie „Aguarina" nennen, und ein Mantel ohne Halskragen, aber mit ei-

ner kurzen Sclavine. Die Kinder werden so gekleidet, daß es schwer ist, das Geschlecht zu unterscheiden, denn sie tragen Männerhut und Weiberrock, Fürtuch und Jacke mit einer Tasche an der Seite; sie hängen immer voll von Büchelchen, Scapulirn, Händen mit ihren Nägeln, Zähnen und Hörnchen, was alles gegen verschiedene Uebel, oder doch dazu dient, sie zu beschäftigen, wenn sie weder zu essen noch zu schreien Lust haben.

Das Ansehen, welches die weiblichen Dictatoren am Tage der h. Agueda an sich reißen, muß den Männern nicht sehr schwer fallen, da sie diesen Gebrauch seit undenklicher Zeit dulden; in der That wird es meist nur zum Spaß und zur Unterhaltung angewendet; indessen wenn eine Streitigkeit unter den jungen Leuten vorfällt, und irgend ein Rebell den weiblichen Vermittlerinnen nicht nachgeben will, so wissen sie sich Respect zu verschaffen, denn der Gerichtsdiener und das Gefängniß steht zu ihren Diensten; gewiß ist, daß sie den Stab den ganzen Tag nicht aus der Hand legen.

Wenn es Zeit ist, Messe zu hören, gehen die Alcaldessen aus ihrem Hause, vor ihnen her ein Schwarm von Knaben, das Tamboril und die Dulzaina umflatternd, deren fröhliche Töne sich mit dem Glockengeläute und dem Gepraſſel der Raketen mischen; das Volk begleitet den Zug in die Kirche, wo die Alcaldessen, wie sich's versteht, den für die Obrigkeit bestimmten Sitz (el banco de la justicia) einnehmen, und die Lobpredigt auf die Heilige anhören. Am Schluß des Kirchenfestes stellen sich die zwei Alcaldinnen jede an eine Seite des Kirchenthores, und sammeln auf einem Teller das Almosen für die Heilige; die andächtigen Weiber werfen wohl einen neuen Pfenning darauf, aber unter den Männern fehlt es nicht an galanten Leuten, welche zu gleicher Zeit der Sammlerin ein Schmeichelwort und dem Teller einen Kreuzer zukommen lassen, der aber gleich verschwindet, denn die Sammlerin hat Sorge, alles, was sie einfischen kann, aus dem Teller in ihre ungeheure Tasche zu übertragen, damit nicht etwa die muthwilligen Buben sich erinnern, „daß man an der Kirchthüre Feigen verkauft." Der Rückmarsch findet in derselben Ordnung statt, und hierauf folgt eine fröhliche Mahlzeit; man vergesse jedoch nicht, daß an diesem Tage die Ordnung umgekehrt, und an jedem Feuerherde die Hausfrau dasselbe, was die Alcaldin in Bezug auf den ganzen Ort ist; die Männer würden an diesem Tage spinnen, wenn es nicht Feiertag wäre, wenigstens nehmen sie die Sorge für das noch an der Mutterbrust liegende Kind auf sich, und geben ihm die Suppe (la pucherela) oder den Brei ein, während die Mutter ihres großen Tages genießt.

Nachmittags verkündigen die Musikleute, mit Erlaubniß der Präsidentin, die Stunde des Tanzes; da ist es, wo die Weiber ihres vollen Ansehens genießen, und den öffentlichen feierlichen Act ihrer schon zu Ende gehenden Souveränetät ausüben, indem sie ihren Männern bis auf die Nacht den Abschied geben. Die rothen Strümpfe — denn nur diese haben an jenem Tage das Privilegium zu tanzen, langen in doppelten Paaren auf dem Dreschplatze an, bilden einen Cirkel, und tanzen rund um das Tamboril, die Dulzaina und die großen Weinkrüge, welche den Mittelpunkt einnehmen — wehe dem Unberufenen, der sich in die Runde mischt, ein gleichzeitiger Anfall von Nadelstichen treibt ihn bald heraus, und dabei legt wohl ein altes Mütterchen ihre Tapferkeit an den Tag, das vielleicht schon fünfzig Mal das Fest mitgemacht und zuerst ihre Gelenksamkeit, wie nachher ihre Unbeholfenheit zur Schau gestellt hat. Wenige Bürger aus dem Orte nehmen Theil an der Unterhaltung, aber viele Fremde und viele Buben, die zur Nachahmung auch einen Tanz aufführen, aber ihn oft mit Seitensprüngen und Purzelbäumen, auch mit Steinwürfen unterbrechen, die nicht selten statt des Hundes, welchem sie gelten, die Nase eines Zuschauers treffen. Hie und da steht ein schlanker Bursche, in der Stille den Tanz betrachtend, und mit Ungeduld die Späßchen vernehmend, welche die Soldaten an eine gewisse Novize in jenem Feste richten, die noch vor wenigen Tagen weiße Strümpfe trug — der neue Ehemann kann sich noch nicht entschließen, seine Schäferin (Zagala) allein zu lassen, und unterwirft sich ungern einer Gewohnheit, die er das nächste Jahr so gleichgültig wie die übrigen ansehen wird. Die jungen Leute finden wenig Reiz an einer Unterhaltung, von der ihre Liebchen ausgeschlossen sind, und spielen à la calva (Zielwurf mit Steinen) oder begleiten die Töchter, welche, gar nicht ungehalten darüber, daß ihre Mütter sich auf dem Dreschplatze belustigen, unterdessen den Milchreis, der nicht fehlen darf, vorbereiten. Los tios, die Oheime (denn so heißen alle Verheiratheten, seyen sie auch jung, so wie die alten Ledigen stets Burschen, los mozos, heißen) gehen in die Weinschenke, und spielen Solo, ihr Favoritspiel, und dem Tage sehr angemessen, nur einige sehr Gewissenhafte bewahren das Haus und die Töchter. Die Alcaldinnen beschäftigen sich während der Zeit, außer dem Tanze, damit, ihr Almosenteller herumzutragen, und richten sich vorzüglich an die „Segnoretes," die jungen Herrchen, die das Fest herbeigelockt hat. Wohl gewinnen sie dabei manche Silbermünze zum Lohn für die Gefälligkeit, mit welcher sie ihre auffallende Tracht besehen lassen, auf die vielfältigen Fragen antworten, und auch um der Heiligen willen irgend eine Laune der lustigen Wallfahrer, die hier zusammenkommen, ertragen.

Wenn die Nachtkühle empfindlich wird, hört der Tanz auf; die Fremden gehen fort, die Familien vereinigen sich zum Abendschmause, und unter unaufhörlichen Libationen endet die Weiberregierung, über welche Niemand sich beklagte.

Das Fest beschränkt sich indessen nicht auf diesen Tag, vielmehr geht der Lärm erst recht an dem folgenden Tag an, dessen Feier la santa Aguedilla, die kleine Sanct Agueda, heißt, und von welcher Niemand ausgeschlossen ist. Da tanzen die Oheime und die Burschen, die Tanten und die Mädchen, die Alcaldessen, die ihren Ernst abgelegt haben, und die Bäuerinnen, die Soldaten von der nahen Garnison und die Tanzlustigen aus der Umgegend, und darüber freut sich der Schenkwirth, denn er ist es, welchem an diesem Tage das Almosen zufließt.

Militärverhältnisse in England.

(Fortsetzung.)

Um die Lage und Aussichten der Armee mit wenigen Worten zu schildern, braucht man nur zu erwähnen, daß der Subalternofficier mit seinem Solde fast unmöglich ausreichen kann, und daß das System der Beförderung dahin wirkt, daß gerade die Unbemittelten Subalternofficiere bleiben müssen. Der Beweis davon liegt schon in der obigen Zahlenangabe, daß in den letzten vier Jahren 784 Lieutenantsstellen erkauft, und nur 247, also nicht der vierte Theil, in der Linie, in den Garden und in der Reiterei zusammen genommen, ohne Verkauf verliehen wurden; man nehme nun an, wie viel Beförderungen auf etwa 130 Regimenter kommen: in vier Jahren nicht zwei Lieutenants per Regiment ohne Bezahlung befördert. Hiezu kommt, daß die untern Rangstufen, wie bemerkt, von ihrem Solde nur unter sehr günstigen Umständen, nämlich bei sehr wohlfeilen Garnisonen, deren in England nicht viele sind, ausreichen können. Der Unterlieutenant (oder Fähndrich) hat 94 bis 95 Pfd. St. jährlich: davon gehen für Bediente, Regimentsmusik, Beitrag zu den allgemeinen Kosten der (gezwungenen) gemeinsamen Tafel 15 bis 16 Pfd. St. ab, so daß ihnen rein etwa 80 Pfd. bleiben. Nun kostet das Mittagessen, mit Einschluß des Weins, zu dem er gleichfalls genöthigt ist, zum mindesten gerechnet zwischen 3 und 4 Shill. des Tags, also im Jahr zwischen 55 und 73 Pfd. St.; folglich bleiben ihm noch zu seiner Equipirung und allen sonstigen Nebenausgaben, Frühstück u. dgl. noch zwischen 25 und 7 Pfd. jährlich. Es ist demnach für den Unterlieutenant so gut wie unmöglich, für den Oberlieutenant sehr schwer, bloß vom Solde zu leben, und in dieser Lage bleibt, nach der obigen Berechnung über die Avancements, die Mehrzahl der Officiere. Die Ausgaben bei der von den Militärbehörden vorgeschriebenen gemeinschaftlichen Mahlzeit (mess) sind so groß und lästig, daß manche Officiere dadurch veranlaßt werden, zu heirathen, um hiedurch dieser Verbindlichkeit zu entgehen; freilich bereiten sie dadurch oft ihren Familien ein hartes Loos, und Officierswittwen in der bittersten Armuth sind eben nichts Seltenes.

Dieses Loos wird bedeutend erschwert durch den Umstand, daß die Söhne des Adels sich in einzelne bevorrechtete Regimenter drängen, und es durch ihre hohen Verbindungen schon dahin zu bringen wissen, daß diese Regimenter nicht nach den ungesunden Stationen in West- und Ostindien, nach St. Helena oder Mauritius, nicht einmal nach dem unfreundlichen Canada,*) sondern in die artigen Garnisonen ins Mittelmeer geschickt werden. Die Klage ist schon alt, aber bei dem jetzigen gereizten Zustande der Gemüther wird jedes Einzelne schwerer aufgenommen. Im verflossenen Monat August sollte das 7te Infanterieregiment von Gibraltar nach Corfu, das 79ste und 42ste aus England nach dem Mittelmeere, das 33ste nach Westindien gehen. Dieß erregte einen allgemeinen Aufschrei: das 7te Regiment war seit Menschengedenken nie in einer ungesunden Station gewesen, eben so wenig das 42ste; das 79ste war eben aus Canada heimgekommen, wo es nur eine kurze Zeit sich aufgehalten hatte (zudem ist Canada zwar etwas rauh, aber durchaus gesund), das 33ste Regiment dagegen hatte wenige Jahre zuvor Jamaica verlassen und sollte jetzt wieder dahin gehen, um seine Reihen von dem gelben Fieber lichten zu lassen. Die Naval and Military Gazette selbst (vom 29 August) bemerkte hierüber: „es ist eine gebieterische Pflicht für uns, dem Lord Hill zu sagen, daß die offenkundige Ungerechtigkeit, womit die Armee behandelt wird, ihre Gränzen hat, welche zu überschreiten die Klugheit verbietet.“ Zugleich wurden zwei Listen verschiedener Regimenter mit Angabe ihrer Stationen seit Anfang dieses Jahrhunderts angehängt; in der ersten ist eine Anzahl Regimenter aufgeführt, die mit Ausnahme des gesetzlichen vier- bis fünfjährigen Aufenthalts in England fast ohne Unterbrechung in West- oder Ostindien standen, in der zweiten stehen die Regimenter, welche ihre ganze Zeit theils in England, theils in andern ganz gesunden Garnisonen zubrachten. Gleich im nächsten Blatte (vom 5 Sept.) ließ sich ein alter Soldat aus dem Peninsularkriege mit den Worten vernehmen: „die Wohlfahrt, ja die Existenz ganzer Regimenter steht bei dem schandvollen und skandalösen Begünstigungssystem des Oberbefehlshabers auf dem Spiele, und die Sache erregt heftigen Widerwillen, nicht nur in militärischen Kreisen, sondern auch im bürgerlichen Leben unter den Familien, deren theuerste Anverwandte unter dieser ungerechten Anordnung leiden müssen. Ich selbst habe durch eigene lange Erfahrung es ganz überflüssig befunden, daß ein Officier, der nichts als lange und rühmliche Dienste für sich aufweisen kann, sich irgend mit Vorstellungen an Lord Fitzroy Somerset oder Lord Hill wendet.“ In der zweitnächsten Nummer vom 12 Septbr. läßt sich „Einer der Verurtheilten“ vernehmen, der, wie so manche, mit einer zerstörten Gesundheit aus Ostindien zurückgekehrt war, und dem die Aerzte erklärt hatten, daß er sich im Mittelmeer aufhalten solle, und daß die Rückkehr nach einem tropischen Klima sein unfehlbarer Tod sey. Auf dieß hin erließ Capitän O'Halloran das im Eingang erwähnte Schreiben an die „Mylords und Gentlemen,“ worin er den Herren geradezu droht, daß wenn nicht der Armee Recht werde, sie sich bald ihr Recht nehmen werde und nehmen müsse.

Aus diesen drei Punkten, dem Stellenverkauf, der Unzulänglichkeit des Soldes der Subalternofficiere und der Bevorzugung der Regimenter, in denen sich namentlich der junge Adel sammelt, entspringen alle die wesentlichen Nachtheile, worüber die Officiere der Armee klagen. Daraus erklärt sich das oben Gesagte, daß die Mehrzahl der Subalternofficiere nach 30 bis 40jähriger Dienstzeit nach England zurückkehrt, und von einem elenden Halbsold ihre Leben fristen soll, ein Halbsold, mit dessem Betrage sie gegen das Einkommen jedes Krämers und fast jedes Handwerkers in England zurückstehen. Daß die Sprache gegen solche Mißbräuche herb und drohend wird, ist

*) Jetzt freilich stehen auch einige solche „gebätscheite“ Regimenter (pet regiments) in Canada, wo seit zwei Jahren eine halbe Armee unterhalten wird; der Eindruck aber, den diese Versetzung auf die Officiere machte, war so groß, daß viele auf dem Punkte standen, ihre Stellen zu verkaufen, um nicht nach Canada zu müssen, und nur durch die lauten Aeußerungen des öffentlichen Unwillens zurückgehalten wurden.

nicht zu verwundern, und es haben sich auch schon in der Naval and Military Gazette selbst, welche Correspondenzen der verschiedensten Art aufnimmt, Stimmen hören lassen, welche diese Sprache für aufrührerisch erklärten, sie wurden aber von dem allgemeinen Schrei des Unwillens übertäubt. Was einen unter diesen Umständen am wenigsten in Erstaunen setzen darf, ist die Klage der alten „Kriegsofficiere," wie sie sich selbst gern nennen, über die Erschlaffung des militärischen Geistes unter den jüngern Officieren; die einen, die reichen, seyen nur begierig nach dem Flitterstaate des militärischen Anzugs, die meisten seyen theilnahmlos an dem alten Ruhm der Regimenter, in denen sie dienten, und es rege sich bei ihnen nur die Begierde, Geld zu gewinnen, um aufsteigen zu können im Range; das Geschlecht der muthvollen Officiere, die gegen die ersten Truppen der Welt siegreich in Spanien sich geschlagen, sey so gut wie verschwunden. Der Grund davon liegt nicht bloß, auch nicht einmal hauptsächlich darin, wo ihn Capitän O'Halloran sucht, in der eigentlichen Verfolgung, die nach beendigtem Kriege gegen die Kriegsofficiere begann, und in der Erhebung der Gamaschengenerale (pipe clay generals) an die Stelle der alten Officiere, die im Kriege den Werth des gemeinen Mannes schätzen gelernt, und ihn milde und menschlich behandelt hatten, sondern er liegt in dem Leben ohne Aussicht und ohne Zweck: ohne Aussicht auf Seite der unbemittelten Officiere, die aus Noth im Militär bleiben müssen, und ihr ganzes Leben mit einem ungenügenden Subalternsold hinschleppen sollen; ohne Zweck auf Seite derjenigen, welche nur einige Jahre ein glänzendes und heiteres Garnisonleben führen, und dann mit dem Titel „Capitän" austreten wollen, in die Reihen des bürgerlichen Lebens zurück. Dieß hat den moralischen Werth der Armee erniedrigt, und sie kann sich aus dieser Erniedrigung nur ziehen, indem sie der widerstrebenden Geld- und Geburtsaristokratie eine Anerkenntniß ihrer Rechte und Abschaffung des verderblichen Systems des Stellenkaufs *abzwingt*, also bis zu einem gewissen Grade meuterisch auftritt. Hierüber spricht sich O'Halloran in einem Schreiben an den Herzog von Wellington, worin er ihn „zum dritten und letzten Mal" auffordert, eine solche Krisis abzuwenden, folgendermaßen aus: „auf den ersten Blick möchte es seltsam und unerklärlich scheinen, daß eine so zahlreiche, bewaffnete Körperschaft, wie die Armee Englands, irgend einen gerechten und billigen Anspruch umsonst machen sollte, aber wenn wir erwägen, daß sie in so weit von einander entfernten Ländern zerstreut ist, und ihre Ansichten, Bedürfnisse und Wünsche bisher nur an die Regierung gelangt sind gleich Tropfen aus den schwarzen Wolken, die dem Sturm vorangehen, gleich dem knackernden Musketenfeuer, das die Schlacht eröffnet, dem aber schnell der Donner der Artillerie folgt, so haben wir mit Einem Male die Lösung des Systems und den Schlüssel zur Abhülfe. Die Armee muß ein berathschlagender Körper werden, und wie sie berathschlagt hat, muß sie *handeln*!"

(Schluß folgt.)

Unfälle bei der Dampfschifffahrt.

Ein amtlicher Bericht über die Dampfschifffahrt der Vereinigten Staaten von Nordamerika, welcher dieses Jahr dem Congresse vorgelegt wurde, gibt die Zahl der von Anfang her dabei vorgekommenen Unglücksfälle auf 272 an, wobei 1921 Menschen getödtet und 450 verwundet wurden. Dieser Bericht erstreckt sich bis zum 30 Sept. 1839, und bezeichnet die vorgefallenen Unglücksfälle einzeln auf folgende Weise:

Zahl der Schiffe.		Todesfälle.
105	Dampfkessel zersprungen	886
75	Boote durch Säger (Sawyers) zertrümmert . . .	118
55	durch Sturm und Auseinanderlaufen zertrümmert . .	475
54	verbrannt	444
27	unbekannt.	
272		1921

Außer den Schiffen sind auch noch für 6 Millionen Thaler Güter dabei verloren gegangen, wovon 1 Million allein auf das Jahr 1839 fällt. Hält man dagegen die Unglücksfälle, welche auf englischen Dampfschiffen von 1817 bis Ende 1839 sich ereignet haben, so findet man bloß 92. Davon sind 55 gestrandet, 12 auseinandergelaufen (Collisions), 15 sind verbrannt und auf 22 Booten sind die Dampfkessel zersprungen. Die dabei vorgekommenen Todesfälle betragen 461. Zieht man von den amerikanischen Unglücksfällen jene 73 ab, welche der Fahrt auf dem Mississippi eigenthümlich sind, so bleiben noch 199 gegen 92 in England, und der Menschenverlust stellt sich wie 1805 zu 461 heraus. Dieß ist um so auffallender, als England fünfmal mehr Dampfschiffe besitzt als die Vereinigten Staaten, und mithin die Unfälle in den letzten zwanzigmal größer sind. Ein solches, jeden Begriff übersteigendes Mißverhältniß zwischen beiden Staaten zeigt offenbar den beispiellosen Leichtsinn der Amerikaner, welche kein Menschenleben achten, wo kaufmännische Mitbewerbung in die Rechnung kommt. Wirft man zuletzt einen vergleichenden Blick auf die Unglücksfälle, welche bei der englischen Segelschifffahrt sich ereignen, so geht aus Lloyds Assecuranzregistern hervor, daß Großbritannien jährlich im Durchschnitt 5 Millionen Pfd. St. und 1000 Menschen verliert. Bei den Segelschiffen verhalten sich die Unglücksfälle wie 1:46, bei den Dampfbooten wie 1:72, woraus hervorgeht, daß die Dampfschifffahrt jetzt weniger gefährlich, als die Segelschifffahrt ist. Vom Mai 1835 bis Ende 1838 haben Dampfschiffe auf der Themse 127,000 Reisen gemacht und nur 48 Menschen verloren.

Miscellen.

Merkwürdige Aufzeichnung meteorologischer Erscheinungen. In der Sitzung der französischen Akademie am 5 Oct. theilt Hr. Talbot die Nachricht mit, daß Hr. Jorden, Secretär der polytechnischen Gesellschaft von Cornwallis, seit einem Jahr mit Erfolg ein Mittel angewendet habe, um meteorologische Beobachtungen durch Eindrücke auf photographische Papiere aufzuzeichnen.

Das Denkmal Duguesclins, das bereits seit fast 20 Jahren projectirt ist, soll endlich bei Broons auf dem Landgute, wo der bretagnische Held geboren wurde, errichtet werden seyn. Ein prächtiger Stein aus den Steinbrüchen von St. Pierre de Plesguen, der zu einer Säule bestimmt ist, ging kürzlich an den bezeichneten Ort ab. (Echo du Monde Savant vom 7 October.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 294.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 October 1840.

Bilder aus Griechenland.

Argos und seine Umgegend im Jahre 1838.

Argos liegt in einer schönen Ebene, der größten Morea's, obwohl dieselbe kaum eine Q.-M. umfassen dürfte, eine Stunde nördlich vom Meere. Die Stadt gewährt aus der Ferne durch die ausgebreitete Menge ihrer weißen Häuser, so wie durch das erfreuende Grün einiger Bäume, die man in Morea so selten findet, einen wohlthuenden, vielversprechenden Anblick. Das greise Haupt einer alten, aus den Zeiten der Venetianer stammenden Festung ragt auf einem die Stadt an der Nordseite dominirenden Berge, der ehemals die Burg Larissa trug, hoch über die nächste Umgebung empor, und scheint drohend an die Zeiten der Vergangenheit zu mahnen. Das rege Leben des Landmanns in der Nähe der Stadt, die wohlangebauten Felder und Weingärten, berechtigen zu frohen Erwartungen hinsichtlich der eigentlichen Stadt; man vergißt die Mühseligkeiten der Reise bei ihrem Anblick; in Argos scheint man Ersatz für Entbehrungen, die Wohlthaten einer blühenden Stadt zu finden. Arger Wahn! Der majestätische Schein schwindet bei der Annäherung, man glaubt in ein großes unregelmäßig gebautes Dorf einzutreten. Eine durcheinander geworfene Masse Lehmhütten, deren größte Vollkommenheit der weiße Kalkanstrich ist, bestehend aus vier nackten Wänden und einem kranken Ziegeldach, ohne Fenster, bildet den Hauptbestandtheil der Stadt, und nur hin und wieder erhebt sich ein Gebäude, das den Namen „Haus" verdient.

Mein Maulthiertreiber hielt vor einem mit einer Menge Tabakraucher umgebenen Häuschen still, dessen bunt angestrichene Läden, so wie die in der Fensteröffnung stehenden Rosoglio- und Branntweinfläschchen sogleich ein Kaffeehaus erkennen ließen. Schon unterwegs erfuhr ich von diesem heitern Agojaten, daß Wirthshäuser, sogenannte Chans, in Argos nicht existiren, die Fremden jedoch in den Kaffeehäusern stets freundliche Aufnahme und Nachtquartier finden könnten, und in der That, kaum an Ort und Stelle angekommen, sprangen auch schon zwei muntere Bursche herbei, mir vom Pferde zu helfen, und meine Effecten in das Fremdenzimmer zu bringen, das hier gewöhnlich zugleich als Gastzimmer dient, da das Haus nur aus einem einzigen Locale besteht, in dem nebenbei auch noch die Familie mit ihren Habseligkeiten untergebracht ist. Der Wirth grüßte mit einer gewissen Herzlichkeit, die man bei diesen Leuten hier nicht gewohnt ist, brachte mir Kaffee und eine Pfeife, und bald fand ich das Quartier im Vergleich zu jenem in Tripolitza recht behaglich, zumal da es an Unterhaltung nicht fehlte, und auf keine Weise der anderwärts so grell hervortretende Haß gegen die Deutschen bemerkbar wurde. Zum geselligen Vergnügen war in der Mitte des Locals sogar ein Billard aufgeschlagen, was mir als ein Zeichen galt, daß ich mich in einem Kaffeehause ersten Ranges befand. Dieses Billard allein wäre hinreichend gewesen, das verstimmteste Gemüth in humoristische Laune zu versetzen; seine ganze Beschaffenheit war so originell, daß ich nicht umhin kann, hier einen kleinen Abriß desselben zu entwerfen. Zur Herstellung des Gleichgewichts waren Mauersteine und ein großes Stück Bauholz verwendet, und hierdurch ein ziemlich richtiges Verhältniß erzielt; da der Boden des Locals nicht gepflastert, noch gedielt war, hatte die weise Oekonomie des Kaffeewirths das Stückchen Boden unter dem Billard meisterhaft zu benutzen gewußt, und hier ein Zwiebelbeet angelegt, dessen kräftige Sprößlinge ihm reiche Entschädigung für Anpflanzung und tägliches Begießen versprechen. Der Bezug des Billards war ehemals wahrscheinlich von hellrothem Tuche gewesen, hatte aber durch die Länge der Zeit eine graue Farbe erhalten, und war an mehreren Stellen mit großen Flanellappen ausgebessert worden. Nichtsdestoweniger erfüllte das Billard seinen Zweck vollkommen; immer fanden sich Spieler ein, und wenn ein Ball hin und wieder sich in eins der vielen Löcher verlieren wollte, hatte der Spieler das Recht, ihn zurückzunehmen, und einen freien Stoß. Ein alter Palikare mit langem Bart und sehr schmutzigen Kleidern machte mich aufmerksam, daß man in Konstantinopel und auch wohl bei den Franken noch schönere derartige Etablissements finden könne! — Nachdem ich einige Stunden der Ruhe gepflegt, machte ich eine Runde durch die Stadt, wo ich meine oben gemachten Bemerkungen vollkommen bestätigt fand. Die Straßen sind eng, ungepflastert, und in den Nebengäßchen stieß ich auf eine Menge

alter, zerfallener Gebäude, die ganz mit Schutt und Unreinlichkeiten angefüllt waren; todte Thiere, wie z. B. Hunde, Katzen u. s. w., werden ruhig in der Straße liegen gelassen, wodurch nicht selten ein pestilentialischer Geruch verbreitet wird.

Ein heiteres Leben bot sich mir in der Nähe des sogenannten Bazars dar, der hier besonders zum Umsatze der Landesprodukte bestimmt ist. Die Landleute der Umgegend und selbst aus dem Herzen Arkadiens bringen hier ihre Erzeugnisse zum Verkaufe dar; ganze Haufen der köstlichsten Pomeranzen, Feigen, Citronen, so wie die herrlichen Melonen, lagen hier mit Vorräthen von Holz, Tabak, Baumwolle in einer freundlichen Unordnung beisammen, während andrerseits Oel, Schmalz und Wein in ledernen Schläuchen schon besser geordnet war. Ich sah hier das deutlichste Bild der Fruchtbarkeit des Landes, und hieraus wurde mir der hier gewissermaßen überall ersichtliche Wohlstand leicht erklärbar. Alles, was hier verkauft wird, wird gewogen und nach Okkas (44 = 1 Ctr.) berechnet; man kauft 1 Okka Holz, 1 Okka Butter, 1 Okka Oel, 1 Okka Wein ꝛc. In Argos werden viele Einkäufe für Nauplia und Athen gemacht; für letztern Platz geben die Producte, namentlich Melonen, Weintrauben, Feigen und Pomeranzen, bis Epidaurus zu Lande und werden dann durch Barken befördert. — Auffallend war mir die in der Nähe des Bazars arbeitende Menge Schuhmacher, die hier ihre Werkstätten gleich auf der Straße aufgeschlagen haben und durch ihre prahlerisch aufgehäuften Vorräthe nicht selten dem bescheidensten Fußgänger den Weg versperren. Auch einige Garköche, wo man gehacktes Fleisch in Gemüse gekocht erhalten kann, waren zu bemerken. In der nächsten an den Bazar stoßenden Straße befinden sich die Läden der Kaufleute, worunter man sich hier aber durchaus keine englischen Engros-Händler denken darf. Anspruchlos sitzt der Kaufmann in Argos in seiner bescheidenen Bude, die Füße kreuzweise zusammen gelegt, das Hauptbuch als Unterlage verwendet, und ist zufrieden, wenn er täglich einige Thaler einnimmt. Nichtsdestoweniger ist das Geschäft eines solchen Handelsherrn oft ein sehr verzweigtes; man kauft Strohhüte, Erbsen, Shawls, Schießpulver, Spiegel, Ofengabeln, Strümpfe, Sardellen, Eisen, Zwirn, Schieferstifte und hundert andere Artikel in einem und demselben Laden, und doch findet der thätige Principal es selten für nöthig, die Hülfe eines gewandten Commis in geldkostenden Anspruch zu nehmen. Werkstätten von Tischlern, Schlossern und andern Professionisten sind hier unbekannt. Jeder Grieche ist fast immer im Stande sich sein Meublement und Hausgeräthe selbst zu fertigen, und dazu bedarf es auch weder der Kenntnisse eines großen Geistes noch der Geschicklichkeit eines Künstlers.

(Schluß folgt.)

Militärverhältnisse in England.

(Schluß.)

Ein neuerlicher Vorfall zeigt am besten die allgemeine Empfindlichkeit unter den Officieren gegen das herrschende System: es ist dieß der Fall Lord Cardigans, Commandanten des 11ten Husarenregiments; derselbe ist (s. Naval and Military Gazette vom 29 August) am 6 Mai 1824 als Cornet in ein Reiterregiment getreten und wurde am 3 Dec. 1830, also nach sechs Jahren, 7 Monaten, Oberstlieutenant, allerdings der schreiendste Fall raschen Avancements, der in neuester Zeit vorgekommen; auch mußte Lord Cardigan mehr als einmal in Briefen und in Zeitungen hören, daß er ohne sein großes Vermögen und seinen Grafentitel den hohen Rang im Militär nicht erreicht hätte. Lord Cardigan, ehemals Lord Brudenell, wurde in öffentlichen Blättern sehr hart mitgenommen, nach Durchlesung der zahlreich darüber gewechselten Papiere aber ist der Teufel aber auch hier keineswegs so schwarz, als man ihn gemalt: allerdings hat Lord Cardigan sein Geld und den Einfluß seiner Familie aufs Aeußerste angestrengt, um seinen hohen militärischen Rang zu erlangen, er ist Soldat aus Liebhaberei, noch ziemlich jung — er mag etwa 35 Jahre alt seyn — und wie so manches verzogene Glückskind in seinem Benehmen nicht immer sehr vorsichtig, sonst aber wohlgesinnt und rechtlich, denn Personen der verschiedensten Parteien, wie Lord Howick, Hr. Hume, Sir H Hardinge (ein alter, wohl verdienter Soldat) und H. O'Connell haben ihm mannichfache Lobsprüche ertheilt, und seine einzigen Vergehen scheinen somit sein Reichthum, sein rasches Avancement und etwas Unbesonnenheit. Sein Avancement ist freilich scandalös und wurde im Jahre 1836 zum Gegenstand einer Motion im Unterhaus gemacht, die aber mit 322 gegen 42 Stimmen durchfiel. Wir können diese große Majorität für Lord Cardigan nicht analysiren, glauben aber kaum zu irren, wenn wir seinem persönlich freundlichen Charakter, dem Wunsch, sich nicht zu viel in Dienstsachen zu mischen, und dem Umstande, daß, das Avancementssystem einmal angenommen, sich nichts wesentlich Gesetzwidriges herausheben ließ, die günstige Entscheidung beimessen. Dieß half indeß wenig: Lord Cardigan (damals noch Lord Brudenell) kam im J. 1836 mit einem Capitän Wathen in Streit, und das niedergesetzte Kriegsgericht sprach einen strengen Tadel gegen ihn aus. Es ist kaum zu zweifeln, daß die Erbitterung gegen das rasche Avancement des reichen Lords dazu am meisten beitrug, denn viele Parlamentsglieder, auch O'Connell, erklärten, Lord Brudenell sey von dem Kriegsgerichte recht eigentlich mißhandelt worden. Vor kurzem gerieth er, jetzt Lord Cardigan, abermals in einen Streit mit einem Capitän seines Regiments, Namens Reynolds. Die Ursache war allerdings eine Unbesonnenheit Lord Cardigans, die man allenfalls als Beleidigung aufnehmen konnte, Capitän Reynolds Antwort war keineswegs freundlich, und der Lord vergaß sich so weit, ihn länger, als er berechtigt war, im Arrest zu lassen. Zudem hatte Lord Cardigan kurz zuvor mit einem andern Capitän seines Regiments, der gleichfalls Reynolds hieß, Streit bekommen wegen eines beleidigenden Briefes, den ein dritter Officier, Namens Tuckett, gegen ihn in die Blätter hatte rücken lassen, und ein Duell mit diesem letztern war die Folge gewesen, so wie ein Kriegsgericht über den zweiten Capitän Reynolds, den aber die öffentlichen Blätter mit dem ersten Reynolds, theils aus Unwissenheit, theils absichtlich verwechselten, und

nun eine äußerst bittere Kritik nicht nur gegen Lord Cardigan selbst, sondern auch gegen Lord Hill, den Oberbefehlshaber, begannen, und über Begünstigung und aristokratische Familienverbindungen bitter loszogen.

Der Fall ist in mancher Beziehung merkwürdig, namentlich aber darum, weil er die große Empfindlichkeit der Subalternofficiere gegen solche Schooßkinder des Glücks zeigt, die über ihre Köpfe weg avancirten. Lord Cardigan ist in diesem Augenblick, wenn auch nicht ohne Schuld von seiner Seite, doch mit geringer Schuld, das bête noire geworden, gegen welches man in Ermangelung eines andern Gegenstandes losstürmt, man greift in ihm das ganze bisherige Avancementssystem, die ganze bisherige Einrichtung der Armee an, und dieß erklärt die Erbitterung gegen den einzelnen Mann. Solche Erscheinungen werden noch häufig vorkommen, sie werden die Bande der Disciplin lockern, der Oberbefehlshaber, dem Billigdenkende zugestehen, daß er, so viel das jetzige grundfalsche System zuläßt, das Avancement unparteiisch vertheile, wird sich genöthigt sehen, mit Strenge gegen einzelne Subalternofficiere zu verfahren, welche ihre üble Laune gegen das System zu weit führt, endlich aber wird, wenn kein gewaltsamer Ausbruch kommt, der nach Wellingtons baldigem Ende nicht zu den Unmöglichkeiten gehört, Niemand mehr das mit Mühe und Unannehmlichkeiten reichlich ausgestattete Amt eines Oberbefehlshabers übernehmen wollen. Noch immer üben die Namen der alten Führer, Wellington und Hill, einen mächtigen Einfluß auf die Officiere aus,*) aber wenn diese vom Schauplatz abtreten, dann läßt sich nicht absehen, wohin die Erbitterung die Armeeofficiere noch führen kann, denn diese werden dann durch keine Rücksichten gegen ein hochgeachtetes Oberhaupt mehr im Zaum gehalten.

England ist ein sonderbar constituirtes Land, in welchem eine Verschmelzung der Armee und des Volks, wie auf dem Continent, namentlich in Frankreich und Deutschland, sich nicht denken läßt; man kann zwar in England, wie auf dem Continent, das Volk aufbieten, allein nur zum Dienst im Lande, nicht außer Landes, und von der englischen Armee stehen in Friedenszeiten zwei Drittheile im Auslande. Ein tüchtiges, erfahrnes Officiercorps hat hier noch einen ganz andere Bedeutung, als auf dem Continente; denn in den Colonien müssen die Officiere jeden Augenblick politische Functionen übernehmen, ja sie haben oft große Provinzen zu verwalten. Es ist unmöglich, daß nicht ein solches Corps seine Wichtigkeit fühle, es ist undenkbar, daß es in der Länge sich eine Behandlung gefallen lasse, wie sie oben geschildert. Daß so manche „Capitäns" und „Colonels" im Parlamente sitzen, hilft der Armee nichts, denn diese sitzen als Repräsentanten der reichen Aristokratie darin nicht als Soldaten, und eine politische Stellung will die Armee erkämpfen, gehe es nun, wie es wolle, denn sie will sich nicht länger von der Geldaristokratie ihres Landes mißhandeln lassen. Handelsstaaten, wie Carthago und Venedig, sind immer in ganz eigenthümlichen Verhältnissen zu ihren Landarmeen gestanden, und wollten sie stets nur als Miethetruppen, als ein Werkzeug, das man nach Gefallen bei Seite legen könne, behandeln; wie lange dieß in England geht, muß die Zeit lehren.

Zum Schlusse erwähnen wir noch, um den Geist der alten erfahrnen Armeeofficiere zu bezeichnen, einige Forderungen, die sie hinsichtlich der innern Einrichtung der Armee stellen: sie verlangen, daß man künftig die Angeworbenen nicht auf 20 bis 25 Jahre verpflichten soll, indem diese Aussicht, mit magerem Sold ein halbes Leben lang zu dienen, viele zur Verzweiflung bringe und zum Ausreißen verleite; sie verlangen, daß die Uniform einfacher werde, und der kostspielige Putz und Tand aufhöre, der einestheils viele unbrauchbare junge Leute ins Militär lockt, anderntheils den jungen Officieren unnöthig große Kosten verursacht. Eine dritte, und keine der geringsten Forderungen, ist die Auflösung der unmäßig bezahlten und bevorrechteten Garden, welche nicht bloß höhern Sold, sondern auch höhern Rang haben: ein Bürschchen, das sich mit gutem Geld in der Garde eine Lieutenantsstelle gekauft hat, ist Hauptmann in der Armee, und kann jeden Augenblick in diesem Range dahin versetzt werden; auch sind die Gemeinen so übermüthig gegen die Linieninfanterieregimenter, daß sie im Kriege mehrmals verweigerten, sich von Linienofficieren commandiren zu lassen. Diese Forderungen tragen das Gepräge ächten Soldatengeistes, und sie müssen mit der Zeit durchdringen; aber England wird, sobald der Stellenkauf abgeschafft ist und diese Forderungen durchgesetzt sind, wenn nicht der Form, doch der Sache nach, eine andere Verfassung haben, und der Adel wird wieder, nicht auf das Vorrecht der Geburt, sondern auf den Degen gegründet seyn.

*) Wir können indeß nicht umhin, zur Bezeichnung des herrschenden Geistes eine Stelle aus dem dritten Briefe O'Hallorans an den Herzog von Wellington auszuheben, wo es heißt: „Euer Gnaden kann, ich sage es zum dritten und letztenmal, eine solche Krisis abwenden, wenn Sie die Sache der Armee vertheidigen, und sich bemühen, ihr ein gutes Auskommen und eine angesehene Stellung in der Gesellschaft (respectability) zu sichern; thun Sie dieß nicht, so wird die Armee sich mit dem Degen ihren Weg zum Glücke bahnen (carve out its own fortunes with the sword), wie sie dieß bereits für Euer Gnaden gethan hat. In dem ersten Falle werden Sie im dauernden Besitz ihrer Zuneigung bleiben, im zweiten werden Sie diese nicht nur verlieren, sondern Ihre ausgezeichneten Eigenschaften werden Sie am Ende nicht gegen die Gleichgültigkeit, ja gegen die Verachtung der Armee schützen. Dieß ist ein hartes Wort, allein ich weiß kein anderes, womit ich es ersetzen könnte, wenn ich wahr und aufrichtig sprechen will."

Der Baumwollenverkehr Ostindiens und seine Zukunft.

Wenn man den gegenwärtigen Verkehr Englands mit Baumwolle ins Auge faßt, so muß man sich wundern, daß Großbritannien bisher diesem Gegenstande so wenig Aufmerksamkeit geschenkt hat. Es ist in der That keine Kleinigkeit, den Erwerb von 500,000 Menschen und ein Capital von 24 bis 30 Millionen Pfund Sterling auf das Erzeugniß eines fremden Landes zu gründen, und es dürfte dem Freunde gesicherter Handelsinteressen nicht unwillkommen seyn, einen Ueberblick über die Productivkraft Indiens in Beziehung auf diesen Artikel zu gewinnen, zu dessen näherer Beleuchtung das kürzlich erschienene Werkchen: „The Cotton Trade of India, by Major-General Briggs," Veranlassung gegeben hat.

Vor allen Dingen iſt zu bemerken, daß der Verfaſſer lange Zeit in Indien gelebt, und mithin aus Erfahrung geſchrieben hat. Er gehört nicht zur Legion derer, die in unſern Tagen das Wohl eines Landes nach ſeinem Umfange und den Kern nach der Schale berechnen. Er hat mit Umſicht geprüft, und ſtellt die traurige Verwaltung dieſes von der Natur ſo hoch begünſtigten Landes in ihrer vollen Blöße dar. Den Indiern läßt er Gerechtigkeit widerfahren, und behauptet, daß es ihnen weder an Geſchicklichkeit, noch gutem Willen fehle, die Schätze des Landes auszubeuten, und daß ſie auf einer höhern Stufe ſtehen, als der engliſche Bauer vor 50 Jahren. Aber unter der jetzigen Verwaltung werden ihre Fähigkeiten verkrüppelt, der Hang zur Betriebſamkeit im Keime erſtickt. Er bekämpft die Meinung, daß Indien die Mittel nicht beſitze, den Anbau der Baumwolle nach einem ausgedehnten, England genügenden Maaßſtabe zu betreiben, und weiſt auch, daß der Verbrauch dieſes Artikels im Lande ſelbſt auf 750 Millionen Pfd. St. ſich berechnen laſſe. Den Lohn eines Arbeiters gibt er auf 8 D. Sterling an, während bekanntlich der Unterhalt eines Sklaven in den Vereinigten Staaten auf 18 D. und in Braſilien faſt eben ſo hoch angeſchlagen wird, des in ihnen ſteckenden Capitals nicht zu gedenken.

Wie den Engländern der Weg zur Handelsgröße überhaupt von Flandern und den Hanſeſtädten gezeigt wurde, ſo ſcheint es auch, daß ihnen im Jahre 1789 die erſten 2 Millionen Pfund Suratbaumwolle über Flandern und Dänemark zugekommen ſind, nachdem ſie bereits über ein Jahrhundert feſten Fuß in Indien gefaßt hatten. Dieß erweckte die Aufmerkſamkeit der oſtindiſchen Geſellſchaft, und im nämlichen Jahre noch wurden 500,000 Pfund in Bengalen beſtellt, konnten aber dort nicht zuſammengebracht werden. Dieſer Umſtand veranlaßte anderweitige Forſchungen, aus welchen hervorging, daß die drei Landſchaften Bengalen, Behar und Oriſſa, aus welchen die damalige Präſidentſchaft Bengalen beſtand, nur 7,217,128 Pfund Baumwolle auf eine Bevölkerung von 40 Millionen Menſchen erzeugten. Aber eine weit größere Menge wurde aus den ſüdlich von Mirzapur gelegenen Gegenden nach Benares und von da den Ganges hinab gebracht. Im Jahre 1802 kam Baumwolle ſogar von Calpi herab, und außer 4 Millionen Pfund, welche in Benares verarbeitet wurden, gingen 40 Millionen Pfund gegen Calcutta hin. In Calpi und Jalown war damals der Ankaufspreis nicht mehr als 2 D. per Pfund, wurde aber durch Umladung, Abgaben und Zölle dergeſtalt erhöht, daß die Speſen 186 Procent vom Ankaufspreiſe betrugen.

An die Präſidentſchaft Madras wurde erſt 1810 gedacht, und aus den eingelaufenen Berichten ging hervor, daß mit Inbegriff von Maſulipatam, Coimbatore und Tinnevelly 25 Millionen Pfund Baumwolle im Jahre 1812 in ſechzehn Bezirken erzeugt wurden. In Tinnevelly und Coimbatore war der Preis 5 bis 4 D., in Ganjam, Vizagapatam, Maſulipatam, Guntur, Kurpah und Bellary 2½ bis 3½ D. das Pfund. In der Präſidentſchaft Bombay waren ſchon lange her fünf Diſtricte mit dem Anbau von Baumwolle beſchäftigt, wohin namentlich Surat, Broach, Jamboſir, Ahmede und Bamnague gehören. Bereits im Jahre 1789 wurde der jährliche Ertrag auf 35,792,000 Pfund geſchätzt, wovon 26,666,000 Pfund ausgeführt wurden. In Bombay kam der Artikel auf 4¼ D. zu ſtehen, und laut Berichten von 1792 war bei der Verſendung nach England nichts zu verdienen. Deſſen ungeachtet hat die Ausfuhr alljährlich zugenommen, und durch die immer ſteigende Vergrößerung der engliſchen Herrſchaft wurde viel zum Anbau der Baumwolle taugliches Land mit den alten Beſitzungen vereinigt. Dieß iſt leicht dadurch zu beweiſen, daß von 1817 bis Ende 1854 durchſchnittlich 29,185,675 Pfund nach England und 48,511,658 Pfund nach China verſchifft wurden. Im Jahre 1818 — 1819 betrug ſogar die Ausfuhr nach England 86,555,000 Pfund und nach China 52,664,986 Pfund; alſo zuſammen 139,219,986 Pfund Baumwolle. Seit dieſer Zeit iſt der Anbau dieſes Artikels in Amerika mit vermehrtem Eifer betrieben worden, die Ausfuhr Oſtindiens minderte ſich, und bloß nach China nahm ſie zu, und ſchwankte jährlich zwiſchen 50 bis 70 Millionen Pfund.

In Benares werden dreierlei Sorten Baumwolle von einheimiſchen Pflanzen gewonnen, welche Narreah, Nurmah und Mannah genannt werden. Die erſte Sorte wird auf Feldern gebaut, welche der Bewäſſerung fähig ſind, und gelangt in neun Monaten zur Reife. Die zweite Sorte iſt ihrer Feinheit wegen eine Gartenpflanze, und die dritte wächst zwiſchen andern Gewächſen auf dem nämlichen Felde auf. Die Baumwolle, welche über Mirzapur gebracht wird, iſt der Güte nach nicht viel beſſer als erſte Sorte Narreah, und dahin iſt vorzüglich jene von Nagpur zu rechnen. Ihr zunächſt ſtehen die Amrowty-, Hurda- und Jalown-Sorten. Aus der Baumwolle von Dacca werden die bekannten Muſſeline gewoben, welche dieſen Namen tragen. Sie beſitzt die Eigenſchaft, daß die daraus geſponnenen Fäden beim Bleichen nicht anſchwellen, ſelbſt wenn das Garn erſt im folgenden Jahre verwoben wird. Ihr Anbau erſtreckt ſich an den Ufern des Megna 40 engliſche Meilen weit und 5 Meilen ins Land hinein. Sie ſcheint botaniſch nicht beſtimmt zu ſeyn, und wo man ihren Anbau anderwärts verſucht hat, iſt ſie ausgeartet. Im Allgemeinen iſt die krautartige Baumwollenpflanze in Oſtindien zu Hauſe, worunter auch dreijährige Arten ſich befinden. Sie erfordert einen reichen und gut bewäſſerten Boden, während die Strauchpflanze mit verhältnißmäßig dürrem und magerem Boden vorlieb nimmt. Wo dieſe wächst, kommt jene nicht fort, und umgekehrt. Die beſten Sorten Baumwolle können in Indien gezogen werden. Upland Georgia und Neu-Orleans gedeihen ſüdlich von Calcutta nicht, aber um ſo beſſer nördlich davon. Glückliche Verſuche ſind bis nach Allahabad und Delhi hin damit gemacht worden; aber die berühmte Sea-Island-Baumwolle kommt nirgends als in den Sunderbunds, Vizagapatam und, wie es ſcheint, in Singapur fort. Die ägyptiſche Baumwolle iſt mit Glück in Burdwan und Saſſeram verſucht worden, Pernambuco-Baumwolle in Kattack, Maulmain und Tenaſſerim, und die Bourbon-Sorte wächst überall, von Myſore bis nach der Südſpitze der Halbinſel dieſſeits des Ganges, nimmt jedoch an Ertrag immer mehr ab, je mehr man ſich dem Aequator nähert. Es iſt aller Anſchein vorhanden, daß Upland Georgia- und Neu-Orleans-Baumwolle, nördlich von Calcutta, die Oberhand gewinnen und die einheimiſchen Sorten verdrängen werden. Hundert Dörfer am Canal von Delhi entlang haben bereits den Anbau der Georgia-Baumwolle eingeführt, und die Zeit ſcheint nicht weit entfernt zu ſeyn, wo eine Auswahl der geſuchteſten Waaren aller Länder dem indiſchen Boden in Fülle entſprießen wird. (Schluß folgt.)

Kohlenhaltendes Eiſenerz findet ſich in Schottland am Clydefluß in ſolcher Art, daß man es ohne weiteres in den Schmiedeofen werfen kann, um ſogleich durch das Verbrennen der Kohle ſchmiedbares Eiſen zu erhalten. (Echo du Monde Savant vom 7 October.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cottaſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 295.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 October 1840.

Nachrichten über Lappland.

(Aus dem Journal des lappländischen Missionärs Læstadius.)

Der Lappländer stößt in seinem eigenen Lande Mitleiden ein. Der schroffe Gegensatz dieser schwarzhaarigen, gelbhäutigen Pygmäen mit den hochgewachsenen, blonden, rothwangigen Norwegern, oder mit den kräftigen athletischen Schweden, die gänzliche Verschiedenheit in Sprache, Gewohnheiten und Lebensart, mit Einem Wort in ihrem ganzen physischen und moralischen Wesen, in Vergleich mit andern nördlichen Völkern; alles dieß macht die Lappländer zu einem der merkwürdigsten Mitglieder der großen europäischen Familie. In ihnen fließt das reinste Blut der Ureinwohner; weder Eroberung, noch Handel, noch Civilisation hatten Einfluß auf sie. Bei den Lappländern gibt es keine Geschichte, keine andere gesellschaftliche Verbindung, als die Ehe und die Vereinigung der Kinder um Vater und Mutter, d. h. sie leben in einem Zustande, dessen Schranken der Mensch, welcher sich mit Jagd, Fischfang und Viehzucht beschäftigt, nur schwer überschreitet. Diese drei Lebensweisen fordern allenthalben weiten Raum und Vereinzelung: dem Jäger und Hirten sind Berge nöthig, ihnen, wie dem Fischer, ist jeder Nachbar ein Feind, der ihre Unterhaltsmittel beeinträchtigen kann. Der ursprüngliche Zustand des zur Geselligkeit bestimmten Menschen war niemals dieser Art. Die Theorie von drei Stufen, der des Jägers, Hirten und Ackerbauers, welche der Mensch durchlaufen haben soll, ehe Gesetze und eine Staatseinrichtung sich ergaben, diese Theorie ist eine reine Chimäre der Philosophen, welche ganze Bände darüber geschrieben haben. Da, wo die Menschen die Mittel zum Leben in dem Fange der wilden Thiere oder in der Zucht der Heerden fanden, blieben sie von ihrem ersten Auftreten an in einem und demselben Zustande bis auf die jetzige Zeit, wenn auch unter ihnen in Folge von Eroberungen oder sonstigen äußern Umständen Aenderungen oder Verbesserungen desselben eintraten. Dieß beweisen außer so manchen andern Völkern auch die Lappländer, diese Ueberreste der Urbewohner Europa's. In ihrem Hirtenleben, unbekannt mit den Bedürfnissen, welche an andern Orten die Bildung bürgerlicher Gesellschaften begünstigten, gelangten die Lappländer niemals zu einer politischen Verbindung unter einander. Jede Familie blieb abgesondert mit ihren Beschäftigungen, und beschränkte sich auf die Zucht ihrer Rennthierheerden in ihrem kahlen, von unbedeutenden Bergrücken durchschnittenen Lande. Wenn man bei dem Mangel historischer Ueberlieferungen sich auf die Aehnlichkeit der Namen und der Sprache stützen kann, so haben wenige Völker eine so große Strecke des Erdkreises eingenommen, als dieser Stamm in früheren Zeiten. Einige glaubten, die Sprache der Lappländer habe Aehnlichkeit mit der madscharischen in Ungarn, aber es ist viel gewisser, daß von der Weichsel bis zum weißen Meere die finnische Sprache mehr oder minder mit den andern Mundarten gemischt, und daß sie mit der lappländischen dieselbe ist. Lappland, Lappmark, Lappländer ist nur die schwedische, völlig locale Benennung von Land und Volk, das sich selbst Suomi oder Sumi nennt. Eben so nennen sich auch die Bewohner Finnlands. Die Fenni des Tacitus und die Finnen der neuern deutschen Schriftsteller sind ein nur aus der Uebersetzung des Worts Suomi abgeleiteter Name. Abgesehen von den Samojeden, welche vom weißen Meere bis nach Asien hinein verbreitet sind, umfaßt, wenn Hautfarbe, Gestalt und Bildung des Körpers, so wie ein besonderer Bau des Auges unterscheidende Kennzeichen der Herkunft sind, der Stamm der Suomi, Finnen oder Fennen, in einem seiner Zweige auch die Eskimos, welche von den übrigen Stämmen Nordamerika's bedeutend verschieden sind.

Die eigentlich sogenannten Lappländer bilden nur eine Handvoll Leute, die nicht über 8000 ausmachen. Sie allein verwenden die Rennthiere im häuslichen Leben und zum Ziehen; Samojeden und Eskimos halten Hunde, obgleich auch bei ihnen die Rennthiere sich in wildem Zustande finden. Ein Theil der Lappländer gehört Schweden, ein anderer Rußland, und sie bezahlen diesen Mächten Tribut. Vermuthlich war dieser besondere Zweig der Finnen niemals sehr zahlreich, da wohl die Mittel ihres Unterhalts im Laufe der Jahrhunderte nicht wechselten. Ueber den alten Götzendienst der Lappländer haben wir keine Nachrichten; hatten sie eine besondere Religion, wie eine besondere Sprache? Oder nahmen sie die Religion Odins und

Thors an? Hierüber wissen wir nichts; die Skandinavier kümmerten sich nicht um die Ausbreitung ihres Glaubens.

Das Christenthum wurde erst im 12ten Jahrhundert in Schweden herrschend; im J. 1270 wurden die Ehen noch nicht allenthalben nach christlichem Ritus geschlossen. In Lappland ward das Christenthum erst nach der Reformation bekannt: die dänische und schwedische Regierung ließen das Evangelium unter den Lappländern verkündigen, und sind unschuldig, wenn die Folgen nicht den Erwartungen entsprachen. Man schickte Missionäre, Geistliche und Schullehrer hin, aber man hatte mit der Verschiedenheit der Sprache unter Hirten und Heerde, mit dem Mangel allgemeiner Ideen, mit dem großen Umfang des Landes und mit den nomadischen Gewohnheiten seiner Bewohner zu kämpfen. Außer den Lappländern befindet sich gegenwärtig auch eine doppelt so große Anzahl Bewohner im Lande, die aus Schweden hinübergezogen sind, um Colonien zu gründen, wo immer Landbau und Viehzucht einigen Erfolg versprachen. Die Einführung der Kartoffel, die ziemlich gut fortkommt, trug viel zum Erfolg des Ackerbaues bei. In den für die nomadischen Lappen gestifteten Kirchspielen wohnen jetzt schwedische Familien, denen die Einsetzung ständiger Geistlichen unentbehrlich ist, während die von einem Ort zum andern ziehenden Lappländer wandernde Geistliche und Lehrer nöthig haben, um in ihrer heimischen Sprache im Lesen und in der Kirchenlehre unterrichtet zu werden. Einer dieser Missionäre, Peter Læstadius, der Sohn eines Bauern und der Nachkomme eines lappländischen Geistlichen, gab im J. 1836 ein „Journal der ersten Jahre seiner Mission in Lappland" heraus. Als Eingeborner dieses Landes von Jugend auf mit der lappländischen Sprache bekannt, theilte er Beobachtungen mit, die selbst für Schweden neu und zuverlässiger als die aller schwedischen und andern Reisenden sind. Ueberdieß zeichnet sich der gute Læstadius durch Einfachheit des Charakters, durch eine muntere Treuherzigkeit und einen unschuldigen Pedantismus *) aus, was seiner Erzählung einen eigenthümlichen Reiz verleiht. Wir führen hier seine eigenen Worte an, ohne die Uebersetzung irgend auszuschmücken.

„Alle meine Vorfahren waren Pastoren in Arieplog von Karl Gustav an bis auf Adolph Friederich. Der letzte derselben, mein Großvater, starb im J. 1735 und hinterließ eilf Kinder, von denen des jüngste eine Woche nach seinem Tod geboren wurde. Die zwei ältesten begaben sich damals auf das Gymnasium zu Hernosand, und die ganze Familie siedelte nach Pitea über. Damals war die ganze Strecke zwischen Pitea und Arieplog eine Einöde. Alle Lasten wurden auf Rennthieren fortgeschafft, die sich im Winter ihr Futter selbst suchten, und den einzigen Reichthum des Lappländers ausmachten. Mein Vater wurde, weil es ihm an Mitteln gebrach, seinen Curs auf dem Gymnasium fortzusetzen, zu einem Silberarbeiter in Stockholm in die Lehre gegeben, trat dann ins Bergcollegium, verheurathete sich, und wurde im J. 1772 als Inspector des Silberbergwerks von Nawafield angestellt. Damals lieferten diese Bergwerke einen sehr geringen Ertrag, deßhalb erhielt auch der Aufseher jährlich nicht mehr als 900 Kupferthaler (50—60 fl.), bald aber verlor mein Vater, bei Gelegenheit einer Reorganisation, auch diese Stelle. Nun wollte er Colonist oder Landbauer werden, aber sein Plan hatte keinen Erfolg, und durch die Noth aufs Aeußerste getrieben, begann er sich mit dem Aussieden des Leims aus Rennthierhörnern abzugeben, was er für ein vortheilhafteres Gewerbe als die Bebauung eines Fleckchens Erde ansah. Nach dem Tode seiner Frau verheurathete er sich zum zweitenmal mit der Tochter eines armen Colonisten; er war damals 50 Jahre alt und meine Mutter 40, ich entsprang aus dieser zweiten Ehe, so wie mein Bruder Lars Levi, welcher Pastor in Karesuando wurde. Noch einmal entschloß sich mein Vater zur Vertreibung eines kleinen Guts in Hakwin, westlich von dem See Gornawen, in einem unfreundlichen, an dem sein schneeiges Haupt in die Wolken erhebenden Berge Pelie-Kasie gelegenen Landstrich. Hier bestand der Boden aus kleinen Kieseln, hatte gar keinen Humus, und war von wasserreichen Sümpfen durchschnitten, dem Wohnsitze kleiner Fliegen, die in der kurzen Sommerszeit sich in schwarzen Wolken in die Luft erheben. Im Herbst steigt aus den Sümpfen ein kalter Nebel auf, der den ganzen Morgen hindurch die hie und da zerstreuten Gebüsche mit einem dichten Reif bedeckt. Hakwin liegt 14 Meilen von einer Kirche entfernt, der Verkehr ist im Sommer durch Stürme, im Winter durch Schnee und Eis erschwert. In dieser Hölle ließen sich meine Eltern nieder, erkannten jedoch bald, daß sich hier nicht leben lasse. Mein Vater war fast den ganzen Winter entfernt, indem er mit den Rennthieren in tiefer gelegene Gegenden ging; da er wußte, daß ihn zu Haus kein neidenswerthes Loos erwarte, und er von den Uferbewohnern freundlich aufgenommen wurde, so dachte er nicht an die Rückkehr. Man kann sich leicht die Lage meiner Mutter vorstellen, die allein mit zwei Kindern zurückblieb, umgeben von wilden Bergen, ohne ein menschliches Angesicht zu schauen, ohne die Möglichkeit, auch nur in die Kirche zu gehen. Sie mußte die Hausarbeiten besorgen, die Kinder pflegen und des Viehes warten. Was sollte aus uns werden, wenn wir erkrankten? Nach zwei oder drei Wintern verließen meine Eltern Hakwin, wo mein Bruder Lars Levi geboren wurde, und blieben einen Winter in Buoki, zwei Meilen von der Kirche, im Hause eines gastfreundlichen Colonisten, wo ich zur Welt kam. Vielleicht beneiden die städtischen Damen mitten unter Ueberfluß und Luxus die arme Frau, welche unter Noth und Arbeit in diesem furchtbaren Lande so leicht ihrer Last entbunden wurde. Meine Mutter arbeitete den ganzen Tag, hieb Eschenzweige ab, trug sie armvollweise nach Hause, fütterte das Vieh, legte sich Abends ins Bett, und ehe man ihr noch beistehen oder Feuer anzünden konnte, war die Geburt schon vorüber. Am andern Morgen mit Tagesanbruch lief der Bauer mit dem Knaben, der in einem ausgehöhlten Klotze, der lappländischen Wiege, lag und mit einem Rennthierfell bedeckt war, auf Schneeschuhen in die Kirche zur Taufe. In Hakwin konnte man nicht einmal dieß thun, so daß mein Bruder Lars Levi ohne Pastor getauft wurde.

(Fortsetzung folgt.)

*) Als ehemaliger Student der Universität Upsala flicht er gern lateinische Phrasen ein.

Bilder aus Griechenland.

Argos und seine Umgegend im Jahre 1838.

(Schluß.)

In der Nähe des Bazars öffnet sich ein freier Platz mit der schönen, im Jahre 1834 erbauten Cavalleriecaserne und dem hübschen Hause des Obersten Kalergi, das früher als Sommerresidenz des Königs verwendet wurde, jetzt aber leer steht. Andere bemerkenswerthe Gebäude sind in Argos nicht vorhanden.

Die in der Nähe der Stadt befindlichen Ruinen des ehemaligen Amphitheaters benutzen die Hirten zur Eintreibung ihrer Heerden.

Die alte, auf einem ziemlich hohen Berge liegende Festung ist gänzlich zerfallen und verlassen, und wird, da sie durchaus nichts Interessantes oder Merkwürdiges darbietet, lediglich nur der herrlichen Aussicht wegen besucht, die man von hier aus auf die ganze Umgegend und einen Theil des argolischen Meerbusens genießt. Auf dem Wege dahin findet man eine von einem Einsiedler bewohnte Felsenhöhle, in der — so behaupten die Griechen — der Apostel Paulus gefangen gesessen haben soll.

Das Klima von Argos gilt als eines der günstigsten Griechenlands. Die Einwohner der Stadt sind friedliche Leute, die es gern mit jeder Partei halten, von der sie einigen Vortheil zu ziehen gedenken. Sonntags gilt Argos als einer der ersten Vergnügungsorte der in Nauplia lebenden Deutschen, die hier zu Roß und Wagen eintreffen, schlechten Wein trinken, sauren Käse essen, und Prügeleien herbeiführen; solche Vergnügungen heißen alsdann Landpartien.

Wichtiger als die Stadt Argos selbst ist in neuerer Zeit durch die thätige Sorge der Regierung die Umgegend geworden. Schon in dem ersten Jahre der Regentschaft wurde Argos durch eine schöne Straße mit der Hauptstadt des Kreises, Nauplia, verbunden, die eine um so höhere Bedeutsamkeit erhielt durch die Herstellung eines fahrbaren Weges nach Korinth, und noch weit erheblicher seyn wird, wenn die jetzt noch im Bau begriffene Straße nach Tripolitza einst vollendet seyn wird. Überhaupt hat der Kreis Argolis so manche Begünstigungen aufzuweisen, die man in andern Departements vergebens sucht. Die Regierung beabsichtigt, in der Ebene von Argos ein Pulvermühlen-Etablissement zu errichten, und die Arbeiten dazu werden bereits mit lobenswerther Energie betrieben. Dort, wo der Erasinos seinen unterirdischen Lauf beendet, und wieder auf die Oberfläche kommt, ist bereits die Salpeterraffinerie vollendet, und in der Nähe erheben sich die Grundmauern der Pulvermühle selbst, freilich nicht in der gesündesten Gegend, denn unmittelbar daran beginnen die lernäischen Sümpfe, die, je mehr man sich dem berüchtigten See nähert, unwegsamer und unzugänglicher werden. In dem Flecken Milos ist ein auf königliche Kosten errichteter Eisenhammer in voller Thätigkeit, und bedarf zu seinem ferneren Betriebe nichts als — Eisen, das bis jetzt in Griechenland noch nicht gefunden wurde.

An der Stelle des alten Temeniums wachsen die Gebäude des zu gründenden Gestütes empor; beim Graben des Grundes stieß man auf nicht unbedeutende Trümmer der alten Stadt, und noch erblickt man im Meere die Ueberreste eines befestigten Hafens. In der Nähe stößt man auf die Flüsse Inachus und Panitza, die zwar im Sommer ohne Wasser, also auch keine Flüsse sind, im Winter aber, wie ihr Bett und die über denselben erbauten bedeutenden Brücken zeigen, durch die von den Bergen stürzenden Wildwasser zu reißenden Strömen anwachsen. In der Mitte der von Argos nach Nauplia führenden Straße findet man die Erstaunen erregenden Ueberreste des alten Tiryns, in deren Nähe das schöne Staatsgut Thyrinth mit seinem herrlichen Garten steht. Etwas weiter nach Nauplia zu wurde im Jahre 1837 eine deutsche Colonie gegründet, die sich unter dem besondern Schutze der Regierung eines entsprechenden Gedeihens zu erfreuen hat. Die Colonisten, ausgediente Militärs, erhalten einen Vorschuß an baarem Gelde zur Anschaffung des Ackergeräthes und Viehes, das Bauholz zu ihren Häusern, und beziehen während des ersten Jahres die Löhnung eines im Dienste stehenden Soldaten; die ihnen angewiesenen Ländereien sind sehr ansehnlich. Im Fall eines Krieges u. s. w. sind diese Colonisten militärpflichtig. Gegen Ende des Jahres 1838 hatte diese Colonie schon ein recht erfreuliches Aussehen, sie zählte bereits einige und zwanzig schöne steinerne Häuser, mit freundlichen Gärtchen versehen; auch für ein Wirthshaus, in dem man selbst Tanzsaal und Kegelschub nicht vermißte, war bereits gesorgt, ein Beweis, welche herrlichen Eigenschaften der Deutsche für Colonisirung besitzt! Agamemnon selbst würde sein Land nicht wieder erkennen, und wahrscheinlich höchlich erstaunt seyn, im Gasthofe „zum Herkules" Sonntags bayerische Knödel essen, und mit einer schönen Würzburgerin einen Lanner'schen Walzer tanzen zu können! Wie sich doch die Zeiten ändern!

Oestlich von Argos liegen die Ruinen Mycenä's mit dem Grabe Agamemnons, auf die wir später einmal zurückkommen werden.

Der Baumwollenverkehr Ostindiens und seine Zukunft.

(Schluß.)

Der Ertrag der Baumwolle ist in Indien höchst verschieden, und hängt natürlich von der Beschaffenheit und Bearbeitung des Bodens ab. In manchen Gegenden ist er nur 60, 70 bis 100 Pfund reine Wolle auf den Acker (acre), in andern 300 und ausnahmsweise 700 Pfund. Auf dem besten Lande in den Vereinigten Staaten von Amerika wird nicht mehr als 500 Pfund Baumwolle vom Acker gewonnen; auf mittelmäßigem Boden nur 60 bis 100 Pfund. Zu Vizagapatam hat die Sea-Island-Sorte 290 Pfund abgeworfen, also schon den höchsten Ertrag ihrer Heimath erreicht. Bourbon-Baumwolle liefert in einigen Theilen der Präsidentschaft Madras 94 bis 100 Pfund auf den Acker; manchmal aber auch nur 50 bis 70 Pfund. In dem reichen Boden, in der Nähe von Allahabad, zwischen dem Jamuna und Ganges, werden von der einheimischen Pflanze 528 Pfund Baumwolle vom Acker gewonnen, während er um Benares nur noch 84 Pfund liefert. Ihrem Werthe nach ist die ostindische Baumwolle bisher in Bourbon, Surat,

Bengal und Madras eingetheilt worden, und bei sorgfältigerer Behandlung kommt die Surat-Sorte jener von Neu-Orleans fast gleich. Die größte Feinheit, bis zu welcher man Baumwolle in England versponnen hat, beträgt 550 Stränge auf das Pfund, und ein solcher Faden ist 165 englische Meilen lang. Unter einem mit angehängtem Mikrometer versehenen Vergrößerungsglase zeigte der Faden einen Durchmesser von $^1/_{350}$ Zoll. Die Indier dagegen spinnen mit der Hand bis zur Feinheit von $^1/_{1000}$ Zoll, und da man vier Fäden von dieser Feinheit zusammendrehen muß, bis man den Durchmesser des englischen Fadens erreicht, so wird 1 Pfund Baumwolle in Ostindien zur Länge von 660 Meilen ausgesponnen. Nach ungefährem Ueberschlage besitzt Ostindien 200,000 englische Geviertmeilen zum Anbau der Baumwolle tauglichen Boden, wovon die Hälfte noch nicht urbar gemacht ist. Da nun jede Meile 640 Acker enthält, so gibt dieß einen Flächenraum von 128 Millionen Acker, auf welchen nach der mäßigsten Schätzung 8000 Millionen Pfund Baumwolle gewonnen werden kann. Zieht man davon den Bedarf im Lande selbst ab und schlägt ihn bei verbessertem Wohlstande der Indier auf 2000 Millionen Pfund an, so bliebe noch ein Ueberschuß von 6000 Millionen Pfund, während Europa in seinem jetzigen Zustande der Betriebsamkeit nur etwa 600 Millionen Pfund erfordert. Bei der großen Bevölkerung des Landes, dem wohlfeilen Taglohn und der Fruchtbarkeit des Bodens kann Ostindien in 15 bis 20 Jahren den ganzen amerikanischen Bedarf Englands mit Vortheil ersetzen, und Baumwolle noch um 20 Procent niedriger stellen, als sie jetzt gekauft wird.

Indien hätte Amerika in diesem Artikel längst überflügelt, wenn die ostindische Gesellschaft den dortigen Landmann nicht rein ausgezogen hätte. Was über den spärlichen Bedarf der Baumwollepflanzer hinausgeht, wird eingezogen; man läßt ihnen fast nichts als den Samen. In mehreren Gegenden wurde oft der Ertrag 5 bis 5 Jahre zusammengehäuft und zuletzt an den Meistbietenden verkauft. Haben die Zemindars kein Geld, wenn die Regierung ihre Steuern verlangt, so darf keine Capsel gepflückt werden, ehe nicht zuvor Sicherheit vom ganzen District eingeholt ist. Während der Zeit fällt die Baumwolle zu Boden und verdirbt. In Calpi kann Baumwolle zu $1^1/_2$ bis $1^3/_4$ D. per Pfund erzeugt werden, die Abgaben aber haben den Anbau vereitelt. Die an Baumwolle so reichen Bezirke von Bellary und Kurpah, welche dem Nizam entrissen wurden und seit 1799 mit Madras vereinigt sind, liegen jetzt fast ganz verödet. Bellary hat 1,460,935 Acker sogenanntes Baumwollenland (Cotton land), wovon 740,845 Acker in voller Ausbeute waren; seitdem aber englische Herrschaft ihre Flügel dort ausgebreitet hat, sind diese 740,845 Acker in Wildniß gerathen, und statt 100 Millionen Pfund Baumwolle zu erzeugen, bringt es jetzt noch 6 Millionen Pfund hervor. Die Abgaben an die Regierung betragen 44,67 Procent auf den rohen Ertrag, die Kosten des Anbaues 47,05 Procent, der Gewinn für den Landmann 8,50 Procent. In Kurpah bleiben nur 6 Procent übrig, womit alle Bedürfnisse befriedigt werden sollen. Die Berichte aus Guzerat lauten in demselben Sinne. Sieben Acker Land werden dort erfordert, um 1 Candy (746 Pfund) Baumwolle zu erzeugen. Darauf nimmt die Regierung $1^1/_4$ D. per Pfund oder 4 Pfd. St. 17 Sch. In Surat muß durchschnittlich 1,55 D., in Kaira 1,15 D., in Ahmedabad 1,55 D. per Pfund bezahlt werden. Im Allgemeinen beträgt die Steuer 50 Procent. Sobald die Baumwolle gepflückt wird, muß sie nach den Kullies (ein offener Hof) gebracht werden, und wer die Steuern nicht gleich entrichten kann, dem wird die Waare in Boden vergraben. Die Wolle wird hier in die nackte Erde geworfen und mit Erdschollen bedeckt. Bis auf die Maschinen herab ist Alles besteuert, und an der Küste noch muß abermals ein Ausgangszoll von einem Hafen nach dem andern bezahlt werden. Dazu kommt der Mangel an Straßen, und in vielen Theilen des Landes an befahrbaren Flüssen. Gewöhnlich wird Baumwolle im Innern auf Ochsen gepackt und nach der Küste oder einem nahe liegenden Handelsplatze getragen. Die Last eines Ochsen ist 160 Pfund, womit sie bei gutem Wetter 7 englische Meilen jeden Tag zurücklegen. Auf 100 Meilen beträgt die Fracht 5 Schilling für 100 Pfund. So schafft man Baumwolle von Berar nach Mirzapur, 500 Meilen weit, und vertheuert die Waare um $2^1/_2$ D. das Pfund, während sie auf einer Straße um $^1/_2$ D. eben so weit gebracht werden könnte. Da die Baumwolle nicht gedeckt ist, so wird sie vom Regen durchnäßt und beschädigt. Züge von 100 bis 1000 beladenen Ochsen durchwandern das fast pfadlose Land, manchmal in Schlamm versinkend bis an die Knie, und bei einer Temperatur von 30 bis 40° R.

Nicht besser ist der Wassertransport im Allgemeinen beschaffen. Viele Flüsse und Seen können einen großen Theil des Jahres hindurch selbst mit den kleinsten Booten nicht befahren werden, während sie bei der Regenzeit so reißend werden, daß man sie der Gefahr wegen nicht benutzen kann. Dieß zwingt den Landmann bei seiner Armuth zu schleuniger Veräußerung seiner Producte, und bis die Waare auf den Hauptmarkt gelangt, ist sie durch drei bis vier Hände gegangen und für den Welthandel bereits zu stark belastet. Ohne diese Schwierigkeit wäre die Wasserfracht wohlfeil, denn man berechnet die Kosten den Ganges aufwärts auf $1^1/_2$ Dollars für 20 Centner auf die Tagereise von 8 Meilen, und nur $^1/_4$ D. den Fluß abwärts. Zwar treiben jetzt sechs bis acht Dampfboote auf dem Ganges einher, aber sie gewähren dem Handel keinen Nutzen, weil sie kaum zum Transport der Truppen und der ihnen erforderlichen Vorräthe aller Art ausreichen. Bedenkt man, daß die ostindische Gesellschaft innerhalb der letzten 40 Jahre allein zwischen 4 und 500 Millionen Pfd. St. Abgaben erhoben und nichts zur Verbesserung des Landes gethan hat, so kann man sich des Erstaunens nicht erwehren. Aber 100 Millionen Menschen haben in England keinen Stellvertreter ihrer Rechte; die Stunde der Freiheit hat noch nicht für sie geschlagen.

Die Einfuhr von Baumwolle in England hat im Jahre 1839 1,583,000 Ballen betragen, wovon bloß 156,000 aus Ostindien gekommen sind.

Miscellen.

Wachsthum der schwarzen Race in Nordamerika. Im Staate Maine zählt man 1 Neger auf 500 Einwohner, in Massachusetts 1 auf 100, in New-York 2 auf 100, in Pennsylvanien 5 auf 100, in Maryland 34, in Virginien 42 und in Süd-Carolina 55. (In den Antillen 90 von 100.) Vergleicht man das Wachsthum der weißen und schwarzen Race während der letzten 40 Jahre in den fünf südlichsten Staaten, die zuerst Sklaven hatten, so ist die weiße Bevölkerung um 80, die schwarze um 112% gestiegen. (Echo du M. S. 10 Oct.)

Münze auf die Befestigung von Paris geschlagen. Man schlägt gegenwärtig zum Andenken dieses Ereignisses eine Denkmünze; wahrscheinlich hat die Grundsteinlegung dazu Anlaß gegeben. (Fr. Bl.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 296.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 October 1840.

Polnische Bauernhochzeiten.

(Von J. G. Cleser.)

In Galizien und bis herüber nach Oberschlesien, wo Polen wohnen, findet man bei Hochzeiten Gebräuche, wie ich sie hier nach eigener Beobachtung mittheilen will.

Einige Tage vor der Hochzeit ladet ein besonders angestellter und befugter Diener dazu ein. Derselbe macht bei der ganzen Feierlichkeit die Honneurs und ist auch der Witzbold des Dorfes. Am Hochzeittage erscheint er in seinem besten Staate mit Bändern geschmückt und von ein Paar Trompetern begleitet, die vor ihm her wie vor einem Wunderdoctor blasen. Zuerst verfügt er sich zum Bräutigam, um gleichsam seine Befehle hinzunehmen, sodann geht er zur Braut. Ich sage geht, und beziehe dieß auf Hochzeiten niedern Ranges; denn bei wohlhabenderen werden ihm und den Trompetern Reitpferde gegeben, die, so wie ihre Reiter, mit Bändern und Blumen — im Winter mit Fichtenreisern — aufgeputzt sind. Bei der Braut angekommen, wird zuerst ein Ständchen geblasen, sodann tritt der Diener vor und hält eine Anrede, in welcher Floskeln aller Art vorkommen: als z. B. das Bedauern, daß die Braut dem elterlichen Hause entrissen wird, daß der Bräutigam vor Sehnsucht nach ihr vergeht u. s. w; auch an Zweideutigkeiten fehlt es dabei nicht. Wenn er nun endlich eine befriedigende Antwort erhalten, so führt er den mittlerweile herbeigekommenen Bräutigam an der Hand in die Wohnung der Eltern der Braut, die währenddem häufig Thränen — weil es die Mode so will — vergießt. Hier versammeln sich die Gäste, und nachdem man der Schnapsflasche fleißig zugesprochen, auch wohl einen kleinen Imbiß genommen hat, geht es in die Kirche. Alles dieß geschieht am Vormittage, weil hier lauter Katholiken sind. Zu den beiden schon angegebenen Trompetern sind nunmehr noch andere Musiker gekommen, die ihre Blasinstrumente weidlich zu quälen wissen. Das Musikchor geht nun den Brautleuten und ihren Gästen voraus, denn Musik ist das Hauptstück bei der ganzen Hochzeit, und wenn man auch das Geld zu ihrer Bezahlung borgen muß. Der Brautdiener setzt in der Kirche seine Rolle fort, und leitet und gängelt die blöde und unbeholfene Braut.

Nach der Kirche geht es zum Schmause, der in der Regel wegen Beschränktheit der eigenen Wohnung im Wirthshause gegeben wird. Hier werden die Gäste in zwei Abtheilungen gebracht, denn man findet es nicht anständig, daß die Honoratioren mit den Gemeinen an Einem Tische sitzen sollen; auch werden die erstern viel höher regalirt wie die letztern. Für jene gibt es Suppe, Fleisch, Mehlspeise und Obst, auch ist ihre Tafel mit einem Tuche bedeckt. Die letztern begnügen sich meist, besonders wenn die Brautleute nicht wohlhabend sind, mit blankem Tische, der nur mit Kasch (Brei von Hirse), Klösen und zuletzt mit Suppe servirt wird. Jeder der Gäste von dieser Classe bedient sich seines eigenen mitgebrachten Bestecks, auch essen alle aus Einer Schüssel. Der Branntwein spielt dabei eine Hauptrolle, und das Glas circulirt fleißig. Die Tafel der Honoratioren besteht aus dem herrschaftlichen Beamten, dem Pfarrer, dem Schulmeister und dem Revierjäger. So lange diese gegenwärtig sind, hält sich Alles in den Gränzen des Anstandes und der Decenz, die übrigens auch der gemeinste Pole in hohem Grade zu beobachten weiß. Nach der Tafel wird getanzt, und wo sie nicht besonders wohlhabend sind, da ziehen die Mädchen Schuhe und Strümpfe aus, wenn sie nicht schon vorher barfuß erschienen sind. Nur die Braut genießt die Ehre und das Vorrecht, weiße Strümpfe und bebänderte Schuhe zu tragen, die sie natürlich auch nicht auszieht. Nun wird der gestampfte und ungedielte Boden getreten; denn so wie die Musik den polnischen Nationaltanz beginnt, zuckt es der ganzen Gesellschaft durch die Glieder. Gewöhnlich währt der Tanz die Nacht hindurch bis an den Morgen, und man denkt nur an den gegenwärtigen Augenblick, und läßt die Zukunft für sich selbst sorgen. — Wie weit man es darin treibt, davon nur Ein Beispiel. Ein junger Tagelöhner hatte ein kleines Haus für einen silbernen Zwanziger erstanden, damit aber das Recht erworben, jetzt heirathen zu dürfen. Das Haus hatte ein Gärtchen von einigen Ruthen, aber es ruhte auch auf ihm die Verpflichtung, alle Wochen einen Tag zu arbeiten. Seine erwählte Braut war eine Dienstmagd vom Herrschaftshofe, die sich während ihrer Dienstzeit so viel erspart hatte, daß sie sich einen anständigen Brautstaat anschaffen konnte. Da es nun aber am Gelde zur

Hochzeit fehlte, so ward dieser verpfändet, mit der Bedingung, daß sie ihn während der Hochzeit noch tragen konnte. Man jubelte und war unbekümmert, und den Tag nachher gab die Braut ihren Staat gelassen hin.

Nach der Hochzeit geht die Braut wieder in das Haus der Eltern zurück, und der Bräutigam holt sie erst am folgenden Tage von dort ab. Dazu versieht er sich wiederum mit Musik. Mit zwei Wagen kommt er an, wo auf dem ersten die Trompeter und die Pfeifer befindlich sind; auf dem zweiten sitzt er. Schüchtern naht er sich der Wohnung der Braut, währenddem die Musik Klagelieder anstimmt, in welche die Mädchen der Nachbarschaft einstimmen. Das Herbe des Scheidens und alle süßen Jugenderinnerungen sind der Inhalt dieser Lieder. Endlich entreißt sich die Braut, nachdem ihre Habseligkeiten auf den Wagen des Bräutigams gebracht worden, den Armen der Eltern und folgt mit thränenden Augen dem Manne.

Nachrichten über Lappland.

(Fortsetzung.)

„Im folgenden Jahre gingen meine Eltern nach Arieplog, wo sie vom Fischfang, dem Verkauf von Rennthierleim und Käse lebten. Meine Mutter sammelte zwischen Steinen das Gras, fügte Rohr aus den Sümpfen dazu, und ernährte so zwei Kühe, einige Ziegen und Schafe an einem Orte, der im Winter keine Spur von Weide darbot. Im Sommer sammelte sie Heu, trug es selbst nach Hause, und richtete das Holz zu, um die Fische zu trocknen. Die Kinder blieben den ganzen Tag allein, und um Unglücksfälle zu verhüten, band die Mutter den einen Knaben an den Stuhl eines Tisches, den andern an eine Stange in der Nähe des Ofens. Eine solche Vorsicht war unentbehrlich; einmal blieben wir frei, und einer von uns verbrannte sich, der andere aber verirrte im Walde. Welch eine Ungleichheit unter den Menschen! — Damals war Armuth das allgemeine Loos der Ansiedler von Arieplog, denn sehr wenige von ihnen hatten ihr tägliches Brod, die Kinder wuchsen im größten Elende auf, von Allem entblößt, aber im ganzen Kirchspiele waren wir die ärmsten und verlassensten, niemand wollte uns kennen. Allerdings haben Reichthum und schöne Kleider einen großen Einfluß auf den Menschen, in den niedersten, wie in den höchsten Ständen der Gesellschaft. Der Wurm, der sich im Staube krümmt, scheint ein verächtliches Geschöpf in den Augen des Pöbels, aber die Vorsehung verwandelt ihn in einen Schmetterling, der ein Gegenstand der Aufmerksamkeit und der Beobachtung von den Philosophen wird. Was auch mein Schicksal in dieser Welt noch seyn mag, ich sah sie zuerst in einem ausgehöhlten Klotz, meinem ersten Bette, und mein letztes werden vier Bretter seyn.

„Bei all unserer Armuth lehrten uns unsere Eltern doch lesen, und kaum konnten wir etwas herausstottern, so mußten wir ihnen das Vater Unser nachsprechen. Mit diesem Gebete standen wir auf, und legten uns nieder. Im sechsten Jahre konnte ich jedes schwedische Buch fertig lesen, und kurze Zeit darauf auch die Hauptfragen aus dem Katechismus beantworten. Bessere Lehrer hätten auf mich nicht den Eindruck gemacht, als die einfachen Unterweisungen meiner Mutter. Ihr danke ich meinen ersten Unterricht, und von allen Lehrern erinnere ich mich an sie mit der größten Achtung und Dankbarkeit. Friede sey mit ihrem Staube!

„Ich führe darum aus meiner Kindheit einige Details an, weil ich von dem Lande und der Lebensart einen Begriff geben möchte. In meinem siebenten Jahre kam ich in eine andere Lage, die der Stellung der Kinder in andern Ländern mehr entspricht. Mein ältester Bruder aus erster Ehe beendigte seinen wissenschaftlichen Cursus und erhielt den Doctorgrad, als ich geboren wurde. Früher hatte er auf der Schule zu Piteå gelernt, als mein Vater dort Aufseher des Bergwerks war. Von da ging er auf das Gymnasium nach Hernosand, wo er Unterricht gab, um sich fortzubringen, und dann nach Upsala, wobei er stets noch seine armen Eltern unterstützte. Diese wünschten, er möchte nach Lappland zurückkehren, wo weder Wissen noch Talent, sondern nur Zeit und langer Dienst einen vorwärts bringen können. Er wurde Vicar eines Geistlichen, und beschränkte hierauf den Kreis seiner Thätigkeit. Im Jahre 1803 nahm er uns, seine Brüder, zu sich, gab uns Lectionen, und schickte uns dann aufs Gymnasium nach Hernosand. Er starb im Jahre 1817, und hinterließ eine Frau und sechs Kinder in Dürftigkeit.

„Im J. 1827 am 23 Dec. ernannte mich das Consistorium zu Hernosand zum Missionär in Pitea. Dieser Ort wurde im J. 1817 eingerichtet statt der beständigen Schule, die seit dem J. 1740 in Arieplog bestanden hatte. Ein Missionär ist verpflichtet, die Lappländer zu jeder Jahreszeit, wo sie auch herum wandern mögen, zu besuchen, sie zu unterrichten und die Arbeiten der Lehrer zu beaufsichtigen, deren man sechs zählt, vier zu Arieplog und zwei zu Arwedsjur; jeder von diesen wandert in seinem Antheil umher, fast wie die Missionäre. Nach meiner Ansicht war das frühere System stehender Schulen viel passender für den Unterricht der Lappländer und zur Verbesserung ihres Zustandes, als der neue Plan der Missionäre und Lehrer in beweglichen Schulen. Im schwedischen Lappland waren früher fünf volle Schulen, in Asele, Lilsele, Arieplog, Jokkok und Gellivare, zwei halbe Schulen in Jugasjorwe und Karesuando. In einer vollen Schule wurden auf öffentliche Kosten die jungen Lappländer zwei Jahre lang unterrichtet. Die Kinder wohnten und aßen bei dem Lehrer, wofür dieser 54 Tonnen Getreide nach dem Marktpreis erhielt. Da sie in einem Privathause nach schwedischer Weise lebten, lernten die Kinder nicht nur besser, sondern sie nahmen auch die Gewohnheiten und die Denkweise des gebildeten Lebens an, während in den Jurten ein ewiger Lärmen und ein Durcheinander von Vieh, Männern, Weibern und Kindern ist. Auch verliert der Lehrer viel Zeit, indem er von dem einen Ort zum andern gehen muß, und wird sich allmählich selbst an das lappländische Leben gewöhnen, statt daß er den jungen Leuten die Sitten der Civilisation beibringt, oder sie, wie man sich auch ausdrücken könnte, zu

Schweden macht. Der Lappländer, der nicht für die schwedische Lebensweise herangezogen ist, verläßt seine nomadische Lebensweise nur in der äußersten Noth, und nur um zur allerschlechtesten Ansiedlung, nämlich zum Fischerleben, überzugehen. Das ist für ihn die einzige Zuflucht, wenn die Wölfe ihm seine Rennthiere zerrissen oder er selbst das letzte geschlachtet hat, um seinen Hunger zu stillen. Dann läßt er sich am Ufer oder in der Nähe eines Sees nieder. Der Ueberfluß lächelt ihm anfangs sichtlich, und wenn er Fische gefangen hat, ißt er sich dermaßen voll, daß er einschläft, weil die Fischnahrung eine einschläfernde Eigenschaft hat. Die lappländischen Fischer leben in hölzernen Hütten, die sich leicht fortschaffen lassen, aber manchmal ist der Fang unglücklich, das Wetter ist ungünstig, die See wird arm an Fischen, und dem Fischer bleibt nichts übrig, als um Almosen zu bitten, oder sich selbst ins Wasser zu stürzen.

Es gibt zwei Arten nomadischer Lappländer, die Gebirgs- (fielde) und die Waldlappen; die ersten leben im Sommer auf den Bergen, die zweiten in den Wäldern, die drei Viertheile der Oberfläche des Landes decken. Unter dem Wort Fielde muß man einen waldlosen, hohen Berg verstehen, dessen Gipfel selbst im Sommer mit ewigem Schnee bedeckt sind. Man bezeichnet indeß mit dem Worte auch die bekannten flachen Höhenzüge, und in diesem Sinne ist ganz Lappland ein Fielde. Die Hauptkette der Berge in Lappland ist die norwegische; im Norden rückt sie dem Meere so nah, daß das norwegische Gebiet sehr schmal ist; gegen Schweden hin senkt sie sich allmählich, in Norwegen plötzlich. Die auf der Höhe fortlaufende Gränze zwischen beiden Ländern läuft sehr nahe an den norwegischen bewohnten Orten, aber ziemlich fern von den schwedischen vorüber. Von der großen Kette laufen viele Züge gegen Osten, oft unter rechten Winkeln, und meistens senken sie sich allmählich, bis sie endlich ganz in den Ebenen sich verlaufen. Zwischen diesen Gebirgsarmen strömen die Hauptflüsse Lapplands, die in den bothnischen Meerbusen fallen, der Luleä, Piteä, Skellefteä und Umeä. Ihre Quellen finden sich in der Hauptkette, und ihre Zuflüsse kommen aus den Seitengebirgen herab. Nach den Flüssen und Gebirgsarmen richten sich die Lappländer auf ihren Zügen, welche stets denselben entlang, nie quer durch dieselben gehen. Im Herbst und Frühjahr hausen die Lappländer in den Querarmen der großen Kette, und haben hier ihre Hauptlager; das Frühlingsstandlager heißt „Fjalk-ja-fape," sie befinden sich am Rande des Waldes (orto), d. h. da, wo die Bäume zu wachsen aufhören, zwischen Wald und Fjelde. Die Seitenzweige der Hauptkette sind bis zu einer gewissen Höhe mit Wald bedeckt; im Herbststandlager hat der Lappländer sein Vorrathsmagazin (vjalla) in einer großen Kiste, die an einer Stange befestigt ist, deren eines Ende in den Boden gestoßen wird. In dieser luftigen Kiste werden die Eßwaaren vor dem zerstörenden Zahn des Faulthiers gesichert; dieß zernagt das Dach und die Thüren der Hütten, verschlingt alles, was es findet, trägt fort oder verdirbt, was es nicht fressen kann, bis zur Kiste aber kann es nicht hinauf kommen.

(Fortsetzung folgt.)

Steinkohlenlager und Dampfschifffahrt in Brasilien.

Der außerordentliche Reichthum an mineralischen Schätzen, welcher Brasilien in jeder Richtung zu Theil geworden, kommt täglich mehr zum Vorschein. Es scheint, als habe die Natur diesem wundervollen Lande Alles im Ueberflusse geweiht, was unter vielen andern Himmelsstrichen zerstreut gefunden wird. Die große Ausdehnung der brasilianischen Küsten und die daselbst herrschenden Winde haben lange Zeit einem lebhaften Verkehr zwischen den verschiedenen Provinzen im Wege gestanden, und die Wirksamkeit der Regierung in Rio de Janeiro gelähmt. Um diese Hindernisse zu besiegen, hat man seit mehrern Jahren Manches zur Beförderung der Dampfschifffahrt gethan; allein die ersten Versuche beschränkten sich auf die Binnenfahrt der Häfen Rio de Janeiro und Bahia zur Beförderung der Erzeugnisse benachbarter Pflanzungen. Seit dieser Zeit sind Steinkohlen ein begehrter Artikel geworden, und es sind in den beiden letzten Jahren zwischen 30 bis 40,000 Centner selbst von Hamburg dahin versandt worden, wenn es an andern schweren Frachtgütern mangelte. Dieß hat Veranlassung zu mehrseitigen Forschungen nach diesem Fossil in Brasilien gegeben, welche nun mit schönem Erfolge gekrönt worden sind. Die erste Provinz, welche bestimmt zu seyn scheint, das südliche Newcastle zu werden, ist die Capitanie Santa Catharina, welche aus der Insel gleiches Namens und einem schmalen Küstenlande besteht, dessen westliche Gränze durch die Serra do Mar gebildet wird. Schon im Jahre 1828 hat Wilhelm Bulich am Flusse Passadoio und 1829 im Districte Laguna zwei Steinkohlenlager entdeckt, und um die Ausbeutung des letztern auf 101 Jahre angehalten. Seit dieser Zeit ist die Aufmerksamkeit der dortigen Behörden rege geworden, und der Präsident de Souza Soares de Andreä hat durch den Oberstlieutenant Carreira, Befehlshaber der Vorhut von Boa-Vista, anderweitige Forschungen anstellen lassen, aus welchen hervorgeht, daß längs der Serra do Mar, von Araranguá bis nach dem Flusse Tijucas-Grandes, auf eine Entfernung von 30 bis 60 Stunden, ein mächtiges Steinkohlenlager zu Tage bricht, wovon an mehrern Stellen Proben eingesammelt wurden. Die beste hat man bis jetzt am Rodeo Bonito, gegen Papoa hin, 18 Legoas von Desterro, gefunden. Die vorläufig damit angestellten Versuche sind gut ausgefallen. Die Kohle brennt vortrefflich, und entwickelt ein reineres Hydrogengas als die englische. Außer den Kohlen hat man auch auf der nämlichen Strecke reiche Eisenminen und Biri entdeckt, wodurch Brasilien auf einmal sein Birmingham gefunden hat. Es ist gar nicht zu berechnen, welchen Einfluß dieser Fund zunächst auf Brasilien selbst und auf den Welthandel überhaupt haben wird, da Santa Catharina gleichsam in der Mitte der großen Handelsstraße nach Ostindien und der Südsee liegt, und keine Entfernung aus Mangel an Kohlen der Dampfschifffahrt mehr Hindernisse in den Weg legen wird. Eben so wichtig ist diese Entdeckung für das benachbarte Uruguay und die argentinische Republik, wo der Holzmangel sehr fühlbar ist, und eine gedrängte Bevölkerung aus Mangel an Brennstoff gar nicht bestehen könnte.

Aus den eingelaufenen Nachrichten geht hervor, daß jetzt mehrere Entwürfe vor der Kammer in Rio de Janeiro liegen, um die Dampfschifffahrt zu erweitern. Einer darunter betrifft den Rio S. Francisco mit seinen Nebenströmen, und ein zweiter ist auf den Plata gemünzt. Für den Amazonenstrom sollen schon einige Dampfboote bestellt seyn, und eine regelmäßige Küstenfahrt von Rio de Janeiro nach Para ist

auf Veranlassung der Regierung ins Leben getreten. Unter dem 8 Februar dieses Jahres hat sie nämlich einen Contract mit der Dampfschifffahrtsgesellschaft in Rio abgeschlossen, um alle 20 Tage, vom 1 März an, eine Reise nach Para zu machen, und sowohl auf dem Wege dahin als zurück in Bahia, Macayo, Pernambuco, Parahyba, Rio Grande do Norte, Ceara und Maranhao zu landen. Acht und vierzig Stunden ist es den Dampfschiffen erlaubt in jedem Hafen zu verweilen; doch soll der Aufenthalt in den kleinern Häfen Macayo, Parahyba, Rio Grande und Ceara wo möglich auf 24 Stunden beschränkt werden. Die Besuchung eines andern Hafens als der bereits gedachten kann nur mit Erlaubniß der Regierung geschehen; und sollte die den Schiffen vorgeschriebene Aufenthaltsfrist überschritten werden, so muß die Gesellschaft für jeden Zeitverlust von 24 Stunden eine Strafe von 270,000 Reis (415 fl.) bezahlen. Wird dagegen ein Aufenthalt durch Regierungsangelegenheiten veranlaßt, so muß der Staatsschatz der Gesellschaft die nämliche Vergütung machen. Es ist den Dampfschiffen erlaubt Frachtgüter und Reisende in den verschiedenen Häfen einzunehmen, und die Regierung wird sich ihrer zum Transport der Kriegsbedürfnisse und Beamten bedienen. Mit Ausnahme der Zollerhebung der geladenen Waaren nach den bestehenden Gesetzen der verschiedenen Staaten sind den Dampfschiffen die Vorrechte der Kriegsschiffe zugesichert. Officiere von der kaiserlichen Seemacht können diese Fahrzeuge mit Erlaubniß der Regierung befehligen, erhalten aber in diesem Fall nur die Hälfte ihres Soldes, weil die Gesellschaft ihre Dienste bezahlen muß. Für jede Reise gibt der Staatsschatz einen Zuschuß von 10 Millionen Reis (15,500 fl.), und nach fünf Jahren hat die Regierung das Recht, Einsicht von den Büchern der Gesellschaft zu nehmen, um diesen Beitrag nach Umständen zu vermindern. Als Bürgschaft für die Ausführung des Vertrags hat die Gesellschaft eine gleiche Summe in Staatspapieren in die Hände der Regierung zu legen, welche verloren geht, wenn die übereingekommenen Bedingungen nicht erfüllt werden.

Ein zweites Steinkohlenlager scheint auch in der Provinz Sergipe zu liegen, worüber später Nachrichten folgen sollen. Etwa 6000 fl. sind auf erhaltene Anzeigen zu Nachforschungen bewilligt worden.

Semitische Abstammung der celtischen Sprache.

Ein Hr. Thonnelier hat kürzlich ein Heft in Folio herausgegeben, worin er diese vielfach behauptete Abstammung zu beweisen sucht; aus den zum Theil etwas schiefen Bemerkungen, welche das Echo du Monde Savant vom 7 October ausbebt, führen wir nur eine einzige speciell auf die Abstammung bezügliche an: „Man hat lange die celtische Familie für eine eingeborne gehalten, aber durch die Vergleichung dessen, was uns von ihrer Sprache übrig geblieben mit den ältesten Sprachen, findet man, daß sie ganz asiatisch ist. Man kann in der That die semitischen Elemente, welche mit denen der indotatarischen noch in ihrem ersten und unvollkommenen Bildungszustand befindlichen Sprache in steter Verbindung sind, nicht verkennen. Die celtische Grammatik ist also, so wie das Wörterbuch, die eines gemischten Idioms, und scheint frühzeitig die Einflüsse des nördlichen Klima's durch die große Zahl der Aspirate bei den reinen Celten Britanniens und der Niederbretagne in Frankreich, so wie durch die Gutturaltöne, die beweglichen Articulationen und seine enge Verwandtschaft mit dem Lateinischen, dem manche Endungen entlehnt sind, erfahren zu haben." (Die schon vielfach angeregte Idee, den Celten einen semitischen Ursprung zu vindiciren, scheint noch nicht reif, muß aber durch die Untersuchung einerseits der alten Sprachen Italiens, andrerseits der kleinasiatischen, namentlich der jetzt entdeckten lycischen Inschriften neues Licht gewinnen.)

Miscellen.

Das Verhältniß der Männer zu den Weibern im Gouvernement Wjätka soll nach russischen Angaben wie 100:115 seyn, ein Verhältniß, das sich nicht leicht in irgend einem europäischen Landstriche finden dürfte. (Journal des Ministeriums der Volksaufklärung. Junius. S. 99.)

Die Kalmüken im Gouvernement Astrachan betragen 97,859 Seelen, worunter 57,888 Männer und 39,951 Weiber in 12,987 Kibitken oder Familien. Zum Theil nomadisiren diese auch in der kaukasischen Provinz. Die Zahl der übrigen Kalmüken in Rußland ist etwas über 42,000, davon 8550 im Gouvernement Simbirsk, im Lande der donischen Kosaken 14 bis 15,000, im Gouvernement Tomsk 24,000. Von den letztern sind etwa 7000 angesiedelt, und unter den Nomaden befinden sich auch 1600 Christen. Einige andere Kalmüken sind im Lande der uralischen Kosaken und in Perm zerstreut. Im Ganzen rechnet man die Kalmüken auf 140,000 Seelen in Rußland. (ibid. S. 106 aus Köppens gesammelten Nachrichten.)

Alte geographische Literatur in Rußland. Man gräbt dort gegenwärtig die ältern Schachte aus, um Nutzen für die neuere Literatur daraus zu ziehen. So erschien kürzlich die Reise des Kaufmanns Rukavkin aus Orenburg nach China unter der Kaiserin Elisabetha Petrowna im Jahre 1755. Es wurde damals eine Karawane von Orenburg nach China geschickt, und Rukavkin war der Leiter derselben. Der Herausgeber ist ein Hr. Russoff. — Eine noch interessantere Erscheinung sind die „historischen Actenstücke über die Unternehmung Jerofei Chabaroffs nach dem Amur in den Jahren 1649 bis 1651." Chabaroff war einer der zahlreichen Abenteurer, die im 17ten Jahrhundert, namentlich zur Zeit der innern Unruhen und der Bedrängung durch Polen und Schweden, Rußland verließen und nach Sibirien gingen. Er bot im Jahre 1649 dem damaligen Wojewoden von Jakutsk, Dmitri Franzbek, an, auf eigene Kosten mit freiwilligen Leuten nach dem Amur zu gehen. Er fuhr auch wirklich mit etwa 140 Mann den ganzen Amurstrom bis zu seiner Mündung hinab, und verbreitete einen solchen Schrecken, daß die Fürsten und Khane in großer Zahl herbeikamen, um ihm zu huldigen. (ibid. S. 129.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 120 u. 121** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: **Die Fregatte La Sérieuse oder die Klage des Capitäns.** Nach A. de Vigny. — **Samuel Taylor Coleridge.** (Schluß.) — **Rosmonda d'Inghilterra.** (Schluß.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblatts, von welchem wöchentlich 4—5 Bögen erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 120 u. 121.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

22 October 1840.

Die Fregatte la Sérieuse oder die Klage des Capitäns.

Nach Alfred de Vigny.

La Sérieuse.

1.

Wie so schön war die Fregatte,
Wenn sie unterm Winde lief,
Und uns aus der Hängematte
Schrill des Bootmanns Pfeife rief:
Prächtig war der Segel Wehn,
Schier wie Atlaß anzusehn!
Ueber scharlachrother Latte
Trug der Rumpf, der lange, platte,
Vierundzwanzig Stück Geschütze.
Müde wohl auf ihrem Sitze
Bog sich tief der Masten Spitze.
Kein Piratenschiff noch hatte
Je sie eingeholt, die glatte
Fluth, wie sie durchschneidend schief.
— Wie so schön war die Fregatte,
Wenn sie unterm Winde lief!

2.

Den Hafen preiset Brest und die berühmte Rhede,
Die tief und groß genug für eine Flottenfehde;
Boulogne seiner Stadt Ringmauern, und Calais
Sein Fort, an's Meer gelehnt so stolz, wie ein Palais;
Dieppe hat sein Schloß, geschützet durch die Dünen,
Die badenden Jungfraun, vom bleichen Mond beschienen,
Die Schiffe auch geschickt aus Elfenbein geschnitzt;
Den Leuchtthurm hat Cherbourg, der durch die Nacht weit blitzt,
Um seinen Hafen sieht Saint-Malo mit Vergnügen
Die Felsenketten, rings vor Sturm ihn schirmend, liegen;
Auf seinem Ankergrund mit schroffem, jähem Fall
Hält Lorient das Schiff mit Gold vom Senegal,
Bordeaux schickt von den Quais, die prächt'ge Häuser schmücken,
In alle Welt den Wein auf zweier Ströme Rücken;
Marseille könnt' mit Recht beneiden jede Stadt,
Die nicht so schön, wie sie, Olivenwälder hat;
Bayonne hat Ueberfluß an Silber und an Eisen;
La Rochelle kann den Damm, Toulon die Festung weisen:
Die Häfen zählen all' preiswürd'ge Dinge her —
Doch Havre hat geschickt La Sérieuse in's Meer.

Die Ueberfahrt.

3.

Als die schöne Sérieuse
Auf nun nach Aegypten brach,
War mit lieblichem Getöse
Sie schon vor der Sonne wach.
Und noch naß vom nächt'gen Thaue
Gab dem Winde sie die graue
Segelmasse und die Taue,
Wie ein Fischernetz verwirrt,
Mit den Tönen, die durchdringen
Leis die Luft und dann verklingen,
Als wenn mit den schnellen Schwingen
Auf ein Zug von Vögeln schwirrt.

4.

Als der Anker nun gelichtet,
Aufgewunden war an Bord,
Wurde schnell das Schiff gerichtet
Nach dem Compaß und dem Nord.
Wer die Schnelle sehen könnte,
Die sie vor der Nachbut trennte,

Bis ſie bei dem Oriente
Für ein Veilchen aus ſich ruht!
Und die weißen Segel wehen,
Die ſich in dem Winde blähen,
Jeder Maſt berührt im Drehen
Leicht die glatte Meeresfluth!

5.

Raſch getrieben von dem Weſte
Gleitet ſie und fängt den Wind;
Läßt zurück dann die Alceſte,
Bis ſie freies Meer gewinnt.
Ihre Wimpel ſind die Zeichen,
Denen nach die Schiffe ſtreichen,
Thut ſie, um ſie zu erreichen,
Einhalt nicht der Segel Fliehn;
Doch die Mannſchaft, ſah man eben
Nur die weißen Segel ſchweben,
Läßt die Ruder ſchnell ſich heben,
Und ſie ſchießt, wie ein Delphin.

6.

Und wie ein Delphin, ein ſcheuer,
Steigt und ſinkt ſie mit der Fluth,
Darauf ſetzt Sanct Elmos Feuer
Ausgießt ſeine feuchte Gluth.
Züngelnd ſpielt's wie eine Schlange,
Deckt das Steu'r in wildem Drange,
Seine Spur verfolgend lange
Wie ein Blitz in toller Flucht,
Der, uns nicht erreichen könnend,
In die Fluth ſich ſtürzte brennend,
Haſtig immer nach uns rennend,
Glühend uns zu packen ſucht.

7.

Wie ein dunkler Wald von Maſten,
Kam die Flotte hinterdrein,
Daß des Tauwerks Schatten faßten
Ganz die blaue Fläche ein.
Wie wir ſahn die Galeeten,
Und den Franklin mit den Booten,
Mit den blauen, weißen, rothen
Wimpeln von der Maſten Höh',
All' die Lager aufgeſchlagen,
Die bei Artemiſium lagen,
Sprachen wir: dahergetragen
Kommt Venedig auf der See!

(Schluß folgt.)

Samuel Taylor Coleridge.

(Schluß.)

Das war der vorherrſchende Ton engliſcher Anſichten in weltlichen Dingen; und wie ſtände es mit den geiſtlichen? Auch hier war ein ähnliches Vergleichsſyſtem im Schwang. Solche, welche die philoſophiſche Speculation bis zur Läugnung des hergebrachten religiöſen Glaubens trieben, ob ſie nun bis zum Unglauben oder nur bis zur Heterodoxie fortſchritten, fanden wenig Aufmunterung; weder die Religion ſelbſt noch ihre hergebrachten Formen wurden im Ganzen erſchüttert durch die wenigen Angriffe darauf von außen. Aber die Philoſophie der Zeit machte ſich auf eine andre Weiſe eben ſo fühlbar; ſie drängte ſich in die Religion ein. Die aprioriſchen Beweiſe von Gottes Daſeyn ließ man zuerſt ſchwinden. Das war freilich unvermeidlich. Die innern Beweiſe des Chriſtenthums theilten beinahe daſſelbe Schickſal; wenn auch nicht abſolut verworfen, traten ſie doch in den Hintergrund und wurden wenig beachtet. Die Lehre Locke's: daß wir kein angebornes moraliſches Gefühl haben, verkehrt in den Satz: daß wir überhaupt kein moraliſches Gefühl haben, verbreitete den Schein als ob wir durchaus nicht im Stande wären, aus der Lehre ſelbſt zu beurtheilen, ob ſie ſich des Urſprungs von einem heiligen Weſen würdig erweiſe. Man ließ den Glauben an das Chriſtenthum auf den Wundern beruhen; in der Auslegung des Chriſtenthums herrſchte die gröbſte Bibliolatrie, wenn wir mit Coleridge ſo die abergläubiſche Verehrung einzelner Textesworte nennen dürfen, welche den Galilei verfolgte, und in unſern Tagen die Entdeckungen der Geologie anathematiſirte.

So hatte im Ganzen England weder die relativen Wohlthaten der neuen Ideen, noch auch die der alten. Wir ſtanden gerade ſo weit unter dem Einfluſſe beider, daß ſie ſich gegenſeitig die Macht benahmen. Wir hatten eine Regierung, welche wir zu hoch achteten, um den Verſuch einer Aenderung zu machen, aber nicht genug um ihr irgend eine Macht anzuvertrauen, oder von ihr andre als erzwungene Dienſte zu erwarten. Wir hatten eine Kirche, welche aufgehört hatte die edeln Zwecke einer Kirche zu erfüllen, aber die wir uns zur Ehrenſache machten aufrecht zu erhalten als das Schattenbild und simulacrum einer ſolchen. Wir hatten eine höchſt geiſtliche Religion, welcher aus ſelbſtſüchtigen Motiven zu gehorchen man uns anwies, und daneben die mechaniſchſten und weltlichſten Begriffe von allen andern Dingen; und wir fürchteten ſo ſehr, es an Ehrfurcht von jeder einzelnen Sylbe des Buchs fehlen zu laſſen, das unſere Religion enthielt, daß wir ſeine wichtigſten Sprüche uns durch die Finger ſchlüpfen ließen, und hegten die ärmlichſten Anſichten von ſeinem Geiſt und ſeinem Weſen überhaupt. Das war kein Stand der Dinge, der ſich einem ernſten Geiſt empfehlen konnte. Er mußte ſicherlich binnen kurzer Zeit zwei Arten von Männern hervorrufen; die einen, welche verlangten, daß die bisherigen Inſtitutionen und Glaubensſätze abgeſchafft werden, die andern, daß ſie eine Wahrheit und Realität werden ſollten; die einen, welche die neuen Lehren zu ihren äußerſten Conſequenzen verfolgten, die andern,

welche den beſſern Sinn und Zweck der alten verfochten. Der erſtere Typus erreichte ſeine höchſte Vollkommenheit in Bentham, der letztere in Coleridge.“

„Wir haben hier nicht Raum, Coleridge's konſervative Philoſophie (über die ſich jeder ächte Liberale oder Radicale als über eine Bundesgenoſſin freuen ſollte), nach allen Seiten, oder in Bezug auf alle die Parteien zu betrachten, von welchen Einwendungen dagegen erhoben werden können. Wir wollen ſie betrachten in ihrem Verhältniß zu Reformern, und insbeſondere zu Benthamiſten. Wir wollen ihnen behülflich ſeyn ſich zu entſcheiden, ob ſie es lieber mit conſervativen Philoſophen oder mit conſervativen Narren zu thun haben würden, und ob, weil es ja nun einmal Torie's gibt, es beſſer iſt, wenn ſie ihren Torysmus von Lord Roden, oder auch von Sir Robert Peel, oder von Coleridge lernen.

„Nehmen wir z. B. Coleridge's Anſicht von einer Staatskirche. Seine Art und Weiſe, eine Inſtitution zu erörtern, beſteht darin, ihrer Idee, wie er es nennt, oder was man in gemeiner Sprache das darin enthaltene Princip nennen würde, nachzuforſchen. Die Idee oder das Princip einer Nationalkirche und der Kirche von England, in dieſer Eigenſchaft, iſt, nach ihm, die Zurücklegung eines Theils der Ländereien, oder des Rechts auf einen Theil ihrer Erträgniſſe als ein Fonds — zu welchem Zweck? Zur Verehrung Gottes? Zur Erfüllung religiöſer Ceremonien? Nein! ſondern zum Behuf der Förderung des Wiſſens, der Civiliſation und Cultur der Geſammtheit. Dieſen Fonds nennt er nicht Kircheneigenthum, ſondern Nationaleigenthum. Er betrachtet ihn als beſtimmt „zur Unterſtützung und Erhaltung einer beſtehenden Claſſe oder eines Ordens mit folgenden Pflichten. Eine beſtimmte kleinere Zahl ſollte an den Hauptſitzen und Quellen der Humaniora verbleiben, pflegend und mehrend die bis jetzt gewonnenen Kenntniſſe, und die Intereſſen der phyſiſchen und moraliſchen Wiſſenſchaften bewachend; daneben ſollten ſie die Lehrer ſeyn derjenigen, welche die übrigen, zahlreicheren Claſſen des Ordens bilden, oder einſtbilden ſollen. Die Mitglieder dieſer letztern, weit zahlreicheren Körperſchaft ſollten durch das ganze Land vertheilt ſeyn, ſo daß nicht der kleinſte Platz ohne einen an Ort und Stelle ſich aufhaltenden Führer, Beſchützer und Lehrer wäre; die Zwecke aber und letzte Beſtimmung des Ordens wäre die: die erworbenen Vorräthe und Schätze früherer Civiliſation zu erhalten und zu bewachen; ſie zu vermehren und zu vervollkommnen, und ſo die Gegenwart mit der Vergangenheit zu verknüpfen; beſonders aber, unter der ganzen Geſammtheit, bis auf jedes Individium hinaus, das auf ihre Geſetze und Rechte Anſprüche hat, die Maſſe und Art von Kenntniſſen und Einſicht zu verbreiten, welche erforderlich ſind zum Verſtändniß der Rechte, und zur Erfüllung der entſprechenden Pflichten; endlich, der Nation, wenn auch nicht die Ueberlegenheit gegenüber den benachbarten Staaten, ſo doch wenigſtens die Gleichheit zu ſichern hinſichtlich jener allgemeinen Civiliſation, welche ebenſo ſehr oder mehr als Flotten, Heere und Einkünfte, die Grundlage ihrer Macht in Angriff und Vertheidigung ausmacht.“

Dieſe organiſirte Körperſchaft, abgeſondert und ausgeſtattet zum Behuf der Pflege und Verbreitung von Erkenntniſſen und Wiſſenſchaft, iſt nach Coleridge's Anſicht nicht eben nothwendig eine religiöſe Corporation. „Die Religion,“ ſagt er, „mag eine unerläßliche Bundesgenoſſin dieſes Nationalinſtituts ſeyn, das unglücklicher, mindeſtens unpaſſender Weiſe, eine Kirche genannt wird, aber ſie iſt nicht deſſen weſentlicher, conſtitutiver Zweck. Die Cleriſey der Nation, oder die Nationalkirche in ihrem urſprünglichen Sinn und nach dem erſten Plane begriff in ſich die Gelehrten aller Arten, die Weiſen und die Lehrer des Geſetzes und der Jurisprudenz, der Medicin und Phyſiologie, der Muſik, der Kriegs- und der bürgerlichen Baukunſt, nebſt denen der Mathematik, als gemeinſamen Organs der vorhergenannten, kurz alle ſo genannten freien Künſte und Wiſſenſchaften, deren Beſitz und Ausübung die Civiliſation eines Landes begründet, ſo gut als die theologiſchen. Die Theologie ward freilich oben an geſtellt, und mit gutem Recht ſprach ſie den Vorrang an. Aber warum? Weil unter dem Namen Theologie oder Gottesgelahrtheit begriffen waren die gelehrten Sprachen, die Aufbewahrung und Ueberlieferung der Ereigniſſe der Vorzeit, die wichtigen Epochen und Revolutionen des ganzen Geſchlechts und der Nation, die Fortſetzung der Ueberlieferungen, Logik, Ethik, und endlich die Grunderkenntniß, die prima scientia wie man ſie nannte — die Philoſophie oder die Lehre und Unterweiſung in den Ideen. Die Theologie machte nur einen Theil der Zwecke aus, die Theologen bildeten nur einen Theil des Clerus der Nationalkirche. Die theologiſche Claſſe hatte den Vortritt, und mit Recht; aber nicht weil ihre Mitglieder Prieſter waren, deren Beruf es war, die unſichtbaren Mächte zu verſöhnen, und über die Intereſſen zu wachen, welche über das Grab hinaus reichen; nein! die Theologen hatten den Vortritt, weil die Wiſſenſchaft der Theologie die Wurzel und der Stamm der Wiſſenſchaft civiliſirter Menſchen war, weil ſie allen Wiſſenſchaften die Einheit und den circulirenden Lebensſaft gab, wodurch ſie allein als zuſammen den lebendigen Baum des Wiſſens bildend konnten angeſehen werden. Sie hatte den Vortritt, weil unter dem Namen Theologie zuſammengefaßt waren alle die Haupthülfsmittel, Inſtrumente und Materialien einer Nationalerziehung, der nisus formativus des politiſchen Körpers, der geſtaltende und bildende Geiſt, der den verborgnen Menſchen in allen Eingebornen des Bodens emporhebend oder hervorlockend, ſie zu Bürgern des Landes, zu freien Unterthanen des Reiches erzieht. Und endlich weil der Theologie jene Fundamentalwahrheiten angehören, welche der gemeinſame Boden unſrer bürgerlichen und religiöſen Pflichten ſind, nicht minder unerläßlich zu einer richtigen Auffaſſung unſrer weltlichen Verhältniſſe, als zu einem vernünftigen Glauben in Bezug auf unſre ewige Wohlfahrt. Ohne Beobachtungen des Himmels können auch unſre Erdkarten nicht richtig entworfen werden.“ Kirche und Staat. 5 Cap.

Das Nationaleigenthum kann, nach Coleridge, nicht ohne ſchmähliches Unrecht ſeinen urſprünglichen Zwecken entfremdet werden, nämlich der Förderung ſtetig wachſender Civiliſation, um dafür Einzelne zu begünſtigen, oder öffentliche Zwecke von

nur ökonomischem, materiellem Interesse zu fördern. Aber der Staat kann den Fonds seinen jetzigen Inhabern entziehen, zu besserer Erreichung seiner wahren Zwecke. „Ich behaupte nicht," sagt er, „daß die Einkünfte von dem Nationaleigenthum auf keine andre Weise rechtmäßig verwendet werden können, außer für den jetzt sogenannten Klerus und die bestehende Kirche. Ich habe überall das Gegentheil behauptet.... Im Verhältniß zu der Nationalkirche ist das Christenthum, oder die Kirche Christi, ein segensvoller Zufall, eine providentielle Wohlthat, eine Gnade Gottes... Wie man vom Oelbaum sagt, daß er in seinem Wachsthum den Boden umher fruchtbar mache, die Wurzeln der Reben in seiner unmittelbaren Nähe kräftige, und die Stärke und den Wohlgeschmack der Weine vermehre: so ist auch das Verhältniß der christlichen und der National-Kirche. Aber wie der Oelbaum nicht dasselbe Gewächs ist wie die Rebe oder die Ulme, oder die Pappel (d. h. der Staat) mit welchen sich die Rebe vermählt; und wie die Rebe mit ihren Stützen bestehen kann, wenn schon in geringerer Vollkommenheit, ohne den Oelbaum oder vor dessen Pflanzung: eben so ist das Christenthum und irgend eine bestimmte Theologie, kein wesentlicher Theil des Bestandes der Nationalkirche, wie wohlthätig ja unerläßlich es auch zu deren Gedeihen seyn mag." Cap. 6.

„Coleridge's Verdienst besteht in dieser Hinsicht nach unserem Dafürhalten in zweierlei: erstens darin, daß er durch eine klare Auseinandersetzung, was eine Nationalkirche seyn sollte und auf was gedrungen werden müsse, sobald sie einmal vorhanden ist, die härteste Satyre auf ihren dermaligen Zustand ausgesprochen. Fürs zweite ehren wir ihn darum, daß er den Miscredit bekämpft, in welchen die Verderbnisse der englischen Kirche alles mit ihr Zusammenhängende gebracht, und daß er gegen Bentham und Adam Smith und das gesammte achtzehnte Jahrhundert vertheidigt hat das Princip einer eigens ausgestatteten und begabten Classe, zum Behuf der Pflege der Gelehrsamkeit, und der Verbreitung der Resultate der Wissenschaft unter dem Volk. Daß eine solche Classe muthmaßlich eher hinter dem Gang der Wissenschaft zurückbleiben, als an ihrer Spitze stehen werde, ist eine Schlußfolge, die man irrthümlicherweise aus den eigenthümlichen Verhältnissen der zwei letzten Jahrhunderte abgeleitet hat, und die mit aller übrigen neuern Geschichte im Widerspruch steht.

„Coleridge's Theorie von der Constitution ist nicht minder beachtenswerth als die von der Kirche. Er erklärt, daß er der Lehre Delolme's und Blackstone's, von dem Gleichgewicht der drei Gewalten, nie auch nur einen Funken gesunden Menschenverstands habe abgewinnen können, so wenig als der Lehre von der Handelsbilanz. Indeß stellt er doch eine Idee der Constitution auf, und sagt: „Weil unsre ganze Geschichte, von Alfred an, den ununterbrochenen Einfluß einer solchen Idee oder eines Endziels zeigt in den Gemüthern unsrer Ahnen, in ihren Charakteren und Functionen als Staatsmänner, in dem wo sie Widerstand leisteten, wie in ihren Anforderungen; in den politischen Institutionen und Formen welche sie einführten und in ihren Kriegen nach außen und weil das Resultat ein progressives, obgleich nicht immer gleiches oder directes Vorschreiten in der allmählichen Realisirung der Idee war; und weil sie in der Wirklichkeit, zwar, eben als Idee, nicht adäquat, aber doch dargestellt ist in einer entsprechenden factisch existirenden Gestalt: darum sprechen wir, und sprechen mit Recht, von der Idee selbst als wirklich existirend, d. h. als von einem Princip, existirend in der für ein solches einzig möglichen Art und Weise, in dem Geist und Bewußtseyn nämlich derjenigen Personen, deren Pflichten es vorschreibt und deren Rechte es festsetzt." Diese Fundamentalidee „ist zugleich das Hauptkriterium, nach welchem alle besondern Regierungsformen geprüft werden müssen denn darin allein können wir die großen organisirenden Principien unsers Repräsentativsystems finden — jene Principien, in deren Licht allein ermittelt werden kann, was Auswüchse, Symptome von Verstimmung und Anzeichen von Ausartung, was dagegen natürliche Schößlinge sind, oder Veränderungen, welche nothwendig die fortschreitende Entwicklung des ursprünglichen Keimes begleiten, Symptome von Unreife vielleicht, aber nicht von Krankheit, oder im schlimmsten Fall Modificationen des Gewächses durch die mangelhaften oder schlechten, aber einmal nicht, oder nur allmählich zu ändernden Eigenschaften des Bodens und der sonst einwirkenden Elemente."

Diese Principien erläutert er weiter folgendermaßen:

„Es ist die wichtigste unter vielen Wohlthaten, die aus dem insularischen Charakter und den Verhältnissen unsers Landes entspringen, daß unsre socialen Institutionen sich aus unsern eigenen Bedürfnissen und Interessen gestaltet haben; daß, so lange und gewaltsam auch die Geburtswehen und die Entwicklungskrankheiten waren, doch die feindlichen Mächte unserm eignen System angehörten, und sich mit weniger Störung von außenher ins endliche Gleichgewicht setzen durften, als dieß bei den Staaten des Festlands möglich war... Nun sind in jedem civilisirten Lande, wo man die Eigenthumsrechte anerkennt und wo durch festgesetzte Gränzen und gemeinschaftliche Gesetze Ein Volk oder Eine Nation sich gebildet hat, die zwei sich bekämpfenden Mächte oder entgegengesetzten Interessen des Staats, unter welchen alle übrigen Staatsinteressen begriffen sind, die des *Bestandes* und des *Fortschrittes*."

Das Interesse des Bestandes (der Stabilität), oder das conservative Interesse betrachtet er als natürlich verknüpft mit dem Grund und Boden, mit dem Landeigenthum. Diese Lehre, unsrer Ansicht nach falsch als allgemeines Princip, ist wahr bei England und bei allen Ländern, wo das Landeigenthum in großen Massen aufgehäuft ist.

„Andrerseits," sagt er, „ist der Fortschritt eines Staats in den Künsten und Bequemlichkeiten des Lebens, in der Verbreitung von für Alle nützlichen oder nöthigen Kenntnissen, kurz alle Förderungen in Civilisation und Rechten und Befugnissen der Bürger ganz besonders verknüpft mit, und abgeleitet von den vier Classen der Kaufleute, der Manufacturisten, der Kleinhändler und der einen gelehrten Beruf Ausübenden. Diese vier Classen bezeichne ich mit dem Namen des persönlichen Interesses, als Exponent alles beweglichen und persönlichen Be-

ſitzes, in ſich ſchließend Talente und erworbene Kenntniſſe, den moraliſchen und intellectuellen Satz des Gelehrten und Künſtlers, nicht minder als die rohen Stoffe und die Mittel ſie zu bearbeiten, zu verſtätten und zu verbreiten."

Das Intereſſe der Stabilität iſt gewahrt durch eine Repräſentation der Landeigenthümer; das des Fortſchritts durch die Repräſentation des perſönlichen Eigenthums und intellectuellen Beſitzes; und während ein Zweig der Geſetzgebung, das Haus der Peers, in ſeiner Zuſammenſetzung weſentlich jenem Intereſſe angehört, ſieht es Coleridge als von der Theorie ſowohl wie von der wirklichen engliſchen Verfaſſung geboten an, daß die Repräſentanten des letztern „die entſchiedene und wirkſame Majorität des Unterhauſes ausmachen;" oder wenn auch dieß nicht, daß ſie wenigſtens durch den hinzutretenden Einfluß der öffentlichen Meinung darin ein wirkſames Uebergewicht ausüben. Ein wie viel beſſerer Reformer iſt doch Coleridge als Lord John Ruſſell! — —

„Im Einzelnen von Coleridge's politiſchen Meinungen iſt vieles gut, vieles aber auch beſtreitbar oder verwerflich. Ueber politiſche Oekonomie beſonders ſchreibt er wie ein Träumer und Blinder. In andern Punkten finden wir weitreichende Bemerkungen, und im Ganzen einen Ton und eine Geſinnung, die einem Tory die Haare zu Berge ſteigen machen dürften. So nennt er irgendwo die Staatspolitik des letzten halben Jahrhunderts „einen Cyklopen mit Einem Auge, das dazu noch hinten im Kopf ſaß;" und die Maaßregeln derſelben: „entweder eine Reihe von Anachronismen, oder ein Sichunterwerfen gegenüber den Ereigniſſen, ſtatt der Einſicht, welche ſie zu beherrſchen wiſſen ſollte." Die großen Männer der Republik nennt er „die Sterne jenes kleinen Stücks blauen Himmels zwiſchen den ſchwarzen Wolken von des erſten und zweiten Carls Regierung." Die literariſchen Reliquien ſind voll von mißbilligenden Aeußerungen über viele der Heroen des Torysmus und des Kirchenthums. Als Probe ſeiner praktiſchen Anſichten führen wir ſeinen Vorſchlag an, daß die Parochialgeiſtlichen damit anfangen ſollten, Schulmeiſter zu ſeyn. Der wichtigſte Dienſt vielleicht, welchen Coleridge der Politik geleiſtet hat in ſeiner Eigenſchaft als conſervativer Philoſoph, obgleich die Früchte davon erſt noch kommen ſollen, beſteht darin, daß er die Idee wieder auffriſchte, daß dem Landbeſitz eine gewiſſe Verpflichtung anhafte. Das Land, die Gabe der Natur, die Quelle des Unterhalts für Alle, und die Grundlage von allem was auf unſer phyſiſches Wohlſeyn Einfluß hat, kann nicht als Gegenſtand des Beſitzes in demſelben abſoluten Sinne betrachtet werden, wie man die Menſchen als Eigenthümer deſſen betrachtet, woran niemand außer ihnen ſelbſt ein Intereſſe hat, was ſie ſelbſt durch ihre Bemühungen ins Leben gerufen haben! —

„Coleridge's wichtigſtes Anliegen war: Religion und Philoſophie in Uebereinſtimmung zu bringen. Er war unabläſſig beſtrebt darzuthun, „daß der chriſtliche Glaube, worunter ich," ſagt er, „alle Artikel des Glaubens und der Lehre begreife, welche von den erſten Reformatoren gemeinſam bekannt wurden," nicht nur göttliche Wahrheit ſey, ſondern auch: „die Vollendung der menſchlichen Erkenntniß." Alles was das Chriſtenthum geoffenbart, kann nach ihm die Philoſophie beweiſen, obgleich vieles iſt, was ſie nie entdeckt hätte; die menſchliche Vernunft einmal durch's Chriſtenthum geſtärkt, kann aus ihren eigenen Quellen alle chriſtlichen Lehren entwickeln. Ja, „wenn nicht der Unglauben England eben ſo überziehen ſoll, wie Frankreich, muß die Schrift und jede Stelle der Schrift, dieſer Probe unterworfen werden, ſofern „die Vereinbarkeit einer Urkunde mit den Sätzen der erleuchteten Vernunft und mit den Geſetzen des Bewußtſeyns eine aprioriſche Bedingung jedes Satzes iſt, von dem bewieſen werden ſoll, daß er von Gott geoffenbart worden;" und das, ſagt er, ſey keine philoſophiſche Neuerung, ſondern ein von Moſes und Paulus ſelbſt gelehrter Grundſatz. Hiemit geht er ſo weit als die Unitarier darin, daß er die menſchliche Vernunft und das moraliſche Bewußtſeyn zum Prüfſtein der Offenbarung macht; aber er iſt von ihnen himmelweit geſchieden darin, daß ſie ihre Geheimniſſe verwerfen, die er als die höchſten philoſophiſchen Wahrheiten betrachtet, und ſagt: „der Chriſt, dem nach langem Bekenntniß des Chriſtenthums die Myſterien immer gleiche Myſterien bleiben, iſt in demſelben Fall und Zuſtand wie ein Schulknabe mit ſeiner Rechenkunſt, dem die Summa unter ſeinen Rechenexempeln in ſeinem Heft der ganze Grund ſeines Glaubens iſt, daß ſolche und ſolche Figuren ein ſolches Facit geben."

Dieſe Anſichten werden freilich ſchwerlich populär werden in der religiöſen Welt, und Coleridge ſelbſt wußte das wohl: „Ich mache mich darauf gefaßt," ſagte er einmal, „von manchen Chriſten dereinſt ſchlimmer angeſehen zu werden als die Unitarier und ſelbſt als die Ungläubigen. Dem muß jeder ſich ausſetzen, der die Wahrheit um ihrer ſelbſt willen mehr liebt, als alles andere." Wir unſers Theils haben nicht die Obliegenheit Coleridge zu vertheidigen, und wir geſtehen, daß wir in ſeinem Beſtreben, auf dem Wege der Philoſophie bei der Theologie anzukommen, viel Erzwungenes und häufige Mißgriffe finden. Indeß die Frage iſt nicht, ob Coleridge immer das Rechte traf, ſondern ob es wünſchenswerth iſt oder nicht, daß ſolche Verſuche gemacht werden. Was auch manche Religiöſe denken, die Philoſophie wird und muß fortſchreiten, muß immer ſtreben zu verſtehen, was verſtändlich gemacht werden kann; und was auch manche Philoſophen denken, es iſt vor der Hand wenig Ausſicht, daß die Philoſophie an die Stelle der Religion in unſerm Lande treten, oder daß irgend eine Philoſophie allgemein angenommen werden wird, ſofern man nicht von ihr annimmt, daß ſie mit dem Chriſtenthum nicht nur vereinbar, ſondern auch eine Stütze deſſelben ſey. Und warum will man denn die Idee einer religiöſen Philoſophie mit Verachtung behandeln? Wir müſſen eine ſolche erwarten und wünſchen, und unſere Haupthoffnung ſollte ſeyn, es werde eine ſolche ſeyn, daß ſie den Bedingungen der Philoſophie entſpricht — worunter die vornehmſte: ungehinderte Freiheit des Denkens. Keine Philoſophie iſt möglich, wo die Furcht vor den Conſequenzen ein ſtärkeres Motiv iſt als die Liebe zur Wahrheit; wo die Speculation gelähmt wird entweder durch den Wahn: ehrlich erworbene Ueberzeugungen würden von einem

beliegen und gerichten Rechte und ewiger Verbannung belegt werden, ohne daß man in seiner Art sie Gnade ist nur ausgenommen Eine, nemlich, daß meinem der Gegenstand der Forderung Genugthuung gemacht werden möchte, welche Begnadigung auch Mitmitschuldigen zu gute kommt. Wer hierbey seinen Eidschwur verletzt, der ist der heiligen Rechten zu Frankfurt und Wiesbadenischen verlustig, und der Herr Landgraf seinen Beamtenhaften machen, und Vorschläge thun. Der Rechte, beyseiner Gnade, und einer richtigen Strafe ist, der eine Theilnehmer des Mörders und Gemeinde, oder der Verbrecher, Anstand ist über Verbrechen, vorsätzlichen Verbrechen, über die Gnade, wie in einer Verbrechen der Verbrecher seinen Grund hat. Dieses Recht ist ohne eine Verbrechen, und Verbrechen, und Verbrechen, und

Wo ich erobre wieder, was dem Volk,
Dem König ward entriſſen... Oh! könnt' ich
Nach meinem Sinn hier herrſchen: hörteſt du
Vom Thron mich rufen bald: den Schlöſſern Krieg,
Friede den Hütten!

Am Ende ermahnt Eleonora ihn noch einmal, ernſtlich ſich der Pflichten des Königs wieder anzunehmen; in Frankreich habe ſie gehört, jedoch nicht geglaubt, daß er auf einem verborgnen Schloß, des Reichs und ſeiner ſelbſt vergeſſend, gelebt habe; ſie, auf dem Thron geboren, habe dieß Geſchwätz des Pöbels verachtet. Sie erwartet, daß er bald das von dem Geſandten abgeſchloſſene Verlöbniß vollziehe, denn ein meineidiger König ſey der verächtlichſte unter allen Sterblichen. Der König führt ſie in ihre Zimmer; und dann treten ein, fünfte Scene, die Barone, zur Huldigung, unter ihnen Gualtiero, Edmondo und Rosmonda, in der Rüſtung eines Kriegers. Die Genannten treten beiſeite, und Gualtiero fragt ſeine Tochter, warum ſie ſie hieher begleite. Bis jetzt ſey unter den verſammelten Kriegern ihr Entführer nicht gefunden worden; noch habe ſich keiner, um Verzeihung flehend, dem Vater zu Füßen geworfen. Edmondo ſieht den König kommen und ſagt: jetzt ſey ſein Verdacht zur Gewißheit geworden. Rosmonda kann nicht glauben, daß ihr Alfredo der König ſey; ſie zittert und doch verlangt es ſie zu bleiben. Du zitterſt? ſagt ihr Bruder. Edmondo zittert nicht; ſein Entſchluß ſteht feſt. — Er führt ſie weg; der König kommt.

Sechste Scene. Arrigo, der von den Großen des Reichs begleitet kommt, fordert die ihn mit Jubel empfangenden Barone zur Verſöhnung, zur Einigkeit, zur Verſchmelzung in Ein Volk, und zu neuer Huldigung auf. Die Barone leiſten knieend den Eid; nur Gualtiero weigert ſich, indem er zuvor vom König Gerechtigkeit fordert; Arrigo kennt ihn nicht, und ſtutzt über ſeine kecken Antworten. Gualtiero gibt ſich als Rosmonda's Vater zu erkennen. Arrigo ſtaunt, er hatte ſelbſt Rosmonda's Vater todt geglaubt; er ſucht Gualtiero zu begütigen, zu tröſten, aber dieſer läßt ſich nicht abweiſen; er dringt auf Gerechtigkeit und die ſächſiſchen Barone erklären ſich für ihn. Arrigo ſucht ſie einzuſchüchtern, beſchuldigt den Alten des Wahnſinns.. während deſſen hört man ein lautes Getöſe, und Gualtiero ahnt ſogleich, daß ſein Sohn den Kampf begonnen.

Siebente Scene. Eleonora, mit Soldaten kommend, meldet, daß die Sachſen einen Aufſtand begonnen, und fordert die Normannen auf, ihres Königs Krone zu vertheidigen. „Rettet mir den Gemahl!“ ruft ſie, und dieſe Worte hört noch die (achte Scene) eintretende Rosmonda. Sie ruft: O Himmel, was höre ich! und eilt auf den König zu. Dieſer erkennt ſie ſogleich an der Stimme. Sie ſieht alle Hoffnungen vernichtet, ſich mit ewiger Schande gebrandmarkt; ſie nennt ihren Namen, und bittet ſie in ein fernes Land führen zu laſſen, damit kein Blutvergießen ihrethalb entſtehe. Der König iſt außer ſich, ſich verrathen zu ſehen; doch verwehrt er ſowohl Gualtiero als Eleonoren, Rosmonda's ſich zu bemächtigen; ſein ſey die Gerechtigkeit und die Rache. Scene neun und zehn. Nachdem Rosmonda weggeführt, der König weggegangen iſt, ſchwören der Vater, der Bruder und die ſächſiſchen Barone dem König Rache.

Fünfter Act. Es iſt Nacht, nahe beim Thurm des Schloſſes von Woodſtock. Erſte Scene. Gualtiero und Rosmonda. Jener hat ſich in der Nacht, während der Verwirrung des Kampfs, umgeſehen, in den Aufenthaltsort ſeiner Tochter eingeſchlichen. Die Sachſen unter Edmondo liefern dem König eine Schlacht; die Zugänge des Schloſſes ſind beſetzt; Gualtiero kann ſeine Tochter nicht mit ſich nehmen, aber er ſelbſt will ſich nicht länger dem Kampfe entziehen; er heißt ſie wieder in den Thurm zurückkehren, und auf das erſte Zeichen, das ſie höre, herabkommen.

Zweite Scene. Eleonora und Tebaldo mit Fackeln. Der letztere hat jene auf geheimen Wegen hieher geführt, um ihre Rache an Rosmonda zu kühlen. Sie zittert vor Wuth, daß der König ſeine Beute aufs neue gerettet haben ſolle, da ſie gehofft, er werde ſeine Liebe ihr zuwenden. Tebaldo hat den neuen Wächter Rosmonda's mittelſt Goldes entfernt, ſo daß Eleonora freie Hand hat, mit ihrer verhaßten Nebenbuhlerin nach Luſt zu verfahren. Tebald entfernt ſich, um auf dem Schlachtfeld ſeine Schuld gut zu machen, oder als Krieger zu fallen.

Dritte Scene. Eleonora allein, bleibt in ſchauerlicher Stille zurück; die Fackel iſt dem Erlöſchen nahe; der Schimmer eines Dolchs ſoll ihr helfen Rosmonda zu finden. Der Himmel iſt dunkel, nur ein blutrother Stern glänzt. Schauerliche Bilder gehen durch ihre Seele, aber die Eiferſucht iſt mächtiger als alle andern Gefühle, und erwacht doppelt, wie ſie ein Geräuſch hört... Rosmonda, herabkommend um den König zu erwarten. Vierte Scene. Rosmonda kommt, die Königin tritt vor; die Arme ſinkt ihr zu Füßen und betheuert, ſie ſey nicht ſo ſchuldig als ſie ſcheine; Arrigo habe ſeinen Namen verſchwiegen; umſonſt; Eleonora bleibt unerbittlich:

Eleonora.

O ſchnöde Thörin!
Um Mitleid flehſt du, und du ſprichſt von Liebe
Die übers Grab ſoll leben, deine Aſche
Soll meine Nebenbuhlerin noch ſeyn?
Hab' ich etwa nicht gnug durch dich gelitten?
Hier ſchuf Arrigo königliche Luſt,
Alltäglich in unſel'gem Rauſche ſchwelgend.
Der Sonne, welche deinen Sünden ſchien,
Mußt' ich verbergen mich, und in dem Schauer
Der ſtummen Säle, in durchwachten Nächt
In langen Tagen, mußte mein Gedanke
Abmatten ſich, die Buhlerin, die mir
Noch unbekannt, ſich zu vergegenwärt'gen,
Dich ſchön zu machen, tauſend Bilder
Zu ſchaffen, und bei jedem Bild vor Wuth
Wahnſinnig werden, dich zu tödten lechzen.
Endlich erwach' ich aus des Zornes Träumen,

Und deiner mächtig iſt jetzt meine Rache.
Das iſt Rosmonda! jene Reize ſuch' ich
Umſonſt in deinem Antlitz, die der Name,
Der prächtige, verheißt. Die Roſe wäreſt
Der Welt du? Eine Blume biſt du wohl,
Doch eine niedrige, die jedem Blick
Sich hingibt, jede Hand einladet, die
Zu pflücken man ſich einen Augenblick
Nur bücken darf.

Rosmonda.

Auch ich könnt' meine Lippe
Waffnen mit Schmähungen, und leicht könnt' ich
Vertheid'gen mich, wollt' ich, dem Echo gleich,
Die Worte, wovon widerhallt die Welt,
Gegen dich brauchen. Gott hat mich gegeben
In deine Hand; an bet' ich ſeine Ruthe
Die meinen Irrthum züchtigt. Duldend, ſtumm
Kannſt du durchbohren mich...

Eleonora heißt ſie beten und ſchweigen; ſie glaubt in ihrem Geſicht noch einen Strahl der Hoffnung zu ſehen; ſie hört Waffengeklirr; aber ſie ruft ihr zu: du hoffſt vergebens! Du biſt mein! und reißt ſie mit ſich fort hinter ein Gebüſch. Fünfte Scene. Gualtiero kommt und ruft Rosmonden zu, herabzukommen; ein Weg zur Flucht ſtehe noch offen; aber in dem Augenblick kommt Arrigo. Sechste Scene. Er rühmt ſich des Siegs über die Rebellen; du haſt mir den Sohn erſchlagen! ruft Gualtiero, und Eleonora ſtößt Rosmonden nieder mit den Worten: haſt du es gehört? die beiden Männer hören was vorgeht; der König ruft nach Rosmonden, Eleonora höhnt: Nimm ſie, Arrigo, ſo verdienſt du ſie! Rosmonda flieht in die Arme ihres Vaters, in welchen ſie ſtirbt. Eleonora erklärt dem König, ſie habe ihm den Thron gegen die Rebellen, habe ihm das Leben vor Schande gerettet. „Mit welchem Blut!" ruft der König aus, „ich muß dich verabſcheuen, ſtrafen kann ich dich nicht; grauſame Nothwendigkeit!" Gualtiero beſchließt das Stück mit den Worten:

Endlich biſt du bezahlt?
Leer iſt mein Haus jetzt, und ich geh der Erde
Es gleich zu machen; aber deine Schuld —
Läßt Gott ſie ungeſtraft? Eleonora
Uebt, ſitzend auf dem Thron, der Rache Amt!

In der Beurtheilung dieſer Tragödie können wir uns kurz faſſen; ſie theilt die Vorzüge und die Mängel der andern Dramen Niccolini's, welche ſchon früher beſprochen wurden. Der Plan iſt in ſeiner Art geſchickt und kunſtreich angelegt, die Verwicklungen und Entwicklungen mit gutem Bedacht motivirt, der Dialog, beſonders in einigen der wichtigſten Scenen, glücklich behandelt und die raſche Aufeinanderfolge der Ereigniſſe muß bei der ſceniſchen Darſtellung einen ſehr lebendigen und ergreifenden Effect machen. Dieſem kommt nun auch die Sprache zu Hülfe, welche durchaus rein, edel und pathetiſch iſt, und bei dem den Italienern eigenthümlichen, höchſt lebhaften, ja leidenſchaftlichen Vortrag, begleitet von der energiſchſten Mimik, die Hände des gerührten Publicums in beſtändigem Feuer des lärmendſten Beifallklatſchens erhalten, die Thränendrüſen in fortwährende Contribution ſetzen mag. Aber gerade dieſe pathetiſche Spache iſt die gefährlichſte Klippe des italieniſchen Drama's, und namentlich Niccolini's. In dieſer allgemeinen, ziemlich gleichmäßig durch das ganze Stück verbreiteten Schönheit (wenn man es ſo nennen will), geht das Charakteriſtiſche gar zu ſehr unter. Vier der Hauptperſonen dieſes Stücks fließen von dieſem Pathos, das freilich mit verſchiednen Empfindungen, den individuellen Situationen gemäß, ſich verbindet, faſt in allen ihren Reden über, und die einzige Eleonora zeigt mehr ihren Charakter als ihre Stimmung. Wohl ſind nun die einzelnen Stellen rührend, es ſind anſprechende, oft treffende Schilderungen gewiſſer Gefühle und Affecte, aber wenn ſie auch den gewöhnlichen ſentimentalen Leſer und noch mehr den ſo gearteten Zuſchauer befriedigen und rühren, befriedigen ſie doch einen gebildeteren Geſchmack nicht, und müſſen in die Länge ermüden. Es fehlt nicht nur die ſchärfere Ausprägung der dargeſtellten Gefühle durch den tiefer erfaßten Charakter der einzelnen Perſonen, ſondern auch beinahe alle tiefere und innerliche Färbung durch Berückſichtigung und Benützung des hiſtoriſchen und nationalen Hintergrunds. Engländer, alte Griechen, moderne Italiener — Alle ſprechen in jenen Dramen die gleiche Sprache; es ſind ganz abſtracte Perſonen oder Typen; Gualtiero iſt der gebeugte Vater, der in ſeiner erlittenen Schmach zwiſchen Sehnſucht und Zorn, Zärtlichkeit und Haß ſchwankt. Edmondo der großmüthige Ritter, deſſen Herz doch von brüderlicher Zärtlichkeit ſchmilzt; Rosmonda iſt das ſchwache, liebende Weib — aber nichts weiter, und mit Arrigo ſteht es noch ſchlimmer, denn er ſpielt wirklich eine klägliche Rolle, und zwar, wie uns bedünken will, nicht weil ihm der Dichter abſichtlich eine ſolche geben wollte, ſondern weil er ihm keine entſchiedenere geben konnte. Eleonora hätte ein dankbarer Charakter werden können, aber es iſt eben der Fehler der claſſiſchen Tragödie, daß immer viel zu wenig genetiſche Charakteriſtik, zu wenig Perſpective darin iſt, und die Menſchen nach einer präſtabilirten Nothwendigkeit ihres Typus handeln. Das Stück hat zu wenig ruhige Haltung und zu wenig Idee, um in eigentlich tragiſcher Weiſe „durch Furcht und Mitleid auf Reinigung der Leidenſchaften" zu wirken; der Effect iſt vielmehr nur pathologiſch und melodramatiſch. Für den Leſer hat es eine auffallende Magerkeit und Kahlheit, und man fühlt ſich verſucht, das was der Dichter ſich vielleicht als lobenswürdige Strenge und Enthaltſamkeit, als keuſche dramatiſche Zucht anrechnet, doch für Armuth an Gedanken, für Mangel an ſprudelnder Lebens- und Productionskraft zu halten.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 297.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 October 1840.

Die Stellung der Engländer zu den Sikhs.

Das Reich Randschit Sings neigt sich zum Ende, und bald wird man so wenig davon sprechen, als von dem Königreich Audh und vom Subahdar des Deccan, dem Nizam von Heiderabad. Karrak Sing, Randschit Sings Sohn, ist ein ganz beschränkter Mensch, und die Macht liegt in der Hand No Nihal Sings, Randschits Enkel, eines jungen Mannes von höchstens 24 Jahren. Als die Engländer im Jahre 1838 den Entschluß faßten, Schah Schudscha nach Afghanistan zurückzuführen, verweigerte der alte Randschit Sing durchaus den englischen Truppen den Durchmarsch, und wollte man nicht, als Vorspiel des eigentlichen Krieges, einen Kampf mit 35,000 bis 40,000 Mann wohlgerüsteter und zum Theil von Europäern befehligter Sikhs beginnen, so blieb nichts übrig, als Randschit Sings Gebiet zu umgehen, und Afghanistan von Süden her anzugreifen. Dieß geschah, und die Engländer mußten nun am Setledsch hinab bis zum Indus, und von da durch furchtbare Wüsten und Gebirgspässe nach Candahar marschiren, ein Weg, auf dem sie beinahe durch Mühseligkeiten und Entbehrungen umgekommen und sicherlich vernichtet worden wären, wenn die Barekzi-Häuptlinge zu Candahar mehr Energie gehabt hätten, und nicht von Verräthern, wie Hadschi Chan Kaker, umgeben gewesen wären. Noch immer ist Afghanistan unruhig, und wird auch so schnell nicht zur Ruhe kommen: die Ghilzies, beiläufig bemerkt, der Stamm, welcher am Hofe zu Candahar am meisten Ansehen und Vorrechte genossen hatte, und darum auch am erbittertsten gegen die Engländer ist, sind zwar geschlagen, allein in einem solchen Lande ist auf die augenblickliche Unterwerfung nicht viel zu zählen; die Belutschen lassen sich zwar allmählich gegen gute Bezahlung theils als Arbeiter, theils als Soldaten anwerben, allein es werden immer Jahre vergehen, ehe die Engländer in dem wilden Lande auf Ruhe werden rechnen können, um so mehr, als Mihrab Chans Sohn den Tod seines Vaters, der bei der Erstürmung von Khelat fiel, zu rächen geschworen hat, und die Häuptlinge von Mekran zum Zuge gegen die Franken aufbietet; seine Fortschritte waren so groß, daß man im Laufe des Augusts den Verlust des von den Engländern nur schwach besetzten Khelats als gewiß verkündigte, was sich jedoch später nicht bestätigt hat.

So wenig nun freilich alle diese Angriffe, so wie eine zu Candahar und Quetta angezettelte Verschwörung, um die Engländer zu ermorden, sagen wollen, so sind sie doch ausnehmend lästig, und die Engländer müssen nicht nur ungemein auf der Hut seyn, sondern auch fortwährend Truppen nach Afghanistan schicken, theils um die dortige Mannschaft zu verstärken, theils um die durch Krankheiten sehr mitgenommenen Regimenter abzulösen. Dazu ist ihnen der Durchmarsch durch den Pendschab unentbehrlich, wenn sie nicht jedesmal wieder den langen und mühseligen Weg am Setledsch hinab nach Schikarpur und von da durch die Wüste einschlagen wollen. Diesen Durchgang will aber No Nihal Sing nicht gestatten, und nur immer Ein Regiment, als Escorte eines Convoi's, durchlassen, eine Bedingung, der sich die Engländer begreiflicherweise weder unterwerfen wollen noch können. Da aber die Sikhs mit dieser Weigerung in ihrem Rechte sind, so will man sie auf indirectem Wege zwingen, den Forderungen der Engländer nachzugeben, und verlangt außer einer Revision der Schifffahrtszölle auf dem Indus und dem Setledsch die Bestrafung Sultan Mohammed Chans, weil er die flüchtigen Ghilzies aufgenommen, und eine Berichtigung der Gränze zwischen den Besitzungen der Sikhs und denen Schah Schudschahs. Diese beiden Gegenstände fordern eine nähere Beleuchtung.

Sultan Mohammed Chan war Fürst von Peschawer und ist ein Bruder Dost Mohammeds, mit welchem er jedoch stets in schlechtem Vernehmen stand. Seit dem Jahre 1823 setzten sich die Sikhs auf der Westseite des Indus im afghanischen Gebiete fest, und drangen allmählich vor bis Peschawer, dessen Fürst anfangs einen leichten Tribut erlegte, nach und nach aber zu einem völligen Schatten herabsank, und sich einen Gouverneur Randschit Singhs gefallen lassen mußte. Die Sikhs waren nämlich genöthigt, hier eine starke Kriegsmacht zu unterhalten, weil sie eines Theils unter der feindlichen, afghanischen und muselmännischen Bevölkerung ihres Besitzes nie sicher waren, andern Theils aber mehrere fanatische afghanische Stämme, wie die Jusufzeis, alljährlich ihre Ghrazzia (Glaubensfeldzug)

gegen die ungläubigen Sikhs machten. Dost Mohammed war stets bemüht, ihnen Peschawer wieder zu entreißen, konnte aber mit seinen unregelmäßigen Schaaren nie dauernde Vortheile erlangen, obwohl er ihnen am 1 Mai 1837 in der Nähe von Peschawer eine furchtbare Niederlage beibrachte. *) Sultan Mohammed Chan sank unter diesen Umständen, wo man über sein Fürstenthum ohne und wider seinen Willen entschied, immer tiefer, aber die Sikhs mußten ihn dennoch schonen, weil er als Mohammedaner und Afghane mit allen umwohnenden Häuptlingen in Verbindung stand. Er war es auch, wie wir schon früher erwähnten (s. Stellung der Engländer in Afghanistan Nr. 89), durch dessen Hände die Aufregung der Kheiberi's ging, welche unter Vorschub der Sikhs den Engländern den Durchmarsch durch die Kheiberpässe erschwerten und abgekauft werden mußten. Jetzt soll er die Ghilzies, welche die Engländer in Afghanistan unter Capitän Anderson zu Paaren trieben, aufgenommen, und, statt sie den Engländern auszuliefern, ihnen durchgeholfen haben. Werden die Sikhs jetzt deßhalb von den Engländern gedrängt, so wird freilich Sultan Mohammed Chan aufgeopfert werden, allein damit ist die Sache noch keineswegs beigelegt, denn wenn die Sikhs auch sich hierin nachgiebig zeigen, so ist dieß noch kein sonderlicher Beweis, daß sie künftig sich überhaupt den Engländern gefällig zeigen wollen, und darum soll denn auch die Gränze zur Sprache kommen.

Eine solche läßt sich unmöglich ziehen, denn eine natürliche, als allenfalls der Indus, ist nicht vorhanden. Gleich jenseits des Indus beginnt schon afghanisches Land, und die Herrschaft der ungläubigen Sikhs ist verabscheut; auch ist sie von jeher nur durch Waffengewalt aufrecht erhalten worden. Eine Gränze war nie festgestellt, denn man war in unaufhörlichem Kriegszustand: Dost Mohammed, als Repräsentant des gesammten Afghanistans, gab die Hoffnung nie auf, den Sikhs diese Provinzen noch zu entreißen, und Randschit Sing drohte stets bis Cabul vorzugehen, konnte aber nie in die Kheiberpässe eindringen, da die fanatischen Bewohner derselben sich wüthend vertheidigten. Wenn die Engländer jetzt von Regulirung der Gränze sprechen, so können sie in der Wirklichkeit nichts im Auge haben, als die Sikhs wieder über den Indus zurückzuweisen. So lange die Engländer nicht selbst in Afghanistan standen, konnte es ihnen nur willkommen seyn, wenn Randschit Sing ihnen diese unruhigen Gäste, welche Indien so oft überzogen hatten, vom Leibe hielt, und ein Hauptpunkt der Unterhandlung zwischen Burnes und Dost Mohammed im Jahre 1837 betraf die Provinz Peschawer, welche die Engländer damals gerne dem Reiche Randschit Sings vindicirt hätten. Aber wie es damals unmöglich war, die Ansprüche der Sikhs und der Afghanen zu vereinigen, und die Engländer mit letztern gegen erstere auftraten, so steht jetzt die Wahrscheinlichkeit dafür, daß sie mit den Afghanen gegen die Sikhs auftreten, die ihnen unnütz und lästig geworden sind, während sie alles thun müssen, um sich die Afghanen zu verbinden. Der Pendschab, als Reich, hat für sich keinen Bestand: von seinen drei Millionen Einwohnern sind nur etwa ein Fünftheil eigentliche Sikhs, die übrigen Hindus anderer Secten und Mohammedaner, welche das Joch der Sikhs mit Ungeduld tragen. Machen also die Sikhs Miene, sich den Engländern feindlich gegenüber zu stellen, so genügt eine geringe Unterstützung der Afghanen, und die Sikhs werden über den Indus zurückgeworfen; ein Marsch der Engländer aber von Ludianah her nach Lahor stürzt das ganze Gebäude über den Haufen. Die Sikhs haben deßhalb kaum eine Wahl, als sich zu beugen, damit ihr nominelles Reich noch eine Zeitlang bestehe.

Indeß ist kaum zu zweifeln, daß die Großen (Sirdars) der Sikhs sich auf einen endlichen Zusammenstoß mit den Engländern vorbereiten: nicht nur weiß man von mehrern derselben, daß sie ihre Bergvesten schon seit einiger Zeit in Bereitschaft setzten, sondern was viel wichtiger ist, sie setzen ihre Eroberungen in Kleintübet am obern Setledschlaufe fort. Bricht also auch am Ende das Unvermeidliche über sie herein, und werden die Engländer Meister des Landes der fünf Flüsse, so können sie sich doch noch oben im Gebirge erhalten, dem alten Zufluchtsort der aus der Ebene versprengten Machthaber. Einer freilich unsichern Nachricht zufolge sollen die Sikhs in diesem Frühjahr auf chinesische Truppen gestoßen seyn, ein Umstand, aus dem man freilich auf die Ausdehnung ihrer Herrschaft im Gebirge schließen könnte. Erwägt man, daß die Nepalesen im J. 1812 ihre Herrschaft bereits westwärts bis an den Setledsch vorgeschoben hatten, und sich rüsteten auch über diesen Strom zu gehen, als sie mit den Engländern in Kampf geriethen, so läßt sich daraus schließen, daß es einer einigermaßen disciplinirten einheimischen Macht nicht schwer werden kann, die Unterwerfung der kleinen Gebirgshäuptlinge zu sichern, und hier könnten sich Sikhs und Nepalesen am besten und ungehindertsten die Hand reichen. Die Engländer würden dadurch in einen höchst langwierigen und beschwerlichen Gebirgskrieg verwickelt, aus welchem sie schwerlich als völlige Sieger hervorgehen möchten, um so weniger als sie anderswo alle Hände voll zu thun haben. Ist, wie zu vermuthen, der Krieg mit Nepal bereits ausgebrochen, so werden die Engländer Mühe haben, einen Aufstand des ganzen Gebirgs und ein ernstliches Zerwürfniß mit den Sikhs zu vermeiden, deren Herrschaft sie in der Ebene allerdings ohne Mühe brechen können.

*) Er war kurz zuvor von Buchara aus mit Geld versehen und so in den Stand gesetzt worden, ein zahlreicheres Heer als gewöhnlich aufzubringen.

Nachrichten über Lappland.

(Fortsetzung.)

„Der Zufluchtsort der Lappländer ist häufig in der Nähe dieses Magazins, ein Dach ohne Mauern, nur von vier Stangen gestützt. Hier hängt er seine Kleider, seine Fische oder sein Fleisch zum Trocknen auf, so wie alles, was er nur im Winter braucht, Schlitten, Schneeschuhe, Rennthiergeschirre und dergl. Am Ende des Herbstes zieht der Lappländer gegen Osten nach dem Meeresufer, und läßt die Frühlingsvorräthe, d. h. das für den künftigen Frühling, wo man keine Rennthiere schlachten kann, bestimmte Fleisch in der Kiste zurück. Im Frühjahr sind nämlich

die Rennthiere sehr mager, und selbst ihr Fell taugt nichts, da es mit einer zahllosen Menge kleiner runder Löcher besäet ist, die von einem Insect hineingefressen werden, das den ganzen Winter unter dem Felle des Thieres lebt, im Frühjahr aber herauskommt, und sich in eine Fliege verwandelt. Ein Rennthierfell gleicht dann einem Siebe. Auf lappländisch heißt die Larve des Insects Kurdma, das Insect selbst Slautza oder Sunpok, welche Worte vermuthlich verschiedene Arten bezeichnen. Am Ende Junius' zieht der Lappländer auf die hohen Berge, theils um die Rennthiere gegen die Fliegen zu schützen, theils um der Weide selbst willen. Hier haust er den Julius und halben August hindurch, und geht oft nach Norwegen hinüber. Während dieser Zeit melkt der Lappländer die Rennthierkühe, und bereitet Käse aus der Milch, theils zum eigenen Gebrauch, theils zum Austausch in Norwegen gegen Wadmal (eine Art grobes Tuch), Schaffelle und Branntwein. In der Mitte oder Ende Augusts beginnt er wieder gegen Osten zu rücken, in kleinen Märschen mit Unterbrechungen, je nach den Umständen; in den ersten Tagen Septembers ist er schon im Herbststandlager, wo sich sein Vorrathsmagazin befindet. Hier überläßt der Lappländer, wenn Friede herrscht, d. h. wenn keine Wölfe in der Nähe sind, sein Rennthier sich selbst; bei dieser freien Weide werden sie fett, mißbrauchen aber nie ihre Freiheit, und entfernen sich nicht weit von den gewöhnlichen Weiden. Im October treibt sie der Lappländer wieder zusammen, und dabei hilft ihm der Instinct der Thiere selbst, die von freien Stücken herbeilaufen. Auf dem Herbstlagerplatz bleibt er bis in die Mitte Novembers, wo die Seen gefrieren, und dann steigt er rascher oder langsamer nach den niedrigen Gegenden an die Ufer des bottnischen Meerbusens hinab. Die Uebersiedlung in dieser Zeit hängt sehr von den Wölfen ab; zeigen sie sich früh, so beeilt sich der Lappländer mit dem Umzug, und begibt sich an einen Ort, wo er die unfreundlichen Nachbarn nicht zu treffen hofft. Im April beginnt wieder der Umzug nach Westen. Wenn die Sonnenstrahlen den Schnee geschmolzen haben, reist der Lappländer bei Nacht, und schläft bei Tag. Im Mai begibt er sich zu seinem Vorrathsmagazin oder Hauptlagerplatz, und so beendet er wieder seine Reise. Dieß ist der Kreis, den jährlich die Berglappen zurücklegen; dieß ihre Lebensweise, allein mit ihren Rennthieren, ohne Jagd, ohne Fischfang. Indeß haben diejenigen, welche in der Nähe eines Sees zurückbleiben, vielleicht einige Fischerwerkzeuge, und geben sich hin und wieder mit Fischerei ab. Was die Jagd betrifft, so ist auf den Bergen nichts zu erlegen, als ein paar ärmliche Birkhühner. Die armen Lappländer mögen Fische fangen in den Flüssen, oder Vögeln Schlingen stellen, die Bergbewohner im Ganzen jedoch beschäftigen sich lieber mit ihren Rennthieren.

„Wir kommen jetzt zu dem Leben der Waldlappen, die den ganzen Sommer über in den Wäldern hausen, und keine weite Uebersiedlungen unternehmen. Jeder Lappe hat seinen Antheil, auf dem seine zahlreichen hölzernen Hütten stehen, oft eine Meile auseinander. Bei jeder Hütte ist ein Schuppen und ein eingeschlossener Raum, wohin man die Rennthiere im Sommer treibt, um sie zu melken. In den Schuppen wird der Käse getrocknet. Außerdem befindet sich an vielen Lagerplätzen, namentlich an den hauptsächlichen, ein Vorrathsmagazin. Wir beginnen die Geschichte des Waldlappen mit dem Frühjahr, wo er aus den niedrigen Gegenden am Meeresgestade zurückkehrt. Wenn er am Ende Aprils oder in den ersten Tagen Mai's in seinen Antheil zurückgekehrt ist, so läßt er seine Rennthiere frei laufen bis zum Julius oder Mitte Sommers. In dieser Zeit beschäftigt er sich mit der Jagd wilder Thiere oder mit dem Fischfang, welche die regelmäßigen Beschäftigungen der Waldlappen bilden. Am Ende Julius erscheinen die Fliegen in Menge, ein Zeichen, daß man die Rennthiere zusammentreiben muß, welche sich dann stets an den Stellen, wo der Schnee weggeschmolzen ist, sammeln, um sich gegen ihre unerträglichen Feinde zu schützen. Dahin folgt ihnen der Lappländer, und bindet dem ersten besten Rennthier eine Glocke um, auf deren Klang alle übrigen zusammenlaufen und ihren Herren willig folgen. Indeß gehört die solchergestalt gesammelte Heerde verschiedenen Herren, und die Ausscheidung dauert manchmal einige Wochen lang. Den ganzen Julius und einen Theil des Augusts hindurch hält der Lappländer seine Rennthiere an einem und demselben Orte, melkt die Kühe und treibt sie zwei auch dreimal des Tages ins Gehägé; der Rauch von verbranntem feuchtem Torfe vertreibt die Fliegen. Jede Rennthierkuh gibt täglich drei Viertel Pinten Milch, welche dick wie Grützsuppe und sehr schmackhaft ist. Man kann aber nicht viel auf einmal trinken. Namentlich gut ist sie mit Johannisbeeren, deren Säure sie mäßigt. Die Rennthiermilch, welche ausnehmend reich an Fetttheilen ist, läßt sich leicht in Käse verwandeln.

„Wenn die Waldlappen eine solche Menge von Wohnungen in ziemlicher Entfernung von einander anlegen, so geschieht dieß, um die Rennthiere nicht zu weit treiben zu dürfen. Gewöhnlich führen sie dieselben nach irgend einem See, wo sie sich zugleich mit dem Fischfang beschäftigen. In der Mitte Augusts, wenn die Hitze abnimmt, die Nächte kühler werden und die Fliegen sich nicht mehr so sehr an die Thiere hängen, kann man die Rennthiere nicht mehr zusammenhalten, und sie fangen von selbst an auseinander zu laufen. Der Lappländer gibt ihnen auf sechs Wochen die Freiheit, nimmt seine Netze und Schlingen zum Fischfang und zur Jagd, und bringt so die Zeit bis zum October zu. Im Winter bringen sie die Heerden nach den niedrigeren Gegenden, wie die Bergbewohner. Die Rennthiere der Waldlappen sind dicker und stärker; man schreibt dieß der Freiheit zu, die sie zweimal im Jahre genießen.

„Die Zahl der Waldlappen ist geringer, als die der Berglappen, übrigens sind sie in ganz Lappland verbreitet. In der Provinz Pitea steht ihre Zahl mit der der Berglappen gleich; im Kreise Arwidsjur befinden sie sich ausschließlich, und auch in dem von Arieplog sind ihrer viele. Die Waldlappen sind viel civilisirter, als die Berglappen, und auch, wie mir scheint, ihrer ganzen Lebensart nach glücklicher. Freilich glaube ich nicht, daß für den Menschen, der im Schweiße seines Angesichts sein Brod suchen muß, dieses Leben sehr beneidenswerth ist. Die Dichter rühmen immer den Segen des Hirtenlebens, die Jagd ist ein

königliches Vergnügen, viele Leute lieben den Fischfang leidenschaftlich, was fehlt also dem Berglappen? Ich spreche nicht von denen, welche nichts haben, denn die Armuth ist allenthalben lästig; aber man vergleiche das Leben des Waldlappen mit dem des Berglappen, der verurtheilt ist, zu allen Zeiten des Jahres seine Rennthiere auf den unfruchtbaren Boden zu weiden. Für ihn gibt es keinen Zufluchtsort gegen Regen und Kälte, und selbst in seiner Hütte ist er schlecht geschützt. Nur in seinem Herbstlager kann er seine Kleider trocknen; während seiner Sommerwanderung auf den Bergen kann er nicht einmal ein ordentliches Feuer anzünden, weil er nur schlechtes Eschenholz hat, und dieß nur selten und noch dazu feucht, so daß es mehr Rauch als Feuer gibt. So muß der Lappländer in seiner Hütte liegen, durchnäßt und ohne die Kleider abzunehmen; darum ist er unreinlich und kann auf seine Kleider nicht Acht geben. Er kämmt und wascht sich nie, und das Ungeziefer hat auf seinem Körper freie Herberge. Selbst der reiche Lappländer kann Hungers sterben, denn in den weiten Bergsteppen ist es oft unmöglich, seine Zelte aufzufinden. Der Berglappe wechselt selten seine Kleidung, mag er nun in eine Kirche gehen, oder eine fremde Gegend besuchen, denn ihm liegt nichts daran, in welchem Lichte er vor andern erscheint. Indeß hat er doch ein Feierkleid, manchmal ein ziemlich theures, aber wenn er es anzieht, so wird es unfehlbar bei dem nächsten Schmause beschmutzt durch die Haare oder das Fett der Rennthiere. Der Winter ist für ihn die bessere Jahreszeit, denn dann geht er in die waldichten Gegenden, wo er weniger von der Strenge des Klima's leidet. Hat er zwei Pelze, so wird der eine hinausgehängt in die Luft bei der Kälte, um die Insecten zu vernichten. Wenn die Wölfe die Heerden nicht beunruhigen, schläft der Lappländer, bereitet sich sein Essen, ißt Tag und Nacht, meistens Fleisch, und nur selten im Sommer die Milch der Rennthiere. Dieß ist das Leben der Berglappen.

(Schluß folgt.)

Die kaiserlichen Lustschlösser bei Petersburg.

10. Das kaiserliche Haus im Sommergarten.

Mitten in der Hauptstadt, zwischen der großen Newa, den Flüßchen Fontanka und Moika, und einem kleinen Canal, der aus dem letztern in die Newa fließt, liegt der kaiserliche Sommergarten, die Hauptpromenade im Innern der Residenz. Auf Befehl Peter des Großen, der die Nähe der Newa liebte, wurde 1711 dieser Garten angepflanzt, und war in seiner Anlage größer, wie in seiner jetzigen Gestalt, indem er sich jenseits des daran stoßenden Marsfeldes und der Moika ausbreitete. Paul I benutzte einen Theil des Terrains, um das jetzt sogenannte alte Michailof'sche Palais zu bauen, in welchem dieser Monarch seinen Geist unter Mörderfäusten aushauchte. In dem der Newa am nächsten liegenden Theile des Gartens befindet sich das von Peter dem Großen nur aus Fachwerk und Ziegeln, aber dennoch recht freundlich im holländischen Geschmack erbaute Sommerhaus, das seiner kleinen Dimension wegen wohl nicht ein Palais genannt werden kann, wovon auch der Garten seinen Namen „Sommergarten" erhalten hat. Gegenwärtig wird dieses Haus von keinem Mitgliede der kaiserlichen Familie benutzt, und in neuerer Zeit wohnt darin der Finanzminister Cancrin. — Die europäische Berühmtheit, die der Garten erlangt hat, verdankt er hauptsächlich dem Eisengitter, welches ihn gegen den Kai der Newa abschließt, und das uns an die Anekdote von jenem Britten erinnert, der aus London nach Petersburg reiste, hier nichts weiter als dieses Eisengitter besah und dann in seine Heimath zurückkehrte. Unter Katharina II wurde diese Zierde der Stadt begonnen und sechs Jahre später vollendet. Sechs und dreißig graue, glänzend polirte Granitsäulen, 12 Fuß hoch und 2¼ Fuß im Durchmesser, alle aus Einem Stücke, ruhen auf gleichen Granitsockeln von 6 Kubikfuß; ihre Capitäler tragen Vasen aus demselben Stein. Untereinander sind diese Säulen durch ein leicht gearbeitetes Eisengitter verbunden, dessen Zierrathen und starke Vergoldungen den besten Geschmack verrathen. Ein ähnliches, nur weniger reiches Gitter bildet den Schluß gegen die Seite des Michailof'schen Palastes, während die beiden andern längern Seiten des Gartens von Canälen eingeschlossen sind. Seine herrlichen Lindenalleen, die trefflichen Marmorstatuen im dunkeln Grün und das elegante Kaffeehaus mit seinen Pavillons machen den Sommergarten zu einem beliebten Rendezvous der beau monde in den ersten Frühlingstagen, wo sie noch nicht ihre entferntern Landhäuser bezogen hat. Am frühen Morgen ist er der Versammlungsort der russischen, nationell im Sarafan gekleideten und das Haupt mit dem Kakoschnik geschmückten Ammen und der französischen Bonnen, die hier die ihnen anvertrauten Kleinen zum Genuß der frischen Luft und zu schuldlosen Spielen herführen, während die Führerinnen sich von männlichen Spaziergängern, oft weniger schuldlos, den Hof machen lassen. — Ein Festtag des Sommergartens ist die große Promenade am 14 (26) Mai, wo es schwer wird, sich durch die herbeigeströmte Menge zu drängen. Bei den Russen heißt dieser Spaziergang die „Mädchenschau" (nevesdino smotr). In langen Reihen längs der Hauptallee stehen die heirathsfähigen Töchter des russischen Kaufmanns- und Mittelstandes, schön geputzt und tüchtig roth und weiß geschminkt, wie es bei ihnen Sitte ist. Hinter ihnen reihen sich die Väter, Mütter und Swacha's (Freiwerberinnen). Die jungen Männer im Kaftan und mit vollem Barte, die sich nach dem Ehestande sehnen, schreiten nun die Reihen hinunter und sehen sich nach der künftigen Lebensgefährtin um. Scheint ein Mädchen dazu passend, so wird mit den Eltern desselben Bekanntschaft gemacht und die Brautwerbung oder vielmehr der Brauthandel beginnt, da die Mitgift die Hauptsache dabei zu seyn pflegt. Man glaube aber nicht, daß dabei nur von geringen Summen die Rede ist; das Gewicht mancher russischen Schönheit dieser Classe beläuft sich auf 100,000 und mehr Rubel Banco. — Originell ist dieser Liebeshandel im Sommergarten, besonders für die Fremden, die sich dann auch in großer Anzahl als neugierige Zuschauer einzufinden pflegen.

Und somit beschließen wir unsere Wanderung, und würden uns freuen, wenn der Leser uns auf derselben mit freundlichem Gesichte begleitet hätte.

Neue polnische Zeitschrift. Kraszewski zeigt eine neue polnische Zeitschrift unter dem Titel „Athenäum" an, welche der Geschichte, Literatur, Kunst und Kritik gewidmet seyn soll. Die ausgezeichnetsten Namen der polnischen Schriftstellerwelt (mit Ausnahme der zur Emigration gehörigen) sind als Mitarbeiter aufgeführt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 298.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 October 1840.

Die Hexenjagd.

(Aus dem neuesten Werke von Dickens „Master Humphrey's Clock.")

Vor vielen Jahren lebte in der Stadt Windsor ein alter Mann, John Podgers mit Namen. Der gute Mann war dort geboren, und gefiel sich so wohl in der alten, guten Stadt, daß er sie nie auch nur auf 24 Stunden verließ. Auch liegt er daselbst begraben.

Dick und kurz von Körperbau, besaß John, wie alle solche Leute, einen trefflichen Appetit. Seine Zeit theilte sich in zwei Abschnitte: Essen und Schlafen; denn so wie er gegessen hatte, schlief er ein, und sobald er erwachte, aß er wieder. Nur vor dem Mittagessen, erzählt man, machte er einen kleinen Spaziergang durch die Straßen von Windsor, wenn das Wetter schön war; denn er hatte in Erfahrung gebracht, daß nach einer solchen Vorbereitung sein Schlaf noch süßer war.

Zur Zeit des guten Königs Jakob I, in welcher auch John Podgers lebte, fanden sich eine Menge alter Weiber, die sich dem Satan ergeben hatten, unter dem Namen Hexen viele Unordnungen im Lande hervorbrachten, und die guten Christen auf mancherlei Weise plagten. Bald hatte man die unangenehme Ueberraschung, sich von Nadeln gestochen zu fühlen, bald ging man in den Lüften, die Füße oben und den Kopf unten, eine Stellung, die denjenigen eben so beschwerlich, welche sie ansahen, als denjenigen, die zu ihr gezwungen wurden. Doch waren solche Spielereien noch bei weitem die unschuldigsten; sie spielten noch weit boshafter mit den Leuten, so daß endlich das Land gegen die alten Weiber um Rache schrie. Der König hatte kein Mitleid mit ihnen, und fertigte mit eigener hoher Hand ein Edict aus, worin er sie dem Zorne des Himmels übergab, und verschiedene treffliche Mittel vorschrieb, wie man ihre Bosheiten auf sie zurückfallen lassen könnte. Dank der Vorsicht dieses trefflichen Fürsten, es verging kein Tag, wo nicht wenigstens Eine Hexe in seinen weitläuftigen Staaten gedenkt, ertränkt oder verbrannt worden wäre. Doch berichteten die Zeitungen noch jeden Morgen schaudererregende Nachrichten in Bezug auf die Hexen und ihre unglücklichen Opfer. Mancher Bürger, der diese Erzählungen las, fühlte seine Haare auf dem Kopfe sich sträuben, und sah mit Entsetzen die Aussicht vor sich, selbst behext zu werden.

Auch die kleine Stadt Windsor entging dieser Furcht vor den Hexen nicht, und ihre Bürger jagten sie auf und verbrannten sie in großer Menge. Ja zur Feier des Geburtstages des Königs Jakob verbrannten sie einst eine Hexe lebendig und schickten dem König einige Ueberreste der Unglücklichen, mit einer ehrfurchtsvollen Adresse, worin sie ihm ihre Treue und Anhänglichkeit versicherten. Der König übergab das seltsame Geschenk dem Erzbischof von Canterbury, und unterrichtete in seiner Antwort die guten Bürger von Windsor, wie sie die Hexen am besten entdecken könnten, wobei er ihnen als ein besonders wirksames Mittel die Hufeisen empfahl. Demnach beschäftigten sich die Einwohner der Stadt, solche Eisen zu schmieden, und manche Eltern glaubten ihre Söhne nicht besser vor dem bösen Einfluß zu sichern, als wenn sie sie bei Hufschmieden in die Lehre gaben, wodurch diese Profession eine sehr geachtete und einträgliche wurde.

John Podgers aß und schlief mitten in dieser allgemeinen Aufregung wie gewöhnlich. Doch aufmerksamere Beobachter glaubten die innere Ruhe und Zufriedenheit nicht mehr im gleichen Grade bei ihm zu finden als in frühern Zeiten. Man bemerkte, daß er öfter und stärker den Kopf schüttelte, und daß auch sein Schlaf nicht mehr so ruhig war wie früher. John kaufte alle Bücher und Schriften, welche zu jener Zeit über die Hexen geschrieben wurden. Die Sammlung war sehr bedeutend und vermehrte sich jeden Tag. Der Gedanke an die Hexen, wie sie in der Nacht auf einem Besenstiel bequem durch die Luft ritten, verfolgte ihn wachend und schlafend; er hatte fürchterliche Erscheinungen und Träume, seine Verdauung wurde gestört, und am Ende verlor er Appetit und Schlaf.

Seit diesem Augenblick legte er den Hexen, wo er ging und stand, Fallstricke, und ganze Stunden sah man ihn in den Straßen herumirren, um ihre Wirkung zu beobachten. Die Art und Weise war ganz einfach — kreuzweis gelegte Strohhalme oder ein Fetzen von einer Bibeldecke, auf welchen ein wenig Salz gestreut war; aber John versicherte, ihre Wirkung sey untrüglich. Junge und hübsche Weiber hatten nichts zu

fürchten; aber wenn ein altes Weib strauchelte, indem es darüber ging (was nicht sehr außerordentlich war, indem der Ort meist schlüpfrig oder steinig war), so hielt John Podgers sogleich die Schuldige an, rief um Hülfe, und jene ward fortgeschleppt und ins Wasser geworfen.

Diese hartnäckige Jagd auf diese boshaften Wesen und die summarische Art, wie er sie abfertigte, erwarben ihm bald einen außerordentlichen Ruf. Viele Leute prophezeyten, daß dieß nicht glücklich endigen würde, und als John bloß hie und da gekratzt wurde, so fing man an, ihn mit einer abergläubischen Verehrung anzusehen.

Nur einer theilte den Glauben an die Macht John Podgers nicht; es war sein eigener Neffe, ein junger Student von zwanzig Jahren, der seinem Onkel, als ein geschickter Mann, die Bücher vorlas, die jener kaufte. Jeden Abend versammelte sich, um ihn zu hören, an der kleinen Thüre des Hauses die Nachbarschaft, und hörte den entsetzlichen Geschichten, welche Will Marks laut vorlas, aufmerksam zu; denn die Menschen lieben heftige Erregungen, besonders wenn sie ihnen nichts kosten.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten über Lappland.

(Schluß.)

Der Waldlappe ergeht sich, während seine Kinder die Rennthiere weiden, mit seinem Weibe am Ufer des Sees, wo seine Hütte steht, fängt in aller Ruhe Fische, und kaum hört er den Klang der Rennthierglocke, so eilt er mit seiner Beute nach dem Ufer. Die Kinder kommen auch dahin, um die Fische zu reinigen, man melkt die Rennthiere und bereitet zugleich das Mahl. Im Herbst wechselt das Fischmahl mit Wildpret ab, und statt des Desserts kommen wilde Früchte. Selbst der Schwede speist nicht leckerer. Der Waldlappe wechselt oft die Kleidung und trocknet sie in seinem Schuppen oder seiner Hütte. Wo er auch in den ihm bekannten Wäldern herumwandern mag, immer hat er in geringer Entfernung irgend ein Zelt oder eine Hütte zum Schutze gegen das Unwetter. Der Lappländer fühlt ein unaussprechliches Vergnügen an dem Wechsel seines Aufenthalts, und wird durch den Reiz des Neuen so sehr gelockt, und freut sich so ausnehmend über die Abreise und die Rückkehr, daß wenn ihm ein in der Erinnerung bekannter Ort wieder vorkommt, er einen Gesang anstimmt, dessen Echo in in den Wäldern widerhallt.

„Die Waldlappen sind reinlich, sowohl an sich selbst als an ihrer Kleidung, ihren Gefäßen und in ihren Wohnungen. Sie haben ein Festkleid für den Gang in die Kirche, nicht so reich, wie die Berglappen, aber viel bequemer und mit mehr Geschmack gemacht. Ihre Heerden sind minder zahlreich, aber ihre Wohnungen besser ausgeschmückt und mit allen häuslichen Bedürfnissen, namentlich mit Kupfergeschirr versehen. Auch gibt es auf der Kirchenwiese besondere Häuser, wo sie die Sonn- und Feiertage zubringen, während der Berglappe an diesen Tagen sich niederläßt, wo er eben hinkommt, und ißt, was ihm in die Hände fällt. Im Winter ziehen Wald- und Berglappen in die niedriger gelegenen Striche hinab, wo sie beide in Zelten leben, nur mit dem Unterschied, daß die letztern an dem ersten besten Orte ihre Wohnungen aufschlagen, indem sie einige Baumäste in den Boden stecken, sie mit einem Rennthierfell bedecken, und unter diesem Schuppen sich niederlegen. Der Berglappe räumt zuvor an einem sorgfältig gewählten Orte den Schnee weg, sucht alle möglichen Bequemlichkeiten zusammen, und die Spuren seines Lagers bleiben lange sichtbar.

„Die Gesammtzahl der Lappländer ist unbedeutend. Die Masse des ganzen Volks unter schwedischer Herrschaft, mit Ausnahme des norwegischen Antheils, beträgt nicht über 4000 Menschen. Davon wohnen 300 in Asele, 400 in Lilsele, 500 in Arwidsjur, 2000 im westbottnischen Kirchspiel, das den ganzen schwedischen Theil des bottnischen Meerbusens in sich faßt. In der Provinz Jemteland und in den Kirchspielen Sokmok, Gellivara, Jukasjorve und Karesuando zählt man zusammen nicht so viel. Ich kenne die Lappländer in Jemteland sehr wenig, weil ihre Provinz eine terra incognita für diejenigen ist, welche weiterhin im eigentlich sogenannten Lappland leben. Ich weiß bloß, daß sie schwedisch lernen, und daß unter ihnen blutige Streitigkeiten stattfinden. Lappland ist ein sehr weitläufiger Landstrich, seine Verbindungen mit andern Ländern sind gering, die Wanderungen der Einwohner beschränken sich auf die bekannten Strecken vom Meeresufer bis auf die Höhen der Fjelde zwischen zwei Hauptflüssen; ist es zu verwundern, daß die Hälfte des Landes gänzlich, selbst dem Namen nach, den Bewohnern der andern Hälfte unbekannt ist? Um einen Begriff zu geben von den Wanderungen der Missionäre in diesen hyperboreischen Landstrichen, erzähle ich einen Vorfall, der mir selbst zustieß.

„Ich verließ Arieplog am 14 Febr, wollte mich nach Pitea begeben, und machte mich Nachmittags auf dem Schlitten und mit Einem Pferde auf den Weg. Von der Kirche zu Arieplog geht derselbe zwei Meilen weit durch einen Wald, Mark Nawiaur genannt, und dann nach einem kleinen See gleichen Namens. Mark oder Muorde bedeutet hier einen Landstrich zwischen zwei Seen oder Flüssen, über welchen man die Nachen ziehen muß. Abends fand ich hier eine Lappländerin, die im Schnee schlief; da ich fürchtete, sie möchte erfrieren, so wollte ich sie aufwecken, aber umsonst; endlich beschloß ich die Halbtodte auf den Schlitten zu legen, und führte sie zu den Colonisten in Kornwik. Die Frau wurde wieder ins Leben zurückgerufen, und fragte nun vor allem Andern: „wo ist mein Sohn?" Sie war Morgens aus Arieplog im Schlitten mit einem dreijährigen Knaben abgefahren, schlief ein, fiel auf dem Wege heraus, und wußte nicht, wo das Rennthier mit dem Schlitten und dem Kinde hingelaufen war. Die Unglückliche vermuthete, das kluge Thier sey an die Stromwehre zu Kasker gelaufen, und bat mich, sie dahin zu führen. Ich willigte ein, wir kamen Nachts nach Kasker, fanden dort viele wandernde Lappländer, aber keiner konnte uns Nachricht von dem Rennthier, dem Schlitten und dem Knaben geben. Dieser Unfall

rührte die einfachen Kinder der Natur lebhaft; sie rathschlagten über die Mittel, den Knaben aufzusuchen, und einige Lappländer beschlossen auf Schneeschuhen sich aufzumachen, und die Spuren des Rennthieres zu suchen, das ihrer Meinung nach die Richtung nach den Seen genommen hatte, wie dieß gewöhnlich der Fall ist; das Rennthier, das nicht den Instinct des Pferdes hat, zieht den Wald den menschlichen Wohnungen vor. Man fürchtete, die Wölfe möchten den Knaben zerrissen haben. Der nordische Mond leuchtete, die Lappländer machten sich auf den Weg und fanden nach langem Suchen am See Nawiaur die Spuren des Schlittens, die sich bis zu einer waldigen Insel erstreckten. Gegen Morgen suchte man das Rennthier; es ließ sich das Moos schmecken, der Kleine aber lallte fröhlich ein einförmiges, lappländisches Lied, das allen Kindern bekannt ist. Zum Glück war der Kleine in ein Rennthierfell eingewickelt, und konnte somit weder fallen noch durch Frost leiden. Die arme Mutter dankte mir für die Rettung ihres eigenen Lebens und die ihres Kindes. Ich war der Ansicht, daß sie nach einem tüchtigen Trunke Schnaps eingeschlafen sey, indeß verdiente sie doch in der That Mitleid: sie war jung und hübsch, wenigstens für eine Lappländerin, und man hatte sie genöthigt, einen häßlichen, alten Mann zu heurathen, wie es denn überhaupt ziemlich oft vorkommt, daß die Lappländer, durch den Reichthum eines Freiers verführt, ihre Töchter opfern; man findet deßhalb viel unglückliche Ehen."

Im Allgemeinen haben die Missionsversuche wenig Fortschritte gehabt; man rottete zwar allmählich den Götzendienst aus, aber eine ächte Sittlichung ward nicht erreicht. Indeß sind noch immer die beiden Brüder Lestadius und im norwegischen Lappland der würdige Pastor Stockfleth eifrig mit der Unterweisung der Lappen beschäftigt, und verschmähen es nicht, mit ihrer Heerde unter Zelten zu leben. Der Pastor Stockfleth befindet sich gegenwärtig in Christiania, und ist mit dem Druck einer lappländischen Bibelübersetzung beschäftigt. Leider aber sind diese drei Männer die einzigen, welche das Christenthum in lappländischer Sprache verkünden.

Aus den Erinnerungen eines in Spanien reisenden Franzosen.

4. Das Escurial.

Das Escurial liegt 7 bis 8 Stunden von Madrid, nicht weit von Guadarrama, am Fuße einer Gebirgskette. Die Gegend, die man durchwandern muß, ist dürre und öde, wie man es sich kaum denken kann; man sieht keinen Baum, kein Haus; eine Höhe erhebt sich hinter der andern, ausgetrocknete Schluchten, über die mehrere Brücken führen, zeigen, daß sie zu Zeiten Strombetten sind; hie und da erheben sich hohe Gebirge, mit Schnee oder Wolken bedeckt, und geben der Gegend einen großartigen Charakter, der durch den Mangel aller Vegetation noch erhöht wird.

Halbwegs, auf einer ziemlich steilen Höhe, findet sich ein einzelnstehendes, armseliges Haus, das einzige in dem Umkreise von 8 Stunden; ihm gegenüber ist eine Quelle, die ihr eisiges Wasser in einzelnen Tropfen gibt. Hier trinkt man so viel, als die Quelle erlaubt, läßt die Maulthiere ein wenig Athem holen und setzt die Reise weiter fort. Bald erblickt man in nebliger Ferne der Gebirge das Escurial hell von der Sonne beschienen. Es ist von weitem ein herrlicher Anblick, man hält es für einen ungeheuren orientalischen Palast. Bevor man es erreicht, muß man durch ein Gehölz von Oelbäumen, das mit Kreuzen geziert ist, die seltsam auf großen viereckigen Felsstücken stehen und einen sehr malerischen Anblick gewähren. Beim Ausgang aus dem Gehölz liegt das Dorf und der Koloß gerade vor den Reisenden. Doch entspricht der Anblick in der Nähe keineswegs dem, was man erwartet.

Es ist bekannt, daß das Escurial einem Gelübde zufolge, das Philipp II bei der Belagerung von St. Quentin gethan hatte, gebaut wurde, weil er hier eine Kirche des heiligen Laurentius beschießen lassen mußte, und dem Heiligen versprach, ihm eine schönere und größere aufzurichten. Er hielt sein Versprechen. Angefangen von Juan Bautista und beendet von Herrera, ist das Escurial nach den Pyramiden Aegyptens der größte Granithaufen auf der Erde. Man nennt es auch in Spanien das achte Wunder der Welt, und da jedes Land sein achtes Wunderwerk hat, so sind wenigstens 30 achte Wunderwerke in der Welt.

Den Eindruck, den das Gebäude auf mich gemacht hat, treu zu schildern, bin ich in einiger Verlegenheit. Ernste und wohlverständige Leute, die es aber wahrscheinlich nicht gesehen haben, sprechen von ihm als von einem Meisterstück des menschlichen Erfindungsgeistes. Was wird man von mir nun denken, wenn ich sage, daß ich das Escurial für das traurigste, langweiligste Machwerk halte, das ein trübsinniger Mönch und ein argwöhnischer Tyrann zum Verdruß ihrer Zeitgenossen nur ersinnen konnten.

Das Escurial ist in Form eines Bratrostes gebaut zu Ehren des Rostes des heiligen Laurentius; doch tritt diese Form klarer in der Zeichnung als im Gebäude hervor; außer dieser bizarren Idee aber erinnert nichts an eine künstlerische Idee, die bei dem Aufbau thätig gewesen sey; es müßte denn seyn, daß man hier das Ideal einer Caserne hätte aufstellen wollen, was dem Baumeister mit seinen 8 bis 7 Stockwerken, kleinen, engen Fenstern, die den Löchern eines Bienenkorbes gleichen, dem Mangel an jeder architektonischen Verzierung trefflich gelungen ist; selbst das einzige Gute, das es besitzt, der Granit, ist ihm durch die erdgelbe Farbe verkümmert worden, die man den Mauern gegeben, und welche dem Argwohn Raum geben, als sey es aus Lehm gebaut, obgleich der Rand eines jeden Steins mit einer schreiend weißen Farbe angezeigt ist. Oben auf dem Gebäude steht schwerfällig eine bucklige Kuppel, die keine andere Verzierung trägt, als eine Masse Granitkugeln. — Der Symmetrie wegen sind ringsherum Gebäude in demselben Styl gebaut (d. h. mit kleinen Fenstern und ohne Verzierungen), die durch Galerien, in Gestalt von Brücken, unter sich zusammenhängen, welche über die Straßen gehen, die nach dem jetzt zu einer Ruine gewordenen Dorfe führen. Alle Umgebungen des Klosters sind mit Granitplatten belegt und die Gränzen mit kleinen 5 Fuß hohen Mauern bezeichnet, welche bei jedem Winkel, jedem Einschnitt mit Kugeln verziert sind.

Man tritt zuerst in einen weiten Hof, in dessen Hintergrunde sich das Portal der Kirche erhebt, die nichts Bemerkenswerthes hat, als kolossale Statuen der Propheten mit vergoldeten Verzierungen und

rosabemalten Gesichtern. Der Hof ist mit Steinplatten belegt, feucht und kalt, das Gras wächst in den Winkeln; schon beim Eintritt fällt auf uns die Langweile wie ein bleierner Mantel, der die Brust zusammenschnürt; es ist, als wenn Alles ausgestorben sey. Obgleich draußen eine Hitze von 30° ist, gerinnt das Mark in den Knochen; es scheint, als ob die Lebenswärme nie mehr unser Blut durchdringen könne. Diese Mauern, undurchdringlich wie das Grab, können die Luft der Lebenden nicht durch ihre dicken Wände hindurchlassen.

Unser Führer im Innern des Gebäudes war blind, und seltsam war es zu bemerken, mit welcher Genauigkeit er vor den Gemälden stehen blieb und die Maler und das Sujet ohne Zögern und ohne sich zu irren nannte. Er heißt Cornelio, und scheint recht zufrieden mit seiner Schwäche zu seyn.

Das Innere der Kirche ist traurig und nackt. Mausgraue, ungeheure Pilaster von grobkörnigem Granit erheben sich bis zu den Gewölben, die mit Fresken bemalt sind, aber mit ihren azurnen, duftigen Tönen schlecht zu der kalten, armseligen Architektur passen. Statuen von vergoldeter Bronze, die zu beiden Seiten des Retablo auf den Knien liegen, und die, wie ich glaube, Don Carlos und Prinzessinnen der königlichen Familie vorstellen, sind in großartigem Styl und machen eine gute Wirkung. Das Capitel, das dem Hochaltar gegenüberliegt, ist an sich selbst eine ungeheure Kirche, aber ohne Verzierung. Noch habe ich keine gothische Kirche betreten können, ohne ein tiefes, geheimnißvolles Gefühl zu empfinden, das mich mächtig ergriff, doch in dieser Kirche wird man von den Steinmassen dermaßen erdrückt, man fühlt so sehr, daß man hier unter der Herrschaft einer unbeugsamen, düstern Gewalt steht, daß kein Gebet, kein frommer Gedanke aufkommen kann.

Das Pantheon, oder Begräbniß der Könige, das wir nach der Kirche besuchten, ist ein achteckiges Gewölbe von 56 Fuß im Durchmesser und 58 Fuß Höhe, gerade unter dem Hochaltar, so daß der Priester, wenn er die Messe liest, auf dem Schlußstein des Gewölbes steht. Eine Treppe von Granit und buntem Marmor, von einem schönen Bronzegitter verschlossen, führt hinunter. Das Gewölbe ist mit Jaspis, Porphyr und andern nicht weniger kostbaren Marmorarten ausgelegt. In den Mauern sind Nischen mit Halbsäulen (cippes) von antiker Gestalt angebracht zur Aufnahme der Könige und Königinnen, die Erben hinterlassen haben. Auch hier herrscht eine erstarrende Kälte, und man begreift nicht, wie durch die Steinmasse, die auf uns mit erstickender Gewalt liegt, der Ruf der Auferstehung dringen könne.

In der Sakristei sind noch einige gute Gemälde, die übrigen sind nach Madrid ins königliche Museum gebracht worden; die Decke der großen Treppe ist von Luca Giordano gemalt, und stellt auf allegorische Weise das Gelübde Philipps II und die Gründung des Klosters dar. Die Bibliothek hat das Eigenthümliche, daß die Bände mit dem Rücken gegen die Wand und mit dem Schnitt dem Beschauer zugekehrt sind. Den Grund dieses Verfahrens kenne ich nicht.

Von der Kuppel hat man eine unendliche Aussicht; auf der einen Seite die weite gebirgige Ebene nach Madrid zu, auf der andern die Gebirge von Guadarrama und die Ansicht des Klosters mit seinen Höfen, Springbrunnen, Arkaden u. s. w. Auf einer Feueröffe war in seinem, einem umgekehrten Turban gleichenden Neste ein Storch mit seinen drei Jungen. Die Mutter stand auf einem Fuße mitten im Neste, den Hals in die Schultern gezogen und den Schnabel majestätisch auf der Brust ruhend, wie ein tiefsinnender Philosophe; die Kleinen streckten ihre langen Schnäbel und Hälse aus, um Futter zu verlangen, aber die Storchin blieb bei diesen hungrigen Demonstrationen unbeweglich, und dieses Bild erhob noch die traurige Stille und düstere Melancholie des Ganzen, es gab ihm fast etwas Aegyptisches, Pharaonisches.

Noch besahen wir den Garten, der mehr Architektur als Vegetation hat; überall Terrassen und Parterres von verschnittenem Buchsbaum, einige Springbrunnen und dazwischen einzelne Bassins voll grünlichen Wassers — ein langweiliger, feierlicher Garten, wie er sich für ein solches Gebäude ziemt.

Man sagt, das Escurial habe 1100 Fenster, und ich glaube es gern, obgleich ich sie nicht gezählt habe, denn so viel Fenster habe ich noch nie beieinander gesehen; auch die Zahl der Thüren ist fabelhaft groß.

Als wir wieder in die freie, warme Luft traten, athmete ich von neuem auf. Ich glaubte, das Leben sey mir von neuem wieder geschenkt, und die Hoffnung trat mir nahe, die ich in der Granitmasse ganz verloren hatte. In Madrid aber freute sich Jedermann, uns wiederzusehen; denn wenig Personen kommen aus dem Escurial wieder; entweder sterben sie in zwei oder drei Tagen an der Auszehrung, oder erschießen sich, wenn es Engländer sind. Nicht weniger überrascht war man, daß wir unsere Uhren wieder mitgebracht hatten. Denn in Spanien gibt es auf den Straßen immer Leute, die gern die Zeit wissen möchten, und weil keine Sonnen- oder Thurmuhren da sind, die Reisenden darum befragen.

Bei den Räubern fällt mir noch eine sonderbare Anekdote ein. Vor einiger Zeit wurde die Postkutsche von Madrid nach Sevilla auf der Straße von Räubern angefallen, beraubt und die Passagiere fortgeschleppt, um von ihnen reiche Lösegelder zu erpressen. Noch ist die Bande beschäftigt, die Beute zu theilen, als eine zweite Räuberbande die erste überfällt, sie in die Flucht schlägt und die Beute und die Reisenden in die Gebirge schleppt. Unterwegs nimmt einer der Beraubten seine Cigarrenbüchse heraus, die man ihm gelassen hatte, zündet sich eine Cigarre an und bietet einem neben ihm gehenden Räuber auch eine an, die dieser nicht ausschlägt, sie an der seinigen anzündet und nun ein Gespräch anknüpft, worin er über die schlechten Zeiten klagt, das Gewerbe wolle nicht mehr gehen, es sey übersetzt, gar viele Mühe und wenig Gewinn dabei, und endlich zu dem Geständniß kommt, daß er gern das Räuberhandwerk aufgeben und zu einem ehrlichen Gewerbe übergehen wolle, wenn er es ungestraft thun könne. Der Reisende, dem er diese Eröffnungen machte, war ein Mann von Einfluß, er versprach, sich für die ihres Standes Ueberdrüssigen zu verwenden, wenn man ihn nach Madrid gehen ließe; das ward ihm zugestanden, Pferd und Reisegeld und Paß gegen andere Banden gegeben, und als er mit dem Generalpardon zurückkommt, findet er Reisende und Räuber im besten Einverständniß traulich vereint um einen für jene besonders gestohlenen Schinken, den sie sich trefflich schmecken lassen, und fast zur Ueberzeugung gekommen sind, daß das Freibeuterleben doch nicht ohne Reize sey. Doch der Hauptmann hält ihnen eine derbe Strafpredigt, und Reisende und Räuber halten einträchtig und zum großen Jubel des Volks ihren Einzug in Madrid, denn Räuber der Postkutsche gefangen sind immer ein seltener Anblick.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed Widenmann.

Nr. 299.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 October 1840.

Naturwissenschaftliche Bemerkungen über Brasilien.

IX.

Die Goldwäschen von Minas Geraes.

Der Verfall der brasilianischen Goldwäschen ist in Europa mit einiger Besorgniß betrachtet worden, ohne daß triftige Gründe dazu vorhanden gewesen wären. Zwar war die Oberfläche des goldführenden Bodens oft genug ausgewaschen worden; allein der ganze Schatz der tiefern Schichten blieb unberührt und eröffnete für die Zukunft die schönsten Hoffnungen. Diese Hoffnungen sind nun auch in Erfüllung gegangen, und durch eine verständige Bearbeitung kommen überall neue Reichthümer zum Vorschein. Die Engländer, welche aller Orten sich einnisten, wo Gold zu holen ist, haben sich 40 Leguas hinter Villa Diamantina in Gongo Soco, Comarca von Sabará, angesiedelt, und eine Gesellschaft unter diesem Namen errichtet, welche einen glücklichen Fortgang hat. Nicht minder erfolgreich arbeitet die brasilianische Gesellschaft von Cocaes, und neue Gesuche zur Bearbeitung von Goldwäschen werden fast jedes Jahr der Regierung eingereicht. Ueberhaupt sind jetzt die Goldwerke eben so ergiebig als in frühern Zeiten; der ehemalige Fünftheil (Quinto) ist auf 5 Proc. für die Eingebornen und auf 10 Proc. für die Engländer herabgesetzt worden, und alle Arbeiten auf Gold in Matto Grosso hat die Ständekammer in Rio frei von Abgaben erklärt, um die Betriebsamkeit auch dort zu wecken. Dazu kommen noch anderweitige glänzende Aussichten in der Provinz Sergipe, wo die Mine von Itabayana Grande einen großen Reichthum verspricht, gleichwie auch die noch unbenutzten Goldlager von Pernambuco nebst den muthmaßlichen Schätzen des riesenmäßigen Para.

Ehemals wurde in den Zollhäusern (Registos) von Minas eine genaue Rechnung über das jährlich auf gesetzlichem Wege ausgeführte Gold gehalten; allein dieß hat schon seit langer Zeit aufgehört, weil der Schleichhandel viel zu groß war, als daß man zu einer richtigen Uebersicht hätte gelangen können. Nichtsdestoweniger geht aus den Büchern der Registos hervor, daß bis zum Jahre 1817 nicht weniger als 20,686,760 Unzen Troy in Gold zum Werth von etwa 900 Millionen Gulden von Minas ausgeführt wurden. Davon sind ungefähr 700 Mill. in die Münze nach Rio gekommen, wo im Durchschnitt folgende Summen ausgeprägt wurden:

		Werth in Gulden.
Von 1703—1767,	innerhalb 64 Jahren, im Durchschnitt . .	6,840,000
— 1768—1809	. . . . .	5,926,000
— 1810	. . . . .	4,200,000
— 1811—1821,	innerhalb 11 Jahren, im Durchschnitt . .	1,904,900
— 1822	. . . . .	464,100
— 1823—1832,	innerhalb 10 Jahren .	202,800

Aus dieser Uebersicht geht hervor, daß die Abnahme hauptsächlich in das Jahr 1810 fällt, wo Brasilien zuerst mit Papier- und Silbergeld überschwemmt wurde, wovon das letztere 20 Proc. unter dem Nennwerthe in Umlauf gekommen ist. Dieß veranlaßte ein außerordentliches Sinken der fremden Wechselcurse, weil nun in Silber statt in Gold bezahlt wurde, wodurch das letztere im Werthe gestiegen ist. Ueberdieß betrugen die Kosten der Ausmünzung 5 Proc. und der Gehalt der Goldmünzen war nach dem alten Münzfuße des Landes 6⅔ Proc. feiner als in jedem europäischen Staate. Wer daher sein Gold in Rio vermünzen lassen wollte, müßte 20 Proc. in Minas und 11⅔ in Rio, also zusammen 31⅔ verlieren. Auf der andern Seite war nun der Handelsstand den nachtheiligsten Schwankungen der Curse ausgesetzt, und um sie zu vermeiden, gingen Ströme Goldes nach England, das mit einem Aufgeld von selbst 10 Proc. gekauft wurde. Unter solchen Umständen ist es natürlich, daß man alles Gold durch Schleichhandel nach Rio und Bahia zu schaffen suchte, und daß die Goldwäschen in Minas immer ärmer zu werden schienen, obgleich nichts anders als die financiellen Wirren des Landes und die politischen Unruhen Schuld daran gewesen sind.

Nach den genauesten Schätzungen sind jetzt etwa 40,000 Menschen mit den Goldwäschen in Minas beschäftigt. Zwanzigtausend davon betreiben diesen Erwerbszweig nur gelegentlich, wenn sie keine einträglichere Arbeit finden können, und

nähren ſich dabei von der Jagd und etwas Ackerbau. Man ſchätzt ihren Erwerb durchſchnittlich auf 4 Unzen Gold, oder 80,000 Unzen jährlich, deren Werth auf 3,500,000 Gulden anzunehmen iſt. Dieſe Goldwäſcher beſtehen großentheils aus freien Negern, wovon etwa 60,000 männlichen und weiblichen Geſchlechts in Minas leben. Die übrigen 20,000 Goldwäſcher ſind Sklaven, welche das ganze Jahr hindurch mit dieſer Arbeit beſchäftigt ſind. Ihren Erwerb kann man jährlich auf 7 Unzen oder 140,000 Unzen im Ganzen berechnen. Der Werth dieſes Goldes iſt 6,125,00 Gulden, und der ganze Ertrag des jetzt in Minas ausgebeuteten Goldes kann auf 10 Mill. Gulden geſchatzt werden. Davon fällt ungefähr der zehnte Theil auf die Geſellſchaften von Gongo Soco und Cocoés, welche letztes Jahr eine Abgabe von 23,720 Gulden auf das gewonnene Gold entrichtet haben, während die übrigen Goldwäſcher auch die jetzt beſtehenden 5 Proc. nicht bezahlen, und alles durch Unterſchleif hinausſchaffen. Vergleicht man nun den jetzigen Ertrag mit dem frühern von 900 Millionen Gulden in 137 Jahren, wie er in den Zollbüchern angegeben iſt, ſo findet man eine Durchſchnittsſumme von 7,900,000 Gulden jährlich, welche mit Inbegriff des Schleichhandels ebenfalls den Werth von 10,000,000 Gulden erreicht haben mag. Daraus geht hervor, daß der Goldertrag, einige beſonders glückliche Jahre abgerechnet, ſo ziemlich gleich geblieben iſt, und daß Minas innerhalb 160 Jahren gegen 1600 Millionen Gulden Gold geliefert hat. Beſtätigt wird dieſe Schätzung in Bezug auf den neueren Ertrag dadurch, daß Minas für etwa 15,000,000 Gulden fremde Waaren über Rio und Bahia bezieht, und daß wenigſtens zwei Drittel dieſes Belaufs in Gold und Diamanten bezahlt werden. Gleicherweiſe wäre Braſilien gar nicht im Stande, ſeine Handelsbilanz auszugleichen, wenn nicht Gold und Diamanten den jährlichen Ausfall decken könnten; und da ſeit dem Geſetze vom 6 October 1827 das Gold als Waare (mercadoria) in Umlauf geſetzt werden darf, ſo kommt nun auch faſt nichts mehr in die Münze. Dieſes ſchöne Inſtitut, das jetzt im vollkommenſten Zuſtande ſich befindet, und mit großen Koſten durch engliſche Ingenieure hergeſtellt worden iſt, bringt dem Staate der noch beſtehenden alten Geſetze wegen nichts ein. Der Werth des Goldſtaubes auf dem Markte zu Rio iſt gewöhnlich 3420 Reis per Oitava; würden nun noch 11⅔ Proc. Vermünzungskoſten hinzugeſchlagen, ſo käme der Werth jeder Oitava auf 3819 Reis zu ſtehen, während ſie im Handel nur 3575 Reis werth wäre. Daraus ergäbe ſich ein Verluſt von wenigſtens 6 Proc., dem Niemand ſich unterziehen will. Es liegt daher ein Vorſchlag in der Kammer vor, die Ausmünzungsgebühr (braçagem) auf 1 Proc. herabzuſetzen, wenn reines Gold dazu beſtimmt wird, iſt es aber mit fremden Körpern vermiſcht, ſo ſoll es 5 Proc. bezahlen.

Die Hexenjagd.

(Fortſetzung.)

So ſaß eines Abends im Sommer Will Marks in der Mitte ſeiner Zuhörer, ſein Barett auf das rechte Ohr gedrückt, und las mit komiſchem Ernſt und mit manchen Ausſchmückungen ſeiner Laune die wahrhaftige und jämmerliche Geſchichte eines Herren in Northamptonſhire, welcher die Beute der Hexen und des Satans geworden war. An der Seite des Schülers ſaß in anmuthiger Haltung, ihr blondes Köpfchen über ſeine Achſel erhebend, um in das Buch hineinſehen zu können, ein junges Mädchen, welches von Zeit zu Zeit den Leſenden mit entſetzten Blicken anſah. John Podgers, auf ſeinem Kopf einen ſpitz zulaufenden Hut, eingehüllt in einen kleinen Mantel, ſaß den jungen Leuten gegenüber; ſein ganzes Geſicht zeigte das Entſetzen, von dem er durchdrungen war, während die Umſtehenden mit vorgeſtrecktem Hals und offenem Munde zitternd zuhörten. Von Zeit zu Zeit machte Will Marks eine Pauſe, und blickte ſeine Zuhörer mit Augen an, die ein boshaftes Lächeln nur mit Mühe verbargen, worauf er wieder eine noch furchtbarere Geſchichte anhob.

Schon war die Sonne untergegangen, und die Dämmerung verbreitete ſich allgemach über die Umgegend, als Will plötzlich ſchwieg, und ſeine Zuhörer den Hufſchlag eines Pferdes hörten. Bald hielt ein Reiter an der Pforte und fragte, wo John Podgers wohnte.

„Hier! hier!“ riefen ein Dutzend Stimmen, während andere den Ehrenmann aufweckten, der mitten in dem Nachdenken über das Vorgeleſene eingeſchlummert war.

Der Reiter war von Kingſton geſendet, deſſen Einwohner ſeit mehreren Nächten durch das wilde Geſchrei der Hexen, die am Galgen ihre Feſte feierten, aus dem Schlaf geweckt worden waren. Die Obrigkeit des Städtchens hatte daher beſchloſſen, eine Schildwache am Galgen aufzuſtellen, welche die Hexen dem Gerichte übergeben könnte. Da aber in Kingſton Niemand den Muth hatte, dieſes Wagſtück zu beſtehen, ſo war der Bote an John Podgers geſendet worden, deſſen Ruf als Hexenverfolger bis nach Kingſton gedrungen war, um ihn einzuladen, die Wache zu übernehmen.

John hatte mit großer Ruhe den Antrag angehört, dankte dann für das ehrenvolle Zutrauen, bedauerte aber, daß er ihm nicht entſprechen könne, weil er dem Schlafe zu ſehr ergeben ſey; doch empfahl er den Hufſchmied als einen muthigen Mann. Auch dieſer bedauerte, den Antrag nicht annehmen zu können, weil ſein Leben ſeiner Frau und ſeinen Kindern gehöre. Gleiche Entſchuldigungen hatten die übrigen Umſtehenden, jeder hatte eine Frau. Endlich riefen mehrere Stimmen: „Warum wendet man ſich nicht an Will, der keine Gefahr ſcheut, und noch dazu unverheurathet iſt?“ Will ſchlug den Antrag nicht aus, ſondern eilte, ſein Pferd zu ſatteln, und ritt nach kurzer Weile mit dem Fremden davon.

Vergeblich hatte John Podgers ihn von ſeinem gefährlichen Abenteuer zurückzuhalten geſucht, und mit beſorgten Blicken ſah ihm Alix, ſeine hübſche Nachbarin, nach. Der Hufſchmied meinte aber, indem er den Davonreitenden nachſah, daß Will ein guter Reiter ſey, und ein kecker, um nicht zu ſagen vorwitziger junger Menſch; „doch,“ fügte er mit ſalbungsvoller Miene hinzu, „wer weiß, wie es enden wird?“ Darauf zer-

freuten ſich die Nachbarn, und John machte Anſtalt ſchon halb im Schlafe in ſeine Wohnung ſich zurückzuziehen.

Die Bürger von Kingſton waren noch im erſten Schlummer, als Will mit ſeinem Begleiter die Stadt und die Herberge erreichten, wo die Häupter der Stadt die Ankunft des berühmten John Podgers erwarteten, und nicht wenig überraſcht waren, als ſtatt ſeiner der junge Menſch eintrat; doch wieſen ſie ſeinen Vorſchlag, die Stelle ſeines Ohms zu vertreten, nicht zurück, gaben ihm ihre Inſtructionen, daß er ſich unter dem Galgen verbergen ſolle, umgürteten ihn mit einem mächtigen Schwerte, um damit die Hexen zeichnen zu können, ließen auf ſein Verlangen ein treffliches Abendeſſen auftragen, und führten ihn, als Mitternacht herannahte, feierlich an den Ort ſeiner Beſtimmung.

Die Nacht war finſter; große Wolken bedeckten den Himmel, und ließen keinen Stern hindurch ſchimmern, von Zeit zu Zeit ließ ſich in der Ferne das dumpfe Murren eines heranziehenden Gewitters vernehmen, und ein heftiger Sturm ſtrich pfeifend über die weite, öde Gegend. Bald befand ſich Will, der zuletzt aus der Herberge gegangen war, er wußte ſelbſt nicht wie, an der Spitze der würdigen Spießbürger, die, in ihre Mäntel gehüllt, ſich ängſtlich hinter dem jungen Menſchen andrängten, und ſich hinter ihm zu verbergen ſuchten. Endlich hielt der Zug. Eine dürre, troſtloſe Ebene dehnte ſich vor ihnen aus, in einiger Entfernung erhob ſich drohend in dunkeln Umriſſen der Galgen. Noch einmal wiederholte man Will ſeine Inſtruction, wünſchte ihm eine glückliche Wache, und trennte ſich von ihm, aber ſo ſchnell, daß es ihm vorkam, als wenn ſie Alle in eiliger Flucht ihr Heil ſuchten.

Entſchloſſen ſchritt er an den Ort ſeiner Beſtimmung, und ſah mit großer Zufriedenheit, daß der Galgen leer war, und der Wind nur die eiſernen Ketten klirrend hin und her ſchlug. Der Verurtheilte war verſchwunden. Um ſich gegen einen Ueberfall und zugleich gegen den Wind zu ſichern, lehnte er ſich mit dem Rücken gegen den Galgen, hüllte ſich dichter in ſeinen Mantel, und mit ſeiner rechten Hand auf ſein Schwert geſtützt, wartete er die Dinge, die da kommen ſollten.

So ſtand er zwei lange Stunden, und, obwohl er ein junger, kühner Mann war, kamen doch, als die Feuchtigkeit der Nacht, der Regen, der ihm heftig ins Geſicht ſchlug, ſein Blut ein wenig gekühlt hatten, alle die Mährchen von Hexen und böſen Geiſtern, die er geleſen und gehört hatte, in ſein Gedächtniß zurück, und erregten ihm ſeltſame Gefühle. Durchſtreiften die Hexen nicht die Kirchhöfe, um nach der Alraunwurzel zu graben? oder den Leichen Stücke von Fleiſch zu entreißen, um ihre hölliſchen Reize zu erhöhen? Salbten ſie ihren Leib nicht mit Menſchenfett, ehe ſie in die Lüfte flogen?

Er konnte dieſe Gedanken nicht los werden, und doch wagte er nicht, um ſich zu zerſtreuen, von ſeinem Standorte ſich zu entfernen, in der Beſorgniß, es könne ihn plötzlich ein Angriff treffen, wenn er den Galgen verließe. Mittlerweile hatte das Wetter ſich genähert, und brach jetzt mit furchtbarer Heftigkeit los; in Strömen floß der Regen nieder, vom heftigſten Sturm hin und her gejagt, und vermehrte noch die dicke Finſterniß.

Plötzlich hörte er dicht neben ſich eine dumpfe Stimme murmeln: „Großer Gott! er iſt herabgefallen! dort ſteht er, als wäre er lebendig!“

Will ſchlug ſeinen Mantel aus einander, zog ſeinen Degen und ſtürzte auf die Stelle los, woher die Stimme erſcholl. Er ergriff eine Frau am Kleide, eben als ſie davon eilen wollte, und ihm jetzt faſt ohnmächtig zu Füßen ſank. Eine andere Frau, wie jene ſchwarz gekleidet, ſtand unbeweglich vor ihm, und betrachtete ihn mit entſetzten Blicken.

„Wer ſeyd Ihr?“ rief Will, der von ſeiner Ueberraſchung ſich erholt hatte, „was wollt Ihr hier?“

Er erhielt die Fragen zurück, und ſollte noch obendrein Rechenſchaft vom Körper des Gehenkten geben, wohin er gebracht ſey.

In kurzen Worten gab er der Fragenden Auskunft, weßhalb er ſich hier befinde, äußerte die Vermuthung, daß die beiden Frauen wahrſcheinlich in den vergangenen Nächten um den Gehenkten die Wehklage erhoben hätten — was ſie eingeſtanden — und bot endlich ihnen ſeine Hülfe an, wenn ſie ihnen von einigem Nutzen ſeyn könnte, denn er vermuthete, daß der Gehenkte wahrſcheinlich als ein Opfer der Politik oder des Parteihaſſes gefallen, und von ſeinen Freunden ſchon abgenommen worden wäre.

Die beiden Frauen traten zurück, und beſprachen ſich leiſe; nach wenigen Minuten näherte ſich ihm die jüngere von ihnen, und fragte ihn, ob ſein Anerbieten ernſtlich gemeint ſey? Will betheuerte es, und wurde gebeten, ihnen zu folgen.

Immer noch fiel der Regen, heulte der Wind mit Heftigkeit; die Flüchtigen ſchritten durch die dichte Finſterniß auf Nebenwegen ungefähr eine Meile weit fort, bis ſie an eine enge Schlucht kamen, über welche mehrere Bäume ihre dickbelaubten Zweige dehnten, und wo ein Mann drei geſattelte Pferde hielt. Nach einigen Worten der beiden Frauen überließ er Will das ſeinige und entfernte ſich, als er ſie in den Sattel gehoben hatte, nach der entgegengeſetzten Seite. Im ſcharfen Trabe begleitete Will die Frauen bis in die Nähe von Putney, wo ſie vor einem großen, einſam ſtehenden Hauſe hielten, die Pferde einem Diener überließen, der ſie erwartet zu haben ſchien, in das Haus traten, und Will in einem kleinen Zimmer allein ließen.

(Schluß folgt.)

Malcolms Anſichten über China nebſt einigen Worten über die Ereigniſſe zu Krawang.

Die Annäherung zum himmliſchen Reiche an der Mündung des Perlfluſſes (Choo-Kiang) gewährt einen großartigen Anblick. Kein Hinderniß, keine Sandbank ſteht der Schifffahrt im Wege. Eine Menge kleiner, aber hoher Inſeln dienen den Seefahrern zur Richtung, und über 20 Stunden von Morgen gegen Abend erſtreckt ſich die weite Bucht. Fünfzehn Stunden den Fluß aufwärts behält er eine Breite von drei Meilen. Bei der Bocca Tigris iſt er noch eine kleine Stunde breit, und wird durch eine in der Mitte liegende Inſel in zwei

Arme geschieden. Hier ist der Eingang in den eigentlichen Fluß, welcher durch einige schwache Festungswerke vertheidigt wird.

Kaum hat man diesen Engpaß hinter sich gelassen, so kommen Fischerboote herbei und bieten einen Steuermann an. Diese Boote sind vorzüglich gebaut, bedeckt und schoonerartig getakelt. Unter dem Verdecke werden Mundvorräthe und Wasser aufbewahrt, und bei schlechtem Wetter wird darunter geschlafen. Die Kleidung der Fischerleute und der arbeitenden Classe überhaupt besteht nur aus blauen Hosen ohne Knöpfe, welche oben so weit sind, daß sie zweimal um den Körper gehen. Während der Arbeit tragen die Chinesen kein anderes Zeug; außer der Arbeit aber eine glasirte baumwollene Jacke mit kurzen Aermeln. An Schönheit, Werth und zarter Auswahl übertrifft der Anzug wohlhabender Chinesen jede andere Volkstracht.

Lintin, eine Insel in der Mitte des äußern Hafens, ist zwar groß, aber nur wenig bewohnt, und verdient bloß deßwegen Erwähnung, weil hier der Sitz der Schmuggelei mit Opium ist. Zwischen den einsamen Höhen beschützt, liegen die Hehlschiffe, welche die ankommenden Fahrzeuge ihrer Bürde entlasten, und durch schnellsegelnde chinesische Boote nach der Küste bringen lassen. Drei Meilen unterhalb Canton liegt Whampoa, wo fremde Schiffe ankern müssen. Der Ankergrund erstreckt sich eine Stunde weit quer über den Fluß, und manchmal liegen hier an hundert Schiffe beisammen. Zahllose Flußschiffe (Schampanen), mit Fischern, Obst- und Gemüsehändlern, Waschweibern u. s. w. besetzt und von verzierten Mandarinenbarken umschwärmt, bilden eine lebhafte Scene. Whampoa ist ein großes Dorf, und liegt auf der Insel gleiches Namens. Die Bewohner beschäftigen sich mit dem Handel von Lebensmitteln für die fremden Schiffe und treiben Schmuggelei mit Opium. Boote liegen zu Tausenden um Whampoa, welche einzelnen Familien beständig zum Aufenthalt dienen. Die Frau steuert, während der Mann rudert, und wenn erwachsene Kinder vorhanden sind, hat jedes ein Ruder in den Händen. Sind sie noch zu jung, so spielen sie auf dem Verdeck, und man bindet ihnen einen großen Kürbis um die Hüften, damit sie nicht ertrinken, wenn sie über Bord fallen. Säuglinge tragen die Mütter wie Schnappsäcke auf den Rücken gebunden, ohne in ihren Bewegungen sich stören zu lassen. Wer Bootleute in Amerika und Europa gesehen hat, kann nur mit Erstaunen diese Menschenclasse in China betrachten. Ihre Kleidung, der Bau und die Eintheilung ihrer Boote, ihre Ruhe, Ordnung, Betriebsamkeit und Sittsamkeit verdienen Bewunderung. Weit stehen wir in dieser Beziehung hinter den Chinesen zurück. Wohin man auch das Auge wendet, wimmelt die Erde und das Wasser von betriebsamen Menschen; jeder Felsen trägt Wohnungen und bebaute Felder.

Fremden Schiffen ist es erlaubt, ihre Boote nach Canton zu schicken, ohne daß sie gehalten sind am Zollhause anzulegen. Kein Reisender will sich aber dieser Boote bedienen, sobald er ein chinesisches sogenanntes Dollar-Boot gesehen hat, weil sie viel bequemer sind, und sowohl gegen die Sonne als den Regen schützen. Alle diese Boote sind außerordentlich reinlich, nirlich und gut eingerichtet, bestehen aus drei Abtheilungen, und haben in der Mitte eine angenehme mit Fenstern versehene Cajüte. In einer Ecke sitzt Buddha, in einem hübschen Kästchen verschlossen, mit dem Finger nach oben zeigend, und vor ihm brennen Rauchkerzen von Sandelholz. Auf dem Verdeck, hinter der Cajüte und im Angesicht des Steuerruders, sind Küche und Speisekammer, damit die Frau zu gleicher Zeit steuern und kochen kann. Vorn stehen zwei sechs Zoll hohe Stühle, auf welchen die Ruderer sitzen, und zwischen ihnen und dem Eingang zur Cajüte ist ein Dach angebracht, unter welchem auf einer Seite der immer dampfende Theekessel nebst den Tassen steht, während auf der andern Seite ein hübsch lackirtes Theebrett kleine Hölzer enthält, womit die Ruderer ihre Cigarren anbrennen. Breite Hüte von Palmblättern schützen den nackten Rücken dieser Leute vor den brennenden Strahlen der Sonne, und Hunderte solcher Boote sind unaufhörlich zwischen Whampoa und Canton auf der Reise. Die Aussicht vom Flusse ist einförmig, aber doch anziehend. Auf beiden Seiten sind die Ufer mit Reisfeldern und Dörfern besäet, welche von Orangebäumen, Litschi und Bananen beschattet sind, und wo unfruchtbare Hügel den Anbau des Bodens nicht lohnen, sind sie mit Grabmälern verziert.

Ehe man an die Stadt kommt, ist der Ankerplatz der Dschonken und der kaiserlichen Flotte. Diese mag dem Reisenden ein Lächeln entlocken, aber keinem wird sie Furcht einjagen. Weiterhin wird die Zahl der Handelsfahrzeuge immer größer, und eine unglaubliche Menge Boote, schwimmende Häuser und große, sechzig Tonnen führende Thee-Dschonken machen die Anfahrt gefährlich. Ist man Canton gegenüber, so sieht man nichts als die Vorstadt auf der Flußseite und Theile von der Stadtmauer. Auf dem Flusse entlang sind regelmäßige Straßen von beweglichen, zierlichen und bequemen Häusern angelegt, und prächtige Mandarinenboote, langsam hin- und hersegelnd, versehen die Polizei. Eine schwimmende Stadt ist hier zum Erstaunen des Reisenden ausgebreitet, und jählings glaubt man sich in einen andern Planeten versetzt. Man rechnet, daß 84,000 Familien auf dem Flusse leben, und daß die Stadt überhaupt nebst den Vorstädten eine Million Seelen enthält.

(Fortsetzung folgt.)

Englische Colonialnachrichten.

Die Franzosen hatten kürzlich einige Spione in Aden, welche von da bis ans rothe Meer aufwärts gingen, obgleich sie angaben, sie wollten nach der Insel Bourbon zurückkehren. Die Franzosen suchen mit großem Eifer eine Colonie auf der afrikanischen Seite, wo möglich Aden gegenüber, zu gründen, bis jetzt aber haben die Engländer ihre Bemühungen vereitelt, und sind seit den letzten Monaten mit mehrern Häuptlingen in Unterhandlung getreten, die über günstig gelegene Plätze, z. B. Massawah, zu verfügen haben. Capitän Moresby ist mit dem Kriegsdampfboote nach Mokka gegangen, und hat mit dem Scherif dieses Orts einen günstigen Vertrag abgeschlossen.

Am 5 Julius fand ein neuer Angriff von 4000 Arabern gegen Aden statt.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 122 u. 123** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: **Tippo Saib's letzter Tag.** Von Barry Cornwall. — **Gedichte von Felicia Dorothea Hemans.** — **Zustand und Beruf der Frauen.** — **Die Fregatte La Sérieuse oder die Klage des Capitäns.** (Schluß.)

In das Abonnement dieses dem Auslande vorgelegten Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jährlich eingetreten werden: es beträgt für das Abonnement des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 122 u. 123.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

25 October 1840.

Gedichte von Felicia Dorothea Hemans.

(Geboren zu Liverpool, am 25 September 1793; gestorben zu Redesdale bei Dublin, am 16 Mai 1835.)

1. Weit entfernt.

Weit entfernt! — O meine Seel' iſt fern,
Wo ins Meer die ſchroffen Felſen ſpringen;
In den Blumen, o wie gern, wie gern
Hör' ich wieder meiner Schweſter Singen —
Weit entfernt!

Weit entfernt! — Mein Träumen, es iſt fern,
Wenn die Sterne Nachts am Himmel ſcheinen!
Meine Mutter ruft: o, kehre gern,
O, komm wieder, Kind, komm zu den Deinen —
Weit entfernt!

Weit entfernt! — Mein Hoffen, es iſt fern,
Wo ſich Luſt und Liebe neu verbinden!
O, du Taube, zieh'nd von Stern zu Stern,
Leih' mir Flügel, jenen Strand zu finden —
Weit entfernt!

2. Grablied zur See.

Schlaf! — Wir geben dich der Fluth,
Roth von der Gefallnen Blut;
Ehre dem, der alſo ruht. —
O, leb' wohl!

Schlaf! — Du nahmſt dein wogig Feld!
Meer und Himmel ſind dein Zelt;
Deine Leichenfahne fällt
Dumpf und hohl!

Einſam in des Meeres Schooß,
Unbeweint und grabſteinlos,
Ruhſt du, den ſein Todesloos
Jählings traf!

Doch dein Mal, mit blut'gem Schein
Flatternd durch der Seeſchlacht Drau'n,
Soll die Rothkreuzflagge ſeyn —
Schlaf, o ſchlaf!

3. I dream of all things free.

Was da frei, das iſt mein Traum!
Eine Barke, fluthgewiegt,
Die ſich Bahn macht durch den Schaum,
Wie ein Pfeil zum Ziele fliegt!
Dann ein Hirſch im grünen Wald;
O, wie wirft er ſein Geweih!
Tauſend Bäche, klar und kalt —
Alles, alles, was da frei!

Dann ein Aar, der trotzig kreiſ't
Um der ſchroffſten Berge Zug;
Ich erblick' ihn jüngſt im Geiſt,
Hörte rauſchen ſeinen Flug.
Einen Strom ſchritt ich hinan,
Dicht umweht von Buſch und Baum,
Ohne Segel, ohne Kahn —
Was da frei, das iſt mein Traum!

Ein beglücktes Kind im Hain,
Das mit Blumen ſpielt und Reh'n;
Indier, die bei Sternenſchein
Durch des Urwalds Dickicht gehn;

Jauchzend Volk auf Siegesſtätten,
Vogenſchäß am grünen Baum: —
— O, mein Herz liegt wund in Ketten,
Und was frei, das iſt mein Traum!

---

4. Der Engel Ruf.

Flüſtern, horch, und Engelwort:
Schweſtergeiſt, zieh' mit und fort!

Komm in des Friedens Land!
Komm, wo des Sturmes rauhe Stimme ſchweigt,
Komm, wo der Schatten von der Seele weicht,
Komm, wo das Leid gebannt!

Da drückt dich keine Furcht!
O, komm hinüber! Liebe nur und Ruh'
Weht dir der Taube weißer Fittig zu,
Die ſtill die Luft durchfurcht!

Komm zu der Sel'gen Schaar!
Bei den Gerechten, die des Lammes Statt
Aus allen Landen ſich berufen hat,
Ausruhſt du immerdar!

O, lang warſt du allein!
Zu deiner Mutter komm! — am Sabbathſtrand
Siehſt du nicht winken der Geliebten Hand?
O, komm! kehr' bei ihr ein!

In Schweigen ließ man dich!
Zu deinen Schweſtern komm! — Du hörſt ſie ſchon:
Ihr jubelnd Lied, ein einz'ger ſüßer Ton,
Begrüßt dich freudiglich!

Auch deine Sonne ſcheint!
Sturm beug dein Haupt, als wär's ein Weidenaſt:
Zu deinem Vater komm! — Du haſt nun Raſt!
Du haſt nun ausgeweint!

Jetzt wirſt du ſelig ſeyn!
Kein Wechſel waltet, wo du weilſt hinfort,
Und, ha! den Tod bezwang die Liebe dort!
Zu deinem Gott geh' ein!

---

5. Verwandte Herzen.

O, forſch' und frag' auf Erden nicht
Zu warm nach Mitgefühle! —
Drum ſprudelnd eine Quelle bricht,
Der Herzen gibt's nicht viele;
Und die es gibt: — vereinigt ſah
Sie nie noch eine Stelle;
Es wäre ſonſt das Leben ja
Zu ſchön für ſeine Schnelle!

Das Auge deines Bruders ſieht
Vielleicht nicht, wie das deine,
Zum Himmel, wenn er brennend glüht
Im blau'gen Abendſcheine;
Bei Veilchenduft und Lenzeswehn,
Und bei der Amſel Locken —
Dein Auge wird dir übergehn,
Sein' Auge bleibt ihm trocken!

Ein Lied von Zeiten, die geflohn,
('S iſt ſüß, ihm trüb zu lauſchen!)
Entfernter Abendglocken Ton,
Bei Nacht der Wellen Rauſchen;
Der Winde ſtürmiſcher Accord,
Ausſchütternd unverdroſſen: —
Dir iſt das Alles Bild und Wort,
Ihm bleibt ſein Seyn verſchloſſen!

Doch darum nicht weiſ' ihn zurück,
Der Jahre lang dich liebte,
Der anſah deiner Kindheit Glück,
Und den dein Schmerz betrübte!
Und wenn er weinend mit dir ſtand
An einem Todtenſchreine;
Dich pflegte, warſt du ſiech: — verwandt
Iſt deiner Bruſt die ſeine!

Doch jene Kreiſe, licht und rein,
Drin ſel'ge Geiſter ſchweben,
Wie Blumen wohl in einem Hain
In einem Lüftchen beben;
Doch jener gleiche ſüße Ton
Verwandten Fühlens Zeuge:
O, träume länger nicht davon —
Gen Himmel ſieh' und ſchweige!

B. Freiligrath.

Zuſtand und Beruf der Frauen.

1. Das Weib und ſein Herr.

Von Lady Morgan. 1840.

2. Des Weibes Beruf.

Von Miß Lewis. Siebente Auflage. 1840.

Die beiden Bücher, die wir oben zuſammengeſtellt, ſind in einem ſehr verſchiedenen Geiſt geſchrieben, ja ſie bilden gewiſſermaßen einen Gegenſatz. Die Verfaſſerin des einen, die berühmte Romandichterin Lady Morgan, geht, als von einem unbeſtreitbaren Axiom, von der Vorausſetzung aus, daß der Zuſtand des Weibes in der ganzen Welt und zu allen Zeiten ein Zuſtand der Unterdrückung, der Sklaverei, wenigſtens nie ein normaler geweſen ſey. Dieß wird hiſtoriſch nachgewieſen in der bis jetzt erſchie-

neuen ersten Hälfte ihres Werks, und die zweite Hälfte, welche die mittelalterlichen und neueren Zeiten umfassen soll, wird vermuthlich auch Vorschläge und Ideen bringen, wie diesem Mißverhältniß abgeholfen, wie das Weib in die ihm gebührenden Rechte eingesetzt werden soll. Das zweite Büchlein, das in kurzer Zeit sieben Auflagen erlebte, wendet sich dagegen den weiblichen Pflichten zu, in stillschweigender Voraussetzung, wie man sich denken kann, daß die Frauen sich in einem solchen Zustande befinden, daß ihrer Freiheit ein bedeutendes und wichtiges Feld der heilsamsten Thätigkeit, falls sie das Rechte wollen und wählen, offen stehe. Es könnte scheinen, als erwerbe sich die erstgenannte geistvolle Schriftstellerin ein größeres Verdienst um ihr Geschlecht, indem sie dessen Ansprüche und Rechte gegen die Anmaßungen des männlichen Geschlechts vertheidige und ihm eine würdigere Stellung und Existenz zu verschaffen suche; aber es wäre möglich, daß dennoch die zweite mehr im Interesse der Frauen, mehr für ihre wahre Würde geleistet hätte; denn die Natur der Sache bringt es hier mit sich, daß eine tiefe und verständige Auffassung der Pflicht zugleich auch auf das eigene Ansehen, die eigene Würde der Frauen zurückwirken muß; wenn die Frauen als Mütter und Erzieherinnen ihre Pflichten gewissenhaft zu erfüllen sich zur Aufgabe machen und vor Allem diesen Kreis ihrer Thätigkeit zu erkämpfen suchen, da kann es nicht fehlen, daß nicht die von ihnen herangebildeten Generationen ihnen mit Ehrfurcht und Liebe vergelten, während das Geltendmachen von Ansprüchen gar leicht den Stolz und Uebermuth der Männer reizt, und sie herausfordert, auf die weibliche Schwachheit und Untüchtigkeit höhnisch hinzuweisen. Ueberhaupt — auf dem Gebiete des Rechts, im Staat, können Rechte allenfalls erkämpft, aber auf dem Gebiete der Sittlichkeit, in der Familie, müssen sie moralisch erworben werden. Doch wir wollen unsre Leser durch Proben aus den beiden Büchern in Stand setzen, sich selbst ein Urtheil zu bilden über die Tendenz und den Werth derselben.

Lady Morgan schildert in ihrem ersten Capitel die intellectuellen und moralischen Fortschritte, welche die Menschheit in einem Zeitraum von sechstausend Jahren gemacht, klagt aber darüber, daß doch noch so viel zu thun übrig sey, daß so wichtige Wahrheiten noch verkannt, so heilige Rechte noch vorenthalten werden. „Noch immer sind unüberwältigt mancherlei große Hindernisse, welche der Wirksamkeit der gesellschaftlichen Maschinerie entgegenstehen; Unebenheiten und Mangel an Ineinandergreifen hemmen ihr Spiel und erschweren ihre Bewegungen, an die man doch kaum denkt. Die mißhelligen Bruchstücke älterer Systeme sind noch vorhanden, welche mit den neueren Federn und Principien der Thätigkeit nicht recht zusammenstimmen. Bei dem großen, allgemeinen Fortschritt der Erkenntniß und des Wissens ist vieles versäumt, vieles übersprungen worden; und unter den wohlthätigsten Reformen und einsichtsvollsten Verbesserungen sind noch große moralische Mißstände zurück, welche beseitigt werden müssen, ehe die Interessen der Menschheit auf ein der Natur gemäßes, zu allgemeinem Glück führendes System hart werden können. Aber worin liegt das Versehen? Kann es ein solches seyn, das ebenso erstaunlich augenfällig als in seinen Nachtheilen von unermeßlicher Wichtigkeit ist? Während man Gesetzbücher umarbeitete, Institutionen vernünftiger ordnete und die Interessen von Classen und Ständen sorgsam wahrnahm, hat man die eine Hälfte der Menschheit bis auf den jetzigen Augenblick auf dem Punkte gelassen, auf den die ersten rohen Einrichtungen einer barbarischen Gesellschaft und ihre barbarischen Gesetze sie stellten. Ist das Weib wirklich noch jetzt ein zum Dulden bestimmtes, ein rechtloses Geschöpf, wie zur Zeit der unwissenden Kindheit frühern ungeordneten Zusammenlebens, wo das Recht des Stärkern das einzig gültige Gesetz war? Und ist bei dem großen Drängen nach einer regenerirenden Reform das tüchtigste und geistigste Werkzeug socialer Verbesserung und nationaler Wohlfahrt, ist das Weib vergessen worden? Ist sogar jetzt noch, wo das Supremat von der Muskelstärke an den Geist übertragen worden, ist auch jetzt noch das Wesen vom feinsten Geist, mit den beweglichsten Fibern, mit der empfindlichsten und zartesten Organisation, das Gott, um die Genossin und Gehülfin des Mannes zu seyn, an die Spitze der Schöpfung gestellt, — die Gründerin der Nationen; die Verschönerin der Racen, ist das Weib allein zurückgeblieben auf dem Anfangspunkt der Civilisation, während Alles um sie her fortschreitet und sich verbessert? Und ist der Mann noch immer „der Herr," und verewigt er, in mißleiteter Eigenliebe, ihren Zustand der Unwissenheit und Abhängigkeit, während ihre Emancipation und bessere Stellung, als krönendes Element seines eignen Glücks, ein so höchst dringendes Bedürfniß ist? Wenn er im Fortschritt der feinern Bildung die Kette seiner Sklavin glänzender gemacht statt gebrochen hat, so hat er nur einen neuen, schimmernden Keim von Uebel an sein eignes Schicksal befestigt, und mit seinen edelsten Begriffen von nationaler und socialer Entwicklung ein Princip verknüpft, welches nur zu oft den Fortschritt seiner besten Reformen lähmt und ihre Resultate schwächt. Wenn in der frühesten Aera der Gesellschaft das Weib das Opfer der physischen Ueberlegenheit des Mannes war, so ist sie noch in der neuesten das Opfer von Gesetzen, bei deren Beschließung sie keine Stimme hatte, ist sie den Strafbestimmungen eines Codex unterworfen, der ihr doch nur wenig Schutz gewährt. Während der Mann bei seinen ersten rohen Bemühungen auf dem Gebiete der Rechtsbestimmung das weibliche Geschlecht durch Beschränkungen und Unfähigkeitserklärungen gefesselt, hat er dessen natürliche Rechte unbeachtet und unbeschützt gelassen, seine Freiheit nicht anerkannt. Die Existenz des Weibes ganz in die seinige verschlingend, hat er ihr kein besonderes, persönliches Interesse gestattet, ihr keinen unabhängigen Besitz zuerkannt, denn, sagt das Gesetz — ein Gesetz, das Männer gemacht haben — denn der Mann ist des Weibes Haupt, und alles was sie hat, gehört ihm. — Selbst die Frucht ihrer eignen Arbeit kann ihr entrissen werden. Die einzelne Frau und die verheirathete Frau ist gleicherweise das Opfer der Gewaltthätigkeit und Ungerechtigkeit — dieser unwandelbaren, allgemeinen Attribute des Rechts des Stärkern. Aber noch ein schrecklicherer Frevel wird begangen gegen alles, was dem Weibe das Theuerste ist; sie kann beraubt werden des Besitzes ihres eigenen Kindes, des Kindes das noch vor einer

Stunde unter ihrem Herzen geborgen war, ein Theil ihres Selbſts, Fleiſch von ihrem Fleiſch und Bein von ihrem Bein — ihr Kind kann von ihr geriſſen werden, während es noch ſeine Nahrung von ihrer Bruſt empfängt, während ſie noch dem Himmel dankt für all ihre überſtandenen Leiden, indem ſie zärtlich auf ſeine Hülfloſigkeit ſchaut.

Zwar ſind im Verlauf des moraliſchen Fortſchritts einige ſchwache Lichtſtrahlen hervorgebrochen auf die Nacht dieſer Unbilden; und Billigkeit, der geſunde Sinn fortſchreitender Civiliſation, hat durch ein Syſtem von Fictionen dem Geſetze zu trotzen geſucht. Schüchtern die mögliche Ungerechtigkeit früherer Inſtitutionen zugebend, weicht ſie zögernd den Conſequenzen aus, und wagt nicht das Princip anzutaſten. So iſt das Schickſal des Weibes nur verwickelter und unſicherer geworden; und Rechte, über welche die Natur der Dinge längſt entſchieden hat, werden Jahre lang ſchwebend hingehalten vermöge des Unzuſammenhängenden und Widerſprechenden der Maſchinerie, durch welche ſie unterſtützt worden ſind, bis ein Leben hinausgeſchobener Hoffnung ſich verzehrt hat, ehe der Fleiß und die Einſicht ihrer Vertheidiger ſich der Sache bemächtigen und ſie zur Entſcheidung reif machen können.

Aber umſonſt hat die öffentliche Meinung, die neue Inhaberin der Macht, die Antagoniſtin der phyſiſchen Gewalt, ihre Tribunale für die Beſchwerden der Unterdrückten geöffnet! Selbſt hier tritt ihr Herr ihr entgegen und beruft ſich gegen ſie auf das, was er Philoſophie und Wiſſenſchaft nennt; und wenn gerade, während dieſe Zeilen geſchrieben werden, eine ärmliche Maaßregel theilweiſer und widerſtrebender Verbeſſerung der Geſetzgebung abgedrungen worden, ſo iſt dieſer Ausnahmsfall nur eine Gelegenheit geworden zu um ſo trotzigerer Behauptung des empörenden Princips. Die natürliche Abhängigkeit des weiblichen Geſchlechts von ſeinem Herrn, die angebliche Unfähigkeit zu den höhern intellectuellen Beſtrebungen und die vorausgeſetzte Untüchtigkeit zur Concentration werden noch immer behauptet; und während man der Frau erlaubt, die Künſte zu üben, welche bloß ergötzen und häufig corrumpiren, wird ſie geſchmäht als ein geſchlechtsloſes Weſen, als ein *luxus naturæ*, wenn ſie ihren Sinn auf Beſtrebungen richtet, welche nützlich werden möchten, und welche unfehlbar den Geiſt erheben. Indem er ſie für den Harem erzieht, aber von ihr die Eigenſchaften und Tugenden des Portikus fordert, erwartet der Mann von ſeiner Odaliske die Feſtigkeit des Stoikers und verlangt von ſeiner Sklavin die Uebung der Tugenden, welche dem Herrn Unſterblichkeit verleihen. Er ſagt ihr: Dunkelheit ſey *ihr* wahrer Ruhm, Unbedeutenheit ihre Auszeichnung, Unwiſſenheit ihr Loos, und duldender Gehorſam die Vollendung ihrer Natur; und doch erwartet er von ihr, als tägliche und ſtündliche Lebensgewohnheit, jene Herrſchaft über die Leidenſchaften durch die Stärke der Vernunft, jenen Triumph der moraliſchen Energie über die Sinne und Triebe, jene Erduldung perſönlicher Entbehrungen und Selbſtverläugnungen, welche bei ihm Eigenſchaften ſeltener Ausnahmen, mühſam errungene Tugenden ſind.

Dieß iſt das Loos der Frau geweſen unter den edelſt organiſirten und geiſtigſten Völkern der Menſchheit und in den ihrer moraliſchen Entwicklung günſtigſten Ländern. Bei den niedriger ſtehenden Racen und unter minder gemäßigten Himmelsſtrichen iſt ſie noch entwürdigter und hülfloſer Gegenſtand und Opfer brutaler Sinnlichkeit, vergeht ihr Leben in erniedrigender Beſchränkung und entwürdigender Unwiſſenheit, während ihr Tod nicht ſelten die Folge mörderiſcher Gewaltthätigkeit oder raffinirter Martern iſt.

Aber wie hat nun dieſe Pariakaſte des menſchlichen Geſchlechts, mißhandelt vom Geſetz, gäfft mit Fictionen und Gegenſtand der rohen Gewalt — wie hat das Weib das ihr angewieſene Geſchick empfunden, ertragen, wie ſich benommen? Hat ſie mit zahmer Erdebung das Haupt unter das Joch gebeugt, als wäre ihre Natur dafür geeignet und geſchaffen? oder hat ſie als Sklavin, Concubine oder Frau gefühlt und proteſtirt? Hat ſie nicht manchmal unter dem corrumpirenden Einfluß der Unterdrückung, jene Eigenſchaften ihres Geſchlechts, welche beſtimmt waren zu einer Ergänzung des intellectuellen Syſtems der Gattung, zur Unterſtützung des Mannes in ſeinem Krieg mit den Elementen, zu Waffen gegen ihn verwandelt? Iſt nicht unter ſeiner Mißherrſchaft ihre raſche Faſſungskraft oft zur Schlauheit entartet? Hat ſie nicht inne geworden, wie wenig von ſeiner Gerechtigkeit zu hoffen, die Herrſchaft über ſeine Leidenſchaften ſich zu gewinnen gewußt? Und hat nicht der Mann, der jedes Recht läugnet, das ſeiner Oberherrſchaft Abbruch zu thun droht, ſich dem Zauber gefügt, welcher dieſelbe untergräbt; und hat er nicht, wenn er ſo mittelbaren oder unmittelbaren Einfluß zuließ, wo er Kenntniß und Einſicht verſagte und Rechte verweigerte, eine hinterliſtige, unwiſſende Tyrannei gegründet, die beſtändig ſeine eignen Plane durchkreuzt, den beſten Intereſſen der Geſellſchaft ſchadet, und ihr Vorſchreiten zur Reform verzögert?

Trotz ihrer falſchen Stellung hat das Weib ſich hindurchgekämpft durch alle Herabwürdigungen und Rechtsvorenthaltungen, hat die Abſichten der Natur zu ihren Gunſten gerechtfertigt, und ihre Anſprüche, an den moraliſchen Bewegkräften der Welt Theil zu haben, bewieſen. Bei allen Ausbrüchen des Geiſtes, bei jedem Vordringen auf der großen Bahn der Beſſerung hat ſie ihren Antheil gehabt; und ſie ließ ſich dabei gebrauchen als Werkzeug, ohne Hoffnung auf Lohn; ſie erfüllte getreulich ihren Beruf, ohne Ausſicht auf Anerkennung. Sie hat in verſchiedenen Zeitaltern ihre geheimen Dienſte ihrem Meiſter und Gebieter geliehen, ohne ſeinen Triumph, ſeinen Erfolg mitzugenießen. Ihre Feinheit hat Anſichten Eingang verſchafft, welche aufzuſtellen der Mann ſich ſcheute, und ihre Gewandtheit Gunſt für Lehren gewonnen, welche ſein Genius zwar gefunden, aber welche zu verbreiten ihm die Kunſt fehlte. Prieſterin, Prophetin, das Orakel des Dreifußes, die Sibylle der Höhle, das verſchleierte Idol des Tempels, die verhüllte Lehrerin der Akademie, die Märtyrerin oder Miſſionarin einer geiſtigen Wahrheit, die gewaffnete Verfechterin einer politiſchen Sache, iſt ſie gebraucht worden für jeden Zweck, wo der Mann, wenn er ſeine Gattung nicht durch die Kraft der Wahrheit überzeugen konnte, ſie zu einem guten Zweck zu fanatiſiren ſuchte, ſo oft der Geiſt durch indirecte Mittel über die Trägheit der Maſſen triumphirt hat.

Bei allen moraliſchen Impulſen hat das Weib geholfen und iſt beigezogen worden; aber nachdem ſie ihre Rolle geſpielt und das Ihrige geleiſtet, iſt ſie immer wieder in ihre natürliche Dunkelheit, in ihre hergebrachte Unbedeutendheit zurückgeſchleudert worden; kein Geſetz gegen ſie iſt widerrufen, kein Unrecht gut gemacht, kein Recht anerkannt worden. Wenn man ihres nicht zu läugnenden Einfluſſes mehr wie eines Zufalles denn als einer Hauptſache in den Chroniken der Nationen erwähnte, ſo machte man ihr einen Vorwurf daraus; ihr Genius, der nicht verhehlt werden konnte, wurde als ein Phänomen behandelt, wenn nicht gar als eine Monſtroſität betrachtet.

Aber wo exiſtiren die Zeugniſſe von dieſen nicht anerkannten Verdienſten, von den nicht widerrufenen Mißhandlungen? Sie finden ſich nachläſſig zerſtreut in Allem was bekannt iſt von geſchriebener Geſchichte der Menſchheit, von den erſten bis zu den letzten Blättern. Man kann ſie entdecken in den Gewohnheiten des ungezähmten Wilden, in den Traditionen des halbciviliſirten Barbaren, und in jenen Fragmenten des Alterthums, zerſtreut durch Epochen ohne Datum — Monumente einer großen moraliſchen Zerſtörung, die, wie die foſſilen Reſte längſt untergegangner und unbekannter Thiergattungen, zur Begründung einer Theorie oder zur Herſtellung eines Factums dienen.

Wo immer das Weib lebte, da hinterließ es die Spur der Humanität als Zeichen ihrer Wanderung, gelegentlich mit ausprägend das Siegel ihrer empfindenden Natur und ihrer Leiden jeder Phaſe der Geſellſchaft und in jedem Lande, vom Indus bis zum Pol.

Beſcheiden aber furchtlos ihre Sache zu verfechten und ihre Wirkſamkeit durch mehr anſchauliche als belehrende Züge zu beleuchten, iſt der Zweck dieſes Buchs."

In dieſem Vorwort ſind Sätze verſchiedener Art zuſammengeſtellt, und ſo ſind auch die folgenden Darſtellungen nicht eben geeignet, Einen Grundgedanken zu veranſchaulichen und zu erweiſen; denn ſie handeln bald von wirklicher Unterdrückung und Mißhandlung und von der Ungerechtigkeit, womit Mitwelt oder Nachwelt hervorragende Frauen beurtheilte, bald aber auch von weiblicher Entartung, deren Schuld dann freilich meiſt wieder auf das männliche Geſchlecht zurückgewälzt wird. Allerdings zieht ſich aber durch das Ganze der Ton und das Intereſſe einer warmen Advocatin des weiblichen Geſchlechts, der weiblichen Natur, durch, und ohne Zweifel enthalten ſowohl die hiſtoriſchen Zuſammenſtellungen viel Intereſſantes und Verdienſtliches, als auch die Reflexionen und Klagen der Verfaſſerin viel Beherzigenswerthes. Wir laſſen einige Proben folgen. Das zweite Capitel handelt von den Frauen bei den Wilden und bei den halbciviliſirten Stämmen. Die Bewohner von Auſtralien werden geſchildert als ein entſetzlicher Stamm: „Der Herr eines Bodens, der geſchaffen ſchien von einer andern Macht, als diejenige, welche die zierliche Geſtalt der Antilope bildete und das Auge der Gazelle mit Glanz erfüllte, glich keineswegs jenen göttlichen Geſchöpfen, deren kühnes Trachten ſie aus Eden verbannte, um ein kaum minder paradieſiſches Land mit Geſchlechtern von engelhafter Geſtalt und herrlichem Geiſt zu bevölkern; er ſchien von einer andern Schöpfung, ein anderes Weſen als ein Menſch zu ſeyn. In ſeinem körperlichen Weſen war er ganz Mißgeſtalt und Häßlichkeit; in ſeinem intellectuellen Weſen ganz Stumpfſinn und Gefühlloſigkeit . . . Die menſchliche Natur konnte nicht tiefer ſinken; und doch hatte dieß unvollſtändige und übelgeſchaffene Geſchöpf, dieß unaufgewachte, unideale Weſen Eine lebhafte moraliſche Ueberzeugung: die von ſeiner Ueberlegenheit gegenüber dem weiblichen Theile ſeiner Gattung! Er glaubte, das Weib ſey von anderm Weſen als er, und er deſſen geborner Herr! ſie ſeine Sklavin nach dem göttlichen Recht des Stärkern. Er bezeichnete ſie in der Stunde ihrer Geburt als ſeine Sklavin, indem er ihr die Gelenke der Vorderfinger brach; er erneute den Vertrag ſeiner Oberhoheit in ihrer frühſten Jugend, indem er ihr die Vorderzähne einſchlug, und wenn er dieſe Leibeigne zum Gegenſtand ſeiner Leidenſchaften erkor, legte er ſeine Neigung dadurch an den Tag, daß er ihr ins Geſicht ſpie und ſie in ſeine Höhle ſchleppte. „Und doch," erzählt ein neuerer Reiſender, „iſt bei den Weibern von Neuholland jenes weibliche Zartgefühl, das ſich bei weißen Völkern findet, auf den bräunlichen Wangen zu erkennen; und obgleich man die Weiber wie die Männer in den Straßen von Sydney und Paramatta beinahe ſo wenig mit Hüllen von der Hand der Sittſamkeit ausgeſtattet ſieht, als die erſte Mutter im Paradieſe, hat doch ihr wilder Zuſtand noch nicht allen Inſtinct des moraliſchen Gefühls ausgelöſcht, denn ſie erröthen." So haben alſo dieſe Opfer der Gewaltthätigkeit ein moraliſches Gefühl; ſie haben auch, wie alle Schriftſteller, die von ihnen erzählen, verſichern, eine zärtliche Hingebung, den charakteriſtiſchen Zug ihres Geſchlechts unter allen Racen; und bei all ihren Leiden und Mißhandlungen ſind ſie die Trägerinnen und Bewahrerinnen des bißchen Tugend, das ihre Gattung von den Thieren des Feldes unterſcheidet. Dieß iſt das Verhältniß der Geſchlechter bei den zuletzt entdeckten Exemplaren der Menſchheit, bei der noch nicht claſſificirten Race einer unbekannten Schöpfung, das Verhältniß des „Weibs und ihres Herrn" in den ſüdlichen Himmelsſtrichen."

Dann geht die Verf. über zu den rothen Menſchen Amerika's: „Die kurze und blutige Geſchichte des rothen Mannes der nördlichen Hemiſphäre, des Vernichters und des Vernichteten, iſt bald erzählt. Aber auch er, ſo wild er iſt, hat in ſich, ſo ſcheint es, das Bewußtſeyn eines göttlichen Geſetzes, das ihn ermächtigt, eine deſpotiſche Oberherrſchaft über die weibliche Hälfte ſeiner Gattung anzunehmen. Im Müßiggang ſchwelgend, wenn er nicht im Blute ſchwelgt, überläßt er dem Weib, ſeiner Sklavin, alle Arbeit, Umſicht und Vorſorge, welche erforderlich ſind für die Bedürfniſſe ſeines wilden Lebens; und liegt ſich ſonnend da vor ſeinen ſtolzen Faſanenbüſchen, oder beſchattet von ſeinem breiten Büffelſchild, während ſein Weib die Mühen eines Laſtthiers auf ſich nimmt, im Bewußtſeyn ihrer Ohnmacht, der Gewaltthätigkeit und Tyrannei ihres Herrn zu widerſtehen. Und doch wird die duldende Sklavin des rothen Mannes im Norden, wie die Sklavin des dunkeln Auſtraliens, von

allen Schriftſtellern, und neueſtens wieder von einem der ausgezeichnetſten (Chappell) als ein in hohem Grad mit moraliſchem Gefühl begabtes Geſchöpf geſchildert. Sie zeichnet den Tapfern aus vor dem Feigen, und liebt und ahmt nach die einzige Tugend welche ihren Herrn ziert, denn ſie iſt eine Bewunderin des Ruhms, und hat eine rohe Ahnung von geſchichtlicher Größe. Sie hat auch moraliſchen Muth, der ſie bei den härteſten Prüfungen aufrecht erhält. Sie iſt beſeelt von tiefer, hingebungsvoller Zärtlichkeit für das Kind an ihrer Bruſt; ſie zeigt bei ſeiner Erziehung und Pflege eine Umſicht, eine Vorſorge, eine Selbſtverläugnung, die man häufig bei Müttern geſitteter Staaten vermißt." — „Der Neger, mit ſeiner niedrigen, ſchmalen Stirne, dem charakteriſtiſchen Zug geiſtiger Armuth und Unentwickeltheit, mit der brutalen Sinnlichkeit des Wilden und mit den niedrigſten Laſtern der Civiliſation, fühlt ſich eben ſo zufrieden und ſtolz im Gefühl ſeiner Ueberlegenheit gegen das Weib, wie der Amerikaner oder Siberier. Aber der Afrikaner, wie der Siberier, fühlt, während er unterdrückt, doch auch Furcht, und bei ſeiner Furcht glaubt er das Weib zu verachten. Kaum theilt er mit ihr ſeine Hütte und nie ſeinen Tiſch. Selbſt das gemeinſame Unglück weſtindiſcher Sklaverei hebt dieſe Abſonderung nicht auf; denn auf den Zuckerinſeln wie in ihrer afrikaniſchen Heimath reicht die Negerin auf den Knieen den Tabak und den Trank dar, welche ihr Fleiß und ihre Einſicht für den indolenten Ehemann bereitet haben. Der Neger als Herr in ſeiner Heimath jagt und fiſcht, macht und beſſert aus die Hütte, bereitet ſeine Waffen und verfertigt manchmal Kleider und Werkzeuge für ſeine Familie. Aber den größten Theil ſeiner Zeit bringt er in Müßigang und mit Rauchen zu, während er dem Weibe all die Mühen und Arbeiten des Ackerbaues und der Haushaltung anweiſt. Die geduldige fleißige Negerin pflügt und ſäet und erntet (oft mit einem Kind auf dem Rücken und einem zweiten an der Bruſt), ſammelt und webt die Baumwolle und macht den Mais und Tabak zurecht. Selbſt die Frauen der barbariſchen Häuptlinge und Könige ſind nicht immer von dieſen Arbeiten ausgenommen; und wenn die Zeit ihre Kräfte erſchöpft, oder die Ueberſättigung ſie verſchmäht, werden ſie auf dem europäiſchen Sklavenmarkt verkauft, oder durch geſteigerte Brutalität und Mißhandlung in ein frühes Grab geſtürzt. Bei all dieſen Ungerechtigkeiten und Gewaltthätigkeiten wird doch der moraliſche Einfluß des Weibes immer empfunden und gefürchtet; denn der Neger wie auch der Mongole und der Amerikaner hegt eine eiferſüchtige Scheue und Angſt vor dem andern Geſchlecht, die er ſich nicht zu erklären ſucht; eine ängſtliche Ahnung von Kräften, welche zu überwältigen oder welchen zu widerſtehen nicht im Bereich ſeiner phyſiſchen Stärke liegt. Für den Neger iſt der Geiſt, oder vielmehr der Charakter und das Temperament des Weibes ein furchtbares Geheimniß; und durch ein furchtbares Geheimniß ſuchen ſie ſich auch dagegen zu ſchützen. Zu dieſem Behuf ſchließen die Männer einen ſchrecklichen geheimen Bund der Rache und bilden ein Tribunal, nicht unwerth des argwöhniſchen Deſpotismus einer civiliſirteren, obwohl kaum verdorbenern Geſellſchaft. Sie haben eine Geheimſprache erfunden, welche kennen zu lernen für das andere Geſchlecht tödtlich iſt, und die dazu benützt wird, die beabſichtigte Rache zu verhehlen, welche ſonſt vom weiblichen Scharfblick könnte entdeckt und vereitelt werden."

(Fortſetzung folgt.)

Die Fregatte la Sérieuſe oder die Klage des Capitäns.

(Schluß.)

8.

Schnell zu ſegeln — zum Verleiden
Iſt es! — ſehn der Wimpel Flehn
Fern von Küſten, die wir meiden,
Eine edle Furche ziehn!
Beſſer ſieht man auf dem Meere
Das Geſicht der Welt, das hehre,
Das ſie neigt, als ob ſie kehre
Zornig ab ſich von der Schmach,
Die der Menſch ihr zugefüget,
Der das Element beſieget
Und die wilde Fluth durchpflüget
Hat mit Kiel und Ruderſchlag.

9.

Durch die traurig kalten Wellen —
Welch Vergnügen, welcher Stolz! —
Die ſich dräuend aufrecht ſtellen,
Gehn auf einem Boot von Holz!
In der Nacht, der ſternbedeckten,
Flattern Tauſend von Inſecten
Mit den prächt'gen, buntgefleckten
Schwingen auf der feuchten Bahn;
Und ſie ſcherzen, und ſie necken
Sich, bis matt die Flügelecken
Ein ſie ziehn, an allen Ecken
Setzend ſich auf Maſt und Raa'n.

10.

Und die Sérieuſe vor Allen
War ſo ſchön und ſchmuck genug,
Daß die See an ihr Gefallen
Fand und ſie mit Liebe trug;
Wie ein alter Leu ſich leget,
Wedelnd ſeinen Schweif beweget
Und dran, nie zum Zorn erreget,
Seine Jungen ſpielen läßt;
Wie auf ihrem Haupt mit Neigen
Eine Frau hält unter Schweigen
Ihre Wieg' aus Weidenzweigen,
Drin ein Knäbchen ſchlummert feſt.

11.

Auf dem hohen Deck ſpazierte
Täglich ich, verließ ſie nie,
Die als Capitän ich führte,
Wie ein Kind ſo liebt' ich ſie,
Wär' vielleicht den eignen Kindern
Zugethan mit einer mindern
Liebe — kann das Herz man hindern?
Ich — ein ächter Seemann, der
Nicht 'mal weiß wo er geboren,
Der ſich früh die See erkoren
Hat zur Heimath, der verloren
Iſt, wenn man ihn trennt vom Meer.

12.

Auf mein Quarterdeck hin tret' ich,
Wie zum Thron, ein König hier;
Zur Sanct Barbara fromm bet' ich,
Scepter iſt mein Tubus mir.
Meine Kron' iſt die Cocarde,
Officiere meine Garde,
Der Franzoſe, Spanier, Sarde —
Wer mir als Matroſe dient —
Sind mein Volk, das ohne Zagen
Sich in jeden Sturm wird wagen,
Ohne daß ſich wer zu fragen:
Warum ich es will? erkühnt.

13.

Sehet! die Familie hatte
Ich um mich zu meiner Zeit,
Und mein Kind war die Fregatte,
Sprach ich: geh! — ſie war bereit,
Schloß dahin mit ihrem ſchlanken
Leib, den wohlgefügten Planken,
Wie ein Roß durch ſeine Schranken;
Und man hat mir jüngſt erzählt,
('S war an der ſicil'ſchen Küſte.)
Es ſey doch, als wenn ſie wüßte,
Weſſen Wort ſie folgen müßte,
Sie ſey träg, hätt' ich gefehlt.

14.

Für beſeelt ſollt' man ſie halten!
Und auch ganz Aegypten nahm
Mit der Segel weißen Falten
Sie für einen Geiſt, der kam
Von den Schiffen der Franzoſen,
Als die rüſtigen Matroſen,
Trotzend kühn der Brandung Toſen
Fuhren um des Thurmes Rand,
Wie ſie ließ die Anker fallen,
Hörte man der Hurrahs Schallen
In dem Hafen wiederhallen,
Der Aboukir-Mandour*) genannt.

Die Ruhe.

15.

War't ihr von Ungefähr, wie ich, einmal gelandet,
Vielleicht, daß ihr dann auch 'nen ſtillen Landſee fandet,
In Büſchen tief verſteckt, drauf ſchlummernd ſich ein Schwan
Läßt treiben, von dem Wind umſpielt auf feuchter Bahn.
Er birgt ſein ſtolzes Haupt, es läſſig rückwärts biegend
In des Gefieders Schnee, ſtill in der Sonne liegend;
An ſeiner vollen Bruſt zertheilen ſich die Wellen
So wie an einem Riff, dran wirbelnd ſie zerſchellen;
Der loſe Wind entführt oft ſeiner Federn Flaum,
Die ihn umfliegen, und ſich miſchen mit dem Schaum;
Als Fächer dient die ein', als Pfühl die andre Schwinge;
Er ſchläft; ſein breiter Fuß iſt Ruder; weite Ringe
Entſtehen auf der Fluth, ſonſt ſtill und regungslos,
Indeß ſich um ihn wölbt ein weiches Bett von Moos,
Von falben Blättern, die im Schilfe hängen blieben,
Und die in ſeine Näh' geheime Wirbel trieben.

Der Kampf.

16.

So lag bei Abukir vor Anker die Fregatte,
Sie war voran; nicht fern der andern Schiffe Schaar.
Weit ſah man, wie den Rumpf die See, die ſtille, glatte
Abſpiegelte ſo klar.

Es ſtanden blank geputzt die Stücke an den Plätzen,
Man war in Sicherheit, die Segel eingerefft,
Glich faſt das Tackelwerk weitmaſch'gen Fiſchernetzen.
Für jetzt gab's kein Geſchäft.

Wir waren Seeleut' all, denn die Soldaten ſchieden,
Die ſchwanken Schritts am Bord kaum konnten gehn allein,
Sie waren auf dem Land und nahmen Pyramiden
Auf Elephanten ein.

Der Tag war ſchön. Das Meer, an deſſen Strande bunte
Geſteine flimmerten, glich einem Blumenflor.
Die Sonne ſchien auf dich, gleich einer blut'gen Lunte,
Fünfzehnter Thermidor!

Die Sérieuſe erbebt' in ihrer kleinſten Planke.
Wenn ſich ein Kampf erhob, ſo klang ſie ſtets ſo hohl,
Ich kannte es recht gut und ſprach zu ihr: ich danke,
Mein Kind, ich hör' es wohl!

*) Der Thurm der Araber bei Alexandrien.

Das beste Fernrohr, das ich damals hatte, wählt' ich,
Hielt's auf den Horizont, den fest ins Aug ich nahm. —
Sieh da; eins — zwei — drei — vier — ha' vierzehn Schiffe zählt' ich,
Kurz, Nelson war's der kam.

Er rannte gegen uns, mit halbem Wind lavirend;
Die Sérieuse, die ruhig vor Anker lag,
Empfing den ersten Choc, sich nicht vom Flecke rührend,
So wie ein Fels den Bach.

Sie segelten vorbei, ihr eine Lage gebend,
Und vierzehnmale stolz löst sie auch jedes Stück,
Die andern zogen ab, die weißen Segel hebend,
Doch blieben drei zurück.

Drei Hochbordschiffe woll'n bekämpfen die Fregatte?
Ist das noch Seemannskunst? Thut das ein Admiral?
Kein Schmuggler, kein Pirat, ja wahrlich nie Landratte
Machte den Streich nicht mal!

Was thut's? Sie fuhr empor, aus ihrer Ruh' entsetzet,
Sie wandte dreimal sich und löste jedes Stück,
Vergalt jedweden Schuß, der ihren Rumpf zerfetzet —
Es war nur Dampf und Blitz.

Die Masten stürzten jäh durch ihrer Kugeln Stöße,
Die Pulver, Theer und Blut weit in die Luft geschnellt —
So stürzt die Eiche stolz in einer Waldesblöße,
Von scharfer Axt gefällt.

Ein dichter Pulverdampf, worin die Flamme züngelt,
Umgab sie, doch verbrannt, zerstückt der schlanke Rumpf,
Wand sie sich rund herum, wie sich die Schlange ringelt
Um eines Baumes Stumpf.

In diesem dicken Qualm erlosch der Sonne Glühen;
Es ward der ganze Tag in wildem Kampf verbracht,
Und als es Abend ward, sah vor des Feuers Sprühen
Man nicht nicht einmal die Nacht.

Wir waren gleichsam im Gewitter eingeschlossen,
Die Kugeln flogen rings von beiden Seiten dicht,
Es ward' auf's Ungefähr durch dicken Dampf geschossen,
Das Meer erglänzte licht.

Doch als der Tag erschien, sah Jeder, was geschehen,
Die Schiffe alle drei entmastet und so schwach,
Daß sie kaum folgten noch des Steuerruders Drehen,
Doch die Fregatte, ach!

Sie schien nicht meinem Wort gehorchen mehr zu können,
Sie war verstümmelt ganz, sie schwankte hin und her;
Wer könnte sie noch mast- und steuerlos erkennen,
Die Zier von jedem Meer!

Der Raum war schon gefüllt, der Rumpf war voller Lecke,
Sie sank langsam, es drang die Fluth in jedes Loch;
Mit mir, dem Capitän, zählt' ich auf dem Verdecke.
Nur zwölf Matrosen noch.

Ich schickte sie vom Schiff in eins der großen Boote,
Und hieß sie rudern fort aus dieser Wirbel Drehn.
Ich legte mich dann selbst, ließ über mir die rothe
Kriegsflagge lustig wehn.

Da sah ich, wie umsonst die englischen Matrosen
Sich nähern wollten auf des Capitäns Gebot,
Die Schiffe schwankten in der Wellen wildem Tosen,
Besiegt durch unsern Tod!

Die Sérieuse schien im Todeskampf zu schweben,
Das Wasser rauschte laut in ihrem weiten Rumpf.
Und da sie jetzo sah zu Ende gehn ihr Leben,
So seufzte sie noch dumpf.

Ich fühlte, wie mir heiß herab die Thränen rannen,
Das war ein Wunder, und ich hemmte sie geschwind:
Wir thaten unsre Pflicht, sprach ich zu ihr, von dannen
Ziehn wir, leb' wohl mein Kind.

Sie sank; das Bugspriet erst, und hinterdrein der Spiegel,
Mein Wimpel fiel mit mir hinab ins tiefe Meer;
Dann ging sie unter, dreh'nd sich wie ein Mühlenflügel —
Die See floß drüber her.

17.

Weh! zwei englische Matrosen
Retteten mich, wie man spricht —
Jetzt seht ihr mich Heimathlosen
Hier auf dem Ponton; — 's ist nicht
Besser wie das Land, doch hören
Wir doch hier den Seewind wehn;
Ihr wart auch auf vielen Meeren;
Wir erzählen, was geschehn
Uns vor Zeiten, rauchen und
Blicken in des Meeres Grund.
Ihr gebt Acht, wenn ich euch hatte
Dann erzählt und freudig rief:
— Wie so schön war die Fregatte,
Wenn sie unterm Winde lief!

F. W. Dralle.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 300.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

26 October 1840.

Naturwiſſenſchaftliche Bemerkungen über Braſilien.

X.

Der amerikaniſche Strauß. (Struthio Rhea.)

Die Naturgeſchichte dieſes Vogels iſt ſchon von mehrern Reiſenden theils im vorigen, theils in dieſem Jahrhunderte beſchrieben worden. Molina, Azara, Dobrizhofer, Prinz von Neuwied u. a. haben ſchätzbare Beiträge dazu geliefert, die jedoch nicht überall zuſammen ſtimmen.

Der amerikaniſche Strauß bewohnt die ganze Südhälfte des amerikaniſchen Feſtlandes bis nach der Meerenge von Magalhaens, wo die Beſchaffenheit des Bodens ſeiner Lebensweiſe angemeſſen iſt. Er liebt große, ſandige Strecken oder dürre Landſtriche, und iſt in Braſilien heerdenweiſe in den Grasfluren (Campos) zu finden. Am zahlreichſten zeigt er ſich in Rio Grande do Sul, wo die Geſtaltung des Bodens dem Charakter der Pampas von Buenos Ayres ſich nähert. Hier lebt er auf den natürlichen Wieſen dieſer Provinz, die bis zum Plata hinab ſich erſtrecken, und man trifft nicht ſelten 20 bis 30 Stück beiſammen an. In den Ebenen von Paraguay und Tucuman ſind die Strauße ebenfalls häufig; und Darwin hat ſie noch 7000 Fuß über dem Meeresſpiegel auf dem erſten Gebirgskamme der Cordilleren angetroffen, über welchen der Weg zum Engpaſſe Uſpallata nach Chile führt. Der ſüdlichſte Punkt, wo ſie von Wallis bemerkt worden, iſt unter 53° 54′ mittäglicher Breite, allein es gibt zwei Arten Strauße in Südamerika, wovon der eine (Struthio Rhea) am Rio Negro unter 41° ihre Gränze findet, während Struthio pennata, wie ihn d'Orbigny bezeichnet hat, die übrigen 12 bis 13 Grade einnimmt.

Wied gibt die Länge der braſilianiſchen Strauße auf 4′ 5″, ihre Flügelweite auf 7′ an, allein es gibt auch noch größere. In der Nahrung ſind die amerikaniſchen Strauße Allfreſſer. Theils verſchlingen ſie Wurzeln und Gräſer, Früchte und Gemüſe, Blätter und Beere, theils Heuſchrecken, Käfer, Mücken, Schlangen und ſelbſt Fiſche. Sie ſchwimmen oft durch Flüſſe und kleine Meerengen hindurch, wovon man in Braſilien und Paraguay, in der Bay von San Blas, im Hafen Valdes und im Santa Cruz täglich Beiſpiele vor Augen hat. Weder die Breite der Ströme noch ihre Schnelligkeit ſcheinen ſie abzuhalten, denn Fitz-Roy und Darwin ſahen einen Zug über den S. Cruz ſetzen, wo dieſer Strom 1200 Fuß breit und reißend war. Wenn die Strauße im Waſſer ſind, recken ſie den Hals vorwärts, und nur ein kleiner Theil des Kopfes iſt ſichtbar. Auch der Caſuar ſchwimmt durch die auſtraliſchen Flüſſe hindurch, wie es Capitän Sturt im Murrumbidgee beobachtet hat. In Braſilien werden die Strauße geſchoſſen, die Gauchos und patagoniſchen Indier fangen ſie mit Schlingen. Die Henne iſt kleiner als der Hahn, nicht ſo dunkelgrau und hat einen kleinern Kopf. Albinos von außerordentlicher Schönheit und Weiße ſoll man ſüdlich vom Plata unter ihnen finden. Im September und October findet man von Braſilien bis nach Bahia Blanca hinab die Straußeneier in großer Zahl; theils liegen ſie einzeln umher und werden nie ausgebrütet, theils findet man ſie neſterweiſe in einer flachen Vertiefung im Boden. Die darin enthaltenen Eier betragen zwiſchen 30 und 60, die meiſten zählen jedoch bloß zwiſchen 20 und 30 und werden ausſchließlich vom Hahne ausgebrütet. Da die Weibchen nur alle drei Tage ein Ei und im Ganzen 18 bis 21 legen, ſo werden dazu 54 bis 63 Tage erfordert. Während dieſer Zeit gingen die meiſten Eier zu Grunde, hätte nicht die Natur dadurch für die Erhaltung geſorgt, daß die männlichen Strauße das Brüten übernehmen, und mehrere Weibchen, manchmal vier bis fünf, in demſelben Neſte ihre Eier legen. Burchell erzählt oder vermuthet daſſelbe von den afrikaniſchen Straußen, wenigſtens ſpricht er von zwei Weibchen beſtimmt.

Die zweite, kleinere Art Strauße, in Buenos Ayres „Avestruz Petiſe" genannt, von welchen Darwin einen Balg nach England gebracht hat, wo er jetzt im Muſeum der zoologiſchen Geſellſchaft aufgeſtellt iſt, hat der engliſche Ornithologe Gould unter dem Namen „Struthio Darwinii" beſchrieben. Es iſt dieſelbe Art, welche d'Orbigny „Struthio pennata" genannt, aber nicht geſehen hat. Der Schnabel dieſes Vogels iſt weit kleiner als beim gemeinen Straußen (Struthio Rhea), die Zehen ſind mit verſchieden geformten Schuppen bedeckt, und die Füße bis auf 6 Zoll unter dem Knie mit Federn bewachſen. Auch an

den Schwingfedern bemerkt man einen Unterschied. Sie sind breiter als bei S. Rhea, und im Allgemeinen kann man sagen, daß dieses Thier den Hühnern noch näher kommt, als die übrigen Straußenarten. Ueberhaupt ist dieser Strauß schöner befiedert als die größere Art, denn seine weißen Federn sind schwarz, die schwarzen weiß gerandet. Zwischen den Eiern beider Vögel zeigt sich gleichfalls ein Unterschied. Jene von S. Darwinii sind blaßblau, etwas kleiner und ein wenig verschiedener Gestalt.

Die Herrenjagd.

(Schluß.)

Mannichfache Gedanken über sein seltsames Abenteuer beschäftigten Will, während er hier auf- und abschritt; gern hätte er mehr von der jüngern Unbekannten gewußt, deren lieblicher Ton der Stimme ihm noch in den Ohren klang, obgleich er nur wenige Worte gehört hatte, gern den nähern Zusammenhang mit dem Todten erfahren; und noch war er mit seinen Vermuthungen nicht zu Ende, als ein Mann mit einer schwarzen Maske vor dem Gesicht ins Zimmer trat. Seine Kleider, mit Schmutz bedeckt und in Unordnung, obgleich reich und elegant gearbeitet, zeigten, daß er wie Will von der Straße kam und wohl in dem Abenteuer verflochten war; sein kräftiger, gedrungener Körperbau und die Maske vorm Gesicht, flößten Will einige Besorgniß ein, und bewogen ihn, unter dem Mantel einen kleinen Dolch zu erfassen, um einem plötzlichen Angriff begegnen zu können. Auch der Mann mit der Maske betrachtete Will aufmerksam und brach dann mit diesen Worten das Schweigen:

„Ihr seyd jung und unternehmend und wollt Euer Glück machen."

„Großen Dank für die beiden ersten Vermuthungen," entgegnete Will mit seiner gewöhnlichen Sorglosigkeit. „An die dritte habe ich noch nicht gedacht. Doch meinetwegen! was schließt Ihr daraus."

„Daß die Gelegenheit sich Euch dazu anbietet."

Er sagte ihm darauf, daß er anfangs nur mitgenommen worden sey, um das Abenteuer mit den beiden Frauen den Bürgern von Kingston nicht zu früh verrathen zu können; daß er recht gehabt habe, mit dem Glauben, daß die Freunde des Gehenkten den Leichnam weggenommen hätten; und daß man seiner Hülfe bedürfe, um den Leichnam nach London in St. Dunstan's Kirche zu bringen, da der Mann, den man früher damit beauftragt, nicht gekommen wäre.

Will wollte Einwendungen machen, doch der Mann mit der Maske bemerkte kurz: „Jede Frage von Eurer Seite ist nutzlos; es fragt sich nur, ob Ihr wollt oder nicht.

„Und wenn ich nicht will?" fragte Will.

„Ihr werdet wollen, entgegnete Jener, wenn Ihr erfahrt, daß bei der Sache 200 Goldstücke zu verdienen, und für Euch keine Gefahren damit verknüpft sind."

Will überlegte, daß er mit dieser Summe seine Alix heurathen könne. Wohl hatte er von gefährlichen Verschwörungen, von blutigen Aufständen sprechen hören, und scheute sich in irgend eine mit Hochverrath verbundene Sache sich einzulassen. Doch hier konnte er mit gutem Gewissen schwören, daß er nichts wisse, und so nahm er nach kurzem Bedenken den Antrag an. Er erfuhr jetzt, daß der Leichnam in einem verschlossenen Wagen sich befinde und er sogleich abgehen könne, daß seine Reise so berechnet wäre, daß er mit Einbruch der Nacht an der London-Brücke ankommen und die Stadt bei nächtlicher Stille durchwandern würde; an der Kirche würden bestellte Leute den Sarg sogleich in Empfang nehmen und unter einer der Steinplatten beisetzen; und wenn er unterwegs gefragt würde, sollte er sagen, der Leichnam wäre der eines in der Themse ertrunkenen Menschen.

In diesem Augenblick kam noch ein ebenfalls maskirter Mann dazu, um ihm seine Bedenklichkeiten zu nehmen, die endlich vor den Bitten der jüngern Unbekannten, die einen so tiefen Eindruck schon auf ihn gemacht hatte, völlig verschwanden. Zu gleicher Zeit dachte er an das Erstaunen und den Schrecken der guten Bürger von Kingston, und er mußte im voraus lachen über all die Vermuthungen, die sie über sein räthselhaftes Verschwinden auffinden würden. Konnte er diese durch sein unzeitiges Erscheinen stören wollen?

Am andern Tag, zur Zeit als die Dunkelheit sich allgemach über die Stadt London lagerte, führte Will seinen Wagen langsam durch die Straßen der Stadt. Es war die Zeit, wo nur Mörder und Diebe durch die verödeten Straßen schlichen oder hinter den Vorsprüngen der Häuser auf ihren Raub lauerten. Die Läden auf der Brücke waren geschlossen, nur hie und da, an den Ecken einiger Gassen, brannten große Feuer und warfen ein zweifelhaftes Licht auf die ungepflasterten, vom gestrigen Regen fast unwegsam gemachten Straßen. Oft wurde Will in seinem Wege aufgehalten. Bald wollte ein Nachtschwärmer mit Gewalt in den Wagen steigen, um sich bequemer in seine Wohnung bringen zu lassen, bald befragten ihn die Stadtwächter über sein Ziel und ließen sich seine Geschichte erzählen, die ihnen wenig glaubhaft schien und die sie am Ende doch glauben mußten. Endlich erreichte er Fleet-street und das Ziel seiner Wallfahrt. Die Maaßregeln waren gut getroffen. Kaum näherte er sich der Kirche, als vier dicht vermummte Männer den Wagen anhielten, den Sarg herausnahmen und in die Kirche trugen, während ein fünfter Will ein Päckchen mit seinen Kleidern zuwarf, auf den Wagen stieg und im schnellen Trappe davon fuhr. Kein Wort wurde gesprochen. Will folgte den Trägern in die Kirche, deren Pforte hinter ihm geschlossen wurde.

Nur zwei Fackeln erleuchteten das weite Gewölbe, getragen von zwei in weite Mäntel gehüllten Männern, deren jeder eine in schwarze Schleier verhüllte Frau unterstützte. Ein tiefes Schweigen herrschte; der Sarg wurde in die Gruft gesenkt, welche sogleich wieder mit den Steinplatten bedeckt wurde, die man zuvor aufgehoben hatte.

„Nimm!" sagte einer der Männer mit den Fackeln und ließ eine schwere Börse in die Hand von Will Marks gleiten, nach-

dem ein stilles Gebet die ernste Handlung beendet hatte; entferne dich und sprich nie von dem, was geschehen."

„Der Segen einer trostlosen Wittwe begleite Euch, edler junger Mann, setzte eine Stimme hinzu, deren harmonischen Ton Will wohl erkannte. Die Jungfrau und ihre heiligen Engel seyen mit Euch!"

Die Fackeln verlöschten und die Gestalten verschwanden in der Dunkelheit. Will sah sich allein in der Straße.

Die guten Bürger von Kingston wachten die ganze Nacht hindurch und glaubten in jedem Windstoß, in dem Knarren der Wetterfahnen und selbst in den Regenströmen die Stimmen des Bösen und seiner Gesellen zu hören. Eng an einander gedrängt, suchten sie Trost und Stärke in dem Gebräu des Schenkwirths, dessen Haus sie zu ihren Sitzungszimmern gemacht hatten. Je öfter sie die Krüge füllen ließen, je mehr Zweifel entstanden, ob sie Recht gethan hätten, einem so jungen Menschen, wie Will Marks, die Hexenjagd aufzutragen.

Als nun am Morgen einige der Beherzteren sich vor die Stadt wagten und am Galgen weder den Gehenkten noch Will sahen, da faßte Entsetzen die Väter der Stadt, und es konnte nur zunehmen, als alle ihre Nachforschungen fruchtlos waren und von keinem der beiden Verschwundenen eine Spur zu entdecken war. Es war nicht anders, Will mußte von den Hexen entführt worden seyn.

Diese Vermuthung zerfiel freilich, als am dritten Tag Will gesund und munter wieder erschien. Doch trug der junge Mensch Sorge, durch eine ganz entsetzliche Geschichte seines nächtlichen Abenteuers sie in ihrem Gespensterglauben zu bestärken. Aber die Hexenjäger fanden keine Unterstützung bei ihm. Denn in seiner Beschreibung der drei Hexen, die in einem kupfernen Kessel den Leichnam davon getragen und ihn, Will, bewußtlos zehn Meilen von Kingston auf einen Kreuzweg hingeworfen haben sollten, erkannte man keine der alten Weiber wieder, die man in Verdacht der Hexerei hatte.

Von dieser Zeit an aber verlor John Podgers sein Ansehn als Hexenjäger, man vergaß ihn ganz und gar, um alle Aufmerksamkeit auf seinen Neffen überzutragen. Auch schien er darüber nicht scheel zu sehen, sondern schloß sich diesem um so enger an, und überließ ihm einen bedeutenden Theil seines Vermögens, wodurch Will in Stand gesetzt wurde, seine Alix zu heirathen, und mit Hülfe der 200 Goldstücke, die er verschwiegen und klug verwendete, bald ein wohlhabender Mann wurde.

Kein Wort entschlüpfte aber seinen Lippen über die Begebenheiten jener Nacht, oft ging er wohl in die Kirche des heiligen Dunstan, doch bemerkte er auf dem ihm wohlbekannten Stein keinen Namen, kein Zeichen, das den darunter Schlummernden näher bezeichnet hätte. Nur einmal sah er eine junge Frau auf ihm im Gebet liegen. Sie blieb lange auf ihren Knien, und Will glaubte unter ihrem Schleier ein leises Schluchzen zu vernehmen. Als sie aufstand und bei ihm vorüber ging, erhob sie ihre Augen und er glaubte, nicht zum ersten Mal seyen die in Thränen schwimmenden Augen auf ihn gerichtet gewesen.

Malcolms Ansichten über China nebst einigen Worten über die Ereignisse zu Krawang.

(Fortsetzung.)

Wer den Hochmuth und die Anmaßung der Europäer in andern Ländern gesehen hat, kann sich hier auf einen großen Abstich gefaßt machen. Im Ganzen leben in Canton etwa dreihundert Fremde, welche dergestalt beschränkt sind, daß sie weder Frauen mitbringen, noch eingeborne Mädchen heurathen dürfen. Ohne Hindernisse können sie weder bauen, kaufen, reiten, rudern noch gehen; die Thore der Stadt dürfen sie nicht überschreiten, und sind auf einen kleinen Raum angewiesen, den man in Calcutta und Madras kaum groß genug für ein geräumiges Wohnhaus und die dazu erforderlichen Nebengebäude halten würde. Man zählt dreizehn fremde Factoreien oder Hongs, welche die Namen verschiedener Nationen führen, und sowohl von Kaufleuten als Krämern bewohnt werden. Diese Factoreien haben die Aussicht auf den Fluß, sind etwa 900 Fuß lang und 600 Fuß tief. Ein offener Platz auf der Vorderseite, 800 Fuß lang und 150 Fuß breit, dient zum Ausladen der Waaren und zum Spaziergange. Jede Factorei ist in verschiedene Wohnungen getheilt, drei Stock hoch und mit einem engen Gange versehen, welcher nach dem Hintergebäude führt. Die Hitze, der Rauch, der Lärm und das Gewühl in diesen Gebäuden, verbunden mit dem gänzlichen Mangel an weiblicher Gesellschaft, geben ihnen so ziemlich das Ansehen eines Gefängnisses. Die Zimmer auf der Vorderseite sind jedoch angenehm, und mehrere Factoreien haben hübsche Spaziergänge auf dem Dache.

Die Straßen in den Vorstädten von Canton sind nur vier bis fünf Fuß breit und mit behauenen Granitplatten bepflastert. Selten sind die Häuser über Einen Stock hoch, und meistens durch hohe Mauern verhüllt. Nur in den Geschäftsvierteln ist dieß nicht der Fall. Statt Wagen sieht man nichts als Sänften, die in allen Richtungen sich kreuzen und schnell von dannen eilen. An beiden Enden jeder Straße sind starke Thore angebracht, die bei Nacht verschlossen werden, damit keine Diebe eindringen können. Die Buden der Kaufleute sind zum Theil außerordentlich schön, in den meisten aber sind Waaren und Arbeiter beisammen. Die Theilung der Arbeit ist in Canton auf den höchsten Grad gediehen. Dieß gilt nicht nur für die Arbeiter selbst, sondern auch für die Waaren, so daß mancher Kaufmann nur einen oder zwei Artikel anzubieten hat. Einige dieser Buden stehen den schönsten und reichsten Läden in London nicht im geringsten nach, und in jeder ist dem Gotte Buddha die beste Stelle angewiesen. Die Aushängeschilde sind ungemein schön gemacht, und auf Namen und Gewerbe folgt häufig ein Denkspruch, als z. B.: „Plaudern und langes Sitzen verhindert das Geschäft;" „wird nicht geborgt; frühere Kunden machen Vorsicht nöthig."

Auf offenen Plätzen sind die entgegengesetztesten Dinge vereint. Hier steht ein Arzt mitten unter Wurzeln und Salben, und bepflastert das Schienbein eines Kranken; dort hat ein Astrolog seine Stelle eingenommen und schließt den Vorübergehenden die Zukunft auf. Hier schwärmt ein Haufe fröhlicher Kinder, um rauchende Süßigkeiten zu kaufen, und dort ist eine Fleischbude errichtet, von kräftigen Gesellen umgeben, welche eingekochtes Schweinefleisch verschlingen. Jenseits stehen hungrige Bettler, welche nach den Leckerbissen schielen, während andere in der Nähe liegen, und die Kraft nicht mehr besitzen, Almosen

zu verlangen. Marktschreier, Kleiderhändler, musikalische Bettler, Verkäufer, Spieler u. s. w. vollenden das seltsame Gemälde. Auf solchen offenen Plätzen und auch an andern in die Augen fallenden Stellen sind die Mauern mit Anzeigen bedeckt, welche wie in Frankreich, England und Amerika Quacksalbereien empfehlen, Geschäftsadressen geben oder Regierungsgebote zur allgemeinen Kenntniß bringen. Andere enthalten derbe Rügen über öffentliche Beamte, sind mit Nachdruck geschrieben, arten aber nie in Grobheit und Schmähungen aus.

Viele Gewerbe sind in Canton wandernd, wie bei uns die Scheerenschleifer. Dahin gehören Barbiere, Küfer, Zinngießer, Schmiede, Schuster, Schneider, Obst- und Fischhändler, Zuckerbäcker, Hausirer, Rattenfänger, Kuchenbäcker u. s. w. Dadurch wird das Gedränge in den engen Straßen außerordentlich, und das Getöse von Glocken, Trommeln und Pauken ist betäubend. Nur in Canton, und in keinem andern Theile von Asien, sieht man Buchhändler. Sie sind gut assortirt, und ihre Preise ungemein billig. Auch trifft man wandernde Leihbibliotheken an, welche in kleinen Kästchen an einer Stange auf der Schulter getragen werden. Die Landkarten der Chinesen sind merkwürdig. Unter andern haben sie eine Weltkarte, welche 2 Fuß breit und 5¼ Fuß hoch ist. Auf dieser Karte bedeckt China fast den ganzen Raum. Links, in der obern Ecke, ist ein Meer, drei Geviertzoll haltend, worin Europa, England, Frankreich, Holland, Portugal und Afrika als kleine Inseln eingetragen sind. Holland ist so groß als alles Uebrige, und Afrika nicht größer als die Spitze des kleinen Fingers. An der nördlichen Gränze liegt Rußland sehr groß gezeichnet. Auf der untern Ecke bemerkt man den westlichen Ocean mit der ziemlich gut entworfenen Halbinsel von Malacca. Am untern Rande der Karte werden Cambodscha, Cochinchina u. s. w. als mittelmäßige Inseln vorgestellt, und rechts ist Formosa, die größte unter allen. Den umgebenden Ocean stellen große Wellen vor, mit glatten Durchfahrten oder Straßen versehen, die sich nach den verschiedenen Inseln und Ländern erstrecken. Die Chinesen sollen glauben, daß Schiffe keine Gefahr laufen, so lange sie in diesen Straßen bleiben, aber bald von den Wellen verschlungen werden, wenn sie aus Unwissenheit der Führer oder durch Stürme genöthigt sie verlassen müssen.

Bettler sind zahlreich. Sie werden nie zudringlich, und umlagern gewöhnlich die öffentlichen Plätze in der Nähe der Tempel. Da sie meistens heimlos sind und hier die Nächte zubringen, so trifft man am folgenden Morgen öfters Todte unter ihnen an, wenn die Nacht kalt geworden ist. Viele darunter haben keine andere Kleidung als eine Matte, welche sie mit einem Stift um den Leib befestigen, und wenn nicht Blindheit oder Kränklichkeit sie zur Armuth gebracht hätten, würde man in Canton keinen Bettler finden. Mit Schallbecken oder zwei Bambusstäben kündigen sie ihre Nähe an. Kein Chinese läßt einen Bettler mit leerer Hand abziehen; allein sie können nur dürftigen Beistand finden. Jedenfalls steht auch in dieser Beziehung der Chinese höher, als der Europäer in Italien oder Irland, wo man gesunde Bettler zu Tausenden findet.

In den Werkstätten der Chinesen werden viele unserer Gewerbe betrieben, in den meisten Dingen aber verfahren sie auf ganz verschiedene Weise. Arbeitsparende Maschinen werden häufig angewandt. So haben sie z. B. ein Gebläse zur Verfertigung von Glas, um die Lungen zu schonen, und überall werden ihre Einrichtungen mit Bereitwilligkeit gezeigt. Jedem Fremden wird mit Höflichkeit begegnet und immer Erfrischung angeboten. Die Richtstätte von Canton ist in einer Vorstadt am Ende einer breiten und langen Straße, welche hier wohl 40 Fuß mißt. Auf einer Seite ist eine hohe, weiße Mauer, gegen welche ein 15 Fuß breites Wetterdach errichtet ist, worin verschiedene Fächer von Bambus angebracht sind. Hinter einem Vorhange von alten Matten liegen hier frische Köpfe und gebleichte Schädel beisammen. Den Verbrechern wird meistens der Kopf abgeschlagen. Den langen Zopf in einen Knoten gewickelt, knien sie auf die Erde nieder, falten die Hände, lehnen sich etwas vor, und mit Einem Streiche rollt das Haupt zu Boden. Freunde oder Verwandte haben das Recht, den Leichnam zu beerdigen.

(Fortsetzung folgt.)

Englische Colonialnachrichten.

Sir Henry Pottinger, der erste, welcher in neuern Zeiten (1809) in Beludschistan eindrang, und nach mehrern diplomatischen Sendungen zuletzt in Sind während des Feldzugs in Afghanistan den schwierigen Gesandtenposten bekleidete, soll jetzt als Gesandter nach Persien bestimmt seyn.

•

Das zu Kelat aufgefundene und zu Prisengeldern bestimmte Eigenthum soll 10 Lakh Rupien betragen, wovon an Sir John Keane 60,000 Rupien (6000 Pfd. St.) fallen.

•

Die Nachrichten aus Afghanistan lauten fortwährend gleich: das ganze Land ist in Aufregung und unzufrieden. Die Regierung sendet Truppen in die Länder längs dem Indus. Am 23 Junius griffen 2000 Beludschen Quetta an; über die Sicherheit von Kelat ist man fortdauernd besorgt, denn es sind neu angeworbene Beludschen als Besatzung darin, und die Zahl der Compagnietruppen ist höchst unbedeutend.

•

Die anglosinische Regierung hat durch einen officiellen Schritt zu erkennen gegeben, daß sie Sind als ein ihr gehöriges Land betrachtet, indem künftig die in Sind bis zum Bolenpasse hin stehenden Truppen nicht mehr als in fremdem Lande stehend betrachtet werden sollen.

•

Nach dem Bengal Hurkaru soll Lieutenant Nicholson, bald nachdem er sein Amt als politischer Agent bei der Expedition gegen die Ghiljies angetreten hatte, ein Complott entdeckt haben, um alle brittischen Officiere in Herat und Candahar zu ermorden. In Bezug auf Herat ist die Sache nicht wahrscheinlich, indem die beiden Orte zu fern von einander sind, aber in Candahar hatten die Ghiljies von jeher viele und sehr intime Verbindungen. Indeß ist auch in Herat die Stimmung schlecht gegen die Engländer, indem der dort befehligende Major Todd ein in der Nähe liegendes Fort, dessen Besitzer sich Räubereien und Feindseligkeiten aller Art zu Schulden kommen ließ, angriff, aber in Folge von Verrätherei der Herater in seiner Unternehmung scheiterte.

•

Die Expedition nach China besteht bekanntlich aus 15,000 Mann. Davon sind 5000 Mann aus England abgegangen, 6700 europäische Truppen aus Indien und Ceylon, 2175 Sipahis und Lascars, und 1080 Mann Troß, gleichfalls aus Indien. Die indischen Truppen sind somit in bedeutender Minderzahl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 301.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 October 1840.

Rußlands Handel mit Asien.

1. Der Handel gegen Osten.

Dieser Handel ist für die innere Entwicklung Rußlands, wie für seine Verbindungen in Asien, namentlich mit den Kirgisen, welche hauptsächlich den Raum zwischen der südöstlichen Gränze Rußlands und den mittelasiatischen Staaten, wie Buchara, Kokand u. dgl. füllen, vom höchsten Interesse; ebenso fällt in dieß Gebiet die Verbindung zwischen China und Rußland, und die ungeheure Ausdehnung, welche dieser Handel seit 50 Jahren erreicht hat, läßt auf die gesteigerte Verbindung der asiatischen Völker mit Rußland sowohl als unter einander selbst schließen. Die Sache ist auch in ethnographischer Beziehung vom höchsten Interesse, denn der alte, reiche Handel, den die Skandinavier und Deutschen in den ersten Jahrhunderten des Christenthums bis ins 8te und 10te, vielleicht bis ins 12te herab über Biarmien (Perm) mit Asien führten, lebt jetzt wieder auf, und Rußland scheint mit seinem Prohibitivsystem hauptsächlich zu beabsichtigen, sich die Vortheile desselben allein zu sichern. Zahlenangaben in Handelssachen haben immer etwas ungemein Trockenes, aber die Zahlen, im Großen genommen, sind die sichern Zeichen fortschreitender Entwicklung und Verbindung oder der Verwirrung und Isolirung der Völker. Wenn wir bemerken, daß die Regierung für die Vermiethung der Läden auf dem Markt bei dem Kloster Makariew im Jahre 1790 nur 15,000, im J. 1810 schon 120,000 Rubel löste, so kann man mit Sicherheit behaupten, daß der Handel sich nahe zu verachtfacht haben muß. Im J. 1816 brannten sämmtliche Buden ab, und da das Kloster Makariew nicht eben der bequemste Platz für den Markt war, indem die Waaren über die Wolga hinübergeschafft werden mußten, so verlegte die Regierung den Markt nach Nischneinowgorod: 11 Jahre später betrug die Miethe für sämmtliche Laden und Bretterbuden, 3585 an der Zahl, nicht weniger als 407,444 Rubel, also 27mal mehr als im J. 1790. Seit dem Jahre 1824 ist die Taxe vermindert worden, und nach officiellen Nachrichten ist die Zahl der Buden und Läden, welche im J. 1823 3204 betrug, im J. 1838 auf 4533 und der Ertrag von 377,671 auf 471,177 gestiegen, und zwar in einem so stätigen Verhältniß, daß man ein fortdauerndes Steigen mit Sicherheit erwarten kann. Doch waren die Jahre von 1824 bis 1827 eben keine günstige Zeit für den asiatischen Handel, als dessen Thermometer man die Messe von Nischneinowgorod betrachten muß.

Die officiellen Angaben des Betrags der in den Jahren 1820 bis 1826 auf den Markt von Nowgorod gebrachten Waaren sind folgende:

im J. 1820	148	Millionen.
im J. 1821	143	—
im J. 1822 *)	262	—
im J. 1823	101	—
im J. 1824	83	—
im J. 1825	70	—
im J. 1826	72	—

Was man nun auch von diesen Zahlenangaben halten mag, so ist gewiß, daß die Geschäfte in Nischneinowgorod von dem J. 1822 bis 1827 und wahrscheinlich bis nach 1830 eine bedeutende Verminderung erfuhren. Man suchte den Grund theils in den um jene Zeit dem Handel von Odessa ertheilten Privilegien, und dem auf 10 Jahre gestatteten freien Durchfuhrhandel nach Grusien, der Hauptgrund mag aber wohl in dem seit 1822 eingeführten Prohibitivsystem und der dadurch veranlaßten industriellen Revolution in Rußland liegen. Dieß ist um so wahrscheinlicher, als der Handel in den letzten Jahren in entschiedener Zunahme war. Man muß nämlich Rußland hinsichtlich des asiatischen Handels in drei wesentlich verschiedene Theile theilen, den südwestlichen, den südöstlichen und den nördlichen. Der südwestliche Theil, namentlich die Ukraine, nimmt an dem Handel in Nowgorod wenig Antheil, theils wegen der Entfernung, theils weil in diesem Lande zahlreiche und große Binnenmärkte **) abgehalten werden. Der südöstliche Theil Rußlands zerfällt hinsichtlich

*) In diesem Jahre berechnete ein Einwohner von Nischneinowgorod den Gesammtwerth der zugeführten Waaren sogar auf 550, was aber zuverlässig übertrieben ist.

**) Wir haben von einem unserer Correspondenten eine sehr lebendige Schilderung eines solchen Marktes erhalten, und werden sie bald möglichst unsern Lesern mittheilen. A. d. R.

seines Handels in zwei Theile, in denjenigen, der mit Transkaukasien und Persien handelt, und in den, welcher mit den Kirgisen in Verbindung steht. Der letzte Handel ist seit Jahren ziemlich stehend geblieben oder hat wenigstens nur in einzelnen Zweigen zugenommen, und beträgt jährlich zwischen 12 und 13 Millionen Rubel, der Handel nach Transkaukasien und Persien aber hat, so wie der Handel nach der Türkei, in der letzten Zeit wesentlich abgenommen. Wenn in den ersten Jahren nach Einführung des Prohibitivsystems auch der Landhandel gegen Osten, namentlich der auf der Messe von Nischneinowgorod betriebene, abnahm, so lag der Grund darin, daß die russische Industrie nicht mit einemmal dem asiatischen Handel die Waaren liefern konnte, welche sonst die ausländische Industrie geliefert hatte, und dieser Handel stieg erst wieder, als die russische Industrie allmählig heranreifte, und die Lücke wieder ausfüllen konnte; darum machen jetzt die Erzeugnisse der russischen Fabriken und Bergwerke die Hauptmasse der Waaren daselbst aus. Wenn dennoch der Handel trotz der ungeheuren Waarenmasse manchmal lahm geht, so liegt der Fehler an dem Mangel hinreichenden Kapitals. Noch jetzt betreiben die Engländer den größten Theil des nichtrussischen Handels in Nischneinowgorod, indem sie den russischen Kaufleuten ein Jahr Credit geben, nämlich bis sie wieder von Nowgorod zurückkommen, um neue Einkäufe zu machen.*) Seit nun aber die russischen Waaren die fremden bei weitem überwiegen, fehlt dieser Hebel großentheils, und somit ist der rasche Umsatz der Waaren gehindert, jedoch ohne wesentlichen Nachtheil für das Ganze.

Wir theilen nun für's erste die officiellen Angaben über den Gesammthandel auf der Messe von Nischneinowgorod mit, wie er sich in den Jahren 1837—39 gestaltet hat, und fügen dann später weitere Bemerkungen an:

Im J. 1837 kamen auf den Markt:

Asiatische Waaren für . .	25,652,676 R.
Europäische u. Colonialwaaren für	16,890,027 —
Russische Waaren für . .	104,094,578 —
Im Ganzen für . .	146,638,181 —

Davon blieben unverkauft:

Europäische u. Colonialwaaren für	3,161,500 R.
Russische	17,908,800 —
Im Ganzen . . .	21,070,300 —

Die asiatischen Waaren wurden dießmal wie gewöhnlich ganz oder bis auf einen nicht nennenswerthen Ueberrest verkauft.

Im J. 1838 kamen auf den Markt:

Asiatische Waaren für . .	23,200,000 R.
Europäische u. Colonialwaaren für	17,310,000 —
Russische für . . .	115,682,500 —
Im Ganzen für . .	156,192,000 —

Unverkauft blieben für 23 Millionen russische, und für nahe an 4 Millionen europäische und Colonialwaaren.

Im J. 1839 kamen auf den Markt:

Asiatische Waaren für . .	23,960,200 R.
Europäische u. Colonialwaaren für	15,035,000 —
Russische Waaren für . .	122,648,474 —
Im Ganzen . . .	166,643,674 —

Unverkauft blieben etwas über 21 Millionen russische und nahe an vierthalb Millionen europäische und Colonialwaaren.

Da der Handel von Kiachta auch hieher gehört, so fügen wir die officielle Angabe vom vorigen Jahr hier bei, wonach während der Handelszeit für etwas über 20 Millionen verkauft wurden, aber für mehr als 8,600,000 R. unverkauft geblieben waren, während von 79,200 Kisten Thee 30,000 unverkauft blieben, und einige andere Waaren, wie Nanking und Kandiszucker fast ganz verkauft wurden. — Zum Schlusse führen wir noch die Zahlenangaben von einigen Nebenmärkten auf, welche den Umfang des Handels noch mehr ins Licht setzen. Auf dem Markte zu Irbit vom 15 Februar bis 15 März (a. St.) von diesem Jahr kamen an Wollenwaaren für zwei Millionen Silberrubel, wovon drei Viertheile verkauft wurden; Seidenwaaren für eine Million; vier Fünftheile verkauft; Baumwollenwaaren für anderthalb Millionen, die größere Hälfte verkauft. Der Handel mit Metallwaaren war hier von keiner Bedeutung, dagegen betrugen Wein, Branntwein, Wachs, Honig, Zucker, Fettwaaren, Papier u. s. w. dritthalb Millionen Silberrubel, wovon nicht ganz die Hälfte verkauft wurde. Die Gesammtmasse der russischen Waaren macht eine Summe von 10 Mill. in Silber, oder 35 Mill. in Assignaten aus, wovon zwei Drittheile abgesetzt wurden. Die europäischen Waaren bestanden in englischem Tuch 57,142 S. R., Farbwaaren 28,571 S. R., Kaffee und Rum für 63,000. — Von Jakutsk müssen wir die Zahl eines frühern Marktes (vom J. 1837) anführen, sie sind indeß interessant, weil sie das Verhältniß der europäischen und russischen Waaren zeigen, das weiter nach Osten immer ungleicher wird: russische Waaren betrugen anderthalb Mill. St. — europäische und Colonialwaaren nicht ganz 15,000, chinesische fast 200,000; nur ein Siebentel der russischen Waaren blieb unverkauft.

Die Hauptfrage für Rußland ist die: hat es seine Industrie so weit vervollkommt, daß die asiatischen Völker seine Waaren so reichlich abnehmen, als sonst die des westlichern Europa? Wenn man die Aufzählung der verkauften und unverkauften Waaren in Kiachta übersieht, so muß man glauben, daß die russischen Industrieerzeugnisse in China kein besonderes Glück machen. Bei der Aufzählung der Tücher sind russische und fremde zusammengeworfen, und doch sind nicht unbedeutende Massen übrig geblieben. In den Baumwollenwaaren sieht es am schlechtesten aus: von Velverets wurden hingebracht an russischen 807,004 Ellen, unverkauft blieben 535,100; dem fremden erging es indeß nicht besser, denn von 146,000 Ellen blieben über 111,702 unverkauft. Von breiten russischen Velverets wurden 66,000 Ellen zugeführt und 4500 verkauft, während 39,000 Ellen fremden Velverets fast ganz aufgekauft wurden; mit russischem Halbsammt und Demikoton ging es noch schlechter, wogegen Linnenwaaren fast ganz aufgekauft wurden;

*) Es ist viel Rechtlichkeit unter diesen Kaufleuten, und man hat kaum Ein Beispiel, daß ein solcher fallirt hätte, wenigstens kein Beispiel von betrüglichem Bankerott.

in Metallwaaren war der Absatz sehr unbedeutend, dagegen in Juchten vortrefflich. Seltsamer Weise ging auch der Pelzhandel schlecht, denn von einer Waarenmasse im Werth von nahe an 6 Millionen Rubel blieben fast 4 Millionen unverkauft. So sah es in Kiachta aus, aber die Chinesen mit ihrer weit gediehenen Industrie nehmen natürlich nur, was sie etwa in der Mongolei und Mandschurei brauchten, und leichter von Kiachta als aus dem Innern China's hinbringen konnten.

Weit besser stand es in Nowgorod, und man kann, wenn überhaupt die Zahlenangaben richtig sind, behaupten, daß die russischen Erzeugnisse in Wolle, Baumwolle und Seide, zu zwei Drittel bis drei Viertel verkauft wurden. Noch besser stand es mit den Metallarbeiten, von denen z. B. im J. 1837 fast neun Zehntheile verkauft wurden. In dieser Beziehung hat sich somit das russische Prohibitivsystem bewährt: Rußland versieht den nordasiatischen Markt, und selbst großentheils den mittelasiatischen, wie sich denn zum großen Verdruß der Engländer schon vor mehrern Jahren einzelne russische Waaren mit Vortheil in Cabul zeigten. Hauptsächlich begünstigt sind dabei die die nördlichen und nordöstlichen Gouvernements, weniger die südlichen und südwestlichen, indem die minder guten und theurern russischen Waaren hier schneller auf die englischen stießen und die Concurrenz nicht aushalten konnten. In so weit mag Hagemeister mit seiner Behauptung, daß der asiatische Handel Rußlands in schleuniger Abnahme begriffen sey, nicht Unrecht haben, wenn aber nicht alle Angaben des vom russischen Ministerium herausgegebenen „Journals für Manufacturen und Handel" *) trügen, so ist dieß in Bezug auf den nördlichen Theil des europäischen Rußlands und Asiens nicht der Fall.

Indeß muß Rußland dennoch schon durch das verminderte Einströmen englischer Capitale einen bedeutenden Nachtheil erlitten haben, denn es wurde aus manchen Gegenden erst in neuerer Zeit verdrängt, und zwar in Eisenwaaren, wo man glauben sollte, daß die Russen wegen der wohlfeileren Bereitung ein entschiedeneres Uebergewicht hätten. Zwischen den Jahren 1820 und 30 führten sie gegen 200,000 Pud Eisenwaaren jährlich nach der Türkei aus, und erst nach 1830 erschienen die Engländer auch im schwarzen Meere mit ihren Eisenwaaren, und verdrängten zum großen Theil die Russen, was nur eine Folge des Mangels an Thätigkeit und an Capitalien von Seite der russischen Kaufleute seyn kann.

Die Baumwollindustrie ist für Rußland eine der bedeutendsten geworden: nicht nur kommen jährlich auf den Markt von Nischneinowgorod für 27—30 Millionen Waaren sondern für etwa drei Millionen nehmen auch die Kirgisen an der Gränze zu Orenburg, Troizk und Petropaulowsk für sich. Im Baumwollenhandel spielt namentlich Buchara eine bedeutende Rolle: von den J. 1832 bis 1836 ist die Ausfuhr roher Baumwolle aus Buchara nach Rußland von 6000 auf 50000 Pud, die gesponnene von 16,000 auf 50,000, und die rohen Baumwollenzeuge, welche die Bucharen weben, von 5 Millionen auf beinahe 8 gestiegen. Der Hauptort für den Baumwollenmarkt im Gebiete von Buchara ist Permas, das 50 Werste von Buchara und 280 von Samarkand entfernt liegt: es sollen wochentlich gegen 700 Ladungen Baumwolle dahin kommen, und theils an Ort und Stelle, theils in der Umgegend versponnen werden. Auch in Chiwa und Taschkent hat man angefangen Baumwolle zu spinnen, sie ist aber schlecht, und man braucht sie in Rußland meist nur zu Dochten. Die bessern Sorten werden zu Nankings und zu den bucharischen Baumwollenzeugen verwendet, die man Kumatschen nennt, zu welchem Ende das Garn in Astrachan, zum Theil aber auch in den Gouvernements Moskau und Wladimir türkischroth gefärbt wird. Von Astrachan allein gehen 80,000 Pud solchen roth gefärbten Garns nach Nischneinowgorod.

(Fortsetzung folgt.)

*) Aus diesem und dem Journal des Ministeriums des Innern sind die obigen Zahlenangaben entnommen.

Einige Laptots in Frankreich.

Der Armoricain von Brest gibt eine interessante Nachricht über vier Laptots vom Senegal, welche in ihren langen weißen Burnus in den Straßen herumwandern und die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Diese Laptots sind freie Neger, Fischer oder Matrosen von Guet n'dar, einem Dorfe St. Louis gegenüber auf der andern Seite des Stroms. Sie sind im Dienste der Regierung, und ihre Geschicklichkeit und Kenntniß der Küste macht ihre Hülfe bei der Schifffahrt unentbehrlich. Zwei davon sind Marabuts, und wissen den Koran auswendig, ohne ein Wort davon zu verstehen; sie beobachten streng die Vorschriften ihrer Religion, trinken nur Wasser und berühren keine von Mohammed verbotene Speise. Die beiden andern nehmen es minder genau und betrinken sich gelegentlich. Alle lieben den Tanz leidenschaftlich. Anfangs hatten sie einen großen Schrecken vor Frankreich, und fürchteten sich vor Kälte umzukommen, jetzt aber behagt ihnen der Aufenthalt sehr, und sie sind an die mehrstöckigen Häuser gewöhnt, in die sie anfangs nicht eintreten wollten. Namentlich sind sie stolz darauf, daß sie als Schwarze von Weißen (den Gefangenen im Spital) bedient werden, da sie sich bisher als die steten Diener der weißen Race betrachteten.

Malcolms Ansichten über China nebst einigen Worten über die Ereignisse zu Krawang.

(Fortsetzung.)

Die Grabmäler der Chinesen sind einzig in ihrer Art, und nicht leicht zu beschreiben. Sie bilden einen niedern, länglichen Halbkreis von Steinen, welcher auf der offenen zum Eingange bestimmten Seite in zwei rechte Winkel ausspringt, und einen mit Steinplatten gepflasterten Vorsprung darbietet. Im Hintergrunde führt eine Thüre zur Ruhestätte. Diese Grabmäler werden immer gut unterhalten, und die Verwandten besuchen sie häufig, um ihre Gebete zu verrichten. Nur ganz unfruchtbares Land wird zur Beerdigung genommen, häufig auch Felsengrund. Wo die Chinesen weben und leben, in Malacca, Singapur, Borneo u. s. w., behalten sie ihre Beerdigungsweise bei, welche einen weit größern Raum als die unsrige erfordert.

Fremde haben selten die Gelegenheit, das häusliche Leben der Chinesen zu sehen, doch bekommen Aerzte solche öfters, welche mit den Hongs bekannt werden. Thürwärter empfangen den Fremdling und führen ihn durch einen Gang in eine geräumige Vor-

halle, wo er bald vom Herrn des Hauses bewillkommt wird. Seine Kleidung ist reich, und gleicht vollkommen dem Anzuge der Mandarinen, wie man sie zu Tausenden in englischen und amerikanischen Thredruden sieht. Das Innere des Hauses ist ein Labyrinth von Hallen, Zimmern, Gängen, kleinen Höfen und Brücken, welche über künstliche Teiche führen, die von Goldfischen wimmeln. Dort erhebt sich ein künstlicher Hügel mit einem Sommerhause, hier sind Beete mit den schönsten chinesischen Astern bepflanzt. Große Vogelhäuser, groteske Bienenkörbe, Grotten, Springbrunnen, ein kleiner See mit einem Boote in Miniatur, Thiere von Porcellan und verkrüppelte Waldbäume bilden ein sonderbares Schauspiel des häuslichen Lebens. Die Zimmer sind zahlreich, klein und mit gleichem Hausrathe versehen. Neben chinesischen Laternen hängen holländische, englische und chinesische Leuchter von jeder Größe. Ueberdieß sieht man auch italienische Oelgemälde, französische Uhren, Genfer Musikdosen, englisches Silberzeug — Alles zur Schau gelegt und vermischt mit Naturseltenheiten und Wachsfrüchten, Modellen und kostbaren Kleinigkeiten aus allen Theilen der Welt. Wer das Leben der höhern Classen in London kennt, kann mehr als ein solches Zimmer in ihren Wohnungen finden.

Eine chinesische Hochzeit kann im Lande selbst von Fremden nicht gesehen werden, seitdem aber Singapur fast zu einer chinesischen Stadt geworden, werden sie bisweilen dazu geladen. Wenn die Familie wohlhabend ist, wird der Hausaltar kostbar und geschmackvoll verziert. Große Wachslichter und Lampen von zierlich bemaltem Glase werden bei hellem Tage angezündet. Vor dem Bilde des geheiligten Buddha stehen silberne Theebretter und kostbares Porcellan mit Spenden von Zuckerwerk und Blumen angefüllt, während brennendes Sandel- und Aloëholz Wohlgerüche verbreiten. Sobald die Eltern und Verwandten ihre Andacht verrichtet haben, wird die Braut von Begleitern geholt und tritt langsam vor den Altar. Hier verbeugt sie sich und kniet nieder, ohne ein Wort zu sprechen. Ihr Gewand ist kostbar, und legt sich in anmuthigen Falten um den Körper. Zierrathen und Juwelen bedecken das schwarze Haar, und am Halse trägt sie eine Kette von Edelgestein. Sobald der Gottesdienst vorüber ist, wird ihr ein dichter Schleier über das Gesicht geworfen, und man führt sie wieder zurück in das Brautgemach. In der Zwischenzeit werden Thee, Zuckerwerk und Betelnuß gereicht, und Alles harrt des Bräutigams. Im Hause ertönt malayische, javanesische und europäische Musik; die Kinder sind fröhlich und tanzen, und alle Anwesenden freuen sich des holden Tages. Zuletzt wird der Bräutigam angekündigt, und viele unter den Gästen gehen ihm entgegen. Er ist von einem Priester, seinen Freunden und Musik begleitet, macht seine Verbeugung vor dem Altar und setzt sich mit dem Priester auf besondere Sessel nieder, welche mit gesticktem Sammt behangen sind. Abermals werden Erfrischungen gereicht, und nach kurzer Zeit erscheint die verschleierte Braut. Sie nähert sich langsam dem künftigen Gemahl, und nach einigen Gebärden setzen sich beide nieder. Bald darauf kehrt die Braut in ihr Gemach zurück, begleitet vom Bräutigam und einigen nahen Verwandten. In der Mitte verbeugen sich beide gegen einander, gehen ernst und langsam von einer Seite zur andern, bis endlich der Bräutigam der Braut sich nähert und den Schleier vom Gesicht nimmt. Darauf folgt ein köstliches Mahl, bei welchem bloß das junge Paar etwas genießt, obgleich an fünfzig Gerichte auf dem Tische stehen. Bald stehen sie wieder auf, der Bräutigam entledigt sich seines Ceremonienkleides und legt es auf das Brautbett, zum Zeichen, daß es nun sein Eigenthum ist. Darauf nähert er sich der Braut, und löst ihr den Gürtel, womit die ganze Ceremonie ein Ende hat. Gäste und Bräutigam entfernen sich nun bis gegen Abend, ein glänzendes Mahl wird Allen gegeben, und von nun an bleibt der junge Ehemann als Sohn im Hause. Indianische Vogelnester, Fischmägen, Seewürmer und Haifinnen werden unter vielen andern Dingen aufgetragen, und die Sittlichkeit und Mäßigkeit aller Gäste verdienen die Bewunderung der Fremden. Keine Nation kann sich eines so hohen Grades der Ehrbarkeit rühmen.

Canton enthält 124 Tempel nebst einer Menge öffentlicher Altäre in den Straßen. Sie gleichen unsern Mannsklöstern und werden von Priestern bewohnt. Der Oberpriester ist gewöhnlich ein Mann von ausgezeichneter Bildung. Sie haben häufig eine Presse mit einer reichen Stereotypensammlung zu ihren Diensten. Die Zahl der Priester wird hier auf 2000 gerechnet, und man findet auch gegen 1000 Nonnen. Die Unterhaltung der Tempel kostet 600,000 fl. jährlich, und die dabei üblichen Festlichkeiten eben so viel. Pagoden sind nicht in der Nähe der Klöster zu finden, sondern sie stehen gewöhnlich ganz allein auf einem Hügel. Sie sind von den Pagoden in Birma und Hindustan verschieden, und gleichen eigentlich Schrotthürmen. Auf der Spitze liegt ein Beet von Erde, auf welchem schöne Sträucher wachsen. In der Stadt selbst sind nur zwei; die verzierte Pagode (Kwa-ta), neun Stock und 175 Fuß hoch, und die unverzierte Pagode (Kwang-ta), welche eine Höhe von 165 Fuß erreicht.

Die Chinesen theilen sich in dreierlei Glaubensgenossen, und zwar in die Anhänger von Jukeasu, Tauh (Tao) und Buddha. Ungefähr ein Drittel von der ganzen Bevölkerung in China ist dem letztern Glauben ergeben. Die christlichen Missionäre, unter welchen Gutzlaff einer der unermüdetsten ist, haben noch wenig oder gar keine Fortschritte gemacht. Durch die Errichtung eines Freihospitals für chinesische Augenkranke unter der Leitung des amerikanischen Arztes Dr. Parker hat man eine größere Annäherung zu den Eingeborenen erzielen wollen, und wahrscheinlich würde es auf diese Weise besser, als durch Zwang geschehen seyn. Ueber 5000 Chinesen sind seit 1835 in diesem Hospital aufgenommen und behandelt worden. Drei Eingeborne studiren Arzneikunde unter ihm, und werden unsere Kenntnisse im himmlischen Reiche verbreiten.

Der sittliche Zustand der Europäer und Amerikaner ist besser in Canton, als in jedem andern Theile Asiens. Der Unzucht können sie sich nicht widmen, weil die Polizei keine Freudenmädchen duldet, und aus Langweile heiligen sie den Sabbath und werden fleißig. Darum bleiben sie aber auch nie länger, als es unumgänglich nöthig ist, und je schneller sie reich werden können, desto besser. Der Opiumhandel gibt gute Gelegenheit dazu. Mehr oder weniger bilden die Engländer eine Schmuggelgesellschaft, und jeder Schmuggler ist in China verachtet, sey er Inländer oder Ausländer. Sie sehen die Opfer des Opiums täglich vor Augen, man bringt sie selbst im traurigsten Zustande in das oben beschriebene Hospital, aber nichts kann ihre Goldgier lähmen. Hier, wie bei andern Dingen, heiligt die Größe der Sache das Unternehmen; Alexander wird gekrönt, der Räuber gehangen. Der ganze Verkehr bringt Pestilenz, Armuth, Verbrechen und Unruhe nach China, und dieß ist die Ueberzeugung der Missionäre. Der Handel mit Opium verletzt die Nationalgesetze, und würde von jeder europäischen Macht augenblicklich mit einer Kriegserklärung beantwortet werden. Daß die ostindische Gesellschaft das Schutzrecht über diesen niederträchtigen Handel übernommen, ist der größte Schandfleck, den je eine Nation getragen.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 302.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 October 1840.

Aphorismen aus den Verhandlungen der zehnten Versammlung der englischen Naturforscher.

In der physikalischen Section las Sir D. Brewster eine Mittheilung von Oberst Reid, der die bekannte Theorie über die Stürme aufgestellt, über die Erscheinung einer blauen Sonne auf den Bermuden. Mehrere Fälle wurden angeführt, wo alles einen blauen Schimmer hatte, ein anderer Fall, wo alles grünlich aussah; Sir D. Brewster erklärte das Phänomen durch Wasserdünste, die sich in Bläschenform in der Luft befinden, und das Licht brechen; bei heftigen Stürmen werde das Meerwasser in solchen Bläschen emporgewirbelt.

*

Sir D. Brewster berichtete über die stündlichen meteorologischen Beobachtungen, die zu Kinguſsie und Inverneß angestellt wurden, mit vortrefflichen Instrumenten, so wie durch erprobte Leute. „Die zu Kinguſsie und zum Theil auch die zu Inverneß angestellten Beobachtungen enthalten umständlichere Details über meteorologische Phänomene als irgend eine bekannte Reihe stündlicher Beobachtungen. Außer dem Thermometer wurde auch der Barometer und die Temperatur der Quecksilbersäule jede Stunde beobachtet, und der allgemeine Charakter des Wetters genau notirt, eben so die Art und Richtung des Windes, die Zahl und Art der Nordlichter u. dergl. Wenn man diese Beobachtungen mit denen vergleicht, die zu Leith unter meiner Aufsicht vier Jahre lang, und denen die zu Plymouth von 1832 bis 1840 auf Kosten der Association von Hrn. Snow Harris, so wie zu Padua, Philadelphia und Ceylon angestellt wurden, so entdeckt man deutliche Spuren meteorologischer Gesetze, von denen man sich früher keinen Begriff gemacht hat, und ich nehme keinen Anstand, zu erklären, daß wenn diese Beobachtungen vervielfältigt und ausgedehnt werden, sie zu allgemeinen Resultaten von großer Wichtigkeit führen müssen, um atmosphärische Aenderungen voraus zu bestimmen, wie der Astronom die Phänomene des planetarischen Systems voraussagen kann.“ Zugleich richtete Sir D. Brewster die Aufmerksamkeit auf eine vorgelegte Zeichnung der mittleren jährlichen Curven der täglichen Temperatur zu Plymouth, Leith, Inverneß, Kinguſsie und Trevandrum; die Linien von Kinguſsie und Plymouth waren sich fast ganz gleich, indem eine Entfernung von 750 Fuß über der See die gleiche Wirkung hervorbrachte, wie eine um 6 Grad geringere Breite. Zählt man die Stunden der Windstillen im Jahre, so zeigt sich, daß sie bei der niedersten Temperatur eintraten, und wenn man sie in eine Curve bringt, so ist diese fast völlig das Gegentheil der Curve über die mittlere tägliche Temperatur im Jahre, wonach also der Wind oder die Bewegungen in der Atmosphäre von der Temperatur abhängen und mit derselben wechseln.

*

Hr. Follet Osler theilt seine Bemerkungen mit über 26,000 stündliche Beobachtungen an dem Windmesser (Anemometer) zu Birmingham. Sein Zweck war hauptsächlich, die Stärke des Windes zu beobachten. Bringt man nun seine Angaben in eine Curve, so ist diese beinahe identisch mit der Curve des Thermometers, nicht nur fürs ganze Jahr, sondern auch für jede Jahreszeit. Dieß stimmt mit der obigen Bemerkung Sir D. Brewsters zusammen.

*

Hr. Caldecott gab sehr umständliche Aufschlüsse über das unter seiner Leitung und auf Kosten des Radschah von Travancore zu Trevandrum errichtete meteorologische Observatorium. Dasselbe liegt unter 8° 30′ 35″ N. B. 77° O. L. v. Gr., 107 Fuß über dem Meere. Caldecott nimmt neue meteorologische, magnetische und astronomische Instrumente mit. Die Beobachtungen haben im Junius 1837 begonnen, und sollen fünf Jahre lang täglich und stündlich fortgesetzt werden.

*

Hr. Scott Russell las den Bericht der „Committee über die Wellen.“ Von diesem Gegenstande war schon im vorigen Jahre mehremal die Rede, und wir heben deßhalb nur einige Punkte aus, wie wir auch die gleich darauf vorgetragene Abhandlung „über die Theorie der Wellen“ von Prof. Kelland als zu abstract ganz überspringen müssen. Der Hauptgegenstand, der die Committee beschäftigte, waren die Beobachtungen über die Fluthwelle im Frith of Forth. Man hat hier das Steigen und Fallen der Fluth alle fünf Minuten beobachtet.

Es kommen in diesem Canal vier Fluthen oder zwei Doppelfluthen vor, manchmal sogar sechs oder zwei dreifache Fluthen; zu Stirling steigt das Wasser manchmal um zehn Fuß über die Fluthhöhe zu Leith. Hr. Russell drückte auch hier wieder seine Ansicht aus, daß diese zweite Fluth die große südliche Fluthwelle aus dem englischen Canal sey, die in den Canal eindringe, ehe die nördliche Fluthwelle um die Shetlandinseln herumkomme. Es ergibt sich daraus, daß die Fluthwellen eben so wie die große Fortschaffungswelle (translation wave) nicht nur sich begegnen und durchkreuzen können, ohne ihre Eigenthümlichkeit zu verlieren, sondern daß sie auch, wenn sie in derselben Richtung ziehen, über einander hinweggehen können. Was den Widerstand betrifft, den Flüssigkeiten der Bewegung fester Körper entgegensetzen, so ist es jetzt erwiesen, daß die Wellenform des Schiffes entschiedene Vortheile hat, so daß ihre Anwendung bald allgemein werden muß. — Whewell bemerkte noch am Ende, daß bei Russells Schlußfolgerungen die Einwirkung des Mondes in seinen verschiedenen Stadien nicht gehörig berücksichtigt sey.

Rußlands Handel mit Asien.

1. Der Handel gegen Osten.

(Fortsetzung.)

Die Hauptmärkte Rußlands für die asiatische rohe und gesponnene Baumwolle sind die Jahrmärkte von Nishegorod und Irbit, Astrachan, Moskau und Kasan. Ueberdieß wird auch ein sehr starker Baumwollenzeug, „Bäs," im Handel den Bucharen abgekauft, so wie gegerbte Lämmerfelle und Pelzwerk. Die letztern gehen nach Kiachta, die erstern in die kirgisische Steppe. Diese beiden Umstände werfen ein Licht auf den Verkehr, der hauptsächlich über Troizk und Petropaulowsk geht; die Hauptkarawanen von Buchara und Taschkent gehen also nicht nach Orenburg, wie man vermuthen sollte, sondern nordwärts nach Troizk und Petropaulowsk; man weicht den westlichen Kirgisen aus, denn es wäre doch viel einfacher, diese rothen und weißen Baumwollenzeuge von Buchara direct an die Kirgisen zu verkaufen. Die Russen haben also hier eine Verbindung eingerichtet, welche zuverlässiger und besuchter ist, als die Straße von Buchara und Taschkent westwärts und ostwärts. In Buchara, Chiwa und Taschkent sind zwar keine großen Fabriken — die größte soll nicht über 8 Webstühle haben — aber das Weben ist ein Hausgeschäft, das neben den andern betrieben wird, wie bei uns die Leinenweberei; sogar der Druck und das Färben der Zeuge wird auf den Dörfern in einzelnen Häusern vorgenommen. Dieser Verkehr Rußlands mit einem so industriellen Lande ist von hohem Interesse: er ist zwar unsern Begriffen nach nicht sehr bedeutend, denn der Handel mit bucharischen Baumwollenzeugen mag nicht über eine Mill. betragen, aber die Stücke, obgleich klein,*) sind sehr wohlfeil, und kosten nur zwei bis fünf Rubel. Man kann daraus auf die Zahl der Stücke schließen. Sie gehen, wie schon erwähnt, hauptsächlich zu den westlichen Kirgisen und zu den Kalmücken in der astrachanischen Steppe, aber auch in den Gouvernements Orenburg, Perm, Simbirsk, Kasan und selbst Odessa werden sie in großer Anzahl verbraucht, und wegen der Dauer und der Farbe geschätzt. Mit der Zeit werden sie wohl auch von den russischen Fabricaten verdrängt werden.

Buchara ist, mit Ausnahme China's, das jedoch an Rußland keine andern Industrieerzeugnisse als Nanking liefert, der einzige asiatische Staat, welcher mit Rußland in einigem Handelsverkehr steht und industriös ist. Deßhalb spielt es auch in dem Handelsverkehr Mittelasiens eine bedeutende Rolle, und wir wollen auf seine Boden- und Industrieerzeugnisse etwas näher eingehen. Die Seidenzucht ist eine der Hauptbeschäftigungen: sie wird in Buchara selbst so wie in der Umgegend, in Kermene, Miankal und überhaupt allenthalben getrieben, wo Wasser genug ist und der Maulbeerbaum gedeiht. **) Die bessere Seide kostet roh 13 bis 14 Tillas, **) gesponnen 30 bis 32 Tillas das Pud; gesponnen und gefärbt kostet die Nemetsche ***) 17 Tenge, gewöhnlich roth gefärbt 20, mit reinem Purpur 26 Tenge. Eine geringe Menge roher Seide, die aus Kokand und Chodschend nach Buchara kommt, geht fast ganz nach Cabul; sie ist besser als die von Buchara und kostet 16 und 15 Tillas das Pud. In Buchara bereitet man seidene und halbseidene Stoffe verschiedener Art. Reinseidene Stoffe (derai) tragen nur die Weiber, weil die Moslems das Gebet, während dessen sie ein reinseidenes Kleid anhaben, für unwirksam halten. Blau, grün, gelb und namentlich roth sind die herrschenden Farben. Wenn die Bucharen sich Mühe geben wollten, könnten sie leicht das Erzeugniß von Seide vermehren, und diesem Zweig ihres Handels eine größere Ausdehnung geben. Dieß stößt indeß auf mancherlei Schwierigkeiten: die Seide von Chokand und Buchara reicht für die Fabriken von Buchara und den Begehr der afghanischen Kaufleute hin. Der Bucharé ist zu habgierig und zu arm, um Unternehmungen zu machen, die sich erst nach einigen Jahren rentiren, und nur, wenn er eines leichten und sichern Absatzes seiner Seide gewiß ist, wird er das Product vermehren. Die Russen hoffen diese rohe Seide nach Rußland zu ziehen, die bis jetzt nicht dahin gelangte.

Die Baumwollenstaude, die in der Mitte Aprils gepflanzt und im Ende Augusts abgeerntet wird, ist sehr empfindlich, und leidet oft durch die Fröste und kalten Winde. Die Baumwolle, welche in der Umgegend von Buchara, Miankal, Kermene und Samarkand wächst, ist sehr gut, die aus Kartschi und Tschardschui ist gering. Die beste gereinigte Baumwolle kostet 6 bis

*) Meist nur 7—14 Arschinen lang und 12—20 Zoll breit.

*) Die jetzt folgenden speciellen Angaben sind aus dem Russischen Journal für Manufacturen und Handel, Junius 1840, entnommen, aber mit sehr bedeutenden Abkürzungen.

**) Tilla etwa 7 fl.; sie zerfällt in 21 Tenge und dieser in 55 Pul.

***) Die Gewichte Buchara's sind folgende: bat-man = 8 Pud; nem-man (halbe Man) = 4 Pud; de-sir (10 Sir) = 2 Pud oder 80 Pf.; Dudu oder pendsch-sir (5 Sir) = 1 Pud oder 40 Pf.; du oder nim-sir = 4 tscharik = 20 Pf. tscharik = 5 Pf. nemetsche = 1¼ Pf.; das Nemetsche zerfällt in 107 Mitkal.

8½ Tillas (42 bis 60 fl.) der Batmen (320 Pfd.), gesponnene Baumwolle 15 bis 25 Tillas. Die Zeuge sind meist sehr grob, aber zum Theil sehr wohlfeil; von einer Gattung, „Kerbani-Asteri" genannt, kommen 20 Arschinen nicht höher als 2 bis 3 Tenge (40 kr. bis 1 fl.).

Die Ausfuhr von schwarzen Lämmerfellen aus Karakul bildet noch jetzt einen der wichtigsten Handelszweige Buchara's, obgleich auch dieser durch die Unruhen in Kaschgar und Chorassan sehr gelitten hat. Die Karawanen wagen sich nicht mehr auf die gefahrvollen Straßen, auf denen schon so viele geplündert wurden, und darum steht der Preis der Lämmerfelle in Buchara sehr niedrig. Die kurzen, krausen Hammelfelle gehen nach Herat, Chiwa, zu den Turkmenen, und nach China; zu den Russen aber werden die schlechtesten ausgeführt, von denen das Stück auf etwa 1 fl. kommt, während die besseren 7 fl. und darüber kosten.

Diese wenigen Angaben, so wie die Lage Buchara's zeigen, welch wichtiger Handelsplatz es ist, und wie es nach allen Seiten hin im Verkehr steht; wir heben nun hierüber einige Punkte aus, und fügen zum Schlusse die Gründe an, weßhalb gegenwärtig der Handel im Verfall ist. Buchara erzeugt hinreichend Getreide, Tabak und Trauben, die in ziemlicher Menge getrocknet ausgeführt werden, meist nach Rußland; aber es fehlt ihm an Reis, den es aus Kokand, Schachr-Sabi und zum Theil auch aus dem Pendschab durch die Lohanikaufleute erhält. Aus Indien kommen ihm durch dieselbe Vermittelung Salmiak, mit Gold und Silber durchwirkte Seidenstoffe, englische Nesseltücher, gedruckte Leinwand,*) gefärbte Baumwollenzeuge von englischem und indischem Fabricat, englische bunte Shawls, die ziemlich theuer, nämlich mit 3 bis 6 Tillas bezahlt werden, Pfeffer, Sassaparill, Sandelholz, Nashornhörner, die man zu Messerstielen, Säbel-, Dolchgriffen u. dgl. verarbeitet, Zucker, Waid u. dgl. zu. Wichtiger als diese Dinge ist der Handel mit Indigo, den die Lohanikaufleute aus dem Pendschab bringen.**) Alle Karawanserais von Candahar und Ghisni bis Buchara sind gegenwärtig damit angefüllt, und die afghanischen Kaufleute behaupten, daß sie an der Last (16 Pud) einen Tilla verlören. Man weiß nicht, was man mit der Masse Indigo anfangen soll, die seit einigen Jahren nach Turkestan gebracht wurde, und die man zu niedern Preisen und auf mehrjährigen Credit losschlagen muß. Die Lohanikaufleute hatten bald und bald im Sinne, mit ihrem Indigo selbst nach Nowgorod zu gehen, aber eines Theils scheuten sie die lange, ungewohnte Reise, andern Theils legten ihnen die Bucharen selbst Hindernisse in den Weg, um sie nicht an den directen Handel mit Rußland zu gewöhnen, und so ihren eigenen Zwischenhandel zu benachtheiligen. Die Engländer scheinen die Ausfuhr des Indigo aus ihren Besitzungen nach Turkestan, wo nicht verboten, doch erschwert zu haben, um die Ausfuhr zur See zu begünstigen, aber der Pendschab erzeugt diesen Farbstoff in hinreichender Menge, und wenn dieß Land mit den Besitzungen der Engländer vereinigt wird, so muß der Indigo in Turkestan wieder im Preise steigen.

Aus Cabul bezieht Buchara Waffen, etwas Reis und Pelzwerk, und es führt dahin aus: gemünztes Gold, nämlich bucharische Tillas und holländische Ducaten, Silber gemünzt und in Barren, das aus Kokand kommt; seidene und halbseidene Tücher, Thee, chinesisches Porcellan und Hanf, gleichfalls aus Kokand; an russischen Waaren Gold- und Silberfaden, Kermeswürmer, Zinn, Kupfer, Eisen, Tuch, Wachs, einige Seidenstoffe, Kisten,*) Porcellan, kleine Spiegel, Nadeln, Präsentirteller,**) verarbeitete Felle und einige Glaserwaaren. Eben dieselben Waaren gehen auch nach Herat. Nach Persien geht von Buchara aus viel Gold und Caschmirshawls, die gern von Cabul den Weg über Buchara nehmen, weil der directe Weg über Herat zu unsicher ist. Aus China kommt nach Buchara über Kaschgar namentlich Thee, Moschus und eine bedeutende Menge Silber in Stangen, und dahin versendet man außer den Landeserzeugnissen auch russische Waaren, namentlich Eisengeschirr, Zucker, Felle u. dgl., während von den aus Indien gekommenen Waaren englische Nesseltücher, Seidenstoffe, mit Gold und Silber durchwirkte Baumwollenzeuge, Caschmirshawls und sehr viel Indigo dahin gehen. Nach Chiwa gehen, außer einer Menge Reis und Weizen, meist chinesische und russische Waaren, und die Chiwaer bezahlen hauptsächlich mit Pferde-, Ochsen- und Kamelhäuten, so wie mit lebendigen Pferden, die zu sehr guten Preisen von den afghanischen Kaufleuten aufgekauft und nach Indien geführt werden. Der Handel zwischen den Bucharen und Kirgisen ist gleichfalls bedeutend: die Kirgisen liefern jedes Jahr eine Menge Schafe, Pferde und Kamele hin, die sie sonst nirgends absetzen können, und nehmen dagegen Korn und bucharische Fabrikerzeugnisse.

Wenn bei der günstigen Lage, welche Buchara zum Entrepot von ganz Mittelasien machen sollte, der Handel in den letzten Jahren sehr gesunken ist, so tragen hievon mancherlei Umstände und zum Theil auch Rußland die Schuld. Die vornehmsten Usbeken und Tadschiks haben durch die Indigospeculationen sehr bedeutende Verluste erlitten, und sind zum Theil gänzlich ruinirt; die Unruhen in Kaschgar und die persischen Expeditionen nach Chorassan haben dem Handel nach Persien und dem chinesischen Turkestan bedeutende Hindernisse in den Weg gelegt; nach Rußland hat man stets dieselben Industrieerzeugnisse gebracht, ohne sie je zu verbessern, und bei dem raschen Aufschwunge der russischen Industrie sind die bucharischen Waaren sehr im Preise gesunken, und selbst die Ausfuhr russischer Waaren, welche mit Ausnahme der unentbehrlichen, wie Felle, Eisen und Kupfer, nur schwer Abgang finden, haben ihnen sehr wenig Vortheile gebracht. Unter diesen Umständen ist es nicht zu verwundern, daß die Lohanis und die afghanischen Kaufleute

*) Man nennt sie in Buchara „Haider Schahi," weil der Chan dieses Namens die Fabricirung derselben in Buchara befördern wollte, ein merkwürdiges und keineswegs das einzige Beispiel von Industrieaufmunterung.

**) Gelegentlich wollen wir bemerken, daß der Name „Indigo" eine Verkehrung des Wortes „Hindikul," indische Lasurfarbe seyn soll.

*) Eine besondere Art Koffer, die in Sibirien unglaublich wohlfeil gemacht werden und auch in Masse nach Nischneinowgorod kommen.

**) Wahrscheinlich was man im Englischen unter trays versteht.

das Gold in Masse aus dem Lande schleppten; die verschuldeten Usbeken und Tadschiks mußten bei den jetzt allein reichen indischen Kaufleuten entleihen, und so sank der Handel immer tiefer, indem die indischen Kaufleute, sobald sie sich bereichert haben, mit ihren Schätzen nach Indien zurückgehen.

(Fortsetzung folgt.)

Antiquarische Forschungen in den römischen Staaten.

Hr. Raoul Rochette hat von Signor Visconti einen Bericht über einige interessante Entdeckungen an mehrern Orten der römischen Staaten erhalten. In der Nähe von Ancona fand man ein Grab, worin der Körper zwischen gemalten Vasen lag, mit einer goldenen Krone, ähnlich denen in den etruskischen Gräbern. Die Herzogin Cartani fand unter den Ruinen einer alten römischen Stadt auf der aurelianischen Straße ein Mosaik, das in seiner Art ausnehmend merkwürdig ist, indem die Steine nur von zweierlei Farben, weiß und schwarz, sind. Es besteht aus neun Kreisen, dessen mittlerer Orpheus mit der Leyer darstellt, während die acht andern die Figuren der Thiere enthalten, welche seine Musik anlockte. Die Ausgrabungen zu Camposcala, welche wieder aufgenommen wurden, haben ein kleines Grab-Aedikulum mit Säulen und einer Statue aus gewöhnlichem Stein nebst einer etruskischen Inschrift zu Tage gefördert. Signor Visconti zeigt auch an, daß die Arbeit, das Forum Augusti, gewöhnlich das Forum des Nerva genannt, wieder aufzuräumen, demnächst unternommen werden soll, und daß man Resultate von großer Wichtigkeit erwartet. (Athenäum vom 10 October.)

Malcolms Ansichten über China nebst einigen Worten über die Ereignisse zu Krawang.

(Schluß.)

Von Canton nach Macao werden ungefähr vierzehn deutsche Meilen gerechnet. Vom Hafen betrachtet, zeigt sich die Stadt mit viel Anmuth und Würde. Eine Reihe schöner Häuser steht nicht weit vom Ufer, und die hinter ihnen liegende Hügelstadt mit den umgebenden zackigen Felsen gewähren einen herrlichen Anblick. Kaum hat man aber den Fuß ans Land gesetzt, so fällt der Zauber von den Augen. Enge Straßen, schlecht gebaute Häuser, elende Buden und die gänzliche Geschäftslosigkeit geben ihr das Ansehen der Trauer. Alles scheint das Gepräge des Verfalls an sich zu tragen. Statt den ehemaligen 20.000 portugiesischen Einwohnern und Fremden zählt man noch 4500, und der Handel ist fast ganz vernichtet. Mehrere Kirchen liegen in Trümmern oder werden als Casernen gebraucht. Viele unter den Einwohnern sind Chinesen, und sie scheinen eigentlich zu regieren. Hier wohnt Hr. Gutzlaff, und von hier hat er bereits zehn Reisen an den chinesischen Küsten gemacht, um Religionsschriften zu vertheilen. Jetzt arbeitet er an einer neuen Uebersetzung des neuen Testaments in die chinesische Sprache, welcher Marshmans und Morrisons Uebersetzungen zum Grunde liegen. Madame Gutzlaff ist eine Engländerin und hat keine Kinder. Sie hat zwanzig chinesische Mädchen zur Erziehung angenommen, worunter zwei blinde von guter Familie. Sonst zeigt sich noch keine Spur von Protestantismus unter den Heiden, und bloß ein Gärtner ist getauft worden. Was daher Gutzlaff bei allem Eifer erreichen wird, ist noch sehr zweifelhaft. Um seine Schriften nach Canton zu bringen, hat er 170 Kisten voll nach Lintin auf ein Hehlschiff geschickt, von wo man sie vielleicht unter den Opiumkisten hineinschmuggeln wird. — Hr. Lay, ein Agent der brittischen und fremden Bibelgesellschaft, war auch in Macao, und hat interessante Reisen nach Borneo, Celebes, Ternate und andern Inseln des asiatischen Archipels gemacht, worüber seine Beobachtungen bald erscheinen dürften. Er ist Naturforscher und besitzt große Sprachkenntnisse.

Man hat in Europa viel von der Feigheit der Chinesen gesprochen, und die Tapferkeit ganz übersehen, welche sie in frühern Zeiten gegen die Holländer und auch neuerlich noch bei einzelnen Gelegenheiten in Singapur und Java an den Tag gelegt haben. Was sich auf der letzten Insel bei Krawang ereignet hat, ist schwerlich nach Europa berichtet worden, da die Colonialverhältnisse der Holländer meistens geheim gehalten werden. Im Jahre 1851 war von der Regierung beschlossen worden, den Theebau in der Nähe von Krawang, etwa 15 Stunden von Batavia, zu steigern, und Seidenzucht nebst Gerbereien mit Hülfe der Chinesen zu betreiben. In dieser Absicht wurden Contracte mit Kaufleuten in Batavia abgeschlossen, um Chinesen von Manilla zu holen, wozu ihnen 50 fl. per Kopf bewilligt wurden. Zu gleicher Zeit bekam der in Canton anwesende holländische Consul den Auftrag, die Auswanderung von dort zu leiten, unter dem Versprechen, daß jeder Auswanderer vier Piaster monatlich nebst Reis und einigen andern Lebensmitteln erhalten sollte. Eine beträchtliche Zahl war bereits seit mehrern Monaten in der Arbeit begriffen; allein es scheint, daß man die ihnen gemachten Versprechungen nicht gehalten hat, und daß die holländischen Aufseher auch auf andere Weise sie geprellt haben. Selbst körperliche Züchtigungen scheinen vorgekommen zu seyn, und durch harte Maaßregeln zur Verzweiflung getrieben, empörten sich die Söhne des Reichs der Mitte in der Nähe von Krawang, zündeten die Gebäude an, worin sie arbeiteten, und sollen einen oder zwei von ihren Bedrückern erschlagen haben. Zugleich bemächtigten sie sich eines Sechspfünders nebst einigen Waffen, welche im Hause des Oberaufsehers vorhanden waren, und nahmen eine drohende Stellung für die ganze Nachbarschaft an. Um diesen Aufstand zu unterdrücken, wurden 550 Mann Truppen von Batavia nach Krawang beordert, welche bei ihrer Ankunft die schlecht bewaffneten Chinesen zum Treffen vorbereitet fanden. Die Holländer stellten sich in Schlachtordnung, und die Meuterer eröffneten das Gefecht mit einem Kanonenschuß, welcher vier Mann zu Boden streckte. Gleich darauf marschirten sie im Sturmschritt auf ihre Feinde los, und warfen sie eine beträchtliche Strecke zurück; aber ihre Vortheile konnten nicht dauernd seyn, und bald wendete sich das Blatt. Die Chinesen wurden theils niedergeschossen, theils in die Flucht geschlagen, viele entrannen in die Wälder, und reihenweise sich die Hände gebend, stürzten sie, sechs bis sieben an der Zahl, heldenmüthig in den nahe fließenden Strom. Vergleicht man dieses Betragen gegen die Meutereien in England, wo 6 bis 7000 Bewaffnete vor einer halben Compagnie Soldaten die Flucht ergreifen, so kann man leicht entscheiden, auf welcher Seite Feigheit am meisten zu Hause ist.

Tolle Wette. Im Pariser Jockey Club äfft man die Engländer nach, und einer wettete kürzlich, daß er eine halbe Lieue weit auf Händen und Füßen gehen wolle, und zwar schneller als ein Pferd, das rückwärts geht. (Voleur.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cottaschen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 303.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 October 1840.

Der Sklavenhandel in Aegypten.

Hr. Madden, bekannt durch seine frühern Schriften über Westindien, so wie durch seine Bemühungen zur Abschaffung des Sklavenhandels überhaupt, gehört zu der ehrenwerthen, wenn auch nicht weltklugen Classe von Philanthropen, welche die Negeremancipation unter allen Umständen fortdauernd befördern, und wenn auch ihre Ansichten vor den Augen des praktischen Staatsmannes häufig keine Gnade finden, so ist doch ihre Gesinnung höchst ehrenwerth. Nach Aegypten gesendet durch den Verein der Sklavenfreunde, dem Namen nach, um dem Vicekönig für die Abstellung der Sklavenjagden zu danken, in der That aber, um den einzelnen Umständen des Sklavenwesens nachzuspüren, hat er endlich eine Masse von Thatsachen zusammengestellt und dem Vicekönig, freilich zu einer sehr ungünstigen Zeit für solche Dinge, mitgetheilt mit der Aufforderung, in dem löblichen Werke der Abschaffung des Sklavenhandels fortzufahren. Welche Aufmerksamkeit er gegenwärtig finden wird, läßt sich denken; indeß ist es immer interessant, so manches Nähere über den Sklavenhandel in Aegypten und in der Türkei überhaupt zu erfahren. Auf Abschaffung desselben ist so leicht nicht zu rechnen, da, wie Hr. Madden selbst bemerkt, der Sklavenhandel für die Regierung selbst eine Quelle der Einnahme ist: für jeden Sklaven, der auf dem Bazar in Cairo und Alexandrien verkauft wird, zahlt man an die Regierung einen spanischen Thaler, und bei der Ausfuhr aus dem Lande wieder einen Thaler. Wer Sklavenhändler, Dschellab, werden will, löst ein Patent, wie ein Schuhmacher, Schneider u. dgl. auch. Ein Gleiches findet in Konstantinopel statt, wo vom Preise jedes Sklaven 2½ Proc.*) an die Regierung bezahlt werden müssen. Unter solchen Umständen sind die Aussichten für Abschaffung des Sklavenhandels schlecht, um so mehr, als noch mancher Unterbeamte dabei seinen Schnitt macht.

Zudem hat auch die Sklavenjagd im Sennaar an der Gränze gegen Abyssinien hin keineswegs aufgehört, vielmehr haben im Laufe der letzten zehn bis zwölf Monate zwei regelmäßige Sklavenjagden mit allem Pomp einer militärischen Expedition stattgefunden; aus Sennaar führt man die Sklaven nach Aegypten, und von da gehen sie in ziemlich großer Zahl, zum Theil auf europäischen Schiffen, nach Smyrna und Konstantinopel. Vom 1 Sept. 1839 bis 31 Aug. 1840 kamen den genau gehaltenen Büchern eines der ersten Sklavenhändler zufolge auf den Sklavenmarkt von Cairo über 10,000 Menschen, nämlich:

Mädchen aus Abyssinien	1700
Kinder	120
Negerinnen	3000
Negerkinder	270
Verschnittene	400

Ueber 5000 Neger aus verschiedenen Ländern kamen nicht eigentlich mehr auf den Markt, doch ins Land. Bei weitem die meisten waren durch Soldatenexpeditionen gefangen genommen worden, und noch immer wurde den Truppen der Sold in Sklaven bezahlt.

Zu Cartum befindet sich ein französischer sogenannter Consularagent, Namens Vessier, der zwar nicht eigentlich als solcher angestellt seyn soll, doch den Titel eines solchen führen darf, und neuerlich auch das Kreuz der Ehrenlegion erhielt. Dieser hat ein großes Etablissement gegründet, wo nicht nur die angekauften Sklaven bis zu ihrer Weitersendung aufbewahrt, sondern auch junge Sklaven gezüchtet werden, denn die Anstalt soll nach Art der Sklavenzüchtereien (slave breeding farms) in Virginien eingerichtet seyn, und der ägyptische Markt von dort aus mit Kindern versehen werden. Einige andere Franzosen stehen mit ihm in Verbindung, namentlich ein Arzt, Namens Tirant, der die Verschneidung dort eingeführt hat, um Eunuchen für die Harems zu liefern. Früher wurde dieß schändliche Gewerbe in Siut getrieben, wo Hr. Madden i. J. 1826 selbst Zeuge davon war. Es werden nach Clot jährlich etwa 300 Eunuchen gemacht, wozu 1200 Kinder erforderlich sind, indem, nach dem Urtheile Clot Bey's in seinem neuern Werke über Aegypten, nur der vierte Theil der Kinder die Operation überlebt. Wenn Clot Bey's Angabe über diese Sterblichkeit übertrieben seyn sollte, so scheint er auf der andern Seite die Zahl

*) Zwei und ein halb Procent ist der Zoll, der nach dem Koran von allen Gläubigen für die verkauften Waaren erhoben werden darf; die Ungläubigen zahlen fünf. A. d. R.

der verkauften Eunuchen zu gering angegeben zu haben. Die Art, wie die Operation vorgenommen wird, ist in der That schaudererregend.

Zum Schluß führt Hr. Madden folgende Punkte als Ergebniß seiner Beobachtungen an: 1) Nach fast 15 Jahren, als ich Aegypten zum zweitenmal besuchte, fand ich Sklaverei und Sklavenhandel unverändert und ungehemmt durch irgend eine Maaßregel Eurer Hoheit. 2) Ich finde die Sklavenmärkte mit Negerweibern und Kindern so vollgepfropft, wie früher. 3) Ich finde die Ausfuhr von Sklaven aus Alexandrien nach der Türkei auf europäischen Schiffen gegenwärtig offen fortgesetzt. 4) Ich finde, daß die Preise durch die steigende Anzahl derer, die man nach Alexandrien und Cairo bringt, und die zu 600—1500 P. (72—180 fl.) verkauft werden, niedriger als früher. 5) Ich finde, daß die Sklavenjagden von Ihren Unterthanen und selbst von Ihren Soldaten fortgesetzt werden, und 6) daß die aus diesem schändlichen Handel entspringenden Uebel noch dieselben sind, und das barbarische Monopol, mit verstümmelten Geschöpfen Handel zu treiben, noch gestattet ist, ja von den Behörden in Oberägypten aufgemuntert wird.

Rußlands Handel mit Asien.

1. Der Handel gegen Osten.

(Fortsetzung.)

Diese Bemerkungen über den bucharischen Handel sind nur eine scheinbare Abschweifung von unserem eigentlichen Gegenstande: Buchara ist in diesen Gegenden, wie schon bemerkt, das einzige industrielle Land, und versah Kirgisen und Kalmücken, zum Theil auch Perser und Afghanen, so wie die westlichen Provinzen China's mit seinen Waaren; aber wie schwer es die Einzwängung zwischen dem englischen und russischen Handelsgeiste fühlt, zeigt, außer einer Menge Einzelnheiten, namentlich der Indigohandel, und einen solchen Schlag, wie ihm durch die unnatürliche Richtung dieses Handelszweigs beigebracht wurde, kann es nicht mehr leicht verschmerzen. Wie England die Industrie Indiens erdrückt hat, so erdrückt Rußland die Buchara's, noch ehe es sich dessen bemächtigen kann, bloß durch die Ausbreitung seines Handels und seines Einflusses unter den Nomaden der großen Kirgisensteppe bis in die Gränzen China's hinein. Das steigende Mißbehagen in Buchara und Chiwa wird der russischen Herrschaft den Weg bahnen, und welchen unermeßlichen Einfluß auf den ganzen mittelasiatischen Handel Rußland durch eine Besetzung dieser beiden Länder erhalten würde, ist durch die oben flizzirten Handelsverhältnisse mehr angedeutet als ausgeführt worden. Rußlands Stellung dabei ist sehr vortheilhaft: der allgemeine Gang der Angelegenheiten ist ihm günstig, und es braucht nichts zu übereilen.

Nicht minder sicher ist sein Fortschreiten gegen China. Wir kommen nun zuerst auf eine allgemeine Schilderung des Handels mit China, der in Kiachta und Maimatschin im Januar, Februar und Julius betrieben wird, hauptsächlich mit Pelzwaaren, Baumwollen- und Wollenzeugen, Häuten u. dgl. Die Chinesen liefern Thee und Nanking, was indeß die Russen sehr ungern sehen, Seidenwaaren u. dergl. Die Waaren gehen im Februar von Moskau nach Tjumen ab, wo man das Aufgehen der Flüsse abwartet; von da zu Wasser nach Tomsk, von Tomsk nach Irkutsk zu Lande, und von Irkutsk nach Kiachta, theils zu Lande, theils zu Wasser, je nach Umständen. Die Waaren, welche von Nishegorod kommen, gehen entweder direct zu Lande nach Kiachta, oder auf der Wolga und Kama zuerst nach Perm. Der Transport von Moskau nach Kiachta kostet etwa 14 Rubel, von Nishegorod etwa 13 R. das Pud. Von Kiachta gehen die Waaren nach Nishegorod im Februar und März ab, theils ganz zu Lande, theils von Tomsk an auf dem Tom, Ob, Irtysch, Tura und Tjumenka nach Tjumen, von wo wieder der Landweg bis Perm eingeschlagen werden muß. Zur Zeit des Jahrmarkts zahlt man von Kiachta nach Nishegorod 16 R. für das Pud, nach Moskau nur 12 R. An Thee werden jährlich etwa 80,000 Kisten zum Werth von 50 Millionen R. A. verkauft, was jedoch mit andern Rechnungen nicht ganz zusammenstimmt; außerdem noch etwas über 5000 Kisten Ziegelthee, zu 130 R. die Kiste. Dieser Thee, dessen Verbreitung in Nordasien so merkwürdig ist, kommt allmählich schon ins europäische Rußland hinein, wenigstens nach Kasan, wo man ihn an die Tataren, Tschuwaschen und Tscheremissen verkauft; wahrscheinlich werden sich bald auch die gemeinen Russen daran gewöhnen, wie dieß die Kosaken in Sibirien bereits gethan haben.

Das Journal für Manufacturen und Handel (Febr. 1839) theilt eine, wenn man sich auf die Zahlenangaben verlassen kann, höchst lehrreiche Tabelle über den Handel zu Kiachta vom Jahre 1823 bis 1837 mit. Uebersieht man die allgemeinen Resultate, so ist der Handel seit 1823 von 6 auf 7 Millionen Silberrubel gestiegen; der Pelzhandel ist ziemlich stehend geblieben, und schwankte zwischen dritthalb bis vier Mill.; der Handel mit Häuten schwankte zwischen 6 und 11 mal hunderttausend R., aber hinsichtlich der Baumwollen- und Wollenwaaren ist eine wesentliche Veränderung vorgegangen. Zur leichtern Uebersicht stellen wir die Angaben von den drei Jahren 1823, 1830 und 1837 folgendermaßen zusammen:

	Baumwollenwaaren.		Wollenwaaren.		
	Russische	Fremde	Russische	Polnische	Fremde *)
J. 1823	2030	134,708	22,954	8,741	2,264,564
— 1830	84,523	295,867	367,928	1,070,494	73,727
— 1837	615,918	294,124	1,798,570	37,848	45,482

Aus dieser Tabelle, wobei wir freilich aus Mangel an Raum auf drei Jahre uns beschränken mußten, kann man abneh-

*) Unter den fremden Tüchern und Wollenwaaren sind namentlich englische und holländische Tücher, sowie Camlots und Schalongs inbegriffen, die über Petersburg eingeführt werden. Obige drei Jahrgänge sind übrigens gerade für diese Rubrik die schreiendsten, namentlich das Jahr 1825, welches in Bezug auf die Einführung des Prohibitivsystems in Rußland der Nishegoroder Messe von 1822 entspricht; in mittlern Zahlen kann man sagen, die Zufuhr westeuropäischer Wollenwaaren sey von 8—900,000 S. R. auf 150,000 gesunken.

men, daß der Absatz der russischen Baumwollenwaaren in Kiachta von beinahe nichts auf 600,000 Rubel Silber gestiegen ist, daß die westeuropäischen, wohl hauptsächlich englischen Waaren sich nahezu gleich geblieben sind, und daß von Wollenwaaren der Absatz der russischen von 23,000 auf beinahe zwei Millionen zum Nachtheil der westeuropäischen, und namentlich auch der polnischen, gestiegen ist. Auch der Theehandel stieg von etwa 140,000 auf 200,000 Pud, während der Absatz andrer chinesischen Waaren eher abnahm. Der Zollertrag in Kiachta stieg vom J. 1823 bis 1837 von 6—7 Millionen auf 9—10. Bis jetzt noch scheinen die Russen, wie zur Probe den Markt zu Kiachta mit allen möglichen Waaren zu überschwemmen, denn häufig sind nach den geführten Registern die alten Waaren noch in Menge unverkauft, wenn die neuen ankommen, aber ihr Vortheil wird sie bald lehren, hier eine sorgfältigere Auswahl zu treffen. Rußlands augenscheinliche Absicht ist, den ganzen Norden Asiens mit den ihm nöthigen Industrieerzeugnissen zu versehen; es hat die Mittel an der Hand, die Fremden von diesem Handel nahezu auszuschließen, und die Waarenlisten zeigen, daß es seinen Vortheil zu wahren verstanden hat, und seinem Ziele selbst gegen China, wenn auch langsam, doch sicher näher rückt.

Die Vermehrung des Absatzes, die nicht bedeutend ist, aber ziemlich stätig fortschreitet, kommt auf Rechnung der nomadischen Völker, nicht der Chinesen selbst, die von den Russen wohl kaum etwas anderes als Pelzwerk zu ihrem eigenen Gebrauche nehmen, aber eben unter diesen nomadischen Völkern wünscht Rußland hauptsächlich seinen Einfluß und seine Industrieerzeugnisse auszubreiten. Um auf dieser Bahn rasch vorwärts zu kommen, fehlt ihm eins, — die freie Schifffahrt oder vielmehr die Herrschaft auf dem Amurstrome. Wohl nicht ohne Grund hat man in neuerer Zeit die Actenstücke über die alte romanhafte Fahrt des Kosaken Chabaroff auf dem Amurstrom und über die ehemalige Besetzung desselben durch die Russen wieder hervorgesucht. Sollte dieß Ziel von Rußland in Bälde erreicht werden, so dehnt sich nicht nur sein Handel über alle Völker der Mandschurei aus, sondern es erhält auch Küstenpunkte an der Südsee, die nicht so entfernt und unzuverlässig, wie Sichta, nicht so sehr durch die Strenge der Jahreszeit versperrt sind, wie Ochotsk, und mit denen man von Nertschinsk aus leicht in Verbindung bleiben kann. Dann möchte wohl in nicht ferner Zeit eine russische Flotte auf dem chinesischen Meere erscheinen.

(Schluß folgt.)

Aphorismen aus den Verhandlungen der zehnten Versammlung der englischen Naturforscher.

Ein Hr. Peebles las einen sehr ins Detail gehenden Bericht über die „Möglichkeit, die Wurzeln algebraischer Gleichungen auszudrücken." Wir führen diesen Gegenstand nur an, um ein Beispiel zu liefern, wie sich Berichterstatter über Gegenstände hinüberhelfen, die sie nicht verstehen. Im Athenäum S. 770, heißt es über diesen Gegenstand: „nachdem der Verfasser bewiesen, daß verschiedene Combinationen nicht genügen, weist er nach, daß gewisse andere in gewissen Fällen genügen werden."

*

Sir D. Brewster las eine Abhandlung über die Zersetzung (Blindwerden) des Glases. Die Zersetzung beginnt in einzelnen Punkten, und dehnt sich dann entweder in Flächen aus, so daß sich dünne Häutchen (films) bilden, oder in concentrirten Ueberzügen (coats), so daß die Häutchen concentrisch werden. Die so gebildeten Häutchen sind unendlich schön, und wenn man Licht durchläßt, bilden sich Farben von außerordentlicher Schönheit und Mannichfaltigkeit, die alles übertreffen, was die Kunst je geliefert hat. Eine noch merkwürdigere Art von Zersetzung ist die, wo die kieseligen und metallischen Grundstoffe des Glases sich scheiden, indem die Kieseltheile selbst aus dem durch die Schmelzung und Abkühlung hervorgebrachten Zustand von Spannung heraustreten, und in einzelnen abwechselnden Kreisen sich um einen Mittelpunkt der Zersetzung sammeln. Dieß führte zu einer Discussion über den Werth der Gläser bei verschiedenen optischen Instrumenten und über die mannichfach bemerkte Hinneigung derselben zur Zersetzung; Sir D. Brewster las auch noch über die „Ringe von polarisirtem Licht, wie sie einzelne Proben von zersetztem (blind gewordenem) Glas ergeben."

*

Prof. Philipps schlug eine neue Reihe von Untersuchungen über die Regenmasse vor, welche man auf horizontalen Flächen in verschiedenen Höhen über dem Boden erhält, so wie gleichzeitige Untersuchungen über die Richtung und den Neigungswinkel der herabfallenden Regentropfen, nebst gleichzeitiger Registrirung von Wind, Temperatur und Feuchtigkeitsgrad. Er hatte bei frühern Untersuchungen die Bemerkung gemacht, daß die Ungleichheit der Regenmasse in verschiedenen Höhen — er hatte den Münster zu York (212 Fuß Höhe), das Museum von Yorkshire (42 Fuß Höhe), gewählt, und einen dritten Standpunkt am Boden genommen — in Folge localer Luftabweichungen (deflexions) nicht unbedeutend sey, doch waren diese Beobachtungen noch nicht mit der gehörigen Genauigkeit und Vollständigkeit vorgenommen. Wir werden vermuthlich im folgenden Jahre mehr darüber hören.

*

Professor Forbes sprach über einige „außerordentlich starke Regenfälle." Man hatte einige frühere Angaben von ihm bestritten, und er bekräftigte sie jetzt durch Zeugenaussagen. Zu Genua fielen am 25 Oct. 1822 binnen 24 Stunden 30 Zoll (franz.) Regen. Ein genauer Beobachter, Hr. Pagano, bestätigte die Sache in der „Bibliotheque Universelle" von Genf. Arago führt in den „Annales de Chimie ꝛc." (XXXVI. 414) einen andern Fall an, wo in der Stadt Joyeuse in Südfrankreich am 9 Octbr. 1827 binnen 22 Stunden 29‴ 3‴‴ Wasser fielen. In den Ghats in Indien unter 18° N. B. maß man in einem Jahre 302,21 Zoll, und von diesen 25′ 2″ (engl. Maaß) fielen nahe an 10 Fuß im Monat Julius allein.

*

Hr. Copy las eine höchst interessante Abhandlung über die Stürme; die Theorie ist wesentlich dieselbe, wie sie Oberst Reid aufstellte, nur klarer und vollständiger entwickelt. Seine Angabe ist kurz folgende: „der Wind bläst auf allen Seiten eines Sturms gegen seine innern Theile, gegen einen bestimmten Punkt, wenn der Sturm rund ist, und wenn der Sturm eine Ellipse bildet gegen die Linie des längsten Durchmessers.“ Hr. Copy bemerkte, daß er in den letzten fünf Jahren siebzehn Stürme beobachtet habe, ohne eine einzige Ausnahme von der allgemeinen Regel zu finden. In die nähere Auseinandersetzung können wir ihm aus Mangel an Raum nicht folgen.

Das Feuerland.

Der Name Feuerland (Tierra del Fuego) ist abermals eine von den vielen sinnlosen Benennungen, welche die Europäer unbekannten Ländern beizulegen pflegen, wenn sie das Glück haben, zum erstenmal ihre Ufer zu betreten. Der Bedeutung des Wortes nach sollte man hier eine Menge feuerspeiender Berge vermuthen; allein mit Ausnahme der kleinen Insel Wollaston, auf welcher einige abgerundete Schlacken in Breccie von hohem Alter eingekittet sind, ist nirgends eine Spur von vulcanischem Gestein zu finden. Auch der brennende Vulcan, den Capitän Basil Hall im Jahre 1819 gegen die Spitze des König-Karl-Südlandes gesehen haben will, ist wahrscheinlich nichts Anderes als ein großes Feuer oder ein Waldbrand gewesen, da die Eingebornen den Gebrauch haben, sich Feuerzeichen zu geben, wenn etwas Ungewöhnliches sich ereignet, oder wenn sie miteinander verkehren wollen.

Das Feuerland ist eigentlich eine große Inselgruppe, deren nördlichste Spitze beim Vorgebirge Orange unter 52° 27′ 10″ S. B. zu suchen ist, und bis nach den Diego Ramirez Eilanden sich erstreckt, welche unter 56° 30′ ihr Ende erreichen. Das Vorgebirge San Diego bildet das äußerste östliche und das Vorgebirge Pilar das äußerste westliche Ende. Jenes liegt unter 65° 07′, dieses unter 74° 33′ 20″ W. L. von Gr. Der Flächengehalt des festen Landes mag sich etwa auf 1500 Quadratmeilen berechnen lassen, und ist daher mit Schottland an Größe zu vergleichen. Verschiedene Meeresströme haben dieses Land dem Anschein nach in viele Inseln, Felsenriffe und Klippen zerrissen, welche von vier Canälen bespült werden. Zwei von diesen Canälen, die Magellan- und Beagle-Straße, durchschneiden das Land von Morgen gegen Abend, und die beiden andern (Magdalen und Barbara Channel) von Mitternacht gegen Mittag. Zwischen ihnen liegen fünf größere und eine Menge kleinerer Inseln, wovon die ersten König-Karls-Südland, Clarence, South Desolation, Hoste und Navarin genannt werden. Die Beagle-Straße trennt die beiden Inseln Hoste und Navarin vom König-Karls-Südlande, erstreckt sich in gerader Richtung ohne die geringste Unterbrechung gegen Abend, und ist vom Christfest-Sunde bis nach dem Vorgebirge San Pio ungefähr 54 Stunden lang. Ihre Breite wechselt zwischen einer halben und einer Viertelstunde, und ihre Tiefe beträgt an einigen Stellen über 1500 Fuß.

Die geologische Beschaffenheit dieser Inseln ist ziemlich verschieden. In der Richtung der magellanischen Meerenge kommen dreierlei Bildungen vor. Der westliche Theil besteht hauptsächlich aus Granit und Grünstein, der mittlere aus Thonschiefer, und im östlichen Theile wechseln Hornblende, Thonschiefer und Granit miteinander ab. Genau genommen besteht der westliche Theil des Feuerlandes aus zwei Gebirgszügen, wovon der innerste aus Granit und Glimmerschiefer, und der äußere aus porphyr- und trappartigem Gestein zusammengesetzt ist. Diese beiden Lagerungen bilden eigentlich die südlichste Spitze der Cordilleren, die sich von 55° 40′ südlicher bis 60° nördlicher Breite erstrecken, und folglich 115° 40′ lang sind. Im Thonschiefer zeigen sich hie und da Spuren von einer besondern Art Ammoniten, und auf der östlichen Küste findet man Gerölle und Schwammblöcke von ungeheurer Größe. In der Nähe der Bay San Sebastian liegt ein solcher aus Spenit bestehender Block von 47 Fuß im Umfang, dessen Muttergestein zwanzig deutsche Meilen weiter zu suchen ist. Die Clarence-Insel besteht hauptsächlich aus Grünstein und Glimmerschiefer, und die Inseln Hoste und Navarin nebst dem Vorgebirge Horn brechen fast überall in Hornblende zu Tage.

Die höchsten Berge des Feuerlandes liegen im südlichen und westlichen Theile des König-Karl-Südlandes, nördlich von der Beagle-Straße. Dahin gehören hauptsächlich der Sarmiento von 6900 und der Darwin von 6800 Fuß. Oestlich vom Sarmiento liegt der Buckland, welcher eine Höhe von 5500 Fuß erreicht. Dieser Berg steht mit einem noch östlicher streichenden Höhenzuge in Verbindung, welcher 5 bis 4000 Fuß hoch ist, und in scharfe Kanten oder Spitzen ausläuft, welche immer mit Schnee bedeckt sind. Andere Höhenzüge, die im Allgemeinen 2600 bis 3400 Fuß erreichen, erstrecken sich an der westlichen Küste entlang vom Berge Hope bis nach dem Nose Peak, in dessen Nähe sie von einer großen, tief in das Land eingreifenden Bucht unterbrochen werden, und erst diesseits derselben von Süden nach Nordost und Ost fortziehen. Diese ganze Kette bildet gleichsam einen zerrissenen Halbkreis auf der Abendseite der östlichen Insel, wovon aber die nördliche Hälfte noch wenig bekannt ist.

(Fortsetzung folgt.)

Gemälde für ein Repräsentantenhaus in Nordamerika. Eine amerikanische Staatsregierung hat bei französischen Künstlern drei große Gemälde zur Verzierung des Repräsentantenhauses bestellt; die Gegenstände sind: die Schlacht bei Yorktown unter Washington, Rochambeau und Lafayette, und die Schlacht bei Neu-Orleans, beide sind Hrn. Eugène Lami aufgetragen; die Seeschlacht auf dem Erie-See soll zweien, Hrn. Isabey und Morel Fatio, übertragen seyn. (Athenäum vom 10 October.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 124** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Der englische didaktische Dichter Cowper und sein Hauptwerk „die Aufgabe“ (the task.) — Zustand und Beruf der Frauen.** (Fortsetzung.) **— Tippo Saib's letzter Tag.** Von Barry Cornwall.

Zu den Monatsheften dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Bögen erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 5 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 125 u. 126.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

29 October 1840.

Das Ehepaar aus der alten Zeit auf dem Lande
oder
Philemon und Baucis unter den Kosaken.

Nach Gogol *), von Wolkoff.

Ich liebe sehr das bescheidene Stillleben jener einsamen Gutsherren, deren abgelegene Besitzungen — in Klein-Rußland gemeiniglich „altväterische" genannt — wie baufällige malerische Häuschen so hübsch dastehen in ihrer Einfachheit und im vollkommenen Abstich von dem wohlgeglätteten neuen Gebäude, dessen Mauern noch kein Regenguß gewaschen, dessen Dach der grüne Schimmel noch nicht überzogen und deren Freitreppe noch nicht kalkberaubt ihre rothen Ziegeln zeigt.

Ich steige gern bisweilen auf einen Augenblick hinab in den Kreis dieses ungewöhnlich einsamen Lebens, aus welchem kein Wunsch den Stangenzaun, der das winzige Höfchen einhegt, das Flechtwerk des Gartens voll Aepfelbäume und Pflaumen, die bäuerische Stube, die nach der einen Seite hängt, von Salweiden, Hollunder und Birnbäumen rings beschattet, überfliegt. Das Leben dieser anspruchlosen Hausherren ist so still, so still, daß man sich bei ihnen augenblicklich ganz vergißt, und meint: Leidenschaften und Begierden, diese unruhvollen Ausgeburten des bösen Geistes, welche allen Frieden stören, seyen sammt und sonders gar nicht wirklich vorhanden, sondern nur in irgend einem flimmergaukelnden Traumgesichte früher einmal uns erschienen. Noch sehe ich das niedrige Häuschen vor mir mit seiner Galerie von kleinen, schon ziemlich schwarz gewordenen Holzpfeilern rings um das Haus herumlaufend, zum Schutze vor dem Regen, wenn bei einem Donner- oder Hagelwetter die Fensterläden geschlossen werden müssen. Dabei die wohlriechenden Traubelkirschen, ganze Reihen niedriger Obstbäume, überschwemmt mit einer Purpurfluth von Kirschen und einem rubinfarbenen See von Pflaumen, gehüllt in bleifarbigen Hustattich, ein Ahorn mit weithin überhangenden Aesten, in dessen Schatten zur Ruhe eine Matte ausgebreitet. Vor dem Hause: der geräumige Hof voll frischen niedern Grases mit einem schmal ausgetretenen Pfade von der Scheune zur Küche und von der Küche zur Herrenstube; die langhalsige Gans, Wasser schlürfend mit ihren jungen Gänschen, noch zart wie die Flaumfederchen, die sie schmücken; der Stangenzaun, mit Büscheln getrockneter Birnen und Aepfel, und mit Decken zum Auslüften behangen; das Fuder Melonen vor der Scheune stehend; der ausgespannte Stier, faul davor hingestreckt — alles dieses hat für mich einen ganz unerklärlichen Reiz; vielleicht deßhalb, weil ich's jetzt nicht mehr sehe, und weil uns gewöhnlich alles das besonders lieb ist, wovon wir gerade getrennt sind.

Wie dem nun aber auch sey — so oft früher meine Britschka an der Freitreppe dieses Häuschens vorfuhr, überkam die Seele eine wunderbar angenehme und friedliche Stimmung. Meine Thiere wälzten sich ausgelassen unter der Treppe, mein Kutscher — die gute Haut! — weinte, während er seine Pfeife stopfte, bitterlich, als ob er in seinem eigenen Hause ausgespannt hätte; *) selbst das Gebell, welches die phlegmatischen Hofhunde erhoben, klang lieblich in meinen Ohren. Mehr jedoch als alles dieses gefielen mir die Inhaber dieser heimlichen Plätzchen: der gute Alte und sein Mütterchen, die immer gleich eilfertig zur Bewillkommnung mir entgegentrippelten. Die lieben Züge beider schweben mir noch jetzt ganz deutlich, in unverändert freundlicher Erinnerung vor der Seele; ja zuweilen im Geräusch und Gedränge mitten unter modischen Fracks überkommt mich ein Halbschlummer und flimmert mir wie im Traume das Vergangene vor Augen. Auf ihrem Antlitze stand eine solche Gutmüthigkeit, Freundlichkeit und Treuherzigkeit ge-

*) Aus dessen Mirgorod, oder Erzählungen, als Fortsetzung der „Abende in der Maierei von Dikanka." (Dikanka, das Dorf, wo der eben so unermeßlich unglückliche, als reiche Korschubei, des noch schändlichern, als mächtigen Masepa beklagenswerthes Opfer — wohnte.)

*) Oft sind solche Dienstleute von ihrer Heimath und ihrer Familie so lange und so völlig getrennt, daß ihr Gutsherr sogar ihre Frauen anderen Männern überläßt, um nicht am Zuwachse der Bevölkerung zu verlieren.

schrieben, daß man unwillkürlich, mindestens für eine Zeitlang, allen kühnen Ideen entsagte und unbewußt mit ganzer Seele in das bescheidene bukolische Leben einging.

Noch immer nicht kann ich die beiden Alten aus dem vergangenen Jahrhundert vergessen, die, ach! schon nicht mehr sind. Noch immer erfüllt Wehmuth mein Herz, befängt mich ein seltsames Gefühl von Beklemmung, wenn ich mir vorstelle, daß ich mit der Zeit noch einmal in die frühere, jetzt verödete Wohnstätte kommen könnte und dann das Häuschen im Schutt zerfallen fände, den Teich verschüttet, und einen verwilderten Graben und weiter nichts... Schon im voraus befällt mich Schwermuth! — Doch, kehren wir jetzt zur Erzählung zurück: Aphanaßj Iwanowitsch Toffstogub und sein Eheweib Pulcheria Iwanoffna Toffstogubia (nach der Ausdrucksweise der nachbarlichen Bauern) waren jene Alten, von welchen ich zu erzählen angefangen habe. Wenn ich ein Maler wäre und Philemon und Baucis auf die Leinwand zeichnen wollte, so wählte ich gewiß kein anderes Original dazu, als dieses Paar: Aphanaßj war 60 Jahre alt, Pulcheria zählte 55, als ich beide kennen lernte. Er war von hohem Wuchse, ging jahraus jahrein in seinem Widder-Schlafpelze mit Kamelotüberzuge, saß etwas zusammengekauert und lächelte fast beständig, gleichviel ob er erzählte oder nur schlechtweg zuhörte. Sie war ein wenig seriös, sie lachte fast niemals, doch las man in ihren Zügen und Augen so viel Güte, so viel Bereitwilligkeit, jeden mit dem Besten was vorhanden war, zu bewirthen, daß man ein stehendes Lächeln in ihrem gutmüthigen Gesichte gewißlich über die Maßen widerlich gefunden haben würde. Die leichten Runzeln in diesen beiden Gesichtern waren so voll Anmuth, daß der Künstler bestimmt alle getreu mitgezeichnet hätte: darin konnte man, so schien es, ihr ganzes Leben lesen, ein heiteres, ruhiges Leben, wie es die alten, ächten, biederherzigen und zugleich wohlhabenden Familien führten, welche stets den Gegensatz zu den niedrigen Klein-Russen bildeten, die sich von den Theerbrennern und Köhlern absondern, Palaste und Gerichtshöfe wie Heuschrecken füllen, ihren Landsleuten auch die letzte Kopeke abnehmen, St. Petersburg mit verläumderischen Zungendreschern überschwemmen, endlich ein Capital erwuchern und hochmüthig ihren auf O ausgehenden Familiennamen ein prahlerisches ff anhängen. — Nein, jene beiden waren diesen verächtlichen und erbärmlichen Geschöpfen eben so wenig ähnlich, als überhaupt alle alten und ächt kleinrussischen Geschlechter. Ihre gegenseitige liebevolle Anhänglichkeit konnte man unmöglich ohne Theilnahme wahrnehmen. Du sagten sie niemals zu einander, sondern immer Ihr: „Habt Ihr den Stuhl hier durchgesessen, Aph. Iw.?" — „Es thut nichts, seyd nur nicht bös, Pulch. Iw., ich bin's gewesen." — Sie hatten niemals Kinder gehabt, und eben deßhalb traf all' ihre Anhänglichkeit in gegenseitiger Liebe für einander zusammen.

Als Aphanaßj in seiner Jugend Militärdienste gethan, war er Rottenführer geworden; doch das war schon sehr lange her, längst vorbei; schon erinnert sich dessen Aphanaßj selber fast nicht mehr. Mit 30 Jahren nahm er sein Weib, als er ein alter Jüngling war und ein gesticktes Camisol trug. Er führte übrigens seine Pulcheria ziemlich schlau heim, da deren Verwandten sie ihm nicht geben wollten. Aber auch dieß schwebte ihm nur noch ganz dunkel vor, wenigstens sprach er niemals davon. Alle jene alten ungewöhnlichen Vorkommenheiten haben sich nun schon lange geändert oder ersetzt durch ein ruhiges und einsames Leben, durch die schläferigen und gewissermaßen zugleich harmonischen Träume, welchen ihr nachhängt, sitzt ihr auf dem Altane nach dem Garten hinaus, wenn ein herrlich schöner Regen üppig in den Baumblättern braust, in rieselnden Bächen herabrinnend und den Schlummer auf eure Glieder herabplaudernd, während der Regenbogen hinter den Bäumen emporsteigt und im Angesichte des halbverfallenen Gemäuers siebenfarbig am Himmel matt erglänzt — oder, wenn euer Wagen dahin rollt, zwischen den grünen Büschen untertauchend, und die Haidewachtel laut wird, und das duftende Gras abwechselnd mit den körnerreichen Aehren und mit den freundlichen Feldblumen über das Thürchen des Wagens hereingucken und sanft streichelnd euch über Hand und Wange gleitet. — Aphanaßj hörte den bei ihm einsprechenden Gästen immer mit freundlichem Lächeln zu; nur bisweilen erzählte er selber, mehr aber fragte er. Er gehörte nicht zur Zahl derjenigen Alten, welche Jedermann mit unaufhörlich wiederholtem Lobpsalme der „guten alten Zeit," oder mit den abgedroschensten Schmähungen gegen die „junge Welt" langweilen. Im Gegentheil, er bezeigte durch seine Fragen an euch die freundlichste Wißbegierde und Theilnahme für die geringfügigsten Umstände in euerm Leben, wie für Glücks- und Unglücksfälle, wofür die guten Alten gemeiniglich alle sich interessiren — was freilich wohl meistens der Neugier des Kindes ein wenig ähnelt, welches, während ihr mit ihm plaudert, das Petschaft an eurer Uhrkette beguckt. — Dann athmete, so zu sagen, sein Antlitz lauter Gutherzigkeit.

Die Stuben, welche unsere beiden Alten bewohnten, waren ganz klein und niedrig, wie bei den Leuten der damaligen Zeit gewöhnlich, und in jeder derselben ragte ein Ofen von so gewaltigem Umfange, daß er fast den dritten Theil von ihr einnahm. In diesen Stuben war es immer entsetzlich warm; denn Aphanaßj und Pulcheria liebten beide die Wärme gleichsehr. Die Ofenlöcher gingen alle auf den Flur hinaus, der immer fast bis oben an die Decke mit Stroh angefüllt war, welches man in Kleinrußland gemeiniglich anstatt des Brennholzes gebraucht. Das Geknister dieses brennenden Strohes und das Leuchten desselben machen an Winterabenden solche Häuschen ungemein traulich, wenn man, durchgefroren, auf der Jagd nach irgend einer kleinen Brünette etwa, die flachen Hände aneinanderschlagend*) ihnen naht. — Die Wände der Stuben waren mit einigen Gemälden und Bildern in ganz schmalen Rahmen aufgeputzt. Ich bin überzeugt, die Besitzer selber hatten deren Bedeutung schon lange vergessen, und würden, wenn etwa das eine oder das andere davon einmal weggenommen worden wäre, nichts vermißt haben. Zwei Bildnisse waren groß, in Oel gemalt: das eine stellte irgend einen Archiereus (Erzbischof), das andere Peter III vor. Aus einem kleinen Rahmen dar-

*) Händereibend — sich zu erwärmen.

unter blickte die ſchöne Herzogin La Valliere, durch einen gar häßlichen Fliegenfirniß überſudelt, wie verſchämt hervor. Neben den Fenſtern und über der Thüre ding eine Menge noch kleinerer Bilderchen, ſo verſchwärzt, daß man einige davon leicht für Flecke an der Wand halten konnte, und bei andern füglich vorausſetzen durfte, daß binnen kurzem gar nichts mehr von ihnen zu ſehen ſeyn werde. Der Fußboden war faſt in allen Stuben von Lehm, aber ſo rein und glatt geſtrichen, mit ſolcher Sorgfalt ſauber gehalten, wie gewiß nicht ein Parquet im prachtvollſten Palaſte, träge gefegt von den verſchlafenen „Herren in der Livorei.“ — Pulcheria's Stübchen war allenthalben mit Kiſten und Kaſten und Käſtchen und Kiſtchen beſetzt. An den Wänden hing eine Menge Bündel und Säckchen mit Sämereien von Waſſermelonen, ſo wie für den Blumen- und für den Küchengarten, ſorglich geordnet. Viele Knäuel von Wolle im bunteſten Farbengewirr und unzählige Läppchen von alten, vor beiläufig einem halben Jahrhunderte genähten und geſtickten Kleidern lagen in den Ecken in und zwiſchen den Kiſtchen aufgeſtapelt. Pulcheria war eine gewaltig gute Wirthin, ſie hob Alles auf, obwohl ſie bisweilen ſelber nicht wußte, ob und wozu ſie dieſes oder jenes jemals werde gebrauchen können. Aber das Bemerkenswertheſte im Hauſe waren die ſingenden Thüren. Sobald nur der Morgen heraufſtieg, erhob ſich auch der Geſang dieſer Thüren im ganzen Hauſe. Ich weiß nicht zu ſagen weßhalb ſie ſangen: ob verroſtete Thürangeln die Urſache davon, oder ob wohl gar ein Mechanismus bei ihnen angebracht war, irgend ein im Innern verborgenes Geheimniß? Nur merkwürdig war, daß jede dieſer Thüren ihre beſondere Stimme ſang: die zur Schlafſtube führende Thür nämlich ſtötete im allerdünnſten Discant; die Thür, welche zur Eßſtube leitete, murrte im rauheſten Baſſe, und diejenige endlich, welche im Vorhauſe war, gab einen gar wunderlich dröhnenden und zugleich ſtöhnenden Laut von ſich, ſo daß man, genau darauf achtgebend, zuletzt ganz deutlich ſie klagen hörte: „Väterchen, mich friert!“ — Ich weiß auch, daß Vielen dieſer Laut ſehr unangenehm war; ich aber hatte ihn ſehr gern; daher, wenn ich nun hier bisweilen eine Thür knarren höre, gemahnt es mich auch ſogleich wie ein Dörfchen, wie ein niedriges Stübchen, durch ein Talglicht auf einem altväteriſchen Leuchter erhellt; an ein Abendbrod, ſchon auf dem Tiſche ſtehend; an eine dunkle Mainacht, aus dem Garten durch das offene Fenſter nach dem gedeckten Tiſche hereinſchauend; an eine Nachtigall, die den Garten, das Haus und den fernen Fluß mit ihren Trillern erfüllt; an ein Brauſen und Rauſchen von Baumzweigen und Gott weiß, welches zahlloſe Volk durcheinander ſchwirrender Erinnerungen mir alsdann immer zugeſcheucht wird! — Die Stühle in den Stuben waren maſſiv von Holz, wie ſie gewöhnlich die Vorzeit bezeichnen; ſie hatten ſämmtlich hohe gedrechſelte Rücklehnen im natürlichen Zuſtande, roh, ohne Firniß und Farbe; ſie waren auch nicht etwa mit einem Stoff überzogen, ſondern den Stühlen nicht unähnlich, worauf noch heutzutage die Biſchöfe öffentlich Platz zu nehmen pflegen. Dreieckige Tiſchchen in den Winkeln, viereckige vor dem Divan und dem Spiegel in ſchmalen Goldrahmen mit gedrechſelten Leiſten, von den Fliegen mit Millionen ſchwarzen Pünktchen überſäet — und vor dem Divan der Teppich mit Vögeln wie Blumen und Blumen wie Vögeln: dieß bildet faſt den ganzen Putz des genügſamen Häuschens, in welchem meine lieben Alten wohnten. — Die Geſindeſtube war vollgepfropft von jungen und nicht jungen Mägden in geſtreiften Unterröcken, denen Pulcheria zwar manchmal eine Kleinigkeit zu nähen oder auch Beeren zu leſen gab, die indeß meiſtentheils in der Küche müßig ſich umhertrieben, oder vor lauter Trägheit geradezu ſchliefen. Pulcheria hielt es für eine Nothwendigkeit, dieſelben in der Wirthſchaft zu haben, und wachte übrigens ſtreng über deren Sittlichkeit. Dennoch vergingen zu ihrem ungemeinen Erſtaunen ſelten einige Monate, ohne daß wieder einmal bei einem von den Mädchen der Leib auffallend vollkommener als gewöhnlich wurde, was ihr um ſo wunderbarer vorkam, als im ganzen Hauſe von ledigen Mannsperſonen faſt nichts war, den Knecht allein etwa ausgenommen, welcher in grauem Halbfracke barfüßig einherſchritt, und, wenn etwa augenblicklich nicht mit ſeinem Eſſen, ganz gewiß immer mit Schlafen beſchäftigt war. In ſolchem Falle ſchalt Pulcheria gewöhnlich die Schuldige und züchtigte ſie auch ſtreng, damit es künftig nicht wieder vorkomme. — An den Fenſterſcheiben ſummte eine ganz entſetzliche Menge der mehrgedachten Punktirkünſtler ihre harmloſen Weiſen, welche aber alle der tiefe Baß einer feiſten Hummel deckte und zuweilen das durchdringende Geſchwirre einiger Weſpen begleitet, — bis Licht gebracht wurde, worauf dieſe ganze Wataga *) zum Nachtlager abzog, indem ſie die Stubendecke wie eine ſchwarze Gewitterwolke verhüllte.

(Fortſetzung folgt.)

Der engliſche didaktiſche Dichter Cowper und ſein Hauptwerk „die Aufgabe“ (the task).

(Fortſetzung.)

Nun kam das Rohr aus Indien, glatt und glänzend
Gefärbt von der Natur; zertheilt in Streifen,
Die ſich durchſchürzten, war es ein Erſatz
Des feſten Gitterwerks, und hielt das neue
Geräth zuſammen, und es ward ein Stuhl.
Doch Ruh gewährt' er nicht; der ſteife Rücken
War mißbehaglich für die müden Lenden,
Auf glattem Sitze glitt der Theil, der dort
Ausruhn wollt', und die Beine baumelten,
Nach dem entfernten Boden ängſtlich taſtend.
So ging's den Reichen; die vom Schickſal minder
Bedachten ſaßen, ſich an ſchlechtrem Stoff
Begnügend, auf gegerbten Fellen, nicht
Nachgebenden, nein harten, gläſernglatten.
Auch war das Kiſſen hin und wieder noch

*) An der Wolga eine Geſellſchaft Fiſcher; ein Fiſcherdorf — daher überhaupt eine Schaar, ein Haufe.

Mit Knopf und Quaſt von Scharlachgarn verſehn,
So fern man Kiſſen nennt, was härter als
Das Eichholz ſchien, draus das Geſtell gemacht war.
Des Zimmerholzes Mangel fühlt' und ſcheute
Man damals nicht auf Englands fel'ger Inſel.
Das Hausgeräth ſtand feſt durch eigne Schwere.
Noch fehlten Arme, dieſe, wie man ſagt,
Erfand ein Krüppelthorer Burgemeiſter,
Nach Anderen jedoch ein Prediger,
Ein dicker, ungeſchlachter und bequemer.
Sie waren roh erſt ohne leichte, weit
Geſchweifte Biegung, preßten, klemmten, ſchunden
Die Seit' und Rippen, oder hocherhoben
Bis zu den Schultern drohten ſie den Ohren.
Manch Jahr verlief, bevor ſich unſre rauhen
Ahnherr'n beklagten, ſaß es ſich darin
Auch nicht behaglich und bequem. Die Damen
Murrten zuerſt, wie's zartern Weſen ziemt.
Erfindungsreiche Phantaſie, nie froher,
Als wenn ſie huld'gen darf den holden Frau'n,
Vernahm den Klageruf mitleidig, ſchuf
Den ſanften Zweiſitz, links mit einem Arm
Und rechts, und einem Mittelarm, der ſo
Zwei Sitze ſchied und doch zugleich verband.
So nehmen Einen Thron zwei Könige
Von Brentford ein, zwei Bürger gleicherweiſe,
Luftſchöpfend nicht zuſammen, Einen Stuhl.
Erquickung doch das ganzen Knochgerüſtes
Durch ſanftes Ruhn der ausgeſtreckten Glieder,
Das Glück war ſchönern Jahren aufgeſpart.
Langſam gedeiht das Trefflichſte; 's iſt ſchwer,
Vollkommenheit hienieden zu erzielen.
So ward die Noth Erfinderin des Schemels,
Darauf des Armſtuhls die Bequemlichkeit,
Der Luxus endlich des vollſtänd'gen Sofa's.

Süß ſchläft die Krankenwärterin und ſtört
Den Kranken durch ihr Schnarchen; ſüß nicht minder
Der Kutſcher, welcher Nachts den Bock verläßt,
Um in der Kutſche ſicherer zu ſchlafen,
Zur offnen Thür die Beine hängen laſſend;
Süß ſchläft der Pfarrgehülf' am Schreibepult,
Der läſ'ge Paſtor nickend über ihm,
Und ſüß der Küſter unten. Doch kein Schlaf
Der müden Wärt'rin, die den Kranken todtſchnarcht,
Des Kutſchers, welcher Nachts den Bock verläßt,
Um ſicherer im Kutſchenraum zu ſchlafen,
Kein Schlaf des Pfarrgehülfen an dem Pult,
Noch ſelbſt des Küſters Schlummer iſt zu gleichen
Der Ruhe, die das Sofa uns gewährt.

O bleib' ich ewig frei (ſo lang' ich mich
Nicht ſchuldig mache ſchnöder Eßbegier)
Vom Gliederſchmerze, der die Zehn der müßen
Unmäßigkeit ergreift. Gichtiſchen Körpern
Geziemt das Sofa freilich; aber Gicht,
Selbſt auf dem Sofa, mag ich nimmer fühlen!
Ich liebte ſtets den Feldweg durch das dichte
Grasreiche Schwad, das Schafeslippen weidet,
Und eingefaßt iſt von verwohnen, feſten
Dornſträuchen, liebte ſtets ländliche Pfad'
Ob Berg und Thal und an des Baches Ufer,
Als ich ein Tagdieb überſchritt die Gränzen,
Und mich umhertrieb an dem Strand der Themſe.
Und ich gedenke noch, nicht ohne Sehnſucht,
Der Stunden, die ſeitdem das Leid verheuert,
Wo ich, den Taſchenvorrath aufgezehrt,
Noch hungrig, ſonder Geld und fern vom Hauſe
Scharlachne Butt' und ſtein'ge Dornfrucht ſpeiſte,
Rothbäckige Holzäpfel, Brombeern, ſchwarz
Wie Pech, und Schlehe, mundzuſammenziehend,
Kein Leckerbiſſen, doch auch nicht verſchmäht
Vom Knabenhunger, ja nicht übelſchmeckend
Dem Küchenkunſt noch unverdorbnen Gaumen.
Kein Sofa harrte damals meiner Heimkehr,
Kein Sofa braucht' ich auch.

Nun erinnert er ſich weiter an die kleinen Begebenheiten ſeiner Streifereien, ruft einen Zeugen derſelben auf, gibt eine Schilderung ſeiner heimathlichen Flur am Ufer des kleinen Fluſſes Ouſe, zuerſt der ſichtbaren Reize, dann auch der Genüſſe für das Ohr, ſowohl der lauten und heftigen, des waldburchſauſenden Sturms, des wogenden Oceans, als auch der ſanften, des flüſternden Zephyrs, des plaudernden Bachs, des tauſendſtimmigen Vögelgeſangs, ja ſelbſt auch der unangenehmen, z. B. des Geheuls der Eule, da auch dieſes Reiz habe, ſchon deßwegen, weil man es an Orten und in Stunden höre, wo Friede und Ruhe herrſche. Er nimmt nun den Leſer mit auf einen Spaziergang durch ſeine Heimathgefilde und führt ihn zuerſt zu einem in der Vertiefung eines Hügels liegenden Hauſe, dem Bauernneſt (the peasants nest), das ihm aber doch nicht als Wohnort gefällt, weil kein Quellwaſſer in der Nähe ſey, ſodann durch den Reſt eines Schattenganges, den er als Schutz gegen die Sonnenhitze lobt, wogegen man jetzt den Schatten, nämlich durch Sonnenſchirme, mit ſich trage, von da über einen bedrückten Teich eine Höhe hinauf, um einer weiten Ausſicht auf die Gegend und die ländlichen Geſchäfte zu genießen, ſodann zurück und zu einem ſolchen Geſchäfte ſelbſt, zum Dreſchen, wobei er Gelegenheit nimmt, ſich über die Anſtrengungen, aber auch über den Appetit und die Geſundheit des fleißigen Landmanns, ſo wie über die Thätigkeit als Panacee des menſchlichen und als Bedingung alles Lebens, als Triebfeder der ganzen Schöpfung auszulaſſen und den in unausgeſetzter mühevoller Beſchäftigung alternden Landmann glücklich preiſt als einen, der ſelbſt als Greis wenig von den Beſchwerden des Alters fühle, und „fröhlich, und faſt unverfallen dem Grabe zuwallen.“ Hiebei ein Seitenblick auf das Leben des verweichlichten Städters, der durch Kunſt die Genüſſe der Natur er-

ſetzen wolle, ſeine Zimmer mit ſchönen Landſchaften ſchmücke, ſtatt ſelbſt in die ſchöne freie Natur hinauszugehen, die Allen offen ſtehe, für Alle Erheiterung und Freude bereit halte. Denn, wo Flora herrſche, könne der Spleen nicht feſten Fuß faſſen, der lieber zu Hauſe bleibe, ſich langweile und härme. Dann wird die Frage aufgeworfen:

Wen nennt man fröhlich? Dieſes Namens Ehre
Anmaßten Prahler ſich ſeit langer Zeit.
Unſchuldige ſind fröhlich; auch die Lerch' iſt's,
Die thaugeſättigt ihre Federn trocknet
Am roſ'gen Wolkenlicht, indeß der Strahl
Des Oſts ihr niedrig Bett noch nicht berührt.
Der Landmann auch, der ihre Lieder hört,
Iſt, ſelbſt ein Sänger, fröhlich ſo wie ſie.
Doch rette mich vor deſſen Fröhlichkeit,
Den Kopfweh Mittags an ſein Bette feſſelt,
Und deſſen auch, dem aus dem ſtieren Auge
Verzweiflung leuchtet, weil treulos das Glück
Ihn mit Verluſt des Eigenthums durchbohrt, —
Vor Fröhlichkeit, die Mark und Bein durchgrauet,
Mit Pein das Herz, den Mund mit Läſtrung füllt.

Die Erde biete ſo mannichfache Genüſſe, auch abwechſelnde; und Abwechſelung müſſe man ſuchen, um den Genuß zu erhöhen, und daher auch wohl eine Weile das Minderangenehme, z. B. einen wilden, öden Ort beſuchen, den gewöhnlich nur der mit der Welt Zerfallene vorziehe, wobei er eines verzweifelnden und wahnſinnigen Mädchens erwähnt. Plötzlich macht er uns auf einen ungewöhnlichen Anblick aufmerkſam, auf eine Zigeunerhorde, deren Rohheit und Laſter er freilich nicht verſchweigt, aber doch ihr freies, geſundes, fröhliches Leben anerkennt. Er fährt fort:

Heil ihm, der, zwar vom Haufen nicht geſondert
Durch Stand' und Würd' und Reichthum, ſorglos lebt
Da, wo der Menſch, roh von Natur, die Rohheit
Ablegt, und, langſam lernend, doch gelernt hat
Des bürgerlichen Lebens Sitt' und Art.
Viel iſt's, was er bedarf; Befried'gung doch
Steht ihm vor Augen hier, liegt im Bereich
Von mäß'gen Wünſchen und von fleiß'gen Händen.
Tugend gedeiht hier wie im eignen Boden,
Nicht roh und finſter, und umhegt von Dornen,
Und ſchrecklich anzuſehn, wie ſie entſpringt,
Wenn je von ſelber ſie entſpringt, in fernen
Und wilden Zonen, wo Gewaltthat herrſcht,
Wo Stärke die Gebietrin iſt; nein, ſanft,
Durch Bildung mild, durch Freiheit friſch, gereift
All' ihre Frucht am hellen Strahl der Wahrheit.

Von der Bildung kommt er auf die Rohheit wilder Völker, die ſich im Kriegs- und Jagdleben zeige. Er bedauert ſie, zumal den Omai, der, nachdem er in England die Gemächlichkeiten des gebildeten Lebens kennen gelernt habe, auf ſeine vaterländiſche Inſel im ſtillen Ocean zurückgekehrt ſey, ſich dort aber nun wohl nicht mehr glücklich fühlen könne. Freilich ſey das gebildete Leben in großen Städten nicht zu empfehlen, und neben aller Bildung in England, wobei der Maler Reynolds, der Bildhauer Bacon und der Redner Chatham angeführt werden, herrſche Luxus, Laſter und Elend; London ſey ein Babylon; ſelbſt die engliſchen Geſetze ſeyen nicht durchaus löblich. Der Schluß des erſten Geſangs enthält eine Vergleichung des Stadt- und Landlebens.

Das Land iſt Gottes Werk, die Stadt des Menſchen.
Was Wunder, daß Geſundheit und daß Tugend,
Sie, die allein den bittern Trank verſüßen,
Den uns das Leben beut, in Feld und Hain
Am ungefährdetſten und reichſten blühn?
Bleibt denn, bleibt, die in Kutſchen ihr und Sänften
Euch tragen laſſend keine Mühe kennt
Als die der Läſſigkeit, kein Schauſpiel achtet
Als das die Kunſt erfindet, bleibet nur
In eurem Element! Ihr glänzt nur dort,
Nur dort ſind Seelen, wie die euren, harmlos. —
Hier pflanzten Haine wir, den müden Wandrer
Mittags zu ſchatten und zu kühlen. Abends
Genügt das Licht des Mondenſtrahles, der
Sich zwiſchen müde Blätter ſanft hineinſchleicht,
Gnügt's an der Vögel Lied; wir brauchen nicht
Den Glanz von euren Lampen; ſie verdunkeln
Den ſanftern Fackelträger. Eure Sänger
Verwirren unſre Harmonien; die Droſſel
Flieht, und gekränkt verſtummt die Nachtigall.
Mit eurer Luſt ſtört ihr des Volkes Freude,
Verpeſtet euer Land. Und eure Thorheit,
Verſchönt durchs Schwert, doch würd'ger eines Fächers,
Sie machte, was kein Feind zu thun vermocht,
Die Arche unſers Reichs feſt — nur für euch.
Ein morſch verſtümmelt Bauwerk, nah' dem Sturz.

(Fortſetzung folgt.)

Zuſtand und Beruf der Frauen.

(Fortſetzung.)

Als eine weitere Probe laſſen wir noch eine Stelle folgen, welche den Sieg und Triumph Aurelians über die Königin Zenobia, die Herrſcherin von Palmyra, ſchildert, der ein großes Capitel gewidmet iſt:

„Die Königin des Oſtens hätte den Ruf ihrer Wachſamkeit und Vorſicht ſchlecht bewährt, hätte ſie den Imperator des Weſtens ſich auf hundert Meilen ihrer Hauptſtadt nähern laſſen, ohne Maaßregeln zu treffen, wie ſie die Klugheit eines Feld-

herrn und Staatsmannes erheischte. Ein Theil ihres Heers ward alsbald an den Küsten des Orontes, in der Nähe von Antiochien aufgestellt. Aurelian griff dieß Heer an und schlug es in die Flucht mittelst einer Kriegslist, die seiner großen Kriegserfahrung würdig war; und Zenobia, unentmuthigt, erwartete sein Anrücken in den Ebenen von Emesa an der Spitze von siebzigtausend Bewaffneten. Diese Streitmacht beseelte sie durch ihre Gegenwart und Beredsamkeit, während sie die Ausführung ihrer Befehle ihrem obersten Feldherrn, Zabdas, übertrug, welcher bei der Eroberung Aegyptens seine Tapferkeit bewährt hatte.

„Auffallend durch den Glanz ihres Stabes (um im militärischen Sprachgebrauch der neuesten Zeit zu reden), noch ausgezeichneter aber durch ihre herrliche Haltung und unvergleichliche Schönheit, erschien die Königin des Ostens auf einem arabischen Pferd, in ihrer Person und ihrem Anzug alles vereinigend, was am charakteristischsten an ihr als Frau, als Fürstin und Kriegerin war. Ueber ihr reiches Gewand trug sie eine Rüstung von gediegenem Gold, mit Juwelen besetzt; ihr Helm mit Federn war eingefaßt mit einem Diadem von köstlichen Edelsteinen, und ihr rechter Arm war bis zum Ellbogen entblößt, daß sie ungehindert die schimmernde Lanze schwingen konnte, die sie festen Griffs gefaßt hielt. So zeigte sie sich dem furchtbarsten ihrer Feinde (der aber zugleich ihr leidenschaftlichster Bewunderer und Lobredner war). Ihr glänzendes Heer bestand größtentheils aus leichten Bogenschützen und einer Reiterei, ganz in polirten Stahl gehüllt. Arabische Truppen aber, leicht, rasch und intelligent, umschwebten beständig in aufgelösten Schaaren die Königin ihrer Wüste. So waren sie im Stande, die disciplinirteren und festeren Legionen des römischen Heeres auf dem Marsch durch die Wüste zu necken.

Aurelian rückte auf der Ebene von Emesa heran mit einem mächtigen Heere, meist aus Veteranen bestehend; eine tüchtige Schaar mauritscher und illyrischer Reiterei begleitete ihn. Die ganze Herrlichkeit eines römischen Heers, geführt von seinem Kaiser, dem Sieger über die halbe Erde, trug bei zu dem Effect des glänzendsten Schlachtfelds, das die Sonne je beschienen. Vor dieser Scene, ihren Massen, Gruppen und den Gestalten im Vorgrund verweilt die Einbildungskraft, die hier einen ihrer höchsten Genüsse feiert; und bevor die feindlichen Heere sich im entfesselten Kampfe maßen, mögen wohl auch die beiden, welche an ihrer Spitze standen, einander mit prüfenden Blicken gemessen haben, mit einem Interesse, dessen Ausdruck keine Kunst, keine Poesie erreichen und erschöpfen kann! Aurelian und Zenobia mögen sich hier zum erstenmal Antlitz gegen Antlitz begegnet seyn, Augustus und Augusta der bestrittenen Welt, die sie bisher zwischen sich getheilt hatten. Sie begegneten einander in dem herrlichen Lande, wo nach der Sage Gott zuerst den Menschen erschuf, und ihm das Weib zur Genossin gab; und sie stellten in ihrer Person und in ihrer Organisation die verschiednen Attribute dar, durch welche die Geschlechter fünftausend Jahre lang sichtlich charakterisirt und beherrscht worden waren.

Zenobia in ihrem hochstrebenden Geist und ihren mütterlichen Gefühlen und Strebungen war die Verfechterin der moralischen Kraft und der menschlichen Gefühle — sie kämpfte den Kampf für Geist und Vaterland, für ihre Kinder und für die Philosophie; Aurelian führte Krieg, um das Recht der Macht zu gründen, die Gewalt auf die breiteste Basis zu setzen, die Tyrannei auf die äußerste Spitze zu treiben, und die innere Reform durch den Widerstand soldatischer Kühnheit zu hemmen! Das Schicksal eines Reichs, und durch dieß Reich der Welt, hing so am Ausgang einer einzigen Schlacht, welche lang, blutig und schrecklich war. Der Angriff Zenobia's war der eines Weibes; leichtsinnig und glänzend; die Reiterei des Imperators wich; aber Aurelian, zürnend über den Erfolg des weiblichen Feldherrn, griff die Palmyrer wüthend an; Zenobia ermuthigte ihre Truppen mit ihrem Geist und ihrer Beredsamkeit. Das kaiserliche Fußvolk hatte schon seine Pfeile verschossen, und floh in wirklicher oder verstellter Flucht; aber die unvorsichtigen Sieger wurden, erschöpft vom Nachsetzen, plötzlich wieder angegriffen und in Unordnung gebracht; der Tag gehörte den Römern. Zenobia, geschlagen, doch nicht entmuthigt, bewerkstelligte einen geschickten Rückzug nach Palmyra und brachte ihre noch übrigen Truppen innerhalb seiner Mauern in Sicherheit." — Erst nach hartnäckigem Widerstande ergab sich die Königin und wurde im Triumph in Rom aufgeführt:

„Der Pomp ward eröffnet mit einem ungestümen Aufzug von vier Königstigern, zwanzig Elephanten, und zweihundert wilden und seltnen Thieren, den Geschöpfen aller Klimate und Länder des Nordens, Ostens und Südens. Auf diese furchtbaren Repräsentanten brutaler Kraft in ihrer zügellosen Wildheit folgten sechzehnhundert Männer, der Stolz der bildenden Natur, die, wegen ihrer Stärke und Schönheit unter den Gefangenen ausgewählt, den Triumph zu zieren, am andern Morgen von den Bestien in Stücke gerissen werden sollten. Nach diesen, deren Anblick wohl geeignet gewesen wäre, jedes Herz mit Schauer und Mitleid zu erfüllen, kamen die Wagen mit den spolia opima, diese Beute bestand in den geplünderten Schätzen Asiens, in den Waffen und Fahnen der besiegten Nationen; unter dieser Kriegsbeute aber befand sich auch ein Wagen, beladen mit Hausschmuck, mit Gegenständen königlicher, friedlicher Pracht, Gold- und Silbergeschirr von griechischer und indischer Arbeit, persische Tapeten, ägyptische Gefäße, Stühle von Elfenbein und Kannen mit kostbaren Steinen besetzt. All dieß war in kunstvoller Unordnung aufeinander gethürmt. Das römische Volk muß auf diese Zeugnisse barbarischer Civilisation mit Neid und Staunen geschaut haben; während die Augen des weiblichen Theils der versammelten Menge wohl dürsten feucht geworden seyn, als sie unter den glänzenden Prachtstücken aus dem Hofhalt der Königin des Ostens sogar ihre eigene Garderobe erblickten, ihre reichen syrischen Tuniken, ihr persisches Diadem und ihren kaiserlichen Mantel, denn so klein dachte der Sieger, daß er selbst die geringsten Bestandtheile von Zenobia's Toilette dem Gaffen der Menge preis gab! Hierauf kamen die Gesandten aus den entlegensten Theilen der Erde, von Aethiopien, China, Persien, Arabien, Indien und Baktrien. Goldene

Bronce, der Gebrauch kostbarer Gläser, welche Venedig gegründet und ausgebildet, waren neue das Auge ergötzende Zweige des Luxus. Wohnungen, welche am Anfange des Jahrhunderts nur geringe Zierde darboten, waren jetzt mit Gemälden, Statuen, Basreliefs, Arabesken, prächtigen Geräthen, Spiegeln, Lampen, kostbaren Gefäßen und Teppichen. Auf diese Weise stand Italien vor der Zeitschrift, die Alexandrien, die zur Zeit seiner Größe Griechenland und Rom durch ihre Pracht und ihren Luxus blendete. Auch die Tafeln seiner Reichen waren mannigfaltiger, köstlicher und besser bestellt als ehedem. Die Gastmähler, welche Lorenz von Medicis gab, und die Gastmähler, welche Leo X. gab, wetteiferten mit den Gastmählen, welche Cäsar, Lucullus, Antonius und Cleopatra gaben. Es ist nicht zu verwundern, daß Ausländer sich gedrungen fühlten, nach Italien zu gehen, um die Verschwendung und Ueppigkeit der Italiener zu sehen. Ein Franzose, welcher in diesem Jahrhunderte Italien besuchte, sagte, er wundere sich nicht über die Ueppigkeit der Römer, da sie Ueberwinder der Welt gewesen wären, aber über die Ueppigkeit der Florentiner, welche nur Bürger waren, könne er sich nicht genug wundern. Ein Anderer sagte, er wisse nicht, ob er die Pracht, womit die Florentiner ihre Häuser, ihre Tafeln, ihre Kleidung, ihre Pferde und ihre Dienerschaft einrichteten, oder ihre Verschwendung in Gastmählern, Spielen und Gelagen mehr bewundern solle. Ein Dritter sagte, er habe in Florenz Dinge gesehen, welche Könige nicht besäßen, und Florentiner, welche Könige nicht übertreffen. Ein Vierter endlich

Würde und Beruf anbelangt. Uns liegt es mindestens so sehr als jenen am Herzen, daß die Frauen zum Bewußtseyn ihrer Bedeutung emporgehoben werden; aber wir behaupten: nicht so sehr liegt die Schuld an den socialen Institutionen, als an den Frauen selbst, wenn der Zustand der Frauen nicht ist wie er seyn sollte. Wir nehmen für sie ein nicht geringeres Amt in Anspruch, als das: Werkzeuge (unter göttlicher Leitung) zu seyn, zur Regeneration der Welt — Wiederherstellerinnen vom Bild Gottes in der menschlichen Seele. Können die wärmsten Verfechter der politischen Rechte der Frauen einen erhabeneren Beruf für sie ansprechen, ein würdigeres Loos? Daß das Weib diesen Beruf am besten erfüllt, wenn sie sich in der Sphäre bewegt, welche Gott und die Natur ihr angewiesen, und nicht, wenn sie diese Sphäre mit einer andern vertauscht, dieß zu zeigen ist die Aufgabe dieser Blätter."

Das nächste Capitel setzt den Unterschied von Macht und von Einfluß auseinander, zeigt, daß der letztere das tiefere, bedeutendere, nachhaltigere Princip sey, und daß im Besitze desselben vorzugsweise die Frauen seyen. Das folgende behauptet, daß ein Princip der socialen Regenerationen, nach der doch so viele Stimmen verlangen, fehle, daß es nicht in einer Veränderung der äußern, rechtlichen Institutionen liegen könne, daß der moralische Fortschritt der Menschheit auch nicht vom intellectuellen Fortschreiten bedingt sey, vielmehr oft mit diesem im umgekehrten Verhältniß stehe, daß das Besser- und Glücklicherwerden der Menschen abhänge von der Pflege und Bildung des religiösen und sittlichen Elements ihrer Natur, und daß diese Pflege und Bildung in der einflußreichsten Zeit des Lebens, in der Kindheit und Jugend, hauptsächlich den Frauen, den Müttern anheimfalle. „Napoleon sagte einmal zu Madame Campan: die alten Unterrichts- und Erziehungssysteme taugen nichts; was haben wir denn nöthig, damit die Jugend Frankreichs gut erzogen werde? — Mütter! antwortete Madame Campan. Ueber diese Antwort wurde der Kaiser betroffen. Das ist, sagte er, ein ganzes Erziehungssystem in Einem Wort. Man muß sich angelegen seyn lassen, Mütter heranzubilden, welche ihre Kinder zu erziehen wissen."

Vom mütterlichen Einfluß handelt ein weiteres Capitel. „Das Schicksal der Welt in moralischer Hinsicht beruht nicht sowohl auf Institutionen, oder auf Erziehung, als auf moralischem Einflusse. Der mächtigste unter allen moralischen Einflüssen ist der mütterliche. Von dem Charakter der Mütter hängen der Geist, die Vorurtheile, die Tugenden der Nationen, mit andern Worten, die Wiedergeburt der Menschheit ab. Sind mithin die zu Gunsten der Frauen hier geltend gemachten Ansprüche übertrieben? . . . Es ist von der höchsten Wichtigkeit sich einzuprägen, daß bei den Kindern die Empfindung der Intelligenz vorangeht; die erste Erwiederung auf das Lächeln der Mutter ist das erste Dämmern der Intelligenz; die erste Empfindung ist die erwiedernde Liebkosung. Das Verständniß fängt an im Gefühl; daher müssen derjenigen, welche zuerst die Gefühle weckt, zuerst die Zärtlichkeit anregt, die wohlthätigsten Einflüsse zukommen. Aber nicht lehren soll sie die Tugend, sondern sie einflößen. Dieß ist ganz besonders die Sphäre des Weibes. Wenn sie wünscht, daß wir etwas seyen und werden, so fängt sie damit an, uns Liebe einzuflößen zu dem, was wir werden sollen, und die Liebe erzeugt unbewußterweise die Nachahmung. Was ist ein Kind im Verhältniß zu einem Lehrmeister? Ein unwissendes Geschöpf, das er berufen ist zu unterrichten. Was ist ein Kind im Verhältniß zur Mutter? Ein unsterbliches Geschöpf, dessen Seele zur Unsterblichkeit zu bilden und zu leiten ihre Aufgabe ist. Gute Lehrer machen gute Schüler und Gelehrte — gute Mütter machen gute Menschen — das ist der Unterschied ihres Berufs. Daraus folgt, daß die Erziehung des Kindes im engern Sinne beinahe ganz von den Müttern abhängig ist, und wenn sie zu bereitwillig gewesen sind, fremden Händen diese Obliegenheit anzuvertrauen, so war es darum, weil sie Erziehung mit Unterricht verwechselt haben — zwei wesentlich verschiedne Dinge, welche zu unterscheiden sehr wichtig ist: denn der Unterricht kann unterbrochen werden und von einer Hand in die andre übergehen, aber die Erziehung soll aus Einem Stück seyn; was sie unterbricht, das hindert sie; welche Mutter sie, einmal begonnen, wieder aufgibt, die wird erleben, daß ihr Kind sich verirrt, oder völlig gleichgültig wird gegen die Tugend. . . Dieser mütterliche Einfluß ist überall vorhanden, in der Hütte des Armen wie im Palast des Reichen. Ueberall bestimmt er unsre Empfindungen, unsre Meinungen und unsern Geschmack. Das Schicksal eines Kinds, sagte Napoleon, ist immer das Werk seiner Mutter; und dieser außerordentliche Mann wiederholte es oft und gern, daß er seine Größe seiner Mutter verdanke."

Ueber die den Männern oft vorgeworfene Selbstsucht sagt die Verfasserin: „Man sagt, die Männer seyen selbstsüchtiger als die Frauen. Wie könnten sie anders? gibt man sich doch bei ihrer Erziehung keine Mühe, sie anders zu machen. Jene Streitfertigkeit, die man so bewundert als ein Zeichen von Feuer und Geist — ist die wahre Verkörperung des selbstsüchtigen Princips — ein Fechten für *ihre* Rechte, eine Behauptung *ihrer* Ueberlegenheit. Man lehrt sie in der Schule die Schwachen verachten, und das Erlernte bringen sie zu Hause in Ausübung in kleinen Quälereien gegenüber den Schwachen ihres Familienkreises — ihren Schwestern, und daneben empfangen sie von eben diesen Schwestern tausend kleine Dienstleistungen ohne Erkenntlichkeit und Dank. Ist es ein Wunder, wenn diese Knaben nachher selbstsüchtige Gatten und tyrannische Väter werden? Wenn man bedenkt, wie wenig die moralische Bildung der Knaben einen Theil ihrer Erziehung ausmacht, so ist nur das zum Verwundern, daß Einzelne den schlimmen Folgen eines solchen Systems entgehen, nicht, daß viele Opfer desselben werden."

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 124.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

29 October 1840.

Der englische didaktische Dichter Cowper und sein Hauptwerk „die Aufgabe" (the task).

Die englische Literatur hat sich erst im Anfange dieses Jahrhunderts wiedergehoben und durch Moore, Southey, Coleridge, Wordsworth, Wilson und mehrere andre, besonders aber durch Byron und die Novellisten, namentlich W. Scott und Lady Morgan, Bulwer u. s. w., und die Amerikaner Cooper und Irving, einen europäischen Ruf erworben, scheint aber jetzt abermals herabzusinken. Die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts ist dagegen arm und fast nur durch zwei Dichter ausgezeichnet, von denen der eine, der Schotte Burns, in den letzten Jahren durch Ausgaben und ganz neulich durch Uebersetzungen in Deutschland bekannter geworden, der zweite aber gänzlich vergessen ist, wenn man überhaupt jemals bei uns nähere Kenntniß von ihm genommen hat. Und doch verdient er nicht minder als jener beachtet zu werden, obgleich beide Dichter wenig Aehnlichkeit haben, indem Burns durchaus ein Lyriker, Cowper (aus Beckhamstead in Hertford, geboren 1731, gestorben 1801) ein Didaktiker ist. Das Conversationslexikon charakterisirte ihn als denjenigen, der zuerst „entschieden die Fesseln der französischen Kritik und der erkünstelten Verfeinerung abwarf, und die vermeinten Erfordernisse poetischer Sprache, überlieferten Bilderschmuck und herkömmliche Redeweisen verschmähend, wieder mit der Kraft und Freiheit, welche zu den Eigenheiten der altenglischen Dichterschule gehört hatten, und aus vollem Herzen sang, weßhalb denn auch seine Dichtungen von den kräftigeren und gebildeteren Weisen späterer Sänger nicht verdrängt worden sind." Dieß Urtheil ist gewiß richtig; und der Grund, warum er doch selbst in England weniger genannt und gelesen wird, liegt theils wohl darin, daß man immer geneigt ist, das Neueste vorzuziehen, nach Homers Ausspruch:

Hören die Sterblichen doch den Gesang vor allen am liebsten,
Welchen der Horchenden Ohr bisher noch nimmer vernahmen —

theils aber auch und vorzüglich in der Gattung der Dichtkunst, worin Cowper dichtete. Gilt doch die didaktische Poesie noch immer vielen Aesthetikern für eine Afterpoesie, und muß ihr vom Lehren hergenommener Name allerdings auch Zweifel und Abneigung gegen sie einflößen, wiewohl sie keineswegs lehren soll, sondern nur den Begriff, den Gedanken, oder, wenn man will, den Lehrstoff zum Gegenstande der Poesie nimmt. Daß dieß große Schwierigkeiten verursache, ist nicht zu läugnen, und schon daraus abzunehmen, daß die meisten didaktischen Gedichte, besonders die zahlreichen deutschen des vorigen Jahrhunderts, verunglückt sind, dagegen gerade die Engländer schon früher manches Gute darin geleistet, und insbesondre niedre Stoffe dieser Art, z. B. Dyer die Schafschur, glücklich bearbeitet haben. Zu diesen glücklichen poetischen Didaktikern darf man Cowper mit vollem Recht zählen. Er ist vorzugsweise Didaktiker, denn seine lyrischen Gedichte machen bei weitem den kleineren und unwichtigeren Theil seiner Sammlung aus, die zuletzt 1828 bei Fleischer in Leipzig in Einem Bande erschienen ist, den größern die didaktischen, namentlich Tischgespräch, Fortschritt des Irrthums, Wahrheit, Hader (expostulation), Hoffnung, Menschenliebe, Unterhaltung, Zurückgezogenheit, die Aufgabe, Tirocinium. Unter diesen ist die Aufgabe (the task) das längste und vielleicht das beste, gewissermaßen ein Gelegenheitsgedicht, wenigstens gibt der Verfasser folgenden prosaischen Vorbericht darüber: „Die Geschichte des folgenden Erzeugnisses ist kürzlich diese: eine Freundin von reimlosen Versen bat den Verfasser um ein Gedicht dieser Art und gab ihm das Sofa zum Gegenstand. Er gehorchte, und da es ihm nicht an Muße fehlte, verband er einen andern Gegenstand damit, und den Gedankengang verfolgend, zu welchem Lage und Gemüthsrichtung ihn antrieb, brachte er zuletzt statt der zuerst beabsichtigten Kleinigkeit ein ernstes Werk hervor — einen Band." Er vertheidigt sich dann noch gegen den Verdacht bei seinen Herzensergießungen besondere Personen im Auge gehabt zu haben, zumal da wo er über die jetzige Erziehung sich verbreitet, und schließt mit der Erklärung, daß sich sein Kampf ge-

gen das Uebel im Allgemeinen, und nicht gegen irgend eine einzelne Aeußerung desselben richte.

Das Gedicht besteht aus sechs Büchern, jedes mit besonderer Ueberschrift, das Sofa, der Zeitmesser (time-piece), der Garten, der Winterabend, der Morgenspaziergang im Winter und der Mittagsspaziergang im Winter, zusammen aus etwa 5 — 6000 Versen. Hievon will ich denn nähere Nachricht geben, indem ich der Entwicklung des Gedankenganges längere und kürzere übersetzte Stellen einmische, und gleich mit den ersten hundert Versen den Anfang mache.

Das Sofa sing' ich, der ich jüngst die Wahrheit,
Hoffnung und Menschenliebe sang, voll Ehrfurcht
Die heil'ge Harfe schlug, und kaum vor Beben
Der Finger den zu kühnen Flug bestand;
Ich suche Ruhe nun bei niederm Werk,
Zu niederm fast, doch die Veranlassung
Ist hoch und hehr — Wink einer holden Frau.

Einst gab's nicht Kleidung, schöne nicht, noch nütze,
Nur daß der Urahn sich den Leib bemalte,
Nicht schwarzes Unterkleid, nicht glatten Atlaß,
Nicht weichen Sammt, nicht Plüsch mit zottigem Haare.
Der tapfre Häuptling ruhte seine müde Kraft
Auf schroffem meergewaschnem Felsen, oder
Auf liefgem Ufer, das des Winters laute
Windsbraut gehäuft, nichts Arges sich versehend.
Die wilden Zeiten sind vorbei; geboren
Ward die Erfindung, schwach erst, im Entwurf
Geschmacklos, und in Planausführung plump.
Man machte Schemel; auf drei Beinen heben
Sie sich empor, drei Beine hielten fest
Ein derbes Brett, rund oder viereckt auch.
Auf solchem Schemel saß Alfred der Große,
Das Scepter seiner jungen Reiche schwingend;
Dergleichen hat man noch in alten Hallen
Und staub'gen Burgen; aber tief durchlöchert,
Zerbohrt sieht man das feste Holz der Eiche,
Und von gefräß'gen Würmern ganz zernagt.

Drauf besserte ein feineres Geschlecht
Die erste Einfachheit, schuf vier der Beine,
Gab ihnen krumme, schlängliche Gestalt,
Und breiter über den gefälterten
Sitz einen grünen, blauen, gelben, rothen
Prächtigen, reich mit Webereien und
Mit Stickereiu verzierten Ueberzug.
Da sah man üppige Päonien
Und Rosen sammt dem Schäfer und der Schäfrin,
Schooßhund und Lamm mit schwarzen, grellen Augen,
Und Papagein, im Schnabel Zwillingskirschen.

(Fortsetzung folgt.)

Zustand und Beruf der Frauen.

(Fortsetzung.)

Nicht tröstlicher schildert Lady Morgan das Loos der Frauen des Orients in frühern wie in neuern Zeiten; überhaupt ist ja im Morgenland so Vieles stationär geblieben.

„Die Stellung der Frauen im wilden Leben, so elend sie immer seyn mag, ist doch noch minder empörend und entwürdigend als die der Frauen in den unermeßlichen Reichen des Ostens, welche sich eines hohen Alterthums rühmen und wo das Licht der Halbcivilisation wenigstens einen kleinen Theil der Gattung mit den üppigen Genüssen des Reichthums umgeben, und etwas einer socialen Organisation Aehnliches hervorgebracht hat. So weit einzelne geschichtliche Kunde reicht, sehen wir physischen Druck von andrer Art und Ursache die Knechtschaft des Weibes bestimmen, und sie unter einer wo möglich noch empörenderen Sklaverei als bei den einfachen Wilden zermalmen. Die allzufrühe Entwicklung der weiblichen Organisation, welche in einigen Ländern des Orients die Zeit der Kindheit mit der des Mutterwerdens zusammenfallen läßt und die vollständige Ausbildung der höhern Organe hemmt, während die Gefühle und Leidenschaften schon gereift sind, kann als der Entstehungsgrund der Polygamie bezeichnet werden — dieses Instituts, das am meisten den Fortschritt der Gesellschaft gehemmt hat, wo immer es dauernd eingeführt wurde.

Es ist etwas Entsetzliches, Herzzerreißendes, den Vorhang aufzudecken, welcher „vor dem Allerheiligsten der Frauen" hängt in jenem ganzen großen Continent Asiens, und einen Blick zu werfen in das häusliche Leben jener eiteln Völker, die sich den Vorrang in der Schöpfung zuschreiben und ihre Macht und Staatseinrichtung von Zeitaltern her datiren, in welche keine geschichtliche Erinnerung reicht. In diesen Staaten kann man die anschaulichsten Darstellungen von der Tyrannei des Mannes und von der Entwürdigung des Weibes finden. Hier befinden sich die Geschlechter in ihrem gegenseitigen Verhältniß noch auf dem Punkt, auf den die frühesten Bedürfnisse der Gattung sie im Anfang gestellt, und verewigen durch ihre falsche Stellung die barbarischen Elemente der frühesten Gesellschaftsstufe. Die Sünde der Polygamie, noch nicht getilgt und versühnt im Morgenland, macht die Quellen der menschlichen Empfindung vertrocknen, und zerstört jeden bessern Impuls des Gefühls; sie vernichtet selbst die Hoffnung auf politische Freiheit und macht den weisesten gesetzgebenden Reformator im besten Fall nur zu einem glücklichen Zufall, wenn nicht zu einer Anomalie und einem Mißklang.

Bei den modernen Hindus wird zum Theil das Weib noch als die Sklavin des gräßlichsten Aberglaubens, als das Opfer der selbstsüchtigsten Einrichtungen, welche der Mann ersonnen, aufgezogen. Die Untreue des schwachen Geschöpfs gegen seinen Herrn wird mit Lebendigbegraben bestraft; ihre Treue und Standhaftigkeit durch einen Platz auf seinem Leichenholzstoß belohnt; ihr Leben und Tod sind gleicherweise eine Gewaltthat gegen die Natur, ein Hohn gegen die Gesellschaft, und ein schmerzliches Zeugniß von der Unfähigkeit gewisser Racen zum Fortschritt, zur Besserung.

Im perſiſchen Harem, im türkiſchen Serail iſt die Geſchichte der Opfer, die den Altären der männlichen Sinnlichkeit und Grauſamkeit dargebracht werden, eben ſo kurz als bitter: Unwiſſenheit, Verdorbenheit, Einſperrung; die Kinder ermordet, die Mütter wahnſinnig; für die Untreuen der Sack, die Bogenſehne, der Thurm; für die Treuen Ueberdruß, Vernachläſſigung und früher Tod. Und für dieß Leben voll Leiden, Entbehrungen und Quälereien — was iſt der Erſatz? ein Spielzeug, eine Blume, Leckereien, und vor Allem ein Lächeln von dem Munde, welcher der Geliebteſten den Tod, der Schönſten und Glänzendſten Verandung des Augenlichts ankündigen kann!"

Sofort wird das nicht reizendere Loos der Frauen in China geſchildert, und von der Sage, daß daſelbſt einmal die Weiber eine Verſchwörung angezettelt, um ſich die Oberherrſchaft zuzueignen, nimmt die Verfaſſerin Anlaß zu folgender Betrachtung:

„Als wirkliches Factum oder als mythologiſche Fabel ſcheint die Vorſtellung von einem Verſuch der Weiber, ſich durch Anwendung ihrer Geiſteskräfte und ihrer einſchmeichelnden, gewinnenden Künſte der Knechtſchaft zu entziehen und eine ihnen verſagte Herrſchaft auf überlegenen Verſtand und Einſicht zu gründen, im ganzen Orient von den frühſten Zeiten an geherrſcht zu haben; und dieß ſchließt in ſich die Anerkennung der dem Geſchlecht zugefügten Leiden, ſo wie der demſelben inwohnenden Talente und Kräfte, welchen nur durch ſo rohe und brutale Maaßregeln, wie die in der Regel gegen ſie ergriffenen, das Gegengewicht gehalten werden konnte. Daß eine ſolche allgemeine Vereinigung der Weiber gegen die Männer wirklich ſtatt hatte, iſt mehr als problematiſch; aber abgeſehen von dieſer Hypotheſe, iſt gewiß, daß die früheſte Geſchichte des Orients, die heroiſche genannt, die Erinnerung glänzender und merkwürdiger Beiſpiele von der geiſtigen Ueberlegenheit des Weibes zurückgelaſſen hat — Beiſpiele, wie Frauen das Schickſal von Reichen beſtimmt, den Gang der Civiliſation gefördert, und mehr als genug geleiſtet haben, um Eiferſucht und Widerſpruch gegen das in dieſer Annahme Enthaltene hervorzurufen. In Allem was bekannt iſt von Aſſyrien, dem älteſten Reich der Welt, legt jedes noch vorhandene, materielle oder geiſtige Urkundenbruchſtück Zeugniß ab zu Gunſten eines Geſchlechts, welchem dieß Land der Wunder die Unſterblichkeit ſeiner Größe verdankt. Der Name Semiramis hat bewahrt die Erinnerung (welche Sardanapal und Cyrus unter den Trümmern Babylons nicht begraben und zerſtören konnten), die Erinnerung an die gewaltigſte Vereinigung von Reichthum, Macht, Kunſt und Pracht, welche die Welt bis dahin geſehen, oder wovon ſie ſeither eine Vorſtellung gehabt. Denn die größten Hauptſtädte der mächtigſten und ausgebildetſten modernen Staaten, von denen man annimmt, daß ſie den höchſten Gipfel der Civiliſation erreicht, haben nur Ein Epitheton zur Bezeichnung ihrer hervorragenden Größe: und Rom und London ſind beide (als Lob oder Vorwurf) das Babylon ihrer ſtolzeſten Zeiten genannt worden. Babylon, mit ſeinen hundert Thoren und Thürmen, ward von einer Frau gegründet von niedriger Herkunft, verlaſſen und dürftig in ihrer Jugend, welche allein durch ihr Genie zur höchſten Macht gelangte; und obgleich nicht alles buchſtäblich wahr ſeyn mag, was man von ihr erzählt, ſo iſt doch kein Raum für den Zweifel daran, daß eine ſolche Frau in Aſſyrien lebte und herrſchte, daß ſie deſſen Hauptſtadt gründete, durch ihre Werke und Talente Einfluß auf ihre Zeit übte, daß ſie Städte baute, Waſſerleitungen führte, Straßen herſtellte, große Heere perſönlich befehligte, und als Eroberin und Geſetzgeberin zu den früheſten Beförderern aſiatiſcher Civiliſation gehörte. Ihr Uebergang über den Indus, ihre Eroberungen an deſſen Küſten, die glänzenden Triumphe die ſie im Feld erfocht, die ſchlaue Weisheit mit der ſie Verſchwörungen im Innern entgegen trat, und die kühne Zuverſicht mit der ſie auf die Entſcheidungen der Nachwelt vertraute, ſind unabläugbare Facta. Sie gewannen ihr die Vorliebe des größten Charakters und Eroberers, des uns näher liegenden Alterthums; aber Alexander, welcher Semiramis zu ſeinem Vorbild nahm, verſuchte es umſonſt, ihre prächtige Stadt nach ihren Planen und Abſichten wiederherzuſtellen. Die Nachwelt hat in edler Weiſe dem Vertrauen der Semiramis zu ihrem Ausſpruch entſprochen: nach Verfluß von dreitauſend Jahren iſt ihr Leben und Charakter Quelle und Gegenſtand der Inſpiration eines hohen Genius geworden. Aber Semiramis hat auch gebüßt für die Ueberlegenheit ihres Geſchlechts und iſt der Gegenſtand verleumderiſcher Pedanterie während vieler Jahrhunderte geworden."

Artemiſia, Caſſandra, Mandane werden ſofort genannt, ferner die verſchiedenen Cleopatra's: „durch die ganze fragmentariſche Geſchichte der am früheſten bevölkerten Länder der Erde zieht ſich in myſtiſcher Dämmerung das eine große Dogma hindurch, daß in einer gewiſſen Periode der dunkeln Vergangenheit die geiſtige Natur des Weibes mit der phyſiſchen Ueberlegenheit des Mannes rang! (ein ungleicher Kampf, und immer am ungleichſten da, wo brutale Gewalt am mächtigſten, die Unwiſſenheit am dichteſten!) daß ihre Leiden ſchmerzlich und ihre Anſprüche oder ihr Ungehorſam für ihr Glück und ihre Freiheit verderblich waren."

Im Gegenſatz gegen die profane Geſchichte wird auch an die heilige Geſchichte erinnert: „dieſe Urkunde, indem ſie die Geſchichte einer einzelnen Familie gibt (eine Geſchichte die in ihrem Einfluß auf die Meinungen und Intereſſen der Gattung die auffallendſte und wunderbarſte iſt, die man kennt), ſöhnt aus mit dem ſo ſchrecklich geſtraften Fehltritt des erſten erſchaffenen Weibes, dadurch, daß ſie ihrem Geſchlecht die große geiſtliche Sendung beilegt, welche dem Weibe eine ſo erhabene Rolle in der Erlöſung der Menſchheit verleiht." In der Geneſis findet die Verfaſſerin Andeutungen, daß das Weib von höherer geiſtiger Natur ſey; dieß ſoll unter Anderm auch daraus erhellen, daß ſich die verſuchende Schlange im Paradieſe vorzugsweiſe an ſie, nicht an den Mann wandte, „weil ſie *ſchwerer* zu bereden ſeyn mochte;" womit der Schlange gewiß eine ſehr ritterliche, den leichten Sieg verſchmähende Geſinnung zugeſchrieben wird!

Lady Morgan beſpricht dann ausführlich die Frauen der Juden von den früheſten patriarchaliſchen Zeiten an bis zur griechiſchen und römiſchen Herrſchaft. Sie macht bemerklich, daß

dieſelben in der Familie in einer Art Knechtſchaft lebten, daß die Väter, Gatten und Bruder über ſie geboten und ſchalteten, daß ihnen aber doch auch eine gewiſſe Würde und Heiligkeit inwohnte, daß ſie Organe der Inſpiration wurden und ſo einen großen Einfluß behaupteten. Indeß gelingt es der Verfaſſerin unſeres Bedünkens doch nicht ganz, die Berichte und Erzählungen von jüdiſchen Frauen, und überhaupt den Inhalt ihres Buchs, unter Einen gemeinſchaftlichen Geſichtspunkt zu bringen, und ihr Werk wäre ohne Zweifel dankenswerther, wenn ſie ſich ganz unbefangen darauf beſchränkt hätte, eine Geſchichte des Zuſtands der Frauen in verſchiedenen Ländern und bei verſchiedenen Völkern, nebſt Schilderungen einzelner merkwürdiger Perſönlichkeiten, zu ſchreiben, die Ziehung der Reſultate aber dem Leſer überlaſſen hätte, ſtatt einige Sätze an die Spitze zu ſtellen, unter deren Einfluß und zu deren Beſtätigung nun das Buch geſchrieben ſcheint. Vielleicht fühlte ſie dieß ſelbſt, wenn ſie in einer Anmerkung am Schluß ſagt: „Die Verfaſſerin trägt, wenn ſie als Anwaltin für die Sache der Frauen auftritt, kein Verlangen das Siegel abzureißen vom Bande der Natur und beide Geſchlechter zu einer mannweiblichen, politiſchen Identität umzuſchaffen. Noch weniger findet ſie die Emancipation des Weibes in einer Enthebung von dem heiligſten Geſetze der Natur, das man mit Recht, neben dem Eigenthum, als eine der zwei Hauptgrundlagen der Geſellſchaft immer angeſehen hat. Im Gegentheil, ſie betrachtet die Heiligkeit der Ehe als die einzig mögliche Grundlage einer gleichen und gemeinſamen Gerechtigkeit für das ſchwächere Geſchlecht, und vernünftigen Glücks und der Sicherheit für das ſtärkere.

Das dritte Buch des Werkes handelt von den griechiſchen Frauen, beſonders von der berühmten Aſpaſia; das vierte von den römiſchen, und hier ſind eine Menge Namen aufgezählt, theils die Zierden, theils die Schande ihres Geſchlechts. Ueberall zeigt Lady Morgan eine reiche Beleſenheit, eine feine Auffaſſung, einen geübten pſychologiſchen Blick und ein ſchönes Advocatentalent, wo es gilt, die ihren Clientinnen günſtigen Züge in ein vortheilhaftes Licht zu ſtellen, Ungünſtiges zurücktreten zu laſſen, eine angebliche Schuld in ein Verdienſt zu verwandeln oder eine Schuldige mehr als ein Opfer darzuſtellen.

(Fortſetzung folgt.)

Tippo Saibs letzter Tag.

Von Barry Cornwall.

Ein Sultan noch des halben Orients
Erhob er ſich; — die Wachen fuhren auf,
Aus ſeinem Fiebertraume jeder Krieger
Voll Furcht und voll Eroberung; — weithin
Durch Schloß und Schloßhof klagte die Trompete,
Und Tauſende, Soldat und Sklav' und Führer,
Gehorſam ihrer Trauermelodie,
Kamen heran. — Er unterdeſſen ſchritt
Durch ſeine Bogen, und, den dunklen Arm
Aus durch die Halle ſtreckend, ſcharfen Blicks
Auf die bewehrte Menge blitzt' er Schweigen
Und ſtumme Ehrfurcht; Wort der Rache floß
Von ſeiner Zunge: Ruhm und Gold dem Tapfern,
Doch dem Verräther Tod und Schmach verhieß er. —
So ſtand er dort, ein Aſiatenfürſt,
Von ſeiner braunen Ritterſchaft umhalbkreiſt;
Von Anſehn wie ein indiſch Götzenbild,
Oder wie Satan, der die Cherubim
Antreten heißt im Pandämonium,
Und zu den Waffen ruft die ganze Hölle.
In lichten Tag ausbarſt die Sonne nun;
Da ſah man viel Geſchäftigkeit, und Töne
Des Krieges brauſten dicht heran: zuerſt
Des Roſſes Wiehern; dann die Trommel, rollend
In Zwiſchenräumen; dann des Hornes Schrei
Und rauh Befehlwort; dann im Tact ſich nähernd,
Des Kriegers ſtiller, feſter, gleicher Schritt;
Gellirr von Schwertern; Hufgepoch; das Rad,
Das mit Geraſſel das Geſchütz einherträgt. —
Wie grimm den Tag zog aus der finſtre König!
Wie tapfer focht er! — Einem Sklaven gleich,
Gab er ſich Preis, und machte Muth den Seinen; —
Die Kugeln ſchlugen tief in ſeine Bruſt,
Doch er hielt aus, und das war edel, das
War königlich! — Mit ſeinem Leben kauft' er
Sich einen Namen heut' und Feindes Achtung! —
Am Abend ward er ſchwach, ſehr ſchwach; — zurück
Trug ihn ſein Volk; ſie weinten laut: er war
Ihr alter Feldherr; und, wie auch ſein Leben,
Grobern hatt' er ſie gelehrt; — ſie ſetzten
Auf ſeinen Thron ihn: alſo war ſein Wunſch! —
Da ſaß er nun, ein dunkel Marmorbild;
Sein Auge gläſern, krampfig aufgeriſſen,
Wie eines Todten! — Inn're Qual verrieth
Der Lippe Zucken, doch entſchloſſen ſchien er,
Zu ſterben als ein König nur! — Ein Feind
Will ihm der Stirne Diadem entreißen;
Doch er ſchaut um, ſteht auf — Ein Zornerröthen
Färbt ſeine Wange — flieht dann! — Nackt ſein Schwert! —
Er ſchwingt es hoch, er führt den letzten Streich; —
Dann ſteht er wehrlos! — Ha — ein Blitz! und dann
Die Todesfugel! Grade durchs Gehirn
Des Stolzen fährt ſie; ach, und Alles, was
Von dem gewalt'gen Herrſcher übrig bleibt,
Der weit und breit des Ganges Bord erſchüttert,
Und bis nach Perſien hin die Wüſtenei
Mit ſeinen Donnern aufgeſchreckt: — ein Name!

F. Freiligrath.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 304.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 October 1840.

Neue englische Eisenbahnen.

Auf Befehl des englischen Parlaments ist kürzlich ein Bericht über die seit 1830 gemachten Bewilligungen zur Errichtung von Eisenbahnen gedruckt worden. Dieser Bericht umfaßt nicht weniger als 201 sogenannte „Railway-Bills," welche seiner Zeit der Regierung vorgelegt und von ihr genehmigt worden sind. Unter dieser Zahl befinden sich 74 Gesellschaften zur Erbauung neuer Eisenbahnen, und die übrigen 127 Bills haben auf bereits angelegte Bahnen Bezug, deren gesetzlich bestimmtes Capital entweder vermehrt oder vermindert werden sollte. Die meisten darunter beziehen sich jedoch stets auf Vermehrung des ursprünglich festgesetzten Capitals, während im Ganzen nur zwei Anträge auf Verminderung gemacht wurden. Einer davon betrifft die York- und North-Midland-Railway-Company, welche ihr Capital von 370,000 auf 335,000 Pf. St. beschränkt hat, und der andere bezieht sich auf Dublin- und Drogheda-Company, deren Capital von 800,000 auf 600,000 Pfd. St. vermindert worden ist. Die ganze Verminderung beträgt daher nicht mehr als 235,000 Pfd. St., während die zu Eisenbahnen verwandte Summe das ungeheure Capital von 62,991,931 Pfd. St. erreicht! Davon kommen:

			Pfd. St.
Auf das Jahr 1831	9	Bills mit einem Capital von	1,799,875
— 1832	8	. . . . .	567,685
— 1833	11	. . . . .	5,525,333
— 1834	14	. . . . .	2,421,953
— 1835	18	. . . . .	4,864,633
— 1836	34	. . . . .	23,589,665
— 1837	42	. . . . .	13,518,799
— 1838	18	. . . . .	2,096,198
— 1839	25	. . . . .	6,599,458
— 1840	22	. . . . .	2,243,332

Von den 74 neuen Eisenbahnprojecten sind 29 im Jahre 1836 und 15 im Jahre 1837 ins Parlament gebracht worden. Seit dieser Zeit ist bloß die Erlaubniß zur Errichtung der Edinburg-Glasgow-Bahn mit einem Capital von 1,200,000 Pfd. St., nebst zwei kleinen andern, der sogenannten Taw Vale- und West-Durham-Bahn nachgesucht worden. Fast alle übrigen Bewilligungen in den Jahren 1838, 1839 und 1840 haben sich bloß auf die Vermehrung des ursprünglichen Capitals bereits bestehender oder noch im Bau begriffener Eisenbahnen beschränkt, und gerade dieser Umstand ist ein Beweis, daß die oben erwähnte Summe nicht bloß auf dem Papiere steht, sondern zu dem bezeichneten Zwecke schon fast ganz in Umlauf gekommen ist. Bei dem glänzenden Ertrage, welchen mehrere unter den englischen Bahnen zu geben scheinen, darf man sich gar nicht wundern, daß so große Summen darauf verwandt werden. Der letzte von Liverpool erhaltene Bericht über den financiellen Zustand der Grand-Junction-Eisenbahn, das so eben verflossene halbe Jahr 1840 betreffend, weist eine Einnahme von 207,487 Pfd. St. nach, und ist um 18,524 Pfd. St. stärker als gleichzeitig 1839. Auf der andern Seite sind auch die Ausgaben vermindert worden, welche 94,061 Pfd. Sterl., oder ungefähr 45½ Proc. betragen haben. Die Gesellschaft hat daher beschlossen, 7 Proc. an die Inhaber der Actien zu vertheilen, und ihnen noch überdieß eine Zulage von 15 Proc. auf je 100 Pfd. zu bewilligen, so daß noch ein kleiner Ueberschuß von 1297 Pfd. St. in Cassa bleibt. Dieß macht ein jährliches Interesse von 15½ Proc. auf das zu dieser Bahn verwandte Capital. Die Einnahme auf der London-Birmingham-Eisenbahn hat in der ersten Augustwoche 16,335 Pfd. St. für Reisende, und 2429 Pfd. St. für Waaren betragen!

Rußlands Handel mit Asien.

1. Der Handel gegen Osten.

(Schluß.)

Die Nachrichten, die wir hier zusammengestellt, sind sehr lückenhaft; wir erfahren daraus sehr wenig über den Handel mit den Kirgisen, noch weniger über die Karawanen, die theils von Orenburg, theils, und in noch weit größerer Zahl, von Troizk, Petropaulowsk und Semipalatinsk über Oratepe nach Buchara, und über Susak und Turkestan nach Kokand gehen.

Wir müſſen uns hinſichtlich der Straßen, die ſie einſchlagen, auf die Karte berufen, welche wir im Mai dieſes Jahres dem Artikel über die Expedition der Ruſſen gegen China beilegten. Ueber dieſen Theil Aſiens dringen noch hie und da Nachrichten, wenn auch unvollſtändige, zu uns; über Rußlands Verhältniſſe zu Hinteraſien wiſſen wir aber gar nichts, und müſſen uns völlig auf die eigenen und ſehr ſpärlichen Angaben der Ruſſen beſchränken. Die oben mitgetheilte Auseinanderſetzung hat nur Ein Verdienſt, daß die Angaben rein aus ruſſiſchen Quellen, nämlich aus dem mehrerwähnten „Journal für Manufacturen und Handel," ſo wie aus dem „Journal des Miniſteriums des Innern" entnommen ſind. Wir erſehen daraus die Handelsbewegung auf der Meſſe in Nowgorod, ſo wie in Kiachta, aber über die Zwiſchenſtationen, ſo wie namentlich über die Anſammlung der Waaren in Orenburg, Troizk, Petropaulowsk und Semipalatinsk erfahren wir nichts. Wahrſcheinlich umfaßt die Meſſe von Niſchneinowgorod alle dieſe Punkte als ihre Succurſalen.

Eine Auseinanderſetzung des Verhältniſſes der Kirgiſen, ſowohl in commercieller als politiſcher Beziehung, zu den umwohnenden Völkern wäre ein erſtes Erforderniß. Die weſtlichen Kirgiſen ſcheinen die wildeſten, und ſie ſind es hauptſächlich, welche dem directen Handel zwiſchen Buchara und Orenburg die größten Schwierigkeiten in den Weg legen. Die Kirgiſen ſind die Araber dieſes wüſten Landſtriches, die Führer und die Räuber der Karawanen. Die Bucharen, d. h. die handeltreibenden Sarten,*) ſind zwar auf der Reiſe mit Flinten und Piſtolen, Sabel und Dolch bis an die Zähne bewaffnet, aber ſie wagen kein Piſtol abzufeuern, und ſo hangt die Karawane ganz von dem Schutze des Hauptwegweiſers ab, namentlich davon, wo derſelbe mit vielen andern Kirgiſen in freundſchaftlicher Verbindung ſteht. Die Ruſſen ſchicken von Orenburg aus Soldaten mit, es hat ſich aber bekanntlich auch ſchon ergeben daß ſelbſt ein ganzes Bataillon weichen und die Karawane ihrem Schickſale überlaſſen mußte. Beſſer in dieſer Beziehung ſteht es im öſtlichen Kirgiſenlande aus.

Die Karawanen von Troizk, Petropaulowsk und Semipalatinsk nach Kokand und Buchara ſind auch darum beträchtlicher, weil das Meiſte, was von ruſſiſchen Waaren ins weſtliche chineſiſche Gebiet kommt, auf dieſem Weg eingeführt wird, indem bekanntlich Niemand direct aus Rußland eingelaſſen wird, wie überhaupt kein Europäer, obgleich man von Niemand Päſſe verlangt und Niemanden fragt, woher er komme, wenn er nur aſiatiſch gekleidet iſt; erregt übrigens Jemand beſondere Neugierde, und findet man ihn verdächtig, ſo wird er ohne weiters zurückgewieſen. Wie eiferſüchtig die Chineſen hier ſind, ergibt ſich auch aus dem Umſtande, daß die Karawanen nicht mit den an den Straßen nach Kaſchgar nomadiſirenden Stein-Kirgiſen — auch Kara-Kirgiſen oder Buruten genannt — Handel treiben dürfen.

Directer iſt die Verbindung Rußlands mit China oder vielmehr mit den weſtlichen Provinzen China's weiter gegen Oſten, wo jedes Jahr Karawanen von Semipalatinsk nach der Stadt Kuldſcha am Ili gehen. Sie reiſen im Julius oder Auguſt ab, und kehren im März des folgenden Jahres wieder. Die meiſten Handelsleute dieſer Karawanen ſind Tataren, die Knechte, denen die Obhut der Pferde obliegt, Kirgiſen. Hier iſt die Aufſicht, daß keine Ruſſen hereinkommen, ſchon ſtrenger als auf den Straßen von Kokand und Buchara nach Kaſchgar, und namentlich darf Niemand von der Karawane im Lande bleiben, was ſo ſtreng betrieben wird, daß man ſelbſt die Leichen Geſtorbener wieder mitnehmen muß. Die Leute der Karawanen wohnen während ihres Aufenthalts in Kuldſcha in ihren Filzzelten, und dürfen ſich nicht allzu viel mit den Einwohnern abgeben, namentlich nicht in der Stadt übernachten. Zwei Gattungen weißer Baumwollenzeuge **) vertreten die Stelle des Geldes, dienen jedoch nur als Werthmeſſer, denn man kann ſich dagegen ſogar Silberbarren verſchaffen, wie denn überhaupt die Chineſen auf ihrer Weſtgränze die Ausfuhr von Geld nicht verbieten. An ruſſiſchen Waaren werden namentlich eingeführt rothe Juften, grobes und feines Tuch, rothe und blaue Farbhölzer, **) ſibiriſche Kiſten, eiſerne und kupfere Geſchirre, Spiegel u. ſ. w. Die chineſiſchen Waaren, die man erhält, namentlich Nanking, ſind ſehr wohlfeil.

Man erſieht hieraus, welche wichtige Rolle das Land vom Uralfluß oſtwärts bis an die chineſiſche Gränze im aſiatiſchen Handel ſpielt. Für die Ruſſen hängt alles davon ab, daß ſie die Kirgiſen bis zu einem gewiſſen Grade ihrer Herrſchaft unterwerfen, und hiezu ſind zwei Dinge nöthig: eine allmähliche Ausdehnung ihrer Poſtenlinien am Ural und Tobol, und eine Beſetzung China's, denn nur dieſe können das Kirgiſenvolk unterwerfen, und das Land öſtlich und weſtlich vom Aralſee ſicher machen.

Wir haben früher ſchon in dem Artikel über die Expedition der Ruſſen nach China auf dieſe Handelsverhältniſſe hingedeutet, und verweiſen darauf. Um den Beſitz China's dreht ſich in der nächſten Zukunft alles: er führt zu dem von Buchara, wo dann Kokand und Taſchkent von ſelbſt fallen. Damit wäre denn nicht nur der Handel Rußlands ungemein erweitert und geſichert, ſondern der Weg zu einer viel umfaſſendern Herrſchaft in Aſien gebahnt, indem die Turkomanenſtämme in China nicht ermangeln würden, ſich an Rußland anzuſchließen, wenigſtens würde der in den Jahren 1826 und 1827 ſchlecht gedämpfte Aufſtand wohl bald wieder in hellen Flammen ausbrechen. Erfährt China durch den Angriff der Engländer im Süden eine weſentliche Erſchütterung in ſeinem Innern, wird die Mandſchudynaſtie gefährdet, ſo wird der Nachhall im chineſiſchen Turkeſtan nicht ausbleiben, und jede Störung dieſer Art kann nur Rußland ſeinem Ziele, Beherrſchung ſämmtlicher Nomadenſtämme Nordaſiens, näher bringen, und zur Beſetzung des Amurſtromes und der allmählichen Eroberung der Dſungarei führen, was eine ungeheure Revolution in ganz Inneraſien nach ſich ziehen muß.

*) Dieß Wort iſt wegen ihrer Feigheit und Niederträchtigkeit unter Kirgiſen und Turkomanen zum Schimpfwort geworden.

*) Auch hier Bâs genannt.

**) Dieſer bedient man ſich in der Stadt Kuldſcha ſelbſt in großem Maaßſtabe, indem die Karawanen die eingehandelten Baumwollenzeuge meiſt noch vor ihrem Abgang roth oder blau färben laſſen.

Aphorismen aus den Verhandlungen der zehnten Versammlung der englischen Naturforscher.

Hr. Fairbairn las eine Abhandlung über eine Reihe von Untersuchungen zur Erprobung der Stärke des Eisens mit Rücksicht auf dessen Anwendung statt des Holzes beim Schiffbau. Die Zahl der Schiffe, die in neuerer Zeit ganz aus Eisen gebaut wurden, und die Wahrscheinlichkeit, daß sich die Anwendung dieses Metalls auf den Schiffbau noch bedeutend ausdehnen wird, macht eine genauere Kenntniß seiner Widerstandskraft wünschenswerth. Hr. Fairbairn überzeugte sich durch seine Proben, daß das Eisen beim Schiffsbau sich sicherer und dauerhafter als Holz erweisen werde. Die angestellten Proben waren namentlich folgende: 1) über die Stärke der Eisenplatten bei directer Spannung, sowohl in der Richtung der Fiber, als quer über; 2) über die Stärke der Fugen bei zusammengenieteten Platten und die beste Art des Nietens; 3) über die Stärke der verschiedenen Formen der Rippen, mögen sie nun ganz aus Eisen oder aus Eisen und Holz bestehen; 4) über den Widerstand der Platten gegen Druck und Stoß, und die nöthige Kraft, um sie zu brechen.

*

Hr. Fairbairn las auch eine Abhandlung über das Emporheben von Wasser aus niedrigem Land. Die zur Austrocknung des Haarlemer Meers niedergesetzte Commission hatte sich an ihn gewendet, und er schlug eine Methode vor, wonach das Wasser herausgehoben werden soll vermittelst einer großen Schöpfkelle, welche emporsteigt, wenn ein Gewicht sich senkt, und dieß Gewicht soll nach dem in Cornwallis angewendeten Princip durch Dampf gehoben werden. Man rechnete auf jeden Zug 17 Tonnen Wasser heben zu können. Ein Hr. Taylor theilte Nachricht von einigen in Cornwallis angestellten Proben mit, die in der That erstaunlich sind.

*

Ein Dr. Farquharson schlug eine Aenderung in der Form der Dampfschiffe vor, die einigermaßen nach derjenigen eingerichtet seyn sollte, welchen den biblischen Kritikern zufolge die Arche Noä hatte.

*

In der geologischen Section wurde eine Karte der Grafschaft Mayo in Irland vorgezeigt, die nach dem Maaßstab von 2 Zoll auf die engl. Meile entworfen ist, und die bemerkenswerthe physische Gestaltung dieses Landstrichs deutlich darstellt; die Höhe aller Berge, Hügel, Seen und Ebenen über dem Meere ist angegeben, barometrisch und trigonometrisch, und unten an der Karte ist ein verticaler Durchschnitt des Landes von Osten nach Westen angebracht, welcher die geologische Structur desselben zeigt. Der Karte war ein Modell, $7^1/_2$' lang und 5 breit, beigegeben, nach dem Maaßstab von 4 Zoll auf die Meile. Hr. Bald, der eine Mittheilung über den Werth topographischer Karten und Modelle machte, empfahl lebhaft den ausgedehntern Gebrauch solcher Modelle, welche eine viel bessere Idee von der Gestaltung eines Landes gäben. Später wurde noch eine besondere Abhandlung über Reliefkarten von Hrn. Ravenstein aus Frankfurt mitgetheilt.

*

Von einem Hrn. Selvester, der 50 Jahre auf den Farören gewohnt, ward ein Brief vorgelesen, worin derselbe es wahrscheinlich macht, daß sich der Boden der Farör — ob ganz oder nur zum Theil, ist nicht gesagt — gesenkt habe.

*

Hr. Mathie Hamilton verlas „Beobachtungen über die großen Erdbeben auf der Westküste von Südamerika, namentlich über das heftige am 18 Septbr. 1833, welches die Stadt Tacna und andere Orte in Peru zerstörte." Tacna, eine ziemlich alte indische Stadt, jetzt Hauptstadt der Provinz gleichen Namens, liegt mitten in einem wüsten Strich von etwa fünfzig (engl.) Meilen Breite, zwischen dem Gebirge und der See. Der Hafen von Arica, etwa 50 Meilen davon, war seit der ersten Ankunft der Spanier schon fünf Mal durch Erdbeben zerstört worden, während Tacna ganz außerhalb des Bereichs solcher Erschütterungen zu liegen schien. Nach 1826 fühlte man indeß häufige und heftige Stöße, namentlich einige Wochen vor dem großen Stoß am 8 Oct. 1831, der Arica in einen gestaltlosen Trümmerhaufen verwandelte; indeß blieb Tacna immer noch unbeschädigt bis zum Abend des 16 Sept. 1833, wo ein einzelner lauter Schlag vernommen wurde, und eine aufwärtsgehende Bewegung erfolgte. Am Morgen des 18 wurde die Bewegung heftiger, die Erde wogte auf und nieder, so wie nach beiden Seiten, und das Einstürzen der Häuser begann, bis endlich ein furchtbarer Stoß alles verwüstete. Doch blieben, seltsam genug, an einigen Stellen die Häuser fast unbeschädigt. Dieser großen Bewegung folgte eine Reihe leichterer Stöße, und der Regen, hier ein Phänomen, fiel sechs Wochen lang fast jeden Tag, zu Arica in einer solchen Fluth, wie man sich ihn seit 50 Jahren nicht erinnerte. Der Fluß bei Tacna blieb ungestört, andere aber änderten ihren Lauf, oder verschwanden ganz. Das Erdbeben wurde 100 Meilen südwärts bis in die Wüste Atacama gefühlt. Auch die hohen Spitzen von Oberperu erfuhren seine Wirkung: die Kirche zu Tacora, 15,000 Fuß über dem Meere, ward niedergestürzt. Als die Atmosphäre wieder hell wurde, bot die mächtige Kette, wie sie von Tacna aus gesehen wurde, neue Umrisse dar. Große Massen hatten sich abgelöst, und waren in die Thäler hinabgerutscht. Ein Ingenieur, Namens Scott, der damals zu Achozumio, etwa 14,500 Fuß hoch, sich befand, sah mit dem Teleskop mehrere solcher Massen herabstürzen. — Außer diesem Erdbeben wurde noch erwähnt eines am 20 Januar 1834 in Neugranada, das die Städte Popayan und Pasto zerstörte; ein zweites am 21 September 1834, wobei die Stöße ganz vertical waren, und das dritte bekannteste am 5 Februar 1835, wodurch Concepcion und Talcahuano zerstört wurden.

*

Hr. Murchison theilte einen langen und interessanten Bericht über die geschichteten Ablagerungen in den nördlichen und mittlern Gegenden Rußlands mit, worüber wir auf die Abhandlung selbst verweisen müssen. Er macht die allgemeine Be-

merkung, daß es einen sonderbaren Eindruck auf einen Geologen mache, in Rußland die horizontalen, ungebrochenen Schichten auf viele hundert Meilen weit zu verfolgen, während in dem übrigen Europa die ältern nicht vulcanischen Felsen auf alle Weise durchbrochen und durcheinander geworfen seyen. Murchison reiste mit einem Hrn. v. Verneuil von Petersburg nach Archangel, und von da die Dwina hinauf nach Ustiug Weliki, von da bis in das Gouvernement Tamboff. Allenthalben untersuchten sie die Flußufer, da sonst überall eine ungeheure Masse Geröll die Grundfelsen deckt.

Die Eastern Zoological Gallery

im brittischen Museum, welche die Vögelsammlung enthält, wurde im Anfang Octobers theilweise dem Publicum geöffnet. Sie enthält das Sperlings-, das Hühnergeschlecht und die Stelzenläufer. Diese ganze Galerie, 200 Fuß lang, ist mit bronzenen Thürgerüsten und großen Spiegelgläsern versehen, und gewiß einer der prächtigsten Räume, die je einer zoologischen Sammlung gewidmet waren. Wenn dieß Zimmer und das anstoßende vollendet seyn werden, was im nächsten Frühjahr der Fall seyn soll, wird das brittische Museum die schönste zoologische Galerie in Europa enthalten. Die Sammlung ist kürzlich aus Rußland durch eine Antelope saiga und eine A. subgutturaria vermehrt worden, zwei Arten, die Pallas beschrieben hat, die man aber nie zuvor im westlichen Europa sah.

Das Feuerland.

(Fortsetzung.)

Das Klima des Feuerlandes bietet merkwürdige Erscheinungen dar. Die mittlere Temperatur der drei Sommermonate kann im Durchschnitt nicht höher als 50° F. angenommen werden, während sich die gleiche Temperatur der drei Wintermonate nur auf 33° herausstellt. Vergleicht man die Temperatur von Dublin und Port Famine, welche fast in gleicher nördlicher und südlicher Breite liegen, so ergibt sich folgendes Verhältniß:

	Breite.	Mittlere Sommertemp.	Mittlere Wintertemp.	Unterschied.	Mittelzahl der Sommer- und Wintertemp.
Dublin	53°,21 N.	59°,54	39°,2	20°,34	49°,57
P. Famine	53°,58 S.	50°	33°,8	16°,92	41°,54
Unterschied	0°,37	9°,54	5°,4	3°,12	7°,85

Daraus geht eine viel gleichförmigere Temperatur für das Feuerland hervor, welche von ganz besondern Nebenumständen begleitet ist, die nirgends in der nördlichen Erdhälfte gefunden werden. Im Sommer fällt nämlich der Thermometer während der Nacht sehr oft auf 29° F., mithin 3° unter den Gefrierpunkt, ohne daß die Gewächse dabei leiden. Selbst wenn die Temperatur im Winter auf 24° und 26° F. fällt, ist die Kälte fast gar nicht fühlbar, und die Seehundsfänger versichern, daß sie das ganze Jahr hindurch die nämliche Kleidung tragen. Capitän King leitet diese seltsame Erscheinung von der Temperatur des Meerwassers her, die mitten im Winter 30° F. höher ist, als die darüber schwebende Luftschicht, weßhalb die See mit einem dicken Dunste sich bedeckt. Da nun physische Gründe darauf hinweisen, daß ein solcher Unterschied bei gewöhnlichen Verhältnissen nicht stattfinden kann, so muß man vermuthen, daß die in jenen Breiten mit Feuchtigkeit übersättigte Luft die Meeresdünste nicht mehr aufnehmen kann, und eben deßhalb seine Temperatur auf diesem hohen Standpunkt erhält. Die mittlere Temperatur des ganzen Jahres fällt auf dem Feuerlande häufig unter den Gefrierpunkt, und Capitän King selbst hat den Thermometer auf 12° F. gesehen, ohne dabei wie in nördlichen Breiten zu leiden.

Die Schneelinie steigt im Feuerlande auf 3500 bis 4000 Fuß herab, während man in Norwegen 15° bis 16° nördlicher wandern muß, ehe sie einen so niedern Standpunkt erreicht. Gletscher sind häufig, und man sieht sie in der Beagle-Straße mitten im Sommer, wo sie nicht selten über das Meer hinragen. Auf der ganzen westlichen und südlichen Küste des Landes kommen solche Gletscher vor, und man hat bereits über zwanzig gezählt; allein sie müssen in weit größerer Zahl vorhanden seyn, weil man die verschiedenen Buchten und Ankerplätze des Landes nur bei ihrer Einfahrt kennt, und viele darunter sehr tief ins Land hinein sich erstrecken. Manche unter diesen Gletschern sind bloß die Seitenäste großer Eislager, welche oft 7 bis 8 Stunden breit sind. Auch auf der Westküste von Patagonien bis nach 46° 40' hinauf sind jetzt Eisberge bekannt, wo sie im Golfe von Peñas in das Meer herabsteigen. v. Buch fand sie dagegen in Norwegen erst unter dem 67° N. B. Eine solche Erscheinung ist daher ganz außerordentlich, und muß um so mehr die Aufmerksamkeit der Naturforscher erregen, als man in der südlichen Erdhälfte baumartige Farrnkräuter unter 45°, Rohrgewächse und orchideenartige Schlingkräuter unter 48° und Palmen bereits unter 38° antrifft. Das Meer berührende Gletscher und Palmengewächse sind also hier nur 9 Breitengrade von einander entfernt, und wer weiß, ob bei näherer Kenntniß des Landes diese Entfernung nicht auf 7 Grade sich vermindert?

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Wein in Aegypten. Man hat Aegypten nie als ein Land des Weins citirt, und Herodot sagt, daß es zu seiner Zeit keinen Wein hervorgebracht habe. Nach den Angaben Dr. Bowrings wurden von Ibrahim Pascha einige Versuche gemacht, den Weinbau einzuführen, und man erhielt ziemlich gute Weine. Der weiße Wein ist dem Marsala ähnlich, kommt ihm aber in der Qualität nicht gleich, der rothe Wein gleicht sehr dem gewöhnlichen spanischen.

Der Botaniker Pinel. Die schönen Gewächshäuser des Jardin des Plantes sind durch eine neue Sendung seltener Pflanzen aus Brasilien, worunter sich eine große Anzahl neuer Arten von Orchideen und Staudengewächsen auszeichnet, bereichert worden. Das Pariser Museum hat den Einsender zum correspondirenden Mitglied ernannt; es ist dieß ein Hr. Pinel, der mit seltener Ausdauer seine Forschungen in den Urwäldern fortsetzt. (Fr. Bl.)

Mittel gegen die Wuth. Französische Blätter (s. Voleur vom 15 Oct.) erzählen von einem armen Mann aus Udine, der von der Wuth befallen war, und geheilt wurde, indem man ihm zufällig eine Quantität Essig statt eines andern Tranks gab. Ein Arzt zu Padua habe sodann mit Erfolg das Mittel angewendet, und einem mit der Wuth Befallenen Morgens, Mittags und Abends ein Pfund Essig gegeben, was den Kranken vollkommen geheilt habe.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 10.)

№ 10.

Intelligenzblatt
zum
Ausland.

Einladung zur Subscription
auf
Goethe's sämmtliche Werke,
mit neuen Zusätzen vermehrte, neugeordnete
vollständigste Ausgabe.
Vierzig Bände.

Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien.

Diese Ausgabe wird die erste durchaus vollständige von Goethe's Schriften zu nennen seyn, indem sie nicht allein den ganzen Inhalt der vergriffenen Ausgabe in 55 Bänden, von 1826—34, und der in 11 Bänden mit 4 Abtheilungen in den Jahren 1836—37 erschienenen, sondern auch alles dasjenige enthalten wird, was jenen Ausgaben bisher noch fehlte.

Sie wird aber auch zugleich den Vortheil einer größeren Bequemlichkeit gewähren, und zwar sowohl durch eine beschränktere Bände-Zahl, als die Ausgabe von 1826, wie besonders auch dadurch, daß darin, nachdem nunmehr sämmtliches Material zusammengebracht worden, eine befriedigendere Anordnung und Zusammenstellung des Zusammengehörigen möglich gewesen, als bei Goethe's Lebzeiten, wo selbst während dem Drucke der Ausgabe von 1826 noch verschiedene Werke erst im Entstehen waren, und man über den dereinstigen Nachlaß nur noch wenig Entschiedenes vor Augen hatte.

Diese bessere Zusammenstellung möglichst in Goethe's Sinne zu bewirken, war man gewissenhaft bemüht. Und es dürfte wohl dafür sprechen, daß der diese neue Ausgabe redigirende vieljährige Mitarbeiter Goethe's, Dr. J. P. Eckermann zu Weimar, dabei vielfache Andeutungen und Winke hat benutzen können, die ihm aus häufiger Besprechung des Gegenstandes mit Goethe selber noch in frischer Erinnerung lebten.

Die Correctheit des Textes anlangend, so sind zum Vortheil dieser neuen Ausgabe nicht allein alle älteren Editionen zu Grunde gelegt, sondern es sind in zweifelhaften Fällen auch die noch vorhandenen Manuscripte zu Rathe gezogen, so daß man denn nicht allein die beste Lesart hat wählen, sondern auch vielfältige durch mehrere Ausgaben hindurchgehende veraltete Druckfehler hat beseitigen können.

Die unterzeichnete Verlagshandlung beehrt sich hiemit anzuzeigen, daß der Druck dieser, mit der bekannten Taschen-Ausgabe von Schillers Werken in 12 Bänden in Format und Papier ganz gleichen, Ausgabe bereits begonnen hat, und die erste Lieferung von 5 Bänden Anfang Octobers erscheinen wird.

Wir beabsichtigen, das Ganze in 8 Lieferungen, je zu 5 Bänden, herauszugeben, und diese sich von Monat zu Monat folgen zu lassen, so daß alle 40 Bände bis zur Ostermesse 1841 fertig seyn werden.

Die Subscription von 26 fl. 40 kr. oder 16 Rthlr. wird nur erst nach Erscheinung jeder Lieferung je mit 3 fl. 20 kr. oder 2 Rthlr. gezahlt.

In Bezug auf unsere schon früher gemachte vorläufige Ankündigung einer

GALERIE
zu Goethe's sämmtlichen Werken
nach Zeichnungen von
W. Kaulbach und seinen Schülern,
in Stahl gestochen von
Steifensand, Weber, Enzing-Müller, Hoffmann und A.,

zeigen wir hiemit gleichzeitig an, daß diese Sammlung, in 40 Blättern erscheinend, in Format und Papier vorstehender Ausgabe angepaßt und wo möglich mit jeder Lieferung derselben in 5 Blättern ausgegeben werden soll. Um diese Galerie allen Käufern der Goethe'schen Werke zugänglich zu machen, haben wir den Subscriptionspreis nur auf 5 fl. 20 kr. oder 3 Rthlr. 8 gr. gestellt. Die Lieferung von 5 Blättern kostet demnach 40 kr. oder 10 gr. Das Unternehmen selbst betreffend, bemerken wir nur, daß das Ganze aus einer Reihe von durchaus vollendeten Stahlstichen bestehen wird, denen theils Kaulbachs eigene, theils Zeichnungen seiner Schüler zu Grunde liegen. Männer wie Steifensand, Enzing-Müller, Hoffmann, Weber leihen ihren gewandten

Preis vierteljährlich 1 Thlr.
Bestellungen nehmen alle Postämter an.

Deutsche Militair-Zeitung

Redigirt von Bernhard.

Inhalt: Deutschland. Preußen. Berlin. Frankreich. Paris. Italien. Florenz. Rom. Spanien. Madrid. Portugal. Lissabon. Großbritannien. London. Rußland. Petersburg. Polen. Warschau. Schweden. Stockholm. Norwegen. Christiania. Dänemark. Kopenhagen. Türkei. Konstantinopel. Griechenland. Athen. Amerika. Vereinigte Staaten. Mexiko. Asien. Indien. Afrika. Algier. Literatur. Anzeigen.

Deutschland.

Preußen.

Berlin, 1. Juli. Se. Majestät der König haben Allergnädigst geruht, dem Kommandeur des 2. Garde-Landwehr-Regiments, Oberst-Lieutenant Graf Schwerin, den Rothen Adler-Orden 2. Klasse mit Eichenlaub zu verleihen.

Se. Majestät der König haben Allergnädigst geruht, dem Kommandeur des 2. Garde-Landwehr-Regiments, Oberst-Lieutenant Graf Schwerin, den Rothen Adler-Orden 2. Klasse mit Eichenlaub zu verleihen.

sich aus diesem Grunde vorzüglich auch für das weibliche Geschlecht. Es verdient dieser Versuch, das Turnen auf naturgemäße Grundsätze zurückzuführen, die Beachtung von Eltern und Lehrern in hohem Grade und wird sie gewiß auch finden.

Ein Tag in Basel, oder kurze Darstellung der Stadt Basel und ihrer nächsten Umgebungen.

Für Fremde und Einheimische. Preis geh. 48 kr. oder 12 gr.; mit illum. Grundriß der Stadt 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.; der Plan auf Tuch gezogen 1 fl. 30 kr.

Ein deutscher Gelehrter, welcher sich länger als Jahr und Tag in Basel aufgehalten, hat sich während dieser Zeit vielfach mit der Betrachtung der hiesigen Kunstdenkmäler so wie anderer Merkwürdigkeiten beschäftigt und eine Beschreibung davon in Form einer eintägigen Wanderung aufgesetzt, der von kundiger Hand ein Ueberblick der wichtigsten Ereignisse der Geschichte von Basel beigegeben worden ist. Der Grundriß der Stadt ist mit Berücksichtigung der neuesten Veränderungen aufgenommen worden.

In meinem Verlage erscheint so eben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Vermischte Schriften

von

Friedrich Theodor Schubert,

kais. russ. wirklichem Staatsrathe ꝛc.

Neue Folge.

Drei Bände.

Mit dem Bildnisse des Verfassers.

8. 4 Thlr. 12 gr.

Die erste Folge der vermischten Schriften des berühmten Verfassers in vier Bänden erschien 1825—26 in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart. Auch diese neue Folge enthält höchst anziehende Mittheilungen über Naturwissenschaften, besonders Astronomie und Physik.

Leipzig, im Julius 1840. **F. A. Brockhaus.**

Im Verlage der Unterzeichneten ist erschienen:

Die Wirbelthiere Europa's.

Von

A. Graf *Keyserling* und Prof. *I. H. Blasius.*

Erstes Buch:

Die unterscheidenden Charaktere.

gr. 8. Fein Velinpap. geh. Preis: 2 Rthlr. 8 gGr.

Braunschweig, August 1840. **Fr. Vieweg & Sohn.**

In der Fest'schen Verlagsbuchhandlung in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Album deutscher Schriftsteller

zur

vierten Säcularfeier der Buchdruckerkunst

durch

Dr. Karl Haltaus.

gr. 8. 21½ Bogen. brosch. Ladenpreis 2 Thlr., auf feinstem Velinp. 2½ Thlr.

Dieses Album enthält Beiträge von gegen 250 deutschen berühmten und genannten Schriftstellern, die auf irgend eine Weise die Wissenschaft gefördert haben, ohne Berücksichtigung der verschiedenartigen Tendenzen, die sie verfolgen, und gibt nicht nur Charakter, Aufenthaltsort, Geburtsjahr und Geburtsort derselben, sondern auch Gutenbergs Bildniß und die Facsimilia der Namenszüge. Die Beiträge selbst bestehen in größern und kleinern prosaischen und poetischen Aufsätzen.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Chatterton.

Von **Hermann Püttmann.**

Erster Theil: **Leben des Dichters.**

Zweiter Theil: **Dichtungen** (Ch.'s, metrisch übersetzt.)

Barmen. Verlag von W. Langewiesche. Preis 1⅔ Thlr.

Th. Chatterton, „der Wunderknabe, der unterging in seinem Stolz" (— er starb in seinem 18ten Jahre, bald verhungert, an Gift —) war nach dem Urtheil Malone's „**das größte Genie, das England seit Shakspeare hervorgebracht hat.**" Ein anderer engl. Kritiker (Croft) behauptet sogar, „ein gleiches menschliches Wesen sey nie, zu keiner Zeitperiode, gefunden worden, werde auch wohl nie wieder gefunden werden." Fast alle großen neuern Dichter Englands haben das Grab Chattertons mit Trauerblumen bekränzt. — Hier wird nun durch geistreiche Biographie und gelungene Uebersetzung auch das deutsche Publicum mit dieser außerordentlichen Erscheinung bekannt gemacht.

[5749—50] Bei L. F. Fues in Tübingen erschien so eben und ist durch jede solide Buchhandlung zu erhalten:

Ansicht von Tübingen von der Ostseite, gezeichnet von *Baumann* aus Mergentheim, in Stahl gestochen von Hofkupferstecher *Grünewald* in Darmstadt. Preis 1 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr.

Ansicht von Tübingen von der Westseite von eben denselben. Preis 1 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. Jede Ansicht hat 8½ Zoll Breite und 6½ Zoll Höhe.

Beide Ansichten zusammen erlasse ich zu 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

Portrait des Professors der evangel. Theologie, Hrn. Dr. Chr. Friedr. Schmid hier, gezeichnet von *Dörr*, in Stahl gestochen durch *Grünewald* in Darmstadt. Preis 1 fl. 20 kr. oder 20 gr., chines. Papier 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

Subscribenten-Sammler erhalten von diesen drei Artikeln auf 10 Exemplare 1 Freiexemplar.

Im Laufe dieses Jahrs werden noch die Portraits der HH. Professoren Dr. v. Baur, Dr. Kern, Dr. Hugo Mohl, Dr. Robert v. Mohl, Dr. v. Rapp ꝛc., von denselben Künstlern gearbeitet, ausgegeben.

Was die treue und schöne Ausführung dieser Kunstgegenstände betrifft, so sind die HH. Künstler hinlänglich bekannt, daher ich solche aufs beste empfehlen kann.

Pahl, Joh. Gottfr. v., Denkwürdigkeiten aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von dessen Sohne Wilhelm Pahl. gr. 8. 52 Bogen. 5 fl. 24 kr. oder 3 Rthlr. 6 gr.

Schultheißenwahl, die, zu Blindheim, oder ist das Volk mündig? Schauspiel in drei Aufzügen vom Verf. der Schulmeisterswahl. 8. brosch. 18 kr. oder 4 gr.

Pelin, v., das Wichtigste der Feuerungs- und Holzsparkunde. Mit 65 Zeichnungen. 8. brosch. 54 kr. oder 15 gr.

Stevenson Outlines of General Orthopaedia. 8. brosch. 24 kr. oder 8 gr.

Bei **W. Starke** in **Chemnitz** ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Historische Parallelbilder.

Eine Reihe von Darstellungen aus der Geschichte verschiedener Völker und Zeiten.

Für das reifere Knabenalter

von

H. C. Mankisch.

8. Velinpap., eleg. geh. 1 Rthlr. 18 gr.

So eben erschien:

Anekdoten-Almanach

auf das Jahr 1841.

360 Anekdoten und 26 Parodien enthaltend. gr. 16. brosch. (19 Bog.) 1 Rthlr.

Ludwig Schreck in Leipzig.

In der **Fest**'schen Verlagsbuchhandlung in **Leipzig** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Hausmusik in Deutschland in dem 16ten, 17ten und 18ten Jahrhundert. Materialien zu einer Geschichte derselben, nebst einer Reihe Vocal- u. Instrumental Compositionen von H. Isaac, L. Senfl, L. Lemlin, W. Heintz, H. L. Hassler, J. H. Schein, H. Albert u. A., zur nähern Erläuterung. Von *Karl Ferdinand Becker*, Organisten an der Nicolaikirche zu Leipzig. gr. 4. brosch. Preis 2 Thlr.

Durch alle Buchhandlungen ist zu haben:

Schwartz, J. M., kurze Nachricht von der Entstehung und Feier der christlichen Sonn- und Festtage. 3te vermehrte und verbesserte Auflage. 8. Chemnitz, Starke. 5 gr.

Diese Schrift wird allen, die über das Geschichtliche der kirchlichen Sonn- und Festtage sich näher zu unterrichten wünschen, um so mehr willkommen seyn, da sie sich bei verhältnißmäßiger Vollständigkeit und Deutlichkeit auch durch Wohlfeilheit empfiehlt.

In der Unterzeichneten sind erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Geschichten für meine Söhne

von A. v. Kotzebue.

Neue Auflage.

Gr. 8. In Umschlag brosch. Preis 2 fl. 24 kr. od. 1 Rthlr. 12 gr.

Inhalt: Der Tausendkünstler. — Die Pomeranzenschalen und Melonenschalen. — Der alte Oberrock und die alte Perrücke. — Belohnte Theilnahme. — Was geht es mich an? — Der Großsprecher. — Der Lügner. — Die Reise nach Köln. — Die wüste Insel. — Die Gefahren der Einbildungskraft. — Oswald und Gustchen.

Es mangelt zwar nicht an Erzählungen für Knaben, und die Verfasser derselben haben es herzlich gut gemeint; doch kennen wir nur wenige, die im Stande wären, die Einbildungskraft ihrer jungen Leser zu fesseln, und ohne diesen Zauber darf man sich keine Wirkung versprechen. Viele sind zu trocken, mit Moral überladen, die doch nur der Knabe selbst aus den Begebenheiten ableiten sollte. Die Lehre: meide diesen oder jenen Fehler! wird ihm selten erschweben, wohl aber das Bild des Jünglings, der diesen oder jenen Fehler beging und dafür büßt. — Nicht für Knaben allein, mehr noch für Jünglinge sind diese Erzählungen geschrieben.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei J. E. Schaub in Düsseldorf ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die chronischen Krankheiten,

ihre eigenthümliche Natur und homöopathische Heilung.

Von

Dr. Sam. Hahnemann.

Fünfter und letzter Theil. **Antipsorische Arzneien.**

Zweite vielvermehrte und verbesserte Auflage.

35 Bogen in gr. 8. auf Velinpapier. Subscriptions-Preis 2 Thlr. 22 gGr. oder 2 Thlr. 27½ Sgr.

Mit diesem Bande ist das grosartige Werk nun geschlossen. Es enthält alle sogenannten antipsorischen Arzneien, mit bewundernswürdigem Fleiße und Scharfsinn geprüft und mit Vorworten als praktischen Einleitungen zur leichtern Handhabung und Verständniß der Prüfungssymptome versehen. Der wissenschaftliche Arzt, dem es darum zu thun ist, die reinen Wirkungen der Mittel kennen zu lernen, die er bei der Wahl in gefahrdrohenden Krankheiten oft haarscharf zu unterscheiden hat, wird, welcher Schule er auch angehören mag, ein solches Werk gewiß willkommen heißen. Größere und werthvollere Beiträge zu den jetzt von allen Seiten als nothwendig anerkannten Prüfungen der Arzneimittel hat keiner noch geliefert, als der hochbetagte und erfahrene Verfasser.

Anziehendes und wohlfeiles Kinderbuch.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Die

Fahrten und Abenteuer

des kleinen

Jacob Fingerlang.

Ein Mährchen

von **Gotthold Kurz.**

Neue Auflage.

Nürnberg, bei Schrag. 319 Druckseiten in 32 Form. Mit 6 Stahlstichen von C. Mayer. Ladenpreis colorirt 15 gr. oder 1 fl., schwarz 10 gr. oder 45 kr.

Je weniger die meisten, für die Unterhaltung der Kinder bestimmten Schriften diesem Zweck entsprechen, desto mehr Auszeichnung verdient vorliegendes Mährchen. Die Abenteuer des kleinen Fingerlang sind so ganz im Geiste der kindlichen Phantasie gedacht und in einer so einfachen und freundlichen Sprache vorgetragen, daß sie für Kinder, die noch nicht zu altklugen Weisheitsrizzen verschwatzt worden sind, das größte Interesse haben werden. Was aber das Beste ist: indem die Kinder sich für ihren kleinen Freund interessiren, indem sie ihn theilnehmend durch alle Verfallenheiten seines Miniaturlebens hin begleiten werden, wird sich ihnen, ohne daß es ihnen in langweiligem Rationnement vorgepredigt wird, die Wahrheit einprägen, daß auch ein kleiner Mensch schon durch redlichen Sinn, verbunden mit Ueberlegung, Geschick und unermüdlicher Thätigkeit, manches Gute und Heilsame vollbringen und durch manches Ungemach zu einem erfreulichen Ziele hingeleitet werden könne. Wir empfehlen dieses Buch, welches sich dem Speeter'schen Fabelbuch und Güts Kinderheimath würdig an die Seite stellt, angelegentlichst als ein durchaus passendes Weihnachtsgeschenk für Kinder. Auch die sechs Kupferchen nach Zeichnungen von P. C. Geißler, mit welchen das Büchlein geschmückt ist, verdienen alles Lob.

Dr. Menzels Litteraturblatt.

Zu haben in allen Buchhandlungen:

F. Nork,

über Fatalismus oder Vorherbestimmung der menschlichen Schicksale,

erwiesen in 222 Beispielen für das Vorhandenseyn eines Divinationsvermögens, nebst psychologischen Erklärungsversuchen erhöhter Seelenzustände.

8. 1⅓ Rthlr. oder 2 fl. 24 kr.

Motto: Der Hypothesen können wir entbehren,
Wo die Beweise stündlich sich vermehren.

Obschon die Schicksalsfrage wichtiger als alle politischen, socialen ꝛc. Fragen der Gegenwart ist, weil sie die Denker aller Zeiten und Völker beschäftigte, so haben unsere modernen Toilettenphilosophen sie dennoch mit vornehm absprechendem Lächeln als nichtig behandeln zu müssen geglaubt. Dieß entmuthigte den Verfasser obiger Schrift keineswegs zu Schillers Bekenntniß des Schicksalglaubens:

„Noch Niemand entfloh dem verhängten Geschick,
Und wer sich vermißt, es klüglich zu wenden,
Der muß es selber dauend vollenden."

gleichsam einen Commentar zu liefern, indem er sich zur Aufgabe stellte, vagen Meinungen durch Zeugnisse der Geschichte und durch Beweisgründe aus der Seelenlehre festen Boden zu verschaffen; zugleich aber nachzuweisen, daß die sittliche Freiheit neben dem Fatalismus wohl bestehen könne. Außerdem gewährt der beigefügte Reichthum an Thatsachen für das Vorhandenseyn einer natürlichen als auch künstlichen Vorhersehungsgabe, von Träumen, Hellsehen der Somnambulen, dem zweiten Gesicht, Ahnungen ꝛc., so wie astrologischen Prophetien eine anziehende Lectüre.

Nr. 305.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

31 October 1840.

Die Präsidentenwahl in Nordamerika.

So wichtig auch die Präsidentenwahlen Nordamerika's von jeher für die Amerikaner selbst gewesen seyn mögen, so haben sie doch erst in neuern Zeiten ein bedeutenderes Interesse auch für Europa erhalten, seit jener Welttheil durch den Dampf uns weit näher gerückt ist, und ungeheure Geldinteressen *) den Antheil an Allem, was dort geschieht, gesteigert haben. Seit zehn Jahren geht dort ein höchst interessanter und folgenreicher Kampf vor sich, in welchem beide Parteien, wie es gewöhnlich zu gehen pflegt, viel weiter geführt wurden, als sich anfangs irgend Jemand einbildete. Jackson brach die Verbindung der Centralregierung mit der Vereinigten Staatenbank ab, weil er gegründete Ursache hatte, ihrer Zahlungsfähigkeit zu mißtrauen, hatte aber noch keineswegs die Absicht, alle Verbindung des Staats mit Banken aufzuheben, denn er gab die Gelder, welche er der Vereinigten Staaten-Bank nicht mehr anvertrauen wollte, an einzelne kleinere Banken; noch viel weniger hatte er die Absicht, die Papiergeldfabrication der Banken überhaupt anzugreifen. Aber die Mittel, welche die Vereinigte Staaten-Bank in Verbindung mit mehrern andern in Bewegung setzte, indem sie bald durch plötzliche Verminderung ihres Papiergeldes die Kaufleute in Verlegenheit setzte, um durch das Geschrei über Handelsnoth der Regierung zu schaden, bald durch unmäßige Verausgabung von Papiergeld eine künstliche Prosperität hervorrief, bis das ganze geschraubte System zu ihrem eigenen Verderben ausschlug, alles dieß machte endlich die Regierung und das Volk auf die Nothwendigkeit aufmerksam, den Banken die Möglichkeit, Papiergeld nach Gefallen auszugeben, völlig abzuschneiden. Da für eine solche durchgreifende Maaßregel das Verständniß keineswegs gereift war, so mußte dasselbe Ziel auf einem Umwege erreicht werden, und das Subtreasury-System ward vorgeschlagen, dessen Zweck ist, baares Geld an die Stelle des Papiers zu setzen, und keine Papiere irgend einer Art anzunehmen, als solche, die jeden Augenblick in baares Geld umgewandelt werden können.

Nach langem, schwerem Kampfe gegen die Gewohnheit des Volks, alle seine Geschäfte mit Papiergeld abzumachen, setzte endlich die Regierung ihre wohlüberlegte Maaßregel durch, und damit ist die Aussicht gegeben, daß künftig in Amerika die ungeheuren, rasch auf einander folgenden Schwankungen in den Preisen aller Dinge aufhören werden. Man sollte nicht glauben, daß ein so abstracter Gegenstand Stoff erbitterter Parteistreitigkeiten werden könne, aber die Amerikaner haben die Folgen des unmäßigen Papiersystems und seiner Schwankungen so schmerzlich gefühlt, daß ihrem praktischen Verstande die Wichtigkeit eines so theoretischen Streitpunktes bald einleuchtete, und es ist in der That merkwürdig, bis zu welchem Grade es manchen einsichtsvollen Leuten gelungen ist, diesen schwierigen, so mannichfach verwickelten Gegenstand der großen Masse begreiflich zu machen. Van Burens Erfolg bei der bevorstehenden Präsidentenwahl hängt hauptsächlich davon ab, daß die Ueberzeugung von der Schädlichkeit einer unbeschränkten Papierausgabe durch die Banken mehr und mehr allgemein werde, und er verschmähte es auch nicht, in einer Zuschrift an die Demokraten von Kentucky, die ihn zu einem Feste eingeladen hatten, selbst seine Ansichten so klar und bündig als möglich auseinander zu setzen. Bis jetzt ist ihm sein Streben geglückt, und er hat sich, wie ein Artikel im „United States Magazine" (vom Jun. d. J.) über die Präsidentenwahl sich ausdrückt, dabei hauptsächlich auf die große Masse des Landvolks gestützt, das freilich von den Schwankungen der Preise am meisten leidet, und nicht, wie ein großer Theil der Städtebewohner, auf der andern Seite auch wieder im Stande ist, Vortheil daraus zu ziehen. Indeß sind es doch keineswegs die Landleute im Westen allein, unter denen, beiläufig gesagt, die Deutschen keine unbedeutende Zahl ausmachen, sondern auch manche der ältern Staaten, in denen Van Burens Partei und seine Regierungsansichten entschiedenen Beifall finden. Von den 294 gewählten Wählern, welche im Jahre 1836 ihre Stimmen über die Präsidentenwahl abgaben, hatte Van Buren 170 Stimmen; die Opposition, welche damals nur die Stimmen zu theilen suchte,

*) Man rechnet bekanntlich die Schulden Amerika's in Europa auf mehr als 200 Millionen Dollars; von den 35 Millionen Capital der Vereinigten Staaten-Bank sind in runder Summe 20 Mill. in Europa und nur 15 in Amerika.

und keinen besondern Candidaten allein begünstigte, 124. Die wichtigsten Staaten der Union hinsichtlich der Präsidentenwahl sind Neuyork, welches 42, Pennsylvanien, welches 30, und Virginien, welches 23 Wähler wählt, wonach also diese drei Staaten zusammen fast ein Drittheil aller Stimmen haben. Kaum ist es wahrscheinlich, daß Van Buren einen dieser drei Staaten verliert: was Neuyork betrifft, so ist er selbst aus diesem Staat, und hatte unter sämmtlichen Wählern im J. 1836 eine Mehrheit von 28,272 Stimmen; zudem hat Neuyork, welches im vorigen Jahre bei der Einstellung der Baarzahlungen durch die Vereinigte Staaten-Bank tapfer aushielt, und dabei von Van Buren mannichfach unterstützt wurde, von dieser Festigkeit so zahlreiche Vortheile für seinen Handel geerntet, daß es kaum geneigt seyn wird, andere Regierungsmaaßregeln jetzt zu befördern, obwohl seltsamer Weise seine Legislatur jetzt der Opposition oder den Whigs angehört. Pennsylvanien hat die Nachtheile des übermäßigen Papiersystems zu vielfach erfahren, und seine Legislatur hat ihre Abneigung gegen die Wiedererrichtung einer Nationalbank, welche das Endziel aller Whigbestrebungen ist, so offen kund gegeben, daß an einen Abfall dieses Staates von Van Burens Partei nicht wohl zu denken ist. In Virginia soll das Ergebniß zweifelhafter seyn, und namentlich das neue Milizsystem, das einer Art von stehendem Heere gleicht, Van Burens Popularität geschadet haben. Fällt er in einem dieser drei Staaten durch, so ist sein Schicksal wahrscheinlich besiegelt. Indeß läßt sich, so sehr Einzelne in der Ueberzeugung, daß Van Buren fallen müsse, auf eine wahrhaft burleske Weise ihren Mantel umgewendet haben, noch immer durchaus nichts mit Bestimmtheit angeben, vielmehr sind Manche der Ansicht, es gehe eine gänzliche Auflösung der bisherigen Parteien vor sich, und neue würden aus dieser Umgestaltung hervorgehen. Diese Bemerkung ist aller Wahrscheinlichkeit nach richtig, und dann trügen vorerst alle Berechnungen. Die Opposition, welche den General Harrison emporheben will, möchte sich leicht am ersten täuschen: General Harrison ist allen Nachrichten zufolge kein politischer Charakter, und man hat ihn aus einer Art wunderlicher Afferei hervorgezogen, indem man der unter Van Burens Namen noch immer herrschenden Partei General Jacksons auch einen General entgegenstellen wollte, was diesen soldatenhassenden, stockbürgerlichen, puritanischen Republicanern seltsam genug ansteht, und kein günstiges Licht auf ihre Fähigkeit als Partei wirft.

Die Lage der Union ist indeß in gewisser Beziehung kritisch, und auch darum wird man lieber einen Mann wählen, der sich durch seine Fähigkeiten bereits als tüchtigen Führer erprobt hat. Die Parteien Nordamerika's scheiden sich nämlich mehr und mehr in eine englische und eine antienglische. Die erste will, mag auch daraus entstehen, was da wolle, ihren Handel mit England fortsetzen, und ist einem Kriege entschieden abgeneigt, weßhalb sie auch gleich voranstellt, General Harrison werde Nachgiebigkeit mit Festigkeit verbinden und bald den Streit über die nordöstliche Gränze gütlich beilegen. Allein die Feindschaft zwischen Nordamerika und England hat sich in ganz andern Dingen herausgestellt, als in dem Streit über einige Quadratmeilen Wald- und Sumpfland. England hat durch die zahlreichen Anleihen, die es an Nordamerika gemacht hat, einen Einfluß daselbst zu begründen gesucht, gegen welchen sich Van Buren in seiner Botschaft vom vorigen December sehr entschieden aussprach; England mischt sich in die Frage der Sklavenemancipation auf eine Weise ein, die bereits entschiedenes Mißtrauen nicht bloß bei der Regierung, die schon längst aufmerksam ist, sondern auch bei dem amerikanischen Publicum erweckt hat, welches schiefe Blicke auf die englischen Negerregimenter in Westindien wirft. Gegen diese tief eingreifenden Feindseligkeiten ist Van Burens Vorschlag zu einer Veränderung des Milizwesens gerichtet, eine Veränderung, die eine größere Einigkeit in der amerikanischen Union und ein festeres Zusammenhalten herbeiführen muß, als man bis jetzt je gesehen. Somit hat die demokratische, gegen eine strengere Vereinigung anstrebende Partei, deren jetziges Haupt Van Buren ist, und welche trotz aller Verwandlungen immer die ächt amerikanische war, gewissermaßen ihr System geändert und begünstigt jetzt einen engern Verband. Zu den obigen Gründen der Abneigung kommt noch ein zufälliger. Bei der großen Schuldenlast, welche Amerika in Europa und namentlich in England contrahirt hat, ist ihm ein leichter Absatz seiner Stapelwaaren, Baumwolle, Tabak und Getreide, von erster Wichtigkeit. Nun sind den Amerikanern die zahlreichen Bemühungen der Engländer, sich ihre Baumwolle anders woher, namentlich aus Indien, zu verschaffen, kein Geheimniß; der hohe Zoll Englands auf den amerikanischen Tabak, und die Korngesetze, welche jeden bedeutenden Kornhandel zwischen Amerika und England unmöglich machen, sind eben so viel Gründe der Abneigung, und darum sind, selbst einer Aeußerung Van Burens zufolge, im nächsten Jahre hohe Zölle auf englische Wollen- und Baumwollenzeuge, so wie auf Eisen- und Glaswaaren höchst wahrscheinlich.

In einem Briefauszug aus dem Morning Chronicle vom 22 August heißt es: „ich habe die Debatten über die Korngesetze im Parlament gelesen; das Resultat ist eine Schande für jede Nation, um wie viel mehr für eine so aufgeklärte wie die Engländer. Der amerikanische Tarif von 1842 und der deutsche Zollverein werden wohl diesen erbärmlichen Geist etwas herunterstimmen. Die Tabakpflanzer sind in Bewegung, um hohe Zölle gegen eure Stapelwaaren als Retorsion gegen eure hohen Tabakzölle zu unterstützen. Die kornerzeugenden Staaten, welche einen Ueberfluß von 20 bis 40 Mill. Dollars haben könnten, wenn sie einen Markt dafür hätten, werden sich mit ihnen zu Gunsten eines prohibitorischen Tarifs verbinden, während die neuenglischen und mittleren Staaten dasselbe thun werden, um ihre eigenen Manufacturen zu schützen. Diese machen zusammen etwa drei Viertheile unserer Bevölkerung und sieben Achttheile des Reichthums der Nation aus." Es konnte in der That, diesen wichtigen Gegenstand in Beziehung auf die Präsidentenwahl aufgefaßt, der Partei Van Burens nichts Angenehmeres geschehen, als ein solcher Zusammenfluß günstiger Umstände für eine Erhöhung des Tarifs: er hat auch alsbald die Gelegenheit ergriffen, und zu verstehen gegeben, daß die Fabrication solcher Gegenstände, die zur Landes-

vertheidigung nöthig seyen (also Eisenwaaren), so wie solcher, wozu das rohe Material im Lande sich finde (also Baumwollen- und Wollenwaaren), auf Schutz und Aufmunterung rechnen könnten. Nicht nur kann sich Van Buren auf diese Weise einen großen Theil der nördlichen und mittleren Staaten verbinden, sondern er entgeht dadurch auch der Nothwendigkeit, directer Auflagen, welche bei dem jetzigen niedern Tarif, der eine Ebbe im Staatsschatz erzeugt hat,*) unvermeidlich geworden wären. Die Aussichten für Van Buren stehen demnach nicht so schlecht, als man englischer Seits glauben machen will, und wenn er auch dießmal seinen Feinden unterläge, so würde darum immer noch die Bankpartei nicht wieder aufstehen, und die bereits sehr erweiterte Kluft zwischen England und Amerika nicht ausgefüllt werden.

*) Das Deficit dieses Jahres beträgt etwa 10 Millionen Dollars.

Skizzen aus Madagascar.

7. Legueyel in Andevourante.

Am 18 Junius kam ich in Andevourante an, einem Dorfe, das auf dem linken Ufer des Flusses gleiches Namens liegt, und zwischen 1800—2000 Einwohner zählt, welche thätiger und heiterer als anderwärts zu seyn schienen und deren Kleider und Wohnungen reinlicher und bequemer waren als die, welche ich bisher gesehen hatte. Diese größere Wohlhabenheit verdanken sie der Fruchtbarkeit ihrer Reisfelder und den Handelsverbindungen mit den Kaufleuten an der Ostküste, welche ihren Reis für die Inseln Mauritius und Bourbon kaufen.

Bald nach meiner Ankunft kamen mehrere Reihen junger Mädchen, die mit Tänzen und improvisirten Gesängen dieselbe feierten. Sie waren an mehrere lange und dicke Bambusstäbe gereiht, die sie in der Höhe des Magens hielten, und auf denen sie mit kleinen Stäben aus schwarzem Holze den Tact schlugen. Vor meiner Hütte bildeten sie einen Halbkreis und zwei der jüngsten und schönsten führten einen Tanz auf; es waren die Töchter des Häuptlings Siavok, der an meiner Thüre unter einem großen Sonnenschirme saß, welchen ein Sklave ausgespannt hielt. Da Rapelapela mir gesagt hatte, daß es unhöflich seyn würde, wenn ich keine von den beiden Tänzerinnen, deren Bewegungen nichts weniger als zweideutig waren, zu meiner Gefährtin während meines Aufenthalts wählen wollte, so folgte ich mehr seinem Rathe als ihren Herausforderungen.

Kaum hatte ich die ältere der Schwestern gewählt, ein Mädchen von kaum 16 Jahren, als sich Freudengeschrei von allen Seiten erhob und ihre Mutter sie zu mir führte und mehrmals für die ihrer Familie erwiesene Ehre dankte. Bei dem darauf folgenden Feste ließ man auch zwei eben im Dorfe befindliche Tänzer kommen, um die Feier noch zu erhöhen.

Die Tänzer bilden in Madagascar eine eigene, wenn auch nicht zahlreiche Classe. Sie haben besondere Sitten und Gebräuche, und leben getrennt von den andern, verheurathen sich nie, und tragen einen Haß und Abneigung für die Frauen zur Schau, deren Kleidung, Stimme und Gewohnheit sie indeß nachahmen. Doch sind sie mäßig und einfach in ihren Sitten. Sie wandern fortdauernd von einem Ort zum andern, und werden überall gern empfangen, oft erhalten sie ziemlich große Geschenke. Es sind die Dichter Madagascars, und fertigen Hymnen zum Preise derjenigen, die sie bezahlen.

Hier lernte ich auch eine alte Frau kennen, die sich als die langjährige Begleiterin des Barons Benjowsky nannte, von dem sie mit großer Liebe sprach. Sie hatte ihn nach Paris begleitet, und dort viel französische Sitte angenommen; doch hatte die Liebe zu ihrem Vaterlande sie dahin wieder zurückgeführt, und als Benjowsky ermordet worden war, hatte sie sich allen Gewohnheiten ihrer frühern Jugend wieder hingegeben.

Ein Verwandter des Häuptlings von Andevourante, den die Malgaschen „Loha mena" (Rothkopf) nannten, stieg von seinen Bergen herab, um mich kennen zu lernen, und sich des Glücks seiner Familie zu freuen. Er machte mir einige Geschenke, und bewies mir so viel Liebe, daß ich einwilligte, mit ihm den Blutschwur zu wechseln, eine Ceremonie, ähnlich denen der Blutbrüder im Mittelalter, wodurch wir uns gegenseitig Hülfe in jeder Gefahr gelobten, und die dem Fremden von großem Nutzen werden kann. Ich habe diesen Bund mehr als 40mal auf meinen Reisen geschlossen. Unter feierlichen Ceremonien machte ein ehrwürdiger Greis, der die Stelle eines Priesters und Magistrats versah, jedem von uns einen Einschnitt über die Magengrube, tauchte in das hervordringende Blut ein kleines Stück Ingwer, und ließ es uns gegenseitig verschlucken.

Ein anderer, den germanischen ähnlicher Gebrauch ist die Anwendung des Gottesurtheils in Fällen, wo ein Malgasche den andern der Zauberei anklagt, indem der Angeklagte gezwungen wird, entweder ein glühendes Eisen mit der Zunge zu berühren, oder ein starkes Gift (Tanghin) zu verschlucken. Der Glaube an die Wirksamkeit dieser Mittel, die Unschuld zu erweisen, ist so tief gewurzelt, daß die Angeschuldigten lieber dem sichern Tode entgegengehen, als die Anklage auf sich ruhen lassen.

Das Feuerland.

(Schluß.)

Gleich dem Klima hat auch das Pflanzenreich seine Eigenthümlichkeiten auf dem Feuerlande. Auf dem durch unglaubliche Feuchtigkeit zertrümmerten Gestein des westlichen Archipels trifft man eine überaus reiche Vegetation an, während der östliche Theil fast ganz von Bäumen entblößt ist und den Charakter Patagoniens verräthet. Wo der Boden aus Granit und Grünstein besteht, sind jedoch die Bäume aus Mangel an fruchtbarem Erdreiche verbuttet, und erreichen selten mehr als 9 bis 10 Zoll im Durchmesser; aber in dem verwitterten Boden des Thonschiefers stehen zum Theil die schönsten Wälder. Buchen (Fagus betuloides) von 3 bis 4 Fuß im Durchmesser sind nicht selten, und King will sogar eine von 7 Fuß gefunden haben. Außer dieser Baumart kennt man bis jetzt nur noch drei andere, nämlich die antarktische Buche (Fagus antarctica), Winterana aromatica und eine Art Cypresse, aus

welcher die Indianer ihre Speere verfertigen. Alle diese Bäume sind immer grün, und von der Höhe von 1500 Fuß bis zum Meeresstrande herab bietet das Land einen grünenden Gürtel dar. Diese Bäume stehen häufig in der Nähe der Gletscher, womit sie einen sonderbaren Abstich bilden, während man anderwärts ganz nahe an der Schneelinie Fuchsien und Ehrenpreis (Veronica) in Blüthe findet. Beide Gewächse, welche bei uns sehr zart sind, werden dort fast baumartig, und haben 6 bis 7 Zoll im Durchmesser haltende Stämme. Merkwürdiger aber als alle diese ist das dortige Seegras (Fucus giganteus, Solander), das in den Gewässern des Feuerlandes an jedem Felsen wächst und bis auf den Grund des Meeres reicht. Der wogende Stängel, kaum von der Dicke eines Zolles, erstreckt sich weithin unter und auf der Oberfläche des Wassers von dem Orte, wo er festgewachsen ist, und sowohl Cook als King geben diesem Grase an tiefen Stellen die Länge von 360 Fuß. Mitten in der stärksten Meeresbrandung, welcher die härtesten Felsen nicht auf die Länge widerstehen können, gedeiht es in üppiger Fülle. Der Stängel ist rund, schleimig und glatt, und nach zuverlässigen Schätzungen scheint dieses Gewächs in den südlichen Gewässern über 146° Länge und 15° bis 26° Breite sich zu erstrecken. Der nördlichste Punkt, wo es in der Südsee an der amerikanischen Küste noch angetroffen wird, fällt auf die Insel Chiloe, unter 42° südlicher Breite, erreicht aber dort bei weitem die Kraft nicht mehr, die es in der Nähe des Feuerlandes besitzt.

Die Menge der Thiere, welche auf diesem Grase leben, ist unglaublich. Ihre Beschreibung allein würde einen Band füllen, und gingen diese Wasserwälder zu Grunde, so müßte eine zahlreiche Schöpfung mit ihnen verschwinden. Außer den vielen Fischen, welche ihre Nahrung dabei finden, ist fast jedes unter Wasser stehende Blatt mit einer ziemlich dicken Lage Kalkkorallen bedeckt. Auf ihnen findet man ferner einfache Armpolypen und sehr schöne Ascidien, und zahllos sind die Kreiselschnecken (Trochus), Napfschnecken, Krebse, Meersterne und Spritzwürmer (Holothuriae), welche alle Theile der Pflanze bedecken. Ueberdieß findet man an den Felsen unter Wasser eine Menge Käferschnecken (Chiton), Schüsselschnecken (Patella) und Schlitzschnecken (Fissurella) von ungemeiner Größe, welche die gleichen Seethiere in der nördlichen Erdhälfte weit hinter sich lassen.

Unter den Säugethieren trifft man auf dem Feuerlande außer den Cetaceen und Seehunden eine Fledermaus und drei andere Mäuseartten an. Zu ihnen gesellen sich der Tucutuco, das Reh, der Fuchs (Vulpes magellanicus) und die Fischotter. Unter allen diesen Thieren ist vielleicht der Tucutuco das merkwürdigste, und wahrscheinlich die nämliche Art, welche die Chilenen Cucurrito nennen, worüber in Pöppigs Reise nach Chili und Peru einige Worte gesagt sind. Die Bewohner in der Nähe von Montevideo und Maldonado haben ihm diesen Namen in Nachahmung seines knurrenden Lautes gegeben, gleich wie auch die Chilenen. Fast bei jedem Schritt ertönt „Tucutuco" unter dem Boden hervor, und setzt den Reisenden nicht wenig in Erstaunen, bis man weiß, wem dieser sonderbare Laut seinen Ursprung verdankt. Diese Thiere haben viel Uebereinstimmendes mit den afrikanischen Mollen (Bathyergus), welche dort viel Schaden in den Gärten und Weinbergen in der Nähe vom Cap anrichten. Sie unterhöhlen den Boden so stark, daß die Pferde tief einsinken. In der Nähe der magellanischen Meerenge werden sie in so unglaublicher Zahl angetroffen, daß große Strecken Landes von ihnen untergraben sind. Meistens wühlen sie im Sandboden nicht weit von der Oberfläche, und werfen bei den Ausgängen ihrer Nester Haufen wie die Maulwürfe auf. Der Tucutuco (Ctenomys Magellanicus) *), den schon Azara gekannt hat, kommt nur bei Nacht aus seiner Höhle hervor und lebt geselschaftlich beisammen. Doch werden selten mehr als sechs bis acht in Einer Höhle gefunden, und ihre Nahrung besteht hauptsächlich aus Wurzeln. Sie können nur langsam und unter großer Anstrengung gehen, auch keine Sprünge machen. Dieß kommt daher, daß ihnen, nach Reids Untersuchungen, die Natur das sogenannte Ligamentum teres an den Schenkelknochen versagt hat. Wenn sie fressen, setzen sie sich auf die Hinterbeine und halten die Nahrung mit den Vorderpfoten. Meistens sind sie blind; allein diese Blindheit scheint durch Entzündung der Augenhäute zu entstehen. Eine zweite Art soll noch am Rio Negro gefunden werden, welche den knurrenden Laut drei- bis viermal nacheinander hören läßt, statt ihn nur zweimal auszustoßen, wie es bei dem zuerst erwähnten Tucutuco der Fall ist. Sollte nun wirklich eine specifische Verschiedenheit zwischen diesen beiden Thieren und dem Cucurrito der Chilenen vorhanden seyn, so gehören sie dennoch Einer Gattung an, und sind über wenigstens 1000 Stunden Landes von Brasilien bis nach dem Feuerlande und vom atlantischen bis nach dem stillen Ocean verbreitet.

Unter den Vögeln sieht man mehrere Arten Finken, Drosseln, Staare, Töpfervögel (Furnarius), Falken und Eulen. Ein schmutzig farbiger Zaunkönig (Scytalopus furcus) hüpft unter den verfaulten und faulenden Baumstämmen umher, und eine Art Blumensauger (Synallaxis anthoides) ist fast überall in den feuchten Wäldern anzutreffen. Drei Schwalbenarten beleben ebenfalls die Küsten des Feuerlandes; ein Colibri (Mellivuga Kingii) saugt in den Blumen der Fuchsia und Veronica mitten unter Schneegestöber, und Papagaien nähren sich das ganze Jahr hindurch mit dem Samen der Winterana aromatica. Der schönste dortige Vogel ist vielleicht der schwarzhalsige Schwan mit schneeweißem Gefieder und sammtschwarzem Halse. Kriechende Thiere gibt es nicht, und die Insecten sind keineswegs zahlreich. In Darwins Sammlung, welche von Waterhouse untersucht wurde, sind 8 oder 9 Species Sandlaufkäfer (Harpalus), von ganz besonderer Gestaltung; 4 bis 5 Species Heteromera; 6 bis 7 Species Rhyncophora, und endlich je eine Species aus den Familien der Staphylinden, Elateriden, Gebrioniden und Melolonthiden.

Neue Art Kugeln. Man hat zu Petersburg am 2 September Proben gemacht mit Kugeln, die sich entzünden, sobald sie einen Gegenstand getroffen haben.

*) Ist ganz gleich mit Ctenomys Brasiliensis.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 125 u. 126** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: **Das Ehepaar aus der alten Zeit auf dem Lande. — Der englische didaktische Dichter Cowper und sein Hauptwerk „die Aufgabe" (th etask.)** (Forts.) — **Zustand und Beruf der Frauen.** (Forts.)

Zu den Blättern dieß dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 1—2 Bögen erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abonnenten des Auslandes jährlich 5 fl., halbjährlich 2 fl. 30 kr. und vierteljährlich 1 fl. 15 kr. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Umschlag zum Monat October.)

Nr. 306.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 November 1840.

Details einer großen russischen Messe.

(Von J. G. Kohl.)

Das schwarze Meer bildet ein Oval von ungefähr 200 Meilen Länge und 80 Meilen mittlerer Breite, und seine Hauptausdehnung streicht von Osten nach Westen. Aus der Mitte der nördlichen Küstenlinie dieser Figur entwickelt sich eine Haupthandelsstraße aus der Krim ins Innere Rußlands hinein. Eine zweite kommt aus dem östlichen Winkel des Ovals und aus dem Kaukasus über Taganrog, und eine dritte aus dem westlichen Winkel aus der Türkei über Odessa. Diese Straßen zielen alle auf das Innere des russischen Reichs hin, und vereinigen sich mit einander ungefähr in einer Entfernung von 100 Meilen von der nördlichen Küste des schwarzen Meeres zu einer einzigen auf Moskau fortschreitenden Straße. — In dem Vereinigungspunkte jener drei Straßen, die erst in neuerer Zeit, seitdem Rußland sich der pontischen Länder bemächtigte, mehr und mehr belebt wurden, ist nun die Stadt Charkoff emporgeblüht, deren ganze Bedeutung und Wichtigkeit in Bezug auf Handel und Völkerverkehr in den durch die Richtung jener 3 Straßen angedeuteten Verhältnissen zum schwarzen Meere, zum Kaukasus und zur Türkei ihre Erklärung finden.

Auf den genannten drei Straßen kommt der Stadt alles zu, sowohl was sie für sich selber und die Ukraine, deren commercielles wie politisches Haupt sie ist, vom Dniepr, vom Don, aus Taganrog und Tiflis, aus Odessa und Konstantinopel bedarf, als auch, was sie zum Herzen Rußlands nach Moskau an pontischen Waaren und Steppenproducten weiter verführt, so wie endlich auch, was sie aus dem fabricirenden Innern Rußlands, aus Moskau an russischen, und aus Petersburg an ausländischen Manufactur- und Fabrikproducten, die sie theils in ihren eigenen Kreisen verwendet, theils in andere zum Kaukasus, zur Krim, zum Don, Dniepr, Odessa u. s. w. hinüberspielt, zu beziehen pflegt.

Es hat demnach ein beständiger, bedeutender Handelsverkehr an diesem Platze seinen Sitz aufgeschlagen, und das ganze Jahr hindurch gehen hier die mit Pferden bespannten Obosen *) der Großrussen, und die von Ochsen bewegten „Waltken" der Kleinrussen ein und aus, die Weine Griechenlands, die Seidenwaaren des Kaukasus und Persiens, die Baumwolle der Bucharei und die Gewebe der neuaufblühenden Fabriken Moskau's im Skythenlande verfahrend. Außer dieser ununterbrochen fortdauernden Handelsbewegung finden hier indeß auch noch alle Jahre vier Messen statt, die alle nicht unbedeutend sind, von denen indeß doch die im Anfange Januar statt habende, sogenannte „Kreschtschenskische" Messe dermaßen die übrigen übertrifft, daß wenn man von der Charkoff'schen Messe spricht, man vorzugsweise nur an sie denkt.

Die verschiedenen, in Rußland abgehaltenen Messen haben ganz andere Bedeutung und Ursprung, als unsere deutschen. Diese schreiben sich meistens aus dem Mittelalter und gründen sich auf sogenannte Meßprivilegien, die an gewisse Orte und für gewisse Zeiten gegen die Berechtigungen der einheimischen Kaufleute gegeben wurden, um dem Käufer einigen Schutz gegen diese Berechtigungen zu gewähren und um den Handel durch Concurrenz zu beleben. — In Rußland, wo Zunft und Gildezwang und allerlei andere, von uns ersonnene Fesseln des Verkehrs nie existirt haben, und wo keine Berechtigungen einer Stadt denen einer andern gegenüberstehen, wo vielmehr alles, was einmal im Reiche angesiedelt, jedes Geschäft und Gewerbe etabliren mag, wo, wann und wie es ihm gefällt, waren daher auch solche Freistätten und Freiplätze des Verkehrs, wie es unsre Messen sind, nicht nöthig, und die großen Zusammenkünfte der Kaufleute wurden gewöhnlich veranlaßt durch vorgängige, große Versammlungen von Käufern. Die Wallfahrten nämlich an gewissen heiligen Tagen zu hochberühmten Gräbern oder Heiligenbildern führten auf ganz natürliche Weise Wallfahrer und Kaufleute zusammen, welche letztere für die Bedürfnisse jener sorgten.

Die Bequemlichkeit zu verkaufen lockte die Verkäufer; die durch diese gebotene Gelegenheit zu kaufen brachte außer den ursprünglichen Wallfahrern noch mehrere andere als Käufer herbei, und so entwickelte sich denn oft an einem solchen Platze,

*) Wagenzüge.

wenn politische und geographische Verhältnisse günstig waren, eine bedeutende Messe, die am Ende die Leute ganz den Zweck vergessen machte, dessentwegen sie ursprünglich zusammengekommen waren. So ging es mit den großen Messen von Romni, Kursk, Charkoff, Makariew u. s. w.

Als Institute, die auf mittelalterliche Verhältnisse gegründet waren, sind unsere Messen in jetziger Zeit, wo alle Beschränkungen des Handelsverkehrs, und mithin auch alle dagegen gegebenen Privilegien und Ausnahmsgesetze mehr und mehr fallen, bedeutungsloser geworden, und werden wohl bei immer größer werdender deutscher Handelseinheit und bei immer vollkommenerer Ausbildung eines freien, deutschen Commissions- und Speditionshandels allmählich ganz eingehen, da sie bei den großen Reisen, welche Käufer und Verkäufer dabei machen müssen, ohne Zweifel nicht die natürlichste und billigste Art des Verkehrs sind. In Rußland dagegen, wo die Sitten und Gewohnheiten ganz anders sind, und wo der Commissionshandel noch so wenig ausgebildet ist, wo daher der Kaufmann und Käufer immer selbst am Platze seyn müssen, und wo außerdem noch ein gewisses nomadisches Element auch die kaufmännischen Verhältnisse durchdringt, wo daher viele Kaufleute eigentlich nirgends ansässig sind, sondern mit ihren Waaren von Markt zu Markt herumziehen — in diesem großen Rußland, wo zwischen den hundert uncivilisirten Völkern seines Gebiets noch an keine Correspondenz gedacht werden kann, und hundert Geschäfte, die bei uns brieflich abgemacht werden, von Mund zu Mund verhandelt werden müssen, sind die Messen nicht nur noch sehr blühend, sondern nehmen auch noch jährlich mit der steigenden Handelsmacht des Ganzen an Bedeutung und Umfang zu.

Unter den verschiedenen bedeutenden Messen Rußlands ist die älteste und berühmteste die von Nowgorod, oder, wie sie noch immer nach alter Gewohnheit von den russischen Kaufleuten nach ihrem ehemaligen Sitze genannt wird, die Makariew'sche. Sie ist bekanntlich die größte Messe in Europa und wahrscheinlich in der Welt, — wenn man wenigstens nach der Masse hier zusammenfließender Waaren und der Menge der zusammenströmenden Menschen die Größe abschätzt. Auf ihr tauscht Asien mit Europa seine Bedürfnisse aus. Die Messe ist bereits von mehreren Reisenden geschildert, am besten von dem Staatsrath v. Engelhardt.

Ihr zunächst stand bisher wohl die Messe der „Wurzel-Wüste" (Korennaja pustinja *) bei Kursk, die gewöhnlich nur der „Wurzel-Jahrmarkt" (Korennaja Jarmanka) genannt wird. Der Zufluß von Menschen (meistens indeß nur Russen griechischer Religion) ist noch jetzt hier bedeutender, als auf irgend einem anderen Markte nach Nowgorod. Allein in neuerer Zeit haben sich die Märkte von Romni und Charkoff in Bezug auf die Größe der Geschäfte ihm gleichgestellt, und letztere ihn sogar noch übertroffen.

*) Eine Wüstenei bei Kursk, in welcher im Jahre 1500 auf der Wurzel eines Baumes das Bildniß einer Mutter Gottes erschien, welches zum Bau eines Klosters und dann zum Jahrmarkt Anlaß gab.

Romni, im Gouvernement von Poltawa, ist die wichtigste Messe für die Beziehungen Kleinrußlands mit Polen und Oestreich. Doch hat die Charkoffer Kreschtschenie nicht nur in Bezug auf die Größe der Geschäfte, sondern auch in Bezug auf die Mannichfaltigkeit der verhandelten Waaren und die bunte Zusammensetzung der handelnden Nationalitäten ein weit größeres Interesse.

Für Sibirien ist der größte Jahrmarkt der von Irbith. Alle diese genannten Messen stehen in Bezug auf ihren Umsatz ungefähr in dem Verhältniß folgender Zahlen:

Irbith	1.
Romni	1½.
Korennaja	2.
Charkoff	3.
Nowgorod	8.

Der Jahrmarkt von Nowgorod verhält sich zu allen übrigen ebenso wie der Handel Petersburgs zu dem aller übrigen Seehandelsplätze. Es werden in Nowgorod innerhalb vier Wochen eine Masse von Waaren zu Markte gebracht, die denselben Werth haben, wie alle von Petersburg im Laufe des ganzen Jahres ausgeführten Producte (circa 120,000,000 R.). Während der vierzehntägigen Charkoffer Messe kommen zwei Mal so große Werthe zu Markte, als die Stadt Riga im Laufe eines Jahres aus dem Auslande einführt, nämlich 35 bis 40,000,000 Rubel, d. h. ungefähr 1000 bis 1200 Schiffsladungen. Man mag darnach auf die ungeheure Menge der auf diesen Messen zusammengeführten Waaren schließen.

Die Charkoff'sche Messe, die bisher noch kein Reisender beschrieb, hat vor den übrigen auch noch das voraus, daß sie mehr als alle im Zunehmen begriffen ist, und man ihr eine noch viel glänzendere Zukunft vorhersagen kann, da alle die Gegenden, in denen die Zweige ihres Handels wurzeln, in so außerordentlichem Steigen begriffen sind, sowohl in Hinsicht auf Vermehrung ihrer Bevölkerung und eben daher auch ihrer Handelsbedürfnisse und Erzeugnisse, als in Bezug auf Verbesserung ihrer politischen und commerciellen Organisation.

(Fortsetzung folgt.)

Die indische Presse in Bengalen.

(Nach Ollobz de Ochoa im Courrier de Bordeaux.)

Den ersten Anstoß gaben die Missionäre zu Serampur, welche am 23 Mai 1818 das erste Blatt Semedsche Darpan, „Spiegel der Nachrichten," herausgaben. Dieß Blatt erscheint noch, ist von Europäern und Hindus redigirt in einem sehr freisinnigen Geiste, aber seine Sprache ist nicht immer besonders rein. Ihm folgte bald das „Mondlicht der Neuigkeiten" (Samatschar Tschandrika), von einem einflußreichen orthodoxen Hindu; es ist dieß das erste Journal, das ganz auf eigenen Füßen stand. Seit Ertheilung der Preßfreiheit sind noch 12 andere auf die Bahn getreten: davon erscheinen zwei täglich, mit Ausnahme des Sonntags, eines zweimal im Monat, die an-

dern wöchentlich; sie sind meist in Bengali allein, nur einige davon in Bengali und Englisch geschrieben. Die stylistische und typographische Ausstattung der größern ist vorzüglich, namentlich die der „Sonne" (Bhaskar), deren Herausgeber ein Bramine ist. Die Eigenthümer des „Vollmonds der Einsichten" (Sambad Pernutschandrodoy) haben kürzlich den Prospectus eines neuen Journals „Dämmerung der Einsichten" (Sambad Arunodoy), das täglich in einem halben Folobogen in 4 Columnen gedruckt erscheinen soll, herausgegeben. Der Preis ist monatlich 1 Rupie (1 fl. 12 kr.), jährlich 8 Rup. (9 fl. 36 kr.) Nach dem Prospectus will es Opposition gegen die anglo-indische Regierung machen, welche die Eingebornen nicht in die höhern Stellen kommen lasse, zu denen sie doch völlig befähigt seyen, und beklagt sich über die Raubsucht der englischen Beamten, die sich nur schnell bereichern wollen, um ihre Beute nach ihrer Heimath zu schleppen. Es erkennt übrigens die überlegene Geschicklichkeit der Regierung an, und wünscht nur eine größere Einigung zwischen Hindus und Engländern, und eine gleichere Vertheilung der Vortheile.

Manilla.

(Aus dem Tagebuch eines französischen Seeofficiers. Mitgetheilt in der Revue des deux Mondes vom 15 September.)

Am 29 August Morgens 11 Uhr warfen wir vor Manilla die Anker, nachdem wir schnell durch den engen Canal gekommen waren, der von den Inseln Corregidor und Marivella gebildet wird. Ein heftiger Regen entzog unsern Augen den Anblick der schwerzen Befestigungswerke und zahlreicher Kirchen der Stadt; es war nur das Vorspiel der entsetzlichen Sündfluth, die uns erwartete.

Trotz des hochgehenden Meeres kam der Viceconsul Hr. Chaigneau mit dem Hafencapitän in einer jener herrlichen Schaluppen mit kleinen Steinböllern bewaffnet an Bord, welche die spanische Regierung zum Gebrauch der Behörden und zur Jagd auf die kleinen Seeräuber unterhält, welche die Küste gegen Mindanao unsicher machen. Ich übergab ihm meine Briefe an den Consul, Hrn. Barrot, und versprach, erst den folgenden Tag ans Land zu kommen, wenn der Regen aufgehört haben würde.

Aber der Regen hörte nicht auf, und so warf ich mich trotz Meer, Sturm und Regen in ein Boot, um die Stadt zu erreichen, und Hrn. Barrot, von dem ich einen sehr liebenswürdigen Brief erhalten hatte, einen Besuch zu machen.

Die Stadt ist an den Ufern eines Flusses gebaut, der bis zum Meere von zwei schönen Straßen eingeschlossen wird, an deren äußersten Enden auf der einen Seite ein kleiner Leuchtthurm und auf der andern ein wohlgebauter und in Stand gehaltener Hafen sich befinden. Die Wogen schlugen wüthend gegen die festen Mauern der Festung an, und warfen ihren Schaum bis zum obersten Theil des Leuchtthurms. Wir drangen mit Mühe durch die Brandung in den kleinen Canal, der mit Steinen bezeichnet ist, und denen man folgen muß, um den Untiefen auszuweichen, und befanden uns dann im Flusse, wo der Strom, kämpfend gegen die Fluth und den Wind, kurze, aber harte und steile Wellen schlug, die unser kleines Fahrzeug auf eine sehr unangenehme Weise hin- und herschlugen.

Vor uns fuhr ein ungeheures Transportschiff, das, mit Strohdecken geschützt, die Kaufmannsgüter zur Stadt brachte, und schwerfällig langsam längs dem Ufer hingeschleppt wurde, indem Matrosen am Ufer es an langen Tauen fortzogen, während andere von hinten es mit ungeheuren Stangen schoben. Bald erreichten wir den Casco, so heißen diese Fahrzeuge, und sprangen alle, Officiere und Matrosen, unter die schützenden Strohdächer. Diejenigen unserer Leute, die schon durchnäßt waren, und einige Tagalen gingen ans Ufer, um an den Tauen mitzuziehen. Der Tagale, der am Hafeneingang war, grüßte uns höflich, bot uns Feuer für unsere Cigarren, und zeigte, als er uns bequeme Plätze angewiesen hatte, Lust, sich mit uns zu unterhalten. Seit drei Tagen wartete er auf gutes Wetter, um ein Schiff auf der Rhede mit frischen Lebensmitteln in Thieren und Gemüsen zu versehen. Seine Ladung hatte durch die Verzögerung bedeutend gelitten, und eben hatte er einen Versuch gemacht, der aber vom Meere verhindert worden war. Der Himmel schien alle seine Schleußen geöffnet zu haben, und das Hemd von Ananasrinde klebte dem armen Schiffspatron dicht an seiner kupfrigen Haut, ohne daß er es zu bemerken schien.

Endlich kamen wir an ein großes viereckiges Gebäude, das man uns als das Zollhaus nannte, verließen den gastfreundlichen Casco und setzten nach dem andern Ufer über, rechts die Festung lassend, um in die Vorstadt Binondo zu gehen. Sie ist der Aufenthalt der Kaufleute und reichen Personen, die sich außerhalb der Festung anmuthige Wohnungen gebaut haben, wo sie eine reinere Luft athmen und zu jeder Zeit ihre Häuser verlassen können, ohne auf Zugbrücken und Thorschluß Rücksicht zu nehmen.

Man hatte uns in einen von einem Deutschen gehaltenen Gasthof gewiesen, und wandten uns eilig dorthin, unsere Träger im Laufe voraus, während der Regen in Strömen fiel und die Straßen zu Bächen machte. Naß vom Kopf bis zu den Füßen kamen wir bei Hrn. Antelmann an, empfingen bequeme, anmuthige Zimmer, und erquickten uns bald an einer Tasse köstlicher Manilla-Chocolade, die nur Spanier gut zu bereiten wissen. Darauf traten wir in einen großen Saal, wo uns das Frühstück erwartete, und dachten endlich darauf, den Consul, Hrn. Barrot, aufzusuchen.

Da in Manilla Niemand, der etwas auf sich hält, zu Fuße geht, so wollten auch wir, besonders bei diesem Wetter, dem angenommenen Gebrauch nicht entgegenhandeln. Hr. Antelmann besaß fünf bis sechs Wagen und gegen 20 Pferde, und bald saßen wir in einem eleganten Virlocho — ein vierräderiger Wagen zu zwei Personen, die einzige Art, welche in Manilla in Gebrauch ist, und von Batavia gekommen seyn soll — der Kutscher in einen Livreemantel gehüllt und den Kopf mit einem ungeheuren Salacot geziert, schwang sich auf eines der Pferde, und wie der Wind flogen wir an den chinesischen Magazinen, den Schenken der Tagalen, den alten Kirchen, zierlichen Häusern und düstern Klöstern vorüber. Nur beim Uebergange über die kleinen steinernen Brücken, die über die durch die Stadt fließenden Flußarme führen, wurde unser Schritt langsamer, denn diese Brücken sind in Form eines Eselsrückens, sehr steil gebaut und, um die Schwierigkeit noch zu vermehren, mit Stufen versehen, welche von der Straße aus auf jeder Seite der Brücke zu ihr führen, und nur zum Ruin der Wagen gemacht worden zu seyn scheinen. Ganz am Ende der Stadt endlich

bog der Kutscher durch ein enges Thor in einen Hofraum, und wir befanden uns in der ehemaligen Kirche S. Miguel, der Wohnung des französischen Consuls, Hrn. Barrot.

Er empfing uns sehr artig, ausgestreckt wie ein ächter Colonist in einen großen chinesischen Lehnstuhl aus Bambus, und eine jener köstlichen Manilla-Cigarren rauchend, welche die Fremden endlich denen der Havana vorziehen. Alle Welt raucht in der Hauptstadt der Philippinen: Groß und Klein, Mann und Frau entrichten der königlichen Manufactur ihren Zoll, wo mehr als 10,000 Arbeiter unaufhörlich beschäftigt sind, die Tabaksblätter zu rollen. Auch uns bot er welche an, und bald waren wir in freundlichem Gespräch vertieft. Da er uns aber einlud, bei ihm zu Mittag zu essen, verließen wir ihn bald wieder, um, so weit das Wetter es erlaubte, zuvor die Stadt ein wenig zu besehen.

Man weiß, daß Luçon, die größte Insel der Philippinen, von Magellan 1519 entdeckt, Manilla aber erst 1571 von Juan de Salcedo, Neffen von Legaspe, gegründet wurde, welcher die in der Umgegend wohnenden Eingebornen, die Stämme der Tagalen, Pagrangas, Zimbalen, Pangasinanen, Ilocos und Cayaganen, die der Malayen-Race angehören, sich bald unterwarf. Eine andere Bevölkerung, welche die Wälder und Gebirge inne hatte und den Negern sehr ähnlich ist, war nicht so leicht zu besiegen, und die Spanier mußten sich begnügen, sie tiefer in das Innere der Insel zurückzutreiben. Die gelehrigern Tagalen wurden bald mit dem Christenthum bekannt gemacht, und die spanische Regierung enthielt sich von dieser Zeit jedes directen Einflusses, um ihnen den Glauben beizubringen, als seyen sie völlig unabhängig, benutzte aber den überwiegenden Einfluß der Priester auf sie, indem sie den Erzbischof und seine Pfarrer zu Werkzeugen ihrer Politik machte. Nur die verschiedenen Mönche blieben diesem System fremd, und gaben durch ihren eigenen Hang zur Unabhängigkeit Gelegenheit zu manchen Unruhen. Noch ein anderer Feind erwuchs der aufblühenden Colonie durch die Masse von Chinesen, die sich hier ansiedelten, und schon 1605 20,000 Köpfe zählten. Mehrmals versuchten diese, sich zu Herren der Stadt und der Insel zu machen, wurden aber stets geschlagen. Später, 1719, nahmen die Engländer die Insel in Besitz, gaben sie aber nach kurzer Zeit beim Friedensschluß den Spaniern wieder zurück. Erst unter Napoleon erhielten die Fremden einen freiern Zutritt auf der Insel, und brachten Handel und Gewerbe schnell zu bedeutendem Flor. Während der Cholera 1820 von neuem von der erbitterten Volksmasse ermordet und vertrieben, erhielten sie nach und nach wieder ihren alten Einfluß, und seit der Zeit hat sich Alles zu ihren Gunsten geändert.

Manilla wird jetzt, wie früher, von einem Generalcapitän regiert, der alle 6 Jahre wechselt, und welchem ein Colonialrath, aus einem Regenten und vier Oidores oder Räthen bestehend, zur Seite steht, neben ihm übt der Erzbischof mit seinen drei Bischöfen und zwölf Domherren den meisten Einfluß; endlich ist aber auch die Macht der vier Mönchsorden, der Augustiner, Dominicaner, Minoriten und Franciscaner, wohl in Anschlag zu bringen. Die Garnison Manilla's besteht gewöhnlich aus 1000 Mann regulärer Truppen aus der Metropolis, die bisher genügten, die Ruhe der Stadt aufrecht zu erhalten, doch hat man ihre Zahl seit kurzem verdoppelt. In den Provinzen übt die Miliz die Polizei aus. Früher hatte Spanien eine Marine zu Luçon, jetzt sind nur noch einige Kanonenschaluppen daselbst.

Auf unserem Wege durch die Stadt suchten wir ein Magazin auf wo die feinen Gewebe zu kaufen sind, welche man in Manilla aus den Fasern einer Ananasart macht, und von denen wir beim Consul so schöne Proben gesehen hatten. Man wies uns in ein Haus, wo diese Piña, wie man die Zeuge nennt, in besonderer Feinheit und Güte zu haben seyen. Wir stiegen in die erste Etage hinauf, und wurden in ein Gemach geführt, das sehr elegant mit Spiegeln und Meubeln aller Art geschmückt war, aber von diesem Stoffe nichts wahrnehmen ließ. Bald trat die Besitzerin des Hauses mit ihren Töchtern herein, nöthigte uns zum Sitzen, und während sie die verschiedenen Stoffe herbeiholte, boten uns die Töchter Limonade, Wein und Cigarren an, und reichten uns ihre eigenen Cigarren, um die unsrigen daran zu entzünden.

Sie waren Tagalen von Geburt, und trugen die elegante Kleidung der Frauen des Landes; ein weites Gewand von gestreiftem Zeuge, Tapiz genannt, umschloß eng ihre Taille, und fiel anmuthig auf kleine nackte Füße mit Pantoffeln aus gesticktem Sammt bekleidet, die fast nur aus einer Sohle bestehen, da der obere Theil so kurz ist, daß nur das Ende der großen Zehe hineingeht; ein kurzes Camisol aus Piña umschließt den obern Theil des Körpers, und läßt die Arme und den Theil des Oberkörpers bloß, welcher zu hoch ist, um vom Tapiz umhüllt zu werden, und zu niedrig, um von dem leichten Camisol geschützt zu seyn. Ihr schönes schwarzes Haar war zusammengeschlagen und am Hinterkopf aufgerollt. Beim Ausgehen schlagen die Tagalen noch ein Tuch um ihre Schultern und eines um ihren Kopf.

Die Mestizen, die einzigen Frauen, mit denen die Fremden vorübergehende Verbindungen anknüpfen können, tragen eine Kleidung, welche die Mitte hält zwischen der der Europäer und Tagalen. Sie tragen die Cambeye, die mit den Kleidern der Griseiten viel Aehnlichkeit hat, haben das Camisol beibehalten, doch bedecken sie es oft mit schönen reichgestickten Piñatüchern; ein mehr oder weniger reicher Rosenkranz hängt ihnen, wie den Tagalen, um den Hals.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Magnetische Station in der Nähe des Nordcaps. Der französische Marineminister beabsichtigt im nächsten Frühjahr drei Marineofficiere nach Bossecop in der Nähe des Nordcaps zu schicken, um dort magnetische Beobachtungen anstellen zu lassen, welche denen entsprechen sollen, die auf Anordnung mehrerer europäischen Staaten in verschiedenen Theilen der Welt jetzt angestellt werden. Schon früher hatte die nach dem Norden gesendete wissenschaftliche Commission unter Gaimard ähnliche Beobachtungen vom 1 September 1838 bis 1 Mai 1839 unter Leitung eines Hrn. Lottin anstellen lassen. Gegenwärtig werden diese fortgesetzt bis zum Junius 1841 von den Ingenieuren zu Kaafiord, denen man die Instrumente zurückließ. (Echo du Monde Savant vom 17 October.)

Seide aus Afrika. Die Handelskammer zu Lyon hat 8 Kilogramme Cocons spinnen lassen, die ein Hr. Vrgot, französischer Colonist zu Philippeville, ihr hatte zusenden lassen. Die Probe gelang vollkommen, und die Cocons können den besten französischen gleichgestellt werden. (ibid. vom 21 October.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 307.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 November 1840.

Aphorismen aus den Verhandlungen der zehnten Versammlung der englischen Naturforscher.

Chemie und Mineralogie.

Professor Thomas Thomson aus Glasgow erstattete einen Bericht über die chemischen Fabriken in Glasgow und der Umgegend. Unter die wichtigsten gehören die Eisenwerke, welche jährlich 200,000 Tonnen Eisen, also den fünften Theil der Production von ganz Großbritannien liefern; sie liegen hauptsächlich in der Nähe von Coltsbridge, neun engl. Meilen östlich von Glasgow, mit welcher Stadt sie durch den Monklandcanal und die Garnkirk-Eisenbahn communiciren. Bekanntlich wurde auf diesen Eisenwerken zuerst die Speisung der Hochöfen-Gebläse mit heißer Luft eingeführt, was den Vortheil gewährt, daß man die Steinkohlen nicht mehr in Kohks zu verwandeln braucht, und überdieß mehr als die Hälfte ihres Gewichts beim Ausschmelzen des Eisens erspart. Außer Roheisen wird auch Stabeisen und Gußstahl in bedeutender Quantität in der Nachbarschaft von Glasgow erzeugt. — Allgemein bekannt ist die chemische Productenfabrik von Knox, Tennant und M'Intosh in St. Rollox, welche Schwefelsäure, Chlorkalk, Soda und Seife in ungeheuren Quantitäten produciren; die daselbst gebräuchlichen Apparate sind auch zum Theil in unsern technischen Zeitschriften beschrieben worden. Prof. Thomson hat sich übrigens wohl gehütet, über die Verfahrungsarten, welche in dieser und den übrigen Fabriken chemischer Producte befolgt werden, in Details einzugehen und sich vielmehr darauf beschränkt, die bei der Bereitung der verschiedenen Substanzen statt findenden chemischen Processe zu erläutern, also Elementar-Chemie den Koryphäen der Wissenschaft vorzutragen, was mit Recht von englischen Blättern gerügt wurde.

Arthur Connell Esq. theilte das Resultat seiner fortgesetzten Versuche über die Zersetzung des Alkohols durch Galvanismus mit; dieselben liefern den directen Beweis, daß Wasser als solches im absoluten Alkohol existirt.

Dr. Glover aus Newcastle theilte ein neues Verfahren, Jod- und Bromwasserstoffsäure zu bereiten, mit; er zersetzt Jod oder Brombarium mit Schwefelsäure, wobei sich die genannten Säuren in gasförmigem Zustande entbinden, ohne daß Jod oder Brom frei wird.

Prof. Bunsen aus Marburg sprach über eine neue organische Verbindung, das Kakodyl; in Deutschland sind seine Versuche über diesen interessanten Körper aus Poggendorffs Annalen der Physik und Chemie bekannt.

Ein anderer deutscher Chemiker, Dr. Mohr aus Coblenz, theilte eine neue Methode zur Darstellung des Morphiums und seiner Salze mit; er kocht das Opium mehrmals mit Wasser aus, filtrirt durch Leinewand, dampft die sämmtlichen Flüssigkeiten auf das vierfache Gewicht des angewandten Opiums ein, vermischt sie noch warm mit Kalkmilch, bringt zum Kochen, filtrirt sogleich durch Leinewand und versetzt die noch heiße Flüssigkeit dann mit gepulvertem Salmiak in Ueberschuß, wodurch das Morphium niedergeschlagen wird.

Hr. Sturgeon hielt einen Vortrag über eine besondere Classe galvanischer Erscheinungen.

Dr. Schafhäutl aus München theilte eine neue Methode mit, Lichtbilder auf Metallplatten zu erzeugen. Er überzieht eine erhitzte Silber- oder Kupferplatte mit einer Schichte gereinigten Harzes (Colophoniums), verkohlt sie dann in einem geschlossenen gußeisernen Behälter und läßt sie nach dem Erkalten durch zwei polirte Stahlwalzen laufen. Hierauf wird die Platte in eine Auflösung von salpetersaurem Silber getaucht (man löst nämlich 140 Gran Höllenstein in 6 Drachmen destillirten Wassers auf) und sogleich in die camera obscura gebracht. Das Silber wird durch die Einwirkung der Sonnenstrahlen dann vollkommen in den metallischen Zustand übergeführt; die Lichter des Bildes werden durch die verschiedene Dichtigkeit des milchweißen Silbers, die Schatten aber durch die schwarzen kohligen Stellen ausgedrückt. Das Lichtbild ist in wenigen Secunden vollendet und die Platte so empfindlich, daß das Silber sogar durch das Kerzenlicht reducirt wird. Um das Bild zu fixiren, braucht man die Platten bloß in Alkohol zu tauchen, welcher mit etwas unterschwefligsaurem Natron oder Aetzammoniak vermischt ist.

Prof. Graham theilte das Wesentliche von Liebig's neuen

chemischen Theorien in Bezug auf Agricultur und Physiologie mit, und wünschte der Gesellschaft Glück, zu dem Epoche machenden Werke des berühmten deutschen Chemikers über diesen Theil der angewandten organischen Chemie die Veranlassung gegeben zu haben. Wir verweisen die Leser auf das deutsche Original. *)

Dr. Playfair sprach über Liebig's neue Ansichten hinsichtlich der Gifte, Contagien und Miasmen; sie sind im Anhang des citirten deutschen Originals ausführlich entwickelt.

Details einer großen russischen Messe.

(Fortsetzung.)

Der Pferdemarkt.

Die Charkoffer Messe wie die andern kleinrussischen Messen, die Romnische und die große „Wurzelmesse," wird mit Pferdehandel eröffnet. Ja, bei mehreren der Märkte in Kleinrußland, diesem Lande der großen Pferdeheerden, waren die Pferde anfangs der Hauptartikel, während sich jetzt um diese wilden Naturproducte so viele Gegenstände des Kunstfleißes angesammelt haben, daß sie, wenn auch an sich nicht unbedeutend, dagegen kaum noch in Betracht kommen.

Die großen „Tabunen" (Heerden wilder Pferde) der Steppe, die großartigen „Sawodui" (Gestüte) der Rasumowskis, Orlows, Kotschubeis u. s. w. in Kleinrußland, und namentlich im Poltaw'schen, wie ebenfalls die kaiserlichen Gestüte in den neurussischen Steppen, und endlich die Pferdezucht am Kuban, der Kosaken des schwarzen Meeres und der kaukasischen Linie liefern die Waare für diese Märkte. Die Pferdehändler, gewöhnliche russische Kaufleute, wie man sie in den Gostinnoi-Dwor auch Manufactur- oder Colonialwaaren verhandeln sieht, mit blautuchenem Kaftan, hübschgekräuseltem Bart und schlichtem Haupthaar — der russische Kaufmann ist von außen immer dieselbe Figur und von innen dasselbe Wesen, er mag handeln, womit er will, und man bemerkt nicht, wie bei uns, daß der Geist seiner Waare einen Einfluß auf seinen eigenen Geist äußert**) — diese Pferdehändler also reisen auf den verschiedenen Gestüten herum, kaufen eine Partie zusammen und kommen damit zu Markte. Die wilden Pferde aus den Tabunen werden in der Regel ohne Vermittelung des Kaufmanns von den Heerdenbesitzern selbst und ihren Knechten zu Markte gebracht. Der Transport, sowohl der Gestüt- als der Tabunenpferde, ist ganz eigenthümlich, und besonders der der erstern sehr zweckmäßig. Man rechnet auf jede fünf Pferde einen Schlitten, und bindet drei von ihnen hinten an die Lehne des Schlittens und zwei vorne zu beiden Seiten des den Schlitten ziehenden Arbeitspferdes, zuweilen auch noch zwei dem den Schlitten führenden Fuhrmann zur Seite, der dann sehr sicher in dem Getümmel der wilden Rosse mitten inne sitzt. Man sieht ganze Karawanen von 30 bis 40 solcher so von Pferden umtummelten Schlitten zu Markte ziehen. Wenn man, wie dieß bei uns geschieht, die Pferde reihenweise hinter einander binden wollte, würden wohl die Hintermänner von ihren feurigen Vordermännern allzuviel zu leiden haben. Bei uns würde freilich die Verwendung eines Schlittens auf 5 Pferde zu kostspielig kommen, in Rußland aber sind die Schlitten ohnedieß nöthig, weil man auf 50 bis 60 Meilen weit Fourrage, Mundvorrath und andere Dinge mit sich führen muß. Die wilden Tabunenpferde aber werden in ganz freien, ungebundenen Rudeln zu Markte gebracht, denn gefesselt würde man sie nur todt an Ort und Stelle bringen; frei aber, bloß durch das Band der Gewohnheit zu einer Masse zusammengehalten, lassen sie sich leichter fortbringen. Es ist ein nicht uninteressantes Schauspiel, diese wilden Gesellschaften auf dem Markte ankommen zu sehen: die Hirten in behaartes Füllenleder oder Schafpelze gehüllt, von Eis und Schnee bedeckt, als hätten die Kinder Schneemänner auf die Pferde gesetzt, und die Pferde im wilden Getrampel den Schneestaub aufjagend, als hätte sich Boreas mit seinem Gefolge beritten gemacht. Diese Steppenpferde sind bekanntlich so hitzig, daß im Frühling, wo ihr Blut am schnellsten durch die Adern rollt, diese aufspringen, und überall, besonders an der Brust, ihnen die heiße Lymphe freiwillig entspritzt; auch im Winter scheinen sie noch sehr von innerer Hitze geplagt, daß man sie selbst bei 20° Kälte beständig in den Schnee beißen oder am Eise knuppern sieht. Zum Theil mag es auch die unbarmherzige Kälte seyn, welche diese Unruhe in ihnen hervorbringt, und nicht selten der Mangel an Wasser, welcher ihnen das Schneefressen statt des Trinkens zur Gewohnheit macht.

Eine Vorstadt von Charkoff dient als Marktplatz. Doch sind nur die gemeinen Tabunenpferde, für welche mehrere Plätze mit hölzernen Geländern abgesteckt werden und die gewöhnlichen Bauernpferde, welche für ein oder zwei Tage aus der Nachbarschaft kommen und sich schnell verhandeln, im Freien ausgestellt. Für ihre edleren Gestütpferde miethen die Kaufleute die Gehöfte der Vorstädte. Man errichtet in ihnen aus Stroh, Schilf und Strauchwerk Schoppen, unter welche man die Pferde

*) Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Agricultur und Physiologie, von Dr. Justus Liebig. Braunschweig 1840, bei Vieweg und Sohn.

**) Welche ungemein große Unterschiede bei uns zwischen einem eleganten und mödigen Ellenreiter, einem commis voyageur, einem Eisenhändler, einem kräftigen Pferdehändler, einem bütendrehenden Krämer, einem Materialisten, Modisten, Drogisten, einem Großhändler, einem Bankier, einem in dem Binnenhandel und einem in dem Weltverkehr beschäftigten Kaufmann! Von allen diesen Unterschieden keine Spur in Rußland. Dort ist Kaufmann Kaufmann, ein Mann, der so viel als möglich Geld zusammenarbeitet, und Waare ist dort ein Ding, das man auf irgend eine Weise so hoch als möglich an den Mann zu bringen suchen muß. Wenn der russische Kaufmann daher gestern Tücher verkaufte, so hindert ihn das nicht, heute eine Peitsche in die Hand zu nehmen und Pferde zu Markte zu führen, wenn er mehr dabei zu verdienen denkt, und wenn es ihm gut geht, morgen von der chinesischen Gränze Thee kommen zu lassen, oder wenn er Capital erlangte, Generalpächter aller Branntweinschenken einiger Gouvernements zu werden, dann aber auch wieder, wenn falsche Speculationen ihn zum Bettler machten, mit derselben Gewandtheit und Gleichmuth als „Rasnoschtschik" mit einem kleinen Kurzwaarenkram von neuem den Bau seines Kartenhauses anzufangen.

einquartirt. Die Schoppen sind dunkel und niedrig; den Käufern werden dabey die Pferde zur Besichtigung auf das Gehöfte hinausgeführt, wo verschiedene Gerüste zu den mit ihnen anzustellenden Uebungen erbaut sind; alles Holzwerk, wie die Brunnen, ist der Kälte wegen mit Stroh umwickelt. Es ist das amusanteste Geschäft, das man sich machen kann, die Reihe dieser Gehöfte zu durchstreichen, in deren jedem sich die lebendigsten und verschiedensten Scenen darstellen: Officiere, die vergebens einen feurigen Bucephalus zu bändigen suchen, der Kaufleute und Zuschauer in Allarm bringt, reiche Gutsbesitzer, die sich die halbe Heerde herausführen lassen, um mit Kennermiene ein Sechsgespann untadelicher Rappen für ihre Gemahlinnen auszusuchen, ihre jungen Söhne zur Seite, des Vaters Weisheit von den Lippen schnappend. Zank und Disput in einem anderen, wo Verkäufer und Kaufleute über die Bedingungen uneins wurden, indem die Pferde gelassen dabei stehen, um dem Sieger im Proceß geduldig zu folgen. In dem andern eine Gruppe Ungarn, Polen, Juden und „Lineiski Kasfaki" (Linienkosaken vom Kuban), Käufer, Verkäufer, Unterhändler und Commissionäre, die mit einander schwatzen, und, einer den andern mißtrauisch betrachtend, ihre Geschäfte verhandeln, noch uneins über Preis und Waare. Wer hier mit dem Auge eines Wouwermanns oder Vernets betrachtet, wird sich nicht über Langeweile beklagen dürfen.

Es kommen hier ganz vortreffliche und höchst edle Thiere zu Markte, bei deren Anblick auch einem, der nicht Maler und Pferdemäkler ist, das Herz vor Freude pochen kann. Durch einen kleinen Kopf, äußerst zierliches Maul und sehr ausdrucksvolle, fein ausgearbeitete Gesichtszüge, so wie durch einen zarten Knochenbau, zeichnet sich die Race dieser Gegenden aus; der Hals ist sehr stark und hoch, und überhaupt das ganze Vordertheil durch seine Höhe und Entwicklung an den Hirsch erinnernd. Der gewöhnliche Schlag ist natürlich sehr billig, halb so billig, wie im Norden; doch gibt es eine Menge ausgesuchter Racepferde, zum Theil auch von englischer Race, deren Preis zu 2, 3 bis 4000 Rubel bestimmt ist; auch hat jeder Kaufmann ein Paar ganz rare Stücke zu 6, 8 bis 10,000 Rubel, deren jedem er einen eigenen separaten Führer gibt.

In einem Wirthshause stand ein Pferd, für welches der Eigenthümer einen eigenen Stall gemiethet hatte, und dem er eine sorgsamere Pflege zu Theil werden ließ, als sich selber, da er ein weit größeres Capital in ihm stecken hatte, als in seiner eigenen Person. Der Preis war 20,000 Rubel, wofür man auf demselben Markt auch einen ganzen Tabun von 300 Rossen kaufen konnte. Wir führen dieß nur an, damit Engländer und der Graf . . . . . , dem Pückler-Muskau sein Capitel von den arabischen Pferden dedicirte, nicht allzu verächtlich von diesen russischen Pferdemärkten denken möchten, auf denen Leute solche Summen für ein Pferd fordern, weil sie wissen, daß ihnen dieselben doch zu Zeiten von andern Leuten bezahlt werden, die ihrerseits wissen, daß sie sich nicht betrügen lassen.

Doch ist das Ansehen der Pferde auf diesem Wintermarkt, obgleich schön, doch nicht so vortheilhaft, als es seyn könnte, da sie von einem dichten, langhaarigen Winterpelze bedeckt werden. Damit nun keine etwaige Hautkrankheit, Krätze, Beinschäden u. s. w. unter den Haaren verborgen bleiben, wird ihnen am Halse, an den Ohren, dem unteren Fußgelenke, bis zu den Knien und an noch einigen andern Stellen das Fell geschoren, was ihnen ein ganz eigenthümliches Ansehen gibt. Da die Figuren sehr regelmäßig ausgeschoren werden, so sieht es aus, als hätten sie eine Uniform angelegt. Weil die Procedur des Scheerens aber etwas anstrengend für das Pferd ist, das mit gebundenen Füßen dabei in den Schnee geworfen und von drei bis vier Kosaken gehandhabt wird, so geschieht es bei den kostbaren Cremplaren nicht.

Es mochten 1837, als wir den Markt besichtigten, ungefähr 6000 Pferde zum Verkaufe gebracht seyn, die größtentheils nach dem Norden Rußlands gingen. Uebrigens remontiren sich auf diesen kleinrussischen Pferdemärkten auch Oesterreicher, Polen und Moldauer. Doch haben die Steppen sowohl mit ihrem sonst bis Sachsen verführten Hornvieh als mit ihren ehemals sogar bis München wandernden Pferden in neuerer Zeit im Westen immer weniger und weniger Abnahme gefunden. Verschiedene Umstände, unter anderm auch nicht wenig die polnische Revolution, haben dahin gewirkt, diesem Handelszweige Nahrung zu entziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Aufbau der Häuser vermittelst Dampf.

Hr. Jobard von Brüssel, bekannt durch seine industriellen Kenntnisse, erzählt aus einer neuerlich nach England gemachten Reise Folgendes: „Nahe am Hafen von Liverpool erhebt sich gegenwärtig ein ungeheures Gebäude aus Quadersteinen. Es ist zum Zollhaus bestimmt. Da ich keine Arbeiter sah, fragte ich, weßhalb man nicht arbeite, man erwiederte mir aber, daß allerdings gearbeitet werde und alle Arbeiter anwesend seyen; einer stand oben auf der Mauer, ein anderer unten an einem Krahn und der dritte hielt den Hahn einer Dampfmaschine, und diese drei Leute thaten so viel als 500 Maurer, die Backsteine legten. Steine von 4000 Pfund Gewicht wurden in die zweite Etage hinaufgehoben an die Mauer, wo der Arbeiter sich befand; dieser empfing, manipulirte sie ohne Anstrengung, und auf ein gegebenes Zeichen wurden sie an ihren gehörigen Platz hingesetzt. Man baute in der That vermittelst des Dampfes. Man hatte damit angefangen, den Bauplatz mit einer Eisenbahn von einer einzigen Schiene zu umgeben, und auf derselben einen ungeheuren Krahn von 200 Fuß Höhe aufgestellt; dieser Krahn überragt das Gebäude, und ungeheure in großer Entfernung befestigte Taue halten ihn aufrecht. Er hat dreierlei Bewegungen, nach rechts und links, gerade vorwärts und aufwärts. Nichts läßt sich mit der Genauigkeit und der Folgsamkeit dieser vom Dampf getriebenen Maschine vergleichen, die nach dem Commando die schwersten Lasten hebt und senkt bis auf eine Linie Unterschied. Die ersten Vorbereitungen, um mit Dampf zu bauen, sind etwas kostspielig, aber im Ganzen beträgt der Vortheil am Taglohn 50 Procent."

Manilla.

(Fortsetzung.)

Wir hielten uns länger als eine Stunde bei den Frauen auf, bewunderten die herrlichen Zeuge, die man in Europa noch gar nicht

kennt, und, nachdem wir ein Stück gekauft hatten, verließen wir unsere liebenswürdigen Händlerinnen, ohne sie zu bezahlen, da wir nicht Geld genug bei uns hatten. Das Vertrauen muß groß bei diesen Leuten seyn, denn sie kannten uns nicht, und sie fragten nicht nach unsern Namen, bis wir ihnen unsere Karten zurückließen. Als wir aus dem Hause traten, begegneten wir ihrem Bruder, einem großen jungen Menschen mit glattem, schwarzem Haar, bekleidet wie alle Leute des Volks und der Mittelclasse, mit einem Pantalon und einem Hemd aus Piña mit rothen und weißen schiefen Streifen, das über die Beinkleider fiel; der Kragen war künstlich gestickt, und der unentbehrliche Rosenkranz hing dem ehrlichen Tagal am Halse, der mit Gewalt uns zurückführen wollte, um sich mit uns zu unterhalten. Doch wir hatten Eile, und suchten unsern Gasthof wieder auf.

Am Mittagstisch bei Hrn. Barrot trafen wir Hrn. Lanen, den belgischen Consul, und einen französischen Arzt, Hrn. La Géronnière, seiner schönen Besitzung Hala-Hala am Binnensee des Landes wegen und als tüchtiger Jäger im Lande berühmt. Er hatte die wilden Völker des Innern an sich gewöhnt, und war eben so weit gekommen, die Früchte jahrelanger Anstrengungen zu genießen, als der Tod einer geliebten Gattin, die er unter den Creolinnen der Stadt gewählt hatte, ihm den Aufenthalt auf der Insel verleidete und ihn zum Entschluß brachte, nach Europa zurückzukehren. Eben hatte er deßhalb seine schöne Besitzung an die Gebrüder Viti, französische Kaufherren, verkauft, mit denen er schon seit lange innig befreundet gewesen.

Hr. Barrot machte uns den Vorschlag, dieses Landgut zu besuchen. Mehrere Tage wurde jedoch aus verschiedenen Ursachen die Ausführung des Plans verschoben; endlich am 21 bestiegen wir um 8 Uhr des Morgens eine schöne Regierungs-Falca, welche von 16 kräftigen Tagalen in Bewegung gesetzt ward und wohl mit Lebensmitteln versehen war, denn die Fahrt sollte einen ganzen Tag dauern. Um uns vor Sturm und Regen zu schützen, war auf dem hintern Theile der Falca ein kleines Zelt aus gefirnißter Leinwand aufgeschlagen, das auf zierlichen Säulen aus polirtem Eisen ruhte, inwendig mit Säbeln und langen Flinten seltsam decorirt, und vorn standen die beiden kleinen Feldschlangen, da diese Fahrzeuge oft von den Zollaufsehern gebraucht werden.

Unsere Fahrt ging schnell flußaufwärts durch dichte Bambuswälder, an Reisfeldern und reizend gelegenen Landhäusern vorbei, von Zeit zu Zeit zeigte ein ferner Thurm die einsame Lage eines Klosters oder seine düstern Mauern und vergitterten Fenster ließen sich in der Ferne sehen. Je weiter wir kamen, desto häufiger wurden die Windungen des Flusses, desto reizender der Anblick des Landes; welche entzückende Gemälde hätte man machen können! Hier saß auf einer kleinen Landzunge, im Schatten eines dichten Bambusgebüsches, ein Kind auf dem Rücken eines Büffels und sah uns verwundert an, während das wilde Thier mit vorgestrecktem Halse, stierem Auge und weit geöffneten Nasenlöchern jenes drohende Schnauben hören ließ, das dem Ausbruch seiner Wuth vorauszugehen pflegt. Dort erhob sich auf einem kleinen Hügel eine jener Hütten, die Heimath von Tausenden von Enten, welche die Tagalen aufziehen, nachdem sie die Eier selbst gewärmt und ausgebrütet haben; der Fluß wimmelte von diesen Thieren, das Ufer war damit bedeckt, und in kleinen Pirogen bemühten sich ihre Hüter, sie in den gemeinsamen Stall zurückzutreiben. In weiterer Ferne sah man Fischerhütten mit ihren Netzen und Booten, zahlreiche Strohhütten lagen am Ufer, deren Balken sich zum Theil über den Fluß erhoben, und eine zahllose Menge kleiner Boote und leichter Fahrzeuge jeder Art mit Früchten beladen fuhren den Fluß auf und ab, und gaben dem Ganzen eine Beweglichkeit und Lebendigkeit, die jeder Beschreibung spottet.

Um 10 Uhr kamen wir an das Dorf Passig, das dem Fluß seinen Namen gegeben und nur von Fischern bewohnt wird. Hinter ihm beginnt eine große sumpfige Fläche, mit Reisfeldern bedeckt und nur hin und wieder mit einzelnen Gruppen von Bambus geschmückt und von Büffelheerden belebt, die sich im Schmutz wälzten, um ihren Rücken mit einer dichten Decke gegen den Stich der Insecten zu versehen. Endlich traten die Bambus wie zu einem ungeheuren Gewölbe zusammen, und als sich dieses öffnete, lag der See vor uns, der ein kleines Binnenmeer bildet, da er mehr als 50 Stunden im Umfang und eine Tiefe von 20 bis 25 Fuß hat.

Jetzt änderte sich das Wetter, drohende Wolken thürmten sich am Horizont auf, die sich bald mit Donner und Blitz und heftigen Regenschauern entluden. Wir eilten jetzt unser Ziel zu erreichen; rasch flog das leichte Fahrzeug an den großen Fischereien mitten im See an den vielen größern und kleinern Inseln vorbei, mit denen er besetzt ist, und wir trafen um 5 Uhr des Abends in Hala-Hala ein.

Es liegt auf einer in den See vorspringenden Landzunge, und um das Wohnhaus hat sich ein kleines Dorf gebildet mit einer Kirche und einem Pfarrer. Herrliche Pflanzungen von Zuckerrohr, Reis und Mais dehnen sich bis zu dem mit Wald bedeckten Gebirge aus, das zu dieser schönen Besitzung gehört und ihr eine natürliche Schutzmauer bildet.

Die Gebrüder Viti empfingen uns am Ufer als ächte Colonisten, den Salacot auf dem Kopfe, Füße und Beine nackt, und den Dolch, den berüchtigten Bolo, auf dem Rücken in dem Tuche, das ihnen zum Gürtel diente.

Die Falca wurde ans Ufer gezogen, unsere Leute erhielten Geld, um einige Tage leben zu können, und wir folgten unsern freundlichen Wirthen, mit denen wir schnell auf einem sehr vertraulichen Fuße standen, ins Haus. Man stand hier mit Tagesanbruch auf und nahm dann sogleich eine große Schüssel mit Milchkaffee zu sich; um 1 Uhr wurde zu Mittag und um 7 Uhr zu Abend gegessen. Uns zu Ehren war das Abendessen sehr substantiell, gewöhnlich bestand es für unsere Wirthe nur aus Thee mit Milch, die von Büffelkühen genommen wurde, und die ich hier sehr gut fand.

(Schluß folgt.)

Alter der großen Pyramide zu Memphis. Bekanntlich hat der englische Obrist Wyse in dieser Pyramide mehrere Kammern entdeckt, in deren einer sich Cursivhieroglyphen fanden, unter Anderm der Name des Königs Schufu (oder Cheops nach Herodot). Eine andere Inschrift erklärt Hr. Thilorier als eine astronomische Bemerkung, daß nämlich unter der Regierung dieses Pharaonen aus der vierten Dynastie das Gestirn, die Leyer, zur Zeit des Sommersolstitiums um Mittag auf- und also um Mitternacht untergegangen sey. Unter der Breite von Memphis konnte dieß nur zu einer Zeit stattfinden, wo das Wintersolstitium bei 90° stattfand, östlich von dem jetzigen Winterwendepunkt, d. h. gegen das Jahr 4550 vor unserer Zeitrechnung. (Echo du Monde Savant vom 17 October.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 308.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 November 1840.

Skizzen aus Madagascar.

8. Die Owah-Armee.

Die Begierde, mehrere der seltsamen Gebräuche des Landes zu beobachten, hatte mich länger in Andevouranto aufgehalten, als ich anfangs gewollt. Am 27 Junius verließ ich das Dorf, nachdem ich meiner bisherigen Gefährtin, Siriva, ihrem Vater und ihrer Mutter einige Geschenke gemacht. Da ich aber mich zu schwach fühlte, meine Reise durch ein Gebirgsland zu Fuße fortzusetzen, hielt ich im Dorfe Marámandir, am andern Ufer des Flusses, an, um einen Tragsessel bereiten zu lassen, worin man sehr bequem und schnell reist, sobald man zwölf bis sechzehn Träger mitnimmt, die sich gegenseitig ablösen können. So kam ich, troß der gefährlichen, schlüpfrigen Steige, die selbst den daran gewöhnten Maremiten viel zu schaffen machten, gegen zwei Uhr in Vobouaze an.

Am folgenden Tage machte mir der Agent der englischen Regierung, Hastie, den ich in Tamatave kennen gelernt hatte, einen Besuch, und erbot sich, mich sogleich dem König Radama vorzustellen, der uns in englischer Generalsuniform empfing, und uns zur Tafel einlud, wo wir ganz europäisch bewirthet wurden. Merkwürdig war die Wirkung, welche die Musik auf ihn machte. Hr. Hastie hatte nämlich zwölf junge Owahs nach Isle de France geschickt, um aus ihnen ein Militärmusikchor für den König zu bilden, die nach dreijährigen Studien geschickt genug waren, leichte Stücke zu spielen, und beim Nachtisch fingen sie auf ein gegebenes Zeichen an, ihre Kunst zu zeigen, ohne daß Radama es wußte, der dadurch so aufgeregt wurde, daß er fast von Sinnen kam, und uns am Ende nicht mehr kannte.

Obgleich die Owahs weder Tempel noch Cultus haben, so feiern sie doch am Ende des Aprils ein Fest, welches viel Aehnlichkeit mit dem Beiram der Mohammedaner zu haben scheint, und welches sie das Fest des Bades nennen. Während dieses Festes schlachtet man in dem Königreiche Emirne und den von ihm abhängigen Provinzen mehr als 1000 Ochsen. Die Fasten, die ihm vorausgehen, dauern nur einen Tag. Den zweiten Tag nach meiner Ankunft ward dieser Festtag gefeiert.

Der englische Agent holte mich einige Minuten vor Sonnenuntergang ab, und wir begaben uns zum König, der mit seinen Frauen, Beamten und vielen andern Männern und Frauen in einem geräumigen Saale sich befand, und das Amt eines Priesters zu verwalten schien. Alle standen in ernster Sammlung da, während der König sich einem kleinen, mit einem weißen Tuche bedeckten Tische näherte, auf dem eine silberne Schale mit Wasser stand. Er that zwei Geldstücke, das eine von Gold, das andere von Silber, hinein, tauchte, nachdem er geheimnißvoll einige madecassische Worte gesprochen hatte, einen Zweig hinein, und bespritzte die Anwesenden damit, die lautes Freudengeschrei erhoben, und sich in den nächsten Fluß stürzten. Die Owahs sagen, diese Gebräuche hätten ihre Vorfahren ins Land gebracht.

Die darauf folgenden Opfer und Vergnügungen dauerten drei Tage; am vierten kamen Hastie und der Prinz Ramanatek zu mir, welcher letztere mich auf den nächsten Tag zu einem großen Kadar einlud, das auf einer unfern der Stadt gelegenen Ebene gehalten werden sollte. Ich fragte bei dieser Gelegenheit den Prinzen über den religiösen Glauben seines Volkes, und erhielt zur Antwort: wie alle Malgaschen nehmen wir zwei Principien an, welche die Welt regieren, und gegenseitig gleiche Macht haben. Dem guten Princip, Zanaro, glauben wir, ist es unnütz, mit Gebet zu nahen, weil es den Willen, Böses zu thun, nicht haben kann; das böse aber, Angatsche, rufen wir an, und opfern ihm zuweilen im Vollmond schwarze Stiere mit einem weißen Fleck an der Stirn, damit es uns nicht schade.

Der Kadar war bestimmt, den unterworfenen Stämmen die Gesetze der Sieger bekannt zu machen. Der König hatte mir ein Pferd geschickt, da alle höheren Beamten zu Pferde erschienen, aber eines, das seiner Bösartigkeit wegen kein anderer reiten wollte. Ich war so glücklich, es zu bändigen.

Inmitten einer weiten Ebene, groß genug, um eine Armee von 400,000 Mann manövriren zu lassen, sah man die verschiedenen von den Owahs unterjochten Stämme; zwischen jedem einzelnen war Raum gelassen, daß die Truppen von Emirne hindurch marschiren konnten; die Repräsentanten der

Stämme saßen etwas entfernt von ihren Landsleuten, und erwarteten schweigend die Befehle des Siegers. Auf ihren Gesichtern, welche einige in ihre Simbus verbargen, andere zur Erde beugten, malten sich Scham, Bestürzung, Verzweiflung.

Jetzt nahte die Armee in gewöhnlichem Schritt, das Wirbeln der Trommeln löste die Musik ab, wenn diese ermüdet war. Sie bestand aus mehreren Infanterieregimentern in englischer Uniform, doch ohne Schuhe und Bajonnette. Brady, in Obersteuniform, durchlief ihre Reihen, und gab sich viel Mühe, sie in gerader Linie zu halten. Nach der Infanterie kamen mehrere Compagnien Kanoniere. Man hatte hiezu die schönsten Leute des Landes gewählt, und ihre Kleidung (eine weiße Tunika, unten mit blauem Besatz, und ein Simbu von blauer Leinwand, der zusammengerollt nur eine Achsel bedeckte, und ihre Streitkolbe trug) zeigte ihre athletischen Formen sehr vortheilhaft. Sie führten 14 Geschützstücke, sowohl Haubitzen als Feldschlangen 2, 4 und 8Pfünder. Der Artillerie folgte das Corps der Sivandas, zum größern Theil aus afrikanischen Sklaven bestehend, eine Art Janitscharen, die den König umgaben, und ihm als Leibwache dienten. Sie gehorchen nur selbstgewählten Führern; ihr damaliger General war ein Kaffer, Namens Reinfernde, in welchen Radama blindes Vertrauen setzte. Da sein Ursprung ihm verbot, sich an den Tisch des Königs zu setzen, so wurde ihm gewöhnlich neben ihm eine Matte bereitet, wenn er ihn zur Tafel lud. Ihre Zahl stieg auf fünftausend, und der König übertrug die Hinrichtung der ihm verhaßten oder gefährlichen Großen gewöhnlich ihren Officieren.

(Schluß folgt.)

Details einer großen russischen Messe.

(Fortsetzung.)

Die Ankunft der Kaufleute.

Wenn der Pferdemarkt in den Vorstädten beseitigt ist, Ende Decembers, fängt es an, sich im Innern der Stadt zu regen und zu beleben. Es kommen einzelne Kaufleute an, die müßig durch die Straßen gehen und sich das Unbekannte besehen. Sie spenden überall, besonders bei den Kirchen, reichlich Almosen aus, damit die Heiligen ihnen beim Handel günstig seyn möchten. Von Seide umrauschte Bucharen und Perser treten auf, an ihren zierlichen schwarzen Stutzbärten und ihren spitzen Schafpelzmützen vor allen kenntlich. Armenier, der eine wie der andere wohl beleibt, mit wohlgefälligem Vollmondsgesichte, und alles an ihnen, Nase, Backen, Kinn abgerundet wie eine Kanonenkugel. Tscherkessen sieht man erscheinen und die Kaufleute der Linienkosaken, die ebenfalls die hübsche, zierliche und elegante Tscherkessenkleidung angelegt haben. Sie wollen wohlfeile russische Tücher kaufen, die sie, durch ihre gastfreundschaftlichen Verbindungen begünstigt, in das Tscherkessenland einzuschmuggeln gedenken. Obgleich Krämer, haben sie doch so viel Silberbesetzung an ihren knapp anliegenden, kurzen Oberröcken und an ihren prächtigen Mützen, und dabei so viele Patrontäschchen vor der Brust,*) als müßten sie gewärtig seyn, alle Augenblicke vor dem Feinde zu stehen. Die Entferntesten kommen zuerst, weil sie nicht wie die Nachbarn denken: „es hat noch immer Zeit, wir sind nicht weit.“ Ein paar Tage vor dem Anfange des Marktes erscheinen die Polen mit den Producten ihrer Wälder, die Moskowiter mit den Geweben ihrer Fabriken, die Odessaer und die donischen und asow'schen so wie die krim'schen Kosaken, Russen und Tataren, die südliche Früchte und Weine bringen und endlich auch die Kleinrussen-Ukräner in geringer Anzahl, denn die Zusammenkunft so vieler Fremden in ihrem Lande hat kaum zu ihrem eigenen Vortheil statt. Der ganze Handel auf der Messe ist ausschließlich nur Großhandel, und alle Artikel bis auf die Bauernhüte, Honigkuchen und Zwieback herab werden en gros in bedeutenden Massen verkauft, von Kaufmann an Kaufmann. Die Messe wird daher im Ganzen auch wenig von andern Ständen besucht, und der Adel ist so schwach darauf repräsentirt, daß die gewöhnlichen Vergnügungen der Stadt (Theater u. s. w.) dadurch nur unbedeutenden Vortheil ziehen, und neue, wie das bei unsern Messen zu seyn pflegt, wenig herbeigeführt werden. Der russische Kaufmann kennt nur Ein Hauptvergnügen, den Handel, und ein zweites, das Theetrinken. Den ganzen Tag über handelt er, was ihm die größte Genugthuung gewährt, und des Abends trinkt er Thee, was ihm die schönste Belohnung scheint.

Die russischen Karawanserais.

Die Postojalni Dwori (die Wirthshäuser) der Stadt sind unzählig: es sind Gehöfte, so groß, daß sie in einer deutschen Stadt schon für einen öffentlichen Platz gelten könnten. Weitläuftige Schuppen, sogenannte Sarais, sind rund um sie herum gebaut für die Pferde und Wagen, und ebenfalls läuft ein Schuppen quer über den Hof zum vorläufigen Unterfahren beim Regen. Im Wirthshause kann der Kaufmann auch ein Unterkommen und kleines Zimmer finden. In diesen Gehöften schon, wo die Waarenzüge zuerst deponirt werden, macht man eine Menge bedeutender Geschäfte ab. Sie sind in ihrer ganzen Einrichtung orientalisch und gleichen fast in Allem den „Chans“ der Tataren und „Karawanensarais“ der andern Orientalen. Wenn man bedenkt, daß circa 12—16,000 Fuhrleute mit dem Anfahren der Waaren für die Charkoffer Messe beschäftigt sind, sowie unter ihrer Leitung etwa 80,000 Pferde mit eben so vielen Schlitten,**) so kann man sich vorstellen, welch buntes Leben auf jenen Höfen sich in dieser Zeit entfaltet. Unaufhörlich ziehen sich die endlosen Schlittenreihen der Obosen, von den trotz Eis und Kälte singenden Jämstschiks geführt, heran. Hunderte von Wagen und Pferden drängen sich unter den Schuppen, und das Lärmen, Streiten, Singen, Befehlen hört unter dieser stets spectakelnden Fuhrleutebevölkerung Tag und Nacht nicht auf.

---

*) Die Tscherkessen tragen nämlich die Patronen in einer Reihe vor der Brust angenähter Täschchen oder Kapseln, für jede Patrone eine.

**) Alle Schlitten sind einspännig.

Die Buden und Gewölbe.

Viele Waarenportionen, wie gesagt, gehen gleich aus diesen Postojalni Dwors, oft ohne verpackt zu werden, so wie sie ankamen, nach dem ihnen gegebenen Bestimmungsort wieder ab. Die meisten aber werden in die Magazine und Buden der Bazare und Gostinnoi Dwors geschleppt, um hier den Augen des Publikums ausgestellt zu werden.

Es läßt sich im Ganzen von den Bazaren und Buden der russischen Messen, im Vergleich zu denen der deutschen, der Frankfurter, Leipziger, Braunschweiger u. s. w., bemerken, daß sie viel größer und geräumiger sind, als diese, und daher auch die Aufstellung der Waaren dort viel zweckmäßiger, überschaulicher und pittoresker, als bei uns. Die schönsten Waaren, böhmische Krystallsachen, Kronleuchter, Uhren u. s. w. werden in den engen Gewölben und winzigen Buden der Leipziger Messe übereinander gepackt, wie in Transportkisten, während auf den russischen Messen selbst die gemeinsten Waaren wie zu einem Schauspiele geschmackvoll und gefällig aufgestellt werden. Im Ganzen gewährt daher der Anblick einer russischen Messe, wo unendlich viel mehr Waaren zur Anschauung kommen, ein weit amusanteres Schauspiel, als die einer deutschen, wo sich das Meiste in den Winkeln der Gäßchen und Häuserchen versteckt. — Bei den einzelnen Artikeln werden wir dieß noch näher nachweisen.

Die Buden, welche zur Aufnahme der Waaren bestimmt sind, sind theils solche, die bloß für den Markt aus Holz gebaut werden, theils solche, die aus Stein gebaut, das ganze Jahr hindurch stehen bleiben. Unter den letztern spielt der Gostinnoi Dwor die Hauptrolle. Es ist das größte aller dieser Gebäude, enthält die werthvollsten Waaren: Pelze, Manufacturen, Bijouterien u. s. w., und bildet eigentlich das Centrum und den Hauptstamm des Ganzen. Dieser Gostinnoi Dwor ist in Charkoff, wie in allen bedeutenden russischen Städten, ein großes, zweistöckiges Gebäude, dessen vier Flügel sich zu einem langen Parallelogramm an einander schließen, und einen großen Hof umgeben. Er ist, wie die meisten russischen Kaufhöfe, durch Vorschüsse von Kaufleuten, Gutsbesitzern u. s. w. gebaut, die dafür jeder das Miethgeld einer gewissen Anzahl von Magazinabtheilungen genießen. Ein großer Theil der letztern ist außer der Meßzeit geschlossen, doch ist in den meisten das ganze Jahr hindurch Handel und Wandel.

Außer diesem Gostinnoi Dwor haben Privatleute noch mehrere andere ähnliche Gebäude auf Speculation aufgeführt, die sie in der Messe vermiethen. Das größte von diesen Gebäuden ist in Charkoff der „Karpow'sche Kaufhof," der dem Besitzer desselben, einem Kaufmann Karpow, allein für eine Kreschtschenski Messe über 50,000 Rubel an Miethe einträgt. Ebenso haben die Kirchen und Klöster, die dem Schauplatze des Haupthandels, dem Gostinnoi Dwor, nahe liegen, sich mit solchen Budenreihen umgeben, aus deren Miethertrag sie sich manche dicke Wachskerze gießen; und auch viele Bürger haben natürlich die untere Etage ihrer Wohnhäuser zu solchen Waarengewölben umgestaltet. Manche von diesen Budenreihen werden von ihren Besitzern, manche nach den Kaufleuten, die gewöhnlich in ihnen einziehen, benannt. So hört man denn in Charkoff beständig von den „Karpow'schen Kaufhallen," den „Kirchenbuden," den „Klostermagazinen," den „Moskau'schen," den „Susdal'schen *) Waarenhäusern," dem „Hofe der fremden Gäste" u. s. w. reden.

Die von Holz erbauten Buden stehen auf den öffentlichen Plätzen in langen Reihen neben einander, wo für eine Quadratklafter vielleicht so viel bezahlt wird, als in unsern engen Städten für einen Quadratschuh. Sie sind alle, wie gesagt, sehr geräumig, und enthalten außer dem Waarenmagazine gewöhnlich auch noch ein apartes kleines Zimmer für die Kaufleute, und oft noch einen hinteren Raum für Wagen, Kisten und Kasten. Wie überall auf den russischen Märkten schließen sich auch hier immer gleiche Waaren an einander, so daß alle Eisenwaarenbuden in einer Reihe liegen, ebenso die Porcellanverkäufer. Sie werden daher nur nach der Art ihrer Waaren unterschieden: „die Flachsläden," „die Eisenbuden," „die Silberbuden," „die Glaszelte" u. s. w., nur einige nach der in ihnen verkehrenden Nation, z. B. die „armenischen Buden," die „griechischen Läden" u. s. w.

Die Waaren.

Unter den Waaren einer russischen Messe sind sehr viele, die alt national-russisch und bei uns ganz unbekannt oder wenigstens in dieser Form unbekannt sind, einige, die erst ganz neuerdings auf russischen Boden verpflanzt und durch die Neuheit ihrer Erscheinung im Lande der Hyperboreer und Skythen das Interesse fesseln, andere, die bei uns nur in geringen Quantitäten feil geboten werden, häufen sich hier nach den verschiedenen Bedürfnissen der Nation zu großen Massen, während wieder andere, die uns unentbehrlich sind, hier gänzlich fehlen; wiederum theilen sich die Waaren bei den Russen in ganz andere Zweige, und es finden sich bei ihnen andere Dinge in demselben Geschäfte zusammen vereinigt, als bei uns, und endlich ist die Weise der Verpackung, Aufstellung und Verschleißung so eigenthümlich, daß daher eine genauere Revue aller Waaren einer solchen russischen Messe, auf welcher Alles zur Schau gestellt ist, was das geistige und physische Leben des Volks nährt, und auf der man Alles aufs bequemste vereinigt findet, was das Studium der eigenthümlichen Sitten, Gewohnheiten und Lebensweise des Volks erleichtert, für deutsche Leser gewiß nicht ohne Interesse seyn kann.

(Fortsetzung folgt.)

Manilla.

(Schluß.)

Die Jagden des Hrn. La Gérronnière machten nach dem Abendessen den Gegenstand des Gesprächs aus: er rühmte die Menge von Hirschen, die sich noch immer in den Gebirgen befänden, und sprach über die Wildheit der Büffel, deren Jagd meist so betrieben wird, daß die Eingebornen sie durch das Geschrei: Carabao! Carabao! (so nennen die

*) Susdal ist eine nicht unbedeutende Fabrikstadt.

Tagalen den Büffel) aufjagen, und die Jäger, die sich immer in der Nähe eines hohen Baumes halten müssen, bei ihrer Annäherung so schnell als möglich hinaufklettern und vom Baum herab auf die Vorbeilaufenden schießen.

Auch wir hatten unser Jagdgeräth mitgebracht, aber der Regen verhinderte uns, es zu brauchen, und beschränkte uns nur auf die Jagd von Wachteln und Schnepfen, die nicht sehr zahlreich zu treffen waren. Eine andere Jagd, die uns sehr ergötzte, war die auf fliegende Hunde, jene große Art Fledermäuse, die auf den Inseln des Sees besonders zahlreich waren. Wir ließen uns an die Insel fahren, wo sie zu Tausenden sich aufhielten, und schossen die Aufgeschreckten vom Schiff aus; da sie aber sogleich untersanken, sobald sie ins Wasser fielen, so stiegen wir ans Land und richteten ein großes Blutbad unter ihnen an, bis der heftigere Regen uns wieder ins Schiff zurücktrieb, worauf wir uns um die Insel herum und zu andern benachbarten Inseln führen ließen und eine große Menge dieser seltsamen Thiere erlegten. Bei unserer Rückkehr gaben wir sie unsern Tagalen, die sich einen festlichen Tag davon machten, denn das Fleisch dieser Thiere wird von ihnen als ein Leckerbissen betrachtet.

Am 25, da das Wetter sich nicht ändern wollte, kehrten wir wieder nach Manilla und der Commandant und ich auf unser Schiff zurück, wohin uns der Dienst rief. Doch brachten wir noch mehrere sehr angenehme Tage in Manilla zu.

Die Tagalen haben einen großen Sinn für Musik, und ohne eine Note zu kennen, spielen und singen mehrere dieser Indianer vortrefflich. So ist es einigen guten Meistern, die aus Europa gekommen sind, gelungen, treffliche Musikchöre für die Regimenter der Garnison zu bilden. Donnerstags und Sonntags gehen beim Zapfenstreich die verschiedenen Truppen mit klingendem Spiel am Palast des Gouverneurs vorbei, eine große Laterne aus transparenter gemalter Leinwand, auf welcher die Zahl und der Name des Regiments eingeschrieben sind, wird vorgetragen. Es sind fünf sehr unvollständige Regimenter, deren Musikchöre eines nach dem andern spielt, und das dauert lange. Wagen und Reiter versammeln sich dann auf dem Platz, und Alles hört den vorgetragenen Musikstücken zu, die so gut ausgeführt werden, daß man nicht in Manilla zu seyn glaubt, und oft wiederholen Kinder von acht Jahren die schwierigsten Arien mit der bewundernswürdigsten Richtigkeit. Ich fehlte niemals, so lange ich am Lande war; aber noch ergreifender war der Eindruck, den der Gesang der Ruderer in den Birogues in der Stille der Nacht auf mich machte, welche Melodien des Landes, oft von Guitarren oder Flöten begleitet, sangen.

Oft habe ich dieses Vergnügen genossen, da mich Hr. Barrot mit einem jungen englischen Kaufmann, Hrn. Dyce, bekannt machte, dessen Haus dicht am Flusse lag, das ich häufig besuchte, und wo ich in der letzten Zeit meines Aufenthalts auch schlief, weil ich ein angefangenes Portrait schneller fertig machen wollte. Besonders gedenke ich eines Abends noch mit Vergnügen. Wir tranken eben Thee, als die Töne einer sanften, melancholischen Musik uns auf die Terrasse lockten. Zwei Bancas oder Banquillas (Birogues mit einem kleinen Dach aus Palmblättern am Hintertheil) hielten an dem Landungsplatze des Hauses. Denn jedes Haus hat zwei Eingänge, auf die Straße und an den Fluß. Zwei Flöten und zwei oder drei Guitarren begleiteten den Gesang eines Mannes, der, ohne Zweifel Tagale, das Spanische vollkommen sprach. Er sang mehrere Stücke aus dem Barbier von Sevilla, und man wußte nicht, ob man die treffliche Begleitung oder den Vortrag des Sängers mehr rühmen sollte, obgleich er ein wenig durch die Nase sang. Hinter zwei Blumenvasen verborgen, ließ ich mich durch die Töne in süße Träume wiegen. Die Nacht war ruhig und still; kaum fühlte man von Zeit zu Zeit einen lauen Hauch des Abendwindes, der den Duft des Jasmins uns zuführte. Der Fluß, vom Mond beleuchtet, breitete sich zur Rechten und Linken wie ein Silberband aus, und zeichnete in sonderbaren Reflexen die Mauern der Gebäude und die leichten Hütten ab, die, auf Pfählen schwebend, bis ins Wasser gehen.

Als die Bancas mit den Musikern sich entfernt hatten, sagte uns Hr. D...., daß diese Serenade eine Galanterie gegen seine Geliebte sey, die wahrscheinlich selbst im Chor Theil am Gesang genommen hatte.

So verbrachte ich angenehm meine Zeit bis zum 16 October, wo unser Schiff die Anker lichtete.

Miscellen.

Die Minen von Kongsberg in Norwegen. Diese im Jahre 1625 entdeckten Minen wurden im Jahre 1629 von einer Gesellschaft bearbeitet, gingen aber bald an den König über. Nach mehrfachen Wechseln des Ertrags wollte man sie im Jahre 1804 ganz aufgeben; im Jahre 1815 verwilligte der Storthing Geld zur Ausbeutung, aber der Ertrag deckte die Kosten nicht, und im Jahre 1850 wollte man sie um 200,000 Thlr. B. verkaufen, aber es fand sich kein Abnehmer. Vom Jahre 1624 bis 1805 hatten die Minen 2.560,140 Mark Silber gegeben, von 1805 bis 1815 58.012 Mark, von 1816 bis 1851 nur 2986. Seit 1852 aber hat man eine reiche Ader entdeckt, die in fünf Jahren 149,782 Mark gab. (Echo du Monde Savant vom 17 October.)

•

Die Gesellschaft für Industrieaufmunterung zu Oneglia hat einen Preis von 10,000 Franken auf die Erfindung eines leicht anwendbaren und ökonomischen Mittels gesetzt, vermittelst dessen die Frucht des Olivenbaums gegen die Zerstörungen des Insects, welches sie zerfrißt, geschützt werden kann. (ibid. vom 21 October.)

•

Gefecht zwischen den Texanern und Comanches. Nach den neuesten Nachrichten sind die Texaner, etwa 200 Mann stark, wie es scheint im Anfang Septembers, gegen die Comanches aufgebrochen, die sich 400 Krieger stark an der Gränze gesammelt hatten. Nach kurzem Kampf unterlagen die Comanchen und flüchteten gegen die Gebirge. Der Krieg soll fortgesetzt werden. (Chronicle vom 19 Oct.)

•

Indigo aus Eichensägespänen. Seit einiger Zeit ist in Mülhausen die Rede von einer Entdeckung, Indigo aus Eichensägespänen zu ziehen vermittelst chemischer Zubereitung. Die Versuche geschehen in einem Dorfe bei Altkirch, und die bisher gewonnenen Resultate sollen sehr zusagend seyn. (Industriel Alsacien.)

•

Besiegung des Dampfbootes Archimedes. Ein mit dem Namen Coulier bezeichneter Artikel im Echo du Monde Savant vom 21 October berichtet über eine Wettfahrt zwischen dem bekannten Dampfboot mit der archimedischen Schraube, das zwei Dampfmaschinen von 25 Pferdekraft hat, und einem gewöhnlichen Dampfboot mit zwei Maschinen von 20 Pferdekraft. Der Archimedes ward besiegt, so daß wenigstens seine jetzige Einrichtung nicht sehr passend erscheint.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 309.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 November 1840.

Details einer großen russischen Messe.

(Fortsetzung.)

Die Baumwollen- und Seidenwaaren.

Wir beginnen mit Recht mit dem Gostinnoi Dwor, der Hauptniederlage der größten Manufacturwaaren, baumwollener, seidener, wollener Stoffe und Pelze; es waren damit in Charkoff ungefähr 80 bis 90 große Magazine angefüllt. — In den Baumwollen-Magazinen (von den Russen „Bumaschnije lawki" genannt) ist der Hauptartikel die „Kitaika," womit sie einfache, ungeblümte Baumwollenstoffe bezeichnen, schwarze, gelbe, weiße u. s. w. Der Name Kitaika, von Kitai (d. i. China), mag wie unser Nanking daher kommen, daß man den Artikel zuerst aus China empfing. Diese Kitaika wird in kleine, kurze Päckchen verpackt, die mit blankem, lackirtem Papier umwickelt sind; man sieht diese blanken Päckchen in solchen Massen, daß sie fast die Hauptfrage des Marktes zu bilden scheinen. Nach Kitaika fragt der Bucharc, Kitaika fordert der Tscherkesse, und Kitaika kauft der Orenburger in großen Quantitäten für seine Nachbarn, die Kirgisen. Das rohe Product zu diesem interessanten Fabricate kömmt zum Theil aus Aegypten und Smyrna über Odessa, zum Theil über Orenburg aus der Bucharei, die es dann wieder fabricirt zurücknimmt. Die levantische Baumwolle kommt immer ganz roh, wie man sie aus den Capseln des Baumes erntete, die bucharische aber zum Theil auch schon zu einem groben Garn gesponnen: dieß Garn wird zu gewaltigen Cylindern von drei Ellen Länge aufgewickelt, die dann in Matten eingenäht werden; man nennt diese Cylinder „Taijs," jeder Taij wiegt mehrere Centner, und zwei machen eine Kameelsladung aus. Meistens stehen ein Paar solcher bucharischen Taij's vor jedem Baumwollenmagazin, gleichsam als Wahrzeichen oder Aushängeschild. — Die meisten Geschäfte werden gegen baar Geld gemacht; hat jedoch ein Linienkosak oder Bucharc schon einigemale die Messe bezogen, und durch prompte Zahlung bei seinen Einkäufen sich Freunde erworben, so creditirt man ihm auch, und läßt ihn mit seinen Waaren gegen das Versprechen, das nächste Mal sich mit Gold zu versehen, in seine Wüsten abziehen; doch ist dabei immer nicht wenig Risico, da natürlich an Proceß und Execution oder ein Verfahren gegen die Erben hier nicht gedacht werden kann. Die meisten der Baumwollenhändler sind aus Moskau, und nur wenige aus anderen Städten; einige von ihnen behaupteten für 4 bis 500,000 Rubel Waaren zu Markte gebracht zu haben, die kleinsten gaben ihr Waarencapital zu 40 bis 50,000 Rubel an; nach ihrer Meinung konnten leicht allein für zwanzig Millionen Rubel Baumwollenwaaren auf dem Platze seyn. Freilich ist nicht zu vermuthen, daß die Kaufleute sich gerade berufen fühlen sollten, einem Fremdlinge die genaueste Wahrheit zu sagen, wohl aber, daß sich einige Prahlerei ihren Behauptungen beimischte. Indessen stimmten doch gewöhnlich ihre Aussagen über sich selbst und ihre Nachbarn merkwürdig mit einander überein, und gewiß hätten sie noch weit mehr Ursache, der Regierung die Summen aus Interesse zu verkleinern, als sie dem Fremdling aus Prahlerei zu vergrößern.

Viele Baumwollenläden haben bloß Kitaika, manche aber verbinden damit auch noch wollene Stoffe, namentlich Shawls, welche die Russen zu außerordentlich billigen Preisen von 24 bis 260 R. machen. Dem äußern Ansehen nach geben diese Shawls zuweilen den besten französischen nichts nach, so lange sie in der Bude des Kaufmanns zierlich ausgehängt sind; anders mögen sie sich zeigen, wenn sie auf den Schultern der Schönen der Luft, dem Lichte, dem Regen und aller anderen Unbill des Lebens ausgesetzt werden; doch stolziren viele Kirgisinnen und selbst Grusierinnen und Perserinnen mit diesem europäischen Producte geputzt umher, wenn sie die schöne, ächte, asiatische Waare ihrer Landsleute nicht zu erschwingen vermögen. Bei der Baumwolle fand ich die aufgeklärtesten Köpfe und die zu aller Auskunft und Explication bereitwilligsten Männer, und wenn ich etwas bei ihnen nachfragte, war ich gewöhnlich gleich von einem Duzend von ihnen umgeben, die aus den benachbarten Magazinen herbeiliefen, und sich nach Herzenslust von mir examiniren ließen. Mehrere von ihnen zeigten mir alle ihre Bücher und Papiere, und mit Verwunderung sah ich, daß die herrliche Erfindung des Wechsels auch schon unter diesen barbarischen Nationen im Schwunge war. Mehrere Wechsel waren auf Grusier und Armenier ausgestellt, doch scheint ihnen

die Erfindung des Endossements wahrscheinlich noch zu künstlich, denn endossirte Wechsel sah ich nie. Ich copirte einen, der von dem Kosaken Nicolai Korotkow unterschrieben war: „Stadt Novotscherkask." Hinter dem Namen des Trassanten standen noch die Worte „ruku prilojal" (mit Handbeilegung) eine eigenthümliche Redensart, welche die Russen überall in ihre Wechselbriefe hineingebracht haben. Der Wechsel stieg auf den Betrag von 15,000 Rubel. Bei Wechseln unter 1000 R. zahlt man 3 R. Stempelgeld, bei einem Betrage von 1000 bis 10,000 6 R. und bei 10,000 bis 20,000 20 Rubel.

Einer von diesen Kaufleuten sagte mir, daß den Bestimmungen der Obrigkeit zufolge die Messe den 3 Januar anfange und den 13ten ende; jedoch sey der Anfang und das Ende der Hauptgeschäfte der von den Kaufleuten beobachteten Observanz zufolge etwas später als beide Zeitpunkte. Man könne den 6 Januar, wo eine große, kirchliche Feierlichkeit, der sogenannte „Kreuzgang zum Wasser" statt habe, als den eigentlichen Anfangspunkt der Geschäfte annehmen; bis zum 10 und 12 Jan. dauere noch immer die Anfuhr von Waaren fort, deren größte Masse sich am 12ten auf dem Markte vereinigt finde. In den sechs Tagen vom 12ten bis zum 18ten würden die größten Geschäfte gemacht, und vom 18ten bis 25sten, wo Alles beendigt sey, sey die Zeit des „Rastschots," der Abrechnung; doch gilt dieß hauptsächlich nur von den Manufacturwaaren. Denn außerdem hat auch noch jede Waare wieder ihre besondere Periode der Blüthe und des Abnehmens, die mit großer Genauigkeit innerhalb der drei Wochen des Marktes jedesmal auf dasselbe Datum fällt.

Die Reihe der „Bumaschnije lawki" nimmt im Gostinnoi Dwor gar kein Ende, doch gibt es ihrer ebenso viele, wo nicht noch mehrere in den Reihen der sogenannten Susdalschen Magazine des Kaufmanns Karpow, nur mit dem Unterschiede, daß es hier nicht lauter Moskauer sind, sondern auch Kaufleute von andern russischen Fabrikstädten, von Susdal, Wladimir, Schuja, Serpuchow, Kolomna, Perejaslawl u. s. w. Von allen diesen Städten mußte Schuja, nach der Menge der hieher geschickten Repräsentanten zu schließen, die blühendste seyn, denn es waren allein 20 Magazine mit Schujaschen Waaren gefüllt; Susdalscher Magazine zählte ich zwölf. Aus beiden Städten war auch sehr viel Leinwand da, an deren Weiße und Feine ein Dilettant wenig auszusetzen fand. Sie bleibt meistens im Lande, da die Orientalen mehr Seide und Baumwolle tragen; doch brilliren diese Magazine auch außerdem alle noch mit einer Menge von bunten Tüchern, deren Gewebe und Farbe darauf berechnet sind, um einer Kirgisin oder Usbeckin ein wohlgefälliges Lächeln des Beifalls abzugewinnen, nebst einer Menge von solchen interessanten Gespinnsten, mit denen Rußland so viele asiatische Völker in sein Interesse hineinverwebt, sich bei ihnen mit billigen Farben einschmeichelnd und sie mit den Banden des freundschaftlichsten Handelsverkehrs umgarnend.

Neben den Baumwollenläden des Gostinnoi Dwor und mit ihnen vermischt, stehen die „Scholkowije lawki" (die Seidenbuden), welche die Seide gefärbt und gesponnen und auch völlig roh in großen Quantitäten verkaufen. Für diesen Artikel ist wohl die Charkoffer Messe die bedeutendste in ganz Rußland, und es wird hier darin selbst mehr gemacht als in Nowgorod, da Charkoff allen Seide spinnenden Gouvernements Rußlands so nahe liegt. Grusien und überhaupt die kaukasischen Provinzen sind in dieser Hinsicht die wichtigsten, doch hat man auch in der Krim, so wie selbst in den neu-russischen Gouvernements, auch in Poltawa und der Ukraine, Maulbeerbäume angepflanzt und die Zucht der Seidenraupe durch armenische Ansiedlungen hieselbst eingeführt. Daher denn auch auf den Kunst- und Productenausstellungen, die in den Hauptstädten dieser Gouvernements bei der Durchreise des Thronfolgers im J. 1837 veranstaltet wurden, nicht wenig Seide vorkam. Indeß kann in allen diesen Gegenden die Seidenwurmzucht durchaus noch nicht als einheimisch und als Gewerbszweig der Nation angesehen werden; sie wird nur da betrieben, wo die Regierung ihren Betrieb veranlaßt, und im Ganzen wird wohl nur noch wenig Seide dabei gesponnen, auf jeden Fall sehr schlechte; denn alle diese südrussischen Seidengewebe zeichnen sich durch ihre geringe Güte und Haltbarkeit in hohem Grade aus.

Die Seidenbuden haben gewöhnlich auch noch große Vorräthe von einem Artikel feil, den man bei uns nur noch selten sieht, und den ich nirgends in so großen Quantitäten beisammen fand, als auf der Charkoff'schen Messe: venetianische Glasperlen nämlich, die von allen Größen, Färbungen und Gestalten in großen Kisten zusammenliegen. Stoff genug, um die Eitelkeit sämmtlicher Weiber von ein Duzend südrussischer Nationen damit zu füttern. Sie verkaufen die blinkenden, kleinen Krystalle pud- und centnerweise. Den Kalmükenmädchen muß dieß fabelhaft klingen, so viel Metallglanz und Edelsteinschimmer, solche Farbenpracht und Formenreiz, so schnöde wie anderes Gemeines abgewogen. Sie erhalten diese Perlen über Brody, wohin sie vom adriatischen Meere aus durch die ganze Länge der österreichischen Monarchie auf weiten Handelspfaden rollen.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Madagascar.

8. Die Owah-Armee.

(Schluß.)

Hinter den Sivandas kamen die Sängerinnen in ihren langen, weißen Mänteln, welche die Thaten der gefallenen Krieger priesen, und die Lebenden anfeuerten, ihnen nachzueifern; sie werden auf Kosten des Staats unterhalten. Nach ihnen verkündigte der Schall der an ihren Gürteln hängenden Glöckchen die Priester (Ombiaschen und Ampuanzanen). Sie schienen alle sehr betagt, und trugen eine Art Oriflamme, welche, der Sage nach, die Owah-Armee stets siegreich machen soll, zur Zeit des Friedens in die Gruft der Könige gelegt wird, und seit undenklichen Zeiten im Besitze der Könige von Emirne seyn soll. Ein ehemaliger Officier von Dianampuine, aus den anerkannt Tapfersten ausgewählt, trug neben den Priestern eine zerrissene Fahne, auf der Halbmonde und andere mir un-

erklärliche Figuren dargestellt waren. Sie hatte Tippu Sadib, dem Sultan von Mysore, gehört, und war von den Engländern aus den Magazinen der Insel Mauritius dem König von Emirne geschenkt worden, der sie, als sie ihren Irrthum gewahr wurden, nicht wieder zurückgeben wollte.

In Mitte eines zahlreichen und glänzenden Generalstabes, unter einem Baldachin von rother Seide mit goldenen Franzen und Quasten verziert, und von reich gekleideten Sklaven getragen, sah man endlich Radama auf einem arabischen, reich aufgezäumten Rosse. Er trug die Landestracht, seine Stirn umschloß ein mit Rubinen eingefaßtes Diadem. Zwei Pagen schritten zur Seite des Königs, und wehrten mit Fächern den Fliegen.

Brady ließ die Truppen in Schlachtordnung aufmarschiren, und 101 Kanonenschüsse verkündeten den Anfang der Feier. Die Artilleristen waren aber so ungeübt in ihrem Dienste, daß zwei Menschen dabei umkamen, und fünf oder sechs schwer verwundet wurden. Die Generale und Officiere, ans Reiten nicht gewöhnt, mußten absteigen; nur der König blieb zu Pferde, ließ stolz seine Augen über die besiegten Völker hinstreifen, und gab dann Befehl, daß ihre Häuptlinge sich ihm nahen sollten. Und im Staub gebückt leisteten sie den Huldigungseid, und empfingen silberne, zwei Fuß lange Ketten, deren Ringe so schwer wie die Ketten der Galeerensklaven waren. Darauf hielt er eine Rede, die sehr kräftig gewesen seyn soll, und las das Militärgesetzbuch vor, das er mit dem englischen Agenten redigirt hatte. Es war sehr streng abgefaßt: beim geringsten Versehen wird der Soldat, der sich übrigens selbst erhalten muß, zu mehrjähriger Kettenstrafe verdammt, und wenn er während derselben stirbt, so wird sein Leichnam nicht eher seinen Verwandten ausgeliefert, noch ihm die Ketten abgenommen, als bis die Strafzeit vorüber ist. Sobald das Militär aller Grade nicht im Dienst ist, wird ihm abtheilungsweise eine Woche im Monat zum Handeltreiben verstattet. Das Geld gibt ihnen der König, je nach ihrem Range, mehr oder weniger; doch dürfen sie das Capital nicht angreifen, welches Eigenthum des Königs bleibt, und von ihm nach Gutdünken zurückgefordert wird. Jeder Soldat oder Officier, der im Gefecht seinen Posten verläßt, stirbt auf dem Scheiterhaufen, und die Insubordinationsfehler werden mit solcher Härte gestraft, daß der Soldat seinen Obern nur zitternd naht. Doch genießen sie auch mehrere Privilegien, unter denen namentlich das ausschließliche Eigenthum der Frauen zu bemerken ist. Ehebruch ist zwar in Ermine kein Verbrechen, nicht einmal eine unanständige Handlung, aber die Frau eines Soldaten, welche Untreue begeht, während ihr Gatte im Dienst des Königs abwesend ist, wird zum Tode verurtheilt.

Nachdem die Armee mit Lebhaftigkeit und Präcision im Feuer exercirt hatte, defilirte sie vor Radama, und der Hof wandte sich dann nach der Stadt zurück, wo man eine große Menge Ochsen opferte, die unter die Soldaten vertheilt wurden.

Die englischen Stationen im Mittelmeere in medicinischer Hinsicht.

(Quarterly Review, Junius 1840.)

Der Felsen, 4700 Fuß lang und 1600 Fuß breit, jäh aufsteigend bis zu einer Höhe von 1439 Fuß, wird oft von tiefen Schluchten unterbrochen, die, wenn auch im Winter voll Wasser, doch im Sommer stets trocken sind. Gegen Süden liegen einige ziemlich große Teiche, die nahe an 2 Millionen Gallonen Wasser zum Verbrauch der Garnison enthalten. Sümpfe und Marschland gibt es nicht. Das Klima ist das ganze Jahr hindurch neblig und feucht, wenn auch im Sommer trocken und schwül. Die Ostwinde führen über das mittelländische Meer Feuchtigkeit und ungesunde Witterung her, die meist vom Julius bis November dauert. Wenn diese Winde vorherrschen, sollen Wunden schwerer heilen, hitzige Krankheiten entstehen und viele Reconvalescenten Rückfälle erhalten und sterben; der Westwind dagegen ist trocken, rein und erfrischend, und weht geradezu auf die Stadt. Die Regen beginnen mit großer Heftigkeit Ende Septembers und halten bis zum Mai an, doch mit Unterbrechung und mit weniger Gewalt; darauf folgt Dürre, während welcher alle Vegetation ausgehen würde, wenn man sie nicht künstlich bewässerte. Im Herbst fällt viel Thau, und dicke Nebel steigen auf, die eine fortdauernde Nässe erhalten, welche eine sehr unangenehme Empfindung macht.

Die physische Beschaffenheit Malta's weicht in vielen Punkten von der Gibraltars ab. Es ist nicht gebirgig, wenn auch eine Felsenkette, welche die Insel in ihrer ganzen Breite durchzieht, sich zu einer Höhe von 1200 Fuß erhebt. Die Oberfläche der Insel bildet eine trockene, felsige, abschüssige Ebene, die sich von Südwest nach Nordost, wo sie das Meer berührt, abdacht. Sie hat weder Flüsse, noch Seen und stehende Wasser, mit Ausnahme von zwei kleinen Punkten an der Spitze der St. Pauls-Bucht, wo der Ocean durch Zurücktreten einen feuchten Boden hinterlassen hat. Gozo, eine kleine durch eine enge Straße von Malta getrennte Insel, ist bergig und fruchtbar, und hat mit Malta die geologische Beschaffenheit gemein.

Die Temperatur Malta's ist eben so heiß im Sommer, wie in den Tropenländern. Der Felsen zieht die Sonnenstrahlen an und strömt die Hitze nach Sonnenuntergang wieder aus, so daß sich während der Nacht die Temperatur nur wenig erfrischt, woraus ein drückender, beengender Zustand entsteht, der durch die heißen Winde, die über die dürren Wüsten Afrika's kommen, nicht gemildert wird. Von December bis Februar fallen die Regen in Strömen, so daß die Luft bis zum März mit Feuchtigkeit überladen ist, worauf fünf Monate lang kein Tropfen Regen fällt und der Himmel wolkenleer ist. Der Scirocco, oder Südostwind, herrscht in den Herbstmonaten vor, und ist ohne Zweifel die Quelle großer Unbequemlichkeit und der Gesundheit sehr nachtheilig. Malta und Gibraltar hält man gewöhnlich für sehr gesund, und sie sollen namentlich denen, die an der Auszehrung leiden, noch die letzte Hoffnung der Wiederherstellung gewähren; aber dieser Schluß, oder vielmehr dieser Glaube, findet in diesen Berichten keine Bestätigung. Die Verf. derselben behaupten, daß in England unter 1000 6,6 von dieser furchtbaren Krankheit ergriffen werden, in Gibraltar 8,2, in Malta 6,7 und in den jonischen Inseln 5,5. Daraus würde folgen, daß, mit Ausnahme der jonischen Inseln, die Stationen im Mittelmeere für Lungenkranke nicht, wie man gewöhnlich angenommen hat, günstig,

ſondern ſehr nachtheilig ſind. Vergleicht man die entzündlichen Lungenkrankheiten, wie Pleureſie und Pneumonie, in den verſchiedenen Ländern miteinander, ſo bemerkt man, daß dieſe Krankheiten im Mittelmeere zweimal ſo oft vorkommen, als in Großbritannien und Irland, und daß ſie in dem milden Klima von Malta noch einmal ſo tödtlich ſind.

Dieſer Schluß ſcheint aber nicht ganz richtig. Wenn man die Generaltabelle der Krankheiten in den ſämmtlichen engliſchen Beſitzungen überſieht und die Todesfälle bei Lungenkrankheiten in den verſchiedenen Colonien vergleicht, ſo erhält man weniger Todesfälle aus dieſen Krankheiten in den geſammten Stationen des Mittelmeeres, als in England. Das relative Verhältniß der Todten ſcheint ein ſichereres Kriterium der vorherrſchenden auszehrenden Krankheiten, als die relative Zahl der Krankheitsanfälle, wie es die Berichterſtatter thun. So ſchwer die Krankheit im Anfang richtig erkannt werden kann, ſo leicht iſt ſie es in ihrem letzten Stadium, und wenn die Verfaſſer ſagen, die Zahl der Krankheitsanfälle verhalte ſich zu den Todesfällen wie 1:2, ſo iſt das unbegründet, denn in keinem Lande der Welt rafft die Auszehrung nur die Hälfte der an ihr Leidenden hin. Das fühlen auch die Verfaſſer, und fügen als Erklärung hinzu, daß man nicht alle Fälle, die nicht mit dem Tode geendet haben, als völlige Geneſung anſehen dürfe, indem viele als invalid nach England zurückgeſchickt, andere als Rückfällige wieder im Hoſpital aufgenommen werden; doch ſelbſt dieſe Erklärung können ſie nicht beweiſen, und deßhalb muß immer die Behauptung gelten, daß ihre Meinung, auf den beiden Stationen im Mittelmeere komme die Auszehrung häufiger vor als in England, nicht ganz begründet ſey.

In Bezug auf andere Krankheiten ſcheint es, daß in Gibraltar jeder wenigſtens einmal des Jahres unter ärztlicher Behandlung ſteht. Todesfälle von Fiebern kommen um die Hälfte mehr, Anfälle der Krankheit zweimal häufiger vor als in England. Die größere Zahl von Todten in dieſer Claſſe gehört dem gelben Fieber, das aber nur zufällig die Genueſen heimſucht; rechnet man das ab, ſo ſterben von tauſend Mann nur 2,3. Katarrhe kommen, der Nebel und feuchten Witterung ungeachtet, weniger häufig als in England vor, und wenn auch Lungenentzündungen häufiger vorkommen, ſo ſind ſie doch mildern Charakters, ſo daß, während in England der Tod bei Lungenentzündung unter 18 Erkrankungen einmal vorkommt, in Gibraltar dieß erſt unter 45 Krankheitsfällen erfolgt.

Die Krankheiten der Eingeweide ſind zweimal ſo häufig und dreimal ſo tödtlich als in England, ein Umſtand, der mit Recht dem Genuß eingeſalzener Speiſen in Klimaten zugeſchrieben wird, welche nur leicht verdauliche vertragen. Auch iſt auf dieſe Angabe hin nach den heißern Himmelsſtrichen eine größere Menge friſches Fleiſch und Gemüſe geſchickt worden, und die Erfahrung hat eine größere Verminderung der Sterblichkeit unter den Garniſonen gezeigt.

In Malta iſt die Zahl der Krankheitsfälle größer, doch die Sterblichkeit geringer als in Gibraltar. Auch dort ſind Fieber zweimal ſo häufig als in England. Wechſelfieber ſind unbekannt. Auf den verſchiedenen Stationen dieſer kleinen Inſel iſt ein auffallender Unterſchied in Bezug auf Sterblichkeit am Fieber ſichtbar. In Valetta kamen auf 1000 Mann jährlich 152 Fieberkranke, von denen 1,4 ſterben; in Cottonera 178 Kranke und 5,5 Todte; in Floriana 217 Kranke und 4 Todte, woraus hervorgeht, daß nicht die allgemeinen Einwirkungen, wie Hitze, Näſſe, Elektricität u. ſ. w., das Fieber beſtimmen, ſondern nur in Verbindung mit der Localität. In Malta, wie auf den joniſchen und weſtindiſchen Inſeln wird die Sterblichkeit durch die Trennung zweier Orte von nur wenigen Meilen vier- bis zehnmal größer. Dieſe Bemerkung zeigt den Behörden die Nothwendigkeit, bei der Wahl ihrer Stationen eben ſo ſehr auf die geſunde Lage als die militäriſche Wichtigkeit zu ſehen. Obgleich die Temperatur im Ganzen ſich ſehr gleich bleibt und in Malta nicht um vier Grade während des Jahres wechſelt, ſo zeigen ſich die Lungenleiden doch tödtlicher als in Gibraltar. Die Unterleibsleiden raffen 5,6 von 1000 Mann jährlich hin, während die Officiere, die mehr von friſchem Fleiſche leben, nur wenig darunter leiden. Dieſe Claſſe von Krankheiten, beſonders Durchfälle, iſt gewiß ſehr von der Temperatur abhängig, weßhalb man den Soldaten in warmen Klimaten vorzüglich Lebensmittel reichen ſollte, die leicht verdaulich wären. Auch iſt die Sterblichkeit unter den malteſiſchen Truppen, die in ihrem Vaterlande ſind, und ſich hauptſächlich von Reis, friſchen Vegetabilien und Fiſchen nähren, nicht halb ſo groß als unter den dort ſtationirenden Engländern, die beſonders Böckelfleiſch und nur wenig Vegetabilien erhalten.

Die joniſchen Inſeln begränzen die Küſten Griechenlands vom Eingange in das adriatiſche Meer bis zur ſüdlichen Spitze Morea's von Nordweſt nach Südoſten. Im Ganzen ſind ſie gebirgig und rauh und großentheils unfruchtbar. Sie ſehen aus wie Maſſen kahler in maleriſche Formen zerriſſener Felſen, zwiſchen denen tiefe Schlünde und Schluchten liegen. Die Küſten ſind von ſeichten Buchten und Lagunen zerſchnitten, deren Ufer Sümpfe ſind. Corfu ausgenommen, iſt die Ausdehnung des ſumpfigen Bodens beträchtlich. Die Inſeln ſind keineswegs durch üppige Fruchtbarkeit ausgezeichnet. Wie alle Gebirgsgegenden, ſind ſie plötzlichem Wechſel ausgeſetzt, und in wenig Stunden wechſelt oft in ſchneller Folge außerordentliche Hitze mit großer Kälte, feuchte mit trockener Witterung. Die Schneegebirge Albaniens mildern die Temperatur im Winter und Frühling auf den benachbarten Inſeln, aber der Felſengrund, der die Sonnenſtrahlen zurückhält, gibt dem Sommer die drückende Hitze der ſüdlichen Breiten. Daher wird der Wechſel ſtärker gefühlt, als der Thermometer ihn anzeigt. Im Durchſchnitt iſt die Wärme im Januar 10°, im Auguſt 22° R.; der Südwind iſt feucht, nicht ſelten vom Sciroco begleitet, und ſo lange er weht, vertrocknet alle Vegetation, die animaliſchen Kräfte erliegen — Geneſende erhalten Rückfälle — Fieber werden tödtlich — Wunden brechen auf.

(Schluß folgt.)

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 127** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Das Ehepaar aus der alten Zeit auf dem Lande. — Der engliſche didaktiſche Dichter Cowper und ſein Hauptwerk „die Aufgabe" (the task.) (Forts.) — Zuſtand und Beruf der Frauen. (Schluß.)

Zu dem Abonnement dieſes dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 1—3 Blätter erſcheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abonnenten des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 127.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

4 November 1840.

Boadicea.

Von Cowper.

Albions Heldenkönigin,
Die der Römer nieder trat,
Sucht mit unmuthsvollem Sinn
Bei den Heimathgöttern Rath.

In der Eiche Schatten dort
Eisgrau der Druide ruht;
Flamm' iſt ſeines Mundes Wort,
Voll von Gram und voll von Wuth.

„Fürſtin, wenn mein alter Blick
Weint um dein unendlich Leid,
Iſt's, weil Zorn noch hält zurück
Meiner Worte Furchtbarkeit.

Rom muß fallen, — ſchreib dieß Wort
In das Blut, das ſie vergoß,
Fallen, tiefgehaßt, verdorrt,
Ihre Schuld, ihr Umſturz groß.

Rom, die, ihrer Herrſchſucht Raub,
Tauſend Völker frech zertritt,
Küßt, die Stolze, bald den Staub;
Horch! am Thor des Deutſchen Schritt!

Ein Geſchlecht, das hier entſpringt
Unſern Forſten, es durchzieht,
Donnertragend, raſchbeſchwingt
Ein noch größ'res Herrſchgebiet.

Land, das Cäſar nie gekannt,
Deinen Eukeln beugt's das Knie,
Wo ſein Adler niemals ſtand,
Der nicht unbeſiegt, wie ſie."

Alſo rief der Liederſohn
Ahnend mit des Himmels Feu'r,
So durchzitterte der Ton
Seine ſüße, heil'ge Ley'r.

Sie im Stolz der Herrſcherin
Zählt' in ſich der Worte Gluth,
Stürzt' in Kampf, focht, ſank dahin,
Warf es zu dem Feind mit Wuth:

„Mörder, ſtolz und ſchonungslos,
Himmel zückt den Rachestreich;
Herrſchaft wird einſt unſer Loos,
Schmach und Umſturz harrt auf euch!"

Julius Kraie.

Das Ehepaar aus der alten Zeit auf dem Lande

oder

Philemon und Baucis unter den Koſaken.

(Fortſetzung.)

Aphanaſij bekümmerte ſich nur ſehr wenig um die Wirthſchaft, doch fuhr er bisweilen zu den Mähern und Schnittern hinaus und beaufſichtigte dann ihre Arbeit ziemlich ſcharf; während der ganzen Einfahrt lag jene auf Pulcherien. Dieſer letztern Wirthſchaften beſtand in einem unaufhörlichen Oeffnen und Schließen der Vorrathskammer, nebſt Einſalzen, Trocknen und Einkochen einer unzählbaren Menge von Früchten und Kräutern. Ihr Haus glich vollkommen einem chemiſchen Laboratorium. Unter einem Apfelbaume wurde beſtändig ein Feuer unterhalten, und nie faſt kam von dem eiſernen Dreifuße der Keſſel oder das kupferne Becken mit Gekochtem, Eingemachtem,

Marmelade, *) mit Meth in Zucker angemacht, und, ich weiß nicht, womit sonst noch.... Unter einem anderen Baume destillirte dann immer der Kutscher in einem kupfernen Bottich **) den Branntwein von Pfirsichblättern, Elzbeerbaumblüthen, Tausendguldenkraut und Kirschkernen, bis er am Ende dieses Processes, fast außer Stande die Zunge zu rühren, so erzaldernes Zeug schwatzte, daß Pulcheria durchaus nichts davon verstehen konnte und ihn eben in die Küche schicken mußte, damit er seinen Rausch verschlief. — Von allen jenen Sachen wurde eine solche Menge gesotten, eingemacht und getrocknet, daß sie gewiß den ganzen Hof überschwemmt haben würden, da Pulcheria immer gern außer dem zum Verbrauche Bestimmten noch etwas als Vorrath besorgte — wenn nicht die größere Hälfte davon durch die Mägde aufgezehrt worden wäre, welche sich in die Vorrathskammer schlichen und dort so entsetzlich einluden, daß sie nachher den ganzen Tag stöhnten und über Magendrücken zu klagen hatten. — Mit dem Feldbaue und den andern Wirthschaftsangelegenheiten sich zu befassen, hatte Pulcheria wenig Gelegenheit, denn, da der Verwalter hirrin mit den Uebrigen gemeinsame Sache machte, stahlen sie unbarmherzig alles weg. Eben so war es alltäglich, daß sie in das herrschaftliche Holz gingen, als ob es ihr eignes wäre und daraus Schlitten fertigten, welche sie dann auf dem nächsten Markte verkauften. Außerdem aber verkauften sie auch alles starke Eichenholz an die benachbarten Kosaken zu Bohlenwänden für die Mühlen. Einmal nur wünschte Pulcheria ihr Holz zu besichtigen: die Droschke wurde daher angespannt, mit den prächtigen Schneedecken, von welchen, wenn der Kutscher die Zügel schüttelte, nicht sobald die Pferde, die noch in der Landwehr dienten, berührt wurden, als die Luft mit so seltsamen Tönen erfüllt ward, wie wenn plötzlich eine Flöte, Trommeln und eine Pauke erklängen. Jedes Nägelchen und eiserne Hufeisen ertönte, so daß es bei den Mühlen selbst vernommen werden konnte, wenn die Herrschaft vom Hofe abfuhr, obgleich die Entfernung nicht weniger als zwei Werst betrug. Pulcheria aber konnte nicht umhin, die entsetzliche Verwüstung im Holze und das Verschwinden der Eichen gewahr zu werden, die sie schon seit ihrer Kindheit als hundertjährige gekannt hatte, und wandte sich deßhalb zu ihrem Verwalter, welcher sich auch schon dort befand, mit der Frage: „Woher kommt es denn, Nitschipor, daß bei dir die Eichen so selten geworden sind? Nimm dich nur in Acht, daß bei dir nicht auch die Haare so selten werden!“ — Woher die so selten geworden? (erwiederte dann gewöhnlich der Verwalter) sie haben sich eben verloren. Nach und nach sind alle ausgegangen, theils von den Gewittern niedergeschlagen, theils von den Würmern zernagt, sind sie alle geworden, Herrin, meiner Treu', ganz alle geworden. — Durch diese Rechtfertigung vollkommen zufriedengestellt, gab Pulcheria, nach Hause zurückgekehrt, den Befehl, die Wächter im Garten bei den spanischen Kirschen und großen gelben Winterbirnen zu verdoppeln. — Ferner fanden es die würdigen Aufseher, der Verwalter und der Vogt, gänzlich überflüssig in das herrschaftliche Magazin alles dahingehörige Mehl zu schaffen; damit es aber an der Hälfte auch genug sey, brachten sie diese bespritzt und angefeuchtet dahin, so daß sie dann auf dem Jahrmarkte als Ausschuß verkauft werden mußte. Wie viel aber auch der Verwalter und der Vogt wegstahlen — wie abscheulich auch im Hofe alles gefräßig zuschlang, von der Wirthschafterin bis zu den Schweinen, die eine entsetzliche Menge Pflaumen und Aepfel verwüsteten, und oft, mit den Rüsseln an die Bäume stoßend, einen ganzen Regen von Früchten herunterschüttelten — wie viel auch die Spatzen und Krähen wegpickten — wie viel das ganze Gesinde an Naschgeschenken für die Gevattern in andere Dörfer wegtrug und sogar an alter Leinwand und Garn aus den Scheunen fortschleppte, welches alles der Allerweltsquelle, d. h. der Schenke zuströmte — wie viel auch die Gäste, phlegmatische Kutscher und Diener mitnahmen — so brachte doch die gesegnete Erde jedwedes in solcher Menge hervor und bedurften Aphanasij und Pulcheria für sich selber so wenig, daß all' diese entsetzlichen Plünderungen in ihrer Wirthschaft ganz unmerklich schienen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Naemuroso —? Passtiloju —? Pulcherieus Küche und Vorrathskammer sind so reichhaltig, daß nicht nur Uebersetzer, sondern auch die russischen Landleute selbst die Unbekanntschaft, sogar mit dem bloßen Namen der Delicatessen offen eingestehen und die Leser daher schon Nachsicht üben müssen, zumal der einzige Kleinrusse, der hier hätte aushelfen können, zugleich der Einzige kleinlich genug war, dieß zu versagen. — Die große Schwierigkeit, welche dieses Idiom überhaupt bietet, mag wohl der Grund seyn, warum der treffliche Gogol uns noch so unbekannt geblieben, dessen Verbreitung bei uns doch sicher nicht wenig zur Ehrenrettung der vielfach verschrieenen und verkleinerten russischen Novelle beitragen müßte; denn eigenthümlicher, lebendiger, wahrhafter und gefühlsinniger als Gogols Erzählungen sind kaum die beliebtesten aller anderen jetzt lebenden europäischen Novellenerzähler mit Recht zu nennen. — —

**) Remdikei? lembikae?

Der englische didaktische Dichter Cowper und sein Hauptwerk „die Aufgabe“ (the task).

(Fortsetzung.)

Der zweite Gesang beginnt mit dem Wunsche, fern von der Welt zu leben, um nichts von ihren Zwisten und Grausamkeiten zu hören, zumal von der Sklaverei, die zwar in England nicht geduldet werde, „Sklaven dürfen in England nicht athmen; in demselben Augenblick, wo ihre Lungen englische Luft füllt, sind sie frei;“ aber sie sollte auch nicht seyn, so weit Englands Macht reiche. Die Fortdauer der Sklaverei und die Zertretung der Menschenrechte seyen auch wohl die Ursache, weßhalb sich jetzt alle Elemente empörten, Stürme, Ueberschwemmungen, schreckliche Meteore, Erdbeben, vulkanische Ausbrüche herrschten, und weßhalb die Erde ein trübes trauerndes Auge habe (mit Rücksicht auf den Nebel, der Europa und Asien im ganzen Sommer 1783 bedeckte), Gott nahe in seiner Macht und mit seinen Schrecknissen, um die Sünden der Menschen zu strafen, was die Philosophie oft fälschlich übersehe und läugne. Auch England sey nicht schuldlos. Dennoch:

SPECIFICATIONS

Dimensions
Height: 1.5 in (3.8 cm)
Width: 1.5 in (3.8 cm)
Depth: 0.5 in (1.3 cm)
Weight: 1.5 oz (42.5 g)

Environmental
Operating temperature: 0°C to 40°C (32°F to 104°F)
Storage temperature: -20°C to 60°C (-4°F to 140°F)
Humidity: 10% to 90% non-condensing

Power
Battery life: Up to 12 hours
Charging time: 2 hours
Power source: Rechargeable lithium-ion battery

Connectivity
Bluetooth: 5.0
Range: Up to 10 meters (33 feet)

Audio
Speaker: 10 mm dynamic driver
Microphone: Omnidirectional

Sensors
Accelerometer: 3-axis
Gyroscope: 3-axis
Proximity sensor: Infrared

Materials
Housing: Polycarbonate
Ear tips: Silicone

Compliance
FCC ID: 2AXJK-EARBUDS
IC: 12345-EARBUDS
CE: Yes
RoHS: Yes

Warranty
1 year limited warranty

Package Contents
Earbuds
Charging case
USB-C charging cable
Ear tips (S, M, L)
User manual

wollen, so müssen wir fragen, welche Stellung die Frauen in ihm einnehmen. Ihr Einfluß umfaßt das ganze Leben. Weib — Mutter — zwei magische Worte, die süßesten Quellen des männlichen Glückes in sich begreifend. Ihnen gehört das Reich der Schönheit, der Liebe, der Vernunft. Immer ein Reich, eine Herrschaft! Die Realität dieser Macht wird nun nicht bestritten; aber man kann einwenden, daß sich ihre Wirkung auf den Familienkreis beschränke; als ob nicht die Gesammtheit der Familien die Nation ausmachte! Der Mann nimmt aufs Forum mit die Ideen, die er am häuslichen Herde mit der Frau besprochen. Seine Kraft und Stärke macht dort ihre sanften Eingebungen ins Leben treten. Oft klagt man darüber, daß das Geschäft der Frauen sich auf die Leitung und Führung des Haushalts beschränke, und man bedenkt nicht, daß von dem Haushalt der einzelnen Bürger die Vorurtheile und Irrthümer ausgehen, welche die Welt beherrschen." — „Es wäre nicht uninteressant, die Wirkungen und Gegenwirkungen zu verfolgen, durch welche die Weiber entwürdigt wurden und entwürdigten — abwechselnd Quelle und Opfer mißverstandener politischer Grundsätze."

Die Verfasserin rühmt die Zeiten des Ritterthums als diejenigen, wo die Frau dem Mann geistig gleich gestanden, und von ihm mit ausgezeichneter Achtung, mit einer phantastischen Verehrung behandelt worden sey: aber „auf die Ritterzeit folgte die Zeit der Wiederbelebung der Wissenschaften, und, seltsam! diese Wiedererstehung war für die Sache der Frauen nichts weniger als vortheilhaft. Die Männer fanden andere Pfade zum Ruhm, als Uebung der Kraft und Tapferkeit, Pfade auf welchen ihnen zu folgen den Frauen versagt war. In die neu entdeckten Regionen durften die Frauen nicht eindringen, und die Männer kehrten daraus zurück mit wirklicher oder erheuchelter Verachtung ihrer unintelligenten Genossinnen, ohne genug wahre Weisheit gewonnen zu haben, um zu erkennen, wie viel sie durch ihre Aufklärung gewinnen könnten. Da dem Fortschritt der Intelligenz bei den Männern kein ähnlicher Fortschritt bei den Frauen entsprach, verloren die letztern das Gleichgewicht in ihrer socialen Stellung. Ehre und Ruhm knüpften sich nicht mehr an das Lächeln der Schönheit. Die entthronten Herrscherinnen wurden, weil sie noch immer herrschen wollten, gemein, und suchten durch schnöde Künste die Herrschaft zu behaupten, die ihnen nicht mehr als Recht zugestanden wurde. Einfluß besaßen sie noch immer, aber Einfluß von minder würdiger Ar Sie wurden nicht mehr geachtet und verehrt, und daher war auch ihr Einfluß nicht mehr wohlthätig. Die endlichen Folgen dieser traurigen Verirrungen entwickelten sich an den Höfen eines Louis XIV und Karl II, wo sie ihren Gipfel erreichten. Der schlimme Einfluß war da auf seiner höchsten Höhe und die Entwürdigung der Frauen führte als unausbleibliche Folge auch die Entwürdigung der Männer herbei. Lange bereitete sich ein Wechsel in den Ansichten und in den socialen Einrichtungen, welcher diese Uebel ganz beseitigen sollte. Daß dieß nicht geschehen, rührt von einem großen Mißverständniß her. Nachdem die Frauen ihre moralischen und intellectuellen Rechte wieder erlangt, haben sie auch ihre Bedeutung in den Augen der Vernunft wieder gewonnen; längst sind sie die Zierden der Gesellschaft gewesen, welche von ihnen ihren Ton annimmt, und es ist zu sehr der Hauptzweck bei ihrer Bildung geworden, die Talente an ihnen zu pflegen, welche sie zu solchen Zierden machen. Ein zweifaches Uebel ist daraus hervorgegangen; die Frauen haben sich verblendet über die eigentliche Natur und den Zweck ihrer Existenz und es ist in ihnen ein Geist weltlicher Ehrsucht rege geworden, zuwiderlaufend der hingebenden Selbstsuchtlosigkeit, welche ihnen wesentlich ist. Dieß war der Irrthum der Gedankenloseren — die Nachdenkenderen sind in einen andern nicht minder ernsten verfallen. Weil man einsah, daß die Frauen mehr Würde und Werth besitzen, als die Gesellschaft und sie selbst an ihnen erkannten; weil ihre Talente und Tugenden sie auf gleiche Stufe mit den Männern stellen, behauptet man, ihr gegenwärtiger Wirkungskreis sey zu eng, und sie sollten an den öffentlichen Berufspflichten und Functionen des andern Geschlechts Theil haben. Gleichheit, geistige und physische Gleichheit, wurde proclamirt!" — —

Aus dem Schlußwort heben wir noch Folgendes aus:

„Die Bestimmung des Weibes ist, wie wir sehen, keine geringfügige; der Beruf des Weibs ist kein geringfügiger, der Einfluß, den das Weib besitzt und ausübt, ist nicht klein und armselig. Dürfen nun die Frauen kleinlich und auf Armseliges gerichtet seyn? Darf ihre Bildung und ihre Beschäftigung nur einen Kreis eleganter Armseligkeiten umfassen? Sollte die Pflege und Ausbildung äußerer angenehmer Eigenschaften der Hauptzweck seyn bei der Erziehung so einflußreicher, so großer Verantwortlichkeit ausgesetzter Wesen? Eine solche Erziehung steigert ihren Einfluß, aber benimmt ihnen das Vermögen, ihn zu beherrschen, vermehrt ihre Verantwortlichkeit, ohne ihnen die zu Erfüllung ihrer Pflichten erforderliche Tüchtigkeit zu geben. Nichts ist gefährlicher als der Besitz von Einfluß, der nicht durch Gewissenhaftigkeit beherrscht wird, und es heißt mit dem Schicksal der Gesellschaft spielen, wenn man eine solche Macht in Händen läßt, welche sie so wenig zu bewältigen vermögen. Der Einfluß der Frauen ist, oder soll seyn, ein moralischer; und damit er ganz seinen Zweck erreiche, sollte der Hauptzweck bei ihrer Erziehung seyn: ihre moralische Natur zu erweitern und zu vervollkommnen, und ihnen das Bewußte ihres Einflusses, aber auch der damit verknüpften Verantwortlichkeit tief einzuprägen."

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 310.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 November 1840.

Naturwissenschaftliche Bemerkungen über Brasilien.

XI. Der Nachtpapagei. (Steatornis.)

Diesen sonderbaren Vogel hat Hr. Alexander v. Humboldt zuerst in der Provinz Cumana in Südamerika gesehen, und in seinen zoologischen Beobachtungen beschrieben. Seiner Erzählung nach findet sich dort bei der Mission der Chaymas-Indier eine große Berghöhle, in welcher zahllose Vögel nisten, die man „Guacharos" nennt. Diese Vögel liefern ein ganz flüssiges und geruchloses Fett, welches noch klarer als Baumöl ist, und sowohl von den Indianern von Caripe als den Mönchen verspeist wird. Das Fett hängt in Menge am Bauchfelle und gibt beim Ausbraten ein genießbares Oel, das man ein ganzes Jahr hindurch gut erhalten kann. Der Guacharo ist so groß als ein Hahn, und seine Flugweite wird auf 3½ Fuß angegeben. Er fliegt nur in der Dämmerung und beim Mondscheine und lebt von Samenkörnern, welche in seinem Kropfe gefunden und von den Indiern als specifisches Mittel gegen die Wechselfieber betrachtet werden. Nach Aussage der Indier soll dieser Vogel nur an der bezeichneten Stelle vorkommen, allein wo ist in der ganzen übrigen Welt ein Fall bekannt, daß eine Vogelgattung nur auf ein einziges Felsenloch beschränkt worden wäre, besonders wenn die von ihr bewohnte Stelle einem großen Festlande angehört? Man hat in Brasilien schon längst die Nachricht, daß der Guacharo in großer Zahl in Matto Grosso zu Hause ist, und er wird sich bei näherer Untersuchung auch in Para finden. Der Werth dieser Entdeckung wäre übrigens von wenig Belang, wenn nicht eine für die leidende Menschheit sehr wichtige Frage damit verknüpft wäre. Diese Frage bezieht sich nicht auf die Heilung der Wechselfieber durch die Samenkörner im Kropfe der Vögel, sondern die Nachrichten aus dem Innern sind einstimmig, daß das Fett ein unfehlbares Mittel gegen Rheumatismus sey. Sollte sich diese Nachricht bewähren, worüber demnächst bestimmte Berichte nach Rio gelangen werden, so verdienen diese Vögel von Staats wegen gezogen und verbreitet zu werden, damit dieses schmerzlindernde Fett von nun an unter unsern Heilmitteln die ihm gebührende Stelle finde.

Skizzen aus Madagascar.

9. Bürgerliche Gesetze. — Radama's Gerechtigkeitssinn.

Den Tag nach dem Kabar gab ich dem Prinzen Ramanatek seinen Besuch zurück und fragte ihn zugleich über die Sitten der Owah. Mit vieler Freundlichkeit gab er mir gewünschten Aufschluß, und ich erfuhr von ihm, daß Vielweiberei bei den Owahs, wie bei den Betsimaraken im Gebrauch sey; die Töchter selbst von den ersten Familien treiben Handel mit ihren Reizen und oft sieht man auf dem Markte von Tananarivo Personen von verschiedenem Geschlecht, nur in einen Simbu eingehüllt, stehen, der sie nur unvollkommen bedeckt und ihr Gewerbe errathen läßt. Doch sind die Ehen regelmäßiger bei den Owahs als in andern Theilen der Insel und werden in Gegenwart einer obrigkeitlichen Person geschlossen, wofür ein Piaster bezahlt wird; dieselbe Abgabe wird entrichtet, wenn man der Obrigkeit anzeigt, daß man sich scheiden will. Die erste Frau heißt Wadibe, wird aber selten entfernt, obgleich der Gatte von ihr verlangen kann, daß sie ihm nach und nach ihre jüngern Schwestern und Verwandtinnen gibt. Jeder Frau wird eine besondere Hütte gebaut, wo sie von den andern getrennt lebt.

Eine eigenthümliche Sitte ist, dem Verstorbenen einen großen Theil des baaren Geldes in den Sarg mitzugeben und zu vergraben. Diese Schätze bleiben unangetastet, da das Volk eine große Scheu vor den Gräbern hegt. Daher kommt es, daß man so wenig baares Geld in Emirne findet, denn wenn eine Familie kein Geld hat, um es dem Verstorbenen mitzugeben, so borgt sie von den Wucherern welches und verpfändet selbst ihre Personen, um dem Gebrauch Genüge zu thun, so daß der König ein Gesetz gab, wonach der Gläubiger nicht das Recht hat, das Geld wieder zu erlangen, was von ihm zur Beerdigung geborgt worden ist.

Der auf der That ertappte oder überwiesene Dieb muß dem Beraubten eine Buße von 15 Ochsen entrichten, und kann, wenn er sie nicht zu entrichten vermag, von jenem verkauft werden. Der Mord, so wie jede Verwundung mit einem schneidenden Instrument, wird mit dem Tode bestraft; wurde der Tod durch einen Stock oder irgend eine andere nicht eiserne Waffe herbeigeführt, so kann er die Blutschuld durch Geld lösen.

Diese Gesetze zeigen, wie treffend Radama sein Volk beurtheilte, denn die Unterscheidung des Mords nach den dabei angewandten Waffen ist bei einem Volke, das stets bewaffnet und geneigt ist, Blut zu vergießen, von großer Wichtigkeit. Doch auch auf andere Weise bewies der König seinen scharfen Verstand und sein Gerechtigkeitsgefühl, wie folgende Anekdote, die mir Hastie erzählte, beweisen mag.

Kurze Zeit nach seiner Thronbesteigung waren zwei Kaufleute, Creolen, nach Tamatave gekommen, um Sklaven einzukaufen. Ihre mitgebrachten Waaren reizten die Habgier der Bewohner der Hauptstadt, und um sie bequemer berauben zu können, steckten sie den Palast des Königs in Brand. Das Feuer griff schnell um sich, und entzündete mehrere Fässer Pulver, die der König bei sich verwahrte.

Das Volk glaubte diesen todt, und in der allgemeinen Verwirrung wurden die Fremden geplündert, und wären ermordet worden, wenn sie nicht in eiliger Flucht sich gerettet hätten.

Kaum war der König dem brennenden Hause entronnen, als er seine Minister rief, und sich nach den Kaufleuten erkundigte; als man ihm ihre Beraubung und Flucht meldete, befahl er, sie aufzusuchen, und zu ihm zu führen; diese irrten halbnackt in den Umgebungen der Stadt herum, suchten vergeblich den Weg nach Ancaye, und glaubten sich verloren, als die Owah-Soldaten sie aufgriffen und vor den König führten.

Dieser aber empfing sie freundlich, beruhigte sie über ihre Besorgnisse, versprach die Schuldigen zu bestrafen, und ersetzte ihnen das verlorne baare Geld sogleich aus seiner eigenen Casse, indem er ihnen sagte, daß die Piaster alle sich gleich sähen; in Bezug aber auf ihre Waaren befahl er seinen Ministern, dieselben vor Untergang der Sonne herbeizuschaffen, sonst würde er sie enthaupten lassen.

Und damals war Radama noch nicht 18 Jahre alt, hatte noch keine Verbindung mit den Engländern, von denen er vielleicht diese civilisirten Ideen hätte lernen können, sondern war noch als ein Wilder zu betrachten.

Details einer großen russischen Messe.

(Fortsetzung.)

Die Pelzwaaren.

Weit interessanter aber, weit eigenthümlicher und bei uns unbekannter sind die Pelzbuden des Gostinnoi Dwor. Freilich kauft man hier in Charkoff nicht die allerfeinste Pelzwaare, weil hier natürlich die reichen Herren fehlen, welche jeden Flecken Fuchspelz mit Gold doppelt und dreifach aufwiegen können. Vielmehr sind Petersburg, Moskau und Nishneinowgorod entschieden die ersten Plätze in diesem Artikel. Dennoch würden wohl, glaube ich, alle amerikanischen Katzen, Biber, Schuppenbären und Chinchillas der Leipziger Messe das Hasenpanier ergreifen müssen vor den Schaaren von Schwarz-, Blau- und Silberfüchsen, von grauen, weißen und schwarzen Bären, und vor allen von der ausgesuchten Truppe der raren Marder, Otter und Zobel, die, obgleich im Leben nur schwach von Gebiß, doch im Tode stark im Werthe, die Leipziger wilden Thierfelle aus dem Felde schlügen. Es waren auf der Charkoffer Messe zehn große Pelzmagazine zu Markte gezogen mit seinen Waaren und außerdem noch mehrere mit den gemeinen Wolfs-, Schafs- und Hasenfellen für die geringen Leute. Die großen Zimmerräume der feinen Magazine sind aufs eleganteste mit den Fellen sibirischer Thiere austapezirt und drapirt; eine Menge von Bären und Katzen überziehen die Wände mit regelmäßiger Abwechslung der Farben, Garnituren von Fuchspelzen, der eine so sauber und untadlich wie der andere, schließen die Flächen ein, und Marder- und Zobelschwänze sind überall als Guirlanden und Troddeln eingefügt. Ein Paar Wölfe oder Eisbären halten gewöhnlich an der Thür Wache, und müssen in ihrem Tode nun, was ihnen bei Lebzeiten wohl nie einfiel, als Lockvögel dienen. Es ist bewundernswerth, wie viel der russische Pelzhändler bloß zur Verschönerung seines Ladens opfert; die Leipziger Pelzläden sehen sehr kümmerlich aus gegen diese russischen Fellsäle, die eines Palastes des Königs der Thiere würdig wären. Viele Waare liegt auf Etagen geordnet umher, das Meiste hängt in mehrern Hinterzimmern des Magazins, das Delicateste aber, Otter, Zobel u. s. w., liegen in aparten Schächtelchen und Kasten verwahrt, zu denen nur der Herr des Lagers den Schlüssel hat; denn mit vielen dieser Fellchen geben sie vorsichtiger um, als mit einer Banknote, da zuweilen mehr Werth darin steckt als in einem Sack voll Ducaten. Man sieht es dem russischen Pelzhändler gleich an, daß er im Lande der Pelze geboren und bei wilden Thieren aufgewachsen ist. In der Manier ein Fell zu behandeln, zurechtzuzupfen und dem Käufer zu präsentiren, daß Glanz und Farbenschimmer ihm am vortheilhaftesten ins Auge springen, könnte er allen übrigen ein Lehrer werden; freilich eben so auch in der wenig lobenswerthen Kunst, einem Felle Glanz und Farbe zu verleihen, welche die Natur ihm versagte, worin die Russen solche Meister seyn sollen, daß sie selbst oft den besten Naturkenner täuschen.

Der größte von allen Pelzhändlern auf der Messe war der Kaufmann Schulichow, der mit noch einigen andern Moskauern die amerikanische Pelzcompagnie bildet. In die Magazine dieses Mannes wandern die Thiere zu ganzen Schaaren ein und aus, und fast ein ganzes Fünftheil von dem, was die sibirischen, kurilischen und Sitkajäger an wilden Bestien tödten, kommt in die Niederlagen, welche er in Nowgorod, Moskau, Petersburg, Riga, Odessa und Charkoff hat. Ein Glück für ihn, daß die im Leben so unbändigen Bären- und Katzengeister nach ihrem Tode weniger Unruhe und Besorgniß zeigen um ihr unbegrabenes Fell, als die Menschen. Er hatte bloß auf der Charkoffer Messe für 600,000 Rubel Waare: in einem kleinen Kästchen, das er mir öffnete, glänzte allein ein Capital von 30,000 Rubeln in einigen schwarzen Fuchspelzen, von denen er das Stück zu 2 bis 5000 Rubel taxirte. Die schönsten und untadelichsten Pelze werden in Rußland so scharf kritisirt und abgeschätzt, wie die Edelsteine. In jedem Artikel steigen daher vollkommene Exemplare zu außerordentlich hohen Preisen, und sehr oft hört man, daß hier oder da ein Fuchs oder Bär geschossen sey, dessen Pelz von allen Kennern für unschätzbar

erklärt worden. Die Leichtigkeit und Unversehrtheit der Haut, die Farbe und der Glanz der Haare und ihrer verschiedenen Schattirungen, das Alter des Thieres, die Jahreszeit, in der es geschossen, die Größe des Fells, die Länge der Behaarung, der Zustand der Unterwolle, alles wird aufs genaueste untersucht. Die Jäger, die in den sibirischen Wäldern für die Petersburger und Pekinger Magnaten thätig sind, schießen einige Thiere bloß mit stumpfen Bolzen, andere fangen sie nur in Schlingen, wieder andere erlauben sie sich nur an gewissen Stellen des Körpers zu treffen, weil bei manchen kostbaren Fellen jede ungeschickte Verletzung den Werth um Hunderte verringern könnte. Bei jedem Pelzwerk ist die Art der Verpackung besonders: die kleinen Zobelpelze z. B. werden immer paarweise übereinander genäht, die innere Haut nach außen, drei solche Pärchen werden zu einem Colli verbunden, und in solchen Colli's zu 6 Fellen werden sie verkauft. Der gewöhnliche Preis eines Colli's ohne weitere Sortirung der Felle variirt zwischen 150 und 200 Rubel. — Von den zehn Pelzbuden in Charkoff waren allein vier aus Kursk, dessen Kaufleute einen außerordentlich großen Pelzhandel betreiben.

Die größten dieser Pelzhändler setzen enorme Quantitäten von Pelzen um, z. B. jährlich 40 bis 50,000 Füchse, 100 bis 150,000 Hasen und einige Millionen Eichhörnchen. Große Quantitäten von diesen drei Artikeln gehen ins Ausland auf die Leipziger Messe. Sibirien, das kälteste von Menschen bewohnte Land, bringt nach dem allenthalben waltenden Naturgesetze, wonach jedes dem Leben schädliche Princip auch sein heilendes Princip, sein Gegengift bei sich hat, auch die wärmeren der Pelze zur höchsten Vollkommenheit, und nicht nur finden hier sich die Thiere mit den schönsten Pelzen, die man anderswo nicht kennt, sondern auch selbst die bei uns einheimischen Thiere bringen dort prächtigere Behaarung zum Vorschein. So z. B. der Hund, der Fuchs u. s. w.; der sibirische schwarze Hund ist ein sehr gesuchter Pelz, der zu einem Preise von 50 bis 100 Rubel steigt; auch selbst der gemeine, rothe Fuchs Sibiriens — von den unschätzbaren Blau- und Silberfüchsen gar nicht zu reden — ist vorzüglicher als unser gemeiner Fuchs. Die Felle mancher Thiere macht die sibirische Kälte grau oder weiß, so die Eichhörnchen- und Hasenfelle; das Grauwerden der Eichhörnchen und das Bleichen der Hasen fängt im October an, und ist im November vollendet. Es ist äußerst interessant, die regelmäßige Veränderung der Farbe, die immer an gewissen Theilen des Körpers zuerst beginnt, an den in verschiedenen Zeitpunkten gefangenen Thieren zu verfolgen. Große Quantitäten der Eichhörnchen (bei uns „Grauwerk" genannt) gehen ins Ausland, doch größere noch bleiben in Rußland, wo die ärmste Frau ihren Grauwerkpelz trägt, mit dem bei uns schon oft wohlhabende Bürgersfrauen eine Art von Staat machen. Der Hasen gibt es allerdings in Rußland weniger als bei uns, dennoch schafft es alle Jahre eine große Partie über die Gränze, die von unsern Hutmachern verarbeitet werden, jedoch fast ausschließlich nur graue, die man in Rußland nicht schätzt, während die weißen mehr im Lande bleiben, und von den geringen Frauen getragen werden. Was an feinen Pelzen zu uns kommt, ist vergleichsweise mit dem, was im Lande getragen wird, so gut wie gar nichts, und man weiß im Ganzen genommen bei uns so wenig, was ein feiner Pelz heißt, als die Hottentotten wissen, was ein feines Ragout heißt. Ja, wir verstehen nicht einmal einen Pelz zu tragen, und ich bin überzeugt, daß den Russen, denen die Pelze anfitzen, als wären sie wie die Bären damit geboren, über manchen, zuweilen höchst sonderbar bepelzten Mann bei uns herzlich lachen müssen. Mancher macht sich bei uns mit einem Pelzflecken breit, der nicht mehr als einen Schuß Pulver kostete, während ein wohl vermummter Russe eine Behaarung auf dem Leibe trägt, um die oft 100 Zobelseelen bluteten, 50 Jäger und 10 Kaufleute sich graue Haare wachsen ließen. — Die Pelze, welche wir den Russen zurückgeben, sind hauptsächlich der amerikanische Waschbär, das bei den Herren gewöhnlichen Schlages beliebteste Pelzwerk, die amerikanische Katze, Chinchilla und Biber, die bei uns wegen der leichten Seeverbindung mit Amerika billiger sind.

Außer den feinen Pelzläden im Gostinnoi Dwor sind nun noch die Pelzläden für den gemeinen Mann, die sich in verschiedenen Gegenden des Marktes verstreut finden, interessant. Sie haben ausschließlich nur vier Pelzarten, weiße Hasen, Schafe, Wölfe und Füchse, für die Frauen und Männer des „Tschernoi narod" (des schwarzen Volks). In der Regel sind die Pelze schon ganz fertig, und liegen in netten Paketen zusammengelegt auf den Etageren der Bude hingereiht. Die russischen Bauern tragen durchweg Schaffelle, und zwar fast ausschließlich mit weißer Wolle; das Leder ist natürlich gegerbt, und außen hübsch geglättet, so wie außerdem noch mit einem weißen Stoffe eingerieben. Sie sehen neu sehr delicat und äußerst appetitlich aus, und da ihnen durchweg eine recht vortheilhafte Façon gegeben worden ist — wie denn überhaupt bemerkt werden kann, daß der Schnitt der Kleider des gemeinen Russen viel proportionirlicher und eleganter ist, als der des gemeinen Deutschen — so macht ein junger, flotter Bauernbursche nicht wenig Männchen, wenn er sich eine eben gekaufte „Schuba" anlegt. Theurer als diese gewöhnlichen weißen Schafpelze sind die silbergrauen, von den berühmten krim'schen Fellen, und eben so die „Kalmükki Tulubi" von dem kaffeebraunen, schönglänzenden Fell der kalmückischen Schafe. Es gibt mehrere Kalmücken und Tataren auf den Messen, die bloß diese kalmückischen Felle feil bieten, welche ihrer Dauerhaftigkeit wegen so sehr beliebt sind. — Die gewöhnliche Façon der russischen Pelze, der Vornehmen wie der Geringen, ist eine sehr bequeme und zweckmäßige. Sie sind alle so weit, daß man den ganzen Leib zweimal darin einwickeln kann, während die unsrigen meistens nur Ueberröcke sind, dabei haben sie oben einen breiten Kragen, zu dem die besten Felle verwendet werden, und der bei gutem Wetter reich auf Schultern und Nacken herabfällt, bei schlechtem aber über den Kopf geschlagen wird, so daß man dann in einem solchen Felle im tollsten Unwetter so warm und heimlich sitzt, wie ein Bärenjunges im Neste der Mutter.

(Schluß folgt.)

Russische Vorderexpedition.

Schwedische Blätter schreiben aus Wardöhus, daß am 18 August aus Wadsö ein Fahrzeug (Lodia) ankam, auf welchem sich die von Petersburg ins nördliche Eismeer gesendete Expedition befand. Chef derselben ist Prof. Bär, und sie besteht im Uebrigen aus Dr. Wittendorpf, nebst einem Polen, Namens Pauskowski. Die Expedition soll (bekanntlich) nach Nowa Zemlja gehen, wird aber jetzt wegen bereits vorgeschrittener Jahreszeit nicht mehr abreisen können. Sie dürfte deßhalb den Winter über ihre Untersuchungen in den westlichen Finnmarken fortsetzen, um die bereits bedeutenden Sammlungen zu vermehren.

Die englischen Stationen im Mittelmeere in medicinischer Hinsicht.

(Schluß.)

Der Regen fällt, wie in nördlichen gemäßigten Zonen, mehr in Schauern als Strömen, wie in Gibraltar und Malta; am häufigsten von November bis März, weniger oft von Junius bis September. Erdbeben sind häufig.

In den ersten Jahren der Periode, von welcher der Bericht spricht, wurden die Truppen zu Wegbauten verwendet, um Communicationen mit dem Innern dieser Inseln herzustellen, und wurden dafür besonders bezahlt. Während dieser Arbeitszeit kamen die heftigsten Krankheitsfälle vor; ob als Resultat ihrer Arbeit, oder der Excesse, zu denen der außerordentliche Sold verführte, ist nicht ganz ausgemacht. Während der letzten sechs Jahre hat die Sterblichkeit unter den Truppen sehr abgenommen; 1817 starben jährlich von 1000 Mann 49; 1818 27; 1819 54; während in den Jahren 1834, 1835 und 1836 nur 16, 15 und 16 Mann von 1000 starben.

Die Ursachen dieser verringerten Sterblichkeit liegen sichtbar in dem verbesserten moralischen und physischen Zustande dieser Inseln. Die englische Regierung hat seit ihrer Besitznahme derselben für die Bequemlichkeit und Gesundheit besondere Sorge getragen. Hospitäler und Casernen erweitert und verbessert (wozu die Eingebornen eine Abgabe bezahlen), Sümpfe und ungebaute Gegenden sind ausgetrocknet und bebaut worden, und dadurch ist das Klima der Inseln gesünder, die Sterblichkeit vermindert worden, so daß sie in Vergleich mit 1817 um 200 Procent gefallen ist. Dessen ungeachtet kommen in der Zeit 1817 bis 1836 im Durchschnitt 28,5 Todte auf 1000 Mann.

Die Sterblichkeit unter den Eingebornen jedoch ist genau dieselbe, wie die der einheimischen Bevölkerung Malta's und des südlichen Europa überhaupt 1:39. Fieber aller Art ohne Hautausschlag kommen am häufigsten vor, denn während in Gibraltar nur 5, in Malta 8 jährlich vom Fieber befallen werden, leiden hier nicht weniger als 152 am Wechselfieber; am gewöhnlichen Fieber leiden in Gibraltar 117; in Malta 152; in den jonischen Inseln aber 226 von 1000 Mann. Intermittirende Fieber aber, die in Westindien und Afrika zu allen Jahreszeiten wüthen, sind hier nur von Julius bis October herrschend.

Auch die Einwohner leiden, wenn auch nicht auf gleiche Weise, von diesen Fiebern, die aber in sumpfigen Gegenden nicht am häufigsten vorkommen. In den ganzen 20 Jahren starben nur zwei an Fiebern mit Hautausschlag, und zwar am Scharlach.

Das Klima ist zwar veränderlich, doch den Lungenleiden günstig. Katarrhe sind nicht halb so herrschend und tödtlich als in Gibraltar, Malta oder England. Auszehrende Krankheiten sind weniger zahlreich, und nicht so tödtlich als in Malta; doch schreiben die Berichterstatter dieß mehr dem Alter zu, da in Gibraltar und Malta ⅓ der Truppen unter 25 Jahre alt ist, während auf den jonischen Inseln nur ⅛.

Lungenentzündungen sind in Corfu und Cefalonia tödtlicher als in den übrigen Inseln. Leberkrankheiten kommen weniger oft als in Malta, doch häufiger als in Gibraltar vor. Die Tabellen zeigen, daß in Zante, wo der Wein gut und in Menge vorhanden ist, diese Krankheit am häufigsten vorkommt.

Chronische Dysenterien sind in den jonischen Inseln tödtlicher als in Ost- oder Westindien; hier kommt ein Todesfall auf 6 Kranke, in Gibraltar 1 auf 4, in Malta 1 auf 6, in den jonischen Inseln 1 auf 4⅔. Für diese Geißel der Tropenländer ist Entfernung in kältere Klimate die einzige Hülfe. Delirium tremens, oder Wahnsinn bei Trunkenbolden, ist auf diesen Inseln in Vergleich mit den andern Stationen des Mittelmeeres sehr häufig, und findet seine natürliche Ursache in der Wohlfeilheit des Weins, Fülle des Geldes, nicht gehörig verschlossenen Casernen und der Zerstreuung der Leute über das Land in kleinen Abtheilungen.

Die Zahl der Invaliden ist in Gibraltar im jährlichen Durchschnitt 16 von 1000 Mann, in Malta 20, in den jonischen Inseln 18; 41 sind fortwährend krank in Gibraltar, 45 in Malta, 47 in den jonischen Inseln. Der jährliche Durchschnitt der Krankenzeit für jeden Soldaten ist 15 Tage in Gibraltar, 16⅔ in Malta, 17 in den jonischen Inseln, und die durchschnittliche Dauer jedes Krankheitsanfalls beträgt auf diesen Plätzen 15⅔, 19⅔ und 14⅔ Tage. Hieraus erhellt, daß zwar in Gibraltar eine geringere Anzahl Kranker ist, aber sie länger krank bleiben, wahrscheinlich weil Auszehrung oder chronische Krankheiten vorherrschen.

Der Bericht zeigt aber auch, daß die Gewöhnung an das Klima die Sterblichkeit nicht mindert, denn die Fieber raffen die ältern Truppen schneller weg als die jüngern, besonders in Malta und den jonischen Inseln.

Der Vergleich der Krankheiten von Privatpersonen und Officieren ist unzureichend, da ihre Entfernung leichter bewirkt werden kann; doch scheint die Sterblichkeit der Officiere von 1000 jährlich 15,5 in Gibraltar, 16,9 in Malta und 17,5 in den jonischen Inseln.

Der Einfluß der Jahreszeit auf die Sterblichkeit betrifft besonders die acuten Krankheiten, und hier ist die Zeit vom Julius bis November am tödtlichsten. In Gibraltar und Malta sind dann die acuten Fälle zweimal, in den jonischen Inseln dreimal so häufig als im übrigen Jahr. Auf den letztern Inseln ist nach dem Urtheil der Berichterstatter der Gesundheitszustand außer diesen genannten Monaten besser als irgendwo auf der Erde, während die andern Stationen ein eben so feindliches Klima wie Westindien haben.

Doch darf man nicht vergessen, daß die Gesundheit dieser Inseln erst durch die Engländer besonders gewonnen hat, und dieser Zustand immer mehr sich bessern wird.

Neue Art Lettern. Es ist früher schon von einer neuen Art Lettern von ungewöhnlicher Härte und Dauer die Rede gewesen. Das Echo du Monde Savant vom 24 October sagt nun mit Bestimmtheit, daß die neuen von Hrn. Golson erfundenen Lettern keine Composition von Antimonium und Blei seyen, wie die bisherigen, und daß er garantire, daß sie 10 Jahre dauern könnten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 311.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 November 1840.

Die schwedische Verfassung.

Wir haben im März d. J. (s. Nr. 62 bis 64) einige Bemerkungen über den dermaligen Stand der Dinge in Schweden mitgetheilt, und kommen jetzt darauf zurück, da im Reichstage eine gänzliche Umwandlung der schwedischen Verfassung zur Sprache gekommen, und in mehrern Conferenzen sämmtlicher vier Reichsstände besprochen worden ist. Manches ist klarer und bestimmter geworden, dem Vierkammersystem Schwedens, d. h. der Vertheilung in Adel, Priester, Bürger und Bauern, ist das Urtheil so gut wie gesprochen, aber was an die Stelle treten soll, ein Zweikammersystem, wie mehrere, wenn auch nur als Uebergang, vorschlagen, oder ein Einkammersystem, wie in Norwegen, darüber ist man so uneins wie je, und nur das ist gewiß, daß die Kluft schroffer geworden ist, und man sich nach einem Ausweg vergebens umsieht. In Schweden sind drei Parteien und Interessen: der Bauernstand, dessen Zahl fünf Sechstheile, und dessen Vermögen wenigstens vier Fünftheile des Gesammtnationalvermögens umfaßt; der alte, noch wohl begüterte Adel, der gerne mit dem höhern Priesterstande ein Oberhaus bilden möchte, und mit dem sich auch der Bauernstand, der dessen Besitzthum und Stellung achtet, wohl vertragen könnte; und drittens der zahlreiche und unvermögliche Beamtenadel, dessen feste Burg die entsetzlich verwickelte und kostspielige Verwaltung ist, die er als sein erbliches Besitzthum ansieht, aus welchem er sich nicht verdrängen lassen will. Diesem Interesse ist jedes Mittel gut, um sich zu behaupten, und man beschuldigt diese Classe, daß sie, um ihre Stellung zu sichern, lieber das Land in den Händen der Russen sehen als sich eine ihren Interessen widerstrebende Umwandlung gefallen lassen würde. Bei dem im schwedischen Volke herrschenden Haß gegen die Russen wird somit die Spaltung immer größer; im Laufe des Sommers erschien ein „Nachtstück," das mit dichterischer Phantasie die durch den Beamtenadel herbeigeführte Russenherrschaft und die endliche Wiedererhebung des Volks schilderte; die Gemüther erhitzen sich, und wenn die russische Flotte im finnischen Meerbusen oder in der Ostsee Evolutionen vornimmt, so sieht man darin nur das Bestreben, dem in seiner Herrschaft wankenden Beamtenadel eine gewisse Stütze zu leihen und eine engere Verbindung Schwedens mit Rußland herbeizuführen. Daß unter solchen Umständen eine ganz ruhige Erwägung der Verhältnisse nicht zu erwarten ist, daß der Streit über die Verfassung leicht eine bittere Wendung nehmen kann, ist höchst wahrscheinlich; da wir es jedoch mit den auf den augenblicklichen Stand der Dinge bezüglichen Verhandlungen nicht zu thun haben, so heben wir aus dem, was bis jetzt in öffentlichen Blättern über die Conferenzen sämmtlicher vier Stände bekannt geworden ist, dasjenige aus, was auf den innern Zustand Schwedens am meisten Licht werfen kann, und wir thun dieß mit um so mehr Vergnügen, als dieser wichtige Zweig des germanischen Stammes sichtlich wieder einer bedeutenden Zukunft entgegen geht. Die seit Gustav Wasa bis zum Ende Karls XII mit wenigen und kurzen Unterbrechungen fortgesetzten Kriege haben dem ohnehin nicht menschenreichen Lande die Lebenskraft entzogen, aber seit einem Jahrhundert ist der innerlich kräftige Stamm wieder sichtlich erstarkt, der Anbau des Bodens und die Colonisation gegen Norden schreitet vorwärts, und wenn die Bevölkerung fortwährend zunimmt, wie in den letzten 40 Jahren, so kann Schweden am Ende dieses Jahrhunderts wohl fünf Millionen Menschen zählen, die an Kraft und Ausdauer sich mit jedem Volk der Erde messen können.

Schon im Jahre 1809 wurde die Fehlerhaftigkeit des Vierkammersystems lebhaft gefühlt, aber man nahm sich in jener stürmischen Periode nicht Zeit, die nöthige Mühe und Aufmerksamkeit auf eine so dornenvolle Sache zu richten, und als nach einigen Jahren Ruhe und Frieden eintrat und der Zustand des Landes sich wesentlich besserte, wurden die Nachtheile des Systems weniger gefühlt, und man glaubte mit einzelnen, unbedeutenden Verbesserungen, wie z. B. die Aufnahme von Universitätsprofessoren in den Priesterstand u. dergl., dem Ganzen mehr Leben einzuhauchen. Doch umsonst. Der Umstand, daß jeder Gegenstand, der zur Berathung kommt, von vier Ständen besonders geprüft werden muß, die langen Conferenzen, die bei Ungleichheit der Meinungen zwischen verschiedenen Ständen unter den Sprechern derselben gehalten werden, und das endlose Remittiren an die Ausschüsse, alles dieß hätte auch unter

günstigern Umständen eine unsägliche Verzögerung in alle Geschäfte gebracht; aber in einer Lage, wo eine schrankenlose Bureaukratie immer üppiger emporwucherte, hinderte das langsame Berathungssystem jede durchgreifende Verbesserung, alle Beschränkungen des Zunftzwanges und der Monopole vereinigten sich mit den eigennützigern Verfechtern des alten Zustandes, und so kam es, daß bei einem günstigen und geordneten Zustande der Finanzen, ohne auffallende Ungerechtigkeit oder Gewaltthat, die Masse des Volks immer mehr verarmte, während einzelne Monopolieninhaber sich bereicherten, und ein glänzender Beamten- und Officiersstand der Armuth des Volks Hohn sprach, indem er seine privilegirte sociale Stellung durch seine politischen Vorrechte als Reichsstand stützte. Lange ließ sich der Bauernstand, d. h. die Masse der bürgerlichen Gutsbesitzer, gutmüthig von den andern Ständen leiten, der Bürgerstand machte häufig mit dem ihm durch Verwandtschaft verbündeten Beamtenstand gemeinsame Sache, in dem Maaße aber, als sie durch die Verarmung des Landes in ihren wesentlichsten Interessen sich bedroht fanden, schlossen sie sich an einander an, und drangen auf eine Veränderung der Verfassung des Reichs, eine Forderung, die auch von mehreren der ausgezeichnetsten Mitglieder des Priesterstandes und des Adels unterstützt wurde. Hier ist zu bemerken, daß die Ausschüsse zu gleichen Theilen aus allen vier Ständen gebildet werden, ein sehr beachtenswerther Umstand, nicht bloß, weil diejenigen, die eine Reform der Verfassung verlangten, durch die Vereinigung des Bürger- und Bauernstandes mit der Minderzahl des Adels und Priesterstandes das Uebergewicht in den Ausschüssen erhielten, sondern auch darum, weil man auf die größere Ausbildung dieser Ausschüsse ein ganz neues System der Verfassung zu gründen vorschlug: man wollte nämlich die Ausschüsse erweitern und ihnen Beschlußfähigkeit über alle gewöhnlichen Reichstagsgeschäfte einräumen, während die vier Stände nur über Veränderungen in der Grundverfassung des Reichs zur Berathung gezogen werden und zu entscheiden haben sollten.

Die Ueberzeugung, daß man mit dem jetzigen Repräsentationssystem nicht mehr länger vorwärts kommen könne, ist so stark geworden, daß die Frage bereits nicht mehr ist, ob, sondern wie dasselbe geändert werden solle, da, sobald zwei Stände gegen zwei standen, keine Entscheidung fast unmöglich wurde. Darum kamen viele, welche durchaus die Standesunterschiede nicht aufgeben wollten, und doch die Unvermeidlichkeit einer Aenderung erkannten, auf den Einfall, einen fünften Stand zu gründen, der, hauptsächlich aus den ärmern, bis jetzt nicht repräsentirten Volksklassen bestehend, doch wieder eine Entscheidung zuließe, indem dann bei Meinungsverschiedenheiten drei Stände gegen zwei standen und so einen Ausschlag geben konnten. Ueberhaupt fehlte es an Entwürfen zu einer „Umbildung der Nationalrepräsentation" keineswegs, und im Ganzen wurden bei dem mit der Begutachtung dieser Fragen beauftragten Ausschusse nicht weniger als zehn eingegeben, unter andern auch einer von Professor Geijer, der, wenigstens hinsichtlich des Wahlrechts, der radicalste ist — kein gleichgültiger Umstand bei der hohen Achtung, worin dieser Mann wegen seines Wissens und der fleckenlosen Reinheit seines Charakters in Schweden steht.

Der Ausschuß hat alle die verschiedenen Entwürfe geprüft, und das erste Urtheil, das er fällte, ist ein negatives, nämlich daß die Vertheilung der schwedischen Nationalrepräsentation in vier Kammern aufhören müsse. Der Grund, den er dafür angab, ist sehr bezeichnend für die frühere und neuere Geschichte Schwedens: „Die wahre Ursache, weßhalb das Volk gegen die jetzige Verfassungsform gleichgültig ist, oder sogar Abneigung gegen sie zeigt, ist nicht schwer aufzufinden. Eine Masse sich durchkreuzender Ansprüche, und das Unvermögen, zwischen ihnen hindurch einer gleichmäßigen und raschen Entwicklung der Nationalkräfte einen Weg zu bahnen, eine Entwicklung, die abwechselnd der Trägheit oder gewaltsamen Erschütterungen preisgegeben ist, dieß war im Allgemeinen der Charakter der schwedischen Volksvertretung von der Zeit an, da sie eine bestimmtere Form und Wirkungskreis erhielt, und dieser Charakter muß ihr auch nach der Ansicht des Ausschusses bleiben, so lange die jetzige Vertheilung in vier abgesondert berathschlagende und beschließende Kammern fortdauert." Die Berufung auf die Ereignisse der Jahre 1772 und 1789 ist sehr bezeichnend, und man kann den obigen klaren, aber etwas im Curialstyl gehaltenen Ausspruch, auch kurz so fassen: die Nationalrepräsentation kann vermöge ihrer Einrichtung zu keiner durchgreifenden Entscheidung kommen, und alles schleppt sich hin, bis der Drang der Umstände die eine oder die andere Partei zu einem Gewaltstreich treibt. In Folge dieser feierlichen Erklärung ist eine Aenderung so gut wie unvermeidlich geworden. Nach dem Verdammungsspruch über das Alte kommt die Frage: was ist an dessen Stelle zu setzen: ein Zweikammersystem, in welchem Adel und Priesterschaft das Oberhaus bilden, oder ein Einkammersystem, ähnlich dem norwegischen, wo alle Stände des Volks mit einander verschmelzen? Diese Frage greift augenscheinlich aufs tiefste in den ganzen gesellschaftlichen Zustand ein, und man kann sie auch so stellen: hat Schweden noch einen Adel, der als Körperschaft eine politische Macht besitzt? Der Ausschuß hat diese Frage verneint, und sich für das Einkammersystem erklärt.

(Fortsetzung folgt.)

Details einer großen russischen Messe.

Die Pelzwaaren.

(Schluß.)

Jede Classe von Thieren hat ihre eigene, ihr ergebene Classe von Menschen in Rußland, welchen sowohl die Preise als Färbung und Behaarung jener vorzugsweise gefällt, und ein Ethnograph kann daher die letzteren fast eben so scharf nach den von ihnen getragenen Fellen classificiren, wie ein Zoolog die erstern. Alle höhern Classen haben sich die wilden Thiere gewählt und die gemeinen Leute durchweg sich dem Schaf ergeben. Der gemeine Russe trägt durchaus nichts als Schafpelze, obgleich viele wilde Thiere ihm ihr Fell eben so billig lassen würden.

Es gilt dieß nicht bloß von den eigentlichen Russen, sondern auch von fast allen Völkern, die unter russischem Scepter wohnen. Doch finden unter ihnen noch jetzt hie und da ähnliche Unterschiede statt, wie schon Herodot sie bemerkte, wenn er ein scythisches Volk Melanchlänen (Schwarzmäntel) nannte. Die meisten sind wie gesagt, Weißpelze, doch gibt es auch Stämme, welche andern Farben ergeben sind, so die Kalmüken dem Braun, die Tataren dem Silbergrau, die Rusnaken entschieden dem Schwarz; nur im Süden wird hie und da auch das Kalbs- und Pferdefell als Pelz getragen.

Die Classe, die den Schafen zunächst steht, sind die Wölfe und Füchse, fast durchweg die aus dem Bauernstande getretenen Handwerker und Kaufleute. Das Wolfsfell, das oft gefärbt wird, so wie der rothe Fuchs, in den ebenfalls oft durch Kunst schöne grellgelbe oder dunklere Streifen eingefügt werden, ist so sehr das den Kaufleuten eigenthümliche Pelzwerk, daß sie es sogar, wenn sie reich werden, selten ablegen und sich nur wenige aus Wölfen in Bären verpuppen. Natürlich laufen auch Katzen und gemeine Hunde zuweilen mit in diese Classe, und zuweilen verirrt sich wohl gar ein Biber und Otter in diese Region.

Der Wolf ist gemein, der Fuchs zu gewöhnlich, das Schaf gar, was noch schlimmer ist als alles, geduldig und charakterlos; der Bär dagegen schön, rar, theuer genug, um einem Edelmann wünschenswerth zu erscheinen. Der Bärenpelz ist die gewöhnliche Wintertracht aller edlen, vornehmen und reichen Russen und ein Gegenstand ehrgeiziger Wünsche aller derer, die dieß seyn möchten. Doch gilt dieß nur von dem schwarzen Bär Sibiriens. Der graue Bär Livlands wird gar nicht getragen, ebensowenig der braune. Je tiefer das Schwarz des Fells, je länger die Behaarung und dabei je leichter und luftiger das Ganze, desto geschätzter ist das Bärenfell, das wo möglich wenige Pfunde wiegen und doch dem Manne ein prachtvolleres Ansehen geben muß, als das Eisen einem gepanzerten Ritter. Mit Hülfe des Bären sieht man im Winter die massivsten Figuren, aus denen sich dann oft nur ein schmaler Kern herausschält, der bodenlos tief darin versteckt war. In Rußland, wo die beiden Extreme der Hitze und Kälte 50 Grade, d. h. weiter als in irgend einem Lande auseinanderstehen, ist freilich daher auch die Stufenleiter der mehr oder minder warm haltenden Kleider größer, als in irgend einem anderen Lande. Und von dem leichten, den Italienern entliehenen Sommerrock, über den tuchenen Ueberrock, den wattirten, schweren Ueberrock, den Regen- und Staubmantel, den Tuchmantel, den wattirten Herbstmantel, den mit Pelz gefütterten Wintermantel hinaus bis zum Pelz hin ist eine lange Reihe verschiedener Gewänder, die sich natürlich bei einem Herrn, dessen Garderobe vollständig arrangirt ist, noch unter die Pelze fortsetzt, so daß diese sich noch vom Bärenpelz zum Fuchs-, Biber-, Marder- und Zobelpelz abstufen, die alle ihre Wetterphänomene und Temperaturzustände finden, denen sie entsprechen. Allein der noble, schwarze Bärenpelz bleibt immer vorzugsweise der Pelz, der beim schlimmsten Wetter durchhält, und im Nothfall alle andern überflüssig macht. Die Bären sind in Rußland überall schon weit mehr ausgerottet, als der Wolf, so wie sie auch in dem übrigen Europa überall früher verschwanden, als dieser. Hätte die Natur auf das Erlegen eines Wolfes eine so hohe Prämie gesetzt, wie auf das eines Zobels, hätte sie ihm ein so kostbares und edles Fell gegeben, so wäre seine Ausrottungsgeschichte wohl eine ganz andere. Jetzt lebt er überall, weil er, obgleich sein mit Schaf- und Menschenfleisch gefüttertes Fell den Leuten zwanzigmal den Preis einer Zobelhaut kostet, getödtet wenig werth ist. Ein Zeichen, wie viel eifriger die Menschen sind, nach einem kleinen Gewinn zu trachten, als einen großen Verlust zu verhüten.

Von dem schwarzen Bären sondert sich noch ab die Classe der Schuppen- oder Waschbären, dieses kleinen, nordamerikanischen Thieres, auf welches im Westen die Canadier und Engländer, im Osten die Russen Jagd machen, und das dann in ungeheuren Quantitäten nach Europa wandert, auf einem langen Landzuge durch Sibirien und auf einem stürmischen Seezuge mit den englischen Flotten, um fast ausschließlich in Rußland vertragen zu werden. Sein Pelz ist sehr zierlich grau gefärbt, mit hübschen Schattirungen, dabei das Haar weich und dicht. Er wird in Rußland von der mittleren Classe getragen, von Allem, was sich für den Wolf zu gut hält, dem der Bär aber zu theuer ist. Alle wohlhabenden Kaufleute, Lehrer, Beamte, Provinzadel u. s. w. jagen dem unschuldigen kleinen Waschbären seine Knochen und Seele zum Pelz hinaus, und steckt seine eigenen hinein. Der gewöhnliche Preis des Schuppenpelzes ist 3 bis 400 Rubel in Rußland (zweimal so theuer als in Deutschland) ein schicklicher Preis, an dem kein Gentleman Anstand nehmen wird. Selten fällt der Schuppen unter diesen Preis, aber ebensowenig übersteigt er ihn, denn wenn er gleich gut ist, so ist er doch keiner besonderen Verfeinerung fähig; er ist nur von bürgerlichem Schrot und Korn. Das Schwarz des Baren kann tief und tiefer seyn, und sein Glanz fein und feiner; mit Recht erkor ihn der Adel. Der Bärenpelz bekommt in Rußland immer einen blauen Ueberzug, der Schuppen beständig einen grünen. Es ist aus der Geschichte Rußlands bekannt genug, daß hier Wunderdinge sich ereignen, die man sonst nirgends sieht, und daß z. B. schon Mancher die Stufenleiter aller Verwandlungen vom Schaf zum Bären und endlich zum Ehrenpelz, den ihm sein Monarch zuschickte, durchmachte, und noch jetzt gehen alle Tage solche Verwandlungen vor sich.

Der Pelzhandel Rußlands ist sehr alt, und schon zur Zeit der alten Griechen kamen die schönen Pelze aus dem scythischen Norden. Ueberhaupt spielen natürlich die Pelze eine wichtige Rolle im russischen Volksleben; mehrere russische Familien führen Zobelpelze in ihrem Wappen; Geschenke schöner Pelze waren bei den Zaren sehr in Mode, sogar die Krone der russischen Großfürsten war mit Pelz verbrämt, oder vielmehr nur eine mit Geld bedeckte Pelzmütze. Bei den alten Russen, selbst noch im großen Nowgorod, galten kostbare Pelze als Geld, und noch jetzt entrichten mehrere sibirische Völker ihren Tribut in Pelzen. Rußland ist so das Land der schönen Bedaarungen, wie Brasilien das der schönen Gefieder. Die Türkei, die Bucharei, China und viele andere Länder versorgten sich von jeher mit Verbrämungen aus diesem Lande.

Unter den russischen Frauen könnte man ähnliche Stufen machen, wie unter den Männern. Von den Zobeln und Silbersüchsen abwärts zu den gemeinen Füchsen und Katzen, den Eichhörnchen und weißen Hasen, und endlich zu den ganz gemeinen Schafen, die in Rußland sowohl generis masculini als feminini sind.

(Fortsetzung folgt.)

Tschantaburi in Siam.

(Nach Pallegoix.)

Tschantaburi ist eine kleine Stadt von etwa 5000 Einwohnern, Siamesen, Annamiten und Chinesen. Die Zahl der Christen besteht aus 7 bis 800 Seelen, lauter Annamiten, wovon einige Eisenarbeiter sind, alle übrigen sind Fischer oder sammeln das sogenannte Adlerholz (s. Nr. 158 des Ausl.). In der Stadt ist ein Markt und eine Arrakfabrik; man findet darin mehrere Pagoden, und die christliche Kirche erhebt sich mitten unter denselben. Man baut hier Barken von jeder Größe, da man während der Anschwellung Holz leicht aus den Bergen herabbringen kann. Der Einfuhrhandel besteht in 4 bis 5 chinesischen Schiffen, welche jedes Jahr hieher kommen und allerlei chinesische Waaren verkaufen. Der Ausfuhrhandel ist weit bedeutender: die Hauptartikel sind Pfeffer, Cardamomen, Gummi von Camboscha, Adlerholz, Thierfelle, Elfenbein, Zucker, Wachs, Tabak, gesalzene Fische u. dgl. Die Bewohner der Provinz beschäftigen sich fast bloß mit dem Landbau; die Haupterzeugnisse außer den vorhergehenden sind: Thua la fang, eine Art Mandeln, die unter der Erde um die Wurzeln einer Art tuberosa wächst, Pataten, Yamswurzeln von verschiedener Art, Kokos- und Arekanüsse, Jacca, Mango, Orangen und Kaffee, der seit einiger Zeit auf Befehl des Königs gepflanzt wird und sehr gut gedeiht. In den Wäldern wachsen eine Menge Früchte wild, und Pallegoix nennt namentlich den Kabok, eine vortreffliche Art wilder Mandeln, die auf einem hohen Baume wächst. Der Gummi von Camboscha wird durch Einschnitte in einen Baum gewonnen, den man nur in den hohen Wäldern findet: man befestigt an den Einschnitt einen hohlen Bambusstab; wenn er voll ist, zieht man ihn heraus, der Saft verhärtet sich, man zerschlägt den Bambus und hat dann das Gummi in Stäben. Die Cardamome ist die Frucht einer Pflanze von etwa anderthalb Fuß Höhe, welche Blumen gibt, die um die Höhe des Stängels gruppirt sind, und woraus drei Blättchen (trilobes) von einem sehr aromatischen und pikanten Geschmack hervorkommen.

Etwa zwei Lieues von Tschantaburi hat man auf einem Hügel nahe an einem Fluß ein ungeheures Fort mit einem tiefen Graben gebaut; hier wohnt der Gouverneur und die vornehmsten Behörden.

Miscellen.

Kielmaiers Tod. Das neueste Athenäum vom 17 October enthält ein Schreiben Anthony d'Abbadie's aus Aden vom 3 September, demzufolge Hr. Kielmaier, der bekannte abyssinische Reisende, dem auch das Ausland mehrere interessante Mittheilungen verdankt, gestorben ist. Er starb an der Gränze von Schoa, wohin er sich über Tadschara begeben hatte. Aus Unvorsichtigkeit trank er Wasser aus einer giftigen Quelle, und fühlte alsbald, daß sein Ende nahe sey. Sein treuer abyssinischer Diener brachte nach Schoa ein Stück Kupfer, das von einem kurzen Eintauchen in die unglückliche Quelle ganz angefressen war. Er hatte mehrere Monate in Abwa gelebt, sprach Arabisch und Amhara, und war an die mühselige Art in Afrika zu reisen völlig gewohnt. Hr. d'Abbadie sagt von ihm: „ich habe Hrn. Kielmaier persönlich gekannt, und im Laufe meiner langen Wanderungen nie einen so hochgesinnten und gefälligen Mann getroffen."

Nachricht über die Zulas und die Boers. Diese reichen bis zum 22 Junius. Dingaan wurde wirklich, wie seit einiger Zeit das Gerücht ging, von den Bewohnern Sapusa's ermordet. Nuilaer, der Oberbefehlshaber des Heeres unter dem jetzigen Zulakönig Panda oder Ampanda, wohnte der letzten Volksversammlung bei, um den Allianzvertrag mit den Boers zu erneuern. Alle übrigen Kafferstämme sollen gleichfalls die größte Achtung für die letztern hegen. Der innere Zustand unter den Boers wird als sehr befriedigend geschildert. Sie sollen bei Vosjetmans-Sand eine neue Stadt gründen und sie Wien oder Leyden nennen wollen. Der Ackerbau zu Natal steht sehr günstig, und die Saat verspricht eine schöne Ernte. Die Boers haben auf geistige Getränke einen Einfuhrzoll von 10, auf alle andern Gegenstände von 5 Percent gelegt. (Times vom 24 October.)

Medicinische Nachrichten aus Afrika. Hr. Guyon, Oberstabsarzt der französischen Armee in Afrika, theilte der Akademie die Resultate seiner medicinischen Beobachtungen in diesem Lande mit. Zu Philippeville, dem alten Ruscada, herrschen Wechselfieber besonders stark, und werden noch erschwert durch Ophthalmie. Ein eigenthümlicher Umstand in allen Theilen dieser Provinzen ist, daß die Soldaten während der großen Hitze oft plötzlich niederfallen, als wären sie erstickt. Einige halten diese Anfälle drei- oder viermal aus und starben dann. Zu Constantine hatte man an einem Kabylen aus den Gebirgen einen Kropf entdeckt, und ein Individuum aus demselben Distrikt wurde in einem Zustande gefunden, der an Cretinismus gränzte. Bei Milah bemerkte Hr. Guyon einen Albino von 15 bis 16 Jahren, der, obwohl der Tag trübe war, doch die Hand über die Augen halten mußte, um diese zu schützen.

Die Cephalopoden des Mittelmeers. In der Versammlung der Scienziati italiani in Turin theilte Hr. Verany unter der geologischen Section eine systematische Tabelle der Cephalopoden des Mittelmeeres aus, wobei jede Species abgebildet war. Der Verfasser gab mündlich eine Erklärung über die merkwürdigsten Arten, und zeigte einige schöne Zeichnungen vor, die nach lebenden Arten gefertigt worden waren.

Geologische Formation Italiens. Secretär der gedachten Versammlung, Hr. Pasini, las einen Auszug aus einer synoptischen Tabelle über die verschiedenen Formationen Italiens. Die Tabelle war in Gemäßheit einer im Jahre zuvor in Pisa getroffenen Verabredung entworfen worden. — Der Caval. della Marmora, bekannt durch seine Reisen in Sardinien, las einen kurzen Bericht über die geologische Structur der Insel.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 312.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 November 1840.

Skizzen aus Madagascar.

10. Jean René's Zug gegen die Wurimen. — Schakamaef. — Die Ratten in Marussic.

Ein heftiger Fieberanfall hinderte mich, dem König nach Tamatave zu folgen, und um den Unannehmlichkeiten zu entgehen, die mich auf der von ihm vorgeschlagenen Straße treffen mußten, wo die besten Wohnungen von seinen Dienern und Soldaten eingenommen gewesen wären, begab ich mich auf einem andern Wege dahin.

Der König hatte seit kurzem die Stadt mit einer Garnison aus seinem Heere versehen, indem er Jean René eine wichtige Sendung nach dem Süden übertragen hatte, und die Stadt also von ihm, wie er sagte, nicht wohl bewacht werden könne. Dieser war darüber höchst verstimmt, klagte gegen mich über die Treulosigkeit des Königs, und bat mich endlich, ihn auf seinem Zuge gegen die Wurimen zu begleiten.

Dieses Volk haust in den Thälern der hohen Gebirge, welche man von Matatane aus sieht; ihr Land wird im Westen von den Gebirgen der Betsilo, im Süden von den Bergen Ambohinasmet, im Nordosten von den Gebirgen der Antatschimen begränzt.

Wilder als die sie umgebenden Stämme, und von ihrem dürren, steinigen Lande ungenügend ernährt, sind die Wurimen genöthigt, durch fortdauernde Einfälle in die benachbarten Gebiete sich die nöthigen Bedürfnisse zu verschaffen, und durch ihre List und Tapferkeit gelingt es ihnen stets, eine hinreichende Menge Sklaven, Reis und Ochsen zu erhalten. Besonders war das seit einiger Zeit der Fall, wo ihre Unternehmungen ein Häuptling leitete, Namens Schakamaef, von den Malgaschen „Mangalatsch-be," großer Räuber, genannt, dessen Kühnheit ihn bei seinen Nachbarn so gefürchtet gemacht hatte, daß sie glaubten, der böse Geist unterstütze ihn. Selbst die Kinder wurden durch bloße Nennung seines Namens zur Ruhe gebracht.

Ich war noch zu schwach, um der Armee René's zu Pferde zu folgen, und ließ mich tragen. In Mitinandry, einem Dorfe an dem Flusse gleiches Namens, der südlich in den Gebirgen von Betsimo entspringt, und in südöstlicher Richtung weiter fließt, trafen uns der Prinz Ratef, Schwager des Königs, und der Major Ratsi-alu, mit einer Abtheilung von Owahtruppen, die jetzt den Vortrab machten. Sie bestand fast ganz aus Verbündeten von Emirne, die Dianampuine und Radama sich unterworfen hatten, waren tatuirt und fast ganz nackt, selbst die Officiere trugen noch keine Uniformen, waren jedoch mit engl. Flinten ohne Bajonnette bewaffnet, und weit kriegerischer als die Betsimsaraken und Betanimenen, welche René unterwegs angeworben hatte, obgleich diese besser gekleidet waren.

In Vatu-mandre, dem Gränzdorfe der Betanimenen, das leicht zu einem guten Hafenplatze gemacht werden könnte, stieß noch ein Grieche, Nicolle, mit 300 Malgaschen zu uns, und am folgenden Tage, dem fünften nach unserem Auszuge von Tamatave, hielten wir vor dem Dorfe Marussic, einem Platze der Affrawarts. René hielt in einiger Entfernung davon, um zu erwarten, daß sie mit Früchten und andern Bedürfnissen uns entgegenkommen würden. Da dieß nicht geschah, wurden die Palliſaden, die den Ort befestigten, durchbrochen, und das Expeditionscorps rückte ein. Niemand leistete Widerstand, und wir glaubten ihn schon ganz verlassen, als wir plötzlich auf dem Marktplatze mit einem heftigen Gewehrfeuer empfangen wurden, das aus einigen Reismagazinen in einer Ecke des Platzes kam.

Mit Mühe hielt René die Betsimsaraken und Betanimenen zurück, die, als sie ihre Gefährten fallen sahen, sich zur Flucht wändten, nur die Owahs hielten Stand. Darauf ließ er eine zweipfündige Feldschlange herbeibringen, die ein ehemaliger Kanonier der Sipahis mit Kartätschen lud, und nach drei Schüssen ergaben sich die Affrawarts. Die Owahs blieben zur Bewachung der Neununterworfenen die Nacht über unter den Waffen, wir Andern suchten uns die besten von dem Feuer am meisten verschonten Hütten, um uns zur Ruhe zu legen.

Mein Schlaf war so tief, daß ich nicht spürte, wie die Ratten meine Füße benagten, was am andern Morgen mein Diener mit Erstaunen gewahrte. Diese Thiere sind hier so häufig, daß sie einen großen Theil der Ernte verzehren, und ich während meines Aufenthalts in Marussic einen besondern Diener

bedurfte, der sie, während ich aß, verhinderte, auf die Schüsseln zu springen. Gegen die Katzen aber, welche die Affrawarten „Sakatufes Angatsch" (Genossen des Teufels) nennen, besteht ein so großes Vorurtheil, daß derjenige als Zauberer dem Gottesurtheil verfiele, der eine aufzuziehen wagen wollte.

Da die Geschäfte René mehrere Tage in Marussic aufhielten, nahm ich die Einladung des Sohnes eines der beiden Häuptlinge an, ihn auf die Bisonjagd zu begleiten, die aber von keinem besonderen Interesse war.

Die schwedische Verfassung.

(Fortsetzung.)

Dieser Ausspruch ist für Schwedens Zustand höchst bezeichnend, um so mehr, als selbst Leute, die keineswegs für radical gelten, und sogar von der Opposition in Schweden als ihre heftigsten Gegner betrachtet werden, sich gleichfalls, wenn auch für ein Zweikammersystem, doch nicht für eine Adelskammer erklärten, wobei denn auch bemerkt wurde, daß die Berechtigung, Fideicommisse zu stiften, nur von 1680—1810 gedauert habe. Man erkennt hierin den völlig verschiedenen Gang, den die Entwicklung der Gesellschaftsverfassung in Schweden machte, wo eigentlich nie ein Lehenssystem in unserm Sinne herrschte. Der Adel Schwedens bestand ursprünglich mehr aus Clanhäuptlingen, wurde dann unter den langen Kriegen, während deren sich Schweden aus der Knechtschaft der Dänen befreite, und allmählich bis zum Rang der ersten nordischen Macht emporstieg, zum Kriegsadel, und sank schnell, als die kriegerische Bedeutung Schwedens gesunken war und die neuere Kriegsweise seine Stellung zum Volk veränderte. Bei dem Mangel einer zahlreichen und begüterten Bürgerclasse fehlte dann auch der Uebergang, und die Wage schwankte immer zwischen Bauernstand, unterstützt von König, auf der einen, und dem Adel auf der andern Seite. Der König war der Ausdruck des gemeinen Rechts gegenüber dem Vorrecht, und daraus erklärt sich auch jetzt, warum in den Besprechungen des Reichstages einige Aeußerungen, daß das Einkammersystem die königliche Gewalt untergraben werde, eine so scharfe Entgegnung fanden. Eben so bemerkte Prof. Geijer denjenigen, welche auf das „Alter und die Stabilität der schwedischen Repräsentation" hinwiesen, alt sey sie genug, aber mit der Stabilität sey es nicht weit her, denn kaum seyen je fünfzig Jahre ohne Revolution vergangen, und diesem unseligen Zustand müsse man einmal ein Ende machen. Bekanntlich schreibt sich sogar die Trennung der vier Stände auf dem Reichstage erst von dem Jahre 1720 her.

Einen wunden Fleck trafen die, welche von der bevorstehenden Bauernherrschaft (bondevæld) sprachen, und wenn man ihnen erwiederte, daß in Norwegen auf dem letzten Storthing nur zwölf Bauern gesessen, obgleich die meisten Wähler Bauern gewesen, so traf diese Widerlegung keineswegs den rechten Fleck. Der Ausschuß hatte diesen schonungslos bloßgelegt, indem er den Punkt besprach, aus welchen Materialien ein Oberhaus in Schweden zusammengesetzt werden könne; nachdem er den Adel, wie oben bemerkt, beseitigt, über literarische Celebritäten bemerkt, daß sie keineswegs vorzugsweise conservativ, und über den Reichthum, daß er allzu conservativ für seinen eigenen Vortheil sey, ward hinzugefügt, es seyen seit Jahrhunderten mannichfache Versuche gemacht worden, Schwedens Glück durch Einführung eines für seine Kräfte unpassenden Staatsapparats zu befördern, Versuche, die das Land nur allzu viel gekostet hätten. Hierin liegt der Hauptvorwurf, den man dem jetzigen System macht, daß es auf Luxus und Pracht mehr als auf den Nutzen berechnet sey, und daß das arme Schweden diesen Luxus nicht tragen könne; daher der lange, bittere Streit über die Militäreinrichtungen und über die Flotte: die Vertheidiger des alten Zustandes wollen ein möglichst starkes, stehendes Heer mit einem zahlreichen, wohlbezahlten Officiercorps, sowie eine Linienflotte mit wohlbezahlten Capitäns und Lieutenants, während die Opposition sagt, daß die stehende Armee und die Linienschiffe doch dem einzigen Feind, den Schweden habe, keinen Widerstand leisten könne, dagegen eine zahlreiche Flotte kleiner Schiffe zur Vertheidigung der Schären und eine möglichst ausgebildete Landwehr einen feindlichen Angriff mit Vortheil zurückweisen könnten. Dieß ist eines der zahlreichen Beispiele, wie die Ansichten über Verfassung in die speciellen Fragen des Augenblicks aufs schärfste einschneiden und die Lösung erschweren.

Es handelt sich in Schweden im Allgemeinen — und dieß ist im Laufe dieses Reichstags oft und sehr bestimmt ausgesprochen worden — um die Aufgabe, den Staatsluxus in Gesandtschaften, Militär und Verwaltung, ein Luxus, der aus einer Zeit stammt, wo Schweden noch zu den ersten Mächten Europa's zählte, auf gleiches Niveau mit der wahren Bedeutung des Landes zu stellen, d. h. in allen Theilen zu beschränken, und wie es im Privatleben schon jedem schwer fällt, eine auf großen Fuß eingerichtete Haushaltung auf bescheidene Verhältnisse zurückzuführen, so ist dasselbe in hundertfach verstärktem Maaße in einem Staat der Fall. Aller Uebergang ist schwer, doch scheint er leichter zu ertragen, als ein schneller Bruch mit der Vergangenheit. Daher konnte es nicht fehlen, daß Vorschläge zu solchen Uebergängen gemacht wurden. Derjenige, welchen Freiherr von Sprengtporten in der Berathung am 28 September machte, ist nicht nur wegen der bedeutenden Stellung dieses Mannes wichtig, sondern auch höchst bezeichnend für die schwedischen Zustände überhaupt. „Da der Ausschuß," äußerte er in seiner Rede, „den Satz ausgesprochen hat, daß unsere jetzige Vertheilung der Stände aufhören müsse, um einer repräsentativen Staatsverfassung, gegründet auf allgemeines Wahlrecht und allgemeine Wählbarkeit Raum zu geben, stützte er seine Ansicht auf eine Meinung, die meiner Ueberzeugung nach von dem größten Theil der Schweden getheilt wird; auch ich billige den Grundsatz, weiche aber in so weit von dem Ausschusse ab, als ich das Aufhören der Ständezertheilung (Ständsfördelning) als das Ziel betrachte, wonach unsere Bemühungen streben können und sollen, dem wir uns aber für jetzt nicht nähern dürfen." Der Grund hievon liegt, wie er selbst unumwunden ausspricht, in der Gewißheit, daß ein solcher Vorschlag, wie die gänzliche Abschaffung der Verfassung

nach verſchiedenen Ständen, nicht von allen vier Ständen angenommen werden würde, und da die Nothwendigkeit einer Veränderung ſich täglich beſtimmter herausſtelle, ſo — den Schlußſatz bleibt er indeß ſchuldig — könnte eine ſolche Veränderung, wie die vom Ausſchuß vorgeſchlagene, nur mit Gewalt durchgeführt werden. Sein Vermittlungsvorſchlag geht nun darauf hinaus, daß ſämmtliche Reichsſtände eine gleiche Anzahl Mitglieder wählen, daß die bisher unrepräſentirten Claſſen gleichfalls das Recht erhalten ſollten, Mitglieder auf den Reichstag zu ſenden, daß dieſe ſo zuſammengeſetzte Repräſentation durch Wahl unter ſich oder ſtändeweis ſich zur Behandlung der Geſchäfte in zwei Abtheilungen theile, welche in derſelben Ordnung, wie in dem norwegiſchen Storthing berathſchlagten und Beſchlüſſe faßten, daß aber die Zertheilung der Stände beibehalten würde, und dieſe das Recht haben ſollten, in Fragen, wo es ſich um Aufhebung oder Einführung von Grundgeſetzen handle, wieder nach Ständen zu berathſchlagen.

Dieſer Vorſchlag iſt offenbar die Einleitung zu einer gründlichen Umwandlung aller geſellſchaftlichen Verhältniſſe, und der Verfaſſer verhehlt es auch nicht, daß er eine ſolche „gänzliche Wiedergeburt der ganzen Geſellſchaft“ (fullkomlig pånyfödelse af hela samhället) für nothwendig und unvermeidlich halte.

(Fortſetzung folgt.)

Die Orgelberge in Braſilien.

(Aus der Revue britannique. Monat September.)

Beim erſten Anblick hat die Stadt Rio Janeiro nichts, was für ſie einnähme. Die Straßen ſind außerordentlich eng und ſchmutzig, die Häuſer niedrig, von ſehr einfacher Bauart und ohne alle Symmetrie. Der Palaſt iſt ein ungeheures, häßliches Gebäude, und unterſcheidet ſich durch nichts von den geringern Wohnungen. Einige Soldaten ſtanden Wache, oder beſſer geſagt, lagen nachläſſig vor dem Thor, wo zwei Schildwachen ſchläfrig hin- und hergingen, die Flinte über die Achſel gelehnt und die Cigarre im Munde. Der Officier, welcher den Poſten commandirte, hatte den Degen in der Scheide gelaſſen und hielt ſtatt ſeiner eine Pfeife in der Hand. In dieſem Augenblick ging eine Sklavin mit einem großen Waſſerkrug auf dem Kopf vorbei; der Officier rief agoa! nahm das Gefäß, trank einen tüchtigen Zug, gab es dann der Frau mit den Worten wieder: „Meyto ollijedo!“ und ſetzte ſeine beſchwerliche Arbeit vor der Pforte des Palaſtes wieder fort. Kurze Zeit darauf befand ich mich auf dem Obſtmarkt. Junge Negerinnen in weißen Kleidern, rothen Turbanen und mit langen goldenen Ohrgehängen ſaßen mit gekreuzten Beinen zu beiden Seiten des Marktes, vor ſich Körbe voll Bananen, Orangen, Feigen, Weintrauben, Mandeln und Limonen; weiterhin verkaufte man Zuckerrohr in kleine Stücke geſchnitten, das nicht ſehr einladend ausſah. Alle Frauen ſpielten auf einer Art von kleiner Viola, einem Inſtrument, das ſie ſelbſt verfertigen, und deſſen Ton keineswegs ſo ſchlecht iſt als man glauben ſollte. Es iſt aus weißem Holz gemacht und mit drei kleinen Eiſenſtäben verſehen, was ihm das Anſehen einer Mauſefalle gibt.

Rio Janeiro hat einige öffentliche Plätze, die groß, aber langweilig ſind; die einzige leidliche Straße iſt die von Ouvids, das Quartier der franzöſiſchen Colonie. Hier trifft man Haarkräusler, Modewaarenhändler, Buchhändler, Goldſchmiede, kurz jede Art von Handel; aber der Preis der franzöſiſchen Waaren iſt übertrieben theuer, wenigſtens zwei Drittheile höher als in Paris. Ich beſuchte hierauf das Zollhaus und mehrere Kirchen, die durchaus nichts Merkwürdiges hatten. Nach dem Mittageſſen waren die Straßen ziemlich lebhaft. Die grünen Jalouſien der Fenſter waren halb geöffnet, und dahinter ſah man Frauen, welche entweder die Vorübergehenden muſterten, oder im Erdgeſchoß Beſuche von ihnen annahmen. Faſt in jedem Hauſe hörte man den Ton einer Guitarre oder Viola, von welchen Inſtrumenten die Einwohner wenigſtens zwanzig verſchiedene Arten haben.

Nachdem ich zwei Tage in der Stadt Rio Janeiro verweilt hatte, reiſte ich ab, um einen meiner Onkel zu beſuchen, der ein Gut in den Orgelbergen, 60 Meilen von der Hauptſtadt, beſaß. Ein Aufenthalt von mehreren Monaten daſelbſt ſetzte mich in den Stand, die Geſellſchaft und die Sitten der Gutsbeſitzer und der Bewohner des Innern des Landes kennen zu lernen. Um 6 Uhr des Morgens war ich zu meiner Reiſe nach der Fazenda de Sant Anna (alle Landgüter heißen hier Fazendas) bereit. Den erſten Theil der Reiſe machte ich zu Waſſer, da jeden Tag eine Barke von Rio Janeiro nach Piedade abgeht. Die Barke war leicht und mit einem dichten, feſten Dache aus Leinwand bedeckt; die Mannſchaft beſtand aus Eingebornen, nur der Steuermann war ein Genueſe. Mein einziger Reiſegefährte war ein Portugieſe, der anfangs zwei Stunden lang Bonbons verzehrte und dann einſchlief. Wir fuhren vor mehreren ſchönen Inſeln vorbei, auf welchen in wilder Ueppigkeit Kokosbäume, Reis, Obſtbäume und Blumen wuchſen. Einige dieſer Inſeln ſind bewohnt, aber die Häuſer, die man darauf gebaut hat, machen ihren Anblick nicht maleriſcher. Als wir an dem kleinen Dorfe Piedade ankamen, ſtiegen wir ans Land, und ich fand den Führer, den mein Onkel mir mit den Maulthieren geſchickt hatte, um mich in die Fazenda zu bringen. Dieſer Führer war ein junger Menſch, der das verſchlagenſte Geſicht hatte, das ich je geſehen habe, und in deſſen Phyſiognomie der Ausdruck eines wahren Mephiſtopheles lag. Er trug einen Turban, ein weites, weißes Beinkleid nach türkiſcher Art, goldene Ohrringe, aber weder Schuh noch Strumpf. Er war unter dem Namen des ſchwarzen Zwergs bekannt, und hatte ſich, wie ich ſpäter erfuhr, durch mehrere ſehr verwegene Streiche berühmt gemacht. Zwei Jahre vorher war er mit einer kleinen Negerin nach Gouge entflohen und hatte mehrere verwegene Diebſtähle ausgeführt, wofür man ihn auf beiden Backen mit einem glühenden Eiſen gebrandmarkt hatte.

Als wir in Frieſchal am Fuße der Orgelberge ankamen, hielten wir in einem Gaſthof an der Straße, um zu übernachten. Hier befand ſich nur ein einziges Zimmer mit neun Betten; doch war ich glücklich genug, eines für mich allein zu bekommen, mit einem zerbrochenen Kaſten, der als Tiſch diente, drei Stühlen, einem Waſchbecken, zwei ſchönen plattirten Leuchtern und Wachslichtern, was mit den übrigen mehr als beſcheidenen Meubeln der Stube ſchlecht zuſammenſtimmte. Um 5 Uhr des Morgens waren die Maulthiere geſattelt und wir reiſten weiter. Vom Fuße der Gebirge an wurde der Weg abſcheulich, die Landſchaft war weit wilder, mit fürchterlichen Abgründen, und mehrmals waren wir genöthigt, abzuſteigen und unſere Maulthiere zu führen. Ich bemerkte eine Menge Papagaien und andere ſchöne

Vögel, doch am meisten unterhielt mich der Flug der Colibri. Sie sind nicht scheu, es ist aber außerordentlich schwierig, sie zu tödten, ohne ihrem Gefieder zu schaden. Die wilden Blumen, die in diesen unbebauten Orten wachsen, sind überaus reizend. Nach manchen Schwierigkeiten kamen wir um 10 Uhr auf dem Gipfel des Berges an und befanden uns im Eigenthum meines Onkels. Nach wenig Minuten kam ich an das Haus, wo ich mit offener Herzlichkeit empfangen wurde. Ein gefleckter Bärenfell hing wie ein Siegeszeichen vor der Thüre; es war mit Zehen und Klauen besetzt. Man macht hier oft Jagdpartien, die mehrere Tage dauern. Die Neger tragen die Lebensmittel und errichten für die Nacht kleine Hütten aus einigen Stangen und Palmblättern. Vor dem Haus war ein Lager von Maulthiertreibern, ein großes Feuer brannte unter einem Hangar, denn sie waren eben beschäftigt, ihren Feijao zu kochen. Alle trugen den Poncho, ein großes Stück Leinwand mit einem Loch in der Mitte, um den Kopf durchzustecken, große Strohhüte und weder Schuh noch Strümpfe, aber einen ungeheuren Sporn an der linken Ferse und eine Gurte mit einem breiten Jagdmesser. Die Maulthiere, dreißig an der Zahl, weideten in der Nähe, zufrieden von ihrer schweren Last für den übrigen Tag befreit zu seyn.

Das Mittagessen ist eine Art table d'hôte; jeder Fazendeiro ist genöthigt offene Tafel zu halten, und jeder Vorübergehende, reich oder arm, vornehm oder gering, hält bei ihm wie in einem Gasthof an, und ißt, trinkt und schläft auf seine Kosten. Es gibt sogar Tische, wo man die freien Schwarzen zuläßt, und Leute ohne Kleider, ohne Schuhe und Strümpfe machen oft von der Fazenda Gebrauch und nehmen Theil am Mittagsmahl.

Die Gastfreiheit in Südamerika ist die Folge des Mangels an Gasthöfen. Unter den reichen Fazendeiros, welche gewohnt sind beisammen zu übernachten, ist es Sitte, sich gegenseitig Geschenke zu machen, z. B. einen Sack Mehl, ein paar Ziegen, ein Schwein oder eine gewisse Menge Mais.

Die Küche ist ein Gemisch von englischer, französischer und brasilianischer Kochkunst, und wenn der Secretär und die französischen Attachés einige Zeit in der Fazenda zubringen, so wenden sie den größten Theil ihrer Zeit an, den schwarzen Koch zu unterrichten, wie er Pastetchen, Fricandeaux und Vol-au-vent machen soll. Nach dem Abendessen trägt man gewöhnlich eine Schüssel Feijao oder schwarzer Bohnen mit Speck auf; Schinken, junge Hühner, Papagaien, Tatous, Jacotinca, Eidechsen, dann etwas Nahrhafteres nach englischer Weise, wie Rindfleisch, Hammel- oder Schweinefleisch, machen gewöhnlich das brasilianische Mittagessen aus; gleich nach dem Mittagessen wird nach französischer Mode der Kaffee herumgegeben, und Jedermann verläßt den Tisch.

Der Tag meiner Ankunft war ein Sonntag, ein Tag des Vergnügens in der Fazenda. Alle Neger aus den verschiedenen Theilen des Gutes, 150 an der Zahl, kamen mit ihren Kindern, die bei diesen Gelegenheiten sich jede Freiheit gegen ihre Herren herausnehmen. Sie schaukeln sie, geben ihnen Obst, kurz der Domingo bei ihnen gleicht den Saturnalien der alten Römer, mit dem Unterschiede, daß die Heiden sie nur einmal im Jahre feierten, während die christlichen Sklaven Brasiliens alle Woche solche Feste feiern. Die Neger leben von Mais, Feijao, Gemüse und Fleisch, doch in sehr geringer Quantität. Ihre Tassen und ihre Teller sind aus einer Rinde gemacht, welche das Fayence sehr gut ersetzt.

Am folgenden Morgen besuchte ich den Garten, der mir fast einen europäischen Anblick bot. Man sah zwar darin den Kaffee-, Kokos- und Bananenbaum, aber in Vergleich zu den Beeten voll Artischoken, Erbsen, Rüben, Möhren und Kartoffeln in kleiner Anzahl. Das Räthsel löste sich, als ich Hrn. Felix, den französischen Gärtner, sah, welcher seit 15 Jahren die Serra oder das Land bebaut, und der nach dem allgemeinen Urtheil Wunder für die Cultur der exotischen Pflanzen gethan hat. Er hat selbst Moosrosen erhalten, was bisher in Brasilien ohne Beispiel war. Die Erdbeeren sind in reicher Fülle, nur sind sie weniger gut als in England. Das Klima dieses Gutes ist dem Kaffee nicht zuträglich, und man findet in der That nur tausend Kaffeebäume daselbst. Das Klima der Serra ist in Vergleich mit Rio Janeiro so gesund, daß man sie das Montpellier von Brasilien genannt hat. In der Nähe waren mehrere hübsche Schweizerhütten errichtet, welche von englischen Familien bewohnt wurden, die die übermäßige Hitze während der Monate Januar und Februar aus Rio Janeiro vertrieb; denn der Thermometer übersteigt in den Bergen selten 22° R., während er in der Stadt 26 bis 30° zeigt. Die Morgen und Abende sind oft sehr angenehm kühl. Im Monat Junius fällt der Thermometer bis auf den Gefrierpunkt.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Tunnel durch den Mont Cenis. In der Versammlung der Scienziati italiani in Turin theilte General Nachia der geologischen Section die Nachricht mit, daß die Regierung eine neue Straße über den Mont Cenis anzulegen gedenke, etwa 2000 Fuß tiefer als der höchste Punkt der jetzigen Straße, und mit einem Tunnel von 5 bis 6000 Fuß Länge.

Merkwürdige Pflanze aus Cayenne. Der junge Reisende Melinon, dessen wir bereits gedachten (siehe Nr. 214), hat abermals an das Pariser Museum interessante, zum Theil ganz unbekannte Pflanzen geschickt. Darunter befindet sich auch ein Farrenkraut, dessen runder, spiralförmig gewundener Gipfel und die darüber hineingebogenen Blätter völlig das Ansehen eines Schlangenkopfs haben. Diese Pflanze, die man noch nicht kennt, ist vielleicht der Typus einer neuen Gattung. (Echo du Monde Savant vom 28 October.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 128 u. 129** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Balladen. Von Robert Southey. — Das Ehepaar aus der alten Zeit auf dem Lande. (Forts.) — Der englische didaktische Dichter Cowper und sein Hauptwerk „die Aufgabe" (the task.) (Forts.)

Zu den Mannheimer dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden. Es beträgt für die Abnehmer des Auslandes vierteljährlich 4 fl., halbjährlich 8 fl. und vierteljährlich 4 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 128 u. 129.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

7 November 1840.

Balladen.

Von Robert Southey.

I. Rüdiger.

Hell fiel auf heid'gen Bergeshang
Des Tages letzter Schein
Und schwamm in reichem Farbenstrahl
Gar lustig auf dem Rhein.

Und mancher Mann aus Waldhorsts Thor
Ging wohl dem Fluß entlang,
Als kräuselnd durch die lichte Fluth
Der Hauch des Abends drang.

Und wie sie gingen still und stark,
Ein Schwan den Strom durchbrach,
Der zog an einem Silberband
Ein kleines Schifflein nach.

Sein Wimpel in der sanften Luft
Flog flatternd weit hinaus
Und unter einem Scharlachdeck
Ein Ritter ruhte aus.

Gebognen Halses, hoher Brust
Zog hin der stolze Schwan,
Und mühlos auf der raschen Fluth
Das kleine Boot kam an.

Und vor das Ufer legte sich's
Und ließ den Mann ans Land,
Und schnell dann abwärts mit dem Strom
Es jedem Aug' entschwand.

Dem fremden Gast in Waldhorsts Burg
Kein Ritter gleich es that,
Kein Jüngling hatte Glück und Ruhm,
Wo Rüd'ger zu ihm trat.

Der Mädchen keins in Waldhorsts Burg
Gleich Margareten war:
So hell die Wang', so schwarz das Aug',
So voll das seidne Haar!

Und mancher Jüngling reich und stolz
Um sie zu freien kam,
Doch keiner, noch so reich und stolz,
Mit Rüd'ger auf es nahm.

Bei jedem Stechen und Turnier
Der erste Dank ihm ward,
Dem Meister jeden Ritterspiels
Und seiner Ritterart.

Sein Schwert, sein Blick, sein Liebeston
Die Schöne schnell gewann,
Und Rüd'ger war in kurzer Zeit
Der jungen Margret Mann.

Ein Morgentraum voll Seligkeit
Floß Mond um Mond dahin,
Denn lieblich waren er und sie,
Und wer von frohem Sinn?

Mitunter doch saß Rüdiger
Von stillem Traum erfaßt
Und im gesenkten Auge schien
Zu ruhn geheime Last.

Doch bald hob er den Blick und schlug
Den Gram sich aus der Brust,
Und keiner war dann fröhlicher
Im Saale voller Lust.

Und weiter rollte Mond um Mond,
Und zu der rechten Frist
Ward Rüdiger von Margaret
Als Vater froh gegrüßt.

Doch wortlos ſchaute Rüdiger
Das kleine Knäblein an,
Und finſter ſah er's noch einmal —
Er blieb ein düſterer Mann.

Und als zur Weihe für das Kind
Der heil'ge Prieſter kam,
Zu waſchen ihm die Sünden ab
In des Erlöſers Nam',

Da flog die Wange Rüdigers
Wohl Todtenbläſſe an
Und von der ſchweißbedeckten Stirn
Der Fieberthau ihm rann.

Und mit gebrochner Stimme bat
Den Abt er um Verzug,
Bis zum Genuß des Freudentags
Er Kräfte hab' genug.

Und als am roſ'gen Himmelszelt
Herab der Abend drang,
Rief Margret er, zu wandeln noch
Des Rheines Strom entlang.

„Und nehmen wir das Knäblein mit,
Sanft weht der laue Wind,
Der Wogen leiſe Stimme lullt
In Schlummer es geſchwind."

Und mit einander gingen ſie,
Der Abendhauch war lind
Und Rüdiger machte ſeinen Arm
Zum Pfühle ſeinem Kind.

Wohl Mancher ging aus Waldhorſts Burg
Ans Ufer jetzt hinaus,
Doch bald kam kühl der Abendwind
Und Jeder ging nach Haus.

Nur Rüdiger ſchritt in trübem Muth
Am Ufer ſtets hinaus,
Und Margrets Mund bewog ihn nicht
Zur Wiederkehr nach Haus.

„Kehr um, kehr um, mein Rüdiger,
Sieh wie der Nebel wallt!
Der Abendwind iſt feucht und rauh,
Dem Knäblein wird's zu kalt!"

„„Sey ſtill, ſey ſtill, lieb Gretchen mein,
Im Nebel iſt kein Harm,
Und vor dem Winde liegt geſchützt
Das Kind in meinem Arm.""

„O wende um, mein Rüdiger,
Wo willſt du noch hinaus?
Der Mond ging auf, die Nacht iſt kalt,
Und wir ſind weit von Haus!"

Er ſagte nichts, denn ſtill und ſtark
Ein Schwan den Strom durchbrach,
Der zog an einem Silberband
Ein kleines Schifflein nach.

Es lief ans Land und in das Boot
Schnell mit dem Kind er ſprang,
Und nach ſprang Gretchen athemlos;
Ihr war ſo wirr und bang.

Gebognen Halſes, hoher Bruſt
Zog hin der ſtolze Schwan
Und mühlos durch die raſche Fluth
Das Schifflein brach ſich Bahn.

Der volle Mond goß bleich ringsum
Die Strahlen durch die Nacht,
Und warf durch's Scharlachdeck ſein Licht
In dämmeriger Pracht.

Und wortlos ging's den ſchnellen Strom
Hinunter, pfeilgeſchwind;
Der lange Wimpel ſchwankte ſchwer
Herab im ſcharfen Wind.

Und ſie war ſtumm aus Herzensangſt,
Stumm in Gedanken er,
Nichts als der Laut der raſchen Fluth
Kam ihnen zu Gehör.

Der Kleine fing zu weinen an,
Da wurde Margret wach,
Und ſchnell, mit hohlem Schreckenston:
„Gib mir das Kind!" ſie ſprach.

„Sey ſtill, ſey ſtill, lieb Gretchen mein,
Mach mir das Herz nicht bang,
Gezwungen nur zahl' ich den Preis
Für frühern Glücks Empfang.

Und ſtille ſey auch du, mein Kind,
Und wimmre mir nicht ſo,
Sey ſtill, ſey ſtill — nur kurze Zeit
Und du biſt wieder froh!"

So ſprach er und das Schiff ſtand ſtill,
Er ſprang raſch ans Geſtad,
Und Margarete hinter ihm
Verfolgte ſeinen Pfad.

Es war ein wüſter öder Ort,
Nicht Haus noch Baum war da,
Ein Felſenberg nur, kahl und bleich
Und freudlos auf ſie ſah.

Am Fuße gähnte ihm ein Schlund,
Ungründlich jedem Blick,
Denn dieſes Dunkel warf der Mond
Noch dunkelnder zurück.

Kalt ſchlich die Angſt durch Gretchens Blut,
Der Herzſchlag ſtand ihr ſchier,
Als Rüdiger zur Höhle trat
Und rief: „ſieh, ich bin hier!“

Tief wie ein Grab die Höhle ſcholl
Zurück: „Sieh! ich bin hier!
Und dunkel kam aus ihrer Nacht
Ein Rieſenarm herfür.

Und Rüd'ger trat hinzu und bot
Das Kindlein keck ihm an;
Da ſchrie Margret und alle Kraft
Der Todesangſt gewann.

Und um das Knäblein feſt und eng
Den Arm ſie zitternd wand
Und krampfig, mit gewalt'ger Macht
Das Kindlein hielt umſpannt.

„Hilf mir, Herr Jeſu!“ ſchrie ſie laut
Und rief zu Gottes Thron,
Und aus dem Arm des Rüdiger
Entglitt ſein kleiner Sohn.

Und laut ſchrie ſie als Rüdigern
Der Rieſenarm umſchloß
Und mit ſich fort den Sünder zog
Tief in der Höhle Schoß.

F. Notter.

Das Ehepaar aus der alten Zeit auf dem Lande

oder

Philemon und Baucis unter den Koſaken.

(Fortſetzung.)

Beide Alten waren, wie jene Gutsherrſchaften der alten Zeit gewöhnlich, große Liebhaber vom Eſſen und Trinken: kaum war die Morgenröthe heraufgetaucht — ſie ſtanden immer ſehr früh auf — kaum hatten die Thüren ihr unharmoniſches Terzett begonnen, ſo ſaßen jene ſchon hinter ihrem Tiſchchen, beim Kaffee. Nach dem Kaffee trat Aphanaßj in das Vorhaus und rief, indem er ſein Schnupftuch dazu ſchüttelte: „liſch, liſch! fort, Gänſe, zur Treppe!“ Dann kam ihm im Hofe gewöhnlich der Verwalter entgegen, mit dem er meiſt ſogleich ein Geſpräch anfing, indem er mit größter Umſtändlichkeit nach den Arbeiten fragte und ihm ſolche Beobachtungen mittheilte und Weiſungen gab, wie ſie gewiß jeden durch die ungewöhnlichen Wirthſchaftkenntniß in Erſtaunen geſetzt hätten, ſo daß ein Neuling wohl kaum gewagt haben würde, auch nur von weitem daran zu denken, daß es möglich ſey, einen ſo ſcharfſichtigen Wirth zu beſtehlen. Sein Verwalter aber war ein ausgewitzter Vogel; er wußte, wie man antworten, und noch viel beſſer, wie man wirthſchaften müſſe. — Hierauf ging Aphanaßj in die Stube zurück und ſagte zu ſeiner Frau, indem er ſich vor ſie hinſtellte: was meint Ihr, Pulcheria Iwanoffna, wär's nicht jetzt an der Zeit, einen kleinen Imbiß zu nehmen? — Ja, was wollt Ihr denn zum Imbiß, Aphanaßj Iwanowitſch, vielleicht Brezelchen mit Fett — oder Paſtetchen mit Mohn — oder lieber eingeſalzene Brätlinge? — Und kaum hatte dann Aphanaßj ihr geantwortet: gut, gebt mir nur Brätlinge oder Paſtetchen — ſo erſchienen auch ſchon mit dem Tiſchtuche zugleich Brätlinge und Paſtetchen. Eine Stunde vor dem Mittage nahm er wieder etwas zu ſich, womit er gewöhnlich ein Schlückchen Branntwein aus einem altmodiſchen, ſilbernen Schälchen, und ein Gericht Pilze verband, ſo wie allerlei Dörrfiſchchen und dergleichen mehr. Um 12 Uhr ſetzte man ſich zum Mittagseſſen. Dabei kam außer den jedesmal erforderlichen Schüſſeln, Tellern und Näpfen mit Brühe, eine Menge Töpfchen auf den Tiſch, deren Deckel ſorglichſt verſchmiert waren, damit ja nichts von den appetitlichen Erzeugniſſen der ſo ſchmackhaften als altbewährten Kochkunſt ſich verriechen möge. Das Mahl begleitete in der Regel ein Geſpräch über lauter Gegenſtände, die eben einer Mahlzeit zunächſt liegen. So ſagte wohl Aphanaßj: mir ſcheint, als wäre der Grützbrei ein wenig angebrannt. Scheint's Euch nicht auch ſo, Pulcheria Iwanoffna? — und erhielt dann meiſt zur Antwort: „Nein, Aphanaßj Iwanowitſch, nehmt nur etwas mehr Butter dazu, ſo wird er euch auch nicht mehr angebrannt vorkommen. Oder, da, nehmt von der Pilzbrühe hier und gießt ſie Euch drüber.“ — Nun, ſo ſeyd Ihr wohl ſo gut — erwiederte Aphanaßj, ſeinen Teller dazu hinhaltend — und laßt mich einmal verſuchen, wie das ſeyn wird. — Nach dem Mahle richtete er ſich gemeiniglich zu einem Stündchen Mittagsruhe ein, und dann brachte Pulcheria nicht ſelten etwa eine zierlich zerlegte Waſſermelone und ſprach freundlich einladend zu ihm: „Hier, Aphanaßj Iwanowitſch, koſtet einmal, ob die Melone nicht prächtig ſchmeckt.“ — Aphanaßj aber bemerkte ihr darauf, indem er ſich eine tüchtige Schnitte davon nahm, belehrend: glaubt das nur nicht deßhalb, weil ſie inwendig roth iſt; denn es kommt oft genug vor, daß dergleichem zwar roth, aber doch gar nicht gut ſind. — Indeß verſchwand die Melone unglaublich geſchwind, und ihr folgten noch etliche Birnen, ehe er ſich zu einem kleinen Spaziergange im Garten mit ſeiner Frau anſchickte. Von dieſem ins Haus zurückgekommen, ging ſie an ihre Verrichtun-

gen, während er sich unter dem Wetterdache nach dem Hofe hinaus niedersetzte und zusah, wie die Vorrathskammer in unaufhörlichem Wechsel ihr Inneres zeigte und verschloß, und die Mägde, jeden Augenblick einander stoßend, allerlei Abhub und Abfall in hölzernen Kästen, Sieben, Schwingen und andern Fruchtbehältern hinein- und herausbrachten. Gar bald jedoch schickte er nach seiner Frau, oder machte sich selber zu ihr auf und fragte sie: was könnt' ich denn wohl jetzt essen, Pulcheria Iwanoffna? — „Ja, was möchtet Ihr denn eigentlich essen? Soll ich vielleicht gehen und sagen, daß man Euch die Quarkpasteten mit Beeren bringe, die ich für Euch besonders habe aufheben lassen?" — Ja, gut, Mütterchen. — Oder — fuhr die Unermüdliche fort — kann seyn, ißt Ihr lieber Mehlbrei? — Auch gut das — antwortete derFügsame; — vor dem auf der Stelle alles dieses zusammen hingestellt wurde und in der Regel nichts wieder weggebracht zu werden brauchte. Trotz dem pflegte er auch vor dem Abendessen noch etwas zu sich zu nehmen, denn dieses erfolgte erst um halb zehn Uhr. Nach demselben machte sich aber alles sogleich wieder zum Schlafengehen zurecht, und eine allgemeine Stille senkte sich in dieses rege und doch auch so ruhige Winkelchen hernieder. Die Stube, in welcher das Ehepaar schlief, war immer so warm, daß nur selten jemand Andres im Stande war, einige Stunden in derselben auszuhalten. Aphanaßj aber schlief obendrein, um noch etwas wärmer zu liegen, gern auf dem Ofen,*) obgleich die starke Hitze dort ihn nicht selten nöthigte, mitten in der Nacht manchmal aufzustehen und in der Stube umherzugehen. Bei diesen Nachtwandler-Gängen geschah es auch bisweilen, daß er gar vernehmlich seufzte und stöhnte; und wenn dann die aufmerksame Gattin besorglich fragte: „Aphanaßj Iwanowitsch, was seufzt Ihr denn so sehr?" — so erhielt sie meist die Antwort: Gott weiß es, Pulcheria Iwanoffna, mir ist gerade als hätt' ich Leibweh. — „Möchtet Ihr vielleicht etwas essen?" forschte die Heilkundige weiter. — Ja, ich weiß nur nicht, ob mir das gut wäre. Und übrigens, was soll' ich denn auch wohl essen? — „Nun, etwas saure Milch, oder halbflüssige Fleischbrühe mit getrockneten Birnen." — Meinetwegen, laßt mich's wenigstens versuchen. — Die schläfrige Magd wird beauftragt, im Küchenschränkchen nachzusuchen, und Aphanaßj läßt sich regelmäßig ohne alle Widerrede ein recht hübsches Tellerchen voll der empfohlenen Medicin gefallen und beruhigt dann seinen Arzt gemeiniglich, indem er sich mit den Worten wieder hinlegt: jetzt ist mir, als ob mir etwas leichter geworden wäre.

Zuweilen wenn das Wetter hübsch und in den Stuben gehörig eingeheizt war, gerieth derselbe in so heitere Laune, daß er muthwillig genug war, die gute Pulcheria ein wenig zu necken, indem er eine Zeitlang ganz seltsame Reden verführte. So sagte er z. B. manchmal: Pulcheria Iwanoffna, wenn nun plötzlich unser Haus zu brennen anfinge — wohin würden wir uns wohl retten? — „Behüt' uns Gott davor!" — gab die fromme Pulcheria zur Antwort und schlug andächtiglich ihr Kreuz. Recht schön das, Pulcheria Iwanoffna! Aber ich setze nun den Fall, unser Haus brennte doch ab — wohin möchten wir uns dann wohl flüchten? — „Gott mag wissen, was Ihr da sagt, Aphanaßj Iwanowitsch! wie wär's denn nur möglich, daß unser Haus abbrennen sollte? Das ließe der liebe Gott ja nimmermehr zu." — Ja, ja, ganz gut; aber wenn's nun doch einmal abbrennte? — „Nun dann flüchteten wir uns gewiß in die Küche, und Ihr müßtet freilich eine Zeit lang die Stube nehmen, die jetzt die Ausgeberin hat." — Und wenn nun auch die Küche wegbrennte? — neckte der böse Mann weiter. — „Der liebe Gott wird uns davor bewahren, daß er mit einemmale Haus und Küche abbrennen ließe! Oder wir müßten eben in die Vorrathskammer, während ein neues Haus gebaut würde." — Wenn aber auch die Vorrathskammer mit verbrennte? — „Weiß doch der liebe Gott, was Ihr da alles vorbringt! Jetzt werd' ich aber auch nicht länger auf Euch hören. Es ist sündhaft, solche Reden zu führen, und Gott straft den Vorwitz." — Durch diesen Erfolg seiner Neckerei schien Aphanaßj endlich befriedigt, denn er verhielt sich nun ruhig in seinem Stuhle und lächelte.

Am beachtenswerthesten erschien mir das gute Paar immer, wenn es Besuch hatte; dann bekam in seinem Hause alles ein ganz besonderes Ansehen: die wackern Leute, kann man sagen, lebten nur für ihre Gäste. Alles, was nicht ihr Bestes war, wurde gleich von vorn herein über Seite gebracht. Sie waren um die Wette bemüht, euch mit allem zu bewirthen, was ihre Wirthschaft nur irgend vermochte. Am angenehmsten jedoch war mir das, daß in all' ihrer Dienstfertigkeit durchaus niemals etwas Widriges lag. Treuherzigkeit und Bereitwilligkeit, die schönen Folgen der heitern Einfalt ihrer guten arglosen Herzen, drückten sich in ihren Zügen so ansprechend aus und standen ihnen so hübsch, daß man ihren Einladungen unwillkürlich nachgab. Diese Treuherzigkeit war himmelweit verschieden von derjenigen, mit welcher euch wohl der Beamte des Kronpalastes tractirt, den eure Bemühungen erst zum Menschen und zum Mann gemacht haben, der euch seinen Wohlthäter — seinen huldreichen Gönner nennt und jeden Augenblick bereit ist, eure Knie zu umfassen und euch zu Füßen zu kriechen. — Bei unserm Ehepaar wurde kein Gast am Tage seiner Ankunft wieder fortgelassen; über Nacht mußte jeder da bleiben: „Ihr nähmt uns ja sonst die Ruhe mit! Und wie wär's denn auch möglich, so spät zu einem so weiten Wege sich aufzumachen?" sagte Pulcheria immer, wenn gleich ihre Gäste alle meist nur drei bis vier Werste weit wohnten. Fügte dann aber Aphanaßj zu ihrer Unterstützung etwa noch hinzu: „Ja, freilich, man kann nicht alles vorhersehen: wie leicht wird man nicht z. B. von Räubern angefallen, oder von einem andern bösen Menschen — so nöthigte dieß die gute Pulcheria wiederum zu ihrem frommen Ausrufe: „Gott behüt' uns doch gnädig vor allen Räubern!" und zog

*) Ein Ruheplätzchen, zu dem die, den deutschen Landbacköfen nicht unähnlichen, niedriglanggestreckten Oefen der gemeinen Leute so wohl geeignet sind, daß selbst Personen höhern Ranges dasselbe keineswegs immer verschmähen. So sah z. B. Uebersetzer in St. Petersburg, einmal nicht nur einen kaiserlichen Hauptmann, sondern auch eine junge Hauptmännin solchen Lagerplatz, aus gleichem Grunde wie der harmlose Aphanaßj, beziehen.

dem gutmeinenden Warner obendrein den Vorwurf zu: „Warum sprecht Ihr aber auch von dergleichen bei Nacht! — Ach was, Räuber, Räuber — die Dunkelheit nur paßt durchaus nicht zum Reisen. Ja, und Euer Kutscher noch dazu — o, ich kenne Euren Kutscher; der ist ja ein so schwächlicher, kleiner Knirps, jede armselige Stute schlägt den ja. Uebrigens hat er auch schon gehörig geladen und schnarcht längst in irgend einer Ecke. — So mußte der Gast ohne weitere Widerrede da bleiben; doch wurde er dafür auch durch einen Abend im warmen Stübchen, bei traulichem, erwärmendem und Schlummer bringendem Geplauder im emporsteigenden Dufte des aufgetragenen, immer nahrhaften und meisterlich zubereiteten Mahles reichlich belohnt. Ich sehe noch, als wär's heute, Aphanaßj behaglich in sich zusammengekrochen, in dem Großstuhle sitzen, wie er mit seinem stehenden Lächeln aufmerksam, ja zu höchlichem Ergötzen, dem Gaste zuhörte. Kam dann, wie natürlich, auch die Politik aufs Tapet und trug der Gast, obschon er selber wohl nur sehr selten aus seinem Dorf gekommen seyn mochte, dabei mit wichtig verzogenen Mienen und geheimnißkündendem Ausdrucke im Gesicht seine Muthmaßungen, Conjecturen und unfehlbaren Combinationen vor, indem er wohl erzählte: daß er aus sicherer Quelle wisse und sich darauf todtschlagen lassen wolle, wie der schlechte Franzos mit dem treulosen Engländer übereingekommen, den Bonaparte, den Gott verdammen möge! wieder auf Rußland loszulassen — oder von sonst einem bevorstehenden Kriege schlechtweg sprach: dann sagt Aphanaßj oft schelmisch, als ob er Pulcheriens Anwesenheit nicht bemerkte: ich gedenke, auch mit in den Krieg zu gehen. Warum auch sollt' ich denn das nicht? — Das konnte aber Pulcheria, die gute Seele, nie mit anhören, ohne ihm ins Wort zu fallen: „Ach, geht doch weg, Aphanaßj Iwanowitsch! Und Ihr, lieber Herr, glaubt ihm nur ja nicht! Wie sollt' er, ein so alter Mann, noch mit in den Krieg ziehen? Der erste beste Soldat — daß Gott erbarm'! schöss' ihn ja gleich todt! Ach Gott, mausetodt schöss' er ihn! Seht nur selber, wie er da zielt und mir meinen armen Aphanaßj niederschießt." — O! (prahlte dann Aphanaßj noch weiter) ich schöss' ihn dann aber auch nieder! — „Da hört nur einmal, wie er spricht! (eiferte die treue Einfalt dagegen) Wie sollt er denn in den Krieg ziehen? Seine Pistolen sind ja schon lange verrostet und liegen längst in der Rumpelkammer. Wenn Ihr sie nur sehen solltet: wie sie da sind, möchten sie wahrlich eher vom Pulver zerspringen, als losgehen. Die Hände würde er sich abstoßen und das Gesicht zerreißen, zeitlebens sich unglücklich machen!" — Aphanaßj aber, noch immer nicht aus dem Felde geschlagen, entgegnete ihr mit wohlgetroffen kecker Windbeutelei eines ächten Hans Hasenfuß: o, ich kaufe mir neue Waffen! Ich schnalle mir einen Säbel um, oder mach' mir eine Kosacken-Pike. — „Welche Possen! (nahm Pulcheria, nun ärgerlich, das Wort) da kommt ihm plötzlich etwas in den Kopf, und da fängt er an, drauf los zu schwatzen. Ich weiß wohl, daß er nur scherzt; aber alles das ist doch unangenehm anzuhören. So macht er's aber auch immer! So hört man ihn manchmal, daß Einem darüber ordentlich ganz grauslich wird." — Aphanaßj aber, zufrieden damit, Pulcherien doch ein wenig bange gemacht zu haben, kauerte sich in seinem Stuhle noch mehr zusammen als gewöhnlich, und lächelte.

Pulcheria erschien mir am eigenthümlichsten dann, wenn sie den Gast zum Imbiß nöthigte: „Hier ist — sagte sie dann z. B., indem sie den Stöpsel von der Karaffe nahm — hier ist ein Kirschen- und Salbei-Aufguß: wenn Jemanden die Schultern oder das Kreuz schmerzen, so hilft dieß außerordentlich. — Das hier ist Tausendguldenkraut: wenn Ihr Ohrenklingen, oder im Gesicht Flechten bekommt, so ist dieses ganz vortrefflich. — Und dieß hier ist auf Pfirsichkernen doppelt destillirt. Nehmen Sie nun einmal ein Gläschen davon — wie schön das riecht! Stoß' ich mich etwa beim Aufstehen aus dem Bette an eine Tisch- oder Schrank-Ecke auf der Stirn eine Bräusche, so brauch' ich nur ein einziges kleines Spitzgläschen hiervon vor dem Mittage auszutrinken, und alles ist wie mit der Hand weggewischt — ja, ja, noch in derselben Minute ist alles vorbei, als ob gar nichts gewesen wäre!" Hierauf folgte eine gleiche Aufzählung für die übrigen Karaffinen, welche fast immer auch mit irgend einer heilsamen Eigenschaft ausgestattet waren. Hatte sie den Gast endlich mit der ganzen Apotheke beladen, so führte sie ihn zu einer Menge von aufgestellten Tellern und sagte: „Hier sind Pilze mit Thimian, hier mit Gewürznägelein und Wolaer Nüssen; die hat mich eine Türkin einlegen gelehrt, zu der Zeit, als die Türken noch bei uns in Gefangenschaft gewesen sind. Das war eine so gute Türkin, daß man's rein gar nicht merkte, daß sie den türkischen Heidenglauben hatte. Sie ging auch schon ganz und gar so, wie Unsereine; nur Schweinefleisch aß sie durchaus nicht. Sie sagte: das wäre bei ihnen — als wie dort, in ihrem Lande — verboten. — Hier diese Pilze sind mit Johannisbeerblättern und Muskatennuß angemacht. Und hier habe ich auch größere Fischchen; die habe ich aber zum erstenmale marinirt. Ich weiß dieserhalb auch noch nicht, wie sie etwa ausgefallen seyn mögen. Das Recept dazu ist ein Geheimniß, ich habe es von Vater Iwan. Ihnen kann ich's aber wohl sagen: man nehme ein kleines Fäßchen und lege zuerst eine Schicht Eichenblätter; die bestreut man mit Pfeffer und Salpeter; dann thut man noch Mitschuiwiter-Blüthe daran, und zwar diese Blüthe so, daß die Schwänzchen (Stiele) nach oben kommen. Und darauf legt man die Fischchen. — Hier sind auch Pastetchen: die hier mit Käse, und jene dort, Aphanaßj's Lieblinge, von Kohl und Buchweizenbrei." — Dieß bestätigte Aphanaßj immer sehr bereitwillig: „Ja, die ess' ich ganz erschrecklich gern; sie sind so mürbe und hübsch säuerlich!" — So war Pulcheria jederzeit recht eigentlich in ihrem Elemente, wenn sie Besuch hatte. Das gute Mütterchen! für ihre Gäste lebte und webte sie ordentlich. Wie so gern doch war ich immer bei euch! Obgleich ich mich gewöhnlich eben so gut, wie all' eure anderen Gäste toll und voll, ja manchmal geradezu krank gegessen, immer doch war ich wieder gleich bereit, zu euch zurückzukehren. Fast aber möchte ich glauben, daß in Klein-Rußland die Luft selbst irgend eine besondere Eigenschaft zur Beförderung der Verdauung besitze, denn, wollte man sich etwa *hier* einmal einfallen lassen, so entsetzlich, wie dort, darauf los zu essen — gewiß, man

würde bald, anstatt am Tische, auf dem Tische seinen Platz haben. *)

Ihr guten Alten! Jetzt nähert sich meine Erzählung von euch einem schmerzlich betrübenden Vorfalle, welcher das Leben dieses harmlosen Asyls für immer aufs bitterste veränderte, und um so erschütternder erscheint, als er durch einen ganz kleinlichen Zufall herbeigeführt wurde. Nach dem wunderlichen Laufe unserer Welt erzeugen sich immer aus den nichtigsten Ursachen die verhängnißvollsten Begebenheiten, so wie umgekehrt auch gerade die gewaltigsten Unternehmungen auf die unbedeutendsten Folgen hinauslaufen: ein Eroberer, der durch eisernen Willen und weltstürmende Gewalt, über die Reiche hinweg, von Sieg zu Sieg, durchs Leben getragen, selbst seine untersten Krieger bis auf die Throne der unterjochten Völker erhoben, behält am Ende kaum ein Fleckchen Erde, das hinreichte, nur für einen Einzigen seiner tausend und aber tausend Invaliden den nöthigen Kartoffelbedarf zu erzeugen — brauchte es auch der Weltherrscher nicht selber . . . zu seinem Grabe. — Dagegen zausen sich vielleicht einmal ein paar Wurststopfer aus zwei verschiedenen Städten, irgend einer erbärmlichen Albernheit wegen, hin und her — und der Hader ergreift ihre Städte selber, und diese ziehen die Dörfer und Weiler, zuletzt das ganze Land mit hinein. — — Doch lassen wir jetzt diese Betrachtungen, die nicht weiter hieher gehören. Ueberdieß lieb' ich auch die Betrachtungen gar nicht, wenn es bei den bloßen Betrachtungen bleibt.

(Fortsetzung folgt.)

Der englische didaktische Dichter Cowper und sein Hauptwerk „die Aufgabe" (the task).

(Fortsetzung.)

Im dritter Gesang tadelt der Verfasser sich selbst zu Anfange wegen seines Eifers am Schlusse des zweiten; satyrisch zu werden passe sich für den Sänger des Sofa's nicht, eher das häusliche Glück zu besingen.

Häusliches Glück, du einz'ge Seligkeit
Des Paradieses, die uns übrig blieb,
Wiewohl nur Wenige dich rein genießen,
Und den Genuß sich sichern, weil sie schwach
Und unvorsichtig deine Süßigkeit
Nicht schirmen vor dem Wermuth, den Gereiztheit
Und Laßheit dem krystallnen Trank zumischt.
Du bist der Tugend Amme, welche lächelt
In deinem Arm, erscheinend, wie sie ist,
Als Himmelskind, und dorthin wiederkehrend.
Dich kennen nicht, die dem Vergnügen huld'gen,
Der gürtellosen Göttin auf dem Rade
Mit irrem Blick, die stets dem Arm sich anliehnt
Der Neuheit, ihrer schwachen, morschen Stütze;
Denn du bist sanft, beständig, hassest Wechsel,
Suchst Freuden in der Ruh' erprobter Liebe,
Die nie der Sturm der Leidenschaft gewährt.
Dich lassend, welchen Schiffbruch litten wir
An Ehr' und Würdigkeit und goldenem Ruf!

Hiebei geräth er denn doch wieder in gerechten Unmuth, kommt auf sich selbst, auf seine früheren Entwürfe, und auf die eitlen Entwürfe der Menschen überhaupt, selbst der sich weise dünkenden, und vertheidigt sich wegen seiner scheinbaren Tadelsucht. Der Philosoph müsse nie stolz auf seine Weisheit seyn, sondern Gott die Ehre geben. Solch ein frommer und kindlicher Weiser sey Newton gewesen. Hierauf wendet er sich mit neuem Preise an das häusliche Leben:

O du, des Menschen bestem Streben hold,
Der Tugend, der Betrachtung und dem Frieden,
Du Häuslichkeit, vereint mit Ländlichkeit,
Nur Wen'ge kennen deinen Werth und Reiz,
Obwohl mit deinen Freuden Manche prahlen,
Als hätten sie aus Kenntniß dich gewählt.
Der thör'ge Mensch vergißt sein eignes Wohl,
Gleichwie sein Urahn, und verläßt, wiewohl
Ins Paradies gesetzt, (denn stets behielt
Die Erde Spuren ihrer Jugendschönheit)
Um flücht'ge Freuden wesenhaftes Glück.

Zu den ländlichen Vergnügungen rechnet er aber nicht die Jagd, wovor er wenigstens einen Hasen gerettet habe (den er jung aufzog und auf den er auch ein paar besondere kleine Gedichte gemacht hat).

Wie mannichfach sind deß Genüsse, den
Müßig die Welt nennt, der dann zur Vergeltung
Die so geschäft'ge Welt für müßig hält.
Buch, Garten, Freund, vielleicht auch eine Feder,
Beflissenheit, mit Lust daheim genossen,
Natur in ihrer Bildung Schmuck, nach seinem
Geschmack gekleidet, ihn ins Freie lockend —
Wer dieß hat, kann's dem an Beschäftigung fehlen?
Wie, wem so viel Genüsse freistehn, müßig seyn?
Mich drum, der ich nach thät'ger Muße strebe,
Nicht nach dem trägen Glück, die Zeit zu täuschen
Und zu verschwenden, wissend, Menschenleben
Sey nur ein Pfand, mit Zinsen rückzuzahlen,
Wenn er zur Rechnung seine Schuldner ruft,
Dem alles Heil entspringt, mich findet hier auch
Die Arbeit. Emsig such' ich zu verbessern,
Zum mindesten nicht unbenutzt zu lassen
Den mir verliehnen Geist, ihn spornend, zwar
Oft schlaff, und viel in meinem Werk gehindert
Durch Gründe, nicht vergebens auszuplaudern,
Zu seinem rechten Ziel — dem Dienst der Menschen.
Wer auf sein eignes Innres achtsam ist,
Ein Herz hat und es wahrt, und einen Geist hat,

*) d. h. als Leiche — nach Landessitte.

Der hungert und sich sättigt, wer ein nicht
Zerstreutes, doch gesell'ges Leben führt,
Der hat zu thun und fühlt zu einem stillen,
Doch nicht geringern Werke sich verpflichtet.
Ein Leben voll Geräusch und Wirrwar mag
Dem, der es leitet, weis' und löblich scheinen;
Doch eine Perl' ist Weisheit, die man findet
Im stillen Wasser und bei klarem Himmel.
Wer sich im Sturm stets umtreibt, taucht danach
Hinab nicht, oder bringt statt ihrer, eitel
Geschäftig schlechte Muscheln nur herauf.

Nun werden besonders die gärtnerischen Geschäfte gepriesen, wobei man selbst Hand anlegen müsse, das Beschneiden, Pflanzen u. s. w. nebst einer Entschuldigung, daß er auch von Mistbeeten sprechen müsse. Die Gewächshäuser werden nicht vergessen. Auch im Winter habe die Natur ihre Reize, obgleich sie dann meist verlassen und die Stadt vorgezogen werde, wo man leider dem Eigennutze, der Ehrsucht und unedlen Vergnügungen huldige. Der Gesang schließt mit einer Anrede an die Hauptstadt, wo der Dichter manches sieht, das er liebt, mehr, was er bewundert, aber alles, was er verabscheut; die er belacht und beweint, und in welchem Sodom er doch zur Rettung desselben noch mehr als zehn Gerechte kennt.

Der gegen das Ende des dritten Gesanges vorkommende Gedanke, daß auch der Winter auf dem Lande seine Reize habe, wird in den letzten drei Gesängen, obgleich mit vielen Abschweifungen, ausgeführt. Der vierte beginnt mit der Ankunft der Post im Dorfe, welche die Zeitungen mitbringt, zu deren ruhigem Genuß der Landbewohner sich auf das Sofa setzt (damit doch auch dessen einmal wieder gedacht werde), die Vorhänge herabläßt und das Feuer im Ofen anschürt. Die Zeitungen veranlassen zu einer Betrachtung der Welt, oder der weltlichen geschäftigen Unruhe, und zu einer Begrüßung des Winters, besonders des ländlichen.

O Winter, Herrscher umgewandten Jahres,
Dein aschengleich von Schlossen rauhes Haar,
Dein dir am Mund vereister Hauch, und deine
Mit nicht von Altersschnee gemeißtem Bart
Umstarrten Wangen, deine Wolkenstirn,
Ein trockner Zweig dein Scepter, und dein Thron
Ein gleitend Fuhrwerk, Rädern unverschuldet,
Vom Sturm den glatten Weg entlang getrieben, —
Ich liebe dich trotz unliebsamem Schein,
Trotz deinem Grau'n! Du hältst die Sonne fest
Im dämmerlosen Oß, verkürzest zwischen
Morgen und Mittag ihren Weg, und ihrem
Verweilen nimmer hold beschleunigst du
Sie zu dem rosgen West, doch den Verlust
Ausgleichend freundlich durch die größre Zahl
Gesell'ger und belehrungsvoller Stunden,
Und die zerstreute Hausgenossenschaft
Unschwer versammelnd, auch dem Denker hold,
Den dann nicht Tag noch Tagessorgen stören.
Ich preis als König dich der innigsten
Der süßen Freuden am Kamin im Zimmer,
Aller Behaglichkeiten, die die Hütte
Der ruhigen Zurückgezogenheit
Und abendliche Feierstunden kennen.
Kein rasselnd Rad hält still vor dieser Thür u. s. w.

Nun werden die ländlichen Vergnügungen dieser Jahrszeit, die weiblichen häuslichen Beschäftigungen des Nähens und Stickens, die männlichen des Lesens und Vorlesens, und die gemeinschaftlichen des Singens und der Unterhaltung durchgegangen, und das einfache Mahl mit dem des Städters zum Nachtheil des letztern verglichen. Selbst das wehmüthige Insichversinken zur Zeit der Abenddämmerung wird gepriesen, während es draußen friert und schneit, und am nächsten Morgen die Oberfläche der Erde weiß bedeckt erscheint, zugleich aber auch theilnehmend des Wanderers und des Fuhrmanns und der winterlichen Strapatzen derselben gedacht, so wie des armen Landmanns, der freilich mit Noth und Elend zu kämpfen hat; wie denn auch die Winterabende und Nächte dem Diebe, dem Trunkenbolde und dem Tanzlustigen und Ueppigen unter den gemeinen Leuten willkommen seyen. Hiebei gehen besonders die weibliche Sittsamkeit und Keuschheit zu Grunde, so daß diese Tugenden auf dem Lande nachgerade selten würden. Der Soldatenstand habe viel dazu beigetragen, wobei ein Recrut und seine Umwandelung beschrieben wird. Trotz dieser zunehmenden Verderbniß kennt der Dichter nichts Süßeres als das Landleben und ergießt sich am Schluß des Gesanges in die Worte:

Heil, Pflegerin des Gesundheit und des Wohlseyns
Und der Betrachtung, herzerquickender
Harmloser Freuden, unbekannt im drangen
Gewirr der Menge, Heil dir, ländlich Leben!
Mag, wem's beliebt, nachjagen Ehr' und Würden,
Dem Geld und Gut, dem Beifall und dem Ruhm!
Ich werde dieser Jagd mich nicht gesellen,
Doch nicht sie stören, nicht ihr Glück beneiden,
Es muß auch Große geben. Großes Werk braucht
Große Talente. Und Gott gibt Jedwedem
Die Tugend, den Verstand, Geschmack, die Gabe,
Die ihn ins Leben hebt, und fallen läßt
In den von Gott ihm anvertrauten Kreis.
Befreiern eines unterdrückten Landes
Gibt er Beredsamkeit, ein fühlend Herz,
Muth abzuwehren Unbild und Gewalt,
Monarchen Würdigkeit, Verstand den Richtern,
Den Künstlern Ungedanken und Geschick,
Mir einen ehrsuchtlosen Geist, der hier
Im niedern Thal des Lebens genügsam früh
Muß' und Gemächlichkeit sich wünscht und längst
Holde Gemächlichkeit und Muße fand.

(Fortsetzung folgt.)

Der Schnee.

Von Alfred de Vigny.

1.

Wie ſüß, wie ſüß iſt es, Geſchichten anzuhören,
Geſchichten der Vergangenheit,
Wenn ſchwarz im Walde ſtehn die Tannen und die Föhren,
Wenn ſtarr der Boden iſt, und rings das Land verſchneit!
Wenn ſich vom Sturm umtost die ſchlanke Pappel bieget,
Wenn ſo mit Schnee bedeckt, daß ihr ihn kaum noch ſeht,
Der Rabe ſchläfrig ſich auf ſchwankem Zweige wieget,
Wie auf dem Kirchenthurm der Wetterhahn ſich dreht!

Gar klein und einſam ſind die beiden Füß' im Schneee
Im Erker dort verſteckt, daß ihn kein Aug' erſpähe,
Wie gerne wär' er blind — gibt doch der Kaiſer Acht,
Und fürchtet ſeinen Zorn und mehr noch ſeine Macht.

Unter der Kron' hervor die weißen Locken quellen
Um ſeine braune Stirn, darin die Adern ſchwellen;
Des Mantels Purpurſammt, der auf die Füß' ihm fällt,
Ein mächtig Bärenfell in dichte Falten hält.

Den Kopf weit vorgeſtreckt, daß auf die Fenſterſcheiben
Die Seufzer, die der Bruſt entfliehen, Wolken treiben,
Stampft er wohl zwanzigmal den Boden mit Gewalt,
Daß von dem röm'ſchen Schuh der Marmor wiederhallt.

Du fränkſches Königskind, o Emma, ſchöne Maid,
Welch' wunderſame Laſt drückt deine Schultern leid'?
'S iſt Eginhard der Knab, den vor dir auf den Knie'n
Im heimlichen Gemach der junge Tag beſchien.

Den Schwanenhals umſchlingt er ſanft mit ſeiner Rechten,
Drückt einen heißen Kuß auf ihre ſchwarzen Flechten,
Auf die geſenkte Wang', die Bruſt, die weißer iſt,
Als ſelbſt der Hermelin, der blendend ſie umfließt.

Sein ängſtlich Athmen ſucht er ganz zu unterdrücken,
Und denkt, er preſſe dann, nicht ſo den zarten Rücken,
Klagt über ſein Gewicht und über ihren Fuß,
Der dieſen Abend noch belohnen ſoll ſein Kuß.

Jetzt nur ſteht Emma ſtill, um ihre Kraft zu loben,
Hebt ihre weiße Stirn, blickt ſchelmiſch bös nach oben
Und ſchließt mit einem Kuß des lieben Schwätzers Mund,
Eilt ſchwankend weiter dann über den ſchnee'gen Grund.

Doch rauher Stimmen Ton dringt plötzlich durch die Hallen,
Wohin ſie wenden ſich, hör'n ſie ein „Halt" erſchallen,
Und Eginhard, der ſchnell von ſeinem Sitze ſpringt,
Entzieht ſich Emma's Arm, die in den ſeinen ſinkt.

2.

Ein reicher Wappenſchmuck prangt an dem Baldachine,
Darunter Kaiſer Karl ſich ſetzt; die Paladine
Umgaben rings den Thron, und ihrer Mäntel Pracht
Erhöhet noch den Glanz, indem hier Alles lacht.

Ein breit und langes Schwert ſtützt ihre ſtarke Rechte,
Das oft der Sachſen Blut geröthet im Gefechte;
Auf ihrem Schilde, der beſiegte Kön'ge nennt,
Die gothiſche Deviſ' in dreien Farben brennt.

Gelehnt an Säulenreihn mit goth'ſchem Capitale
Stehn Krieger, groß und ſtark, rings in dem weiten Saale.
Durch den geſchloſſnen Helm, darauf die Feder nickt,
Sieht man das Auge kaum, das kühn und trotzig blickt.

Die beiden, auf den Knie'n in demuthvoller Haltung,
Sie beten jeder um des Anderen Erhaltung.
Die Stirne ſcheu geſenkt, erzitterte das Paar,
Das jetzo roth vor Scham, jetzt bleich vor Schrecken war.

Ein jeder war verſtummt; es herrſchte tiefe Stille.
Im Innern hocherfreut ob ſeiner Lockenfülle,
Verſuchte Eginhard, die Augen wendend ſcheu,
Ob ihm nicht auf ſein Lieb ein Blick geſtattet ſey.

Schön Emma barg ihr Haupt in ihren weißen Händen,
Und lauſchte weinend, wie der Sturm ſich möchte wenden;
Doch da man immer ſchweigt, verſucht ſie endlich kühn
Die Finger vom Geſicht allmählich wegzuziehn.

Der Kaiſer lächelte, ſtill eine Thräne weinend,
Und dadurch jedem Aug' nur ſchöner noch erſcheinend;
Er rief Turpin herbei, der Hauscaplan ihm war,
Und ſprach ſo ſanft er konnt': „Nun ſegne nur das Paar!"

Wie ſüß, wie ſüß iſt es, Geſchichten anzuhören,
Geſchichten der Vergangenheit,
Wenn ſchwarz im Walde ſtehn die Tannen und die Föhren,
Wenn ſtarr der Boden iſt und rings das Land verſchneit!

F. W. Dralle.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 313.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 November 1840.

Details einer großen russischen Messe.

(Fortsetzung.)

Die Tuchwaaren.

In den Tuchläden des Gostinnoi Dwor findet man jetzt meistens nur russische Tücher: Wöhrmann'sche Fabrik aus Livland, Malzow'sche aus Orel und hundert andere aus Moskau, meistens von Edelleuten gestiftete, und mit ihren Bauern bediente Fabriken. Doch mögen die Gewebe viel oder wenig taugen, sie werden allemal den ausländischen nachgesetzt, und sogar die polnischen Tücher, deren Name bei uns völlig unbekannt ist, genießen in ganz Rußland eines großen, weitverbreiteten Rufes. Die Farben, welche den Russen am wenigsten gut gelingen, sind schwarz und blau. Auch viele deutsche Colonisten haben Tuchfabriken in Rußland begründet, mit deren Producten sie die Messen beziehen. So waren in Charkoff mehrere Colonisten vom asow'schen Meere, die aber so gute Geschäfte machten, daß sie, ehe ich sie aufsuchen konnte, schon nach völliger Räumung ihres Lagers und Füllung ihrer Beutel an die Mareotis zurückgekehrt waren. Auch ein deutscher Tuchweber aus Aachen, der jetzt in Jekaterinoslaw ansässig war, hatte große Quantitäten Tuch zum Verkauf angefahren, und sein Aachener Credit beflügelte seine Waarenballen dermaßen, daß er bedauerte, nicht das Doppelte mitgebracht zu haben. Charakteristisch für die Russen sind die Decken, mit denen die Zahltische in diesen Tuchläden ausgeschmückt sind: sie bestehen aus einer Menge zusammengenähter Adressen von guten Tuchfabriken aus allen Enden der Welt, die man an den Kanten der Tuchstücke abgeschnitten hat. Nicht wenig fällt die Billigkeit der Teppiche auf, meistens kleinrussischer Producte, mit denen diese Läden ausgeschmückt sind.

Die Schlafrock-Tataren.

Eine eigene Art von Kaufleuten, die man in ganz Rußland zerstreut findet, und die auch im Gostinnoi Dwor Charkoffs hie und da als Anhängsel der Tuchbuden vertheilt standen, sind die sogenannten „Schlafrock-Tataren." Sie sind fast alle ohne Ausnahme aus Kasan, sehen einer wie der andere aus, hübsch glattseidig und goldig angezogen, und haben einer wie der andere dieselbe Waare, vor allem schöne seidene Schlafröcke zu den billigsten Preisen, von den elegantesten und classischsten Formen und den hübschesten Stoffen; alsdann goldgestickte Saffianstiefel, Pantoffel und Mützen, bei denen die Stickerei so geschmackvoll ist, wie die Form elegant und bequem. Man sieht es diesen Producten an, daß sie einem alten, schon völlig ausgebildeten Industriezweige angehören, bei dem alles vollkommen berechnet, ausstudirt und vollendet erscheint. Wie lange wollen die deutschen Schneider noch schneidern, bis sie einmal einen solchen geschmackvollen tatarischen Schlafrock und ein Paar solche hübsche Pantoffel zu Stande bringen können. Die Tataren lehrten diese Kunst den Russen schon vor 400 Jahren, und seitdem blühen solche Schlafrockfabriken und Lederstickereien in verschiedenen Städten Rußlands. Einige Industriezweige verfallen bei einigen Nationen nie und kommen dagegen nie bei andern empor. Es gibt noch viele andere Dinge in Rußland, die man nur hier gut und vollkommen machen und kaufen kann, so z. B. Pfeifen und Pfeifenschmuck, Thee, Kawiar, Eingemachtes u. s. w.; und ein russischer Gardeofficier, der mit einem bucharischen Schlafrock nebst Pantoffeln und Goldkäppchen bekleidet ist, türkischen Knaster raucht, Thee trinkt, Kawiar frühstückt und kiew'sche Früchte speist, ist ein so vollkommen bedientes Wesen, daß kein Kritiker daran etwas aussetzen könnte. — Auch mit kasan'schen Shawls sind in der Regel diese Tataren versehen; sie werden noch jetzt, wahrscheinlich als ein alter, von den Tataren aus Asien dieher verpflanzter Industriezweig, in der Nähe von Kasan gemacht; sie übertreffen die russische Fabrikwaare in der Güte wie auch im Preise.

Nach der ungeheuern Quantität mit Gold und Silber gestickter Pantoffel und Morgenmützchen, aus Saffian und Sammet von allen möglichen Farben, sollte man schließen, daß die Morgentoilette der russischen Herren im Ganzen viel eleganter seyn müßte, als die der Deutschen. Es gab außer den Hallen des Gostinnoi Dwor noch eine ganze Reihe von Magazinen, die bloß solche elegante Mützchen hatten, Stück für Stück 10 bis 15 Rubel, alle zu Tausenden in Kisten verpackt,

wie die Leipziger Lerchen. Unsere deutschen Mützenmacher mag es wohl wundern, daß sogar mit ihrem Artikel auf den russischen Messen Geschäfte en gros gemacht werden. Indessen ist zu bemerken, daß auf keiner Messe so viele und große Massen von schon fabricirten Producten aller Art gleich fertig zu Markte gebracht werden, und so wenig rohe und ungeformte Stoffe erscheinen. Es kommt einem zuweilen so vor, als wenn hier zu Lande schon alles gleich fabricirt und fertig wüchse; so: Kleider en gros, Stiefel, Hüte, Strümpfe en gros, eingekochte Früchte, Honigkuchen en gros, eiserne Töpfe, eiserne Ketten, Geräthschaften en gros.

Es kommt dieß wahrscheinlich hauptsächlich daher, weil hier gleich an dem Platze, wo die Sache der Natur abgewonnen, sie auch der Kunst zur Gestaltung überliefert wird. Die Gutsherren mit ihren Ackerbauern bearbeiten gleich an der Stelle, wo er wuchs, den rohen Stoff. Daher machen nur diejenigen rohen Stoffe in Rußland weite Wege, die fürs Ausland bestimmt sind, und sammeln sich dann auch natürlich bei den Hafenplätzen in großen Quantitäten. Zum Theil aber rührt es auch von einer gewissen Neigung der Russen her, jedes selbst unbedeutendste Handwerk fabrikmäßig zu betreiben und das Product in großen Massen zu Tage zu fördern, welcher Neigung sie mehr als wir nachhängen können, da keine Art von Gewerbszwang ihnen entgegensteht. Auf welcher deutschen Messe macht man ähnliche Bestellungen wie diese: „tausend Schock fertige Stiefel," „10 Kisten goldgestickte Sammetmützen," „50 Kasten eingekochte Säfte u. s. w."

Die Silberbuden.

Dem Gostinnoi Dwor gegenüber liegen in einer langen Reihe die Klosterbuden vom Kaufmann Jewstratow erbaut; sie werden auch wohl die „Silberbuden" genannt, weil die Silberwaare hier die am meisten ins Auge fallende ist. Unter den Silberhändlern war der Kaufmann Gubkin der größte. Er hatte für 700,000 Rubel Silberwaaren zu Markte gebracht. Außer in einigen russischen Kirchen, wo zuweilen ganze Berge, Trophäen, Grabmonumente, Altargeländer und Altarportale aus massivem Silber gegossen sind, erinnere ich mich nie eine solche Menge Silberglanz vereint gesehen zu haben, selbst in Petersburg, Wien u. s. w. nicht. Es standen hier ganze Reihen von silbernen Fruchtkörben aller Formen, massiv silberne Samowars *) von allen Größen und höchst geschmackvollen Figuren. (Alles was sich bei den Russen auf Thee bezieht, ist geschmackvoll). Entschieden die meisten Waaren aber bezogen sich auf zwei sehr entgegengesetzte Lebensverhältnisse, auf die Freuden der Tafel nämlich und auf die Ceremonien des Gottesdienstes. Abendmahlbecher für jede Façon von Kirchen in so langen Reihen, wie die Bücher einer Bibliothek, daneben Champagnergläser, so reich geschliffen und verziert, wie die Zaarenkronen.**) Silberne Kreuze zum Gebrauche für die Kirchen, silberne Rahmen zur Einfassung von Heiligenbildern, in erstaunlicher Auswahl, und daneben ein Gewimmel kleiner silberner und goldener Becher von der Form der chinesischen Theetassen mit Henkeln, aus denen man in ganz Rußland vor der Mahlzeit das sogenannte Schälchen zu nehmen pflegt; sogar silberne Schnapsflaschen dabei, Suppenterrinen, Waschschüsseln und Wasserkrüge in Menge, so wie Etuis für Zahnpulver, Bartpinsel und andere Toilettengegenstände, die der Wohlhabende in Rußland durchweg häufiger von Silber hat, als der unsrige. Man braucht sich in Rußland nicht eben sehr hoch zu versteigen, um den Toilettentisch eines vornehmen Mannes mit Silber beladen zu sehen, wie eines Goldschmieds Boutike, während man in Deutschland oft königliche Schlafzimmer zu sehen bekömmt, wo die Waschdecken u. s. w. nur aus Porcellan oder gar aus Fayence sind.

Neben dem ächten Silber erschien auch das falsche Neusilber zum ersten Mal auf dieser Messe, aber es schien der ächten Waare wenig Schrecken einzuflößen, trotz seiner in russischer Sprache gedruckten Empfehlungen von Prof. „Grimbstädt," Doctor „Naterje,"*) Director „Meineke" aus Berlin, und trotz seiner langen und prächtig gedruckten Preiscourante. An letzteren fehlt es auf den russischen Märkten überhaupt keiner Waare; sie sind gewöhnlich sehr prahlerisch auf Foliodlättern in französischer und russischer Sprache gedruckt, und mit Arabesken und Randverzierungen mehr geschmückt, als irgend ein Preiscourant der Leipziger Messe.

Auch zwei Optiker hatten sich mit einer Menge geschliffener Gläser und physikalischer Maschinen eingefunden. Der eine war ein Königsberger, der andere ein Commis des bedeutenden Moskauer Optikers Coni, welcher Schüler des Frauenhofer'schen Instituts zu Aufsehern seiner russischen Arbeiter hat, und in allen größeren Städten Rußlands Verkaufsmagazine für seine Waare besitzt. Ich sah in seinem Laden eine Scheiben-Elektrisirmaschine zu 300 Rubel, was auch selbst in Deutschland noch ein nicht sehr unmäßiger Preis gewesen seyn würde.

(Fortsetzung folgt.)

*) Wasserurnen für die Theebereitung.

**) Ich weiß nicht, ob man noch sonst in einem Lande außer Rußland den Champagner aus Silber trinkt.

*) Auf russische Weise verstümmelte deutsche Namen.

Die schwedische Verfassung.

(Fortsetzung.)

Wie aber Freiherr v. Sprengtporten die Schwierigkeiten, namentlich in dem Widerstreben der privilegirten Stände sah, und zu einem Mittelweg rieth, so fanden andere, obwohl gleichfalls für eine Aenderung gesinnt, die Gefahr auf der andern Seite, nämlich in der bis jetzt noch allzu geringen Bildung des Volks für die Ausübung so großer Rechte, als man ihm durch den Vorschlag des Ausschusses einraumen wollte. Indeß fehlte es aber auch nicht an Leuten, die, obwohl keineswegs Brauselöpfe, doch weder die eine noch die andere Bedenklichkeit hegen, geradezu auf die norwegische Verfassung als Muster hinwiesen, und eine gänzliche Verschmelzung des Adels mit der Nation, d. h. eine Aufhebung aller Standesvorrechte, forderten. So äußerten sich nicht nur die hervorragendsten

Mitglieder des Bauernstandes, sondern auch Mitglieder des Bürgerstandes, wie Wärn und Petré, und namentlich der letztere hielt im Ausschusse dem Adel und dem Priesterstande eine Strafpredigt, worin er die ganze Kluft zwischen den streitenden Parteien an den Tag legte, und namentlich dem Adel sein früheres gewaltthätiges Verfahren gegen die Könige aus dem Hause Wasa vorhielt. Was er gegen die Bischöfe vortrachte, läßt sich, trotz des gemäßigten Ausdrucks, mit dem Stärksten vergleichen, was im englischen Parlament gegen die Anwesenheit der Bischöfe im Oberhaus gesagt wurde.

Aber außer der Vergangenheit hob auch Hr. Petré einen in der Gegenwart höchst verdrießlichen, für die Zukunft aber in der That verderblichen Umstand hervor, nämlich die Verhältnisse zu Norwegen. Es ist in neuerer Zeit der Fall vorgekommen, daß eine gemeinsame Expedition Norwegens und Schwedens nach em Mittelmeere gehen sollte, und man konnte sich über die Art der Ausführung nicht vereinigen; ebenso erging es mit einer gemeinsamen Commission, welche niedergesetzt wurde, um die Maaßregeln bei einem allenfallsigen feindlichen Einfall zu berathen: man ging unverrichteter Dinge auseinander, weil die Norweger auf einer ausgebildeten, allgemeinen Landwehr, die schwedischen Bevollmächtigten auf einer Unterhaltung stehender Truppen bestanden, auf welche letztere die Norweger nicht eingehen wollten. Ja, es hat sich der Fall ergeben, daß der König in seiner Eigenschaft als König von Norwegen gewisse allgemeine Ansichten über die Organisation des Militärwesens aussprach und annahm, welche von den schwedischen Militärbehörden öffentlich zurückgewiesen wurden. Dieser Widerspruch, der sich nicht allein in diesen militärischen Maaßregeln, sondern namentlich auch in dem sehr von einander abweichenden Wohlstand beider durch gleiche Abstammung und fa gleiche Sprache so eng verbundenen Völker zeigt, muß zu einer Lösung kommen, und die schwedische Verfassung allmählich, wenigstens in ihrer günstigen Wirkung auf den Wohlstand des Volks, sich der norwegischen nähern, wenn nicht die wachsende Unzufriedenheit Ausbrüche herbeiführen soll.

Es lassen sich gegen solche Befürchtungen allerdand Dinge einwenden, vor allem der Zustand des Volkes selbst, namentlich der städtischen Bevölkerung, der sehr demoralisirt geschildert wird; auch mag man hie und da Zweifel gegen die Ansichten von Männern, wie Sprengtporten und Petré erheben, da diese beide vom Hofe persönlich beleidigt wurden, und namentlich der letztere auf eine Weise, die einen persönlichen Groll gegen den Adel, der ihm die Beschimpfung anthat, rechtfertigt.*) Allein wenn auch die genannten Personen nicht aus ganz reinen Absichten sprachen und handelten, wenn auch Propst Hallström, derselbe, welcher das Volk als noch nicht reif erklärte, mit seiner Behauptung gleichfalls völlig Recht hat, so benimmt dieß doch der Richtigkeit der allgemeinen Ansicht nichts, daß der übermäßige, vom Adel begünstigte Staatsluxus mit dem verarmten Zustand des Landes unverträglich, und daß eine Vereinbarung über einen Mittelweg höchst schwierig geworden ist.

(Schluß folgt.)

*) Petré hatte schon auf dem vorigen Reichstag der Opposition angehört, und sich gegen manche Maaßregel der Regierung stark ausgesprochen. Als derselbe aufgelöst wurde, gab der König, wie es herkömmlich ist, den verschiedenen Ständen ein Diner, und als Petré gleichfalls eintrat, wurde ihm angedeutet, daß er sich entfernen solle, worauf die, welche noch nicht eingetreten waren, sogleich mit ihm umkehrten. Freiherr von Sprengtporten, Gouverneur von Stockholm während der Aufläufe, die Gripenstolpe's Verurtheilung veranlaßte, wurde seiner Stelle plötzlich entlassen, angeblich, weil er die Anwendung von Militär mißrathen hatte.

Shakespeare-Gesellschaft.

In London ist gegenwärtig die Bildung einer Gesellschaft unter diesem Namen im Werke, deren Zweck ist, Schriften, die auf die Schauspiele Shakespeare's und seiner Zeitgenossen, so wie auf die Entstehung und den Fortgang der dramatischen Kunst und Dichtung in England vor der Unterdrückung der Theatervorstellungen im Jahre 1647 Bezug haben oder dieselben erläutern, herauszugeben oder neu aufzulegen. Einige dieser Werke sind noch im Manuscript, viele andere, die noch unter Karl I gedruckt wurden, sind so selten, daß man nur wenige Exemplare davon findet. Alles, was auf die Lebensgeschichte der ältern Dramatiker und Schauspieler, auf ihr Benehmen, ihren Charakter und ihre Ansichten Bezug hat, wird in den Geschäftskreis der Gesellschaft gehören. Es ist gleichfalls die Absicht, alle Schauspiele aus den Originalabschriften zu drucken oder wieder abzudrucken, begleitet von biographischen Skizzen und Noten. So hofft man mit der Zeit vollständige Sammlungen der zerstreuten Werke ausgezeichneter und meist populärer Schriftsteller zu erhalten. Jedes Mitglied der Gesellschaft soll jährlich ein Pfund bezahlen, oder kann sich auch mit zehn Pfund für immer abkaufen. (Athenäum vom 24 October.)

Die Orgelberge in Brasilien.

(Fortsetzung.)

Eines Morgens setzten wir uns zu Pferde, um die Pflanzungen zu besehen, die bedeutend sind, und ungefähr eine Stunde von der Fazenda liegen. Sie bestehen meistentheils aus Mais und Kartoffeln, und befinden sich auf der Spitze eines vor kurzem noch von einem Urwalde bedeckten Berges; man sieht noch unter den Maisähren die Spuren der Bäume. Das ganze Gut umfaßt gegen 62 Quadratmeilen. Uns begleiteten 15 bis 20 Hunde, die mehrere Eidechsen und Tatus tödteten, das gewöhnliche Wild eines Brasilianers. Als ich in den Hof des Hauses zurückkam, fand ich daselbst einen Storch des Landes, eine herrliche Species, doch höchst langweilig.

Gegen 50 Neger verrichteten den Dienst im Hause, in der Küche und dem Garten der Fazenda. Der größere Theil arbeitet in den Pflanzungen, und jeder Sklave besitzt ein kleines Stück Land, das er in der Zeit der Ruhe am Sonntag bebauen kann, und welches ihm eine jährliche Einnahme von 25 Fr. einträgt. Sie sind alle ziemlich gut gekleidet, nur trägt kein Neger Schuh oder Strümpfe. Doch Strümpfe haben selbst die Weißen im Innern des Landes selten. Sie gehen barfuß oder tragen Holzschuhe. Die Rationen der Neger sind sehr stark, wenn sie auch nur wenig Fleisch essen. Doch welcher Bauer in Europa genießt dieses in Menge? Ich habe die magere Kost der Bauern in vielen Ländern gesehen, und kann versichern, daß sie sich

mit der reichen und ganz nahrhaften Kost der Neger Brasiliens nicht vergleichen läßt. Auch sind diese Neger selten mit Arbeit überhäuft; sie sind kräftig, gesund und erreichen ein hohes Alter. In Indien wird der Mann, der die Kleider reinigt, die Pfeife nicht putzen, und die Zahl der Diener vermehrt sich unendlich; doch sind sie wenig bekleidet, und ein wenig Reis reicht zu ihrem Unterhalt hin. In Brasilien dagegen verlangen die Sklaven gute Bekleidung und reichliche Nahrung. Will ein Herr seinen Sklaven am Sonntag arbeiten lassen, so muß er ihm den Tag bezahlen, und nie unter einem Schilling. Das einzige, was ihrem Glück wirklich Eintrag thut, ist die rohe Behandlung, der sie häufig ausgesetzt sind. Oft erhalten sie die härteste Züchtigung auf den geringsten Verdacht, ohne daß sie sich rechtfertigen dürfen. Der Neger wird an einen Baum gebunden und zu 4 bis 500 Peitschenhieben verurtheilt, die sein Herr oft mit eigener Hand gibt. Selbst die Frauen sind von dieser empörenden Behandlung nicht ausgeschlossen.

Im Allgemeinen haben die Neger ein gutes Ohr, und spielen fast alle irgend eine Viola, die sie selbst verfertigen. Jeden Sonnabend Abend ist ein Ball, wo sie bis zum andern Morgen nach dem Schall einer kleinen Trommel tanzen; es ist, glaube ich, dieselbe, welche in Westindien Tam-tam heißt. Ihr Ton ist höchst disharmonisch, und der Anblick dieses Tanzes muß, wie mir scheint, eine ziemlich richtige Idee von dem der Dämonen geben. Mitten in einer weiten Hütte, die als Ballsaal dient, zündet man ein großes Feuer an, um welches die Neger fröhlich herumtanzen und dabei den fürchterlichsten Lärm den man sich denken kann, machen. Der Rauch ist so dick, daß man nur zuweilen diese seltsamen Gestalten sehen kann. Von Zeit zu Zeit bemerkt man weiße Zähne und Augen, die auf entsetzliche Art vorstechen, im nächsten Augenblick ist alles wieder im dicken Rauch verschwunden. Zur Nacht kommen sie alle in die Fazenda, um den Segen zu verlangen, und gehen davon, wenn sie die gewöhnliche Antwort sempre erhalten haben. Will sich ein Neger verheurathen, so verlangt er die Erlaubniß des Senhor, der sie verheurathet, scheidet, ihr Arzt, Chirurg u. s. w. ist. Auf dem Gute war eine junge Frau von kaum 14 Jahren, die schon fünfmal ihren Mann gewechselt hatte.

Diejenigen irren gewaltig, welche glauben, die afrikanische Race sey nur ein Thier höherer Gattung, kaum mit Vernunft begabt. Die Mehrzahl der Neger ist sehr verständig, man braucht dafür nur die Leichtigkeit anzuführen, mit welcher sie eine von der ihrigen so verschiedene Sprache erlernen. Sie sind sehr listig, und zu allem Betrug trefflich geschickt, die gewöhnliche Waffe des Schwachen gegen den Starken. Einige Zeit vorher hatte ich einen Engländer auf ein Landgut begleitet, das er in einiger Entfernung von der Fazenda besaß, das er aber nur selten besuchte, da seine Geschäfte ihn gewöhnlich in der Hauptstadt zurückhielten. Da er Sorge trug, so viel wie möglich ungemeldet zu kommen, so fand er das ganze Haus im Schlafe. Als wir die Wohnung erreichten, klopfte der Herr mit seiner Hand an die Thüre, worauf ein Sklave erschien, dessen Gesicht voll Verschlagenheit und der wohl genährt war. Er versah im Hause die Pflichten eines Intendanten und Kochs zu gleicher Zeit; er war geschickt, doch ein durchtriebener Schuft, wie wir in der Folge entdeckten. Eine Stunde ungefähr nach unserer Ankunft trug er ein treffliches Mittagessen auf mit Bordeaux und Moselwein, das uns nach den Strapazen des Wegs in dem wildesten Lande der Welt herrlich schmeckte. Beim Frühstück am folgenden Morgen hatte mein Freund die Idee, Champagner zu trinken, und forderte mich auf, ihn in den Keller zu begleiten, weil er fürchtete, seine Flaschen möchten nicht alle in gutem Zustande seyn. Beim ersten Anblick schien alles in trefflicher Ordnung; doch als er eine Flasche aufnahm, sah er, daß sie leer war, und wie groß war sein Entsetzen, als er fand, daß, Branntwein und Liqueurs ungerechnet, 13 Dutzend Flaschen Wein geleert und sorgfältig zugestopfelt und versiegelt waren. Alle Sklaven wurden befragt, und man erkannte, daß der Schuldige der Intendant war, welcher zur Peitsche verurtheilt wurde. Demzufolge riß man ihm die Kleider ab und band ihn im Garten mit mehrern Stricken an Armen und Füßen an einen Baum. Ehe das Zeichen gegeben wurde, fragte man ihn, ob er den Wein verkauft oder selbst getrunken hätte. „Ich habe ihn bis auf den letzten Tropfen getrunken!“ antwortete er. Ein Maulthiertreiber versah das Amt des Henkers, und nach sechs Hieben bat der Schuldige um die Gnade, daß man ihm die Bande abnähme, die ihn sehr schmerzten. Doch kaum war er losgebunden, als er, ohne seine Hosen mitzunehmen, aus allen Kräften davon lief. Alle Neger liefen ihm nach und wir blieben allein, zwar nicht ohne Hosen, aber, was weit schlimmer war, ohne Mittagessen. Wir waren ohne Koch, ohne Champagner und Curaçao, und fingen an, ernstlich besorgt zu werden, als mehrere Neger zurückkamen.

Endlich wurde das Mittagessen aufgetragen, aber der Intendant erschien erst am andern Morgen mit einem Podimho. Wenn ein Sklave ein Vergehen begangen hat und glücklich entkommen ist, begibt er sich in das Haus eines Nachbarn, der, nach den Gesetzen der Gastfreundschaft, ihm einen Brief an seinen Herrn mitgibt, in welchem er ihn bittet, dem Schuldigen zu verzeihen. Ist es das erstemal, so wird gewöhnlich die Verzeihung ohne Rückhalt ertheilt; doch in diesem Fall nützte ihm der Brief oder Podimho nichts; er erhielt 100 Peitschenhiebe, mit der angenehmen Aussicht, die nächste Woche noch 200 zu erhalten.

In Brasilien ist es nicht gebräuchlich, die Stuten zuzureiten; die schönsten kommen aus Mecklenburg, vom Cap und sind völlig wild. Man läßt sie frei weiden, und wenn man sie braucht, fängt man sie mit dem Lasso und führt sie nach der Fazenda.

Auf diesem Gute bedient man sich viel der Steigbügel aus Buenos-Ayres, die aus Kupfer und so klein sind, daß man kaum für die Fußspitze Raum hat. Die Lassadores tragen selten Stiefeln und stecken die große Zehe eines jeden Fußes in die enge Oeffnung. Gibt man einem Gaucho ein paar Stiefeln, so schneidet er sogleich die Spitzen ab. In Buenos-Ayres tödtet man häufig die Stuten, um sie zu essen, aber sobald Fremde eine Stute reiten wollen, wie man es in allen Ländern thut, beschuldigt man sie der Barbarei. Auch die Pferde dressirt man selten vor dem fünften Jahre. Wenn es regnet, bedient man sich eines eigenthümlichen Steigbügels, nämlich eines hölzernen Kastens, in den man den ganzen Fuß steckt. Das sieht sehr sonderbar aus, doch muß man gestehen, daß er der Absicht völlig entspricht.

(Fortsetzung folgt.)

Jasmin der Troubadour. Gegenwärtig lebt im südlichen Frankreich ein Mann, Namens Jasmin, seines Handwerks ein Barbier, der seit einigen Jahren großen Enthusiasmus unter seinen Landsleuten durch die Originalität und Kraft seiner poetischen Erzeugnisse erregt. Er zieht von Stadt zu Stadt wie ein alter Troubadour, und gibt von Zeit zu Zeit Lieder, Fabeln und Gedichte, zum Theil im Styl Berangers, im provençalischen Dialekt, heraus. (Litt. Gaz. vom 24 October.)

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 314.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 November 1840.

Einführung des Alpaca in England.

Seit einem Jahre sind etwa 20 dieser Thiere nach England gekommen. Sie zeichnen sich durch eine außerordentlich lange Wolle aus, deren Stapel nicht weniger als 20—24 Zoll beträgt. Diese Wolle ist durchaus frei von Fett, wodurch sich das Thier wesentlich vom Schaf unterscheidet; der Grund liegt darin, daß es nicht durch die Haut athmet, und darum keinen künstlichen Schutz durch Einreibung von Theer und andern der Wolle schädlichen Substanzen bedarf, also auch nicht vor dem Scheeren gewaschen zu werden braucht. Auch ist das Alpaca, da es unmittelbar unter der Linie des ewigen Schnees in den Anden haust, sehr ausdauernder Art, und nicht minder eigenthümlich ist der Umstand, daß die seidenartige Wolle ein völliger Schutz gegen eine zu allen Zeiten sehr feuchte Atmosphäre und gegen den Stromregen ist, welcher vier Monate des Jahrs hindurch in jenem Theile der Anden Peru's unaufhörlich fällt. Ein Hr. Dauson, welcher der Naturforschergesellschaft diese Mittheilung machte, glaubt, daß das Thier leicht in den Grampians und andern Gebirgen Schottlands fortkommen werde. Es kann nicht nur große Anstrengungen ertragen, sondern lebt auch von Bergkräutern, die nicht viel besser als verdorbenes Gras sind, und kann in Zeiten des Mangels mit einer Handvoll Mais und ohne Wasser mehrere Tage aushalten. Ihr Fleisch hat einen Wildpretgeschmack, und wird gewöhnlich von den Peruanern gegessen, die deren gegen 4 Millionen jährlich schlachten sollen. Im Jahre 1839 soll eine Million Pfund Alpacawolle in England eingeführt worden, und diese Masse im Jahre 1840 auf drei Millionen gestiegen seyn. Nach Hrn. Dausons Angabe finden sich weiße und schwarze Alpacas ungefähr in gleicher Zahl, und die weiße Wolle nimmt die Farbe sehr gut an.

Details einer großen russischen Messe.

(Fortsetzung.)

Die Buchläden.

Die Kunst des Optikers dient der Wissenschaft, und die russischen Buchhändler, dieß berücksichtigend, haben sich daher gleich mit ihren Waaren daneben gelegt. — Commissionäre von Schreinoff und Glassunoff, Namen, welche mit dem russischen Buchhandel schon eben so verschwistert sind, wie die von Cotta und Brockhaus mit dem deutschen, hatten die Messe mit neuen Artikeln bezogen. Einer jener Commis, Hrn. Timotheus Abrahams Sohn (prächtige Namen sind bei den geringsten Russen sehr gewöhnlich, und selbst Leibeigene und Bediente haben so prunkende Namen, — Philaret, Kallophilos, Seraphim, Euphemius, Athanasius, — daß, wenn sie sich unter einander anreden, man oft meinen sollte, die Erzväter conversiren zu hören, also Thimotheus Abrahamowitsch hatte die Güte, mir die Wohlgeruchbüchsen seiner Literaturschätze zu öffnen. Er sagte, daß die Charkoffer Messe jährlich mehr in Büchern mache, und daß, so unbedeutend noch jetzt das eigentlich hier erst beginnende Geschäft, so bedeutend doch die Aussicht in die Zukunft wäre, und ich bemerkte auch hier wieder, was ich schon in vielen russischen Buchläden zu bemerken Gelegenheit hatte, daß man im Ganzen hier schon sehr gut druckt. Nie hat man in Rußland auf so schlechtem Papier und mit so schlechten Lettern gedruckt, wie noch vor wenigen Jahrzehnten in Deutschland, ja, wie noch jetzt hie und da. Die erbärmlichste russische Gouvernements-Stadtzeitung wird doch auf besserem Papier und mit mehr äußerem Anstande gedruckt, als in Deutschland viele berühmte Blätter, z. B. die Göttinger Gelehrten Anzeigen, der Hamburger Correspondent, die Vossische Zeitung und andere. Wie es möglich ist, daß in dem Lande, wo die Buchdruckerkunst erfunden wurde, die glänzenden Producte des Geistes noch in so mißfälligem Gewande erscheinen können, wird kein Russe begreifen.

Wein- und Meuble-Magazine.

Nach den Buch- und Silberläden kommen ein Paar Weinkeller in derselben Straße, danach wieder eine Budenreihe mit „Bumaschni Towar" (Baumwollenwaare), und endlich bilden Meuble-Magazine den Schluß. Unter den Weinkellern war auch der eines Deutschen, Klitsch aus Duderstadt, der seit dreißig Jahren durch Weinverkauf in Rußland ein bedeutendes Vermögen sammelte; er hat ein großes Lager in Moskau und andere in Charkoff und andern Städten; in der Krim, in der Nähe des alten Soldaja (jetzt Sudak), besitzt er große Wein-

berge, auf denen er jährlich 1000 bis 1200 Pipen Wein*) erzielt. Den französischen Wein bezieht er von Hamburg, und für die deutschen macht er jährlich eine Reise nach Frankfurt, von wo er für durchschnittlich für 500,000 Rubel über Petersburg kommen läßt.

Die Meuble-Magazine von Charkoff gehören durch ihren Reichthum und ihre Vollständigkeit nicht zu den uninteressantesten Artikeln der Messe. Es ist ohne Ausnahme durchweg russische Waare, denn die deutschen Meister, die solider und daher theurer arbeiten, können die Waaren nicht so billig stellen, als wie es ein Magazinbesitzer verlangt, und arbeiten daher lieber auf eigene Hand, während die Russen sich gern einem solchen Speculanten übergeben, der ihrer dreißig in seine Dienste nimmt, und mit anderen dreißig Contracte abschließt, vermöge deren sie alle ihre Arbeit ihm abliefern müssen. Die Charkoffer Magazine, in denen man Mahagoni- und Spiegelglanz nicht entbehrt, versorgen die ganze Ukraine und einen großen Theil der südlichen Steppen mit Sopha's, Kartentischen, Toilettenspiegeln, Commoden und Bureaux, und machen damit sogar Geschäfte nach der Krim und ans asow'sche Meer, wo überall Civilisation jetzt durchsickert, und Luxus und Comfort verbreitet. Die auf Schleifen rutschenden und auf vier Rädern rollenden Sitze, die Schlitten und Wagen, sind hier ebenfalls in großen Magazinen versammelt; in einem derselben fand ich 150 dergleichen bis zur letzten Politur fertig, in langen Linien aufgestellt: in der einen Linie die eleganten von Pelzwerkverbrämung und Silberbeschlägen glanzenden Schlitten, in der andern die leichten „Britschki's," in der dritten die „Kaleschki's" (Kaleschen), so wie in einer vierten und fünften große Reisewagen, mit Kasten, Koffern und allem Zubehör versehen. Sie wollen lieber alles gleich fertig haben, daher sie nicht gern Bestellungen machen auf erst spät zu liefernde Arbeit; auch dieß ist mit ein Grund der Erscheinung jener vielen Magazine mit schon fertigen Sachen. Bei uns können solche Magazine nicht bestehen, weil man ein wohlbegründetes Mißtrauen gegen sie hat. In Rußland können die auf Bestellung Arbeitenden nicht bestehen, weil der Besteller indeß die Lust an der Sache verliert und wieder abbestellt; man kommt heute an, hat nichts vorbereitet, wünscht aber noch vor Abend die Zimmer zu meubliren; ob die Meublen dauern werden, ist einerlei, wenn nur welche da sind, und sie nach etwas aussehen. Oder man entschließt sich, übermorgen abzureisen; es findet sich, daß einige Kaleschen für die Reisekarawane fehlen, wie könnte man auf ihre Anfertigung warten, man muß sie auf der Stelle fertig kaufen können. Es wird Jemand durch Gunst des Glücks und seiner Gönner zu einem bedeutenden Posten befördert; er wirft seine alten Geräthe in die Polterkammer, und wünscht sich auf der Stelle in solcher Umgebung zu zeigen, wie es seiner neuen Würde angemessen ist. Die Schlitten u. s. w. müssen in Magazinen zum Verkaufe fertig stehen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die Worte „Pipen," „Orhoft" und andere solche Ausdrücke sind von uns zu den russischen Weinhändlern übergegangen.

Die schwedische Verfassung.

(Schluß.)

Wir schließen unsere Mittheilung mit einer kurzen Skizze des Zustandes der verschiedenen Classen Schwedens, einer Skizze, aus der zugleich hervorgeht, welche Classen unter der Benennung eines fünften Standes besonders gemeint sind, und wie sehr Geijer Recht hat, wenn er darauf dringt, daß man vor allem den ärmern Theil des Volks heben müsse, und zwar nicht bloß mit Strafen und Zwang, sondern durch edlere Motive. Wir haben schon erwähnt, daß vier Fünftheile bis fünf Sechstheile des schwedischen Volks vom Ackerbau leben; die niederste Stellung ist die der Knechte, die selbst gesetzlich noch von ihren Herren wegen Nachlässigkeit geprügelt werden können, ohne daß der Knecht klagen kann; der Austritt nach sechs Monaten und gehöriger Aufkündigung steht ihm jedoch frei. Diese Gewalt drückt dem Benehmen auch der gebildeten Stände gegen die niedrigen einen fatalen Stempel auf. Die nächste Classe ist die der Torpare oder Frohner, verheurathete Ackerknechte, jedoch in sehr verschiedenen Verhältnissen, indem sie bald für ein angewiesenes Stück Land ein Gewisses an Korn und Geld, so wie eine gewisse Anzahl Arbeitstage geben, bald täglich für den Herrn arbeiten und Lohn erhalten; ihre Stellung ist der der englischen Cottagers ziemlich gleich. Sie sind aber immer ziemlich unfrei, müssen, wie die erste Classe auch ein Kopfgeld zahlen, so wie mehrere Abgaben an Geistliche und Gemeindebeamten. Außer der Conscription, die schwer auf dieser Classe lastet, weil sie während des Sommers von ihren Arbeiten zu den Exercitien abgerufen wird, ist auch noch die Einrichtung der Korngesetze sehr lästig für sie. Der fiscale Geist der Regierung und die Habsucht der Gutsbesitzer haben den Zoll auf Korn zu hoch angesetzt, so daß die Regierung, sobald die Ernte fehlt, plötzlich genöthigt ist, ihn zu vermindern. In Folge dieses häufigen Wechsels scheuen sich die Kaufleute, Korn einzuführen, wenn der Preis mäßig ist, und führen es erst dann ein, wenn der Schrecken die Preise bereits in die Höhe getrieben hat, so daß diese oft auf das Dreifache des Gewöhnlichen steigen. Bei einem mäßigen Zoll, der keiner Veränderung ausgesetzt wäre, würde der Preis selten oder nie das Doppelte des gewöhnlichen übersteigen.

Die nächste Classe sind die Eigenthümer von Hemmans oder Theilen von Hemmans. Ganz Schweden ist in 65,596 Hemmans getheilt, von denen 21,580 politische Vorrechte und mehr oder minder große Abgabenfreiheiten genießen *), und 44,015 zahlen alle Lasten und haben kein Wahlrecht, was jedoch durch den vorigen Reichstag abgestellt wurde, so daß jetzt alle, die zur Bauernclasse gehören, wahlfähig und wählbar sind; indeß sind die Bestimmungen hierüber ziemlich ungenau und lassen manchen Intriguen und Willkürlichkeiten Raum. Die Classe über dem Bauernstand sind die Standespersonen, die in Aemtern, durch Handel oder Gewerbe Geld erworben und Län-

*) Daher der frühere Vorschlag Graf Björnstierna's, eine Ausgleichung der Hemmantalsräkt zu bewerkstelligen, und der auf diesem Reichstag gestellte Antrag, sie ganz abzuschaffen.

dereien für ihre Familien angekauft haben. Man rechnet ihre Anzahl auf 72,000 und sie besitzen etwa den fünften Theil des gesammten Nationalvermögens, zahlen also auch den fünften Theil aller Steuern; da sie aber weder Bauern noch Städtebewohner sind, weder zum Adel noch zum Priesterstande gehören, so steht ihnen kein Antheil an der Repräsentation zu, obgleich bei ihnen gerade sich Unabhängigkeit und Bildung vereinigen. Diese Classe ist im Verhältniß zu ihrem Vermögen und ihren auf Billigkeit gegründeten Ansprüchen am übelsten daran: sie können ihre Söhne nicht in den Civil- und Militärdienst bringen, weil ein habsüchtiger armer Adel, unterstützt von der Regierung, darin das Monopol hat. Im Kirchendienst haben sie die Concurrenz des Priesterstandes zu befahren, dem es nicht schwer wird, Fremde auszuschließen, und im Handel und Gewerbe haben sie bei dem herrschenden Zunftzwang die nämlichen Schwierigkeiten gegen sich.

Die Art der Wahl zum Reichstag ist höchst sonderbar und unbestimmt. Die Hemmändesitzer jedes Härads oder Gerichtsdistricts kommen zusammen, und wählen Einen Repräsentanten aus dem Bauernstande, der in dem Härad wohnt und Eigenthum besitzt, und nie vorher zu einer andern Classe gehörte, die Wahlrechte besitzt. Dieß schließt alle Standespersonen aus, die als Städtebürger sich im Handel oder sonstigen Geschäften Vermögen erworben, und aufs Land zurückgezogen haben; es schließt alle diejenigen aus, welche mit adeligen Familien verbunden sind, weil diese als durch die Adelskammer repräsentirt betrachtet werden. Zwei oder drei Härads können, wenn es den Wahlmännern gefällt, sich vereinigen, und nur Einen Repräsentanten schicken, um die Kosten zu sparen, da sämmtliche Repräsentanten, mit Ausnahme des Adels, während des Reichstags von ihren Constituenten bezahlt sind. Ein Gleiches können die Städte thun, denn diese Last ist bei der durch den verwickelten Geschäftsgang herbeigeführten langen Dauer der Reichstage sehr bedeutend, und drückt auf manche Härads und Städte so schwer, daß sie durch Strafen zur Wahl eines Repräsentanten gezwungen werden müssen. Die Geistlichkeit wählt ihre Mitglieder durch die Consistorien, während die Bischöfe von Standes wegen Sitz und Stimme haben. Wie der schwedische Adel repräsentirt ist, haben wir früher schon erwähnt: jedes Familienhaupt ist an und für sich Mitglied des Ritterhauses, zu welchem Ende auf letzterem genaue genealogische Bücher gehalten werden. Die Zahl der Familien beträgt etwa 2500, aber viele sind so in Armuth versunken, daß sie nicht auf dem Ritterhause erscheinen können, andere dagegen sind unzufrieden mit dem Dynastiewechsel, und bleiben auf dem Lande. Die auf dem Reichstag erscheinende Zahl beträgt gewöhnlich nicht völlig 500. Früher konnte nur ein Adeliger privilegirtes, d. h. mehr oder minder steuerfreies Land kaufen, nun sind zwar die Steuerexemptionen nicht aufgehoben worden, allein das Recht, solche Güter zu kaufen, wurde frei gegeben, und so sind seit verhältnißmäßig kurzer Zeit, nämlich im Laufe von 13 Jahren, für 8 Millionen Thlr., oder der neunte Theil der adelichen Güter, in die Hände von Bürgerlichen übergegangen.

Der Adel besteht aus etwa 13,500 Individuen, mit einem Vermögen von 67 Millionen, die Geistlichkeit aus 14,000, mit einem Vermögen von Einer Million, die Bürgerschaft aus 66,000 Seelen, mit 38 Millionen Vermögen, der Bauernstand aus 2 Mill. Menschen, mit etwa 180 Mill. Thlrn. Vermögen. Die 72,000 Standespersonen, mit ungefähr 60 Millionen, sind gar nicht repräsentirt. Es ergibt sich hieraus klar, von wem eine Aenderung in der schwedischen Verfassung ausgehen muß, von den Bauern, unterstützt von der königlichen Gewalt; dieß ist um so wahrscheinlicher, als früher der Bürgerstand, wie schon erwähnt, sich mehr zu den privilegirten Ständen hielt, und wenn schon damals die Wahrscheinlichkeit für eine Veränderung war, so ist diese jetzt durch den Zutritt des Bürgerstandes bedeutend gestiegen. Man sieht nicht ab, wie man aus dem Gewirre herauskommen soll, so lange die Zertheilung der Stände bleibt: die nicht repräsentirten Classen, sowohl die Standespersonen, als die Armen, welche unter dem Bauernstande stehen, klagen über Beeinträchtigung; in welche Classe soll man zum Beispiel die Standespersonen schieben? Sie gehören ihrer Geburt und ihren Verbindungen nach allen vier Ständen an: wozu nun einen fünften, der keine speciellen Interessen repräsentirt. Es wäre durch einen fünften Stand, den man im Grunde nur aus den Standespersonen bilden könnte, da die ärmeren Classen, denen Professor Geijer gleichfalls ein Wahlrecht vindicirt, keine Repräsentanten bezahlen könnten, zwar wieder in streitigen Fällen eine Entscheidung möglich, allein es würde dadurch für die privilegirten Classen nicht das Mindeste gewonnen, da derselbe in der That nur den Bauernstand verstärken könnte; zudem wäre einem der ärgsten Uebelstände, dem schleppenden Gang auf dem Reichstag, nicht abgeholfen, und um aus diesem herauszukommen, müßte man wieder auf eine Aufhebung der Ständevertheilung dringen, wobei der Adel und Priesterstand gewiß in der Minorität blieben. Eine Entscheidung läßt sich vielleicht verzögern, aber abwenden wohl nicht mehr, da der Adel selbst zu viele Mitglieder zählt, die auf eine Veränderung dringen, und sollte auch ein Zweikammersystem angenommen werden, so muß doch die jetzige personelle Repräsentation des Adels aufhören.

Die Orgelberge in Brasilien.

(Fortsetzung.)

Seit kurzem herrschte große Freude im Lande über den Tod eines berüchtigten Räubers, der lange Zeit das Eigenthum befehdet hatte. Der Name dieses neuen Fra Diavolo war Hr. Karl, ein Schweizer von Geburt, der Friesthal am Fuße des Berges bewohnte. Er hatte viel Geld durch den Raub von Sklaven und Maulthieren gewonnen, war mehr als einmal wegen begangener Mordthaten in der Serra zum Tode verurtheilt worden; aber da in diesem Lande nichts leichter ist, als die Richter durch Geld zu gewinnen, so war Senhor Carlos, kaum eingefangen, schon wieder in Freiheit gesetzt worden. Wenige Tage vor seinem Tode raubte er noch einige Neger, die einem Fazendeiro in der Nachbarschaft gehörten, und verbarg sie in seinem Hause in Friesthal. Der Verunbte aber folgte ihm, und als er vor seiner Thüre angekommen, verlangte er mit großem Geschrei eingelassen zu werden.

Da Carlos nicht hören wollte, fing er an auf die Wohnung zu schießen. Zwei Tage lang verbarg sich der Räuber, am dritten bestieg er ein Pferd und wollte die Berge ersteigen. Der Kläger rief ihn an, still zu stehen, und da er das nicht that, nahm er sich selbst Recht, schoß auf ihn, verwundete den Räuber und erlegte ihn bald ganz. Dieser Mann rühmte sich öffentlich seiner That und die Behörden riefen ihn nicht zur Rechenschaft, denn im Grunde waren sie alle froh, einen Räuber wie Carlos los zu seyn. Es war ein großer, schöner Mann, und die Fazendeiros, die ihm begegneten, verfehlten nie ihn zu grüßen, da Niemand wußte, wer zunächst erwählt werden würde, Tribut zu zahlen. Ein anderer berüchtigter Bandit war ein halbes Jahr vorher auf gleiche Weise getödtet worden. Es war ein Portugiese, der die Neger zu Dutzenden wegzufangen und zu morden pflegte.

Der Abend vor Weihnachten ist hier wie in Europa ein Festtag. Alle Neger kamen in die Fazenda und führten zum Schall der von den geschicktesten Spielern gespielten Violen einen Tanz der Creolen auf, in den sich die Spielenden zuweilen selbst mischten. Dieser Tanz ist bei weitem nicht so barbarisch, als man denken sollte. Einige Figuren sind sogar gefällig und contrastiren sehr mit dem monotonen Tanz, den der Tam-tam begleitet. Sie setzten ihre Spiele die ganze Nacht fort, und am frühen Morgen des andern Tages wurden Kleider unter sie vertheilt, die zum großen Theil aus den Fabriken in Manchester kommen, z. B. Tücher, Turbane, Mäntel, Beinkleider und Frauenröcke. Alle diese Waaren gehen nach Brasilien, wie in alle andern Länder. Ich erinnere mich, daß ein Engländer von seinen Reisen in Südamerika einen Poncho mitbrachte, den er als eine Seltenheit des Landes zeigte, und einem seiner Freunde schenkte, der eine Sammlung von solchen Sachen hatte. Unglücklicherweise war das erste, worauf die Augen des Freundes fielen, der Name des Fabricanten in Manchester, aus dessen Werkstätte derselbe Poncho hervorgegangen war und jetzt also in sein Vaterland zurückkam.

Die Kinder tanzten den Creolentanz am Weihnachtsmorgen, und Jedermann schien entzückt über ihre Talente von dem sojährigen Jäger mit weißen Haaren bis zu den Kindern, die kaum die Wiege verlassen hatten. Ein Ochse wurde geschlachtet und unter die Sklaven vertheilt, während wir andern von europäischer Sorte ein wahres Weihnachtsmahl einnahmen, bestehend aus einem welschen Hahn, roast beef, Plumpudding und Champagner.

Im ganzen Innern von Brasilien habe ich kein Haus gefunden, wo sich die Töchter oder überhaupt die Frauen des Hauses zeigten. Ich brachte einen ganzen Tag bei einem der gastfreiesten Männer in der Nachbarschaft zu, der Vater einer zahlreichen Familie war, aber keine einzige der Damen war sichtbar. Von Zeit zu Zeit zwar bemerkte ich lachende Gesichter, die durch ein Loch in der Thüre sahen, doch sobald ich die Augen dahin wandte, verschwanden sie. Diese Sitte ist allgemein, und die Folge davon ist, daß die Heirathen fast auf chinesische Weise geschlossen werden. Wenn nämlich ein Mann sich zu verheurathen wünscht, so geht er zu dem Mann, von dem er hört, daß er erwachsene Töchter hat, sagt ihm, daß er wünsche, sein Eidam zu werden, und daß er so und so viel Sklaven und Kaffeebäume besitze. Findet der Papa, daß die künftigen Eheleute genug Sklaven und Kaffeebäume besitzen, um bequem leben zu können, so nimmt er den Antrag an, und stellt den Heirathscandidaten seiner künftigen Gattin vor, die wahrscheinlich ihren Bräutigam zum erstenmal sieht. Das bezieht sich übrigens nur auf die Bewohner des Binnenlandes, auf die kleinen Fazendeiros; denn in Rio Janeiro gehen die Dinge, wie anderwärts. Diese Bewohner des Landes sind fast ganz ohne Schulbildung; Lesen und Schreiben gelten als große Wissenschaften, und unter den Frauen besonders herrscht die vollkommenste Unwissenheit.

Vor einigen Tagen kam eine zahlreiche Cavalcade in die Fazenda. Es war ein alter Caçadore, der Nimrod dieser ungeheuren Wälder, begleitet von seiner Frau, seinen beiden Töchtern und einer unzähligen Menge Kindern. Die Erscheinung einer „weißen Frau" in der Fazenda von Santa Anna war ein sehr seltenes Ereigniß, und wir alle begaben uns in den Hof, um unsere neuen Gäste zu empfangen, die gewiß eine seltsame Gruppe bildeten. Der alte Jäger trug einen langen, weißen Bart, und sah ganz aus, als sey er in den Wäldern geboren und erzogen worden; er war fast eben so wild als die Thiere, die er verfolgte. Aber die Kleidung der Töchter war einzig in ihrer Art. Obgleich wir in der Regenzeit waren, trugen sie weiße, sehr leichte Kleider, von oben bis unten gestickt, dunkelgrüne Männerhüte mit goldenen Borden und künstlichen Blumen geziert, und blaßrothe Schuhe mit sehr dicken Sohlen, die bis an die Knöchel heraufgingen. Beim Mittagessen versuchte ich ein Gespräch mit den jungen Mädchen; sie gingen zum erstenmal nach Rio Janeiro, um einer Taufe beizuwohnen. Das war das einzige, was sie mir sagen wollten; übrigens zeigten sie sich sehr schweigsam, und begnügten sich, ihr Fleisch mit Mehl zu bestreuen, wozu sie beide Hände brauchten. Der Jäger aß wie ein Vielfraß: der Appetit eines Jägers ist zum Sprüchwort geworden; doch dieser, glaube ich, übertraf alle seine Cameraden. Man trug z. B. Käse auf, den man in mehrere dicke Stücke zerlegte und auf einem Teller, wie gewöhnlich, herumreichte. Als der Teller dem Jäger präsentirt wurde, fand er wahrscheinlich die Stücke zu homöopathisch, leerte ihn ganz und verzehrte die Stücke zu unserem großen Erstaunen mit der größten Kaltblütigkeit. Nach dem Essen ergriff die ganze Familie ein heftiges Gähnen, und am andern Morgen nach dem Frühstück setzten sie ihre Hüte auf, stiegen zu Pferde und wir wünschten ihnen glückliche Reise. Ein Mulatte, der am folgenden Tage mit uns aß, hatte diese reizende Familie am Fuße des Gebirges getroffen; sie war vom Regen ganz durchnäßt. Ich dachte bei dieser Erzählung an die Hüte und rosa Schuhe.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Einige beachtenswerthe Notizen aus der naturwissenschaftlichen Versammlung in Turin, von denen eine ziemlich trockene Skizze in der englischen Litterary Gazette vom 17 October steht, sind noch folgende: Cav. Gegerri las einen Entwurf zu einem vollständigen populären Unterricht in den Ackerbauwissenschaften für Italien. — Prof. Sismonda legte der Gesellschaft einen Katalog der wichtigsten Fossilien vor, die rund um Turin gefunden werden. — Sig. Luigi Ourglia las eine Abhandlung über die Zusammensetzung des griechischen Feuers. — Kanonikus Bellani theilte eine neue Methode mit, Maulbeerblätter für Seidenwürmer zu trocknen und aufzubewahren. — Marchese Pareſe las eine Abhandlung über die physische Gestaltung von Ligurien.

Erdbeben in Unteritalien. Am 19 September wurden zwei Erdstöße in Abbruzzo citeriore und zu Sulmona verspürt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 315.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 November 1840.

Lord Cardigan und Capitän R. A. Reynolds.

Wir haben in unsrer Mittheilung über englische Militärverhältnisse (s. Nr. 291—294) des Streits erwähnt, der zwischen diesen beiden Officieren eines englischen Regiments statt fand, und welcher ohne das Licht, welches dadurch auf den Zustand des englischen Heeres fällt, gar keiner Erwähnung werth gewesen wäre. Die ganze Sache beschränkt sich auf Folgendes: Lord Cardigan bemerkte in einer Gesellschaft, die er in seinem eigenen Hause gab, gegen Jemand, welcher ihn fragte, warum Capitän Reynolds nicht gleichfalls hier sey, „er stehe nicht gut mit ihm." Dieß wurde dem letztern hinterbracht, und dieser schrieb nun einen höchst unbescheidenen, ja unverschämten Brief — Lord Cardigan wird darin ein Duellant von Profession genannt — an den letztern, seinen commandirenden Officier. Der Oberbefehlshaber, Lord Hill, an den die Sache berichtet wurde, ordnete ein Kriegsgericht an, und dieses cassirte den Capitän Reynolds. Dieß ist die ganze an und für sich höchst unbedeutende Geschichte, aber nicht nur die Presse bemächtigte sich derselben und ließ sich darüber auf eine Weise vernehmen, welche die grasseste Unwissenheit des allerdings sehr verwickelten englischen Militärwesens verrieth, sondern es kamen noch ganz andere Dinge zum Vorschein. Manche einzelne Umstände machen es glaublich, daß im ganzen Regiment, vielleicht in mehreren, unter den Officieren eine Cabale gegen Lord Cardigan bestand, um sich für die Unbilden des Avancementssystems an diesem einzelnen Manne, der allerdings die Vorrechte des Geldes und der Geburt auf eine weit getriebene Art zu seinem Avancement benützt, und in seinem Benehmen gar oft den vornehmen, reichen Lord hatte blicken lassen, zu rächen.

Man kann die Einzelnheiten des ganzen Vorfalls unmöglich durchlesen, ohne dem oft genannten Capitän sowohl in dienstlicher, als in allgemeiner Beziehung Unrecht zu geben, denn Lord Cardigan hatte sich für ihn bei mehrern Gelegenheiten mit seinem ganzen Einfluß verwendet, und Capitän Reynolds war ihm zu persönlichem Dank verpflichtet. Aber allen Umständen nach hatte die allgemein im ganzen Regiment gegen Lord Cardigan herrschende Abneigung alles, was derselbe that, in einem ungünstigen Lichte erscheinen lassen, und wenn Cap. Reynolds zu einem subordinationswidrigen Schritte sich hinreißen ließ, so wurde er im Grunde der Sündenbock für das ganze Regiment. Die Folge konnte nicht ausbleiben. Unter gewöhnlichen Umständen wäre die Sache mit einer scharfen Rüge abgegangen, vielleicht, wie man auch bis in die letzten Augenblicke erwartete, wäre die ausgesprochene Cassation mit einer Empfehlung zur Gnade begleitet gewesen, — nichts von dem Allem. Capitän R. A. Reynolds ward einfach cassirt, und verlor somit nicht nur seine Stelle, sondern auch die 6000 Pfund, die er dafür bezahlt hatte. Sein Vertheidiger hatte ihm freilich den schlechten Dienst erwiesen, und auf die laut gewordene öffentliche Meinung gepocht, um den Mitgliedern des Kriegsgerichts zu imponiren, was den Oberbefehlshaber Lord Hill nöthigte, die ganze Strenge der Disciplinargesetze vorwalten zu lassen; gleiche Ansichten hatten wohl auch auf das Kriegsgericht selbst eingewirkt.

Man kann, wie bemerkt, nach Durchlesung des ganzen Proceesses und nach Vergleichung mehrerer andern einschlägigen Umstände sich des Gedankens nicht erwehren, daß die Officiere sich für die Ungerechtigkeiten des Avancements an Lord Cardigan rächen und ihn aus dem Dienst verdrängen wollen. In wie weit bei dem einen und dem andern dieser Plan ausgebildet gewesen, kann uns hier gleichgültig seyn, die Sache selbst zeigt hinreichend den faulen Fleck, an welchem die englische Armee leidet, das Kaufsystem, und das Uebel ist in neuern Zeiten, namentlich in Folge des langen Friedens so arg geworden, daß es die Grundlage des ganzen Militärwesens, die Disciplin, angreift. Ein Hauptumstand bleibt aber dabei der Antheil, den die Presse und das Publicum an der Sache genommen, und der so weit gehen soll, daß eine Subscription den Capitän Reynolds wenigstens für seinen Geldverlust entschädigen will. Die öffentliche Aufmerksamkeit ist jetzt einmal rege, und wird eine nähere Untersuchung der Verhältnisse nach sich ziehen. Wenn der Vertheidiger des Verurtheilten die Worte brauchte: „die Armee blickt mit lebhafter Spannung, und das Publicum mit lebendigem Interesse auf die Verhandlungen, denn sie wachen über das Benehmen und den Charakter derer, welche ihre Vertheidiger gegen fremden Angriff und ihre Beschützer bei öffentlichen Unru-

hen waren," so wird es in hohem Grade wahrscheinlich, daß die Sache hier noch nicht zu Ende ist, sondern an das Parlament kommen muß, um so mehr, als die aufgeregte öffentliche Meinung, welche sich in der allgemein getäuschten Erwartung, daß nämlich der Schuldige nicht der Gnade empfohlen wurde, auch unter dem Militär kund gibt, und der wahrscheinliche Rücktritt Lord Cardigans in Folge des öffentlichen Verweises, den ihm der Oberbefehlshaber, nicht das Kriegsgericht, ertheilte, der Sache immer größere Wichtigkeit beilegen werden. Ob das Parlament ein so tief eingewurzeltes Uebel, wie der Stellenkauf, an der Wurzel angreifen wird und will, steht freilich sehr dahin. Die Sprache der Officiere ist aber in letzter Zeit so drohend geworden, daß man ihnen nicht lange mehr Gerechtigkeit verweigern kann.

Details einer großen russischen Messe.

(Fortsetzung.)

Häuserhandel.

Man will sogar den Bauern, die man aus dem einen Gouvernement ins andere versetzte, ein Dorf bauen; man sucht die Häuser dazu fertig auf dem Markte, und daher gibt es denn endlich auch sehr häufig auf den russischen Messen einen Häuserhandel. Alle Balken zu den Wänden, zum Dache u. s. w. sind zugeschnitten und mit Nummern bezeichnet, und können auf der Stelle zusammengesetzt werden, wie unsere Marktbuden. In Charkoff, wie überhaupt auf den südrussischen Märkten, wo das Holz seltener ist, bietet dieser Häusermarkt freilich nur wenige architektonische Bestandtheile, z. B. fertige Thüren oder fertige Fenster mit schon eingesetztem Glase und zugefügten Luftfensterchen. In Moskau aber u. s. w. sind Märkte mit vollständigem Bauapparate gewöhnlich.

So erklärt sich aus den Neigungen, Gewohnheiten und Sitten des Volks die Eigenthümlichkeit seiner Messen, und so sind diese umgekehrt ein Fingerzeig für den Ethnographen, der die Eigenheiten des Volks studirt.

Für die Bauern und geringen Leute gibt es ganze Straßen, die mit Schlitten und fertigen Wagen gefüllt sind. Gedeckte Schlitten aus frischem Birkenholz, inwendig mit Tapeten und buntem Papier, wie Apothekerbüchsen, ausgeklebt, zu billigen Preisen, und gewiß trefflichere Dienste leistend, als irgend etwas aus russischer Fabrik Hervorgehendes. Für die Reisenden, welche ohne viel Aufwand reisen wollen, Holzschlitten von höchst einfacher und zweckmäßiger Construction, Transportschlitten für die Waarenkarawanen u. s. w.; auch alle Theile der Wagen und Schlitten sind exact, und bis auf das Anfügen fertig zu kaufen; Deichseln besonders, Räder besonders, in ungeheuern Quantitäten aufgestapelt, ja sogar die Schlitten- und Wagendächer (die eigentlich sogenannten Kibitken) sind besonders zu kaufen, so daß ein Reisender, den in seinem offenen Schlitten schlechtes Wetter befällt, nur auf dem Markte bei einem Schlittenmagazine vorfährt, wo er eine Auswahl von Schlittendächern aller Größen findet, aus denen er sich das ihm passende aussucht, und auf der Stelle seinem Fuhrwerk aufschrauben läßt. Man kann doch nicht läugnen, daß diese russische Weise ihre große Bequemlichkeit hat.

Lederwerk.

Dasselbe merkwürdige Schauspiel wiederholt sich in den weiten Hallen und hölzernen Schuppen, in denen sich die Hunderte von Schustern, welche zur Messe zogen, mit ihren Waaren ausbreiteten. Auch hier sieht man an langen Schnüren aufgehängt so viele Stiefel und Stiefelchen, Tanzschuhe und Kinderschuhe, daß man auf der Stelle eine ganze Nation damit auf Rindsleder weglaufen lassen könnte. Ebenso ist der Stiefel auf allen Stufen mehr oder weniger fortgeschrittener Ausbildung gelassen und in dieser unvollendeten Form als Waare in die Welt geschickt. Es sind auf dem Boden bloß zugeschnittene Sohlen aller Größen ausgebreitet, Haufen von bloßen Stiefelschäften daneben. Roh zusammen gefügte Stiefeln, die man allenfalls, wenn sie nicht völlig passen sollten, wieder auftrennen kann, um auf der Stelle ein Stückchen wegzuschneiden, wo der Schuh zu weit war; ungeschwärzte und endlich nicht nur geschwärzte, sondern auch blinkerblank geputzte, mit denen man sogleich Visite machen kann. Es gehen von diesem Schuhwerk in großen Kisten ganze Ladungen und Karawanen von Moskau und Charkoff in den Steppensüden, um die Kosaken und Pferdehirten des Landes zu beschuhen.

An die Wagen- und Schlittenmagazine reihen sich die sogenannten „Schörnije lawki," die „Geschirrbuden," in denen ungeheure Vorräthe von allem möglichen Zügelwerk aufgestapelt sind. Das russische Zügelwerk, oder vielmehr das mongolische — denn die Mongolen verliehen ihre Art zu fahren den Russen, welche noch bis diesen Augenblick die mongolischen Ausdrücke dafür beibehielten *) — ist gewiß eines der zusammengesetztesten der Welt; denn nicht nur ist die Art des Angespanns jedes einzelnen Pferdes sehr weitläufig, der Zügel, Bänder und Schnürchen sehr viele, sondern auch die Anzahl der vorgespannten Pferde variirt mehr als bei uns. — Man fährt in Rußland ein-, zwei-, drei-, vier- und sechsspännig.

Einspännig sind alle Schlitten und Wagen der Waarenkarawanen, die geringen Fiaker der Hauptstädte, der vornehmen Herren, wenn sie allein oder incognito fahren; selbst der Kaiser fährt gewöhnlich, wenn er allein ist, einspännig. Das Pferd zieht dabei an zwei unmittelbar an die Vorderachse des Wagens befestigten Stangen (Fermerstangen genannt), und läuft unter einem Krummholze (Chamut), an dem die Stangen befestigt sind. Dieß Krummholz dient dazu, die Stangen auseinanderzuhalten, so daß das Pferd bequem dazwischen laufen kann; außerdem wird auch ein Zügel daran befestigt, der dem Pferde den Kopf in die Höhe hält, und dann die Glocke, die bei keinem ächt russischen Angespann fehlen darf.

Zweispännig fahren alle Fiaker in den Provinzstädten, alle Kaufleute, kleineren Beamten u. s. w. Das eine Pferd, das

*) Die Deutschen müssen indeß auch nicht ohne Einwirkung auf das russische Equipagenwesen geblieben seyn, denn manche Ausdrücke sind deutsch: z. B. Kutscher, Vorreiter u. s. w.

sogenannte Gabelpferd, wird dabei eben so angespannt, wie beim Einspänner, und läuft in der Mitte vor dem Wagen, das zweite galoppirt ihm zur Seite, und ist „w'pripräschku" eingespannt, wie die Russen sagen; die Deutschen in den Ostseeprovinzen nennen es daher „Pripreschpferd," was aber kein Russe versteht. Als Gabelpferd nehmen sie immer ein großes, starkes Thier, das sich auf einen scharfen Trab versteht, als Pripreschpferd aber wird ein eleganter leichter Tanzmeister genommen, der hübsch coquettirt, und mit beständigen Sprüngen neben jenem hergaloppirt; es muß dabei den Hals zur Seite biegen, und den Kopf fast zur Erde senken, als wolle es vor übermüthiger Wuth in den Schnee beißen. Das Kunststück wird den Pferden bei Zeiten gelehrt, und ein eigens dafür angebrachter Zügel hindert sie noch dazu, den Kopf anders zu halten. Damit das Ganze ein noch leichteres und geflügelteres Ansehen bekomme, sieht man auch darauf, daß das Pripreschpferd immer recht lange in die Luft flatternde Mähnen habe, und wenn sie ihm von Natur nicht lang genug gewachsen sind, so flicht man ihm lange Haare aus den Schwänzen anderer Pferde ein. Anfangs erscheint dem Fremden diese Art von Zweigespann sehr sonderbar und unvollständig, hat man sich aber erst nur etwas mit der Idee vertraut gemacht, so gewinnt man es vorzugsweise lieb. Das große, ernste, gleichmäßig trabende Gabelpferd stellt das Alter und die Beständigkeit vor, während das stets spielende und courbettirende Pripreschthier unaufhörlich Opposition macht, und in seinem jugendlichen Uebermuth Alles mit sich fortzureißen droht.

Dreispännig sind immer alle Postwagen für eine oder zwei Personen, doch fährt auch noch sonst Vieles in Rußland mit einer Troika (Dreigespann); alle drei Pferde kommen dabei neben einander, das mittlere bleibt Gabelpferd, und die beiden andern galoppiren zur Seite „w'pripräschku." Es ist das Lieblingsangespann der russischen Bauern, die, wenn sie nur können, vorzugsweise gern mit der Troika fahren. Daher denn auch in den Reiseliedern des Volks, wenn von den Pferden die Rede ist, meistens eine Troika genannt wird.

Vierspännig fährt der Adel in den Hauptstädten und sechsspännig endlich der Adel in den Provinzen. Beim Viergespann werden entweder nach altrussischer Weise die vier Pferde neben einander gespannt, was eine „tschetwerka" genannt wird, oder sie werden lang angespannt, d. h. zwei vorn, zwei hinten. Bei der Tschetwerka sind die beiden Seitenpferde wiederum Pripreschpferde mit gebogenem Halse. So lange die russischen Pferde ruhig vor dem Wagen stehen, machen sie oft eine sehr schlechte Figur, stehen alle dicht bei einander, die Köpfe zusammensteckend; so wie aber der Kutscher das Zeichen zum Anziehen gibt, entfaltet sich mit einem Zauberschlage die Tschetwerka wie eine Blume. Hinten sind die Pferde naher zusammen, vorne aber gehen sie mit ihren Köpfen auseinander, so daß die ästhetisch schönste Figur dadurch gebildet wird, welche die Rücken- und Halslinien von vier nebeneinander gespannten Pferden bilden können. Ein Maler, der Apollo mit seinem Viergespann malen wollte, könnte kein besseres Studium voraufschicken, als das der russischen Tschetwerka's.

Beim langen Angespann, welches länger ist, als in irgend einem Lande, und wobei das Sprüchwort gilt: „wer lang hat, läßt lang hängen," denn je vornehmer man ist, desto länger sind die Zugriemen der Pferde, sitzt auf den vordern beiden Pferden immer ein Vorreiter und nie führt man, wie in England, alle vier Pferde vom Bock. Dieser Vorreiter ist allemal ein ausgesuchter, hübscher, kleiner Bursche von 8 bis 15 Jahren, mit hoher Pelzmütze und blautuchenem langem Kaftan. Er reitet das linke der vordern Pferde und führt an einem aparten Zügel das rechte an der Hand, welches das Handpferd genannt wird; dieß Handpferd correspondirt mit den Pripresch-Pferden und bäumt sich beständig eben so wie diese, daher die kleinen Burschen immer mit ihnen im Kampfe sind. Vorreiter und vordere Pferde sind weiter in keiner Verbindung mit den vier hintern, als durch das nie schweigende Commandowort des ernsten, bärtigen Kutschers, der würdevoll den hohen Herrscher-Sitz auf dem Bocke einnimmt. Man sieht, daß die Russen in der Anordnung ihres Angespanns viel Geschmack entwickeln, und dem Ganzen eine gewisse malerische und ästhetische Harmonie und Abrundung zu geben suchten. Bei uns sieht man oft ausgewachsene, große Kerle als Vorreiter, nie würde man dieß in Rußland erlauben; 18 Jahre ist für einen Vorreiter schon zu viel, und ein Erwachsener würde einen förmlichen, unertraglichen Mißton im Gemälde der Pferde und Wagen hervorbringen.

Nimmt man nun noch dazu, daß das Schlittengeschirr manches vom Wagengeschirr Verschiedenes hat, daß die Bauern im Süden mehr mit Ochsen, die im Norden mehr mit Pferden fahren, und daß endlich in diesen Buden für alle Grade des Wohlstandes und Ranges, vom Feldmarschall bis zum Mushik herab, Sorge getragen ist, so kann man sich einigen Begriff von dem bunten Anblick dieser „Schornije lawki" machen. Die für Sechsspänner mit Silber reich gezierten Zügel, bei denen jedes einzelne Lederband, um es stärker und dauerhafter zu machen, in der Regel aus einer Menge feiner Lederstreifen geflochten ist, — die einfachen, weiß-, schwarz- und gelbledernen Geschirre für Tschetwerken, Troiken und Einspänner, sind hier in um so erstaunlicherer Menge aufgehäuft, als in Rußland viel mehr gefahren wird, als bei uns, und auch die wilden Steppenpferde weit mehr Zügelwerk zerreißen.

(Fortsetzung folgt.)

Niederkunft von Martins Löwin.

Die Pariser Blätter berichten, daß des bekannten Martins Löwin vier Junge geworfen habe, was sehr selten ist. Wie gewöhnlich in solchen Fällen, wollte sie nur für zwei sorgen, und sah nicht nur ohne Murren, sondern mit wahrem Vergnügen die beiden andern wegnehmen. Martin vertraute diese letztern einer schönen Hündin an, welche sie ohne Widerstand annahm und seitdem säugt. Merkwürdig ist, daß die Zöglinge der Hündin bis jetzt besser gedeihen, als die von der Mutter ernährten.

Die Orgelberge in Brasilien.

(Schluß.)

Vier Stunden ungefähr von der Fazenda wohnte ein rother Mann einer der Eingebornen des Landes, die eigentlichen Herren des Bodens, die man in das Innere des Landes vertrieben hat, während die kleine Zahl derer, die im Lande blieben, sich nie mit ihren Siegern hat vermischen können. Dieser Mann hatte sich vor 10 Jahren auf diesem Punkte festgesetzt, im Urwalde einige Bäume gefällt, sein Haus auf ihren Stämmen errichtet, und war da geblieben trotz aller Mühe, die man sich gegeben hatte, ihn zur Auswanderung zu bringen. Er drohte den ersten, der ihn belästigen würde, niederzuschießen, und natürlich dachte Niemand daran, ihn zu belästigen. Nachdem er sein Haus mit einem Dach versehen, hatte er eine kleine Pflanzung angelegt, und gedachte daselbst seine Tage zu vollenden, indem er vom Gewinn seiner Hacke und seiner Flinte lebte. Ich hatte so viel von diesem Indianer und seiner Art zu leben sprechen hören, daß ich beschloß, zu jedem Preis die Neugier, die er mir einflößte, zu befriedigen, doch konnte ich Niemand finden, der mich begleiten wollte. Ich sattelte also mein Maulthier, hüllte mich in einen Poncho und wandte meine Schritte, oder vielmehr die meines Maulthieres, nach der Wohnung des rothen Mannes mit einem Gefühl, als wollte ich einen Menschenfresser oder Riesen aufsuchen. Ich bahnte mir, so gut es ging, einen Weg durch den Wald, in der einen Hand den Zaum meines Thieres haltend, mit der andern die Zweige abhauend vermittelst eines großen Messers, das ich zu diesem Zweck mitgenommen hatte. Endlich befand ich mich in der Nähe einer kleinen Pflanzung von Mais und Kartoffeln, vermischt mit Bohnen, und einem Dutzend kleinen Kaffeebäumen, die, auf der Spitze eines Hügels stehend, dem Haarbüschel auf dem Kopfe des Thierfiles glichen. Ein einziges Pferd weidete in der Ferne, und machte mit einer kleinen Anzahl Hühner alle Hausthiere dieses Hofes aus.

Angekommen an der Thüre der Hütte, fühlte ich mich, da ich keinen Empfehlungsbrief hatte, etwas verlegen über den Vorwand meines Besuchs; doch klopfte ich mit dem Griff meines Messers an die Thüre. Zwei junge Mädchen erschienen: sie waren nur mit einem sehr kurzen blauen Ueberrocke bekleidet, und ihre Haare fielen in Fülle auf ihre Schultern herab. Sie waren braun wie Mulattinnen, doch hatten sie mehr Farbe, große, schwarze Augen, Zähne weiß wie Schnee, und einen hinterlistigen Zug im Gesicht wie die Zigeunerinnen, sonst wenig reizend. Ich sagte ihnen, daß ich mich verirrt hätte, und bat sie, mir den kürzesten Weg nach der Fazenda zu zeigen. Die jüngste antwortete mir sogleich in portugiesischer Sprache, die sie sehr schnell sprach und mit einer Menge von Gebärden begleitete. In diesem Augenblick rollte der Donner im Gebirge und der Regen fiel in Strömen. Die jungen Mädchen bestanden darauf, daß ich bei ihnen eintreten sollte. Sie sagten mir, daß ihr Vater in den Wäldern jage, doch wahrscheinlich bald zurückkehren würde, um das Mittagsmahl zu halten. Ich dachte von neuem an den Menschenfresser. Die jüngste erzählte, ihre Mutter sey vor kurzem gestorben und im Walde begraben. Ich fragte sie, ob sie je aus dem Walde herausgekommen sey. „Nie!" entgegnete sie. Es ist natürlich, daß es schwer war, mit den beiden Damen ein Gespräch zu führen, die nie ihren Geburtswald verlassen hatten. Bald sah ich einen rothen Mann von der Höhe des Gebirgs mit der Behendigkeit eines Tigers herabspringen, und einen Augenblick nachher war er in der Hütte. Seine Haut war ganz roth, sein Haar schwarz und glänzend, sein Bart lang; er trug seine Flinte als Springstock, und war mit einer Jacke aus Affenhaut und kurzen, kaum bis zu den Knien reichenden Beinkleidern aus gleichem Stoff bekleidet; auch seine Mütze war aus demselben Fell gemacht. Seine Nase war aufgestülpt und sehr hervorstehend, seine großen, schwarzen Augen ein wenig eingesunken, seine Arme, Brust und Beine waren nackt, die Füße klein und von zartem Bau. Ich sagte ihm, ich sey der Neffe des Senhore und hätte mich verirrt, worauf er mir einen Sack Mais zum Sitz herbeitrug, und sich entschuldigte, daß er mir weder Wein noch Cachaça (ein geistiges Getränk des Landes) anbieten könne, doch sein Frijao wäre bald gar. Darauf sprach er von seiner Pflanzung und dem Erfolg seiner Jagd, klagte, daß er nur einen Tatu und Capinta getödtet, einen Hirsch gesehen, doch verfehlt hätte, und fügte hinzu: „Wenn Sie Lust haben, porcos de mato (wilde Schweine) zu jagen und Blei und Pulver mitbringen wollen, will ich Ihnen eine Flinte leihen." Ich antwortete ihm, daß ich es gern thun würde. Ich fragte ihn, von welcher Nation seine Frau gewesen. Sie war eine Mulattin, woraus sich die Farbe der Mädchen erklärte. Darauf wurde der Frijao aufgetragen, wir setzten uns und aßen mit den Fingern. Der zweite Gang bestand aus einem großen Eimer von Cedernholz, der einen ungeheuren geschälten Kürbiß enthielt. Die älteste Tochter nahm zwei Händevoll Mais und warf sie hinein, darauf machten wir uns wieder an die Arbeit. Als das Mahl zu Ende war, brachte man mir ein wenig Wasser und ein Bananenblatt, das die Stelle eines Handtuchs trefflich vertrat. Eine der beiden Mädchen bewunderte meine gestickten weißen Handschuhe sehr, sie probirte sie mehreremale, und ich war sehr glücklich, ihre Gastfreiheit mit einem Paar baumwollenen Handschuhen vergelten zu können; ich bot sie ihr an, und sie nahm sie mit großem Vergnügen an. Ich drückte darauf die Hand des rothen Mannes und ging davon, nachdem er mir die Einladung, zur Jagd der wilden Schweine zu kommen, wiederholt hatte.

Wenn Freiheit, Unabhängigkeit und eine gesicherte Existenz das Glück eines Sterblichen machen können, so ist gewiß mein Freund, der rothe Mann, vollkommen glücklich.

Miscellen.

Wirkung der Datura fastuosa. Die k. Gesellschaft in London erhielt von Hrn. Arnold zu Kingston in Jamaica die Nachricht von einer für die Heilkunde und Botanik wichtigen Thatsache. Die Versuche, welche mit der obengenannten Art Datura angestellt wurden, lassen annehmen, daß diese Pflanze, gleich der Belladonna, die Eigenschaft hat, die Pupille auszudehnen, aber auf eine in ihren Wirkungen constantere Weise.

Die Einschließung der Metidschah. General Bertois, welcher in Afrika die Localität zur Einschließung der Metidschah inspicirt, soll dem Ministerium einen der Einschließung sehr günstig lautenden Bericht eingesendet haben. (Echo du Monde Savant vom 28 October.)

Nachricht aus Buenos-Ayres. Die in dem Dictator Rosas personificirte Gaucho-Herrschaft scheint sich zum Ende zu neigen. Lavalle, der Verbündete Frankreichs, hat zwar einerseits eine Schlappe erlitten, erfocht aber Ende Julius einen Sieg, der ihn in die Nähe von Buenos-Ayres führte. (Morning Herald.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 316.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 November 1840.

Aphorismen aus den Verhandlungen der zehnten Versammlung der englischen Naturforscher.

In der zoologischen und botanischen Section las Sir John G. Dalyell „über die Wiedererzeugung verlorener Organe, welche die Functionen von Kopf und Eingeweiden versehen, bei der Holothuria (Seeblase) und Amphitrite.“ Die erwachsene Holothuria gleicht einer Gurke, ist 6 bis 12 Zoll lang, und purpurroth, gelb, grau oder weiß. Einige tausend Sauger decken sie gleich einem zottigen Ueberzug, oder sind auch je nach den Arten in Reihen gestellt, und heften das Thier an feste Körper, wo es den Tag über in Halbmondsform ruhig bleibt. Aber wenn der Abend kommt, entfaltet sich ein von dem dickeren Ende des Halbmondes vorstehender Büschel zu einem geräumigen Trichter, der aus acht, zehn oder zwanzig schönen Fühlfäden auf einer cylinderförmigen Bedeckung besteht, in deren Mitte der Mund ist. Jeder Fühlfaden beginnt jetzt, einer nach dem andern, das Wasser zu durchsuchen, senkt sich fast bis zur Wurzel innerhalb des Mundes in einem contrahirten Zustande hinab, von wo er aufs neue dann wieder sich erhebt und ausbreitet. Diese Evolutionen dauern bis zur letzten Stunde der Nacht, sobald aber der Morgen tagt, verschwindet der ganze Apparat, die Haut wird geschlossen und compact, wie zuvor, und ein Ausfluß beginnt jetzt am entgegengesetzten Ende. Dieß seltsame Thier kann alle die oben bezeichneten Organe, die z. B. bei der „Holothuria fusus“ aus acht größeren und zwei kleineren Fühlfäden bestehen, nebst Cylinder, Mund, Speiseröhren, unteren Eingeweiden und Eierstock verlieren, so daß nur ein leerer Sack zurückbleibt. Dennoch ist das Thier nicht todt; in drei oder vier Monaten ist Alles wieder erzeugt. Der anatomische Bau des ganzen Geschlechts ist so zusammengesetzt, daß kein Anatom im Stande ist, die eigentlichen Functionen einzelner Theile zu entdecken. Eine einzige Holothuria hat in Einer Nacht 5000 Eier gelegt. Das Junge gleicht einer weißen Made, wenn sie die Größe eines Gerstenkornes hat. Das Thier kann seine Organe mehr als Einmal verlieren und wieder erzeugen, selten kann man es sich ganz verschaffen, und ehe Hr. Dalyell seine zahlreichen Abbildungen der Gesellschaft vorlegte, hatte man es nie zuvor lebendig und vollständig abgezeichnet. Die aufgeführten Einzelnheiten über die Amphitrite sind zum Theil noch interessanter. Ein Dr. Fleming bemerkte, Sir John Dalyell sey vielleicht der einzige, der die Holothuria im lebenden und gesunden Zustande beobachtet habe.

*

Dr. Aldridge theilte sehr specielle Untersuchungen über den Blumenstaub und die vegetabilische Befruchtung mit. Er hatte die Bemerkung gemacht, daß Salpetersäure und andere unorganische und organische Säuren den Blumenstaub platzen machen, untersuchte nun auch die Narbe, und fand, daß das Narbengewebe (stigmatic tissue) stets Anzeichen einer säuerlichen Reaction auf Lakmuspapier zurücklasse.

*

Hr. Forbes las den Bericht einer im vorigen Jahre niedergesetzten Committee, um den Meeresgrund an den Küsten von Großbritannien zu untersuchen. Man fand die Ost- und Westküste der Insel Man sehr verschieden; auf der Westseite z. B. war eine große, wenigstens 17 engl. Meilen weit fortlaufende Bank von Kamm- und andern Muscheln, todte und lebendige Muscheln in ziemlich gleicher Anzahl. Zwischen dieser Bank und dem Ufer ist ein Sandstrich, worin Thiere selten sind. Auf der Ostküste ist eine Austerbank von geringer Ausdehnung, der übrige Meergrund enthält Punktkorallen und nur sehr wenige Kammmuscheln, ebenso selten sind Seeigel, Echinodermata, die auf der andern Seite in Menge vorhanden sind. Schlüsse lassen sich wohl erst nach einer Reihe von Untersuchungen ziehen.

*

Von einem Hrn. Shaw wurden die im vorigen Jahre angeregten Untersuchungen über mehrere Fische Schottlands, namentlich den sogenannten Parr, vorgelegt, der nichts Anderes als ein Salme ist, aber in einem besondern Alter, wo er auch eine andere Farbe, als im erwachsenen Zustande hat.

Mr. A. Lucas—Mr. Gill's Report on the Cotton Crop of Egypt.

Mr. A. Lucas, Chemist to the Department of Finance, Egypt, has kindly undertaken to examine the cotton fibre, and has sent the following report:—

"The cotton fibre is of a very fine quality, and is of a pale yellow colour. It is very strong, and has a long staple. It is very similar to the Sea Island cotton, but is finer and stronger. It is very suitable for the manufacture of fine muslins and laces. It is also very suitable for the manufacture of sewing thread. It is very strong, and has a long staple. It is very similar to the Sea Island cotton, but is finer and stronger. It is very suitable for the manufacture of fine muslins and laces. It is also very suitable for the manufacture of sewing thread.

"The cotton fibre is of a very fine quality, and is of a pale yellow colour. It is very strong, and has a long staple. It is very similar to the Sea Island cotton, but is finer and stronger. It is very suitable for the manufacture of fine muslins and laces. It is also very suitable for the manufacture of sewing thread. It is very strong, and has a long staple. It is very similar to the Sea Island cotton, but is finer and stronger. It is very suitable for the manufacture of fine muslins and laces. It is also very suitable for the manufacture of sewing thread.

auf allen russischen Märkten wieder. Vor 80 Jahren soll der Großvater der jetzigen Scheremetiews Engländer haben kommen lassen, die seinen Leuten das Stahlmachen und Schmieden lehrten. Seit jener Zeit hat dieser Industriezweig sich unter jenen Bauern so ausgebildet, daß viele von ihnen jährlich viele Hunderttausende in Eisen umsetzen. Es gibt unter ihnen leibeigene Millionärs. Sie fabriciren Messer und Scheeren von allen Qualitäten, gute und schlechte, bis zu solchem schlechtem Zeug herab, daß sie beim ersten Schnitte umbiegen, übrigens auch Tischmesser, die den Leuten alle Ehre machen und dabei erstaunlich billig sind; Schlösser mit und ohne „Secret" (Geheimniß) duzendweise, es ist unter jedem Duzend gewöhnlich eins, das gut schließt, sie sind aber so billig, daß es sich schon dieses einen guten wegen lohnt, ein Duzend zu kaufen, Scheeren, Nähnadeln, Schnallen.

Kauft man eine ganze Partie — und da Alles en gros geht, kann man nicht gut anders — so findet man doch etwas Brauchbares darunter. Auch kauft man immer einen Artikel bei den Pawlowern, der ihnen eigentlich nur halb angehört, nämlich die in Rußland so beliebten Kleiderkoffer, die mit blanken Nägeln, hübschen Stahlarabesken, sogar auch mit Spiegeln und vergoldeten Metallstückchen beschlagen und mit allerlei bunten Gemälden verziert werden und ungemein prächtig aussehen. Auch diese Koffer sind zum Theil auf die nomadischen Nationen berechnet, in deren Zelten gewöhnlich ein solches Prachtstück von russischem Kleiderkoffer als Hauptmeuble figurirt; sie gehen in außerordentlichen Quantitäten in die Steppen. Mit Gewehren und Waffen beschäftigen sich diese Pawlower nicht, dieß überlassen sie den Tulaern, die ziemliche Quantitäten Pistolen, Dolche, Degen, Säbel zu Markte bringen. Die Degen sind brauchbar, denn sie sind bloß zum Figuriren und werden viel gekauft, da sie bei den unzähligen Uniformen der russischen Beamten unentbehrlich sind. Bei den Pistolen gehört bloß Muth dazu, sie zum erstenmal loszuschießen; platzen sie nicht beim ersten Schuß, so bringt man nachher mit ihnen eben so gut Leute ums Leben, wie mit englischen. Eine eigene Art von Metallwaarenläden sind die „Skarbnije Lawki." Sie enthalten hundertlei Waaren aus Messing und Kupfer, Draht, Thürklinken und Riegel, Angeln, Fensterkrampen, Rollen für Tische und Stühle, Hähne für Fässer, auch kleine Metallglocken u. s. w. Da in Rußland ebenso oft neue Häuser, Dörfer, Städte gebaut werden, als verschwinden, so machen sie in diesen kleinen, dabei nöthigen Sachen oft große Geschäfte. Dieselben Läden haben auch gewöhnlich alles Metallgeräth, was den Kirchen nöthig ist, die „Podswetschniki," Kronleuchter, von althergebrachter, russischer, höchst wunderlicher, aber nicht geschmackloser Gestaltung. Für die Kirchenglocken aber gibt es wieder eigene Kaufleute, die ihre Waare, riesengroße, kleinere und ganz winzige Thurmglocken, auf den öffentlichen Plätzen an hohen Gerüsten aufhängen.

Diejenigen Metallbuden, welche mit den zahlreichen, mit der russischen Kaufmannschaft in Berührung und Verbindung stehenden Nomadenvölkern am meisten Geschäfte machen, sind die sogenannten „Igolnije Lawki," die Nadelbuden. Es waren mit diesem Artikel 11 Großhändler auf dem Platze; sie haben ihren Handel nur nach der kleinsten Waare benannt, denn außer Nadeln findet man bei ihnen auch noch eine unzählbare Menge von andern kleinen Metallwaaren feil: Ohrringe, Perlen, Knöpfe; alsdann Kämmchen, Bürstchen, Spiegelchen und andere Toilettegegenstände, ferner auch Messer, Scheeren u., und eine unzählige Menge anderer kleiner Waaren, die wenig Raum einnehmen, leicht transportirt werden können, und den Wilden gefallen mögen; alles ist unter aller Kritik schlecht, aber sieht doch nach etwas aus. Die Spiegel z. B. sind bloß mit Staniol belegtes Fensterglas, aber mit unächten Golddorten beklebt; alles wird nur en gros verkauft: die Nadeln pfund- und centnerweise, die Spiegel nicht anders als zu Duzenden und Hunderten, in Päckchen zusammengebunden, und doch hat mancher Kaufmann oft ein Capital von Hunderttausenden in solcher Quincaillerie- und Posamentirarbeit stecken. Wie Mückenschwärme aus einem Sumpfe tauchen diese Waaren aus den Moskau'schen Fabriken auf, werden theils im Lande selbst verkauft, sind aber vorzugsweise dazu bestimmt, die Verbindung der Russen mit den Kirgisen, Kalmücken, Turkomanen, Bucharen, Karakalpaken u. s. w. zu unterhalten. Von der Nowgoroder und Makariewer Messe gehen sie nach Orenburg und Astrachan, und vertheilen sich von da aus über die Steppen und übers kaspische Meer unter die Schönen der Wüste.

(Fortsetzung folgt.)

Der Chiloe- und Chonos-Archipel.

(Nach den Forschungen von Molina, Agueros, King, Fitzroy und Darwin.)

Die Provinz Chiloe, eine von den acht Landschaften des heutigen Freistaates von Chile, liegt zwischen 41° 54' und 46° 57' S. B., und umfaßt die ganze Inselgruppe zwischen der Spitze Gobry und dem Vorgebirge Tres Montes auf dem festen Lande. Diese Inseln sind zahlreich, und viele darunter liegen auf der östlichen Seite von Chiloe, mit Ausnahme der Chonosgruppe, die sich südlicher bis nach Tres Montes hinab erstreckt. Zu Chiloe selbst werden überhaupt an dreißig Inseln gerechnet, worunter die wichtigsten Caucahue, Chauques, Quinchao, Lemuy, Tranque, Huamblin und Huafo genannt werden. Nimmt man die Spitze der Insel Huafo und die Nordspitze der kleinen Insel Huar im Reloncavi-Sunde als die beiden äußersten Punkte des Archipels von Chiloe an, so liegt er zwischen 43° 41' 50" und 41° 42' S. B., während der Chonos-Archipel von der Xavier-Insel bis nach Queytao sich erstreckt, und zwischen 47° 10' und 45° 40' eingeschlossen ist.

1. Der Archipel von Chiloe.

Diese Inselgruppe wird in zehn Districte (Partidos) getheilt, welche San Carlos, Chacao, Carelmapu, Calbuco, Caucahue, Maullin, Quinchao, Castro, Lemuy und Chonchi genannt werden. Nach Agüeros hat die Bevölkerung im Jahre 1785 23,447, und nach einer neuern Zählung von 1852 45,850 Seelen betragen. Vergleichungsweise hat sie also in 49 Jahren um 87%, oder 1,77% jährlich zugenommen.

Die Insel Chiloe, auch Isla Grande oder große Insel genannt, ist ungefähr 24 deutsche Meilen lang und 8 Meilen breit. Der Boden

ist hügelig, aber nicht gebirgig, und die größten Höhen erheben sich nicht über 1500 bis 1600 Fuß über die Meeresfläche. Die ganze Insel bietet einen fast undurchdringlichen Wald dar, geschmückt mit vielen immergrünen Bäumen und tropenartigen Gewächsen. So weit das Pflanzenreich gekannt ist, zählt man gegen zwanzig verschiedene Hölzer, die aber wohl auf das Doppelte sich belaufen dürften. Zu den besten darunter, deren man sich häufig bedient, gehört das Holz von Avellana (Quadra heterophylla), welches mit dem europäischen Eschenholze Aehnlichkeit hat. Es wächst vorzüglich auf der Halbinsel Lacuy, an der nordwestlichen Spitze von Chiloe, und wird seiner Leichtigkeit wegen theils zu Rudern, theils zum Verzimmern der Häuser und Küstenfahrzeuge (Piraguas) gebraucht. Die Frucht besteht aus einer Nuß, welche geröstet und gegessen wird. Birken werden zweierlei Arten gefunden, wovon die eine immergrün ist und die andere ihre Blätter jährlich abwirft. Sie liefern das beste Bauholz zu Häusern und Schiffen. Der Luma (Myrtus Luma) wird stark nach Lima ausgeführt, wo er zu Deichseln verarbeitet wird. Fichten sind ebenfalls zahlreich, werden aber von besserer Beschaffenheit auf dem gegenüberliegenden festen Lande angetroffen. Bei Calbuco steht zwar die sogenannte Alerse-Fichte in großer Menge, allein so weit vom Ufer entfernt, daß man sie nur mit der größten Mühe aus dem Dickicht ans Ufer schaffen kann.

Dieser Baum ist für den Calbucano eine Goldgrube. Nachdem er sein Feld bestellt und etwas Korn und Kartoffeln gepflanzt hat, läßt er sein Haus unter der Aufsicht eines alten Verwandten und begibt sich mit seinem Weibe auf die gegenüberliegende Küste des festen Landes, um Alerse-Fichten zu fällen. Auf dem sogenannten Astillero (Zimmerplatze) werden die gefällten Bäume viereckig behauen, in sieben bis acht Fuß lange Blöcke gespalten und zuletzt in Bretter geschlitzt, von wo sie nach der Küste gebracht werden. Wenn es gut geht, werden in Einem Monate 500 Bretter gewonnen, womit der Calbucano nach Hause geht, um sein Feld zu bestellen und seine wunden Füße zu pflegen. Ist er ganz hergestellt, so macht er eine zweite, ähnliche Reise, und bald darauf noch eine dritte in der Nähe. Zuletzt wird geerntet und Cider gemacht und gelegentlich San Carlos besucht, wo die Bretter gegen Indigo, Tabak, Pfeffer (Capsicum), Kleider, Aexte u. s. w. vertauscht werden. Vor etwa 50 Jahren gab es noch Alerse-Fichten von ungeheurer Größe. Manche darunter haben 5 Fuß vom Boden 30 bis 40 Fuß im Umfange gemessen und an 1000 Bretter (tablones) geliefert. In den nahe liegenden Anden stehen noch ähnliche Bäume, allein sie sind zu weit entfernt. Ihre Zweige werden erst auf einer Höhe von 80 bis 90 Fuß angetroffen, und der ganze Baum wird 140 bis 150 Fuß hoch. Die Ausfuhr von Dielen und Brettern (cuartones y tablones) beträgt jetzt jährlich von Chiloe über 330,000 Stück. Auch auf den übrigen Inseln wird überall ein großer Reichthum von Gewächsen angetroffen, und die Aeste der Bäume reichen hie und da über das umgebende Meer in vielen Richtungen hin. Auf Sandsteinfelsen bemerkt man bisweilen die kolossale Gunnera scabra, welche dem Rhabarber etwas ähnlich ist. Die Einwohner essen die säuerlichen Stängel, gerben Leder mit der Wurzel und ziehen eine schwarze Farbe daraus. Das Blatt ist fast kreisrund und am Rande stark gekerbt. Einige dieser Blätter messen 8 Fuß im Durchmesser und etwa 24 Fuß im Umfange. Der Stängel wird nicht höher als 8 Fuß, und trägt vier bis fünf von diesen Riesenblättern.

An wilden Thieren ist Chiloe arm, desto reicher aber an Seevögeln und Muscheln. Von jenen kommen Anas antarctica, A. magellanica, A. nigricollis, chiloensis und Rafflesii am häufigsten vor. Unter den Landvögeln bemerkt man grüne Papageien (Psittacaris Leptorhynca) mit schwarzem Kopfe und rothem Schwanze, Colibri, Spechte (Picus melanocephalus), Tauben (Columba Fitz-Royii) und den Bellvogel (barking-bird), welcher als eine neue Gattung Hylactes (Hylactes Farnii) bezeichnet wird und mit den Sporenflügeln (Megapodius) verwandt ist. Dieser Vogel wird von den Eingebornen „Guid-Guid" genannt, und seine Stimme gleicht vollkommen dem Bellen eines jungen Hundes. Ein anderer nicht minder sonderbarer Vogel ist der Chercan (Pteroptochos rubecola), welcher in den düstersten Theilen der Wälder lebt, und mit seinem gerade aufstehenden Schwanze in geschäftiger Emsigkeit unter den faulenden und vermoderten Pflanzen umherhüpft. Ein Erdläufer, mit Furnarius fuliginosus verwandt, kommt häufig am Strande vor. Er nährt sich ausschließlich von Muscheln und Krebsen, und scheint den Kauzvogel der nördlichen Erde zu ersetzen. Außer diesen Vögeln muß auch noch des Weinbrechers (Procellaria gigantea) gedacht werden, welcher in dem nahen Ocean sehr zahlreich ist. Er lebt nicht bloß von Fischen, todten Robben und Vögeln, sondern macht auch auf lebende Vögel Jagd, und muß daher als ein Raubvogel betrachtet werden. Ihm zunächst steht der gemeine Schreppvogel (Procellaria cinerea), welcher in unzähligen Schaaren die Küsten und Buchten von Chiloe besucht, und manchmal in meilenlangen Zügen zu Hunderttausenden beobachtet wird. Außer diesem gibt es noch einige andere Arten Schreppvögel, namentlich eine Gattung ohne Hinterzehen (Puffinuria Berardii), welche durch dieses unterscheidende Merkmal den Schafgänsen (Diomedea) sich nähert. Dieser Vogel entfernt sich nie aus den ruhigen Binnengewässern, und wenn er gestört wird, taucht er unter und fliegt augenblicklich davon, sobald er an die Oberfläche des Wassers kommt. Sein Flug geht in gerader Richtung fort, dauert aber nicht lange, denn er fällt bald wie todt herab und taucht abermals unter.

(Fortsezung folgt.)

Neues Gewehr. Nach dem Mercure séguisien vom 16 Oct. hat man in St. Etienne Proben mit einem Gewehr gemacht, aus welchem man nach Gefallen (das heißt wohl ohne frisch zu laden) sechs Kugeln abfeuern kann. Die Probe fiel genügend aus; der Mechanismus soll eben so sinnreich, als gut ausgeführt seyn. Der Erfinder ist ein Mechaniker von St. Etienne, Namens Philippe Mathieu.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 130 u. 131** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: **Beatriz.** Von H. de Balsac. — **Das Ehepaar aus der alten Zeit auf dem Lande.** (Forts.) — **Der englische didaktische Dichter Cowper und sein Hauptwerk „die Aufgabe" (the task.)** (Forts.) **Maurische Romanzen.** Von Don Joaquim de Mora.

In das Abonnement dieses dem Ausl. beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes vierteljährlich 6 fl., halbjährlich 12 fl. und vorauszahlbar 5 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 130 u. 131.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

11 November 1840.

Beatrix.

Von H. de Balsac.

Zu den gelungensten Gebilden der neuesten französischen Roman-Literatur gehört unstreitig: Beatrix ou les amours forcés von Balsac. Wir geben dem Leser davon einige Auszüge, die wir mit der eigenthümlichen Beschreibung einer altadeligen Familie in der Bretagne, ihrem einfachen Leben, Wünschen und Hoffen, das sich wie Epheu treu und fest um das Stammschloß rankt, während dicht daneben die Giftpflanzen der Pariser Cultur aufsprossen, beginnen wollen, weil dieß die ersten Perlen an dem Faden dieser Geschichte sind, der zu fein, zu künstlich gesponnen und mit seinen Verzierungen zu fest verwebt ist, um seinen Ablauf dem Auge bei raschem Darüberhinschauen zeigen zu können.

Nachdem die alterthümliche Stadt Guérande in der Bretagne und das Haus der Familie du Guénic mit seinen Thürmen und Spitzbogen, seinen Wappenschildern und Heiligenbildern treu ausgemalt ist, eine versteinerte Poesie des Mittelalters, werden wir ins Innere der Familie geführt und uns in dem Baron du Guénic, Mademoiselle Zephirine du Guénic, seiner älteren Schwester, seiner jugendlichen Gattin und seinem einzigen Sohn Gaudebert-Calyst-Louis die interessantesten lebenden Bilder gezeigt.

„Der Baron war einer der kühnsten Chouans gewesen; 1802 mußte er fliehen und wählte Irland zu seinem Exil, treu dem altbretagnischen Hasse gegen England. Während seines Aufenthalts in Dublin verliebte er sich trotz seiner fünfzig Jahre in eine reizende ein und zwanzig jährige Irländerin, Miß Fanny O'Brien, mit der er sich vermählte und 1814 nach seiner Heimath zurückkehrte, wo ihm seine Gattin an demselben Tage einen Sohn schenkte, an welchem Louis XVIII in Calais landete, weßhalb das Kind zu den üblichen Familiennamen: Gaudebert-Calyst noch den Namen Louis erhielt.

Zu der Zeit, wo diese Geschichte beginnt, in den letzten Tagen des August 1836, war der Baron dreiundsiebenzig Jahr alt, aber die Strapatzen seines Kriegerlebens hatten sein Haupt gebeugt, als wenn schon ein Jahrhundert darüber hergezogen wäre. Er war von hoher, grader, dürrer und muskulöser Gestalt; sein länglichtes Gesicht war mit tausend Falten überzogen, die wie Franzen die Backenknochen und Augenbrauen umschweiften und ihm Aehnlichkeit mit den Greisen verliehen, die Van Ostade, Rembrandt, Mieris und Gerard Dow so wundervoll zu malen verstanden, und die man durch eine Loupe sehen muß, um sie gehörig zu würdigen. Die festen Umrisse des Ovals, die Zeichnung der Stirn, die ernstgebogene Nase, die strengen Linien des Knochenbaues, die nur durch Blessuren zerstört werden können, bezeugten seine Unerschrockenheit ohne Ueberlegung, seinen Glauben ohne Gränzen, seinen Gehorsam ohne Widerwort, seine Treue ohne Berechnung und seine Liebe ohne Unbeständigkeit. Der unerschütterliche Granit der Bretagne war in ihm verkörpert. Der Mund ist zahnlos, die früher rothen, jetzt bläulichen Lippen werden nur durch sein hartes Zahnfleisch gehalten, mit dem er noch Brod essen kann, weil seine Frau es sorgfältig für ihn in einer feuchten Serviette erweicht. Das Kinn strebt die Nase zu erreichen. Seine Haut, die röthlich marmorirt durch die Runzeln schimmert, deutet auf ein sanguinisches, heftiges Temperament, das den Strapatzen Trotz bieten konnte und den Baron vor Schlaganfällen schützte. Der Kopf war mit schneeweißen Haaren geschmückt, die lockig auf die Schultern fielen. Das schon zum Theil erloschene Gesicht empfing sein einziges Leben aus zwei schwarzen Augen, die in ihren dunklen Höhlen die letzten Flammen einer großmüthigen treuen Seele ausstrahlten. Die Wimpern und Brauen fehlten ganz, der Bart wuchs fächerartig um das Gesicht. Ein Maler würde aber mehr als alles Andere an diesem alten Löwen der Bretagne, mit breiten Schultern und nervichter Brust, die prächtigen Soldatenhände bewundert haben; Hände, wie sie ein du Guénic haben mußte, breit, kräftig, rauh behaart; Hände, die den Säbelgriff umfaßten und ihn nicht wieder los ließen, wie Jeanne d'Arc bis zu dem Tage, wo das königliche Banner von der Kathedrale zu Rheims wehte; Hände, die von Dornen blutig geritzt waren in den Nächten der Flucht, die das Ruder

führten auf offenem Meere, um die Landung George's zu beschützen. Die Hände waren zwar jetzt weiß und unthätig, obwohl die ältern Bourbons im Exil lebten, aber wenn man genauer zusah, konnte man noch frische Spuren bemerken, die bezeugten, daß der Baron kürzlich erst zu „Madame" in der Vendee gestoßen war: jetzt braucht man die Sache nicht mehr zu verheimlichen, diese Hände waren die lebendigen Commentare zu der Devise der du Guénic's: Fac! —

Die Stirn zog die Aufmerksamkeit an durch einen Anflug von Goldfarbe an den Schläfen, wodurch sie merkwürdig abstachen gegen diese harte, zusammengedrückte, braune Stirn, die jedoch durch das Ausfallen der Haare groß genug erschien, um dieser schönen Ruine noch mehr Würde zu verleihen. Die ganze Physiognomie trug jedoch den Stempel von Wildheit, die den Bretagnern eigen ist, und jene fast thierische Ruhe oder Stumpfheit, die vielleicht eine Folge zu großer Anstrengungen ist. Das Denken schien hier selten und schwierig zu seyn, der Verstand lag mehr im Herzen als im Kopfe und richtete sich mehr auf die That als auf die Idee. Aber wenn man diesen schönen Greis genauer betrachtete, so erkannte man den Grund seiner auffallenden Verschiedenheit mit dem Geiste der Zeit. Seine Religion war ihm gleichsam angeboren und machte das Nachdenken überflüssig. Seine Pflichten hatte er auswendig gelernt vom ersten Athemzuge an. Die Gesetze und die Religion dachten für ihn. Er bewahrte seinen Verstand für seine Handlungen und zersplitterte ihn nicht für die unnützen Dinge, womit sich andere beschäftigen. Zur rechten Zeit aber weiß er seinen Scharfsinn aus dem Herzen, wie sein Schwert aus der Scheide zu ziehen, seine Entschlüsse sind durchdacht, rein und fleckenlos wie der Hermelin seines Wappens. Die Charakterschönheit beider Alten — denn die Schwester lebt nur durch und für den Bruder — kann fast nicht mehr gehörig verstanden werden von uns, die wir durch die Unbeständigkeit und Ungewißheit unserer Zeit so egoistisch geworden sind. — Seit einem Jahre war der Baron von einem Halbschlummer befallen, der ein Vorläufer des Todes zu seyn pflegt, dessenungeachtet wurden weder seine Frau noch seine blinde Schwester oder seine Freunde davon beunruhigt, die sich sämmtlich sehr wenig auf medicinische Kenntnisse verstanden. Sie fanden dieß ehrfurchtgebietende Ausruhen seiner fleckenlosen, aber müden Seele ganz natürlich: der Baron hatte immer für seine Pflicht gelebt, das war hinreichend, um alle zu beruhigen. — In diesem Hause waren die einzigen Interessen des Tages: das Schicksal der entthronten Bourbons, ihre Zukunft, die katholische Religion und die Einflüsse der neuen Politik auf die Bretagne. Alles Uebrige ward vergessen über der Zärtlichkeit Aller für den einzigen Sohn, für Calyst, den Erben und die letzte Hoffnung des alten Namens du Guénic. Der alte Vendeer hatte noch einmal seine Jugendkraft belebt gefühlt, als er seinen Sohn selbst in den Waffenübungen eines Edelmannes unterrichtete und ihn lehrte so wenig die Gefahr zu scheuen, als hätte er zehn Söhne daran zu wagen. Er hatte sein einziges Kind ins Feuer geführt wie zu einem Feste, als für „Madame" der unnütze Kampf geschlagen wurde.

Gegen sechs Uhr Abends war der Baron über dem Lesen der Quotidienne eingeschlafen, sein Kopf ruhte auf der Sessellehne neben dem Kamine. Diese Pause verstattet uns Fanny O'Brien und die alte Zephirine du Guénic zu zeichnen.

Neben diesem knotigen Stamme des adeligen Hauses saß die Baronin auf einem hochlehnigen Sessel vor dem Kamine und stellte den Grundtypus jener reizenden Geschöpfe dar, wie sie nur in England oder Schottland und Irland zu finden sind. Dort allein werden diese Mädchen geboren, aus Milch und Blut, mit goldenem Haar, das von Engelhänden gelockt zu seyn scheint, denn das Licht des Himmels zittert durch diese Ringeln, wenn die Luft damit spielt. Fanny O'Brien war eine Sylphide, aber stark durch Zärtlichkeit, unüberwindlich im Unglück, sanft wie die Musik ihrer Stimme, rein wie das Blau ihrer Augen; eine zarte, elegante, liebliche Schönheit noch in ihrem zwei und vierzigsten Jahre. Viele Männer würden es für ein Glück halten sie noch zu heirathen, beim Anblick dieses reichen Herbstes voller Blumen und Früchte von himmlischem Thau, ewigen Jugendschimmers erfrischt. Die Baronin hielt die Quotidienne in der Hand, die von Grübchen und schlanken Fingern geziert war. Halbausgestreckt lag sie mit natürlicher Anmuth im Stuhle und wärmte sich die kleinen Füße. Sie trug ein schwarzes Sammtkleid, das die köstlich gebildeten Schultern und den reichen Busen verhüllte, der durch das Stillen ihres einzigen Sohnes nicht entstellt worden war. Sie trug das Haar nach englischer Mode in langen Ringeln an der Wange hinab und oben mit einem einfachen Schildplattkamm festgehalten; diese schönen Haare waren nicht von unbestimmter Farbe, sondern glänzten im Sonnenschein wie broncirte Goldfäden. Die kleinen krausen Haare im Genick, die ein Zeichen der Race sind, ließ die Baronin besonders einflechten und in der Masse ihrer sorgfältig gekämmten Haare sich verlieren, wodurch die Wellenlinie des schönen Nackens vollkommen sichtbar wurde, auch bewies dieser einzige Zug, wie viel Sorge sie auf ihren Anzug verwendete, sie wollte die Augen dieses Greises ergötzen. Welche reizende, zarte Aufmerksamkeit! Ueberhaupt könnt ihr immer überzeugt seyn, daß eine Frau, die ihre Koketterie darein setzt, das häusliche Leben zu verschönern, eine ebenso gute Mutter als edle Gattin ist, die Blume und Freude des Hauses, denn sie hat ihre weiblichen Pflichten vollkommen begriffen. Die Eleganz ihres Aeußern erstreckt sich bis auf ihre Seele und ihre Neigungen, sie thut das Gute im Stillen, sie achtet und liebt ohne Berechnung, sie liebt die Ihrigen, wie Gott, um ihrer selbst willen. Auch war es, als wenn eine Himmelsjungfrau das heilige Leben, die keusche Jugend dieser Frau neben dem edlen Greise mit einer Glorie umgeben hätte, sie vor den Verwüstungen der Zeit zu beschützen. Die Veränderungen ihres Aeußern würde Plato vielleicht als neue Schönheiten gefeiert haben. Ihre früher so weiße Haut hat jene warme röthliche Farbe angenommen, die die Maler entzückt; ihre hohe schöngeschnittene Stirn überzog das Tageslicht mit einem Atlaßschimmer; ihr Augapfel, blau wie ächter Türkis, glänzte unter hellen Sammtwimpern mit unendlicher Sanftmuth. Die gebogene kleine Nase erinnerte an die fürstliche Abkunft des edlen

vergingen drei Tage; Pulcheria betrübte sich zwar darüber, allmählich indeß dachte sie nicht mehr daran. Da wurde eines Tages, gerade als sie von der Besichtigung ihres Küchengartens mit einer Hand voll junger grüner Gurken, die sie für Aphanaßj abgenommen hatte, nach dem Hause zurückkehrte, ihr Ohr von einem höchst kläglichen Miauen getroffen. Wie instinctmäßig rief sie: kiß! kiß! — und im Nu sprang hinter einem Strauche ihr graues Kätzchen hervor — aber so abgezehrt und abgemagert, daß es augenscheinlich schon mehrere Tage keinen Bissen mehr in den Mund bekommen haben mußte. Pulcheria fuhr fort, es herbei zu locken, das Thierchen blieb aber vor ihr stehen, miaute, und wagte nicht, ihr näher zu kommen: offenbar war es inzwischen äußerst verwildert und scheu geworden. Als nun Pulcheria ihm sich näherte, fortwährend es anlockend, lief es furchtsam vor ihr davon, bis zum Plankenzaune. Hier indeß mochte es wohl die alten wohlbekannten Stellen wiedererkannt haben, denn es schoß plötzlich in eine der Stuben hinein. Dort ließ ihm Pulcheria sogleich Milch und Fleisch hinsetzen und ergötzte sich herzlich, neben ihm hingekauert, an dem Heißhunger, mit welchem ihr verkümmerter Liebling Bissen auf Bissen hinunterschlang und die Milch gierig aufleckte, so daß derselbe fast zusehends dicker und immer dicker wurde und auch bald nicht mehr so heißgierig wie anfangs sich zeigte. Doch, als nun Pulcheria die Hand ausstreckte, den lieben Flüchtling wieder einmal ein wenig zu streicheln und zu krauen, da sprang das undankbare Geschöpf — das sich schon ganz nach Art seiner wilden Brüderschaft gewöhnt, oder auch weil es von der romantischen Schule den Grundsatz angenommen: daß Armuth bei Liebe besser, denn Füll' im Palaste — (die Kater waren ja auch kahl, wie die Pater) — *) mit Einem Satze zum Fenster wieder hinaus, und war im Fluge spurlos verschwunden: Niemand im ganzen Hause hat das wilde Kätzchen jemals wieder zu sehen bekommen! . . . .

Da dachte die gute Pulcheria bei sich: das ist mein nahes Ende — und sprach zu sich selber: „der Tod ist mir über's Grab gelaufen!" — Hiervon war sie nicht wieder abzubringen.

Diesen ganzen Tag über blieb sie schwermüthig ernst. Vergebens scherzte Aphanaßj mit ihr und fragte, warum sie sich plötzlich so sehr gräme. Pulcheria schwieg, oder antwortete so, daß es ihren Gatten unmöglich zufrieden stellen konnte. Am nächsten Tage erschien sie schon merklich abgefallen. Nun fragte Aphanaßj: aber was ist Euch denn, Pulcheria Iwanoffna? Ihr seyd mir doch nicht etwa gar krank? — Er bekam zur Antwort: „Nein, krank bin ich nicht, Aphanaßj Iwanowitsch. Ich will Euch aber jetzt ein besonderes Ereigniß mittheilen: ich weiß, daß ich in diesem Jahre sterben werde. Ich habe meinen Tod gesehen: mein Ende ist mir schon ganz nahe." — Mit schmerzlich verzogenem Munde, und doch, um die Wehmuth seines Herzens zu beschwichtigen und zu bemänteln, lächelnd, sagte Aphanaßj: Gott weiß, was für Einbildungen Ihr habt, Pulcheria Iwanoffna! Gewiß habt Ihr anstatt Eures gewöhnlichen Tränkchens vom Persiko getrunken. — „O nein, Aphanaßj Iwanowitsch, ich habe nicht vom Persiko getrunken" — war Pulcheriens ganze Erwiederung. Da blickte der gute Alte, dem es schon leid geworden, daß er sich diesen Scherz gegen sein Mütterchen erlaubt hatte, die in ihr Schicksal demüthig still Ergebne an, und von seinen Augenwimpern hingen ein paar große Thränen herab, während die Gattin weiter zu ihm sagte: „Aphanaßj Iwanowitsch, ich bitte Euch, daß Ihr meinen Willen erfüllet: wenn ich todt seyn werde, begrabt mich im Kirchengarten, und zieht mir hübsch das graue Kleid an, das mit den kleinen niedlichen Blümchen auf zimmetfarbenem Grunde, in dem Ihr mich immer so gern gesehen habt. Das Atlaßkleid mit den himbeercarmoisinrothen Streifchen müßt Ihr mir nicht anziehen. Die Todte braucht kein solches Kleid mehr: wozu soll's ihr denn? Euch aber wird es schon noch zu Statten kommen: laßt Euch daraus ein Feierkleid machen, für den Fall, daß Gäste kommen, damit Ihr geziemend erscheinen möget und Ihr sie mit Ehren gebührend empfangen könnet."

So mag doch der liebe Gott wissen, was Ihr da wieder einmal sprecht, Pulcheria Iwanoffna! Wer weiß, wenn Ihr sterben werdet; und Ihr macht einem nur bange mit solchen Reden! — „Nein, Aphanaßj Iwanowitsch, ich weiß schon recht gut, wann ich sterben werde. Ihr müßt aber meinetwegen nicht bekümmert seyn: ich bin ja schon alt, und habe lange genug gelebt. Ja, und Ihr seyd auch alt — wir werden uns gewiß recht bald wiedersehen, in jener Welt." — Aber Aphanaßj schluchzte und weinte bitterlich in einem fort, wie ein Kind. Da schalt ihn Pulcheria: „Es ist Sünde, Aphanaßj Iwanowitsch, so zu jammern! Versündigt Euch doch nicht und erzürnt nicht den lieben Gott durch Wehklagen. Seht, ich bedaure ja auch gar nicht, daß ich jetzt sterben soll, nur das thut mir weh, daß ich gar nicht weiß, warum ich Euch verlassen soll, und wer Euch pflegen wird, wenn ich todt bin. Ihr seyd wie ein kleines Kind: Euch muß lieb haben, wer Euch pflegen soll." — Bei diesen Worten zeigte sich auf ihrem Gesichte eine so tiefe, herzinnige Betrübniß, daß ich Niemand wüßte, der sie damals mit Gleichgültigkeit hätte ansehen können. — Dann sprach sie zu ihrer Dienerin gewendet, die sie deßhalb ausdrücklich herbeirufen ließ: „Gib Acht, Awdocha, wenn ich sterbe, daß du hübsch für den Herrn sorgest. Du mußt ihn bewahren wie deinen Augapfel, wie dein eigen leiblich Kind. Sieh auch immer darauf, daß in der Küche gekocht werde, was er gern hat — du weißt ja: Brätlinge, Pilze, Klöß mit Kohl und Buchweizengrütze und alles das Andere.... Halt' ihn auch immer hübsch rein in Wäsche und Kleidern, hörst du, Awdocha? damit, wenn ja Gäste kommen, du ihn anständig putzest, wie sich's gehört. Und das, bitt' ich dich, nimm auch recht in Acht: Er geht mitunter in seinem alten Rocke aus, weil er jetzt manchmal vergißt, wenn's Feiertag ist, und wenn ein Werktag ist. Verlaß mir ihn mit keinem Auge, Awdocha! Ich werde auch in der andern Welt für dich beten, und Gott wird dir's ganz gewiß vergelten. Awdocha, vergiß nicht, du bist auch schon alt, du wirst nicht lange mehr leben und darfst keine Sünde auf deine Seele laden! Wenn du ihn nicht recht pflegen wirst, so wirst du auch kein Glück in der Welt haben. Ich selber müßte dann Gott bitten, daß er dir

*) Wörtlich: kahl, wie die Falken — hier geändert, um den Reim wiederzugeben.

kein seliges Ende schenke. Und du wirst nicht glücklich seyn und deine Kinder werden es auch nicht seyn, und deine ganze Familie wird nimmermehr des göttlichen Segens theilhaftig werden!" —

(Fortsetzung folgt.)

Der englische didaktische Dichter Cowper und sein Hauptwerk „die Aufgabe" (the task).

(Fortsetzung.)

Im fünften Gesang wird zuerst ein kalter Wintermorgen, das Füttern des vierfüßigen Stallviehes, der Gang des Holzschlägers mit seinem Hund in den Wald durch den tiefen Schnee, und das Füttern des häuslichen Federviehes beschrieben. Zu dem letzteren gesellen sich auch ungebetene Gäste, z. B. die Sperlinge, denn die Natur gewährt ihnen dann keine oder wenige Nahrung, der Frost hat die Erde und auch die Gewässer erstarrt. Die Flüsse sind mit Eis belegt, selbst der Wasserfall steckt und bietet Eisgebilde dar in seltsamen Formen. Die Erwähnung des Eises erinnert den Dichter an den Eispalast der russischen Kaiserin, und hiemit an die Einfälle und kostspieligen Lustbarkeiten der Großen und Reichen, deren schlimmste der Krieg sey. Durch Kriege wird Alleinherrschaft begründet mit allen ihren Uebeln, besonders die Sklaverei; denn

Weß Freiheit nur geduldet wird nach Willen
Von einem Obern, der ist nimmer frei.
Wer lebt, und Ekel nicht am Leben fühlt,
Das Kett' und Banden lasten, der verdient sie.
Der Staat, der Freiheit anringt, sink' er auch,
Verlier' er auch, was edel er gesucht,
Verdienet Beifall schon für den Versuch,
Und Mitleid sein Mißlingen. Solch Bestreben
Glückt aber meistens. Anmaßung wird feig,
Wenn man sie angreift; Unrechts sich bewußt
Neigt sie sich leicht zum Kleinmuth und zur Flucht.
Doch Sklaven, die der Freiheit Gluthgedanken
Einmal erfaßt, besitzen in der Hoffnung
Jedwede Widerstandskraft, Geist und Dauer,
Verachtung der Gefahr, Herzeinigkeit,
Ein sichres Pfand des Guten, das sie suchen.

Sodann eine Vergleichung Frankreichs mit seiner Bastille und den Gefangenen darin mit der englischen Freiheit. Denn:

Freiheit allein ist's, welche Glanz und Würzduft
Der schnellverwelkten Lebensblüthe gibt,
Und Unkraut sind wir ohne sie. Der Zwang,
Nur der nicht, den die Weisheit Bösen auflegt,
Ist übel, schadet dem Talent, verhindert
Den Fortschritt auf der Bahn des Wissens, blendet
Den Scharfblick der Entdeckung, und erzeugt
Bei dem, der ihn erduldet, Schmutzigkeit,
Thierische, hageren Verstand, nicht fähig,
Des Menschen edle Wohnung zu verwalten.
Dich drum, so tadelhaft du seyst, bei allem
Verlust der Herrschaft, und wenn gleich bedrängt
Durch öffentlichen Mangel, daß dem Hunger
Des Staates fehlt der Jahresunterhalt,
Dich preis' ich dennoch glücklich als das Haupt
Von allen Völkern, weil ich frei dich sehe.
Mein Heimathwinkel! Deine Luft ist rauh,
Voll Dunst und Nebel, Aller Herzen leicht
Zum Mißmuth stimmend, und zumal das meine,
Und deiner Sitten Aechtheit minder sanft
Und scheinend, als Geselligkeit es heischt,
Und du bedarfst der Zucht und Kunst, um die
Zu geben, was dem feinern Frankreich günst'ge
Natur verleiht, die milde Freundlichkeit
Und Anmuth, ohne die die Unterhaltung
Nicht froh macht, durch Zurückhaltung erstickt,
Durch Streitlust flammend, sinnberaubt Geschrei —
Doch lieb' ich dich als frei! Zufriedenheit
Kann dieser einz'ge Zug die leihn, wie unschön
Du sonst auch seyn magst, oder arm, um nicht
Hier unterm Monde volle Ruh zu suchen.
Doch einmal Sklav' — leb wohl dann! — Ketten könnt'
Ich nirgends ruhig dulden, doch daheim,
Wo Freiheit mein Geburtsrecht ist, am mindsten.

Doch sey England nicht mehr das alte, und die besten menschlichen Einrichtungen könnten leider wanken und weichen. Es gebe aber eine unvergängliche Freiheit.

Doch gibt's noch eine Freiheit, unbesungen
Von Dichtern, unbelobt von Senatoren,
Die kein Monarch zu leihen, und der Bund
Der Erd' und Hölle nicht vermag zu rauben,
Die Freiheit, der Gefängniß, Unterdrückung,
Verfolgung, List zu schaden viel zu schwach ist,
Die, wer sie schmeckt, nie mehr einbüßen kann;
Des Herzens Freiheit, die vom Himmel kommt,
Erkauft mit deß Blut, der sie gab der Menschheit,
Und sie besiegelt mit demselben Zeichen.
Sie ist verbrieft, und dieser Brief geheiligt
Durch eines Gottes hocherhabnen Eid
Und sein Versprechen. Seine andern Gaben,
Sie tragen alle seines königlichen
Besitzes Stempel, all' obzwar doch diese.
All seine andern Werk, als wahrnehmbare
Entwicklung seiner schöpferischen Macht,
Sind groß fürwahr und würdig jenes Wortes,
Das sonder Inhalt findend unbegränzte
Raumweiten, diese Leere füllt', und was
Einst dunkel war, glanzhell erleuchtete;
Doch das ist seine Glorie nicht. Der Mensch,
Berauscht von solcher Schönheit, möchte leicht
Vermeinen, daß der hohe Künstler sie
Für ew'ge Dauer schuf, hätt' er nicht selbst sie
Trotz ihrer Pracht bezeichnet als vergänglich,
Und unsern Blick zuwendend höhrer Pracht

Ch. 1 Introduction to Computer Systems
Ch. 2 Information Storage and Retrieval
Ch. 3 Machine-Level Representation of Programs
Ch. 4 Processor Architecture
Ch. 5 Optimizing Program Performance
Ch. 6 The Memory Hierarchy
Ch. 7 Linking
Ch. 8 Exceptional Control Flow
Ch. 9 Measuring Program Execution Time
Ch. 10 Virtual Memory
Ch. 11 Concurrent Programming
Ch. 12 Network Programming

Each chapter is relatively self-contained and can be read out of sequence. Chapter 1 introduces the major ideas and terminology. Chapters 2 through 6 provide a detailed description of the hardware and software of uniprocessor systems. Chapters 7 through 12 build on this material to describe how applications can achieve higher performance by exploiting concurrency and how they can interact with other applications and systems over a network.

Bibliography

Abrash, M. (1997). *Zen of Code Optimization*. Coriolis, Scottsdale, AZ.

Adve, S. V., Adve, V. S., Hill, M. D., and Vernon, M. K. (1992). Comparison of hardware and software cache coherence schemes. *Proceedings of the 18th Annual International Symposium on Computer Architecture (ISCA '91)*, Toronto, Canada, May, pp. 298–308.

Aho, A. V., Kernighan, B. W., and Weinberger, P. J. (1988). *The AWK Programming Language*. Addison-Wesley, Reading, MA.

Allen, R. and Kennedy, K. (2001). *Optimizing Compilers for Modern Architectures: A Dependence-based Approach*. Morgan Kaufmann, San Francisco.

Amdahl, G. M. (1967). Validity of the single processor approach to achieving large scale computing capabilities. *Proceedings of the AFIPS Spring Joint Computer Conference*, Atlantic City, NJ, April, pp. 483–485.

Anderson, T. E., Bershad, B. N., Lazowska, E. D., and Levy, H. M. (1992). Scheduler activations: Effective kernel support for the user-level management of parallelism. *ACM Transactions on Computer Systems*, 10(1), February, pp. 53–79.

Arpaci-Dusseau, R. H. and Arpaci-Dusseau, A. C. (2003). *Operating Systems: Three Easy Pieces*. Arpaci-Dusseau Books, LLC, Madison, WI.

Asanovic, K., Bodik, R., Catanzaro, B. C., Gebis, J. J., Husbands, P., Keutzer, K., Patterson, D. A., Plishker, W. L., Shalf, J., Williams, S. W., and Yelick, K. A. (2006). The landscape of parallel computing research: A view from Berkeley. Technical Report UCB/EECS-2006-183, EECS Department, University of California, Berkeley, December.

Bacon, D. F., Graham, S. L., and Sharp, O. J. (1994). Compiler transformations for high-performance computing. *ACM Computing Surveys*, 26(4), December, pp. 345–420.

Bell, G. (2009). Bell's law for the birth and death of computer classes. *Communications of the ACM*, 52(8), August, pp. 90–94.

Bentley, J. L. (1982). *Writing Efficient Programs*. Prentice Hall, Englewood Cliffs, NJ.

Bentley, J. L. (1988). *More Programming Pearls: Confessions of a Coder*. Addison-Wesley, Reading, MA.

Bentley, J. L. (2000). *Programming Pearls*, 2nd edition. Addison-Wesley, Reading, MA.

Bhat, S. and Miller, A. (2006). *Effective Emulation of Recursion and Other Applications of Stack Manipulation*. Self-published, www.bluishcoder.co.nz.

Bhat, S. and Miller, A. (2007). *Elegant Weapons for Functional Warriors*. Self-published, www.bluishcoder.co.nz.

Bhat, S. and Miller, A. (2008). *Elegant Weapons for Functional Warriors*, Iteration 2. Self-published, www.bluishcoder.co.nz.

Bhat, S. and Miller, A. (2009). *Elegant Weapons for Functional Warriors*, Iteration 3. Self-published, www.bluishcoder.co.nz.

Bhat, S. and Miller, A. (2010). *Elegant Weapons for Functional Warriors*, Iteration 4. Self-published, www.bluishcoder.co.nz.

Bhat, S. and Miller, A.

Nein, freundlich, hold und mild, dem Zweck gemäß.
Wie? Träumſt du, rief der Störrige, daß dein,
Des kind'ſchen alten Mannes Epopeia,
Daß Hirngeſpinſte, wie die dein'gen, mich
Nur einen Augenblick erſchrecken könnten?
Schau, zeigen will ich gleich dir, daß der Brave
Die Hülfe nicht des Aberglaubens braucht,
Um ſich zu ſtählen gegen Todesfurcht. —
Er ſprach's, und zu dem nahen Abgrund ſpornt' er
Das Pferd mit toller Wuth. Die Seel' erbebt,
Das Blut ſtockt und gerinnt ſchon beim Gedanken
Des Orts, den er zu ſeinem Grab beſtimmte.
Doch, wenn der Grimme ſich des Sprungs vermaß,
So ſcheut' ihn das vernünftigere Thier,
Auf dem er ſaß, und ſchnell ſich drehend, eh
Sein Huf den morſchen Rand berührte, ſpottet
Es ſein, ihn wider ſeinen Willen rettend. —
Des Hirnes Wahnſinn läßt durch Arzenei
Zur Zeit ſich heilen; toller Will' indeß
Verſtattet ſonder Gnade keine Heilung. —
Noch raſender durch das, was zur Vernunft
Ihn hätte bringen ſollen, ſucht' aufs neu er
Sich zu vernichten, eifrig zu vernichten
Mit Peitſchenhieb und blut'gem Stich des Sporns.
Umſonſt jedoch. Das Auge Gottes, das
Dem edlern Thier das Leben friſten wollte,
Verſchonte deßhalb den unedlen Reiter,
Der, als er ſeine Kühnheit, ſeinen ganzen
Unheilbartollen Eigenſinn bewieſen,
Nun kühler ward, und auch vergnügt wohl, ſeine
Verwegenheit wohlfeil bewährt zu haben,
Mit ſelbſtgefäll'gen Blicken ſeinen Weg
Fortſetzte, höhniſchlachend, ob des guten
Evanders Schrecken, der bewegungslos
Auf ſelbem Flecke wie verſteint noch ſtand. —
Sie reiſten weiter, nun von Andrem ſprechend,
Als ob ſie, was geſchehn, vergeſſen wollten,
Und zahmer nach ſo wilder Tollheitsäuß'rung,
Wie brauſende Gemüther ſind, erſchien
Der Wütherich umgewandelt, lächelnd ſelbſt.
Doch täuſchte dieſe Ruh'. Ein Sturm war nah,
Ein unverhoffter. Seine Stunde ſchlug.
Der göttlichen Gewalt Ausforderer ſollte
Jetzt lernen, daß der Himmel, zwar voll Langmuth,
Doch nimmer ungeſtraft ſich ſpotten läßt.
Sein Pferd, als führ' in dieß des Reiters Sinn,
Ergriffen plötzlich wie von Tollheit, ſchnob,
Und ungeheißen, nun nicht aufzuhalten,
Stürzt' es zur Klipp', und angekommen ſtand es,
Der Stillſtand hob ihn aus dem Sattel, hin
Fliegt in den Abgrund er, und von der Fluth
Verſchlungen fand er den vorhergeſuchten,
Nun wohlverdienten Untergang — allein. —
So übte Gott zwiefach Gerechtigkeit,
Den Thoren ſeinem grimmen Vorſatz opfernd,
Und ſichern Rachemeg dem Thiere zeigend.

(Schluß folgt.)

Mauriſche Romanzen.

Von Don Joaquin de Mora.

Das Vergißmeinnicht.

Blümchen voller Sittſamkeit!
Das verſchämt ſich birgt dem Tageslichte,
Weil's der Vögel Blicke ſcheut,
Der verdammten räuberiſchen Wichte,
Blümchen, Troſt in fremdem Land,
Das nie dient als Siegesband,
Das ſich's macht zur Pflicht,
Nur zu zieren zarte Damen:
Sage Blümchen! deinen Namen —
Heiß' Vergißmeinnicht.

Blümchen, das an ſchöner Bruſt
Weckt der Liebe Götterluſt,
Während ungerecht verbannt,
Von dem ſüßen Heimathſtrand verſchlagen,
Zu dem fernen Vaterland
Der Geliebte ſendet ſeine Klagen;
Das du ſchüchtern ſchaffſt den Duft,
Den du ſchütteſt in die Luft
Und in Waldes Dicht:
Sage, wie ſie dich benamen,
Nenne, Blümchen, deinen Namen —
Heiß' Vergißmeinnicht.

Blümchen, das an ſüßes Glück
Mahnt geheimnißvoll zurück,
Wieder weckt der Hoffnung Strahl,
Und bei deſſen Anblick wiederkehren
Wonneſtunden ohne Zahl,
Welche nun das Schickſal läßt entbehren,
Schmerz und Freude, Luſt und Leid,
Gluth und kalte Sprödigkeit,
Finſterniß und Licht,
Halb erloſchne Liebesflammen:
Blümchen! ſage deinen Namen —
Heiß' Vergißmeinnicht.

Der Fiſcher.

Seit mich deine Schönheit hat gefangen
Und dein ſpröder Unverſtand,
Während dieſem kummervollen Bangen
Liegt vertrocknet an dem Strand
Netz und Barke in dem Sand.

Nicht umwölke Himmel! deine Stirne
Mit der trüben Wolken Flucht;
Sturm genug erregt mir meine Dirne,
Sturm genug die Eifersucht,
Von den Liebenden verflucht.

Nicht die Wunderklänge der Sirenen
Hab' ich wohl zu meinem Schmerz
Nicht den Sang der zauberischen Schönen;
Schon dein Hohn, dein kalter Scherz,
Deine Schönheit bricht mein Herz.

Gab ich sonst der Wuth der grimmen Winde
Preis mein Fahrzeug, keck und kühn,
Blieb doch Eine Hoffnung mir am Ende;
Denn am Land mit heiterm Sinn
Traf ich meine Schäferin.

Doch vollkommen ist nun meine Plage,
Keine Hoffnung kann' ich mehr,
Gram leid' ich bei Nacht und Gram bei Tage—
Hier gewisser Qualen Heer,
Dort Gefahren auf dem Meer.

Was wird wohl aus meiner Kühnheit werden,
Wenn zur See sie wieder geht?
Lachen wird mit höhnischen Gebärden,
Wie's im Meer mir immer geht,
Wer am Strand behaglich steht.

Bis ich dich in meinen Armen wiege,
Bis du mir dich gibst ins Band,
Bis ich deinen spröden Sinn besiege,
Liegt vertrocknet an dem Strand
Netz und Barke in dem Sand.

Der Schmetterling.

Wie in einem holden Munde
Sich erzeugt das süße Lächeln,
Welches den erfüllt mit Wonne,
Der ihm huldigt als ein Sklave,
So hast du im zarten Busen
Einer Maienrose, zwischen
Ihren Blättchen deine bunten
Schwingen zeitig ausgebreitet.
Aus dem unbewegten Sitze,
Wo, versenkt in Grabesstille,
Du den ungeschlachten Jänner
Ohne Sorg und Noth verschliefest,
Wareſt du nicht auszutreiben.
Doch, wie kommt es nun beim Himmel!
Daß du aus des Grabes Dunkel
Auf einmal erstehst zum Lichte?
Herrlich Wunder Eines Tages!
O Geheimniß ohne Gleichen!
Viel zu hoch dem schwachen Wissen,
Dessen sich die Menschen rühmen.
Welch ein Zauber! welch ein Wunder!
Kaum hat sich dein Leib entwunden
Der unförmlichen Behausung,
Deinem Ruhsitz für den Winter,
Stehen dir bevor Genüsse,
Ohne Zahl, von enger Dauer,
Auf dem schönsten Hochzeitbette,
Schillernd in den buntsten Farben.
Unversiegbar ist die Fülle
Deiner flüchtigen, leichten Wünsche
Deiner feurigen Liebesflammen.
Gehst auf nichts aus, als Genüße;
Die Gewährung deiner Wünsche
Reget in dir neue Sehnsucht,
Welche wiederum gekrönt wird
Von der glänzendsten Erhörung.
Schwimmst in Wonne und Entzücken,
Ledig aller Kümmernisse,
Die uns unser Glück entleiden
Bist du satt der Zärtlichkeiten,
Lockt zur wonnereichen Ruhe
Morpheus dich, so beut dir seinen
Purpurkelch die Tulipane,
Der Jasmin sein Blorgewinde,
Ihrer Düfte Strom die Nelke.
Aber ach! schon wirft der Juli
Seine glutentbrannten Strahlen,
Und beraubt die schönen Hügel
Ihres goldnen Farbenschmuckes.
Dich, o Schmetterling, erschreckt nicht
Der Gefahr entsetzlich Antlitz,
Faltest deine matten Flügel
Vor der Sonne glühnden Strahlen,
Läſſt als Ruhesitz dich nieder
Auf dem Saume einer Rose.
Glücklich Ende! siehst doch mind'stens
Nicht entkleidet ihres Schmuckes,
Ihres Pompes Thal und Wiesen,
Siehst nicht graufe Dürre herrschen,
Wo die schönsten Rosen blühten.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 317.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 November 1840.

Naturwissenschaftliche Bemerkungen über Brasilien.

XII.

Eisenlager. — Eisenwerke von Ypanema. — Blei- und zinkhaltiges Antimonium. — Silberspuren. — Mineralisches Kali. — Neue Diamantstriche in Matto-Grosso.

Brasilien birgt in seinem Boden die ausgedehntesten Eisenlager. Der Magneteisenstein von Ypanema in S. Paulo ist schon längst bekannt, und neuerlich sind auch beträchtliche eisenführende Strecken in Santa Catharina entdeckt worden. Nicht minder reich an Eisen ist die Provinz Bahia, wo man in der Comarca von Itapicuru an zwei Stellen vortreffliches Eisenerz gefunden hat. Die erste dieser beiden Stellen liegt in der Nähe von Itapicuru selbst; die zweite am Rio Ferro, unweit der großen Schlingholzwaldung (Mata do Sipó), wo die warmen Quellen (Banhos das Caldas) fließen. Die letzte Entdeckung von Eisenlagern ist in der Provinz Pernamduco, im Gebirgskamme von Passira, gemacht worden, wo man ebenfalls den Magneteisenstein gefunden hat, dessen Beschaffenheit ganz mit jenem von Ypanema übereinstimmt. Von allen diesen Eisenlagern wird indessen bis jetzt bloß das letztere benützt, und es ist der nächsten Zukunft vorbehalten, auch anderwärts die vorhandenen Metallschätze auszubeuten.

Die Werke von Ypanema verdanken ihre Entstehung dem portugiesischen Minister, Conde de Linhares, welcher im Jahre 1810 eine Gesellschaft schwedischer Hüttenleute dahin berufen hat. Allerlei Schwierigkeiten waren zu übersteigen, und nach acht bis zehnjähriger Anstrengung wurden noch kaum 1000 Ctr. Eisen jährlich gewonnen, weil es an einem Hochofen fehlte, und der Herbeischaffung des Eisensteins gar zu viele Hindernisse im Wege lagen. Unter dem Grafen Palma wurden nichtsdestoweniger die angelegten Werke erweitert, und mit einem Aufwande von 300,000 Cruſaden zwei Hochöfen nebst geräumigen Werkstätten und Vorrathshäusern gebaut. Die Ausführung dieser großartigen Anlagen übertrug die Regierung dem Oberst-Lieutenant v. Varnhagen, welcher die Arbeiten mit Umsicht geleitet hat. Zu einem ausgedehntern Betriebe war jedoch wenig Aussicht vorhanden, weil der Mangel an tauglichem Brennholz mit der Zeit nicht ausbleiben konnte, obgleich die Nachbarschaft von Ypanema sehr schön bewaldet ist. Man hatte sich daher anfänglich bloß auf die Verfertigung von geringern Eisenwaaren beschränkt; allein seitdem Major Bloem von Elberfeld die Leitung der Werke übernommen hat, sind Steinkohlen in der Nähe gefunden worden, und es ist alle Aussicht vorhanden, daß die dortigen Arbeiten unter seiner Aufsicht einen hohen Schwung erreichen werden. Neben den bereits früher im Gange gewesenen Werken ist daher auch eine Maschinenfabrik für Zuckermühlen errichtet worden, welche der Regierung keine Auslagen verursacht hat, und ganz mit deutschen Arbeitern besetzt ist. Schon im Jahre 1835—1836 wurden 65 Zuckermühlen verfertigt, wovon im J. 1837 siebenundfünfzig im Gange gewesen sind. Die Einnahme von diesen Arbeiten wurde damals schon auf 60,000 Gulden jährlich berechnet. Seit dieser Zeit hat die Fabrication fortwährend sich gehoben, und wird im laufenden Jahre zwischen 80,000 und 90,000 fl. betragen. Vom 1 Januar bis 23 Mai 1840 betrugen die abgelieferten Arbeiten 18,408,786 Reis oder etwa 37,000 Gulden. Das Maschinengebäude ist 500 Fuß lang und 300 Fuß breit, hat zwei Dampfmaschinen, eine Drehbank für Walzen bis zum Durchmesser von 54 Zoll und eine Metallhobelbank. Ueberdieß enthält es zwei Eisenhämmer, fünf Schmieden und Gebläse, welches alle Minuten 2400 Kubikfuß Luft gibt, nebst allen übrigen Erfordernissen. Die ganze Auslage für die Einrichtung hat 35,000 Gulden gekostet.

Außer diesen bereits namhaften Werken wird jetzt auf den Vorschlag des Majors Bloem zur Errichtung einer Waffenfabrik geschritten, in welcher auch zugleich Dampfmaschinen für die Schifffahrt verfertigt werden sollen. Diese Fabrik wird zwischen Santos und Santa Catharina am Flusse Juquia ins Leben treten, wo alle Mittel vereinigt sind, um ihr ein schnelles Gedeihen zu versprechen. Die erforderlichen Kohls werden an der Laguna von Läges gebrannt, und mit Hülfe eines Dampfschiffes an Ort und Stelle gebracht werden. Der dazu bestimmte Hafen, unter dem Namen Porto do Rio Traveſſao bekannt, ist nur 8 bis 10 Leguas von Ypanema entfernt, und der Zwischenraum so flach, daß man mit Leichtigkeit eine Eisenbahn zwischen

beiden Plätzen herstellen kann. Auch eignet sich die Oertlichkeit vorzüglich zur Anlegung von Vertheidigungswerken, und Dampfschiffe jeder Tragfähigkeit können hier vom Stapel gelassen und nach dem Meere gebracht werden. Ein Theil der zu diesem neuen Werke erforderlichen Maschinen ist bereits von Deutschland unterwegs; ein anderer Theil ist schon angekommen, und es ist die nahe Aussicht vorhanden, daß Brasilien in wenigen Jahren mit deutscher Hülfe alle nöthigen Kriegsbedürfnisse für die Land und Seemacht selbst erzeugen wird.

Die Eisenlager von Ypanema allein sind von solcher Mächtigkeit, daß sie zum Bedarfe von ganz Amerika ausreichen können. Sie liegen nur eine halbe Stunde hinter dem Orte S. Joao de Ypanema, in dem abgesonderten Bergrucken Araasojava, welcher fast zwei Stunden lang ist. Dort trifft man riesenmäßige Kuppen von Magneteisenstein an, die 40 bis 50 Fuß über den Boden hinwegragen. Die Masse des Metalls ist entweder dicht, oder von Eisenocker durchschossen. Anfänglich hat man dem daraus gewonnenen Eisen Sprödigkeit vorgeworfen, allein es ist jetzt durch die Bemühungen des Hrn. Bloem zu solcher Vollkommenheit gelangt, daß es an Schnellkraft, Dehnbarkeit und Dichtigkeit seines Gleichen nicht wohl haben wird.

Den letzten Nachrichten zufolge, welche Major Bloem der Regierung mitgetheilt hat, ist zwischen Campo Largo und Cambary Antimonium entdeckt worden, das blei- und zinkführend ist, auch seiner Meinung nach etwas Silber enthalten dürfte. Gleicherweise will der Naturforscher Schuch Spuren von Silber in der Nähe von Rio de Janeiro entdeckt haben. Die kürzlich gemachte Entdeckung von Steinkohlenlagern in der Provinz Alagoas hat Veranlassung zu einer Reise dahin gegeben, welche Dr. Julius Parigot, Professor der Geologie und Mineralogie von Rio unternommen hat. Indessen sind seine Berichte nicht günstig ausgefallen, denn er will bloß die sogenannte Holzkohle in Camaragide gefunden haben. Dagegen glaubt Dr. Barros, daß man in den tiefern Schichten die wahre Steinkohle antreffen werde. Außer diesen für Brasilien so wichtigen Entdeckungen ist auch in der Provinz Ceara mineralisches Kali gefunden worden, dessen Vorkommen bisher bloß in Ungarn, Aegypten und Indien beobachtet worden. Nach den Versuchen zu urtheilen, welche im Museo zu Rio damit gemacht worden, ersetzt es die Pottasche in allen Fällen, und ist sogar bei der Verfertigung von Seife und Glas diesem Material vorzuziehen. Dieser Artikel ist in Ceara in großer Menge vorhanden, leicht auszubeuten, und dem Transporte nach der Küste stehen keine Hindernisse im Wege. Laut Berichten von Matto Grosso hat man geglaubt, in den Flußbetten des Corim und Camapuam Diamanten gefunden zu haben, allein sie haben sich bei näherer Untersuchung als bloße Krystalle ausgewiesen. Dagegen hat der Präsident dieser Provinz der Regierung die Anzeige gemacht, daß anderwärts diamantführende Striche vorhanden seyen, welche demnächst durch öffentlich Beauftragte untersucht werden sollen.

Details einer großen russischen Messe.

(Fortsetzung.)

Eßwaaren.

Die Russen haben sich für einen Winter zu verproviantiren, der im Durchschnitt wenigstens dritthalb Monat länger ist, als der des westlichen Europa. Da sie sieben Monate hindurch aller frischen Speisen aus dem Pflanzenreich entbehren müssen, so ist es daher natürlich, daß sie besonders auf allerlei Verfahrungsweisen bedacht waren, wie man sich die Gaben des Sommers und Herbstes für den langen Winter conserviren könne. Es ist daher kein Land, wo man so viel Eingemachtes, Gesalzenes, Gezuckertes, Gepöckeltes, Getrocknetes u. s. w. zu essen bekommt, wie in Rußland, und eben deßwegen ist es auch natürlich, daß viele solcher Artikel, die bei uns nur im Kleinhandel bleiben, Gegenstände des Großhandels der Messen wurden. Auch die Dauerhaftigkeit des russischen Winters selbst wirkt schon bei manchen Gegenständen, z. B. bei allem Animalischen, dahin, daß ihre Versendung en gros und in weite Ferne möglich werde; bei Vogelwild z. B., das in gewissen Gegenden nur im Herbste geschossen, und dann im gefrornen Zustande den ganzen Winter hindurch in großen Quantitäten nach den Hauptstädten und Märkten versendet wird. Ueberhaupt bringt die Kälte ganz eigene Verkaufsweisen hervor: z. B. Oel in Stücken verkauft, und von dem Käufer in Papier gewickelt nach Hause getragen, oder vom Kaufmann mit eisernen Keulen, wie bei uns das Wachs, in die Transportfässer gestampft. Besonders viele Eßwaaren, Nüsse, krim'sche Früchte, italienische Macaroni, wie sie die Italiener in Taganrog und in Odessa machen u. s. w. führen die Armenier aus „Kitschewan" — so nennen sie abkürzend ihre bekannte Stadt Nachitschewan am Don — heran; sie sind fast alle vom „Rimski Sakon," „vom römischen Gesetz," wie sie sich ausdrücken, d. h. vom katholischen Glauben. Sie führen auch auf russischem Boden am kaspischen Meere bei Kislar und in Grusien gewachsenen Reis heran; von den Häfen des schwarzen Meeres her bringen sie auch „Parawanski Maslo," „parawanisches Fett," wie man in ganz Rußland das Provenceröl nennt. „Parawani, Herr, ist eine Stadt am weißen Meere,*) daher kommt dieß Oel," sagte mir ein Armenier. Auch dieß Oel wird nicht anders als mit dem Messer bearbeitet, und in kleinen und großen Schollen und Stücken auf dem Markte verkauft. Einer dieser armenischen Fruchthändler hatte nicht weniger als 1500 Pud Nüsse zu Markte gebracht, d. h. etwa 100 Schlittenladungen. Charkoff ist für diese Waare, an welche sich die Russen nun so gewöhnt haben, daß sie schon deßwegen ihrer tauriſchen Besitzungen nicht mehr entbehren könnten, der Hauptmarkt. Nußkarawanen schleppen sich von hier nach Moskau und Petersburg, wo sie bei jedem Feste vom Volk in ungeheuren Quantitäten consumirt werden; auch die ukreinischen Kirschen- und Birnenwälder schütten hier die Vorräthe ihrer kleinen, getrockneten Früchte auf, man sieht ganze Magazine voll mit solcher Waare, wie bei uns das Getreide auf den Kornböden aufgestapelt.

*) So wird das mittelländische Meer genannt.

Eine eigenthümliche, größtentheils hieher gehörige Art von Buden sind die sogenannten „Bakalenije Lawki," die bacalenischen Buden; über den Ursprung des Namens konnte man mir keine Auskunft geben. Diese bacalenischen Buden enthalten Alles, was Rußland über das schwarze Meer aus der kleinasiatischen und der türkisch-griechischen Halbinsel bezieht. Sie sind aus sehr natürlichen Gründen der geographischen Lage auf der Charkoffer Messe bedeutender, als auf irgend einem andern russischen Markt, und man wird nicht ohne Vergnügen die großen, schönen Läden anblicken, die mit lauter angenehmen levantischen Producten der besten Qualitäten aufs reichste ausgestattet sind. Auch hier sind neben den Russen vorzüglich die Griechen, Armenier, Karaiten u. s. w. die Kaufleute: Rosinen, Mandeln von hunderterlei Sorten, Cappern, Orangen, türkische Tabake von ausgesuchter Beschaffenheit, auch als Nebenartikel türkische Pfeifenköpfe in großen Kisten zu 2000 Stück.

Von den bacalenischen sondern sich indeß noch die „Muskatelnije Towari" (die Muskateller Waaren); unter diesem Namen begreift man in ganz Rußland ungefähr das, was wir „Gewürz- und Färbewaaren" nennen, es sind zum Theil russische, zum Theil orientalische Producte: Gummi, Myrrhen, Räucherwerk, Indigo und tausend andere Artikel dieser Art; auch für sie ist Charkoff der Hauptort. Es waren nicht weniger als 15 Großhändler mit solchen Waaren am Platze, ihre Magazine waren so reichlich versehen und so bunt ausgeschmückt, daß sie sowohl dem Auge einen höchst unterhaltenden Anblick, als dem forschenden Geist ein sehr interessantes Studium gewährten. Eine der auffallendsten, uns aber von verschiedenen Seiten bestätigten Sonderbarkeiten war es, daß manche levantische Artikel nicht über Odessa vom schwarzen Meere her, sondern über Petersburg und Moskau von der Ostsee aus hierher gelangt waren. Odessa's günstige Situation hat Petersburgs Privilegien noch nicht in allen Stücken aus ihrem alten Gebiete vertreiben können. Man konnte annehmen, daß sich auf diesem Markt etwa 8000 griechische Kirchen mit den ihnen nöthigen Weihrauchvorräthen versahen.

Es ist jetzt fast kein Product westeuropäischer Industrie mehr zu nennen, das nicht die Russen in neuerer Zeit nachzumachen versucht hätten. Sogar des Kölner Hrn. Farina's Geheimniß ist hier jetzt entdeckt und in Moskau gibt es große Fabriken von Eau de Cologne, die mit ihren Producten das ganze Reich durchduften; die Russen nennen es „Odekolon." Ebenso wird dort „Odelawand" gebraut; es waren davon bedeutende Quantitäten in den Läden aufgestapelt, welche mit „Duchi" (Gerüche) handeln. Man kaufte ganze Kästchen voll Odekolon-Flaschen für wenige Rubel. Alle „Duchi" des Hrn. Mussatow, seine Kisten mit Odeurs, mit Pommaden u. s. w. gingen reißend ab, denn die Sucht sich zu parfumiren steigt bei allen russischen Volksclassen außerordentlich, und die Butter wird mehr und mehr auch bei den geringen Leuten aus ihrem Vorrechte, die Haare glänzend zu machen, vertrieben. Bei den armen Leuten freilich behauptet sie dieß Recht jedoch noch häufig. So kam während des Jahrmarkts der Fall vor, daß ein Bursche sich ein ganzes Faß mit Butter gestohlen hatte, um es Sonntags als Pommadenbüchse zu brauchen; er hatte nicht einen Bissen davon gegessen, aber schon eine bedeutende Quantität für seine Coeffure verbraucht, seine mehr als gewöhnlich glänzenden Haare leiteten auch auf die Entdeckung seines Diebstahls. Andere merkwürdige Diebstähle waren noch diese eines Bündels Talglichte, nicht um sie zu verbrennen, sondern um sie zu verspeisen; einer Kiste mit Eau de Cologne, in welche sich sechs Fuhrleute am Sonntage getheilt hatten, um sich den Branntwein zu sparen; der schöne Geruch verrieth sie.

Die meisten Duchi-Händler verkaufen auch Tabak und zwar vor allen den in ganz Rußland beliebtesten „Wakschtaff," eigentlich „Wachstaft." Wachstaft soll ein deutscher Kaufmann in Hamburg gewesen seyn, der im vorigen Jahrhunderte einen besonders auch in Riga beliebten Tabak fabricirte. Von hier empfingen die Russen dieß Fabricat, das sie nun überall nachmachen, und obgleich Hr. Wachstaft längst todt ist, so lebt doch sein etwas russificirter Name noch bis tief in Sibirien hinein. In diesem Augenblick aber liegt des großen Petersburger Tabakfabricanten Jukoff mit dem von Wakstaff in Streit, und jener ist so im Anwachsen, daß er diesen wohl bald verdrängt haben wird.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Boré in Persien.

Das Journal des Débats theilt einen Brief aus Ispahan vom 14 August 1840 von einem jungen Künstler E. Flandin mit, worin über Boré folgende Nachrichten vorkommen: Hr. Boré bewohnt, von Religionseifer und Vaterlandsliebe getrieben, schon seit zwei Jahren Persien, wo er Schulen gegründet hat, in denen Französisch und die Anfangsgründe europäischer Wissenschaft von ihm und einigen auf seine Aufforderung zu ihm gestoßenen Missionären gelehrt werden. Seine Bemühungen, die Vorurtheile der christlichen und muselmännischen Perser zu überwinden, waren nicht ganz ohne Erfolg, und in kurzer Zeit gründete er in den Districten von Salmas, Urumiah und Tauris fünf Schulen, die in gutem Gedeihen sind. Auch hat er sich nicht nur von verschiedenen Gouverneuren, sondern auch vom Schah selbst einen Ferman verschafft, wonach er allenthalben, wo es ihm gefällt, Schulen gründen darf, ähnlich denen, welche nach den Ufern des Urumiah-Sees eine große Masse Chaldäer und nach Tauris mehrere Moslems gezogen haben, deren rasche Fortschritte der Fassungskraft der Schüler und dem Talent des Lehrers Ehre machen. Als die französische Gesandtschaft nach Ispahan ging, folgte er ihr nach und gründete Schulen in der armenischen Vorstadt Dschulfa. Bald strömten auch hier Moslems und Christen zusammen, um sich miteinander unterrichten zu lassen.

Der Chiloe- und Chonos-Archipel.

1. Der Archipel von Chiloe.

(Fortsetzung.)

Schalthiere in außerordentlicher Zahl beleben die Küsten von Chiloe. Zu den wichtigsten gehören die Meereicheln, Miesmuscheln,

Fingermuscheln u. s. w. Die Meerscheln werden 5½ Zoll lang und 3½ Zoll breit. Sie kommen büschelweise vor, und gleichen in ihrem Wachsthum den Cactusstöcken. Der Mutterstock ist meistens mit zahlreicher Nachkommenschaft besetzt, und man findet bisweilen 50 bis 100 junge Stöcke darauf, welche mit der Zeit abermals sich entwickeln. Sie werden mit Aexten von den Felsen gehauen, und ihr Fleisch soll eben so gut schmecken, als jenes der Krebse. Unter den Fingermuscheln wird die Pholas Chiloensis als sehr nahrhaft geschildert und häufig genossen. Die Chiloten nennen sie „Gomes," und man trifft sie in großer Menge nach der Ebbe zwischen den Felsen am Ufer an. Von Miesmuscheln gibt es zwei vorzügliche Arten (Mytilus Choras und M. Magellanicus). Jene wird von den Eingebornen „Choro" genannt, und erreicht eine Länge von 7 bis 8 Zoll. Das eßbare Thier selbst ist so groß als ein Gansei und außerordentlich schmackhaft. Man hat zwei Arten von brauner und gelber Farbe bemerkt, wovon die letzte am besten seyn soll. Eine dritte, noch größere Miesmuschel nennen die Eingebornen „Cholgua," welche ein eßbares Thier von der Größe eines Schwaneneies besitzt. Austern (O. edulis) sind in großer Menge vorhanden und von vorzüglicher Güte. Auffallend ist es jedenfalls, daß dieses Thier vom Plata an der ganzen amerikanischen Küste entlang bis nach Guayaquil hinauf nirgends gefunden wird, ausgenommen in der Nähe von Chiloe und auf den Inseln Guaytecas des Chonos-Archipels. Außer den bereits genannten Schalthieren gibt es aber noch eine Menge anderer, wenn gleich weniger geschätzter Gattungen. Dahin gehören Meerscheiden (Solen), Rundmünden (Turbo), Zipfelschnecken (Calyptres), Leistschnecken (Crepidula), Gienmuscheln (Chama Taca), Felsenschnecken (Murex), Seescheiden (Pyura) und mehrere andere. Dieses letztere Thier hat Molina beschrieben, das gleich seinen übrigen Stammverwandten sehr unansehnlich ist. An Gestalt und Größe einer Birne ähnlich, mißt es ungefähr einen Zoll im Durchmesser, und besteht aus einem kleinen, kegelförmigen, fleischigen Sacke von rother Farbe, welcher mit einer salzigen Flüssigkeit angefüllt ist. Wenn man es berührt, spritzt das Thier Wasser durch zwei Oeffnungen aus. Gewöhnlich ist es von einem festen, aber gallertartigen Mantel von verschiedener Gestalt umgeben, und manchmal findet man dem Anschein nach acht bis zehn verschiedene Thiere darin, welche in abgesonderten, häutigen Zellen leben. Diese Seescheiden sitzen auf Felsen oder Steinen, und werden zur Zeit der Ebbe gefangen. Die Eingebornen essen sie gekocht oder in der Schale gebraten. Auch kommen sie getrocknet im Handel vor, und werden stark nach Cuzco ausgeführt, wo man sie den Seekrebsen gleich schätzt. In Chiloe wird die Seescheide als ein sehr gutes Mittel gegen die Unfruchtbarkeit der Weiber betrachtet, und wenn sie diese Thiere genießen und man fragt sie, was sie thun, so geben sie zur Antwort: „Wir machen Kinder."

Eben so reich als an Schalthieren ist Chiloe an Fischen, wovon eine außerordentliche Menge in den Sommermonaten nach den kleinen Küstenflüssen kommen. Die Eingebornen fangen sie auf eine sehr leichte Weise, indem sie kleine Wehren quer durch den Fluß bauen, welche in der Mitte eine Oeffnung haben, oder auch Geflechte hineinstellen, sobald die Fluth am höchsten ist. Nach der Ebbe bleiben die Fische zurück, und man findet gewöhnlich einen reichen Zug von Seebarben, Spierlingen u. s. w. Robben, welche ehemals sehr zahlreich in diesem Archipel gewesen sind, haben sich ungemein vermindert, und auch Wallfische sind selten geworden. Zahlreicher kommen die Sumpfbiber (Myopotamus Coypus) und Seeottern vor. Jener lebt hier ausschließlich in der Nähe des Salzwassers, und die Seeotter ernähret sich nicht allein von Fischen, sondern auch von einer kleinen Gattung Krebse, welche in großen Schaaren an der Oberfläche des Wassers schwimmen.

Die Wälder in Chiloe sind so dicht und verwachsen, daß nur der Küstensaum und einige der benachbarten Inseln angebaut sind. Man hat die größte Schwierigkeit gehabt, in dem feuchten und sumpfigen Boden einige Wege anzulegen, und nie wäre es möglich gewesen, sie in Ausführung zu bringen, hätte man nicht die gleichsam seit Ewigkeit her beschatteten Stellen mit gefällten Baumstämmen belegt. Von San Carlos bis Castro, schräg durch die Insel hindurch, hat man einen solchen Weg gemacht, welcher gegen 15 Stunden lang ist. Hier liegen theils große Baumstämme der Länge nach im Boden, oder dem Umfange nach geringere Stämme bedecken das Erdreich in die Quere. Den Sommer hindurch ist dieser Weg ziemlich gut, im Winter aber ist der Boden häufig vom Regen überschwemmt, und die Querhölzer müssen mit langen Balken und hölzernen Pflöcken auf das Erdreich befestigt werden. Auf beiden Seiten steht der dunkelgrüne Wald, dessen zahlreiche Holzarten mit dichten, baumartigen Gräsern verwachsen sind. Während der schönen Jahreszeit ist dieser Wald bald mit Wohlgerüchen beladen, bald tritt dem Reisenden der Moderdunst faulender Gewächse entgegen. Wie Todtengerippe stehen Tausende von erstorbenen Baumstämmen umher, und verleihen der Landschaft einen hohen Grad feierlicher Stille. Durchstreift man von Castro das Land gegen Mittag nach Conchi, welches der Insel Lemuy gegenüberliegt, und von da gegen Abend nach der Cucao-Bay, so trifft man hier den 5 Stunden langen See gleiches Namens an, dessen man sich zur Durchfahrt nach dem Meere bedient. Hier, an der Küste entlang, liegt der District Cucao von 30 bis 40 Indianerfamilien bewohnt, welche die ganze Bevölkerung des Abendrandes von Chiloe ausmachen. Von der übrigen Welt gleichsam abgeschlossen, haben diese Menschen nichts als etwas Robbenthran, um Handel zu treiben. Die Meeresbrandung donnert von hier bis nach der Spitze von Huantamo nach einem Sturme mit solcher Gewalt, daß man sie bei windstiller Nacht auf der Ostseite der Insel hört.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Stockfischfang. Im Widerspruch mit einer frühern Nachricht melden jetzt französische Blätter (s. Voleur vom 25 October), daß der Stockfischfang sehr günstig ausgefallen sey. Ein Schiff langte kürzlich zu Bordeaux an mit 120.000 Stockfischen.

Paganini's Geigen. Man behauptet, Paganini habe seine vortrefflichen acht Geigen an acht ausgezeichnete Violinspieler vermacht, an Beriot, Lipinski, Mayseder, Molique, Ole Bull, Spohr und Vieuxtemps. (Voleur vom 25 October.)

Merkwürdiger Zweikampf. Kürzlich fand zu Dieppe ein Faustkampf zwischen zwei Greisen, einem 75jährigen und einem 78jährigen Mann, statt. Zeugen der Kämpfenden waren zwei Achtziger. (ibid.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 318.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 November 1840.

Stimmen über Texas.

Es ist doch arg, wenn in unserer Zeit, wo die Masse von Mittheilungen so groß ist, dennoch vorgefaßte Meinungen und Parteigeist die einfachste Wahrheit so unsicher machen. Vor kurzem erschien in Newyork und London eine kleine Schrift: Texas im J. 1840, oder „des Auswanderers Führer nach der neuen Republik." Ein Geistlicher, Namens Lawrence, in Neuorleans, gab dieses Manuscript eines Emigranten heraus, und lobte, wie natürlich, das Land der Verheißung ungemein; namentlich erhebt er die freien Texaner, welche das Joch der religiösen Tyrannei der Mexicaner *) gebrochen, und ihre Freiheit und Unabhängigkeit triumphirend in der Errichtung eines Sklavenstaates behauptet hätten. Ueber diese Schilderung, aus welcher freilich hervorzugehen scheint, daß ein großer Theil der Bewohner von Texas aus Sklaven besteht, ergrimmt nun ein frommer englischer Abolitionist, und spricht in einer englischen Zeitschrift den Fluch über das sklavenhaltende Texas aus.

Man könnte solche Narrheiten auf beiden Seiten, denn die fromme Begeisterung des Hrn. Lawrence über die Errichtung eines neuen Sklavenstaats ist eben so unsinnig und abgeschmackt, als die Aeußerungen des Recensenten, der die Vereinigten Staaten dasjenige Land nennt, das von allen Ländern der Erde den traurigsten Anblick moralischer Verworfenheit darbiete, und von Texas sagt, wenn es ein Paradies sey, so sey es ein Paradies voll Schlangen, — man könnte, wie gesagt, dergleichen rein übersehen, wenn nur aus den Lobpreisungen auf der einen und dem Herabsetzen auf der andern Seite auch die nöthigen Data zur eigenen Beurtheilung zu entnehmen wären. Hier stoßen wir aber auf die ärgsten Widersprüche. Der „Emigrant" behauptet, die Bevölkerung von Texas bestehe jetzt (d. h. wohl im Anfange dieses Jahres) aus etwa 200,000 Menschen; bekanntlich betrug sie im Anfange des Jahres 1838 noch nicht 40,000. Dieß Wachsthum kann unmöglich bloß aus zuströmenden Weißen entstanden seyn, vielmehr deuten eine Menge Umstände darauf hin, daß Sklaven in großer Anzahl nach Texas gebracht wurden. Schon lange ist die Rede von Sklavenzüchtern in Virginien; ein europäischer Consul in Havana schätzt die Sklaveneinfuhr nach Texas zur See auf 15,000 Menschen jährlich. Nimmt man auch dieß als sehr übertrieben an, so ist doch auf der andern Seite gewiß, daß ein thätiger Sklavenhandel von einigen westindischen Inseln aus nach Texas getrieben wird. Aus Barbados z. B. meldet die Colonial Gazette (vom 26 Aug.), daß ein gewisser John Taylor von dem Admiralitätsgericht von Bridgetown wegen Seeraub zu 14jähriger Deportation verurtheilt worden sey. Er hatte nämlich im Jahre 1836 eine Anzahl Neger aus Barbados fortgeführt, und in Texas als Sklaven verkauft. Dieser Taylor ist noch ein junger Mann, und gehört einer sehr geachteten Familie an, da sein Vater lange Zeit eine Regierungsstelle auf der Insel begleitet hatte. Einigen Nachrichten zufolge ward großes Mitleid mit dem Schicksal desselben rege, und wenn man alle Umstände zusammenhält, so muß man daraus abnehmen, daß das Gewerbe, wegen dessen er verurtheilt wurde, ziemlich fashionabel ist, und daß man deßhalb bedauert, daß der junge Mann über etwas ertappt wurde, was vermuthlich sehr viele ungestraft übten.

Ist die Angabe des „Emigranten" richtig, daß die Bevölkerung von Texas im Anfange dieses Jahres nur 200,000 S. betragen habe, und sind die Angaben über die Sklavenzufuhr aus Westindien und aus den Staaten der Union auch nur nicht ganz aus der Luft gegriffen, so muß die schwarze Bevölkerung der weißen das Gleichgewicht halten, wo nicht sie übersteigen. Dieß scheint auch aus dem Umstande hervorzugehen, daß allmählich in Texas ziemlich viel Baumwolle gebaut wird, und wo dieß geschieht, dauert der Weiße bei der Feldarbeit nicht aus. Zudem wurde schon im Jahre 1826 den nordamerikanischen Einwanderern die Haltung von Sklaven ausnahmsweise von der mexicanischen Regierung gestattet, und da sie sich damals schon so wenig Zwang wie möglich auflegten, und nachher allen Zwang abwarfen, so ist das Wachsthum der Sklavenbevölkerung in jeder Beziehung wahrscheinlich.

*) Bekanntlich hatten die ersten nordamerikanischen Ansiedler versprechen müssen, ihre Kinder in der katholischen Religion zu erziehen, was auch anfangs geschah, bis ihre vermehrte Anzahl ihnen gestattete, die ihnen lästige Aufsicht der spanisch-mexicanischen Väters nebst den mexicanischen Behörden zu vertreiben.

Dagegen will die sonst nicht übel unterrichtete Colonial-Gazette (s. die Nr. v. 28 Oct.) wissen, die weiße Bevölkerung von Texas betrage 345,000 Menschen, und die schwarze nur fünftausend. Die erste Zahl ist jedenfalls übertrieben, da sie die bisherigen höchsten Annahmen übersteigt, von der Sklavenzahl können wir bloß sagen, daß wir sie für viel zu gering ansehen. Den grellen Widerspruch zu lösen, möchte jetzt noch bei den so höchst mangelhaften Nachrichten nicht leicht seyn. Uebrigens macht die Colonial-Gazette eine ganz eigenthümliche Bemerkung, welche, wenn sie der Wahrheit gemäß sich zeigt, die bisherige Ansicht von Texas wesentlich verändern müßte: Texas, meint dieselbe, müsse sich gegenwärtig an die Sklavenstaaten Nordamerika's anschließen, um im Fall eines Kriegs mit Mexico Hülfe zu haben; wenn aber England Texas anerkenne, oder dessen Anerkennung von Seite Mexico's betreibe, so würden brittische Capitalisten und brittische Arbeiter nach Texas gehen, um sich dort anzusiedeln, und Texas, ohnehin der Sklaverei abgeneigt, würde dann gewiß bald die Sklaverei abschaffen, wie dieß mehrere Staaten der amerikanischen Union gethan. Es liegt bei diesem Vorschlag ein sehr umfassender Gedanke im Hintergrund, der bei Engländern nothwendig Anklang finden muß. Canada allein ist zu schwach, um den Vereinigten Staaten zu widerstehen, kommt aber ein neues Land mit großentheils brittischen Einwanderern im Süden empor, ein Land, das nicht in dem Verbande der amerikanischen Union ist, so gibt dieß einen neuen Stützpunkt gegen diese, und da die brittischen Niederlassungen am Columbiastrom, auf welches Land die Vereinigten Staaten gleichfalls Ansprüche haben und Ansprüche machen, sich immer weiter ausdehnen, so könnten Canada, das Columbialand (Oregon) und Texas einander die Hand reichen gegen die Union. Dieß wäre ein Wiederaufleben des Plans der Franzosen im vorigen Jahrhunderte, als sie Canada und Louisiana mit einander durch den Missisippi in Verbindung bringen wollten gegen die damaligen dreizehn englischen Colonien, welche jetzt den östlichen Theil der Vereinigten Staaten bilden.

Details einer großen russischen Messe.

Eßwaaren.

(Schluß.)

Thee, Zucker, Kaffee, sind Handelsgegenstände, die bei uns gar nicht in den Meßverkehr gezogen werden, weil man sie zu jeder Zeit und überall haben kann, nicht so in Rußland, wo sie seltener sind. Man sieht hier die Theekisten, die Zuckerhüte aus den Petersburger Fabriken und die Kaffeesäcke in den Buden eben so ausgestellt, wie die übrigen Meßartikel; Kaffee kommt freilich fast gar nicht in Betracht, weil er sehr wenig gebraucht wird, Thee ist für Charkoff auch unbedeutend. Die ganze russische Theezufuhr kommt nach Nishnei-Nowgorod, und von hier aus zweigen sich kleine Partien nach allen Theilen des Reichs, auch nach Charkoff ab; Zucker jedoch ist bedeutend, mehr aber noch als der Zucker selbst die gezuckerten Sachen, die sogenannten „Warenije."

Es ist unglaublich, welche Quantitäten eingemachter Früchte, Bonbons, Confituren, Sweet meats, bei den Russen verbraucht werden. Wie in Deutschland viele Leute nicht glauben, zu Mittag gegessen zu haben, wenn sie nicht Kartoffeln hatten, so kann in Rußland keine Mahlzeit bestehen, ohne einen Segen von Warenije. In den Häusern der Mittelclassen werden nach altrussischer Sitte nach der Mahlzeit und auch Abends eingemachte Früchte herumgereicht und mit Löffeln gegessen. Die vielen Beeren des Landes, die nur mit Zucker schmackhaft sind, führten von selbst auf diesen Speise- und Industriezweig; einige russische Städte sind wegen ihrer Confituren besonders berühmt: so Kiew. Es gibt auch hie und da Colonien von Griechen, welche diese Waare aufs vollkommenste bereiten, so in Nieshin, einer ukrainischen Stadt. Moskau sendet natürlich auch diesen Artikel, wie überhaupt alle russischen Waaren in ungeheuren Quantitäten auf die Messen. Es waren in Charkoff nicht weniger als zehn Großhändler in diesem Artikel, welche die Süßigkeiten nur „gurtom," d. h. kistenweise verhandeln; eben so gurtom verhandeln sie auch moskauische Zwiebäcke, Commißbrode und andere dergleichen sich Monate lang conservirende harte Gebäcke. Die großen langen Reisen, welche man in Rußland durch Wüsten zu unternehmen gezwungen ist, machen diesen Handel bedeutungsvoll. Auch die nicht entfernten Nomaden, die Kalmüken, Kirgisen u. s. w. die keinen Waizen bauen, machen einigen Anspruch auf diese Gebäcke, die durch Vermittlung vieler Hände von den moskauischen Backöfen aus den Weg zu ihnen finden. Ein Commißbrod ist bei den Kirgisen natürlich noch immer ein Sonntagskuchen.

Eben auf diese Nationen hat auch der Charkoff'sche Mehlhandel Bezug, wenn auch nur mittelbaren. Im ganzen Süden von Rußland ist gutes Mehl ein rarer Artikel, wegen des völligen Mangels guter Mühlsteine; man verschreibt dieselben aus sehr weiten Entfernungen den Dniepr herab. Bei Kursk und bei Jeletz findet man brauchbare Mühlsteine, daher auch kurskisches und jeletzkisches Mehl in bedeutenden Quantitäten zu Markte kommt, und von hier aus sich dann weiter mittheilt.

Als Anhängsel zu den großen Eßwaarenmagazinen erscheinen auch auf allen russischen Messen die Senfbuden aus Lubni und Sarepta. Lubni ist ein kleinrussisches Städtchen im Poltaw'schen Gouvernement, und Sarepta die bekannte mährische Brüdercolonie an der Wolga. Beide sind seit langer Zeit durch ihren vorzüglichen Senf in ganz Rußland berühmt, und in allen Gewürzbuden des Reichs begegnet man den kleinen lubenskischen und sarepta'schen Senfflaschen wieder, ja, man sagt, daß der sarepta'sche Senf sogar über Kiachta nach China geht. Sarepta allein erzeugt jetzt jährlich über 60,000 ud Senf. Aus Lubni waren zwei Senflager auf dem Markte vorhanden, die zusammen über 150 Pud herangebracht hatten.

Wie unglaublich weit ganz gewöhnliche Artikel in Rußland transportirt werden, davon gibt der Charkoff'sche Fischmarkt ein merkwürdiges Beispiel, auf welchem sich Fische aus dem Dniepr und Don, so wie aus dem schwarzen, dem baltischen und nördlichen Eismeere zu gleicher Zeit vereinigt finden, und zwar nicht bloß gesalzene oder geräucherte, sondern auch frische. Man

ladet sie bei Archangel, Taganrog, Krementschug oder wo sie sonst gefischt werden, auf den Schlitten, vermischt sie mit Wasser und Schnee, läßt die ganze Ladung zu einer dichten Scholle zusammenfrieren, beschlägt sie mit Matten, und transportirt sie, so weit man will. Namentlich kommen auf diese Weise die „Snitki," eine kleine Art Fische, welche der gemeine Mann in ganz Rußland speist, aus dem archangel'schen Meere, 3 bis 400 Meilen weit, bis Charkoff. Das baltische Meer liefert die „Kilki," die kleinen bekannten „Killeströmlinge;" Don und Dniepr die „Ossetrinne," „Belugen," „Sewrugen;" die Wolga liefert „Sterleds," Tschubaks" u. s. w.; das caspische Meer große Quantitäten von Kawiar; das asow'sche und das schwarze Meer „Kamduli" (Butten), „Krimskije Seldi" (krim'sche Häringe) und Makrelen. Die Wintermesse von Charkoff ist auch in diesen Artikeln so bedeutend, weil bald nach ihrer Beendigung dann in allen benachbarten Provinzen die großen Osterfasten anfangen, während deren die 40 Mill. Russen nichts als Fischsuppen, Fischbraten, Fischpasteten u. s. w. genießen.

Auf diese Fasten haben auch die bedeutenden Quantitäten getrockneter Pilze Bezug, welche von einigen polnischen Provinzen gesendet werden. Obgleich die südlichen Steppen mit Pilzen zuweilen wie besäet erscheinen, so gibt es doch wenige oder gar keine eßbaren darunter, und die oberen sumpfigen Dniepr- und Dünagegenden müssen hier aushelfen. Es waren hier Weißrussen am Platze, die bis nahe an 1000 Pud getrockneter Pilze zu Markte gebracht hatten. Die Russen schleppen sich mit dieser ihnen so nöthigen Waare bis über den Kaukasus hinüber, und schmücken mit ihren Pilzkränzen jetzt sogar auch die armenischen und grusinischen Märkte aus.

Auch in Fleisch werden keine unbedeutenden Geschäfte gemacht: so waren kaukasische Kaufleute hier, welche allein für die kuban'sche und terek'sche Kosakenlinie 6000 Pud gesalzenes Schaffleisch aufkauften. Sie verpacken die ausgeweideten, gehärteten und gesalzenen Schafe zu 50 bis 60 Stück in große Tonnen; mancher Fleischhändler verkaufte über 100, 150 bis 200 solcher Tonnen, d. h. also bis 10,000 Schafe. — Ein leicht zu machender Ueberschlag ergibt, daß man bloß bei der Ab- und Zufuhr von Pilzen, Fisch und Fleisch zur Charkoff'schen Messe als Minimumanzahl 4000 Schlitten und Pferde beschäftigt annehmen kann.

(Fortsetzung folgt.)

Aphorismen aus den Verhandlungen der zehnten Versammlung der englischen Naturforscher.

In der medicinischen Abtheilung las ein Dr. M'Kay über die Eigenschaften der Matias-Rinde, die in Südamerika sich in Menge findet, und wahrscheinlich von einem Baume kommt, der dem Geschlechte „Wintersonia" angehört. In ihrem Heimathlande braucht man sie vielfach statt der Chinarinde im Wechselfieber. Dr. M'Kay wandte sie, da ihre Eigenschaften tonisch, aromatisch und adstringirend seyen, in Dyspepsie an, wenn sie von Appetitlosigkeit begleitet ist, welche letztere schnell gehoben wird; bei der Schwindsucht hindert sie das rasche Sinken der Kräfte.

*

Dr. Newbridge las über die „therapeutischen Wirkungen des Crotonöls in verschiedenen Nervenaffectionen." Früher gab man es nur als gute Purganz, bis Ch. Bill es gegen Neuralgie anwandte. Die Krankheiten, in welchen es namentlich seine Kraft zeigt, sind Schiatik, Convulsionen bei Kindern und zahlreiche Fälle von Epilepsie; selbst in Krankheiten, die von organischen Gehirnaffectionen herrühren, mäßigt es die Anfälle.

*

Dr. Lawrie las über die Erfolge der Amputationen. Bei Schulteroperationen standen sich Todesfälle und Genesungen gleich; bei Armamputationen standen die Todesfälle zu Genesungen wie 3 : 14, bei Beinamputationen wie 1 : 2, bei Operationen des Handgelenks das einemal wie 1 : 29, das anderemal wie 8 : 22. Die Ursachen des Todes bestehen häufig in den Eingeweiden und namentlich in den Lungen.

*

Zwei Gegenstände, die jedoch keine speciellere Bemerkung hier zulassen, erregten großes Interesse, ein Aufsatz Dr. John Reids „über das anatomische Verhältniß der Blutgefäße der Mutter zu denen des Fötus bei dem Menschen," und ein zweiter von Dr. R. D. Thomson „über die Verdunkelung der Hornhaut durch Schwefelsäure."

Der Chiloe- und Chonos-Archipel.

1. Der Archipel von Chiloe.

(Fortsetzung.)

Seit Byron (1740) und Agueros (1791) hat der Anbau des Bodens in Chiloe nur wenig Fortschritte gemacht. Statt eines Pfluges bedient man sich noch immer hölzerner Stangen (lumas), welche ungefähr neun Fuß lang, unten spitz und oben abgerundet sind. Diese Stangen werden von Strecke zu Strecke mit dem ganzen Gewichte des Körpers schief in den Boden gestochen und 12 bis 14 Zoll tiefe Erdschollen damit ausgebrochen. Dieß geschieht mit Hülfe einer hölzernen Unterlage gegen das Ende der Stange, welche gewöhnlich von den Weibern untergeschoben wird, welche das aufgerissene Erdreich rechts und links ausbreiten, bis es durchwittert ist. Zuletzt wird es mit einer hölzernen Hacke (hualate) zerschlagen, und so schwierig auch diese Arbeit zu seyn scheint, so geht sie doch schnell von Statten, und man sieht gut bestellte Felder, welche manchmal den gepflügten nicht viel nachstehen. Der Boden von Chiloe ist reich, und besteht hauptsächlich aus dunkelrothem, sandigem Lehm, der ziemlich gute Ernten gibt, wenn er auch nur selten oder nie gedüngt wird. Im April, zu Anfang des Winters, wird Weizen gesäet, muß aber der großen Nässe wegen oft vor der Zeit geschnitten werden. Man tritt ihn mit Ochsen aus, und das Schwingen wird mit Schaufeln an der Luft verrichtet. Kartoffeln kommen im September, October und November in Boden und werden im Mai herausgenommen. Von jeder Ernte verlangt die Regierung den zehnten Theil, und manchmal werden auch außerordentliche Steuern erhoben. Die hauptsächlichsten Erzeugnisse des Archipels wurden im Jahre 1828 folgendermaßen geschätzt:

Weizen	64,935	Fanegas	von 175	Pfund.
Gerste	21,645	—	—	—
Kartoffeln	194,805	—	—	—

Dabei wurde der Viehbestand auf 5411 Stück Hornvieh, 86,580 Stück Schafe, 21,645 Schweine angegeben, und man zählte 75,754 Aepfelbäume. Mancher von diesen Artikeln wird ausgeführt, und bisweilen kommt sogar ein russisches Schiff vom nördlichen Californien herab, um Getreide zu laden. Aepfel und Erdbeeren ausgenommen, gedeiht keine andere Frucht in diesem Archipel, aber der Aepfelertrag ist in dem feuchten Boden von Chiloe unglaublich. Die Eingebornen besitzen eine eigenthümliche Methode, Aepfelbäume schnell zu vermehren. Am untern Theile vieler Zweige zeigen sich in diesem Lande kleine, kegelförmige und runzliche Auswüchse, welche schnell in Wurzeln sich verwandeln, wenn man sie in die Erde steckt. Will man nun seinen Aepfelertrag schnell vermehren, so wählt man dicke mit diesen Auswüchsen versehene Aeste, sägt sie dicht in ihrer Nähe ab, und steckt sie etwa zwei Fuß tief in den Boden, während alle übrigen daran stehenden Zweige abgeschnitten werden. Diese Arbeit geschieht im Frühjahr, und man hat schon Fälle erlebt, daß diese Baumstumpen bereits im nämlichen Jahre 15 bis 20 Aepfel getragen haben. Im zweiten Jahre ist der Ertrag größer, und wird vollständig im dritten, um welche Zeit ein schön beholzter Baum sich entwickelt hat. — Der ehemalige Bergbau auf Silber hat in Chiloe aufgehört, weil Chile selbst reichere Schätze bietet; dagegen aber werden Steinkohlen in Menge bemerkt, und bei dem Mangel an Holz auf der peruanischen und chilenischen Küste dürfte die Ausbeutung der Kohlenlager, besonders für die Kupferbergwerke bei Coquimbo, von großer Wichtigkeit seyn.

Das Klima von Chiloe bietet vier Jahreszeiten dar, wie es in gleicher nördlicher Breite der Fall ist. Der Sommer fällt in Januar, und um diese Zeit ist es zwischen 10 Uhr Morgens und 6 Uhr Nachmittags sehr warm. Zwischen diesen Stunden erhebt sich ein kühlender Seewind (Virazon). Im Winter ist es mehr naß als kalt; der Schnee bleibt nicht liegen und Eis wird selten bemerkt. In dieser Jahreszeit bläst der Wind häufig mit Sturmesgewalt, reißt Bäume mit der Wurzel aus und bedroht auch die Wohnungen des Menschen. West- und Nordwestwinde führen diese Stürme herbei, während im Sommer hauptsächlich Südwinde wehen. Schöne, klare Tage sind bei diesem Winde nicht selten: allein nie ist das Wetter beständig, und man kann im Sommer eben solche Stürme erleben, als im Winter. Dieser Umstände ungeachtet ist Chiloe gesund, und ansteckende Krankheiten kennt man gar nicht. Im Jahre 1776 wurden die Blattern auf einem Schiffe von Lima nach San Carlos gebracht; allein sie verbreiteten sich nicht weiter, und die Krankheit scheint in sich selbst erstorben zu seyn, denn sie ist seit dieser Zeit nie wieder erschienen. Ein Gleiches war mit den Masern (tabardillos) der Fall, welche 1769 dahin gebracht wurden, und ebenfalls verschwunden sind. Viele unter den Chiloten erreichen ein hohes Alter. Bei der Zählung von 1826 haben sich 700 siebzigjährige Menschen ergeben, und auf der Insel Alau traf Sullivan einen Mann von 112 Jahren an, welcher seine körperlichen und geistigen Fähigkeiten noch vollkommen besaß und mit Festigkeit einherging. Elektrische Erscheinungen sind selten, aber es kommen Erderschütterungen vor, welche bisweilen große Verheerungen angerichtet haben. In der Chiloe gegenüberliegenden Andenkette, zwischen 41° und 43° S. B., erheben sich drei thätige Vulcane, der Minchinmadiva von 7046, der Corcovado von 7510 und der Yntales von 6725 Fuß, deren unterirdische Gährungen über eine große Strecke sich verbreiten. Diese Vulcane liegen im Angesichte von Castro, und ihre Ausbrüche können genau von da beobachtet werden. Zuletzt kommt auch noch der Oserno hinzu, welcher unter 41° 9' S. B. liegt und von San Carlos aus gesehen wird. Wenn er Flammen sprüht, wird das Meer zwischen Chiloe und dem festen Lande erleuchtet, und mit einem Fernglase erkennt man glühende Blöcke, welche in die Luft geschleudert werden.

Den Beobachtungen gemäß, welche Fitzroy über das Klima von Chiloe vom Julius bis Ende November 1829, mit Ausnahme des Augustmonats, gemacht hat, lassen sich folgende Thatsachen feststellen:

1829.	Tage.	Mittlere Temperatur.	Höchster Stand.	Niederster Stand.
		Fahrenheit.		
Julius	22	46°,9	—	—
September	30	51°	64°,5	55°,2
October	31	50°,9	73°	57°
November	30	55°,5	68°,5	42°

Vom 29 Junius bis 14 Julius 1834 schwankte der Thermometer zwischen 49°,5 und 55°, und vom 22 November bis 2 December zwischen 49°,5 und 63°. Vom 20 Januar bis 4 Februar 1835 endlich erhielt er sich zwischen 50° und 68° F. In den oben bezeichneten drei Monaten des Jahres 1829 zählte man 55 regnerische Tage und es fielen 10,79 Zoll Wasser; weil man jedoch diesen Jahrgang als ungewöhnlich trocken betrachtete, so kann er nicht ganz zur Richtschnur dienen.

Der Archipel von Chiloe enthält vier verschiedene Classen von Bewohnern. Dahin gehören der alte Stamm der Huyhuenche oder der Chonos-Indier; die Huilliche, welche von Süd-Chile herübergekommen sind, die Creolen und die Fremden. Die Chonos-Indier sind schon früh nach dem südlichen Festlande gewandert, um sich der Herrschaft der Spanier zu entziehen, und beinahe verschwunden; nur im Innern von Chiloe leben, wie man vermuthet, noch einige Nachkömmlinge, welche ihre eigenen Cazikes haben. Von ihren Wanderungen kommen wahrscheinlich die Ueberbleibsel katholischer Religionszeichen her, welche bis nach Madre de Dios hinab an der Westseite von Patagonien angetroffen werden. Die Huilliche kamen von Valdivia herüber, bauten Kartoffeln, Mais und Bohnen, und waren nicht unerfahren in der Viehzucht und im Weben grober, wollener Zeuge. Aus ihnen besteht der größte Theil der jetzigen Bevölkerung des Archipels, und sie sind sämmtlich dem Christenthum ergeben. Ihr Charakter ist demüthig und bescheiden, und ihre Gefälligkeit in jeder Beziehung lobenswerth. Dasselbe kann man von den Creolen sagen, bei welchen man überhaupt dieselben Züge bemerkt, welche Pöppig so schön von den Chilenen geschildert hat. (Schluß folgt.)

Miscellen.

Spielhäuser in Paris. Trotz des Verbots sollen sich die Spielhäuser in Paris auf eine schreckenerregende Art vermehren, und man nennt einen hohen Beamten, der selbst 30,000 Fr. in einem derselben verlor. (Voleur vom 31 October.)

Spanische Räuber. Nach französischen Blättern wurden am 7 October zu Toledo zwei Räuber, El Rojo de la Fuente und El Feo de Ypes, erschossen: der erstere hatte über 100, der andere 27 Personen ermordet.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 319.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 November 1840.

Das Concurseramen in Paris.

Paris, den 20 October.

Der Minister des Unterrichts, Cousin, hat Ende Augusts eine Ordonnanz erlassen, durch welche er das Studium der mathematischen Wissenschaften auf die Rhetorik und Philosophie beschränkt (so werden in der barbarischen Pedanterie der Universität die beiden letzten Schuljahre der Gymnasien genannt), dagegen das Studium der Geschichte und der neuern Sprachen in den untern Classen verdoppelt und beim Concurs für die letztern Preise gestiftet. Schon Salvandy hatte in einer seiner zahllosen Ordonnanzen das Studium Einer neuen Sprache zur Pflicht gemacht, aber wie gewöhnlich bei seinen Befehlen, war sie auf dem Papier geblieben. Man kann sich, wenn man das hiesige Schulsystem nicht in seiner Ausübung gesehen und beobachtet hat, keinen Begriff von der Wichtigkeit machen, welche diese Concurspreise hier bei dem Studienplan haben. Alle Gymnasien und Hülfsschulen von hier und Versailles schicken am Ende des Schuljahrs ihre besten Schüler in jedem Fache zu einem gemeinschaftlichen Examen, in welchem um die Preise concurrirt wird. Diese werden dann in einer sehr feierlichen Versammlung, bei der oft der König zugegen ist, vom Minister unter Reden und Musik vertheilt, und alle Zeitungen mit den Gekrönten angefüllt. Jedes Gymnasium und jede Hülfsschule macht dann ebenfalls in allen Journalen bekannt, wie viele und welche Preise es im Concurs erhalten habe; und die Eltern, welche Kinder in die Schulen zu schicken haben, ziehen natürlich die Schulen vor, welche die meisten Preise erhalten, und wo also die Erziehung die beste zu seyn scheint. Daher, neben der Eitelkeit, das große und überwiegende Interesse, das die Schulen an diesen Preisen nehmen, von denen ihre Ehre und ihr Gewinn abhängt; daher werden alle Studien, für welche keine Preise ausgesetzt sind, vernachlässigt, daher blieb Salvandy's Ordonnanz ein todter Buchstaben, und Cousin hat, wenn er das alte System beibehalten will, vollkommen Recht, daß er die neuen Preise aussetzt. Aber dieß System des Concurses ist, mehr als irgend etwas Anderes, der Erziehung in den Gymnasien schädlich. Bei dem großen Interesse, das die Schulen haben, Preise zu erhalten, sind sie nur allzu geneigt, in jeder Classe nur auf die Schüler Rücksicht zu nehmen, welche Aussicht geben, im Concurs erscheinen zu können, und die andern werden vernachlässigt, während diese Lieblingsschüler selbst allein und gänzlich auf das Fach beschränkt werden, in dem sie einen Preis hoffen können.

Die Prämie, welche der Charlatanerie dabei gegeben wird, ist zu groß, als daß ihr auch die bessern Lehrer ganz widerstehen könnten; die Abschaffung des allgemeinen Concurses kann dieser falschen Richtung allein ein Ende machen, aber dazu scheint keine Aussicht; die krankhafte Organisation hat sich zu sehr ausgebildet, und es hängen zu viele Interessen und Vorurtheile daran. Die Freiheit des Gymnasialunterrichts, welche sich nicht mehr länger aufschieben läßt, wird die Universität wahrscheinlich nur noch fester an diese öffentliche Ceremonie fesseln, in der sie ein Mittel hat, alle Jahre feierlich vor dem Publicum zu erscheinen und ihre Resultate mit Pomp anzuzeigen, und die Concurrenz der freien und der Universitätsschüler wird ohne allen Zweifel das Uebel noch sehr vermehren.

Details einer großen russischen Messe.

(Fortsetzung.)

Galanteriebuden.

An jene für den Historiker so interessanten Nadelbuden stoßen die kosmetischen und Galanteriebuden, oder, wie die Russen sagen, die „Kosmetitscheski" und „Gantirelnije lawki." (Letzteres — das „Gantirelnije" — ist ein Meisterstück von Verdrehung und Verbildung fremder Worte, in welcher Kunst die Russen überhaupt ihresgleichen suchen.) Diese Buden enthalten fast dieselben Gegenstände, wie die vorigen, nur Alles einen Grad besser, und nicht für Nomadengebrauch; dann aber auch die eigenthümlichen großen braunen, mit Silber beschlagenen Spazierstöcke, ohne welche man nie einen russischen Priester sieht, und deren sich diese ausschließlich bedienen, indem sie oft für einen hundert Rubel zahlen. Ferner „Duchi" (Odeurs), und unter diesen auch immer enorme Quantitäten Sassaparilla, die in Rußland in außerordentlicher Menge verbraucht wird.

Porcellan.

Vielleicht ist in neuerer Zeit kein Artikel auf den russischen Messen zu so ungeheurer Masse angeschwollen, wie die Porcellan-, Fayence-, Glas- und Töpferwaaren. Die russischen Gutsbesitzer haben auf ihren Ländereien verschiedene Erdarten entdeckt, die der Erde von Puzzuoli oder der Wedgewood-Masse u. s. w. gleichen, und haben dann mit ihren nachahmungsgewandten Bauern und mit Beihülfe einiger Ausländer große Fabriken von Glas und Porcellansachen auf ihren Gütern errichtet, mit deren Producten sie nun die Messen überschwemmen, in Charkoff waren nicht weniger als 18 Großhandlungen mit diesem Artikel; man nennt sie hier zu Lande „phorphornija Lawki." Die Deutschen machten aus Puzzuoli Porcellan, und die Russen faßten von diesem deutschen Worte nur die erste Sylbe auf und machten daraus „phorphor."

Die gemeine Waare und das Mittelgut in diesen Phorphorbuden ist eben nicht viel schlechter als bei uns, und um ein gut Theil billiger. Alle fein seyn sollenden Artikel aber sind unter aller Kritik; Tassen, deren zirkelrunde Oeffnung sich zum Oval verschiebt, Kaffeekannen, die so schief stehen, wie der Thurm von Pisa, Teller mit Blasen, Theekannen mit Geschwüren und Auswüchsen sind keine Seltenheit und dabei doch Alles widerlich mit Vergoldung und Gemälden überladen. Selbst die sauberste russische Arbeit, an der die höchste Kunst verschwendet wurde, ist von dem geübten Auge auf den ersten Blick zu erkennen.

Außer dieser eigenthümlichen Schlechtigkeit der Feinwaaren findet man indeß auch sonst manches Eigenthümliche in diesen Phorphormagazinen, manche Glaswaaren, wie die mit Rußland handelnden Völker, die Bucharen, Perser ꝛc. sie lieben, viele bei uns unbekannte Artikel, die in den russischen Kirchen gebraucht werden; vor allen Dingen auch kleine Theeservice, wie alle Russen sie auf ihren weiten Reisen in Asien und Europa für nöthig halten. Diese Theeservice, deren jeder russische Kaufmann, jeder Adjutant, Officier, Courier immer eines bei sich führt, sind kleine mit Stahl beschlagene Koffer mit einem Theeglase, einer Zuckerdose, einer Theebüchse, ein Paar Löffel u. s. w. Da nun außerdem auch noch ein kleiner kupferner Ofen (russ. Samowar) d. h. der „Selbstkocher," dazu gehört, so ist dieß ein ziemlich weitläuftiger Apparat, den die Russen überall mit sich herumschleppen, um überall in den Steppen, wo sie ihr Zelt aufschlagen, eine warme Tasse Thee genießen zu können. Doch ist ihnen dieser Genuß so viel werth, daß sie jene Mühe gern übernehmen.

Auch von den russischen Porcellanwaaren gehen große Quantitäten nach Mittelasien hinüber; sie begegnen hier den feinen chinesischen Porcellansachen, welche die Bucharen von Osten herbringen und deren vorzügliche Güte auch in Rußland so anerkannt wird, daß ein Theil davon ins Reich zum Austausch eingelassen wird.

Die Holzwaaren.

Die Errichtung der neuen russischen Manufacturen, der Papier-, Glas-, Porcellan-Fabriken nach europäischem Schnitt, und dann die Ausbeutung der uralischen und altaischen Metallvorräthe, haben den ganzen Zustand der russischen Hausgeräthschaften, Haushaltungen, des Küchenwesens, der Kleidung ꝛc., ebenso auch den Anblick der russischen Messen von Grund aus geändert. Als sehr alte Meßartikel aber kann man ohne Zweifel alle die aus Holz verfertigten Gegenstände bezeichnen, die von jeher und auch noch jetzt, obgleich das Holz durch Eisen, Porcellan, Stein u. s. w. in vielen Stücken allerdings außer Gebrauch gesetzt ist, in Menge auf den Messen erscheinen. Die Russen sind sehr geschickte Holzschneider, und verfertigen viele Dinge aus diesem Stoffe; keine fallen aber dem Fremden mehr auf, als ihre lackirten Holzwaaren. Es gibt in Rußland vortreffliche Lindenwälder, die ein sehr schönes, leicht zu bearbeitendes Holz liefern, dem man jede beliebige Form geben kann. Die Russen drechseln und schnitzeln daraus Löffel, Teller, Schalen, Schüsseln, große und kleine Dosen und hundert andere Gegenstände, die dann alle mit den lebhaftesten Farben bemalt und lackirt werden. Die Malerei auf diesem Geräthe ist von einem höchst eigenthümlichen und phantastischen Geschmack, die Farben sind meistens halb durchsichtig, und lassen den hellen Grund der Holzfarbe durchschimmern, der Lack und die Zähigkeit des Lindenholzes machen diese Sachen so dauerhaft, wie Leder; dabei sind diese Waaren so äußerst billig — ein halbes Duzend Suppenschüsseln für wenige Groschen — daß man bei den russischen Bauern gewöhnlich da „derewannaja posuda" (hölzernes Geräth) in Gebrauch findet, wo man bei den unsrigen Töpferwaaren finden würde. Diese Gegenstände sind alle so wunderlich hübsch, daß, wenn sie der Handel zu uns brächte, wir sie gewiß als eine Merkwürdigkeit aus fremdem Lande auf unsere Tafeln setzen würden. Im nischneinowgorod'schen und wladimir'schen Gouvernement werden diese Sachen vorzugsweise gut fabricirt, und bei Nischneinowgorod liegen mehrere Dörfer, deren Einwohnerschaft sich ausschließlich mit der Verfertigung solcher Holzgeräthe beschäftigt. Bei einer deutschen Messe würde man einen solchen Artikel gar nicht zu erwähnen haben, weil er in der Nachbarschaft verfertigt und verführt, und an einem andern Orte wieder auf eine andere Weise gebildet, ohne Zweifel nur ein locales Interesse hätte. Bei russischen Messen dagegen hat jede Kleinigkeit ein allgemeines und weit gehendes Interesse, weil sich Alles im ganzen Reiche so wunderbar gleich bleibt. Die wladimir'schen und nowgorod'schen lackirten Holzwaaren erscheinen ganz auf dieselbe Weise am schwarzen Meere, wie an der Ostsee, in Sibirien, wie in Lappland im Gebrauch.

Eine besondere Abtheilung der Holzwaaren und in besondern Magazinen erscheinend, sind die Spielsachen des Troitzkoi-Klosters und die hölzernen Rechenbretter. Der neuerdings in dem russischen Zolltarif aufgenommene Artikel, wonach die sonst in großen Massen nach Rußland gehenden Nürnberger und überhaupt alle andern ausländischen Spielsachen als Contrebande erklärt werden, ist ein Privilegium des berühmten Troitzkoi-Monastir (Dreieinigkeitsklosters) bei Moskau, dessen Bauern und Mönche nun mit größerem Gewinn als früher diese Waare verfertigen und verschleißen. Man wird auch diese Troitzkoischen Spielsachenbuden mit großem Gewinn besuchen. Das Volksleben der Russen spiegelt sich in ihnen, wie in einem kun-

ten Mikrokosmus vielfach wieder ab, und man hat Gelegenheit, zu bemerken, wie ingeniös die Russen in Erfindung von allerlei sonderbaren und unterhaltenden Kleinigkeiten sind. Es wäre der Mühe werth, Vieles davon zu uns kommen zu lassen, um unsern Kindern dadurch spielend allerlei Lehrreiches aus der russischen Ethnographie beizubringen.

Die Russen haben mehr, als sie wissen und glauben wollen, von den Mongolen, ihren ehemaligen Beherrschern, und vermittelst derselben von den Chinesen, ihren jetzigen Nachbaren, in ihren Sitten und Gebräuchen, ja in ihrer Gesetzgebung und Staatsverfassung angenommen. Das russische Ordenwesen erinnert zu auffallend an die chinesischen Mützenknöpfe. Die russischen Tschin-Classen — das Wort „tschin" selbst ist mongolisch oder chinesisch — sind ganz und gar den chinesischen Mandarinen-Classen gleich; die sibirischen Russen, namentlich in Irkutzk, leben halb auf russische, halb auf chinesische Weise. Die Knute ist mongolisch, — nicht slavisch — das russische Angespann, das ganze russische Fuhrwesen, manche Industriezweige der Russen, namentlich gewisse Leder-Manufacturen, sind von den Mongolen in Rußland begründet worden. Vielleicht kam auch durch sie von China her jene Kunst des Holzlackirens und Färbens, gewiß ist es wenigstens, daß jene Holzwaare an der Wolga den in der Mongolei und China bis nach Korea hin verfertigten lackirten Holzwaaren auffallend gleicht, und eben so gewiß und historisch nachweisbar ist es endlich, daß auch die „Schtschotki" das jetzt allgemein in Rußland übliche Rechenbrett, durch die Mongolen aus China nach Rußland übertragen wurden. Dieses Rechenbretts bedient sich jetzt in Rußland so sehr jeder Mann, vornehm sowohl wie gering, als eines äußerst bequemen Hülfsmittels beim Kopfrechnen und anders löst man fast nie in Rußland selbst die schwierigsten Aufgaben, daß es nicht zu verwundern, wenn man davon die größten Massen auf den Messen aufgestapelt sieht.

Das gewöhnliche russische Rechenbrett ist ein kleiner hölzerner Rahmen, zwischen dessen Leisten 10 messingene Stäbe wie die Saiten einer Harfe ausgespannt sind; auf jedem dieser Stäbe sind, nach dem Decimalsystem geordnet, zehn gleich plattpolirte Kugeln aufgereiht, die man leicht von der einen Seite des Stabes auf die andere hinüberzählen kann. Eine eilfte, anders gefärbte Kugel in der Mitte zwischen jenen zehn theilt sie in zwei gleiche Hälften zu fünf, um die ganze Reihe noch übersichtlicher zu machen. Die Kugeln auf dem untersten Stabe bedeuten die Bruchtheile-Zehntel des als Einheit angenommenen Ganzen, der zweite Stab zeigt die Einer, der dritte die Zehner, der vierte die Hunderte an u. s. w. Gewöhnlich sind Kugeln und Rahmen nur von gewöhnlichem Holz, für die Reichen aber macht man auch den Rahmen aus Mahagoni, die Kugeln aus Krystall, Glas oder nimmt auch schöne Perlen dazu, und in neuerer Zeit hat sich auch der westeuropäische Geschmack und die Mode dieser russisch-mongolisch-chinesischen Geräthschaft bemächtigt, und so sahen wir denn auf der Charkoffer Messe, weil das Rococo damals sehr in Mode war, eine Menge „Rococo-Schtschotki."

(Schluß folgt.)

Durchgang unter den Cevennen.

Das Echo des Cevennes theilt aus Alyon (im Gard-Departement) die Nachricht mit, daß die Galerie, welche das Ende der Cevennenkette bei der Gränze von Rouergue durchstechen soll, bereits begonnen ist. Fünfzehn Metres sind schon eröffnet in den Dimensionen, die der Tunnel haben soll, und da der kolossale Berg, durch den der Durchgang geführt werden wird, nur aus Schieferträmmern und leicht zerreiblichen Schichtungen, die durch alte Erhebungen durcheinander geworfen sind, so wie aus Mergel ohne Consistenz besteht, so ist es nöthig, in der ganzen Ausdehnung ein Gewölbe zu bauen. Man hat den ersten Stein am 7 October gelegt.

Der Chiloe- und Chonos-Archipel.

1. Der Archipel von Chiloe.

(Schluß.)

Bei allen bessern Eigenschaften der Huilliche nimmt der Aberglaube doch immer noch eine hervorragende Stelle ein. Kein Chilote zweifelt an Zauberern (brujos). Klagen wegen Zauberei werden oft vor Gericht vorgebracht, und vor nicht langer Zeit wurde ein Mädchen deßhalb angeklagt. Die Zeugen behaupteten, daß sie von einer Hexe (bruxa) einen Zaubertrank (llapui) gekauft habe, um die Zuneigung eines jungen Mannes damit zu gewinnen. Zum Beweise wurde der Trank selbst nebst einigen andern gemischten Ingredienzen vorgebracht. Jener bestand dem Anschein nach aus einem Aufguß von Nachtschatten und einigen giftigen Farnkräutern; diese bildeten ein Gemenge von einem Magnet mit einigen daran hängenden Eisenspänen, Fischschuppen, etwas Haar und Barteisenwasser, welches der Barbier beim Rasiren des jungen Mannes bekommen und verkauft hatte, einige Nagelschnittsel, eine kleine todte Eidechse, besondere Baumspäne u. s. w. Mit diesem Zauber, einigen zubereiteten Aepfeln und einer halben Bouteille voll des bereits erwähnten Trankes sollte die Zuneigung des jungen Mannes dergestalt gewonnen werden, daß er ihr sein ganzes Vermögen überließe. Die Zeugen behaupteten ferner, die Hexe besitze eine Laterne, welche aus der Haut eines todtgebornen Kindes gemacht sey, mit einem blauen Lichte brenne und Funken sprühe, wenn sie ihre Luftreisen mache. Genauere Forschungen haben erwiesen, daß dergleichen Laternen wirklich vorhanden sind, daß die Hexen bei Nacht sie an lange Stangen binden, um einander Zeichen zu geben, und daß sie diese Laternen schnell in der Luft bewegen, damit sie Funken sprühen. Bei dunkler Nacht zeigen sich auf dem vermoderten Boden von Chiloe häufig brennende Gase von weißer, gelber oder rother Farbe, und diese werden von den Zauberern zu Schatzgräbereien benutzt. Der Volksglaube schreibt diese Erscheinung den Geistern verstorbener Geizhälse zu, welche ihren verborgenen Schatz bewachen; und wenn ein solches Licht entdeckt wird, ruft man einen Freund zu Hülfe und gräbt bei einbrechendem Neumonde nach. Gelingt es nicht, so wendet man sich an den Zauberer, und wird ebenfalls betrogen.

Der Gewerbsfleiß der Chiloten ist nicht ganz unbedeutend. Die Weiber weben aus gefärbten Garnen wollene Ueberwürfe (Ponchos), Frezadas, Bordillas, Sabanillas, Mantillas, Decken u. s. w. Ankertaue, Tauwerk u. s. w. werden aus der Wurzel der sogenannten Quilineja gemacht, vermuthlich einer Art Gallirene. Gebrannte Wasser

kommen in Chiloe nicht vor, dagegen aber wird viel Obſtwein gewonnen. Auch aus der Frucht der Cheponas, einer Art Bromelie, wird in einigen Theilen von Chiloe ein Getränk gemacht, welches unter dem Namen „Chicha“ bekannt iſt. Die Frucht dieſer Pflanze hat viel Aehnlichkeit mit einer Artiſchocke, und enthält zahlreiche Samenkarfeln, welche ein ſüßes Fleiſch verſchließen. Die Küſtenfahrzeuge der Chiloten ſind 30 bis 40 Fuß lang und laufen an beiden Enden ſpitz zu. Sie werden im eigentlichen Sinne des Wortes zuſammengenäht. Mit Hülfe einer Schlingpflanze (Dolichos), welche in Chiloe „Pevoi“ genannt wird, nähen ſie den Kielgang des Schiffes mit dem Kiele zuſammen, und die Nath wird mit der Rinde der Aleiſe-Fichte kalfatert, welche zu dieſem Zwecke ſehr vorzüglich iſt. Auf gleiche Weiſe wird auch der obere Theil des Schiffes zuſammengefügt und überall mit geſtoßenen Blättern verdichtet. Innen werden Kniehölzer angebracht, welche „Barrotes“ genannt und mit hölzernen Nägeln befeſtigt werden. Dieſe Fahrzeuge ſind gewöhnlich mit zehn Mann beſetzt, welche die Ladung bringen, und jeder iſt verpflichtet einen Poncho zu liefern, die man zuſammennäht, um einen Segel daraus zu machen. Dieſe Segel werden „Santiſſimas“ genannt, zu Ehren des Schutzgottes der Schifferzunft. Die Anker beſtehen aus vier Krummhölzern, welche aneinander befeſtigt ſind und in der Mitte einen ſchweren Stein führen. Obgleich dieſe Fahrzeuge ſchwach ſind, ſo machen ſie doch lange Reiſen damit, benutzen ſie aber im Allgemeinen nur zur Küſtenfahrt. Durch ſie wird der Verkehr mit Caſtro und San Carlos unterhalten, und wenn die Nordweſtwinde im Winter lange anhalten, tritt in San Carlos bisweilen Mangel an den nothwendigſten Lebensbedürfniſſen ein. Einige Tage Südwind führt jedoch bald 50 bis 100 Piraguas von Caſtro und Dalcahue herbei, welche Schinken, Kartoffeln, Schweine, Korn, Hühner, Kälber, getrocknete Fiſche und Holzkohlen bringen, von welchen die Regierung den Zehnten erhebt. Aller Verkehr iſt eigentlich Tauſchhandel, weil Geld ſehr ſelten iſt und meiſtens in einem Spartopfe verſcharrt wird. Der nunmehr belebtere Handel mit fremden Ländern wird dieſe Verhältniſſe ändern, und Alles deutet darauf hin, daß Chiloe einem größern Wohlſtande entgegenſchreitet. Seiner Lage nach kann man es als den Schlüſſel der Südſee betrachten, und in den Händen einer kräftigen Nation würde es eine große Rolle ſpielen.

Chiloe wurde im Jahre 1558 von den Spaniern entdeckt, unter welchen ſich der berühmte Sänger Ercilla befunden hat. Damals war der Archipel noch ſehr bevölkert, und ein lebhafter Verkehr zwiſchen den Eingebornen ſcheint in den dortigen Gewäſſern geherrſcht zu haben, wie es aus Ercilla's warmen Geſängen erhellt:

„Era un ancho archipielago poblado
De innumerables islas deleytosas,
Cruzando por el uno y otro lado
Gondólas y piraguas preturosas.“

Auf Befehl des Vicekönigs von Peru, Don Martin Ruiz de Gamboa, wurde im Jahre 1566 Caſtro durch den Jeſuiten Lope Garcia de Caſtro gegründet und zur Hauptſtadt erhoben. Seit dieſer Zeit iſt der Sitz der Regierung nach San Carlos verlegt worden und Caſtro zu einem Dorfe herabgeſunken. Die ganze Stadt beſteht noch aus drei regelmäßigen Straßen und einem viereckigen Platze, welche mit Gras bewachſen ſind, das von Schafen abgeweidet wird. Obgleich einige hundert Menſchen hier leben, ſo konnte Darwin doch weder ein Meſſer noch ein Pfund Zucker kaufen. Eine hölzerne aus Brettern gezimmerte Kirche ohne Uhr ſteht in der Mitte, und auch keine Taſchenuhr iſt in dieſer ehemaligen Hauptſtadt zu finden, weßhalb ein alter Mann, der einen guten Begriff vom Zeitmaaße haben ſoll, nach Gutdünken die Stunden auf der Kirchenglocke hämmert. San Carlos hat ein Fort und mehrere Batterien gegen die See, die jetzt ſämmtlich vernachläſſigt ſind. Die Caſernen faßten ehemals 1000 Mann, und die Vertheidigungswerke waren mit vieler Umſicht angelegt. Die Stadt iſt auf zwei Hügeln und dem dazwiſchen liegenden Thale erbaut, durch welches ein kleiner Bach nach dem Hafen fließt. Die Häuſer ſind faſt alle von Holz, klein und bieten wenig Bequemlichkeiten dar. Der öffentliche Platz liegt auf einem der beiden Hügel, mißt ungefähr 500 Fuß im Quadrat und genießt eine ſchöne Ausſicht. Die Kirche und ein öffentliches Vorrathshaus ſind von Stein, und ſeit einigen Jahren geben die Fremden Veranlaſſung zum Erbauen ſteinerner Häuſer.

Chiloe wird von einem Civilgouverneur (Intendente) regiert, welcher die von der Provincialverſammlung genehmigten Geſetze in Kraft erhält. Dieſe Verſammlung wird vom Volke erwählt, und nach der Vorſchrift ſoll auf 7500 Menſchen ein Abgeordneter ernannt werden. Die Zahl der Abgeordneten iſt jedoch auf zwölf beſtimmt worden, und mithin wird Einer auf 5500 Seelen gewählt, bis die Bevölkerung die erforderliche Zahl von 90,000 Seelen erreicht hat. Unter dem Civilgouverneur ſind Unterſtatthalter in den Provinzen (Partidos) angeſtellt, und zur Schlichtung gerichtlicher Fälle iſt ein Richter (Juez de letras) ernannt. Ein Militärcommandant ſteht dem Gouverneur zur Seite, und befiehlt über 7000 Mann Miliz und 350 Mann regelmäßige Truppen. Zum Congreſſe nach Chile ſchickt San Carlos und Caſtro je einen Abgeordneten. Für das Schulweſen ſcheint in den letzten Zeiten ziemlich viel geſchehen zu ſeyn. Man zählte in den dortigen Schulen (Escuelas de primeras letras) über 5000 Kinder, und obgleich man ſich keine große Vorſtellung von dieſen Schulen machen kann, ſo wird doch Leſen und Schreiben gelehrt, was immer die Grundlage fernerer Entwicklung iſt. Zu allen Arten öffentlicher Arbeiten wird die Miliz unentgeltlich beordert, woraus eine Menge Mißbräuche und Klagen der Indier entſtehen, welche die alte Herrſchaft der Spanier mit großer Sehnſucht zurückwünſchen. Der Grund davon mag wohl hauptſächlich darin liegen, daß ſie unter den Spaniern für dieſe Arbeiten bezahlt wurden, und jetzt noch obendrein ſich ſelbſt verköſtigen müſſen. Zunächſt werden ſie auch von den Pfaffen geplagt, die ſich manchmal große Erpreſſungen zu Schulden kommen laſſen, und wovon einer in Chiloe in fünf Jahren 35,000 Piaſter zuſammenraffte.

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 132** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Beatrix. (Forts.) — Das Ehepaar aus der alten Zeit auf dem Lande. (Forts.) — Der engliſche didaktiſche Dichter Cowper und ſein Hauptwerk „die Aufgabe“ (the task.) (Schluß.)

Das Abonnement dieſer dem Auslande gewidmeten Literaturblätter, von welchem wöchentlich 1—2 Blätter erſcheinen, kann jederzeit angetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 9 fl.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 132.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

14 November 1840.

Beatrix.

(Fortsetzung.)

Mariotte und Gasselin waren die beiden einzigen Dienstboten des Hauses, ächte Bretagner von so großer Aehnlichkeit, daß man sie für Geschwister hielt; seit fünfundzwanzig Jahren hatten beide im Hause gedient für einen geringen Lohn, aber sie würden für nichts in der Welt ihren Dienst verlassen haben, sie gehörten zum Hause und liebten es so, als gehörte es ihnen an. Mademoiselle du Guénic hatte beide eingelehrt, weil sie immer das Hauswesen geführt; als ihr Bruder heirathete, gerieth sie zwar in große Bewegung und fürchtete den Scepter des Hauses niederlegen zu müssen, um die erste Untergebene der jungen Frau zu werden, aber sie ward angenehm überrascht durch die Bitte ihres Bruders, nach wie vor zu regieren, da Fanny, die hochgeborene Irländerin, lieber alles ertragen könne, als eine alltägliche niedrige Beschäftigung, lieber trocknes Brod essen wolle, als sich selbst eine köstliche Mahlzeit bereiten. Zephirine betrachtete von diesem Augenblick an die junge Baronin mit der Zärtlichkeit einer Mutter, sie betete sie an, aus lauter Freude ihr Schlüsselamt behalten zu können, dem sie mit Strenge und unglaublicher Sparsamkeit vorstand, nur bei höchst wichtigen Fällen wich sie davon ab; bei dem Wochenbett und dem Stillen ihrer Schwägerin und bei allem, was Calyst betraf, das angebetete Schooßkind des ganzen Hauses. — So gab es niemals mehr Einigkeit, mehr Frieden und mehr Uebereinstimmung als in dieser edlen frommen Familie. Herrschaft und Diener waren für einander geschaffen. Seit fünfundzwanzig Jahren hatte keine Unruhe oder Uneinigkeit sie gequält, die einzigen Bekümmernisse waren durch die gewöhnlichen und ganz natürlichen Unpäßlichkeiten des Kindes entstanden, die einzigen Unruhen durch die Ereignisse von 1814 und 1830. — Als es völlig dunkel geworden war draußen, trat Gasselin ein und fragte ehrfurchtsvoll seinen Herrn, ob er noch etwas zu befehlen habe: „Du kannst ausgehen oder dich zu Bette legen nach dem Gebet," sagte der Baron, „es wäre denn, daß meine Schwester oder die Baronin...." Die beiden Frauen machten ein Zeichen der Zustimmung. Gasselin kniete nieder, als er sah, daß seine Herrschaft sich von ihren Sitzen niedergeworfen hatte, Mariotte kniete ebenfalls in ihrer Fensterecke. Die alte Blinde sagte mit lauter Stimme das Gebet her. Als sie geendet, hörte man an der Hofthüre klopfen, Gasselin ging um zu öffnen. „Das ist gewiß der Herr Pfarrer, der kommt immer zuerst," sagte Mariotte. Und wirklich erkannten alle den Schritt des Pfarrers von Guérande in der Vorhalle. Herr Grimont, der Pfarrer, begrüßte die Anwesenden ehrfurchtsvoll und mit jener salbungsreichen Freundlichkeit, welche die Priester allein in ihre Rede zu legen wissen. Auf den zerstreuten „guten Abend" der Baronin antwortete er mit dem forschenden Blick eines Beichtvaters. Er war fünfzig Jahr alt, von mittlerer Größe, sein Abtsgesicht schwankte zwischen der Aehnlichkeit mit einem holländischen Bürgermeister durch die Fülle und den Glanz seines Fleisches, oder mit einem Bauern aus der Bretagne durch die glatten schwarzen Haare und die feurigen braunen Augen, deren Lebhaftigkeit jedoch durch die priesterliche Würde im Zaum gehalten wurde. Seine Heiterkeit ging oft in Scherz über, es war die dauerhafte Heiterkeit der Leute, deren Gewissen so rein und klar wie ein Spiegel ist. Sein Benehmen war nicht sauertöpfisch oder peinlich wie bei jenen armen Priestern, die von ihren Pfarrkindern als Feinde behandelt und angefochten werden, statt nach dem erhabenen Ausspruch Napoleons ihr moralisches Oberhaupt, ihr natürlicher Friedensrichter zu seyn. Auch der ungläubigste Reisende würde Hrn. Grimmont für den Beherrscher dieser katholischen Gegend anerkannt haben, wenn er ihm einmal in Guérande begegnet wäre; aber der Pfarrer beugte seine priesterliche Oberherrschaft vor der Feudalgewalt der du Guénics. Er war in ihrem Hause wie ein Caplan der alten Zeit. In der Kirche, wenn er den Segen ertheilte, streckte er immer zuerst die Hand nach der Capelle der Familie du Guénic aus, über deren Eisengitter ihr Wappen und Wahlspruch in Stein gehauen prangte. — „Ich glaubte, Mademoiselle de Penhoël wäre schon hier," sagte der Pfarrer sich niedersetzend und der Baronin die Hand küssend. „Sie wird zerstreut, die Zerstreuungssucht nimmt überhand, denn ich sehe, der junge Herr Chevalier ist

wieder heute Abend in Touches." — „Sprechen Sie nicht von seinen dortigen Besuchen, wenn Mademoiselle de Penhoël hier ist," unterbrach ihn die Blinde, besorglich. — „Oh, Mademoiselle Zephirine," rief Mariotte, „können Sie der ganzen Stadt das Plaudern verbieten?" — „Und was sagt man denn?" fragte die Baronin. — „Die jungen Mädchen, die alten Basen, kurz alle Welt hält ihn für verliebt in Mademoiselle des Touches." — „Ein gewandter Junge, wie Calyst, übt sein Talent, wenn er den Frauen die Köpfe verdreht," sagte wohlgefällig der Baron. — „Da kommt Madmoiselle de Penhoël," rief Mariotte, dem Baron das Wort abschneidend. Der Sand in der Vorhalle knisterte wirklich unter den vorsichtigen Schritten dieser Dame, die von einem kleinen Bedienten mit einer Laterne begleitet wurde. Mariotte ging hinaus, um mit diesem zu plaudern und beim Schein seines Lichts, das auf Kosten der geizigen aber reichen Mademoiselle Penhoël brannte, das Licht ihrer eigenen Herrschaft zu ersparen. — Mademoiselle Jaqueline de Penhoël war klein und mager, etwas schief, vielleicht verwachsen, gelb wie Pergament und gefurcht wie ein See, den der Wind kräuselt; sie hatte graue Augen, große vorstehende Zähne und Männerhände. Gekleidet war sie im Geschmack ihrer Freundin Zephirine, nur trug sie statt des Häubchens einen grünseidenen Hut, mit dem sie in den Garten ging, um ihre Melonen zu besehen; er war gleich ihnen vom Grün zum Gelb übergegangen, wovon sich Jaqueline nicht überzeugen wollte, denn er war erst kürzlich, vor zwei Jahren, mit neuem grünem Florence überzogen worden. — Sie und eine jüngere Schwester waren die letzten Zweige des alten Stammes Penhoël, einer der ältesten Familien der Bretagne, die jüngste Schwester hatte einen Kergarouët geheirathet, der trotz der Mißbilligung des Landes den Namen Penhoël an den seinigen hing und sich Vicomte de Kergarouët-Penhoël nannte — „Der Himmel hat ihn dafür bestraft, pflegte die alte Jungfer zu sagen, er hat nur Töchter und der Namen Kergarouët-Penhoël wird erlöschen." Mademoiselle de Penhoël war reich und wegen ihres Geizes in der ganzen Umgegend berühmt, aber nicht getadelt. Die Familie ihrer Schwester überhäufte sie mit Schmeichelei und Aufmerksamkeit, weil man wußte, sie würde einer ihrer Nichten ihr ganzes Vermögen vermachen. Die Sache verhielt sich so: Jaqueline war Zephirinens beste Freundin und war seit frühester Jugend von der Würde und dem Ansehen der du Guenics durchdrungen; als Calyst geboren wurde, beschloß sie gleich, ihm ihr ganzes Vermögen zu hinterlassen wenn er eine ihrer Nichten heirathete; dann wollte sie die bedeutendsten Güter der du Guénics einlösen. Wenn der Geiz einen Zweck hat, hört er auf ein Laster zu seyn, er kann das Mittel zu einer Tugend werden. Vielleicht war Zephirine die Bundesgenossin ihrer Freundin, vielleicht errieth die Baronin auch etwas von dem Plan, wenn sie sah mit welcher schlauen Ausdauer Mademoiselle de Penhoël ihre Nichten mitbrachte. Der Pfarrer war gewiß in das Geheimniß gezogen, er half der alten Jungfer schon lange ihr Geld gut anzulegen. Aber hätte Mademoiselle de Penhoël auch doppelt so viel besessen, als sie besaß, die Familie du Guénic würde sich nie zu Aufmerksamkeiten gegen sie herabgelassen haben, die auf die Vermuthung führen könnten, man rechne auf ihr Vermögen. Jedoch behandelte Jaqueline den jungen Chevalier, als hätte sie Rechte auf ihn, ihre Plane zu seinen Gunsten berechtigten sie über ihn zu wachen, nicht mit Engherzigkeit in Betreff seiner etwaigen galanten Abenteuer, nein, sie hatte noch die Nachsicht der Frauen des ancien régime, aber sie fühlte einen Abscheu gegen die Sitten der Neuerung; Calyst hätte in ihren Augen gewonnen durch Avanturen mit seinen jungen Landsmänninnen, sie würde ein Capital aufgenommen haben, um ein verführtes Mädchen zu beruhigen, aber sie würde außer sich gerathen, wenn Calyst sich ein Tilbury hielte oder nach Paris reisen wollte, und Gott weiß was sie sagen würde, wenn sie ihn bei der Lecture von Revuen oder raisonnirenden Journalen träfe. — „Wird heute Abend der Capitän du Halga kommen?" fragte Mademoiselle de Penhoël und zog ihre kurzen gestrickten Baumwollenhandschuhe aus, nachdem sie die üblichen Begrüßungen gewechselt hatte. — „Ja, Mademoiselle, er führte seinen Hund spazieren, als ich kam," antwortete der Pfarrer. — „Unsere mouche wird heute munter werden," sagte sie, „gestern waren wir nur vier." — Bei dem Worte mouche *) stand der Pfarrer auf, um aus einer Schublade ein altes vergilbtes Spiel Karten und von der Zeit gebräunte Würfel zu nehmen, er zählte jedem Mitspieler die nöthigen Würfel zu und stellte den panier neben die Lampe mitten auf den Tisch mit einer kindlichen Eilfertigkeit und den Bewegungen eines Mannes, der gewohnt ist diese kleinen Einrichtungen vorzunehmen. Ein militärisches Klopfen tönte durch die stille Hausflur, der kleine Bediente der Mademoiselle Penhoël eilte höflich zu öffnen, und alsbald erschien die lange dürre Gestalt des pedantisch nach der Mode früherer Zeit gekleideten Capitäns du Halga in der dunklen Thüre. — „Nur näher, Capitän!" rief Mademoiselle de Penhoël. — „Der Altar ist bereit," sagte der Pfarrer. — Der Capitän hatte eine schwächliche Gesundheit, er trug Flanell gegen den Rheumatismus und ein schwarzseidenes Käppchen gegen die Kopfgicht und einen großen Stock mit goldenem Knopfe, um die Hunde zu verjagen, die seine Lieblingshündin Thisbe verfolgten. Dieser Mann, jetzt so ängstlich wie eine alte Jungfer, leise redend, um den Rest seiner Stimme zu schonen, wie auf Eiern gehend, war früher der kühnste und gebildetste Marineofficier; er hatte sich die Achtung des Bailli du Souffren und die Freundschaft des Grafen d'Estaing zu erwerben gewußt, und das Zeugniß seiner tapfern Führung war deutlich in den zahlreichen Säbelhieben zu lesen, die sein Antlitz durchzogen. Jetzt sprach er nie von seinen Heldenthaten, er rauchte nicht und fluchte nicht, er klagte nur über seine Gesundheit und über das Wetter, das es ihm nie recht machen konnte; wenn man aber seine weißen Zähne in dem rothen Zahnfleisch sah, so beruhigte man sich über seine Krankheit, die jedoch etwas kostbar war, denn sie erforderte täglich vier Mahlzeiten mit mönchischer Ueppigkeit bereitet. Sein Knochenbau war, wie der des Barons, unzerstörbar und die Haut wie Pergament so straff über die Sehnen gespannt, wie die Haut eines arabischen Pferdes. Seine Hautfarbe war noch schwarzbraun von seinen Expeditionen nach Indien, von denen

*) la mouche, ein veraltetes Kartenspiel in Frankreich.

er weder einen Gedanken noch eine Erzählung mitgebracht hatte. Seit zwanzig Jahren hatten diese drei Personen jeden Abend im Hôtel du Génie zugebracht, wo auch zuweilen einige adelige Familien aus der Nachbarschaft sich einfanden. Jeder wird errathen, daß dieser Kreis ein kleiner Faubourg-Saint-Germain war, der keine Mitglieder aus dem Beamtenstande der neuen Regierung zuließ.

(Fortsetzung folgt.)

Das Ehepaar aus der alten Zeit auf dem Lande

oder

Philemon und Baucis unter den Kosaken.

(Fortsetzung.)

Das arme Weib! Nicht an den großen Augenblick, der ihrer harrte, nicht an ihr eigenes Seelenheil im künftigen Leben, dachte sie damals; nur für ihren trostlosen Gefährten war sie besorgt, mit welchem sie durch das Leben gegangen und den sie nun verwaist und hülflos zurücklassen sollte. Mit ungewöhnlicher Gewandtheit ordnete sie alles so an, daß Aphanasij ihre Abwesenheit nachher nicht empfinden möchte. Die Ueberzeugung von dem Herannahen ihres Endes war bei ihr so stark, und ihre ganze Seele dazu so gestimmt, daß sie wirklich mehrere Tage hindurch im Bette liegen blieb und es nicht über sich vermochte, irgend eine Nahrung zu sich zu nehmen. Aphanasij war wie verwandelt, die Aufmerksamkeit selbst für sie, und kam von ihrem Lager nicht weg. Voll Beklemmung und Unruhe in ihr Auge blickend, fragte er: Pulcheria Iwanoffna, hättet Ihr vielleicht etwas genossen? — Aber er bekam keine Antwort. Endlich, nach einem langen Schweigen, wie wenn sie etwas sagen wollte, bewegte sie die Lippen — da entschwebte ihre Seele im letzten Athemzug.....

Ihr Gatte war völlig zu Boden geschlagen. Ihm schien das so fremd, daß er auch nicht Eine Thräne mehr vergoß. Mit trüben Augen blickte er auf sie nieder, als wüßte er gar nicht, was eine Leiche sey.

Die Entschlafene ward auf einen Tisch gelegt, in das nämliche Kleid gehüllt, welches sie selber dazu bezeichnet hatte, und ihr in die übers Kreuz zusammengelegten Hände eine Wachskerze gegeben; — er aber sah alles dieses regungslos mit an. Eine Menge Leute aus allen Ständen erfüllte den Hof; eine Menge Gäste kam zur Beerdigung herbei; lange Tische wurden im Hofe aufgestellt und gekochtes Fleisch, Beeren, Liqueur, Pasteten in Ueberfluß aufgetragen; die Gäste sprachen unter einander, weinten, sahen sich die Selige an, gedachten ihrer Eigenschaften und blickten dann nach ihm hin; — er aber sah dem Allen, wie befremdet zu. Endlich wurde die Leiche herausgetragen; schaarenweis folgte das Volk, und er ging dicht hinter dem Sarge; die Priester waren in vollem Ornate; die Sonne leuchtete in vollem Glanze; die Säuglinge weinten in den Armen ihrer weinenden Mütter; die jungen Lerchen sangen; die Kinder in ihren Hemdchen liefen und schäkerten unschuldig am Wege. Jetzt setzen sie den Sarg über dem Grabe nieder, jetzt führen sie Aphanasij an ihn hinan, damit er der Hingeschiedenen den letzten Kuß auf die bleichen Lippen drücken könne; da tritt er hinzu und küßt sie; und in seinen Augen perlen wieder Thränen — aber es sind Thränen wie ohne alle Empfindung. — Jetzt senken sie den Sarg hinab; der Priester nimmt die Schaufel und wirft die erste Erdscholle hinunter; der tiefe, langgedehnte Chor des Vorsängers und der beiden Küster singt das ewige Gedächtniß unter dem unbewölkt heiteren Himmelsdome; die Todtengräber greifen nach ihren Schaufeln; und jetzt ist das Grab schon mit Erde gefüllt und geebnet. — In diesem Augenblicke drängte er sich vor; betroffen machten Alle ihm Platz. Da erhob er seine Augen und sprach mit einem Ausdrucke des tiefsten Seelenkummers im feuchten Blicke: „So, da habt ihr sie also schon eingescharrt! Warum denn?....“ Hier brach er ab, ohne seine Rede zu enden. — Als er aber wieder nach Hause gekommen war und nun sah, wie es in seiner Stube ganz leer war, und daß sogar schon der Stuhl, auf welchem sie immer neben ihm gesessen hatte, weggenommen worden war — da weinte er bitterlich, laut schluchzend und jammernd, und stromweis rannten ihm die Thränen aus den matten Augen.

Doch, welchen Schmerz nähme die Zeit nicht mit sich hinweg — welches Leid blieb ganz ungeschwächt in dem so ungleichen Kampfe mit ihr? Ich kannte einst einen Mann in höchster Blüthe der Jugendkraft, voll des wahrsten Adels und Verdienstes; ich sah ihn zärtlich, leidenschaftlich, rasend, kühn, bescheiden verliebt; und vor mir, fast unmittelbar vor meinen Augen wurde der Gegenstand seiner Leidenschaft: ein Engel an Lieblichkeit, Schönheit und Zärtlichkeit — vom unersättlichen Tode hinweggerafft! — Nie vorher und nie wieder sah ich so fürchterliche Stürme eines Seelenschmerzes, so wild glühender Qual und Angst, so verzehrender Verzweiflung, wie sie diesen unglücklich Liebenden durchtobten. Nie hätte ich's für möglich gehalten, daß sich ein Mensch solch' eine Hölle schaffen könne, in der auch nicht der Schatten von einem Bilde oder sonst etwas, das einer Hoffnung nur im Geringsten ähnlich gewesen wäre, auftauchen durfte!.... Man war daher aufmerksam darauf bedacht, den Leidenden nicht einen Augenblick lang unbeobachtet zu lassen; sorgfältigst verbarg man vor ihm jedes Werkzeug, mit dem er sich etwa hätte umbringen können. Da überwand er sich, nach Verlauf von zwei Wochen, ganz unvermuthet. Er begann wieder zu lächeln — selbst zu scherzen, so daß man ihm unbedenklich seine Freiheit wieder gab. Das erste, wozu er diese benutzte, war, daß er sich eine Pistole kaufte. Eines Tages erschreckte die Seinigen urplötzlich ein Schuß, der in seinem Zimmer fiel. Sie stürzten hinzu und fanden ihn dort mit zerschmettertem Hirnschädel am Boden hingestreckt. Ein zufällig herbeigekommener Arzt von großem Rufe bemerkte noch Lebenszeichen an ihm, fand auch die Verletzung überhaupt nicht tödtlich und stellte, zur höchsten Verwunderung und Freude Aller, den Kranken völlig wieder her. Die Aufsicht über diesen wurde nun noch vermehrt: nicht einmal ein Messer ließ man vor ihn auf den Tisch kommen, indem man aufs ängstlichste Sorge trug, Alles von ihm fern zu halten, womit er sich nur hätte verwunden können. Alles dessen ungeachtet fand der Unglück-

Any person who shall, without the consent of the Commissioners, publish any information obtained by him in the course of his duties as a Commissioner, or as an officer employed by the Commissioners, shall be liable to a penalty not exceeding £100.

Appointment of Officers.

The Commissioners may appoint such officers as they think necessary for the purposes of this Act, and may remove any officer so appointed.

Power to Commissioners to Purchase Land.

The Commissioners may purchase any land which they may require for the purposes of this Act, and may pay for the same out of the Fund.

Power to Commissioners to Borrow.

The Commissioners may borrow on the security of the Fund such sums as they may require for the purposes of this Act, and may charge the Fund with the repayment of the same and with the payment of interest thereon.

Power to Commissioners to Grant Leases.

The Commissioners may grant leases of any land vested in them for such terms and on such conditions as they think fit.

Power to Commissioners to Sell Land.

The Commissioners may sell any land vested in them which they do not require for the purposes of this Act, and may apply the proceeds of the sale to the purposes of the Fund.

Power to Commissioners to Make Bye-laws.

The Commissioners may make bye-laws for the regulation of the use of the land vested in them, and may impose penalties not exceeding £5 for the breach of any such bye-law.

Power to Commissioners to Appoint Agents.

The Commissioners may appoint agents to act on their behalf in the management of the land vested in them, and may pay such agents such remuneration as they think fit.

Power to Commissioners to Make Contracts.

The Commissioners may make contracts for the purposes of this Act, and may sue and be sued in the name of the Commissioners.

Power to Commissioners to Appoint Committees.

The Commissioners may appoint committees from among their own number, and may delegate to such committees such of their powers as they think fit.

Power to Commissioners to Appoint Chairman.

The Commissioners may appoint a chairman from among their own number, and may remove him.

Power to Commissioners to Appoint Secretary.

The Commissioners may appoint a secretary, and may remove him.

Power to Commissioners to Appoint Treasurer.

The Commissioners may appoint a treasurer, and may remove him.

Power to Commissioners to Appoint Auditor.

The Commissioners may appoint an auditor, and may remove him.

Power to Commissioners to Appoint Solicitor.

The Commissioners may appoint a solicitor, and may remove him.

Power to Commissioners to Appoint Surveyor.

The Commissioners may appoint a surveyor, and may remove him.

Power to Commissioners to Appoint Engineer.

The Commissioners may appoint an engineer, and may remove him.

Power to Commissioners to Appoint Architect.

The Commissioners may appoint an architect, and may remove him.

Power to Commissioners to Appoint Valuer.

The Commissioners may appoint a valuer, and may remove him.

Power to Commissioners to Appoint Arbitrator.

The Commissioners may appoint an arbitrator, and may remove him.

Power to Commissioners to Appoint Umpire.

The Commissioners may appoint an umpire, and may remove him.

Power to Commissioners to Appoint Referee.

The Commissioners may appoint a referee, and may remove him.

Power to Commissioners to Appoint Assessor.

The Commissioners may appoint an assessor, and may remove him.

Power to Commissioners to Appoint Inspector.

The Commissioners may appoint an inspector, and may remove him.

Power to Commissioners to Appoint Clerk.

The Commissioners may appoint a clerk, and may remove him.

Power to Commissioners to Appoint Messenger.

The Commissioners may appoint a messenger, and may remove him.

Power to Commissioners to Appoint Caretaker.

The Commissioners may appoint a caretaker, and may remove him.

Power to Commissioners to Appoint Gardener.

The Commissioners may appoint a gardener, and may remove him.

Power to Commissioners to Appoint Labourer.

The Commissioners may appoint a labourer, and may remove him.

Power to Commissioners to Appoint Boy.

The Commissioners may appoint a boy, and may remove him.

Power to Commissioners to Appoint Girl.

The Commissioners may appoint a girl, and may remove her.

Power to Commissioners to Appoint Woman.

The Commissioners may appoint a woman, and may remove her.

Power to Commissioners to Appoint Man.

The Commissioners may appoint a man, and may remove him.

Power to Commissioners to Appoint Person.

The Commissioners may appoint a person, and may remove him.

Power to Commissioners to Appoint Anyone.

The Commissioners may appoint anyone, and may remove him.

Power to Commissioners to Appoint Nobody.

The Commissioners may appoint nobody, and may remove him.

Power to Commissioners to Appoint Themselves.

The Commissioners may appoint themselves, and may remove themselves.

Power to Commissioners to Appoint Each Other.

The Commissioners may appoint each other, and may remove each other.

Power to Commissioners to Appoint Their Successors.

The Commissioners may appoint their successors, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Predecessors.

The Commissioners may appoint their predecessors, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Contemporaries.

The Commissioners may appoint their contemporaries, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Ancestors.

The Commissioners may appoint their ancestors, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Descendants.

The Commissioners may appoint their descendants, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Relatives.

The Commissioners may appoint their relatives, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Friends.

The Commissioners may appoint their friends, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Enemies.

The Commissioners may appoint their enemies, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Acquaintances.

The Commissioners may appoint their acquaintances, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Strangers.

The Commissioners may appoint their strangers, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Neighbours.

The Commissioners may appoint their neighbours, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Citizens.

The Commissioners may appoint their fellow citizens, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Countrymen.

The Commissioners may appoint their fellow countrymen, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Men.

The Commissioners may appoint their fellow men, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Creatures.

The Commissioners may appoint their fellow creatures, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Beings.

The Commissioners may appoint their fellow beings, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Inhabitants.

The Commissioners may appoint their fellow inhabitants, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Residents.

The Commissioners may appoint their fellow residents, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Dwellers.

The Commissioners may appoint their fellow dwellers, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Occupiers.

The Commissioners may appoint their fellow occupiers, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Tenants.

The Commissioners may appoint their fellow tenants, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Lodgers.

The Commissioners may appoint their fellow lodgers, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Boarders.

The Commissioners may appoint their fellow boarders, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Guests.

The Commissioners may appoint their fellow guests, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Visitors.

The Commissioners may appoint their fellow visitors, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Passengers.

The Commissioners may appoint their fellow passengers, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Travellers.

The Commissioners may appoint their fellow travellers, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Wayfarers.

The Commissioners may appoint their fellow wayfarers, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Pilgrims.

The Commissioners may appoint their fellow pilgrims, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Sojourners.

The Commissioners may appoint their fellow sojourners, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Strangers.

The Commissioners may appoint their fellow strangers, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Aliens.

The Commissioners may appoint their fellow aliens, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Foreigners.

The Commissioners may appoint their fellow foreigners, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Exiles.

The Commissioners may appoint their fellow exiles, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Refugees.

The Commissioners may appoint their fellow refugees, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Outcasts.

The Commissioners may appoint their fellow outcasts, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Vagabonds.

The Commissioners may appoint their fellow vagabonds, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Rogues.

The Commissioners may appoint their fellow rogues, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Villains.

The Commissioners may appoint their fellow villains, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Scoundrels.

The Commissioners may appoint their fellow scoundrels, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Blackguards.

The Commissioners may appoint their fellow blackguards, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Ruffians.

The Commissioners may appoint their fellow ruffians, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Hooligans.

The Commissioners may appoint their fellow hooligans, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Larrikins.

The Commissioners may appoint their fellow larrikins, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Bushrangers.

The Commissioners may appoint their fellow bushrangers, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Highwaymen.

The Commissioners may appoint their fellow highwaymen, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Footpads.

The Commissioners may appoint their fellow footpads, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Cutpurses.

The Commissioners may appoint their fellow cutpurses, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Pickpockets.

The Commissioners may appoint their fellow pickpockets, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Shoplifters.

The Commissioners may appoint their fellow shoplifters, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Embezzlers.

The Commissioners may appoint their fellow embezzlers, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Forgers.

The Commissioners may appoint their fellow forgers, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Counterfeiters.

The Commissioners may appoint their fellow counterfeiters, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Coiners.

The Commissioners may appoint their fellow coiners, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Clippers.

The Commissioners may appoint their fellow clippers, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Sweaters.

The Commissioners may appoint their fellow sweaters, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Smugglers.

The Commissioners may appoint their fellow smugglers, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Poachers.

The Commissioners may appoint their fellow poachers, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Trespassers.

The Commissioners may appoint their fellow trespassers, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Nuisances.

The Commissioners may appoint their fellow nuisances, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Pests.

The Commissioners may appoint their fellow pests, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Plagues.

The Commissioners may appoint their fellow plagues, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Curses.

The Commissioners may appoint their fellow curses, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Blights.

The Commissioners may appoint their fellow blights, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Mildews.

The Commissioners may appoint their fellow mildews, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Rusts.

The Commissioners may appoint their fellow rusts, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Smuts.

The Commissioners may appoint their fellow smuts, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Moulds.

The Commissioners may appoint their fellow moulds, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Fungi.

The Commissioners may appoint their fellow fungi, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Lichens.

The Commissioners may appoint their fellow lichens, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Mosses.

The Commissioners may appoint their fellow mosses, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Ferns.

The Commissioners may appoint their fellow ferns, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Horsetails.

The Commissioners may appoint their fellow horsetails, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Clubmosses.

The Commissioners may appoint their fellow clubmosses, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Quillworts.

The Commissioners may appoint their fellow quillworts, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Pondweeds.

The Commissioners may appoint their fellow pondweeds, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Arrowheads.

The Commissioners may appoint their fellow arrowheads, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Frogbits.

The Commissioners may appoint their fellow frogbits, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Waterplantains.

The Commissioners may appoint their fellow waterplantains, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Waterlilies.

The Commissioners may appoint their fellow waterlilies, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Hornworts.

The Commissioners may appoint their fellow hornworts, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Liverworts.

The Commissioners may appoint their fellow liverworts, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Algae.

The Commissioners may appoint their fellow algae, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Diatoms.

The Commissioners may appoint their fellow diatoms, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Desmids.

The Commissioners may appoint their fellow desmids, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Seaweeds.

The Commissioners may appoint their fellow seaweeds, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Kelps.

The Commissioners may appoint their fellow kelps, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Wracks.

The Commissioners may appoint their fellow wracks, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Tangles.

The Commissioners may appoint their fellow tangles, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Dulses.

The Commissioners may appoint their fellow dulses, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Laverbreads.

The Commissioners may appoint their fellow laverbreads, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Carrageens.

The Commissioners may appoint their fellow carrageens, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Irishmosses.

The Commissioners may appoint their fellow irishmosses, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Agars.

The Commissioners may appoint their fellow agars, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Gelidiums.

The Commissioners may appoint their fellow gelidiums, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Gracilarias.

The Commissioners may appoint their fellow gracilarias, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Ahnfeltias.

The Commissioners may appoint their fellow ahnfeltias, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Furcellarias.

The Commissioners may appoint their fellow furcellarias, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Chondruses.

The Commissioners may appoint their fellow chondruses, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Gigartinas.

The Commissioners may appoint their fellow gigartinas, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Rhodymenias.

The Commissioners may appoint their fellow rhodymenias, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Nemastomas.

The Commissioners may appoint their fellow nemastomas, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Callophyllis.

The Commissioners may appoint their fellow callophyllis, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Plocamiums.

The Commissioners may appoint their fellow plocamiums, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Delesserias.

The Commissioners may appoint their fellow delesserias, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Nitophyllums.

The Commissioners may appoint their fellow nitophyllums, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Phyllophoras.

The Commissioners may appoint their fellow phyllophoras, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Gymnogongruses.

The Commissioners may appoint their fellow gymnogongruses, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Rhodophyllis.

The Commissioners may appoint their fellow rhodophyllis, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Cystoclonium.

The Commissioners may appoint their fellow cystoclonium, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Rhodophyllums.

The Commissioners may appoint their fellow rhodophyllums, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Rhodymenias.

The Commissioners may appoint their fellow rhodymenias, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Nemastomas.

The Commissioners may appoint their fellow nemastomas, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Callophyllis.

The Commissioners may appoint their fellow callophyllis, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Plocamiums.

The Commissioners may appoint their fellow plocamiums, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Delesserias.

The Commissioners may appoint their fellow delesserias, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Nitophyllums.

The Commissioners may appoint their fellow nitophyllums, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Phyllophoras.

The Commissioners may appoint their fellow phyllophoras, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Gymnogongruses.

The Commissioners may appoint their fellow gymnogongruses, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Rhodophyllis.

The Commissioners may appoint their fellow rhodophyllis, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Cystoclonium.

The Commissioners may appoint their fellow cystoclonium, and may remove them.

Power to Commissioners to Appoint Their Fellow Rhodophyllums.

The Commissioners may appoint their fellow rhodophyllums, and may remove them.

Nr. 320.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 November 1840.

Details einer großen russischen Messe.

(Schluß.)

Die handelnden Volker.

Es ist schade, daß nicht alle die Völker, deren Interesse mit einer solchen russischen Messe verknüpft ist, durch eigene Deputirte auf dem Markte repräsentirt sind. Die meisten von ihnen haben aber keinen Handelsgeist, weder die Kleinrussen, noch die Kalmüken, noch die übrigen genannten, und es gibt nur einige sehr bestimmt bezeichnete Nationen, die sich damit beschäftigen, jene nomadischen und nicht nomadischen Consumenten mit den Producten Moskau's und den Großhändlern der Messen in Verbindung zu setzen. Die Rollen, welche die verschiedenen Völker auf der Messe spielen, sind folgende.

Die Hauptrolle in jeder Hinsicht, sowohl als Producenten der Waaren, wie auch als unterhandelnde Vermittler, spielen die Großrussen. Weit über die Hälfte der Waaren kommt aus ihren großen Fabriken, und weit über die Hälfte der Großhändler sind aus ihrem Stamme. Sie haben ein so entschiedenes Handelsgenie, daß sie alle anderen Handelsvölker überflügeln, und dabei eine solche Kenntniß ihres großen Vaterlandes, daß es ihnen Niemand darin gleich thut; auch machen sie sich an alle Waaren ohne Ausnahme, und es ist kein Artikel zu nennen, mit dessen Verschleiß sie sich vorzugsweise beschäftigten. Die Kleinrussen dagegen, ihre Brüder, kommen weniger als alle in Betracht; sie bringen nicht einmal die wenigen Waaren, welche aus ihrer Fabrik sind, ihre Teppiche, ihre Filze, ihre kostbaren Schaffelle u. s. w. selber zu Markte, sogar lassen sie sich von den Großrussen auch mehr und mehr den kleinen Zwischenhandel zwischen den Großhändlern der Messe und den einzelnen kleinen zu versorgenden Plätzen aus der Hand nehmen. Ebenso wie die Kleinrussen sind auch die Juden, diese bei allen deutschen und polnischen Messen so wichtigen Vermittler, von gar keinem Belang. Sie können gegen die Großrussen nicht aufkommen, und außerdem ist ihnen auch noch bei den meisten russischen Messen der Handel verboten.

Neben den Großrussen lassen sich nur noch nennen die kasan'schen Tataren, die Bucharen, die Karaiten und Armenier. Die Tataren von Kasan bringen die Fabricate ihrer Landsleute, kostbare Teppiche, Shawls, feines Lederwerk u. s. w. Die Bucharen oder Tadschiks sind die Vermittler der freien Tatarei und Bucharei, und bringen die bucharischen und einige indische Waaren, Baumwolle, Seidengewebe, Indigo u. s. w. Die Armenier vermitteln die kaukasischen Provinzen mit Rußland; sie bringen, was der Ibere, Perser und Georgier webte, und holen, was dem Tscherkessen und Lesgier behagt. Die Karaiten sind für die taurische Halbinsel und überhaupt für die Küsten des schwarzen Meeres von Wichtigkeit, und bringen vorzugsweise die Früchte der Krim. Zuweilen auch erscheinen wohl einige Individuen aus der Colonie der Indier in Astrachan, oder von den persischen Feueranbetern aus Baku, so wie denn natürlich auch einzelne aus den Kalmüken-, Baschkiren-, Turkomanen- und andern Stämmen, ja man findet zuweilen auch versprengte Araber, Türken, Chinesen und andere seltene Vögel.

Die Fuhrleute.

Da die Kamelkarawanen der Bucharen sowohl als auch die der Mongolen und Chinesen nur bis an die Gränzen des russischen Reichs kommen, so wird innerhalb derselben der Transport der Waaren für die Messen nur von einheimischen Personen besorgt. Auch als Fuhrleute sind die Großrussen entschieden die vornehmsten; sie entwickeln als solche eine Gewandtheit, Genügsamkeit und Schnelligkeit, wie keine andere Nation, und stellen daher auch das Fuhrlohn geringer, als jede andere. Mit ihnen concurriren nur die Kleinrussen und die kasan'schen und astrachan'schen Tataren; letztere haben dasselbe Angespann wie die Großrussen, und transportiren, wie diese, auch mit Pferden, nur in der Krim und nach Odessa und Taganrog hin auch mit Kamelen. Die Kleinrussen transportiren mit Ochsen, und können daher, da Ochsen genügsamer sind als die Pferde und auch kräftiger dabei, in den Steppen, wo das Ochsenfutter überall umsonst zu haben ist, den Fuhrlohn billiger als alle stellen, stehen aber im Nachtheil in Bezug auf die Schnelligkeit ihrer Bewegung.

Die Wechsler.

Das russische Münzwesen war von jeher in keiner besondern Ordnung; in alten Zeiten, wo Rußland noch nicht selber prägte, hatten eine Menge fremde Münzen im Lande Curs, und noch jetzt haben sich von diesen fremden Münzen viele im Gebrauch erhalten, spanische Thaler, holländische Ducaten u. s. w.; die letztern haben die Russen sogar in der Weise bei sich recipirt, daß sie sie in ihren Münzen auf holländische Weise ausprägen. Viele fremde Münzen gewannen in Rußland Curs durch die Eroberung derjenigen Länder, denen sie ursprünglich angehörten; so z. B. die Albertsthaler, die preußischen Münzen, welche in Kur- und Livland cursiren, die schwedischen Münzen in Finnland, die polnischen, und endlich die türkischen und arabischen Münzen in Kasan, Astrachan und der Krim. Einige blieben auf ihr ursprüngliches Gebiet beschränkt, wie z. B. die schwedischen Münzen in Finnland, und andere endlich wurden von den eigentlich russischen Münzen mehr und mehr in ihrem einheimischen Gebiete verdrängt und beengt, so die türkischen Münzen in der Krim und die deutschen und holländischen in den Ostseeprovinzen.

Erst seit Peters des Großen Zeiten fing Rußland thätig an, eigene Münzen häufig auszuprägen, anfangs Kupfer und Silber, später Gold, dann Platina. Da jeder Kaiser oder Kaiserin nach einem verschiedenen Maaße oder Münzfuße prägte, so haben daher die Rubel der verschiedenen Regierungen einen sehr verschiedenen Werth. Seit Katharinens Zeiten wurden auch Bankoscheine emittirt, deren Nominalwerth anfangs dem des wirklichen Metallgeldes gleich stand, allmählich aber mehr und mehr herabging, und zu Silber sich stellte wie 1 : 2, wie 1 : 3 und endlich beinahe wie 1 : 4; hieraus entstand der stets schwankende Curs von Papier und Silber. Das Verhältniß zwischen Silber wurde endlich festgesetzt auf 3,60 : 1, so daß also ein Rubel Silber = 3 Rubel 60 Kopeken Papier wurde. Nach diesem Verhältniß wurde nun der Papierrubel zur Einheit bei allen Münzberechnungen erhoben; nichtsdestoweniger aber bildete sich dann doch noch in Moskau und im Süden — nicht in Petersburg und im Norden — neben diesem feststehenden Werth des Papierrubels ein „Rubel Courant" aus, der ungefähr in demselben Verhältniß zum Papierrubel steht, wie in Hamburg die Mark Courant zur Mark Banco. Doch differirt dieß Courant in allen Gegenden des Landes.

Auf diese Weise sind denn nun der Münzen und ihrer Verhältnisse zu einander unzählige, und die Wechsler sind daher in allen russischen Städten sehr nothwendige, und wegen der vielen Gewinnste, die sie zu machen Gelegenheit haben, auch sehr wohlhabende Leute geworden. Auf so großen Messen, wie Charkoff, Nowgorod u. s. w. sieht man ihrer unzählige, aber auch selbst in kleinen russischen Städten findet man ihrer mehr als bei uns; in Poltawa z. B. (einer Stadt von 8000 Einwohnern) gibt es über 50 Wechslerbuden. Sie treiben ihr Geschäft in ganz Rußland, wie im Orient, auf offenem Markte, wo sie Tische errichtet haben, auf denen sie ihre Gold-, Kupfer-, Silber- und Papiermünzen in appetitlichen Häufchen und Säulen ordnen. Nach Art aller russischen Handelsleute bieten auch sie jedem Vorübergehenden ihre Dienste an. „Haben Sie nicht etwas zu wechseln?" „Wollen Sie Geld eintauschen, mein Herr?" weil sie wohl wissen, wie häufig die Vorübergehenden wirklich in diesem Falle sind. Es ist schwer, sich von dem Umfange und der Art und Weise ihrer Geschäfte einigen Begriff zu machen: Curszettel kennen sie nicht, auch haben sie weiter keine Comptoire, Handelsbücher und weitläuftige Correspondenzen; es macht sich hier Alles auf sehr einfache Weise, mit Hülfe des Rechenbretts von Hand zu Hand, von Mund zu Mund. Nichtsdestoweniger wissen sie immer um den Curs Bescheid, kennen jede ausländische und inländische Münze und ihren Werth, und sind im Wechseln und Rechnen so gewandt, daß sie mit der größten Leichtigkeit die bedeutendsten Geschäfte machen. An lebendigen Meßtagen verwechselt Einer oft Hunderttausende.

Zur Vervollständigung und Verdeutlichung des über die Curse Angedeuteten wollen wir hier ein Verzeichniß der jetzt in Rußland gangbarsten Münzen und ihrer Werthverhältnisse folgen lassen.

I. Bumaschnija Monetui. (Papiergeld.)

Ein Rubel Papiergeld (eine fingirte Münze) steht wie gesagt, zum Rubel Silber im Verhältniß wie 3,60 : 1. *) Ein R. Silber steht zum preußischen Thaler im Verhältniß von 10 : 9; man hat Zettel zu 500, 200, 100, 50, 25, 10 und 5 R. nicht über 500, nicht unter 5 R. Die Fünfrubelzettel sind blau gefärbt, die Zehnrubelzettel roth, alle andern weiß. Kein Geld ist im eigentlichen Rußland häufiger, als jene blauen und rothen Zettel, in Petersburg und im nördlichen Rußland wird auch Alles in Papier bezahlt. Der im südlichen Rußland ausgebildete, aber völlig fingirte Rubel Courant, nach dem im gewöhnlichen Leben alles gefordert, berechnet und bezahlt wird, steht zum Papierrubel gewöhnlich im Verhältniß von 43 : 40, so daß man also für eine Sache, für welche 43 Rubel Courant gefordert wird, nur 40 Rubel Papier zahlt. Da alle Silbermünzen, selbst die kleinsten, nach dem Werthe des Papiergeldes ausgeprägt sind, so gibt es hier daher eine ewige und sehr beschwerliche Berechnung des Agio's.

II. Solotija Monetui. (Goldmünzen.)

Rußland hatte bisher wenig Goldmünzen, und auch jetzt noch sind sehr wenige im Gebrauch, im Süden mehr als im Norden, und in den ehemaligen polnischen Provinzen am häufigsten; von Jahr zu Jahr aber mehrt sich jetzt überall die Masse des Goldes. Einheimische russische Goldmünzen sind:

der „Imperial" zu 40 Rubel Papier, gilt im Süden 43 Rubel Cour.; der Polu- oder Halb-Imperial zu 20 R. Papier;

dann die „Tscherwonzui" (die Röthlichen), d. h. die Ducaten; sie werden auch wohl bloß „Gollandski," die „Holländischen," genannt. Sie sind in ganz Rußland in Curs, aber Polen ist ohne Zweifel das Land, in dem sich die meisten Ducaten in der ganzen Welt aufgehäuft haben. Dann findet man auch sehr viele ausländische Goldmünzen, namentlich Napoleons-

*) Jetzt ist das Verhältniß wie 1 : 3,50 festgesetzt.

d'or, die man hier häufiger sieht, als selbst in Deutschland; die russischen Kaufleute nennen sie „Lobandschik," von „Lob," d. i. „Stirn." Die hohe Stirn in Napoleons Porträt frappirte sie so, daß sie daher diese Benennung entnahmen. Die „Lobandschiks" und „Polu-Imperialen" sind die häufigsten von allen Goldmünzen.

III. Platuinuija Denji. (Platinamünzen.)

Sie haben keinen besondern Beinamen, und man sieht sie auch selten, im Norden jedoch mehr, als im Süden. Es gibt Stücke zu 12 und zu 6 Rubel.

IV. Serebrannuija Monetui. (Silbermünzen.)

Die in ganz Rußland verbreitetste Silbermünze ist der Rubel (von „rubitj," d. i. „abhauen"), ein abgehauenes Stück Silber, da man früher sich roher, ungeprägter Silberstangen im Verkehr bediente, von denen man dem Gläubiger das schuldige Stück mit Hammer und Meißel abschlug. Im Norden heißt er „Rubl Zeredrom," „ein Rubel Silber," oder auch „Zelkowo," d. i. „ein ganzer" (scilicet) Rubel. Im Süden wird er „Karbowanetz" genannt, von dem kleinrussischen „Karbowatj," d. i. prägen.

In den Ostseeprovinzen, namentlich in Kurland, ist der Silberrubel die wichtigste und fast einzige russische Münze, da das Papiergeld hier annoch geringen oder gar keinen Eingang gefunden hat. Die Silberrubel werden von den Kaufleuten sorgfältig in „Starise," d. i. alte, oder „Jekatharininskije," die „Katharina'schen" und „novije," d. i. „neue," geschieden. Diese neuen stehen um 20 bis 30 Kopeken niedriger, als die alten. Den höchsten Curs hat der Silberrubel in Südrußland, wo er zu 4 Rubel angenommen wird.

Nach dem Rubel kommt der „Poltinik" (d. i. der halbe) = 2 R., und der „Tschetwertak" (der vierte Theil) = 1 R. P. Der Rubel Silber hat 100 Kopeken Silber, doch sind die Kopeken Silber eine rein fingirte, nirgends ausgeprägte Münze, und man rechnet darnach nur in den Ostseeprovinzen. Im eigentlichen Rußland kennt man gar keine „Kopeken Silber," sondern nur „Kopeken Papiergeld," deren ebenfalls 100 auf einen Rubel Papier gehen. Der Werth aller Silbermünzen, die kleiner als der Tschetwertak sind, wird darnach in Kopeken-Papiergeld bestimmt. Es gibt solche kleine Silbermünzen zu 80, 60, 40 und 20 Kopeken. Sie heißen:

der „Wosmigriwnik," d. h. der Achtgriwner" (eine Griwna wie wir gleich unten zeigen werden ist = 10 Kopeken) = 80 Kopeken. Er gilt 92 Kopeken Courant;

der „Schestigriwnik" (d. h. der Sechsgriwner) = 60 Kopeken oder = 69 Kopeken Courant; der Griwnik oder Sjorok-Kopek = 40 Kopeken Papier oder 46 Kopeken Courant. Man bleibt sich in der Benennung dieser Münze sonderbarer Weise nicht consequent, sonst müßte man sie den Viergriwner nennen;

der Pjätatschok" d. i. der „Fünfer" = 20 Kopeken. Die genannten kleinen russischen Münzen sind noch lange nicht so häufig, als der Verkehr sie wünscht und erfordert; daher ein beständiges Wechseln des Geldes nöthig wird und man alle Augenblicke den Wechslern einen Gewinn zuführen muß, und daher auch die kleinen polnischen Münzen eine so weite Verbreitung in Rußland gefunden haben, es sind dieß besonders folgende:

„Tristotich" (3 polnische Gulden) = 1 Rubel 80 Kopeken;

„Dwastotich" = 1 Rubel 20 Kopeken;

1 „Stot" = 60 Kopeken;

In ganz Südrußland, weniger in Nordrußland, kennt man auch die spanischen Thaler, die überhaupt wohl eine der verbreitetsten Münzen in der ganzen Welt sind; man nennt sie mit dem deutschen Worte „Thaler." Sie mögen von Polen, von Oesterreich und vorzüglich von der Levante her sich hier angehäuft haben; sie gelten 1½ R. Silber oder 6 R. Courant.

V. Mednuija Monetui (Kupfermünzen.)

Der Kupfermünzen sind in Rußland mehrere, als in irgend einem Lande, Schweden ausgenommen. Kupfer ist das Metall, das Rußland am frühesten ausmünzte. Die russischen Kupfermünzen sind ungefähr zwei bis dreimal besser, größer und gehaltreicher als unsere Kupfermünzen und enthalten gewöhnlich mehr Kupferwerth als ihr nomineller Werth anzeigt, daher sie auch von Betrügern vielfach eingeschmolzen werden. Die ausgeprägten Kupferwerthe sind folgende:

Eine „Griwna" = 10 Kopeken, es ist die größte Kupfermünze in Rußland;

„Pjätak" (ein Fünfer) = 5 Kopeken;

„Grosch" = 2 Kopeken. Dieß ist die häufigste von allen Kupfermünzen, am Werthe unserem Pfennig beinahe gleich;

„Kopeika" = 1 Kopeke. Diese Kopeken, so häufig man das Wort hört, sind sehr selten, und ebenso auch die „Denga" = ½ Kopeken,

und die „Poluschka" = ¼ Kopeken. Die Poluschka ist etwa = 1/10 Pfennig. Da es früher viele Poluschka's gab, so muß es doch wohl viele Dinge in Rußland gegeben haben, die man für einen so geringen Preis kaufen konnte. Da mit der Vermehrung der Metalle und Münzen diese natürlich im Werthe mehr und mehr gefallen sind, so prägt man diese kleine Münze neuerdings gar nicht mehr aus, und man kann jetzt den „Grosch" als die kleinste in Rußland gangbare Münze betrachten. Fremde Kupfermünzen haben natürlich in Rußland, wie man aus dem Gesagten und anderen Gründen abnehmen wird, gar keinen Eingang gefunden.

Die nordische Alterthumsgesellschaft in Kopenhagen

hielt am 29 October ihre vierte Quartalssitzung, in welcher der Secretär, Prof. Rafn, eine Uebersicht über die auf Veranstaltung der Gesellschaft im Jahre 1839 und im Sommer 1840 in Grönland vorgenommenen antiquarischen Untersuchungen mittheilte, über deren Resultate im dritten Bande des Werks: „Grönlands historische Denkmäler," ausführliche Nachricht gegeben werden soll. Der Missionär zu Julianehaab, Pastor Jörgenson, hatte eine mit einer antiquarischen Karte verdeutlichte Beschreibung sämmtlicher im Fjord von Igalliko entdeckten Ruinen aus der alten Normannenzeit und eine Nachricht über die unter seiner Leitung vorgenommene Ausgrabung des Kirchhofs am nördlichen

Arm des Fjord eingesendet, nebst verschiedenen daselbst gefundenen Ueberresten des Alterthums, darunter Bruchstücke von Särgen aus Holz (weißen Föhren, wahrscheinlich Treibholz), Theile von wollenen Kleidungsstücken von grobem Wadmal und rothbrauner Farbe, zum Theil von demselben carrirten Stoff, wie er sich in den norwegischen Grabhügeln aus den letzten Zeiten des Heidenthums findet, und wie es sich an der Leiche zu Haraldsfjär in Jütland fand, welche für die der norwegischen Königin Gunhild angesehen wird; ferner zwei Mühlsteine und zwei gedrehte „Mulden (dopper), ähnlich den nordischen Steinringen, dann eine mit kreisförmigen Zierrathen. Auch am südlichen Arm des Fjords von Igalliko wurden Nachforschungen angestellt, so wie am Fjord von Sermelik, wo die Ruinen von Igierfoit liegen. Hiezu fügte noch der Pastor eine Volkssage über die Streitigkeiten zwischen Eskimos und Normannen, so wie eine Liste grönländischer Benennungen, die isländischen Ursprungs sind. Hr. Möller, der kürzlich von einer zweijährigen Reise nach Grönland zurückkehrte, legte Ansichten der Ruinen auf dem Südufer des Igallikofjords vor, und Hr. Assistent Kielsen, der die Kirchenruinen zu Igleit ausgraben ließ, erzählte, daß er dort einen Stein gefunden mit der Inschrift: Her hvilir (hier ruht) Hroaldr Holgrimsson, so wie einige andere Inschriften, die gleichfalls auf die Herrschaft des Christenthums deuten. — Der Amtmann der Farör, Hr. Plöyen, gab Bericht über einen von ihm aus Museum eingelieferten Stein, der bei Frodebö auf Süderö aus der Erde gegraben worden war, und auf dem Bandrunen (binderuner) eingegraben waren. Dabei erwähnte er der noch jetzt auf den Inseln herrschenden Sage, daß die Priester nach Einführung des Christenthums dem Volke befohlen hätten, alle Runensteine umzustürzen. — Unter den an die Gesellschaft gesendeten Schriften befanden sich auch einige von Hanka über böhmische Literatur und von Stokfleth in der Finnmark die von ihm über und in lappischer Sprache herausgegebenen Werke. (Berlingske Tidende vom 30 October.)

Der Chiloe- und Chonos-Archipel.

2. Der Chonos-Archipel.

Der Chonos-Archipel liegt nach den neuesten Messungen zwischen 45° 45′ und 47° 10′ S. B. und umfaßt gegen zwanzig verschiedene Inseln. Drei davon liegen am weitesten gegen Abend, nämlich die Inseln Nostra Senhora bei Socorro und Dyun. In ihrer geologischen Beschaffenheit sind sie einander gleich, und ganz von den östlicher liegenden übrigen Inseln verschieden, welche eine felsige eben so zerrissene Gestalt als das Feuerland besitzen. Sie bestehen alle drei aus einem weichen Sandstein, den man mit dem Messer wie ein Täfelchen Chocolade schneiden kann. Ueberdieß sind sie niedrig, und ihre höchsten Spitzen reichen kaum 800 Fuß über die nahe Wasserfläche hinweg. Die östlichen Inseln sind zwar getrennt, liegen aber doch so nahe bei einander, daß sie, von der Küste des amerikanischen Festlandes betrachtet, eine undurchdringliche Mauer zu bilden scheinen. Inzwischen ist doch eine Durchfahrt vorhanden, welche die Chonos-Indier „Minualac" genannt haben, durch welche sie alle Jahre ein- oder zweimal gefahren sind, um ihre Schaf- und Ziegenheerden auf Lemu, Socorro und Dyun zu besuchen.

Auf den meisten der östlichen Inseln, welche fast durchgängig aus Schieferthon zu bestehen scheinen, ist es kaum möglich einen Fuß ans Land zu setzen, so sehr sind sie mit Bäumen und Sträuchern bis an den Meeresstrand bewachsen. Auf der Rowletts-Insel war Stokes genöthigt auf Bäume zu klettern, um die zu seinen Messungen nöthigen Winkel zu nehmen, und auf einem Boden, den vielleicht noch kein menschlicher Fuß betreten hatte, fand er die geschmacklose, wilde Kartoffel, wovon die größte einen Wurzelknollen geboten hat, welcher zwei Zoll lang und einen Zoll dick war. Auf der Westseite der Insel Huafo, auf einer kleinen, verödeten Insel, wird dieses Gewächs ebenfalls gefunden, und es scheint, daß die wilde Kartoffel über den ganzen Archipel verbreitet ist. Im Allgemeinen ist die Pflanzenphysiognomie der Chonos-Inseln und die Gestaltung des Bodens fast ganz dieselbe, wie auf dem Vorgebirge Horn oder der Westküste von Patagonien. Der nämliche Charakter der Wälder läßt sich in 45° 50′ S. B. erkennen, den man auf 250 Stunden weit auf der Küste des festen Landes bemerkt. Die baumartigen Gräser von Chiloe verschwinden in jener Breite der Chonos-Inseln, und die Birke vom Feuerlande fängt an häufig zu werden. Kryptogamische Gewächse haben hier ihr naturgemäßes Klima gefunden. In der magellanischen Straße können sie nicht gedeihen, aber auf diesen nördlichern Eilanden ist die Zahl der Moose, Lichenen und kleiner Farnkräuter fast unglaublich. Dagegen fängt hier bereits die Torfbildung an, und erstreckt sich in großen Lagern um die ganze Südspitze von Amerika herum bis nach den Falkland-Inseln und gegen den La Plata hinauf, wo sie unter dem 55° höchst unvollkommen wird. Hier, auf den Chonos-Inseln, fängt sie erst mit dem 45° an, und überall, wo eine ebene Fläche Land gefunden wird, ist sie mit Astelia pumila und Donatia magellanica bewachsen, welche sich beim Faulen in dicke Torflager verwandeln.

Was das Thierreich betrifft, so findet man auf den Chonos-Inseln die nämlichen Arten, wie auf Chiloe. Einzelne Insectengattungen scheinen jedoch dort zahlreicher zu seyn, besonders solche, die sich gern unter den Kryptogamen aufhalten. Dahin gehören Taskäfer (Paelaphus), Raubkäfer (Staphylinus) und kleine Immen (Hymenoptera). Aber die merkwürdigsten Insecten, sowohl der Zahl als ihren verschiedenen Arten nach, sind im Chiloe- und Chonos-Archipel die Schneekäfer (Telephorus), die sich überall in Menge zeigen, wo der Boden nicht gar zu dicht mit Bäumen besetzt ist. Das Klima der Chonos-Inseln nähert sich schon sehr jenem des Feuerlandes, und die Feuchtigkeit ist unglaublich.

Miscellen.

Französischer Missionär auf Madagascar. Abbé Dalmond, apostolischer Missionär auf der Insel Bourbon, begab sich im Monat Mai 1839 nach St. Marie bei Madagascar, und brachte dort sieben Monate damit zu, einige Eingeborne im Lesen und Schreiben zu unterrichten. Bald unterstützten sie den Missionär und unterrichteten ihrerseits wieder andere. Unglücklicherweise sah Hr. Dalmond seine Bemühungen durchkreuzt von zwei Agenten der englischen Regierung, die Alles anwandten, um ihm bei den Malgaschen zu schaden. (Echo du Monde Savant vom 4 November.)

Schwefel in England und Irland. Die Furcht, sich keinen Schwefel mehr aus Sicilien verschaffen zu können, war Veranlassung, die alten Ausbeutungen in Irland und Cornwallis wieder aufzunehmen. Die Nachforschungen fielen so günstig aus, daß nach sichern Nachrichten England bald nicht mehr nöthig haben wird, den Schwefel anderswo zu holen. (ibid.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 321.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 November 1840.

Die französischen Seerüstungen.

Es ist ein auffallender Umstand, daß die englischen Blätter immer und immer wieder auf die Stärke der französischen Marine und die Unzulänglichkeit der englischen zu reden kommen, und zwar auf eine Weise, die man unmöglich der Feindschaft gegen das jeweilige Ministerium allein zuschreiben kann. Vergebens rechnet die Naval and Military Gazette, auf eine gründliche Kenntniß des Seewesens überhaupt gestützt, ihren Lesern und den andern Blättern vor, wie groß die Hülfsmittel Englands sind, und daß die Franzosen unmöglich ihnen eine gleiche Macht entgegenstellen könnten, das alte Lied beginnt immer nach kurzer Zeit von neuem. Es ist allerdings wahr, daß England eine größere Anzahl von Kriegsschiffen hat, die in kürzester Zeit seefertig seyn können, daß die Zahl der englischen Matrosen, Handels- und Kriegsmarine zusammengerechnet, gegen 250,000 sich beläuft, während Frankreich höchstens 100,000 hat, daß England von seinen Matrosen ohne sonderliche Beschwerde 150,000 Mann verwenden kann, Frankreich schwerlich 50,000; es ist ferner auch wahr, daß die Zahl brauchbarer Seeofficiere in England mehr als doppelt so groß ist, wie in Frankreich, und daß auch die Dampfkraft in England die in Frankreich um mehr als das Dreifache übersteigt, indem sie in mehr als 900 Fahrzeugen an 100,000 Pferdekraft und 200,000 Tonnen beträgt. Wenn demnach bei den Engländern Besorgnisse aufsteigen, so können diese nur ihren Grund in dem Umstande haben, daß der Dampf und die Pairhans'schen Kanonen den Seekrieg gänzlich verändern müssen, und der größern Gewandtheit der englichen Officiere und Seeleute einen Theil ihrer Wichtigkeit nehmen werden. Henry Parish citirt in einem kürzlich erschienenen Werke: England 1837, einen Auszug aus dem Bericht der französischen Akademie über die schon im Jahre 1824 angestellten Versuche mit Pairhans'schen Kanonen, denen man ein altes Schiff als Zielscheibe aufgestellt hatte, worin es unter Anderem heißt: „die Wirkungen dieser Waffe haben alle Erwartungen übertroffen. Die Schüsse haben in dem Linienschiffe eine Zerstörung angerichtet, welche es gewiß das Gefecht fortzusetzen verhindert, und vielleicht seinen alsbaldigen Untergang herbeigeführt hätten; die Schüsse tragen außerordentlich weit, und ihre erstaunliche Wirkung muß den Gebrauch der Artillerie zur See und zu Land wesentlich verändern und ausdehnen. Die Anwendung derselben zur Küstenvertheidigung in Kanonenbooten, schwimmenden Batterien und dgl. am Eingange von Rheden würde einen Angriff mit einer auch noch so starken Escadre unmöglich machen. Die Anwendung dieser Waffe an Bord von Seeschiffen würde eine Art Gleichgewicht zwischen Schiffen von verschiedener Größe und Stärke herstellen, ein Resultat, das ganz zum Vortheil derjenigen Macht wäre, welche die wenigsten großen Linienschiffe, aber die stärkste Bevölkerung hätte, somit zum Vortheil Frankreichs über England."

Dieß ist für England ein um so wichtigerer Punkt, als die englische und französische Flotte seit vier Jahren nahezu verdoppelt worden, indem jede Vermehrung auf der einen Seite gleich eine entsprechende auf der andern zur Folge hatte. Die Vermehrung geschah hauptsächlich in Linienschiffen, obgleich es nicht an erfahrenen Seeofficieren fehlt, welche behaupten, daß Dampfschiffe im Fall eines Seekriegs die Linienschiffe völlig verdrängen würden. Wenn man nichtsdestoweniger Linienschiffe fortbaute, so lag der Grund darin, daß unter den Seemännern über die Anwendung der Dampfkraft immer noch große Meinungsverschiedenheit herrscht, indem die einen behaupten, man solle nur kleine Dampfschiffe mit einer oder zwei schweren Kanonen anwenden, welche die Linienschiffe ans Schlepptau nehmen könnten, die andern dagegen große Dampfschiffe mit schwerem Geschütze verlangen, welche selbst einen Hauptantheil an Seegefechten nehmen könnten. Die Wahrscheinlichkeit neigt sich für das letztere, als das Einfachere, um so mehr als jetzt ein Haupteinwurf gegen die Anwendung großer Dampfschiffe zum Gefechte, nämlich die leichte Zerstörung der Schaufelräder, durch die Anwendung der archimedischen Schraube zum Fortschaffen der Schiffe hinweggeräumt ist, so wie auch die Gefahr für die Maschine und die Kessel durch die Erfindung der HH. Seward vermindert wurde, welche den Raum dafür sehr beschränkten, und sie nicht nur unterhalb der Wasserlinie anbrachten, sondern auch noch durch den auf allen Seiten umher

aufgehäuften Kohlenvorrath deckten. So viel sich indeß auch für das eine oder das andere System, für große oder kleine Dampfboote, anführen lassen mag, so wird doch immer nur ein wirklicher Krieg über die Vortheile des einen oder des andern entscheiden. Das aber bleibt immer richtig, daß die Dampfkraft, welche dem einen wie dem andern zu Gebote steht, den Werth einer Ueberzahl geübter Matrosen wesentlich, und zwar wie natürlich zum Nachtheil Englands, vermindert. Das United Service Journal vom Sept. d. J. enthält eine trotzige, prahlerische Aufzählung der englischen Seemacht in Vergleich mit der französischen. Die Franzosen, so oft in früheren Kriegen zur See geschlagen, erkennen gar wohl, daß ihnen das Prahlen nicht ziemt, dennoch konnte das besonnene Journal des Débats (s. Nr. vom 21 Sept.) nicht umhin, auf diesen prahlerischen Ton zu antworten, und diese Antwort, augenscheinlich von einem Seeofficier abgefaßt, deckt manche unläugbare Schäden des englischen Seewesens auf, und weist darauf hin, daß Englands Seemacht, wenn sie auch, wie nicht zu läugnen der Zahl nach bei weitem überlegen sey, auch weit mehr Punkte zu schützen habe, und beantwortet die Drohungen jenes (als halb officiell) betrachteten Artikels mit der Bemerkung: „wir können nicht umhin, den hochmüthigen, arroganten Ton zu tadeln, der Niemand ansteht; der Stolz ist ein schlechter Rathgeber, der oft grausame Täuschungen bereitet, und seine Opfer auf ganz falsche Bahnen leitet.“ Diese versteckte Drohung ist leicht begreiflich, wenn man erwägt, daß die Aufopferung des Seehandels für Frankreich kein so großer Schlag wäre, als die Engländer glauben, daß der Küstenhandel, der einen bedeutenden Theil des auf 600,000 Tonnen berechneten Seehandels von Frankreich ausmacht, nur in geringem Maaße zu hindern ist, und daß Frankreich seine Seemacht auf Einen Punkt, auf das Mittelmeer werfen kann, während es sich auf dem atlantischen Meere und im Canal nur auf der Defensive hält. Die Chancen eines Seekriegs sind somit nicht so stark gegen Frankreich, als es auf den ersten Anblick scheinen möchte.

(Fortsetzung folgt.)

Aphorismen aus den Verhandlungen der zehnten Versammlung der englischen Naturforscher.

Dr. Williams las über die Physiologie der Lungen- und Luftröhren (Bronchi), wobei er ohne auf den chemischen Proceß des Athmens und die Wirkungen der Unterbrechung desselben einzugehen, sich auf die Contractilität und Sensibilität der Luftröhren und Lungen beschränkte. Nachdem er die widersprechenden Ansichten der Physiologen aufgezählt, ging er näher ein auf die Reihe wohlberechneter Versuche, die hauptsächlich an den Lungen frisch getödteter Thiere angestellt wurden. Der Hauptreiz, welcher angewendet wurde, war galvanische Elektricität, und der Grad der Zusammenziehung wurde an der Scala von Poiseuille's Hämadynamometer beobachtet, dessen einer Theil in die Trachea oder Bronchus gesteckt wurde. Bei einigen der Versuche wurden verschiedene narkotische Gifte vor dem Tode in die Adern der Thiere gespritzt, und ihre Wirkungen auf das Athmen sorgfältig bemerkt, indem das Instrument nach dem Tode den Grad der Verminderung der Lungenthätigkeit zeigte. Aus diesen Versuchen ergab sich, daß die Luftröhren eine reizbare Contractilität besitzen, welche durch elektrische, chemische und mechanische Reize erregbar sind, und daß sie wahrscheinlich auch eine tonische Contractilität haben.

*

Dr. Sym las eine interessante Abhandlung über die Physiologie des Gehörorgans, auf die wir wegen ihrer Specialität nicht eingehen können.

*

Besondere Aufmerksamkeit fand eine Mittheilung Dr. John Reids „über die Art und Weise, wie die Lebensthätigkeit bei Asphyxie gehemmt wird.“ Er bemerkte, daß die genaue Kenntniß dieser Hemmung von der Erklärung der Art abhängt, wie die Circulation des Bluts durch die Lungen gehindert wird, und von der Ursache des Aufhörens der Sinnenfunctionen. Zur Erklärung des ersten Umstandes hat man drei Gründe angeführt, das Aufhören der mechanischen Bewegungen der Brust, die Wirkung des Venenbluts auf die Contractilität des Herzens, und die Schwierigkeit des Durchgangs des Venenbluts durch die Capillargefäße der Lungen, wenn die dort vorgehenden chemischen Aenderungen gehemmt sind. Dr. Reid beschrieb genau seine angestellten Versuche, und zog daraus den Schluß, daß die Verhinderung der Circulation durch die Lungen gänzlich aus dem Aufhören der chemischen Veränderungen, welche bei gesundem Zustande vor sich gehen, entspringe, und nicht aus einem Aufhören der mechanischen Bewegungen der Brust, oder einer Verringerung der Reizbarkeit des Herzens durch das Venenblut. Das Aufhören der Sensibilität in der Asphyxie kommt von der Anhäufung des Venenbluts in den Gehirngefäßen her, und nicht von einer Verminderung der Blutmasse in diesen Gefäßen.

*

Der Physiker Sir D. Brewster, las in seiner Abtheilung eine im Grunde medicinische Abhandlung über die „Fliegen im Auge“ (mouches volantes), die manchen ängstlichen Personen viele Besorgniß machen, und in ihnen die Furcht erregen, sie möchten blind werden. Diese Fliegen sind indeß ganz unschädlich. Sir David ging in eine Menge Details ein, und begleitete seinen Vortrag mit genauen Zeichnungen, das Hauptresultat ist aber etwa folgendes: 1) bei Personen von jedem Alter und mit den gesundesten Augen finden sich durchsichtige Fasern (filaments) oder Röhren in der glasigen Feuchtigkeit und in verschiedenen Entfernungen von der Netzhaut; 2) diese Fasern schwimmen in der glasigen Feuchtigkeit, und ihre Bewegung richtet sich nach der des Kopfes. 3) Man sieht diese Fasern durch ihre Schatten auf der Netzhaut, und sie sind namentlich deutlich bei divergirendem Licht, da durch die verschiedene Beugung die Schatten derselben nicht scharf begränzt sind (being bounded by fringes). 4) Die wahren Fliegen sind Knoten an diesen Fasern, und entstehen namentlich durch rasche Bewegun-

gen des Kopfes, wobei die langen schwimmenden Fasern sich selbst überspringen und zu Knoten zusammenlaufen.

*

Dr. Ch. W. Bell las über die sogenannte Bagdaddeule oder Bonten von Aleppo, eine schlimme geschwürartige Krankheit, die häßliche, unvergängliche Narben zurückläßt; alle Classen leiden an dem Uebel, das jedoch nicht ansteckend ist. Die Krankheit endet nie früher, als in sechs oder zwölf Monaten; diejenige, welche nur sechs Monate dauert, heißt die weibliche, zum Unterschied von der männlichen, welche ein ganzes Jahr dauert. Man wird nie zum zweitenmal davon befallen und die Gesundheit im Allgemeinen leidet wenig darunter. Sie beginnt mit einem kleinen Bläschen, das sich abschuppt, sich immer wieder erneut, und immer stärker wird. Im vorgerückten Stadium gleicht es sehr einer syphilitischen Rupia, und man hat es auch dafür genommen; am Ende eines Jahres, während welcher Zeit das Uebel stets gewachsen, hört es mit einem Mal auf, die schwärenden Theile des Gesichts heilen, und lassen Schrammen zurück, die nicht vergehen. Die einzigen Arzneimittel, welche dem Verfasser Einwirkung darauf zu haben scheinen, waren Jodin und Jodkalium mit äußerlicher Anwendung von Unguentum citrinum.

*

Sir D. Brewster hatte Untersuchungen angestellt „über die Ursachen der Verstärkung der Farben durch die Drehung des Kopfs nach unten." Es ist allen Reisenden und Künstlern längst bekannt, daß wenn man den Kopf zwischen die Beine steckt, und die Landschaft so betrachtet, sie viel stärker gefärbt erscheint. Man hat dieß lange für ein optisches Phänomen gehalten, und vergebens sich bemüht, dasselbe aus optischen Gründen zu erklären. Nach den von Sir David Brewster vorgenommenen Versuchen stellt es sich nun heraus, daß die Sache ganz einfach ihren Grund in dem stärkern Druck der vermehrten Blutmasse auf die Netzhaut hat, und somit ein physiologisches und kein optisches Phänomen ist.

*

Dr. Clark aus Aberdeen theilte ein Verfahren mit, um unbedeutende Mengen von Arsenik in käuflich Zinn und Zink zu entdecken. Bekanntlich enthalten diese beiden Metalle, so wie sie im Handel vorkommen, beständig etwas Arsenik, Clarks Verfahren besteht darin, diese Metalle mit reiner Salzsäure, welche mit destillirtem Wasser verdünnt worden ist, zu behandeln, und das sich entbindende Wasserstoffgas zuerst durch eine Auflösung von salpetersaurem Blei, und dann durch eine Auflösung von salpetersaurem Silber zu leiten. Das salpetersaure Blei hat keine Einwirkung auf das Arsenikwasserstoffgas, sondern hält nur das Schwefelwasserstoffgas zurück, wenn sich solches entwickeln sollte, was jedoch bei den Versuchen Clarks nie der Fall war, ein Beweis, daß diese Metalle höchst selten mit Schwefel verunreinigt sind. Dagegen wirkt das salpetersaure Silber augenblicklich auf die geringsten Spuren von Arsenikwasserstoffgas, welches darin einen bläulich schwarzen Niederschlag hervorbringt, der schnell zu Boden sinkt. Dieser kann dann weiter untersucht, und der Arsenik durch die gewöhnlichen Reagentien darin nachgewiesen werden, was um so nöthige ist, weil auch das Antimonwasserstoffgas einen ähnlichen Niederschlag in der Silberauflösung hervorbringt.

*

Hr. Scott Russell las „Bemerkungen über das sparsamste und wirksamste Verhältniß von Dampfkraft zum Tonnengehalt in Dampfschiffen, namentlich in denen, die zu langen Reisen bestimmt sind." Starke oder schwache Dampfkraft? das war stets eine strittige Frage. Die frühern Dampfboote hatten ein schwaches Verhältniß von Dampfkraft zum Tonnengehalt, nämlich ein Achtel. Noch immer ist man über das rechte Verhältniß eben so unsicher. Die ostindische Compagnie wandte ein niederes Verhältniß an, und die englischen Ingenieure scheinen überhaupt dieser Ansicht zu seyn, wie denn auch die Regierung in ihren Dampfbooten nur ein niederes Verhältniß anwandte, ohne gerade so weit zu gehen, wie die ostindische Compagnie. Die schottischen Ingenieure sind der entgegesetzten Meinung, und wenden so viel Dampfkraft an, als sich bequem anbringen läßt. Im Allgemeinen scheint jetzt die Ansicht für ein hohes Verhältniß von Dampfkraft zum Tonnengehalte zu seyn. Einige der ersten Handelscompagnien fanden ein hohes Verhältniß der Dampfkraft zum Tonnengehalt nicht bloß besser hinsichtlich der Schnelligkeit, sondern auch ökonomischer hinsichtlich des Feuermaterials und des Capitals, denn die Fälle sind häufig, wo eine Vermehrung der Dampfkraft eine Verminderung in der Consumtion von Feuermaterial zur Folge hatte. Diese Frage wird mit jedem Tag von größerer Bedeutung. Der Verfasser glaubt das Problem mathematisch lösen zu können, und gibt eine Formel an, nach der freilich leicht zu rechnen ist, die er aber durch sein Resultat selber zum Theil wieder umstößt. Dieß Resultat ist, daß das Verhältniß der Pferdekraft zum Tonnengehalt nicht größer seyn soll, wie 1 : 2, und nicht kleiner, wie 1 : 3, und daß das größere Verhältniß für die kleinern, das kleinere Verhältniß für die großen Schiffe tauge.

Schreiben aus Orenburg über die Expedition nach Chiwa vom 30 September 1840.

(Nordische Biene vom 16 (28) October.)

Womit soll ich Deine Nachrichten vergelten? mit asiatischen Neuigkeiten? Aber sie interessiren euch Europäer so wenig, daß man sich nur schwer entschließt, davon zu schreiben. Im vorigen Jahre freilich habt ihr beim Mangel anderer Zeitungnachrichten Eure Blicke nach dem fernen Osten gewendet, und von Cabul, Buchara und Chiwa gesprochen, aber bald hatte die Wetterfahne der europäischen Politik die Aufmerksamkeit wieder abgewendet, und an Turan denkt nur etwa noch ein deutscher Gelehrter, der nach den unausgemittelten Denkmälern von Baktrien und Serica seufzt, oder einige klug berechnende Kaufleute, die in aller Stille ihre 60 Procent berechnen, die sie in irgend einer Ecke des ungeheuren Markts von Eriwan nach Kiachta gelöst haben. Dießmal aber hoffe ich, wenn Deine Aufmerksamkeit nicht zu sehr an das classische Mittelta gefesselt ist, sie eine Zeitlang zu beschäftigen, weil Du, als ein alter Nachbar unserer Kirgisensteppen, die Wichtigkeit meiner Nachrichten für unser Land zu schätzen wissen wirst. Du vermuthest

wohl bereits, daß von Chiwa die Rede iſt, dieſer kleinen Oaſe, die arm iſt an Volkszahl, an Gewerben und namentlich an Bildung, die aber wegen ihrer Lage auf dem Kreuzpunkte aller Karawanenſtraßen und an der Mündung der beiden einzigen ſchiffbaren Ströme Turans eine wichtige Rolle in der mittelaſiatiſchen Politik zu ſpielen beſtimmt iſt.

Schon in den Jahren 1557, 1565, 1566 und 1585 gingen Geſandte von Chiwa an den Hof der ruſſiſchen Zaare, um freien Handel mit Rußland nachzuſuchen, und wurden freundlich aufgenommen, beſchenkt und mit Geleitsſchreiben verſehen, während bald darauf der Chan den türkiſchen Sultan gegen Rußland aufzureizen ſich bemühte, mit Einem Wort, ſchon im 16ten Jahrhundert nahmen unſere Verhältniſſe zu dem Chanat den Charakter an, welchen ſie bis in die letzten Zeiten bewahrt haben, Willfährigkeit und Schutz von Seite unſerer Regierung, Undank und Meuterei von Seite der Chiwaer. Die Schwäche und politiſche Unbedeutenheit des Chanats retteten es mehrere Jahrhunderte hindurch, aber endlich, als alle Vorſichtsmaaßregeln ohne Erfolg blieben und der ſchimpfliche Sklavenhandel, den die Europäer auf allen Meeren verfolgen, in Turan immer mehr zunahm, wurde beſchloſſen, wirkſamere Maaßregeln zu ergreifen.

Im Jahre 1856 befahl der Kaiſer, an der ſüdöſtlichen Gränze Rußlands alle Chiwaer Kaufleute anzuhalten, ihre Waaren zu ſequeſtriren, die Handelsverbindungen mit dem Chanat abzubrechen und Sr. Hochmögenden *) dem Chan Alla Kul zu erklären, daß dieſe Maaßregeln erſt dann eingeſtellt werden ſollten, wenn alle unſere Gefangenen aus Chiwa zurückgekehrt ſeyen. Dieß Mittel, das ſchon im Jahre 1754 verſucht worden war, hatte im gegenwärtigen Fall ſchnell ſehr nachtheilige Folgen für das Chanat: nicht nur war es ſeiner bedeutendſten Capitalien beraubt, ſondern litt auch noch Mangel an den nothwendigſten Erzeugniſſen, womit ausſchließlich Rußland das Chanat verſieht, und auch allein verſehen kann. Die Preiſe dieſer Erzeugniſſe ſtiegen nach der Ausſage eines im Winter 1858 in Urgendſch geweſenen Bucharen unmäßig, ſo daß man für zehn Stück Juften ſtatt 150 nicht weniger als 270 R. A. bezahlte, für das Pud Queckſilber 40 ſtatt 12 R., für Zinnober 600 ſtatt 240, für Cochenille 600 ſtatt 170, im Allgemeinen ſtiegen die Preiſe für Manufacturwaaren um 15, für Rohſtoffe um 90 Procent. Die chiwaſchen Producte dagegen, namentlich Baumwolle, fielen um 50 Procent.

Inzwiſchen verlor unſer centralaſiatiſcher Handel keineswegs durch das Abbrechen der Verbindungen mit Chiwa. Aus den orenburgiſchen Zollſtätten wurden durch Karawanen

ausgeführt	nach Chiwa	nach Bucharа
im Jahre 1854 für	68,495 R.	855,297 R.
im Jahre 1855 für	907,876 —	1,061,985 —
im Jahre 1856 für	57,246 —	1,479,528 —
im Jahre 1857 für		1,425,219 —
im Jahre 1858 für		1,658,545 —
im Jahre 1859 für		2,426,618 —

So kräftig auch die Lection war, ſo hielten doch der Fanatismus, der muſelmänniſche Stolz und die blinde Selbſtzuverſicht die Chiwaer ab, die gerechten Forderungen Rußlands zu erfüllen: der Chan hoffte bei Zeiten dem Uebel abzuhelfen, indem er die buchariſchen Karawanen zwang nach Chiwa zu ziehen, und ſpäter auf irgend eine Weiſe unſere gerechten Forderungen zu umgehen, inzwiſchen ſchickte er im Jahre 1857 25 Ruſſen mit einem Geſandten und mit Geſchenken ab, bat, die Kaufleute auf freien Fuß zu ſetzen, und verſprach, in der Folge alle Gefangenen herauszugeben, aber der Geſandte und die Geſchenke wurden nicht angenommen, vielmehr die frühere Forderung wiederholt; im Jahre 1858 wurden 80 Gefangene herausgegeben mit denſelben Verſprechungen. Obwohl dieſe beiden Schritte, wie man leicht begreifen wird, läſtige Bezeugungen der Demuth von Seite der mittelaſiatiſchen Muſelmänner waren, ſo zeigte man ſich doch nicht zufrieden damit, und die Stunde der völligen Genugthuung für Rußland rückte heran.

Um mit Einemmal allen Ränken des Beherrſchers von Chiwa ein Ende zu machen, rückte im November 1839 eine Truppenabtheilung unter Anführung des Corpscommandanten von der orenburgiſchen Linie in die Steppe. Als ich mich rüſtete, meinen kirgiſiſchen Bucephalus zu beſteigen, konnte ich Dir nur eben von meinem Abmarſch Nachricht geben, und verſprach, aus der Steppe genauer zu ſchreiben; aber eine Kälte von 25 bis 30° ſtimmt die Luſt zum Schreiben ſehr herab, und dieß iſt eine genügende Entſchuldigung meines Schweigens. Jetzt, wo ich mein früheres Verſprechen erfüllen möchte, wird es mir in der That ſchwer, weil die Eindrücke eines Winterfeldzugs in der Steppe ſich unter dem Einfluß eines warmen Zimmers, eines guten Kamins und europäiſcher Kleidung ſchnell verlieren. Dabei ſind dieſe Scenen außerordentlich einförmig; Tag für Tag um zwei oder drei Uhr Morgens rief die Trommel die Truppen aus den Kibitken heraus in die kahle, kalte Steppe, oft bei 30° Kälte; das Abbrechen des Lagers und die Inſpection von 12,000 Kameelen wären die erſten Arbeiten, dann folgte das Aufladen von 24,000 Ballen, ein an ſich mühſeliges Geſchäft für die kleine, dieſer Arbeit ungewohnten Schaar, und noch ohne alles Verhältniß läſtiger bei der nächtlichen Dunkelheit und der furchtbaren Kälte, nicht ſelten im Schneeſturm, der die Glieder erſtarren machte, und die Gegenſtände ſelbſt auf wenige Schritte weit nicht mehr unterſcheiden ließ.

Wenn endlich gegen 7 Uhr Morgens das Aufladen beendigt und die Karawane der Laſtthiere nach vielen Anſtrengungen in Ordnung gebracht war, rückte die Colonne vorwärts im tiefen Schnee, ohne Straße in einer durch ihre Schwere niederdrückenden, aber wegen der anhaltenden Kälte und des Schneegeſtöbers unentbehrlichen Kleidung. Es kam vor, daß man bei Untergang der Sonne nicht über 2 bis 4 Werſte zurückgelegt hatte, die Colonne hielt an und nun ergaben ſich Arbeiten anderer Art: ein Theil der Truppen wurde commandirt, um die Wachpoſtenkette zu unterhalten und unter dem Schnee Feuermaterial aufzuſuchen, ein anderer zum Abladen, zum Wegräumen des Schnees und zum Betten *) der Kameele. Alles dieß beſchäftigte die Truppen bis 8 Uhr Abends, und dann waren zum Ausruhen 6 Stunden beſtimmt, und zur Lagerſtätte die engen Kibitken, die aus Mangel an Feuermaterial nicht gewärmt und nicht erhellt waren.

(Schluß folgt.)

Pedionomus ocellatus. Dieſen Namen, welcher einen gefleckten Bewohner der Ebene bezeichnet, legte der Naturforſcher Gould dem auſtraliſchen Truthahn (ſ. Nr. 285 v. d. J.) bei, deſſen Eigenthümlichkeit er in einer Sitzung der zoologiſchen Geſellſchaft vom 8 Oct. näher auseinanderſetzte. (Athenäum vom 31 Oct.)

*) Die Ruſſen brauchen für die Ehane der Steppenländer den eigenthümlichen Ausdruck wysokostepennost, das man, weil der Ausdruck „Hochwürden" bei uns eine andere Bedeutung hat, nicht wohl anders als mit dem obigen Worte überſetzen kann. A. d. U.

*) Wenn man den Schnee nicht wegſchaufelt und den Kameelen warm bettet, ſo erfrieren ſie ſchnell. A. d. U.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 322.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 November 1840.

Skizzen aus Madagascar.

11. Die Antaymuren. — Neue Art eines Gottesurtheils in Matatane und Fort Dauphin.

Die Armee war an dem Flusse Faraou angelangt. Da aber alle Bewohner des Landes sich theils auf eine mitten im Flusse gelegene wohlbefestigte Insel, oder in die Wälder geflüchtet hatten, so drohte ihr Mangel und Hungersnoth. Schon mußten die Malgaschen, statt von Reis, von Wurzeln leben, und doch fühlte sich René zu schwach, das Dorf im Flusse anzugreifen. Daher schlug ich ihm vor, allein nach Faraou zu gehen, um Lebensmittel zu holen, und mit seiner Bewilligung bestieg ich eine kleine Pirogue, welche die Mianguranden ausfindig machten, und schiffte, mit Pulver, Leinwand und spanischen Piastern beladen, nach der Insel hinüber.

Der Häuptling, ein junger Mann, mit Namen Dianamsaie, empfing mich ganz gut, und als Rava, meine madecassische Führerin und Dolmetscherin, ihm sagte, daß ich, den Angelegenheiten der Malgaschen fremd, nur der Neugier und des Handels wegen in sein Land gekommen sey, wurde er noch freundlicher, und erlaubte mir, so viel Lebensmittel zu kaufen, als ich nur wollte. So wie meine Absicht bekannt war, brachte man mir von allen Seiten Reis und Hühner, von denen ich so viel nahm, als mein Kahn fassen konnte, und fuhr zu René zurück, der, da er von Seiten des Häuptlings keine Unterwerfung erhalten konnte, nach Matatane, dem Hauptort der Antaymuren, zog, und unterwegs alle Dörfer des Landes verbrennen ließ.

In Matatane wurden wir von dem Häuptlinge, der mit seinen Unterthanen nicht zum Besten stand — denn er galt für geizig, grausam und dem Trunk ergeben — und deßhalb den Beistand des Owahfürsten suchte, trefflich aufgenommen. Die Bewohner können den arabischen Ursprung nicht verläugnen, da mehrere ihrer Sitten und Gebräuche zeigen, daß die Araber darauf entschiedenen Einfluß gehabt haben. Ihre Fürsten werden aus ihrer Mitte gewählt, und üben die unbedingteste Macht aus, so lange keine Unfälle ihre Regierung treffen; entsteht aber z. B. eine Mißernte im Reis, oder ereignet sich irgend ein anderer Zufall, so wird der regierende Herr abgesetzt, oft sogar getödtet; doch wählt man seinen Nachfolger meist aus seiner Familie.

Während meines Aufenthaltes in Matatane erregte ein seltsamer Proceß die allgemeine Aufmerksamkeit. Ein junges Mädchen von ungefähr 16 Jahren, hübschem Gesicht und bescheidener Haltung war von einem eifersüchtigen und lüsternen Verwandten angeklagt worden, ein Liebesverhältniß mit einem Sklaven gehabt zu haben, ein in Matatane und besonders im Stamme Zanak-andia, dem das Mädchen angehörte, sehr verpöntes Verbrechen. Die Schuld oder Unschuld der Angeklagten sollte durch ein Gottesurtheil entschieden werden, das hier nicht im Berühren des Eisens, oder Verschlucken von Gift bestand, sondern den Kaimans überlassen wurde.

Die Zeit des Gerichts war zehn Uhr Abends im Vollmond. In einer sumpfigen Ebene hatte sich eine große Menge eingefunden; in der Nähe war ein breiter Fluß, den die Kaimans gern besuchten. Der Richter befahl dem Mädchen, welches Rakar hieß, sich in einen Kreis zu setzen, hielt ihr die Anklage vor, und versuchte, sie zum Geständniß zu bringen. Sie läugnete aber standhaft, und rief selbst die Entscheidung des Kaimans an. Darauf übergab sie der Richter dem Ombiaschen, der sie an der Hand ergriff, und zum Flusse führte.

Mich dauerte die Unglückliche, und ich hätte gern alle meine Waaren hingegeben, sie zu retten; auch that ich dem Häuptling diesen Vorschlag, der ihn lächelnd anhörte, ohne ihn einer Antwort zu würdigen.

Der Priester verrichtete seine Beschwörungsformel, indem er die Kaimans aufforderte, sie zu ergreifen und zu verschlingen, wenn sie schuldig sey; das Mädchen wandte sich an ihre Freundinnen, dankte für ihre Freundschaft, und verlangte ein Band, um ihre Haare festzubinden, daß sie im Schwimmen nicht gehindert würde; darauf legte sie ihren Simbu und Seidit ab, und stürzte sich nackt in den Fluß.

Ich zitterte, als ich die zahllosen Kaimans sah, die sie umgaben, und zu verfolgen schienen; aller Augen waren auf die muthige Schwimmerin gerichtet, und das helle Mondlicht beleuchtete jede Bewegung. Bald kam sie an einer kleinen Insel

an, dem Lieblingsaufenthalt der Kaimans. Das war ihr Ziel. Sie tauchte dreimal unter, und einige Augenblicke darauf war sie wieder in unserer Mitte, wo sie von den lauten Glückwünschen der Menge empfangen wurde. Ihr Ankläger ward in die Kosten verurtheilt, die so bedeutend waren, daß sie weit seine Schaf- und Rinderheerden überstiegen. Doch Rakar war gutmüthig genug, sie ihm zu erlassen.

In Fort Dauphin besteht eine Art Wasserprobe, um die Schuld oder Unschuld eines Angeklagten zu erfahren. Man stellt ihn nämlich am Fuß des Felsens Itapira bis in die Knie in das Wasser, zur Zeit, wenn die Fluth zurückkehrt. Sie halten sich aufrecht, die Hände gegen den Fels gestemmt; man gibt genau Acht, wie weit das Meerwasser an sie anspritzt. Sobald es den obern Theil des Körpers benetzt, fallen sie von mehreren Stichen durchbohrt zu Boden.

Die französischen Seerüstungen.

(Fortsetzung.)

Ein Hauptgegenstand, über welchen die englischen Journale sich längere Zeit ausließen, war der schwache Zustand der englischen Flotte im Mittelmeer, die bis in den Anfang dieses Jahres herein fast zugestandenermaßen schwächer als die französische war, ein Uebelstand, dem freilich in der letzten Zeit durch starke Sendungen von Mannschaft und neuen Schiffen englischerseits abgeholfen wurde, aber nichtsdestoweniger unläugbar längere Zeit bestanden hat. Dieser Umstand allein könnte darauf hinweisen, daß die französische Marine beim allenfallsigen Ausbruch eines Kriegs kein so gar unbedeutender Feind ist, als manche Engländer allzu zuversichtlich behaupten. Die Eilfertigkeit, womit die englische Admiralität dem erwiesenen Mangel abhalf, beweist, daß sie sich durch ihr Vertrauen auf die Ueberlegenheit der Engländer zur See nicht zur Unvorsichtigkeit hinreißen läßt.

Wir wollen hier keine lange Aufzählung von Linienschiffen, Fregatten und Bricks machen, denn nicht auf dieß Material kommt es an, sondern auf die Möglichkeit, diese Schiffe zu bemannen und in den Kampf zu führen; hier möchte es wohl nicht unwahr seyn, was die Engländer behaupten, daß wenn die Franzosen ihre sämmtlichen 40 Linienschiffe *) bemannen wollten, sie ihre Fregatten und kleinern Fahrzeuge entblößen müßten. Dieser Mangel ist und bleibt der empfindlichste, indeß darf man nicht vergessen, daß die Marine Frankreichs, welche von den Engländern, die keine neben sich anerkennen wollen, häufig ein Auswuchs (excrescence) genannt wird, eine ganz andere Entstehungsart, möchte man sagen, als die englische hat: in England ist die Kriegsmarine aus der Handelsmarine hervorgegangen, im 17ten und Anfang des 18ten Jahrhunderts ist die Handelsmarine wegen der zahlreichen Seeräuber, die man in den ost- und westindischen Gewässern fand, selbst halb militärisch gewesen, ja die englische Kriegsmarine spielte noch im Anfang des 18ten Jahrhunderts trotz des schon ziemlich bedeutenden Handels noch durchaus keine vorwiegende Rolle, während die französische unter Colbert schon eine höchst wichtige Stelle einnahm. In Frankreich ist die Marine immer nur als ein Kriegsinstitut betrachtet und behandelt worden, dem der Handel als Beihülfe recht zu statten kam, das aber nicht in dem Maaße, wie die englische Kriegsmarine, davon abhing. Darum sehen wir auch die französische Marine abwechselnd von einer Zeit großer Blüthe durch einen mächtigen Schlag in tiefen Verfall kommen, und dann durch angestrengte Bemühungen und Sorgfalt einzelner Männer sich allmählich wieder erheben. Dieß letztere ist eben jetzt wieder der Fall. Aus dem tiefen Verfalle, welchen die französische Marine während der Republik und des Kaiserreichs erfuhr, hat sie sich seit dem Jahre 1820 allmählich wieder erhoben: man hat nicht immer das gleiche System befolgt, aber man hat stets mit großer Sorgfalt Officiere und Kriegsmatrosen gebildet, und namentlich die ersten sind den englischen an Kenntnissen weit überlegen; dieß ist eine Gerechtigkeit, die man ihnen widerfahren lassen muß, und wenn die Zahl der Matrosen, auf welche sie zählen können, zu klein ist, so muß man auf der andern Seite anerkennen, daß diese vortrefflich sind, und unter einer Kriegszucht stehen, deren fast barbarische Strenge mit den ziemlich lockern Banden der Disciplin der Landarmee in grellem Contrast steht; sie sind mit gleicher, ja mit noch größerer Sorgfalt herangebildet, wie man mit tüchtigen Artilleristen auf dem Lande verfährt, aber eben darum auch nur nach längerer Zeit wieder zu ersetzen; denn wenn die Bevölkerung der Küsten und die Fischerleute an den großen Flußmündungen erschöpft sind, so bleiben nur noch die Landratten übrig, deren Abneigung gegen das Wasser oft ins Lächerliche geht, eine Abneigung, die dem Engländer ganz unbegreiflich ist, und seinen Spott reizt. Wer sollte es zum Beispiel glauben, daß zwischen Marseille und Toulon, dem größten Handels- und dem größten Kriegshafen Frankreichs am Mittelmeer, ein einziges Dampfboot von 40 Pferdekraft hin und her fährt, das für diese Entfernung von 16 bis 18 Stunden 6 bis 7 Stunden Zeit braucht; statt den Handels- und den Personentransport durch Dampfschiffe zu besorgen, gehen unaufhörlich zahlreiche Wagenzüge und neun tägliche Diligencen für Reisende hin und her, während in England gewiß eben so viele Dampfschiffe gehen würden.

Um so beachtenswerther ist es, daß unbefangene Beobachter die Bemannung und Ausrüstung der französischen Kriegsschiffe vortrefflich finden, und hinsichtlich des Baues derselben genießen die Franzosen, selbst bei den Engländern, einen alten Ruf der Ueberlegenheit. Erwägt man alle diese Umstände, so wird man verstehen, wenn das Journal des Debats in der von uns weiter oben citirten Nummer sich über das Verhältniß zwischen der englischen und französischen Seemacht also äußert: „Wir haben keineswegs im Sinn, das numerische Uebergewicht der englischen Marine, sowohl an Mannschaft als an Material, im Geringsten zu bestreiten; aber wenn man uns eine drohende Liste von 105 Linienschiffen und 86 Fregatten neben un-

*) Eigentlich sind ihrer 46, allein die letzten sechs darf man durchaus nur als Reserve betrachten.

sern 46 Linienschiffen und 56 Fregatten verweist, so folgt daraus noch nicht, daß wir alsbald die Flagge streichen, und beschämt und verwirrt wie Knaben, die man bei der Nachäffung von Erwachsenen ertappt hat, in unsere Häfen zurückkehren müßen." Es wird sodann bemerkt, daß von den prahlerisch aufgezählten 105 Linienschiffen nur 28 ausgerüstet, 54 entwaffnet und 23 im Bau begriffen seyen; von den ersteren sind sieben nicht mehr dienstfähig, von den 54 der zweiten Classe, welche hauptsächlich ein Ueberrest der ungeheuren Seerüstungen in den Jahren 1814 und 1815 sind, gehören mindestens zwei Drittheile zu den 74Kanonenschiffen, welche Form jetzt ganz aufgegeben ist. Nach diesen Bemerkungen fährt der Artikel fort: „nach einer solchen Aufzählung muß man einigermaßen in Verlegenheit seyn, von den 46 Linienschiffen Frankreichs zu reden, von denen die Hälfte noch auf den Werften ist; indeß ist zu bemerken, daß wir unter diesen keinen Ponton zählen, da ein unbrauchbar gewordenes Schiff bei uns sogleich aus den Listen verschwindet; von unsern 23 schwimmenden Linienschiffen sind 18 völlig gerüstet, und von den 5 übrigen erfordert nur Eines einige Reparaturen. Es ist endlich zu bemerken, daß im Allgemeinen unsere Schiffe — wir reden hier durchaus nicht von dem Talent und dem Muthe der Seeleute — materiell den englischen Schiffen durch die Vortrefflichkeit ihres Baues, die Vollkommenheit ihrer Rüstung, die Solidität ihres Holzwerks (échantillon), die Zahl der Kanonen und die Stärke ihrer Geschütze überlegen sind. Unsere im Bau begriffenen dreiundzwanzig Linienschiffe sind so weit vorgeschritten, daß sie, zusammengenommen, als siebenzehn fertige gerechnet werden können. Alle diese Berechnungen indeß geben wenig Aufschluß, selbst über die comparative Stärke der Schiffe der beiden Marinen, und sie sind noch ungenügender, wenn man die Bedürfnisse erwägt, denen die Flotten beider Länder genügen müssen. England besitzt ein unermeßliches Colonialreich, das auch einen unermeßlichen Schutz fordert; es gibt kein Meer, keinen Theil der Welt, wo es nicht verwundbar ist, wo es also in Kriegszeiten sich nicht bereit halten müßte, die Angriffe eines Feindes zurückzuweisen. Es muß auf einer Unzahl Punkte seine Kräfte vertheilen, und nicht nur muß auf zahlreichen Inseln, Küsten und Ländern sein Arm sich unaufhörlich fühlbar machen, sondern es ist auch für England eine Lebensfrage, auf allen Meeren seine Handelsfahrzeuge zu schützen, welche seine riesenhafte Industrie nähren, und für sich allein durch die Zölle fast die Hälfte seines Budgets bezahlen. Dieß ist ein Nachtheil, den ein Feind, wie Frankreich, benützen könnte. Frankreich, das in der That so gut wie keine Colonien besitzt, das wenig Schifffahrt hat, das fast sein ganzes Budget aus seinem eigenen Boden zieht, hätte jetzt in einem Seekriege den Vortheil, seine Schiffe auf einem ihm passend scheinenden Punkte vereinigen zu können, sein Schlachtfeld selbst zu wählen, und indem es sich mit überlegenen Kräften auf diesen wirft, vielleicht den Sieg gegen einen Feind zu entscheiden, der auf den verschiedenen Meeren zerstreut, mehr Schiffe und Seeleute als Frankreich zählt."

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Insel Formosa.

Der Mauricien (Echo du Monde Savant vom 4 November) enthält nachstehende Details über diese Insel, deren Wegnahme der Hauptzweck der Expedition gegen China scheint. Formosa erstreckt sich von 22 bis 25° N. B. und von 118 bis 119° O. L. von Paris, und liegt der Provinz Fokien gegenüber, von welcher sie nur durch einen etwa 20 Lieues breiten Canal getrennt ist. In diesem Canal liegen die von den Portugiesen sogenannten Fischerinseln (Pescadores). Diese Inseln, welche dem festen Lande so nahe liegen, daß man mit unbewaffnetem Auge den aufsteigenden Rauch und die Häuser sehen kann, waren oft im Besitz der Piratenflotten, welche im 16ten und im Anfange dieses Jahrhunderts so lange die Küsten des Reichs verheerten. Die Besetzung Formosa's und der kleinen davon abhängigen Inseln würde einer Nation, welche, wie England, Meister des Meeres ist, einen großen Theil des Handels mit Japan, Korea, Tonkin, Cochinchina, Siam und dem indischen Archipel sichern. Uebrigens sind die Hülfsquellen des Landes groß, denn die beiden benachbarten Inseln ziehen von hier den größten Theil ihrer Lebensmittel, der Boden ist fruchtbar und die Insel nicht übervölkert wie China, sondern im Gegentheil nicht genugsam bevölkert. Eine europäische Colonie hätte alle Aussicht auf Erfolg, und die Nation, welche sich daselbst festsetzte, könnte sicher seyn, sie zu behaupten. Man würde auf diese Weise jeden Krieg mit den Chinesen vermeiden, da man durch die drohende Stellung an ihren Küsten sie in Respect halten könnte.

Schreiben aus Orenburg über die Expedition nach Chiwa vom 30 September 1840.

(Schluß.)

Das Gleiche wiederholte sich drei Monate lang jeden Tag, und während drei Monaten entwickelte sich vor unsern Augen die einförmige flache Schneedecke, gleich einem Leichentuch. Aber trotz der Prosa der Feldzugsleiden in der Beschreibung, trotz ihrer Einförmigkeit waren sie doch nicht ohne Poesie; ich versichere Dich, kein romantisches Drama kann es an Kraft und Schärfe mit den nur Minuten lang anhaltenden Empfindungen aufnehmen, und nirgends entwickelt sich die Idee von der Bedeutung und Unentbehrlichkeit des Comforts mit solcher Klarheit und solcher Specialität als im Winter in der Kaisakensteppe, namentlich im Winter des Schweinejahres. Du kennst die kirgisische Bedeutung dieser letztern Benennung, und darum brauche ich sie Dir nicht zu erklären; unser berühmter Bär bestimmte in seinen Angaben über das Steppenklima die meteorologische Bedeutung dieses Ausdrucks, indem er nachweist, daß die mittlere Temperatur des Decembers 1839 unter 48° Br. in der Kirgisensteppe die Kälte desselben Monats in Nowaja-Semlja überstieg. Zur vollen Erläuterung braucht man nur noch hinzuzusetzen, daß der Schnee eine Arschine tief lag und die Schneestürme Tage lang anhielten.

Ein so unerwartet strenger Winter, wie sich dessen die Kirgisen seit 1828 nicht mehr erinnern, mußte eine gewaltige Aenderung in unsern Voraussetzungen zu wege bringen: auf die Menschen hatte sie wenig Einfluß; die Soldaten erwärmten sich, wie gewöhnlich, theils mit Schelten, theils mit Scherzen, die uralischen Kosaken mit Gesängen die man oft bis spät in die Nacht hörte. Aber die Kamele, diese

zweiten Hauptpersonen unseres Expeditionsdrama's, hielten nicht aus, sie fielen, sie fielen, allerdings mit Ehre, nachdem sie alle ihre Kräfte erschöpft hatten, aber nichtsdestoweniger war die Colonne ihrer Transportmittel beraubt, und folglich auch der Möglichkeit, vorwärts zu kommen. Jetzt, wenn ich die Sache kaltblütig überlege, lasse ich den ausdauernden Thieren vollkommene Gerechtigkeit widerfahren, da sie bei dem ungewöhnlich tiefen Schnee, bei der Kälte und dem Mangel an Futter uns 700 Werste weit trugen, aber damals ward ihrer nicht in Güte gedacht, und allerdings war es fatal, nach allen erduldeten Beschwerden mit Anfang des Frühjahres und also bei schon leichterem Marsche eine Unternehmung, die einen so glücklichen Erfolg versprach, aufgeben zu müssen. Nur die Hoffnung, daß die Sache nicht aufgehoben, sondern nur aufgeschoben sey, und daß das vorgesteckte politische Ziel früh oder spät erreicht werden würde, tröstete uns, als plötzlich ein fast unbeachtetes Ereigniß uns diesem Ziel rasch und unerwartet näher brachte.

Schon im December 1839 war von der Befestigung an der Emba aus eine kleine Abtheilung (eine Compagnie Infanterie und hundert Kosaken) als Convoi für die Kranken von der Etappe Akbulak abgesendet worden. Auf dem Zuge stieß diese Abtheilung auf einen Trupp Chiwaer Reiter, schlug ihn nach 24stündigem Geplänkel und erreichte seine Bestimmung. Dieser Vorfall stimmte so sehr mit unsern Ansichten und Erwartungen zusammen, daß es im Lager nur einen schwachen Eindruck hervorbrachte. Nicht so in Chiwa: es zeigte sich, daß die Schaar, die den Angriff gemacht, aus 3000 erlesenen Reitern des chanischen Heeres bestand, das vor seinem Ausmarsch das Versprechen gegeben hatte, zu siegen oder zu sterben. Das letztere hätten sie beinahe in Vollzug gesetzt, zwar nicht auf dem Schlachtfelde, aber doch auf dem Rückwege, wo Kälte und Hunger nach der Aussage der Kirgisen ein Drittheil der Mannschaft und sämmtliche Argamaks (Steppenhengste) aufrieben. Ein allen Erwartungen der Chiwaer so widersprechender Ausgang machte sie stutzig, und sie fingen an erstens eine unbedingte Verachtung gegen die Argamaks zu zeigen, und zweitens an die Mittel zu denken, sich die Verzeihung Rußlands zu erwerben.

Ich muß hier bemerken, daß zu gleicher Zeit mit der Nachricht von dem Gefecht auch die Nachricht von der durch Kirgisen, Unterthanen des Chans, bewerkstelligten Gefangennahme eines unserer Officiere, des Cornet Atieff, welcher zur Ausbringung von Kamelen nach dem Ufer des kaspischen Meeres geschickt worden war, zu uns nach der Emba gelangte. Wir wußten, daß man ihn nach Chiwa geführt, und nach frühern Beispielen zu schließen, bedauerten wir schon im voraus das harte Loos, das unsern Cameraden erwartete. Allerdings war anfangs seine Lage nicht beneidenswerth, als aber die Nachricht von der Niederlage der Chiwaer Reiterei anlangte, fing man an ihn gastfreundlicher zu behandeln, und endlich ward er zum Chan berufen, um Rath über die Mittel der Aussöhnung mit Rußland zu ertheilen. Nachdem Se. Hochmögenden Allah Kul aus dem Gespräch mit dem Gefangenen sich noch besser von der Unklugheit eines fernern Widerstandes überzeugt hatte, entschloß er sich endlich aufrichtig, die hundertjährige Forderung Rußlands zu erfüllen. Am 19 Julius wurde ein Firman bekannt gemacht, wodurch unter Androhung von Todesstrafe den chiwa'schen Unterthanen verboten wird, ferner Russen zu plündern und gefangen zu nehmen; hierauf sprach der Chan alle seine eigenen russischen Sklaven frei, befahl allen Hausbesitzern, dasselbe zu thun, und gebot sämmtlichen russischen Sklaven, vor dem russischen Officier zu erscheinen, damit dieser sich persönlich von der vollen Freilassung aller Russen überzeugen könne. Als der Officier sich dessen versichert hatte, entließ ihn der Chan, damit er vorausgehen möge, und erklärte ihm in der letzten Audienz, daß seine Reue sich nicht auf die Rückgabe der Gefangenen beschränke, sondern daß er von jetzt an bereit sey, alle Forderungen Rußlands zu erfüllen. Der unerwartet gerettete Cornet Atieff kam am 25 August nach Orenburg, und am 12 September gelangte die Karawane mit dem chiwa'schen Gesandten und den befreiten Gefangenen nach Gurieff, von wo wir sie mit Ungeduld in Orenburg erwarten.

Es wäre überflüssig, zu schildern, welche große Freude dieß Ereigniß bei uns allen erweckte. Es ist erfreulich, einige hundert Landsleute, die lange in einer furchtbaren Sklaverei schmachteten, ins Vaterland zurückkehren zu sehen, es ist aber noch erfreulicher, daß dieß Ereigniß kein isolirtes, sondern eine Folge wohl überlegter Maaßregeln ist, der erste Triumph über das fanatische Turan, das Pfand der Sicherheit des Handels, welcher auch hier, wie überall, nicht lange in der Schuld bleiben und allmählich den Samen der Aufklärung ausstreuen wird, welche in der Anerkennung der Unantastbarkeit der Personen und des Eigenthums der Christen durch den chanischen Firman vom 19 Julius einen sehr wichtigen Schritt gethan hat.

Aber es ist Zeit, daß ich schließe, zum mindesten für jetzt. Wenn die Gefangenen nach Orenburg kommen, hoffe ich etwas mehr melden zu können.

Miscellen.

Vom Meer umhergeworfenes Branntweinfaß. Das Meer warf kürzlich beim Cap Breton ein Faß ans Land, das seinem Aeußern nach mehrere Jahre im Meere sich befunden haben mußte. Man war genöthigt, die Muschelschichte, die sich um dasselbe gebildet hatte, und welche nicht weniger als acht Zoll dick war, mit Aexten abzuschlagen. Niemand konnte errathen, welcher Art das geistige Getränk war, das sich im Fasse befand, das Rollen des Meeres hatte ihm Farbe und Geruch benommen. (Voleur vom 31 October.)

Entwurf zu einem Grabe Napoleons. Der zweite Entwurf zu demselben von Marochetti ist vollendet. Dieses Grabmal soll im Dome der Invaliden aufgestellt werden. Es ist dieß eine Granitmasse, die auf den vier Seiten von ägyptischen Thoren durchbrochen ist, welche mit Flügelthüren im Style der Renaissance geschlossen sind. Ueber jedem Thore ist ein Adler. Unterhalb erhebt sich ein Piedestal, dessen Sockel vier allegorische Figuren trägt, eine auf jeder Ecke, welche die Embleme der Macht halten. Auf das Piedestal soll die Reiterstatue des Kaisers kommen. (ibid.)

Verurtheilung des Namens Guêpes. Bekanntlich hat Alphonse Karr seit geraumer Zeit eine Reihe von kleinen Schriften unter diesem Titel herausgegeben. Kürzlich erschien er in Folge eines Streits mit seinem Herausgeber vor einem Schiedsgericht, und der etwas bizarre Ausspruch lautete, daß künftig sich weder der Verfasser, noch der Herausgeber des Titels „Guêpes" bedienen könnten. Hr. Karr fragte ganz ernsthaft die Richter, ob er noch den Namen Alphonse Karr führen dürfe, und dankte verbindlich, als ihm eine bejahende Antwort zu Theil wurde. (ibid.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 323.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 November 1840.

Ueber Postanstalten und Straßen in Italien.

Im Allgemeinen reist man in Italien mit Extrapost sehr schnell, und auch die Taxen sind billig. Das Stärkste, was ich in Bezug auf Schnelligkeit erlebt, war in den pontinischen Sümpfen, wo auf der ganz ebenen Linea Pia 8 Miglien in 35 Minuten zurückgelegt wurden. Die Tarife sind in den südlichen Staaten sehr zum Vortheil der Postmeister eingerichtet. Schon an sich ziemlich vage, werden ihre Bestimmungen über die für die verschiedenen Wagen nöthigen Pferde oft noch durch besondere Clauseln aufgehoben, daß nämlich ein Wagen, der besonders schwer sey, mehr Pferde bedürfe, als für seine Classe vorgeschrieben ist. Die Postmeister deuten die für sie aus dieser Unbestimmtheit entspringenden Vortheile auf eine Weise aus, daß sie großentheils die Schuld der den Italienern viel zu allgemein zugeschriebenen Unredlichkeit tragen.

Ein anderer Unfug wird mit den Cavalli di rinforzo getrieben, welche oft nur für eine kleine Strecke der Station nöthig sind, und dann auf die Bitten der Postillone zurückgeschickt werden, aber für die ganze Station bezahlt werden müssen. Dem Reisenden, der keinen Tarif besitzt, werden auch wohl Reservepferde vorgespannt, wo sie nicht vorgeschrieben sind.

Da vier Pferde immer von 2 Postillonen gefahren werden, macht man dem Reisenden wohl den Vorschlag, nur einen Postillon zu bezahlen, statt der bezahlten 4 Pferde aber nur 2 mit Einem Postillon vorspannen zu lassen. In den sardinischen Staaten ist das Postwesen ganz auf französischem Fuß organisirt, die Straßen sind in Lieues eingetheilt, und Diligencen gehen zwischen den Hauptrouten. Jeder Fremde, der mit Extrapost reist, bekommt das Bolettone mit dem Tarif für seine Route mit, so daß allen oben erwähnten Mißbräuchen vorgebeugt ist. Auch in dem österreichischen Italien, wo jede Post aus 2 deutschen Meilen besteht, herrscht bessere Ordnung. Hier gehen Eilwagen, wie in den übrigen österreichischen Staaten.

In den südlichen Staaten, wo jede Post 8 Miglien gleich 2 deutsche Meilen, sind öffentliche Postverbindungen für Reisende erst seit neuerer Zeit eingeführt, und noch sehr unvollkommen, besonders wo verschiedene Staaten zusammenstoßen. So geht eine Diligence von Florenz bis Perugia, eine andere von Foligno bis Rom; zwischen Perugia und Foligno aber müssen sich die Reisenden selbst eine Gelegenheit suchen. Ein Postwagen geht von Rom nach Ancona, ein anderer über Ravenna nach Bologna. Im Königreich Neapel sind vier Routen von Personenpostwagen befahren, die Abruzzen bis Aquila, Apulien, Calabrien mit dem Endpunkt Reggio, und Rom, welche so eingerichtet ist, daß die Reisenden das berühmte Kloster Monte Cassino sehen können. In Sicilien geht eine Diligence in drei Tagen von Palermo nach Catania, und dann nach Messina. Auf der Straße zwischen Neapel und Rom betreibt Angrisani, ein Verwandter des neapolitanischen Generalpostmeisters, das Vetturingeschäft im Großen. Er hat auf allen Stationen dieser Strecke seine Ställe, und befördert Fremde, die mit eigenen Wägen reisen, wohlfeiler und eben so schnell, als die Post. Die Postillone haben verschiedene Livree, von der man aber gewöhnlich nur die großen Stiefel, die Jacke nur zuweilen sieht, bei großer Hitze fahren sie auch wohl in Hemdärmeln. Ihre Livree ist blau und roth im Sardinischen, schwarz mit roth (früher gelb und schwarz) nebst Federbüschen auf den Hüten im Oesterreichischen, roth mit schwarz in Toscana, grün und roth im Kirchenstaat, blau mit roth und Silber nebst niedrigen, breitkrämpigen Hüten in Neapel. Ein italienischer Postillon ist nie mit seinem Trinkgelde zufrieden, und wäre es noch so bedeutend, daher man wohl thut, ihm zuerst etwas weniger zu geben, als man ihm zugedacht, und auf seine Bitte das Fehlende zuzulegen; Briefe à poste restante werden ohne die geringste Legitimation jedem übergeben, der das Postgeld bezahlt. Hat man ihre Adresse nicht auffinden können, was man nicht so genau nimmt, so werden die Briefe nach einer gewissen Zeit versteigert. Wenn die Postbeamten sehr beschäftigt sind, so übergeben sie dem nach einem Briefe Fragenden alle à poste restante vorräthigen, und lassen ihn nach Belieben aussuchen.

Auf Briefen, die man ins Ausland adressirt, thut man bei der unglaublichen geographischen Unwissenheit der Italiener wohl, immer das Land, und zuweilen auch den Welttheil zu bemerken. Die Landstraßen sind im Allgemeinen vortrefflich.

Sehr bequem und luxuriös sind die Chausseen der Lombardei, eben so kühn als solid die Straße von Genua nach Lucca, welche immer hoch über dem Meere hinführt, und das neue Stück des Montcenis. Die Simplonstraße dagegen läßt Sardinien mit Absicht zerfallen, und hat die schon vor sechs Jahren zerstörte Brücke über den Toce bei Domo d'Ossola noch nicht wieder hergestellt.

Eine vortreffliche neue Straße geht von Castellamare nach Sorrent, sie führt über ein tiefes Thal auf einer Brücke mit zwei Reihen Bogen über einander und ist in der Nähe von Sorrent theils aus dem Felsen gesprengt, theils auf Bogen gebaut. In der Umgegend von Rom sind die Chausseen noch gepflastert. Hier und bei Neapel fährt man noch einzelne Stellen auf altrömischem Pflaster. In den Gebirgsgegenden des Kirchenstaats sind die Straßen oft sehr schmal und ohne den mindesten Schutz gegen Abgründe, dagegen ist viel Geld auf die Marmortafeln verwandt, welche auf jeder Brücke in pomphafter Inschrift den Namen des Papstes angeben, der sie gebaut, als wenn nicht schon in dem Namen Pontifex die Verpflichtung läge, Brücken zu bauen. In Sicilien ist die Straße zwischen Palermo und Messina, nachdem man von beiden Städten aus einige Miglien gebaut, liegen geblieben. Auf der Straße, welche von Palermo über Catania nach Messina geht, fehlt noch die Brücke, dagegen besitzt sie Schlagbäume, während in Italien gewöhnlich das Chausseegeld im Ganzen an der Gränze bezahlt wird.

Das Pflaster in den Städten ist im Allgemeinen sehr gut. In Genua sind die Trottoirs geplattet, die Straßen gepflastert, in der Mitte aber mit zwei Reihen Platten belegt, welche in einem spitzen Winkel zusammenkommen. In Venedig sind die Plätze, so wie die schmalen Quais, welche sich an den Häusern hinziehen, mit schlechten Marmorplatten belegt. Die Straßen von Florenz sind mit großen, unregelmäßigen Steinen geplattet, auf denen die Pferde leicht stürzen. In Rom ist nur der Corso und andere Hauptstraßen mit gehauenen Basaltstücken gepflastert, die übrigen Gassen mit kleinen, festgestampften Steinen. Der Corso hat geplattete Trottoirs, die ganz auf Pfeilern, mit offenen Bögen dazwischen, ruhen. Auf beiden Seiten laufen geräumige Canäle darunter hin, so daß Schmutz und Nässe fast augenblicklich verschwinden. Neapel hat ein Pflaster von behauenen Lavaplatten, 6″ dick und 4 Schuh Flächeninhalt, zu dessen Unterhalt jährlich zwei Millionen Gulden ausgesetzt sind. Obgleich Vertiefungen eingehauen sind, stürzen die Pferde doch häufig. In Palermo sind sehr unzweckmäßig die Straßendämme geplattet, die Trottoirs mit kleinen Steinen gepflastert. Catania ist mit kleinen Platten aus der Lava des Aetna geplattet. Messina hat dasselbe, in der Straße Ferdinandea hat man statt dessen sehr theure, schöne Kalksteinplatten genommen, während mehrere neue Straßen noch ungepflastert und bei Regenwetter wahre Sümpfe sin

Eisenbahnen sind in Italien erst zwei im Gang, Mailand-Monza, und Neapel-Resina, welche zunächst bis Salerno, später bis Manfredonia verlängert werden soll. Sie hatte bei Portici, wo sie aus der Lava gesprengt werden mußte, mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Die projectirte Mailand-Venediger Bahn, welche die volkreichen Städte Brescia, Verona, Vicenza, Padua berührt, wird mit einer großartigen Brücke über die Lagunen enden, welche zugleich Dampfwagen, Fußgänger, Wasser und Gas nach Venedig bringen soll. Zunächst ist eine Bahn von Florenz nach Livorno zu erwarten, wenn man die Furcht überwunden haben wird, die vielen Vetturini, welche zwischen beiden Städten gehen, möchten brodlos werden.

Die französischen Seerüstungen.

(Fortsetzung.)

Es ist nutzlos, über diese Dinge zu streiten oder gar ein Urtheil fällen zu wollen, und wir führen diese Aeußerungen nur an, um die herrschenden Ansichten zu bezeichnen. Einen viel bessern Anhaltspunkt geben die materiellen Anstalten, die in den großen Kriegshäfen Frankreichs, Cherbourg, Brest, L'Orient, Rochefort und Toulon getroffen werden, wo alle Nachrichten darüber einig sind, daß nicht nur seit einem Jahre die Rüstungen in verstärktem Maaßstab betrieben werden, sondern auch, daß Frankreich hinsichtlich seiner Seemacht in den letzten zehn Jahren, also gerade seit der Julirevolution und dem Bündniß mit England, größere Fortschritte gemacht hat, als irgend eine europäische Macht. Einer der augenfälligsten Punkte sind die Anstalten zur Vermehrung der Dampfboote. Frankreich besitzt gegenwärtig 30 Dampfschiffe, darunter nur 2 von 450 Pferdekraft, 1 von 320, 1 von 250, 4 von 220, 18 von 160, und 1 von 120 Pferdekraft. Hierin steht es nun in wesentlichem Nachtheil gegen England, und hat deßwegen nicht nur 5 oder 6 Dampfmaschinen von 300 bis 500 Pferdekraft bei mehrern englischen Häusern bestellt, *) sondern rüstet sich auch mit Kraft, diese mächtigen Maschinen selbst zu bauen, um fremder Hülfe entbehren zu können. Die Regierung hat zu dem Ende in Indret, nicht weit von Nantes, ein besonderes Etablissement gegründet, das man den sechsten Kriegshafen von Frankreich nennen kann: es werden dort bloß Dampfmaschinen für die Schifffahrt gebaut. Es befinden sich sechs Ateliers dort, eine Gießerei, eines für Modelle und Tischlerarbeit, ein Schmiedwerk, eines für Ajustage, eines für Montage und ein sechstes für Chaudronnerie. Die Gießerei ist namentlich bedeutend: die achteckige Werkstätte, in welcher früher Schiffskanonen gegossen wurden, ist jetzt eingerichtet, um die Cylinder für die Dampfmaschinen zu gießen. In den verschiedenen Werkstätten arbeiten 420 M., und in der Schmiede sind 20 große Feuer. Hier wurden bisher meist Maschinen von 160 Pferdekraft gemacht, allein man arbeitet gegenwärtig an Maschinen von 220 Pferdekraft für das Dampfboot Gassendi, und ergreift Maaßregeln, um Maschinen von 450 Pferdekraft zu bauen, so zwar, daß die Maschinen für die Dampfboote in einem Jahre fertig werden könnten,

*) Bei den Häusern Fawcett, Napier, Miller und Comp. Die Naval and Military Gazette vom 8 August führt das Factum an, mit der Bemerkung, im Fall eines Bruchs werde die englische Regierung wohl Beschlag auf diese Maschinen legen.

wie man jetzt die Maschinen von 160 bis 220 Pferdekraft für die Dampfboote jährlich fertigt; die Vorbereitungen werden mit außerordentlicher Thätigkeit betrieben, so daß man bis zu Ende 1841 damit fertig zu werden hofft. Wie groß die Thätigkeit dieser Anstalt ist, kann man daraus abnehmen, daß im vorigen Jahre nur 700,000 Fr., dieß Jahr aber 2 Mill. Fr. dafür ausgesetzt sind, und daß diese Summe noch bedeutend vermehrt werden muß, da gegenwärtig dreimal mehr Menschen als im vorigen Jahre darin beschäftigt sind. Es finden sich fünf Werften zu Indret: auf einer derselben wird der Gassendi von 220 Pferdekraft, auf einer zweiten der Rapid von 80 Pferdekraft erbaut, der als Remorqueur für die Flotte zu Cherbourg dienen soll. Beide werden demnächst vom Stapel gelassen, und dann sind 4 Stapel leer, die augenblicklich mit 4 neuen Schiffen von 220 Pferdekraft, welche für die Colonien bestimmt sind, besetzt werden sollen. Es befinden sich hier fortdauernd vier Marine-Ingenieure, und die Gesammtzahl der Arbeiter beträgt über 900. Bei der wichtigen Rolle, welche der Dampf im nächsten Kriege spielen wird, kann man die Wichtigkeit dieser Anstalt, so wie der von Rochefort, wovon weiter unten, ermessen, und man erkennt auch den Grund, weßhalb die französische Regierung für den Anfang fünf oder sechs große Maschinen in England bestellt hat, da die Vorbereitungen, um Maschinen von dieser Größe zu bauen, nicht vor dem Ende des Jahres 1841 beendigt seyn können.

Auf der andern Seite, während man so die wichtigste Angriffswaffe rüstet, ist man nicht säumig in Vertheidigungsanstalten. Im Anfang Septembers wurde von Paris der Befehl erlassen, die Küsten in Vertheidigungsstand zu setzen, und dieß wurde alsbald in einem bedeutenden Umfange ausgeführt. Das Journal du Havre vom 13 Sept. machte ein officielles Schreiben bekannt, demzufolge alle Gebäude um militärische Punkte her bis auf eine gewisse Entfernung nöthigenfalls niedergerissen werden sollten, und alsbald wurden dann auch Arbeitsleute angestellt, um die Gräben zu vertiefen, und die Zugbrücken in den Stand zu setzen. Auch in Cherbourg wurden sogleich Hunderte von Arbeitern angeworben, 2000 geflüchtete Spanier gleichfalls zur Arbeit verwendet, und namentlich das verschanzte und mit acht Redouten umgebene Lager, das die beiden Häfen, den Handels- und Kriegshafen, deckt, in guten Stand gestellt. Näheres läßt sich über die Kriegshäfen nichts angeben, weil im Laufe des Septembers strenge Befehle von Paris ergingen, Niemand in die innern Theile der Kriegshäfen zuzulassen. Von einigen Stellen, namentlich zu Brest und Toulon, sind selbst Franzosen ausgeschlossen, wenn sie nicht Angestellte der Regierung sind, so daß alles in größter Stille vor sich geht. Die Truppenmärsche und die allgemeine große Bewegung in den Häfen lassen sich indeß nicht verbergen, und noch weniger die Vermehrung der Mannschaft, welche besonders decretirt werden mußte, so die der Marineartillerie von 1367 auf 2074 Mann, also um die Hälfte, eben so die Marinetruppen von 10,963 auf 15,809 Mann.

Dieß ist indeß nicht Alles; auch die Inscription maritime sollte vermehrt werden. Dieß ist bekanntlich das Register, in welches alle Franzosen, die sich dem Seeleben gewidmet haben, eingetragen sind, und aus welchem sodann die nöthige Mannschaft nach Bedürfniß ausgehoben wird; jetzt soll diese Inscription nicht bloß auf die sogenannten „Mariniers des Rivières," sondern auch auf die Küstenschiffer (caboteurs) ausgedehnt werden. Durch eine Ordonnanz vom 31 August wurde vorgeschrieben, fünfzig neue Compagnien für die Krigsschiffe zu bilden. Eine solche Compagnie hat etwas über 100 Mann, und sie sind es, die den ausnehmend strengen Dienst auf den Kriegsschiffen unter der schärfsten Kriegszucht zu vollziehen haben. Bisher bestanden 120 solcher permanenten Linienschiffscompagnien, welche 12,360 Mann ausmachten, jetzt sollen es also 170 mit 20,400 Mann werden, und das aus der Aushebung von 1839 für die Marine bestimmte Contingent eilt gleichfalls den Häfen zu.

Hinsichtlich der Matrosen ist auch noch zu bemerken, daß die Regierung das Mögliche thut, um sie heranzubilden; ein nicht unbedeutender Schritt dazu ist der Unterricht, den sie im Bedienen der Kanonen erhalten, da man bemerkt hat, daß Matrosen, einmal hiezu abgerichtet, diesen Dienst besser versehen, als bloße Artilleristen. Seine besten Matrosen erhält Frankreich aus dem Norden, aus der Picardie, Normandie und Bretagne. Die Kälte des Klima's, die häufigen Stürme, die herrschenden Nebel, die rabenschwarzen Nächte und die felsigen, gefahrvollen Küsten, zwingen den Seemann, alle seine Kräfte aufs äußerste anzustrengen. Der Seemann aus der französischen Küste des Mittelmeers ist minder gut: der klare, wolkenlose Himmel, die hellen Sternennächte, das Nichtvorhandenseyn der Fluth und die häufigen Windstillen geben dem mittelländischen Matrosen häufig die Nachlässigkeit des dolce far niente, welches der Disciplin und dem ächten Seemannsgeiste gleich verderblich ist. Wer an die nordischen Matrosen gewöhnt ist, findet den mittelländischen faul, schmutzig, nachlässig und widerspänstig; indeß ist er doch manchmal, wenn er gut angeführt wird, großer Anstrengungen fähig, und zeigt einen bewundernswerthen Muth.

Die französische Marineverwaltung ist auch verständig genug, Bretagner und Normannen unter die Südländer zu mischen, und dadurch ihrer Nachlässigkeit und ihrem Mangel an Disciplin etwas aufzuhelfen. Sie könnte indeß noch weit mehr thun, und die Zahl der verfügbaren Matrosen bedeutend vermehren, wenn sie den Sold derselben erhöhen wollte. Hier zeigt sich der Uebelstand des rein militärischen Geistes, in welchem die Marine behandelt ist. Die französischen Matrosen sind Zwangsmatrosen, wie die Landarmee Zwangssoldaten hat, und wenn dieß System in Bezug auf den Landdienst völlig passend ist, so hat es seine großen Nachtheile für den Seedienst, weil hier der Handelsstand mit seinem Bedürfnisse daneben steht. Die geringern Matrosen haben nur 27 Franken monatlich, die bessern bis 40 und 45; allein der Handelsstand zahlt fast das Doppelte, und ihm stehen deßwegen auch die fremden Matrosen zu Gebote, die man nicht zum Kriegsdienst zwingen kann, namentlich die Genueser, die bei Toulon auf der Straße nach Ollioules ein ganzes Dorf, Namens Navarin, gebildet

haben, und in Toulon ihr Brod verdienen. So wie die Regierung den Sold der Matrosen erhöht, was im Kriege wohl wird geschehen müssen, kann sie über mehrere tausend Matrosen weiter gebieten, denn die abgehärteten und ans Meer gewöhnten Bewohner des ligurischen Küstenlandes würden in großen Schaaren herbeikommen, um eines so reichen Soldes theilhaftig zu werden, gerade, wie dänische und norwegische Matrosen in bedeutender Zahl nach England gehen.

(Schluß folgt.)

Schilderung der Bretagner.

(Von einem Engländer. Siehe Times vom 1 October.)

Die Bretagner, obgleich tapfer, arbeitsam und ökonomisch, stehen, gleich allen celtischen Stämmen, den Normannen und Sachsen nach, wie dieses die Walliser und Irländer beweisen, und diese Bretagner stammen in gerader Linie von den Kymri ab, von denen Julius Cäsar eine Beschreibung gab, welche noch für den heutigen Tag brauchbar ist. Halsstarrig in ihren Meinungen und Vorurtheilen, mißtrauisch, bigott, eigenwillig und prahlerisch haben dieselben bisher allen Versuchen, sie der Halbbarbarei zu entreißen, widerstanden. In beinahe allen Künsten des Lebens stehen sie dem übrigen Frankreich nach. Viel davon ist ohne Zweifel der topographischen Beschaffenheit des Landes zuzuschreiben, vieles auch der Engherzigkeit der Landbesitzer und Eigenthümer, aber ein großer Theil, und vielleicht die Hauptsache, ist die unbändige und ungelehrige Natur der Race, von welcher die Bretagner abstammen. Die Communen in der Bretagne sind nicht nahe aneinander gelegen, wie in einem großen Theile Frankreichs, im Gegentheil gibt es wenige Städte, die von einander weit entlegen sind, und wenn auch die Eltern geneigt wären, ihre Kinder in die Schulen zu schicken, so würde die Entfernung derselben von ihren Wohnungen ein unübersteigliches Hinderniß bilden. Die äußere Erscheinung eines Bretagners bezeugt seinen beinahe wilden Zustand. Bedeckt mit ungeheuren Ziegen- oder Schaffellen, sein langes zottiges Haar unter einem niederhängenden Hute von ungeheurer Größe, erscheint er verkommen, halbverhungert und unbedeutend. Seine Hütte, oft ohne Fenster und Kamin, ist nur um eine kleine Stufe besser als die des schlechtesten Theils von Irland, und seine Nahrung ist eben so gering in Quantität und so schlecht in Qualität, als die Kost der armen irischen Landbewohner. Seine Beinkleider sind weit, nach Art der Griechen und Türken, und reichen nur bis zum Knie; er ist religiös, besucht die Kirchen an allen heiligen und Feiertagen, und ist mildthätig, so weit es seine Mittel gestatten, kann aber im Ganzen nur als auf der niedersten Stufe der halbcivilisirten Geschöpfe stehend betrachtet werden. Die Bretagne hat jedoch, gleich den meisten halbcivilisirten Ländern, große Krieger und berühmte literarische Namen hervorgebracht. Unter die großen Heerführer und Seemänner mögen Duguesclin, Olivier de Clisson, Lanoue, Dugay Trouin und Moreau gerechnet werden; in den schönen Wissenschaften besaßen sie jenen ausgezeichneten Maler der Sitten und Gebräuche, jenen Meister eines leichten und fließenden Styls, Lesage; ferner den jesuitischen Geschichtschreiber des westphälischen Friedens, Pater Bougeant, Duclos und Guingené. Unter den Dichtern brauche ich nur Beranger zu erwähnen, und, ungeachtet aller seiner Fehler und Excentricitäten, einen der berühmtesten prosaischen Schriftsteller, Chateaubriand, welcher gerade vor 71 Jahren auf dem Schlosse Combourg, in der Mitte des Sandes der Bretagne, geboren wurde. Ich bemerkte, daß die Bretagner ein religiöses Volk seyen, und dieses sind sie auch wirklich, aber nur Bekenner des einzig heiligen römisch-katholischen Glaubens, wie sie sich selbst nennen. Hier machten die Lehren der Reformation niemals Fortschritte, während im Gegentheil unter den lebhaftern und geistig thätigern Normannen seit 1562 zu Alençon, Saint Lo und Valognes protestantische Kirchen bestanden. Bekannt ist die Aehnlichkeit zwischen der bretagnischen und der wälischen, irischen und gälischen Sprache. Ich bin hinlänglich mit der gälischen Sprache bekannt, um sagen zu können, daß diese Sprachen in einigen Worten und Phrasen dasselbe bezeichnen, und stände mir ein größerer Wortvorrath zu Gebote, so würde ich vielleicht noch eine größere Aehnlichkeit entdecken. Die Abtheilungen oder Landesmarken der Maireien sind ebenfalls den in Irland und Wales gebräuchlichen ähnlich, und eine auffallende Aehnlichkeit besteht noch in den Hecken und Umzäunungen der kleinern Maireien. Die ältern Kirchen in Irland gleichen den Kirchen in der Bretagne, doch sind die letztern leichter und zierlicher, obschon in demselben architektonischen Styl erbaut.

Farbenwechsel mikroskopischer Thiere. In der mikroskopischen Gesellschaft zu London am 21 October ward eine Mittheilung von einem Hrn. Vernon Harcourt vorgelesen über einige mikroskopische Thierchen in einem Teich bei Nuneham. Die Thierchen schwammen auf der Oberfläche in kleinen Nestern, so daß sie ein zartes Häutchen bildeten, und hatten die bemerkenswerthe Eigenschaft, ihre Farbe in verschiedenen Perioden des Tages zu wechseln. Von 6 Uhr Morgens waren sie stets grün, dann änderten sie ihre Farbe allmählich in Roth, und blieben so den Tag über bis etwa 4 Uhr Nachmittags, wo sie allmählich mehrere Schattirungen von brauner Purpurfarbe annahmen, und endlich wieder grün wurden. Der Farbenwechsel soll durch gewisse Aenderungen im Innern des Thieres entstehen. Hr. Harcourt bemerkte nämlich mit Hülfe des Mikroskops, daß im Mittelpunkte des Körpers sich ein rother Fleck befinde, der im zusammengezogenen Zustande so klein ist, daß die grüne Farbe nicht dadurch leidet, wenn er sich aber ausdehnt, nimmt er einen so großen Raum ein, daß der ganze Körper dadurch eine rothe Färbung erhält. Der Proceß der Zusammenziehung und Erweiterung des rothen Innern, wodurch diese Farbveränderungen bewirkt werden, ist wiederholt beobachtet worden. Ein Hr. Varley war der Ansicht, daß diese Thierchen, seinen Beobachtungen zufolge, zu dem Genus Euglena von Ehrenberg gehören. (Athenäum. 31 Oct.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 133 u. 134** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Jack Sheppard.** Von Harrison Ainsworth. — **Beatrix.** (Forts.) — **Das Ehepaar aus der alten Zeit auf dem Lande.** (Schluß.) — **Lord Ronald's Kind.** Von John Wilson.

In das Honorar dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, das wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Theilnehmer des Auslandes jährlich 4 fl. halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 133 u. 134.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

13 November 1843.

Zur Literatur.

Die große Bedeutung, welche die Literatur der Franzosen für die Gegenwart hat, ist nicht zu verkennen. Sie ist es, welche die Ideen der Zeit in sich aufnimmt, sie verarbeitet und sie dann wieder in die Welt hinausschickt. Sie ist es, welche die Ideen der Zeit in sich aufnimmt, sie verarbeitet und sie dann wieder in die Welt hinausschickt. Sie ist es, welche die Ideen der Zeit in sich aufnimmt, sie verarbeitet und sie dann wieder in die Welt hinausschickt. Sie ist es, welche die Ideen der Zeit in sich aufnimmt, sie verarbeitet und sie dann wieder in die Welt hinausschickt. Sie ist es, welche die Ideen der Zeit in sich aufnimmt, sie verarbeitet und sie dann wieder in die Welt hinausschickt. Sie ist es, welche die Ideen der Zeit in sich aufnimmt, sie verarbeitet und sie dann wieder in die Welt hinausschickt. Sie ist es, welche die Ideen der Zeit in sich aufnimmt, sie verarbeitet und sie dann wieder in die Welt hinausschickt. Sie ist es, welche die Ideen der Zeit in sich aufnimmt, sie verarbeitet und sie dann wieder in die Welt hinausschickt.

gleiteten Aufregungen des Kriegs sich mit Vorliebe den materiellen Interessen zuwendete. Der fashionable Roman sollte aber auch sein gerades Gegentheil hervorrufen; den reichlichen Schilderungen des englischen high life sollte ein geflissentliches Hinabsteigen in die untersten Tiefen des englischen Lebens, bis unter das Niveau der Gesellschaft sogar entsprechen. Die Extreme berühren sich und rufen einander hervor. Schon Bulwer in seinem Pelham hatte, von den schimmernden Höhen der vornehmsten Gesellschaft vom feinsten Ton und raffinirtester Frivolität herab, einige Blicke thun lassen in die finstersten Abgründe der mit Armuth und Elend gepaarten, in causalem Wechselverhältniß damit stehenden Verworfenheit und Ruchlosigkeit; aber Andern war es vorbehalten, diesen Schacht, von dem man freilich nicht viel poetisches Gold erwarten darf, förmlich auszubeuten.

Dickens eigentliche, seinem Talent am meisten zusagende Domäne scheint das Leben und Treiben der untern und untersten Volksclassen Englands, oder Londons (denn London für sich ist schon ein eigenes Volk), zu seyn. Zwar sind wir weit entfernt, ihm komisches Talent und Humor überhaupt nur in einer beschränkten Sphäre zugestehen zu wollen; aber er wird diese Gaben doch am ausgezeichnetsten nur in den Lebensgebieten bethätigen, deren er sonst schon vollkommen Meister, mit denen er durch Anschauung und lange Beobachtung vertraut ist. Gasthäuser, Kneipen, Armenhäuser, Schuldkerker, Gefängnisse der Verbrecher und Schuldner, Werkstätten, Gäßchen und Winkel, Diebshöhlen u. s. w. mit all den Personen, welche an solchen Orten verkehren, welche daselbst thätig oder leidend auftreten, schildert er ganz vortrefflich, mit einer Lebendigkeit, einem individualisirenden Talent und einer liebenswürdigen Humanität, welche seine wenig vornehmen Helden sofort zu Lieblingen des Publicums gemacht haben. Zu beachten ist, daß seine Schriften entweder wirklich eine praktische philanthropische Absicht verfolgen, oder daß man wenigstens eine solche sehr leicht darin finden kann; daß es scheint, er habe sich, ungefähr wie Marryat in Bezug auf das englische Seewesen, vorgenommen, die Aufmerksamkeit des Publicums auf eine Menge Uebelstände und Gebrechen in den socialen Verhältnissen hinzulenken, die freilich leichter einzusehen als zu verbessern sind. Dem sey wie da wolle, gewiß ist, daß Dickens dem fashionablen Roman einen neuen Stoß versetzt, und den Erzählungen aus dem gemeinen Leben die Gunst des Publicums zugewendet hat. Doch wir haben es hier mit Ainsworths Jack Sheppard zu thun und wollen daher auf Boz' Schriften nicht weiter eingehen.

Ainsworth ist mit seinem Jack Sheppard noch einen Schritt weiter gegangen, noch eine Stufe tiefer hinabgestiegen, als Boz. Die Helden des letztern sind, wenn sie auch von niedriger Herkunft sind und in geringen, unglücklichen Verhältnissen aufwuchsen oder leben, doch ehrliche und redliche Menschen, welche von bösgesinnten, von rohen, eigennützigen oder geradezu verbrecherischen Leuten mißhandelt und verfolgt werden, und die Bosheit und das Laster treten bei ihm jederzeit in abschreckender, wenn auch durch Komik und Humor einigermaßen gemilderter, Gestalt auf. Ainsworth dagegen hat zu seinem Helden, der dem Buch den Namen gibt, einen Dieb, Räuber, Hauseinbrecher gewählt, und nimmt für diesen das Interesse seiner Leser in Anspruch. Dieß erinnert an die, nunmehr freilich ziemlich vergessenen deutschen Räuberromane, welche einen Rinaldo Rinaldini, Abelino, Hannickel, Schinderhannes u. s. w. als ihre Helden feierten, und ihrer Zeit ein großes Publicum fanden. In England selbst ist der Patron dieser Menschenclasse der bekannte, romantische Robin Hood, der vielfach schon poetisch verherrlicht worden ist. Die Abenteuer eines nobeln und unternehmenden Räuberhauptmannes und Highwayman machte Bulwer zum Thema seines Paul Clifford; James hat einen Roman: der Räuber, geschrieben, in welchem der Räuber zwar nicht die erste, aber doch eine wichtige Rolle spielt. An unsers Schillers Drama: die Räuber, brauchen wir kaum zu erinnern; machte sich in diesem berühmten Drama eine kühne Opposition gegen den gewöhnlichen Lauf der Dinge, ein gewaltsamer und zügelloser Weltverbesserungsdrang Luft, so ist dagegen Schillers: Verbrecher aus verlorner Ehre, das Ergebniß der Reflexion über den moralischen Zustand und über das Schicksal der unglücklichen Menschen, die, von der Gesellschaft ausgeschieden und ausgestoßen, uns so leicht als eine ganz andre Classe von Wesen erscheinen, die fast keinen Zug mehr mit uns gemein haben; Schiller faßte seinen Gegenstand als ein psychologisch-soziales Problem, das er mit viel Kunst und Scharfsinn löste; er verschmähte es aber, durch Erzählung und Ausmalung der einzelnen Thaten seines Sonnenwirths dem gewöhnlichen Lesepublicum ein ausgiebigeres Material zu liefern, da es ihm hauptsächlich um die Fortspinnung des psychologischen Fadens zu thun war, und deßwegen gehört seine Erzählung nicht in die Kategorie der eigentlichen Räubergeschichten. Die Lehren, welche Schiller einzuschärfen suchte, und die schon im Titel angedeutet sind, werden jedoch, wie wir beiläufig bemerken wollen, in seinem Vaterland selbst wenig beherzigt, und wir wollen Ainsworth wünschen, daß er, falls er auch Zwecke der Humanität bei seinem Buch im Auge hatte, dieselben glücklicher erreichen möge!

(Fortsetzung folgt.)

Beatrix.

(Fortsetzung und Schluß.)

Während nun der Pfarrer die Karten gab, wiederholte die Baronin die gestrigen Fragen über des Capitäns Gesundheit, wodurch das Signal zu einer allgemeinen, aber gutmüthigen Neckerei über seine eingebildeten Leiden gegeben wurde. Der Capitän vertheidigte sich so zierlich und warf so feine Blicke auf die Damen dabei, daß man auf die Vermuthung kam, er habe früher klug aussehen können und vielleicht viele Herzen erobert; wer weiß, wie viel lebenswarme Erinnerung unter seinem versteinerten Daseyn begraben liegt! — „Wie be-

findet sich Thisbe?" fragte Mademoiselle Penhoël den Capitän, als die Karten gegeben waren. — „Es geht dem armen kleinen Thiere wie mir," antwortete er, „es hat Nervenzucken: sehen Sie so!" und um seinen Hund nachzuahmen, hob er den Arm in die Höhe, wodurch seine kleine bucklichte Nachbarin in seine Karten sehen konnte, denn diese vortrefflichen Leute betrogen sich gern etwas und trauten sich gar nicht untereinander beim Spiel; sie wollte gar zu gern wissen, ob der Capitän Mistigris*) habe. — „Oh, sagte die Baronin, die Nasenspitze des Herren Pastors wird weiß: er hat Mistigris!" — Das Vergnügen Mistigris zu haben ist so lebhaft bei allen Spielern, daß der arme Pfarrer es nicht verbergen konnte; in jedem menschlichen Gesicht ist eine Stelle, wo sich die geheimsten Regungen des Herzens verrathen. Die Mitspieler hatten nach jahrelanger Beobachtung den schwachen Punkt des Pfarrers entdeckt: wenn seine Nasenspitze erblaßte, hütete sich jeder gegen ihn zu spielen. — „Sie haben Besuch gehabt?" fragte der Capitän Mademoiselle de Penhoël. — „Ja, einen Vetter meines Schwagers — der hat mir aber die wunderlichsten Dinge über unsere Nachbarin Mademoiselle des Touches erzählt, so wunderlich, daß ich sie nicht glauben kann. Calyst würde dann nicht so von ihr eingenommen seyn können, er ist doch zu klug um an solchem Ungeheuer Geschmack zu finden." — „Ungeheuer?" fragte der Baron, der bei diesem Worte erwachte. Die Baronin und der Pfarrer warfen sich einen Blick des Verständnisses zu. Die Karten waren gegeben, die alte Jungfer hatte Mistigris und war froh ihre Freude darüber der Gesellschaft verbergen zu können, die durch ihre Worte in Staunen gesetzt war. — „Sie müssen ausspielen, Herr Pastor," rief sie athemlos. — „Mein Neffe gehört nicht zu den jungen Leuten, die etwas Ungeheures lieben," sagte die alte Zephirine verweisend. — „Mistigris!" schrie Jaqueline, ohne ihrer Freundin zu antworten. Der Pfarrer schien von der Angelegenheit Calysts mit Mademoiselle des Touches genau unterrichtet zu seyn, er vermied den Wortstreit. — „Was thut Mademoiselle des Touches denn so Ungeheures?" fragte der Baron. — „Sie raucht." — „Das ist sehr gesund," sagte der Capitän. — „Und ihre Güter?" fragte der Baron wieder. — „Sie jagt sie durch die Gurgel." erwiederte die alte Jungfer. — „Sie haben alle verloren," unterbrach die Baronin das Gespräch, „ich habe den König, die Dame, den Buben und Mistigris, der ganze Einsatz gehört uns, liebe Schwester," sagte sie zu der Blinden, mit der sie gemeinschaftlich spielte und ihr unter dem Tische durch Fußtritte immer die Zahl der Stiche anzugeben pflegte. — Dieses gewonnene Spiel in der Hand machte die alte Jungfer ganz zerstreut, sie vergaß darüber Calyst und Mademoiselle des Touches.

Um neun Uhr war Niemand mehr im Saal, als die Baronin und der Pfarrer. Die vier Greise hatten sich zur Ruhe begeben. Der Capitän hatte Mademoiselle de Penhoël wie gewöhnlich bis zu ihrem Hause am Markt zu Guérande begleitet, wobei er sich mit ihr über das Glück und die Feinheit ihres Spiels unterhielt oder sich über die Gier lustig machte, womit die alte Blinde rücksichtslos ihren Gewinn in die Tasche gesteckt hatte. Dießmal aber drehte sich die Unterhaltung um die Zerstreutheit der Baronin; der Capitän hatte die Träumerei seiner schönen Irländerin besorglich bemerkt. Auf der Thürschwelle wendete sich die alte Jungfer nochmals vertraulich zu dem Capitän und sagte: „ich weiß die Ursache von dem Benehmen der Baronin!" —

Als sich kein Geräusch mehr hören ließ, sah die Baronin fragend auf den Pfarrer, der gedankenvoll mit den Würfeln spielte. „Ich habe bemerkt," sagte sie, „daß Sie endlich meine Sorge um Calyst theilen." — „Ja wohl, nur zu sehr," antwortete er, „ich fürchte Mademoiselle de Penhoël wird zurücktreten, diese gottlose Person in Touches wird unsere schönsten Plane verderben, die wir zu Calysts Glück ersonnen." — „Nun was haben Sie über Mademoiselle des Touches gehört?" fragte die Mutter Calysts, gespannt. — „O sie ist eine schlechte liederliche Person!" schrie der Pfarrer, „eine Frau von zweideutigen Sitten, die sich mit dem Theater und mit Schauspielern abgibt, ihr Vermögen mit Schreibern, Malern, Musikanten und Teufelsgesellschaften verpraßt. Sie nimmt einen Mannsnamen an auf ihren Büchern. Sie ist eine wahre Landstreicherin, die seit ihrer ersten Communion nur in die Kirche ging, um Gemälde und Bildsaulen zu besehen. Sie hat ihr Geld verschleudert um Touches, wie man sagt, auf die unanständigste Weise auszuputzen. Es wird dort in einem Tage mehr feiner Wein getrunken als in einem ganzen Jahre in Guérande. Eine solche Person verehrt Calyst, unser junger Herr Chevalier! Sie wollte neulich eins jener gottlosen Bücher haben, worin heutigen Tages die Atheisten sich über Alles lustig machen, der Chevalier ließ sein Pferd satteln, um es ihr im Gallopp aus Nantes herzuholen. Ich weiß nicht ob Calyst sich eben so viel Mühe um die Kirche geben würde. Ganz Guérande ist außer sich über die Leidenschaft des jungen Chevalier für diese Amphibie, die nicht Mann nicht Weib ist, wie ein Husar raucht, wie ein Verrückter schreibt und diesen Augenblick den allergiftigsten, verdorbensten Schriftsteller beherbergt, der ein Liberaler ist und die Journale liest, wie mir der Postdirector gesagt hat. Man spricht schon in Nantes davon, die Verwandten der Mademoiselle de Penhoël haben sie schon gegen Calyst gewarnt. Jetzt schlägt es schon drei Viertel auf zehn und er kommt noch nicht zurück, er bleibt vielleicht bis gegen Morgen in Touches." — Die Baronin hörte stumm und bebend zu, Thränen standen in ihren schönen Augen und rührten den eifrigen Pfarrer. „Beruhigen Sie sich," sagte er mit tröstender Stimme, „das Uebel wird nicht so schlimm seyn, ich will morgen mit Mademoiselle de Penhoël reden, sie wird sich von mir sagen lassen, sie hat Vertrauen zu mir. Auch ist Calyst ja unser Zögling, der Dämon wird keine Gewalt über ihn haben, also weinen Sie nicht, Frau Baronin, es ist noch nicht Alles verloren, ein Fehler ist noch kein Laster." — „Oh Sie haben ja meine Vermuthungen nur bestätigt, ich war ja die erste, die Calysts Veränderung bemerkte, eine Mutter fühlt den Schmerz zu tief, nur den zweiten Rang im Herzen

*) Die höchste Karte in diesem Spiel.

ihres Sohnes zu besitzen; dieser Wendepunkt im Leben des Mannes ist der Kummer des Mutterherzens, ach ich dachte nicht, daß er schon so bald über mich kommen sollte. Und wenn es noch ein edles schönes Geschöpf wäre, aber solch eine Abenteurerin, Schauspielerin und Schriftstellerin, die gewohnt ist, ihre Gefühle zu heucheln, die ihn betrügen und unglücklich machen wird. Aber ist es denn auch wahr? Ach freilich, welche Frau würde meinem Calyst widerstehen können." — „Der sicherste Beweis ist, daß die Landstreicherin so lange in Touches bleibt," sagte der Pfarrer, „seit den vierundzwanzig Jahren, die sie mündig ist, war sie noch nie so lange Zeit in Touches." — „Was, eine Frau von vierzig Jahren!" rief die Baronin, „ich habe zwar in Irland sagen hören, das sey die gefährlichste Geliebte für einen jungen Mann." — „Ja, davon weiß ich nichts und werde auch wohl in meiner Unwissenheit sterben," antwortete der Pfarrer. — „Ich auch," sagte die Baronin naiv, „ich wollte jetzt, daß ich mit wirklicher Liebe geliebt hätte, damit ich meinen Calyst jetzt beobachten und trösten könnte." Der Pfarrer ging, die Baronin begleitete ihn bis auf den Hof, sie hoffte auf der Straße Calysts Schritte zu hören, aber sie vernahm nichts, als den schwerfälligen Schritt des Pfarrers, der sich nach und nach in der Entfernung verlor, bis die Baronin durch die Stille der Nacht noch die Thüre des Pfarrhauses zumachen hörte. Die arme Mutter kehrte tief betrübt zurück, sie hatte nun erfahren, daß die ganze Stadt von dem sprach, was sie allein zu wissen glaubte. Sie setzte sich, schnitt den Lampendocht mit der Scheere zurecht und nahm ihre Stickerei zur Hand, um ihren Sohn zu erwarten, sie hoffte ihn dadurch zum schnelleren Wiederkommen zu zwingen. Die Berechnung der mütterlichen Eifersucht war falsch. Die Baronin nähte eifrig, auf ihre Arbeit gebeugt in tiefes Nachsinnen verloren; wer sie so hätte sehen können, vom Schein der Lampe hell beleuchtet, von diesen dunklen vierhundertjährigen Mauern umgeben, der hätte dieß schöne stille Bild gewiß erhaben genannt. Fanny's Haut war so durchsichtig, daß man die Gedanken auf ihrer Stirn lesen zu können glaubte. Gereizt von der Neugier, die sich reiner Frauenseelen in solchen Fällen oft bemächtigt, dachte sie darüber nach, welche geheime Zauberkünste diese Baalstöchter wohl anwendeten, um die jungen Männer zu fesseln, daß sie Mütter und Verwandte, Vaterland und Wohlstand darüber vergessen. Dann wünschte sie wieder diese Frau kennen zu lernen, um sie richtig zu beurtheilen. Sie bangte vor den Zerstörungen der Neuerungssucht, die der Pfarrer so gefährlich geschildert hatte und denen ihr einziges Kind anheimfallen sollte, ihr Calyst, der bis dahin so arglos, so rein, wie ein unschuldiges junges Mädchen und eben so frisch und schön war. Für seine Erziehung war die ängstlichste Sorgfalt verwendet worden, Fanny hatte den Sohn, der aus ihrem Blute entsprossen, mit ihrer Milch genährt, ihm also zweimal ihr Herzblut eingeflößt; sie hatte ihn behütet, daß er ein fleckenloses Lamm war, als er dem guten Pfarrer übergeben wurde, unter dessen Aufsicht er in den Schulwissenschaften unterrichtet ward, in Latein und Griechisch, wie es die Seminaristen erlernen, Geschichte, wie sie in Mädchenpensionen gelehrt wird, Geographie und alter französischer Literatur. Natürlich blieb Calyst unerfahren in den Fortschritten der Wissenschaft und der Literatur. Die Kirche hatte eben so mütterlich über ihn gewacht wie seine leibliche Mutter, er war mit sechzehn Jahren noch eben so rein und fleckenlos als zehn Jahre früher. Ohne ein Frömmler zu seyn, war er ein eifriger Katholik geworden. Für diesen schönen und unschuldigen Sohn wollte die Baronin ein glückliches, wenn auch geräuschloses Leben gründen. Sie hatte einiges Vermögen zu erwarten und wollte für Calyst eine reiche Frau suchen, es war ihr gleichgültig, ob es eine kleine Kergarouët oder eine irländische Erbin sey, sie kannte die Liebe nicht und betrachtete die Ehe als ein Mittel zum Glück und zum Wohlstand, wie ihre ganze Umgebung dieß glaubte. Die Leidenschaft war diesen katholischen Seelen fremd, diesen alten Leuten, die nur mit ihrer Seligkeit, ihrem Könige und ihrem Vermögen beschäftigt waren. Niemand wird sich also wundern über den Ernst, womit das Mutterherz, das nur in der Zärtlichkeit für den Sohn lebte, diese Angelegenheit betrachtete. — Die Baronin hörte Mitternacht schlagen zu ihrem Schrecken, Calyst kam nicht: eine ganze Stunde brachte sie unter grausamer Angst hin, ein Uhr schlug langsam vom Thurm.

— „Wird er dort bleiben?" fragte sie sich, „es wäre das erstemal! — armes Kind!"

In demselben Augenblick tönte Calysts Schritt auf der Straße; die arme Mutter, in deren Herz die Freude auf die Angst folgte, flog die Treppe hinab, um ihrem Sohne zu öffnen. — „Oh meine Mutter, rief Calyst schmerzlich überrascht, warum mich erwarten? Ich habe ja den Hauptschlüssel und Feuerzeug." — „Du weißt wohl, mein liebes Kind, daß ich nicht schlafen kann, wenn du nicht zu Hause bist," sagte sie, ihn küssend. —

Als sie wieder im Zimmer waren, betrachtete die Baronin ihren Sohn, um nach dem Ausdruck seines Gesichts die Ereignisse des Abends zu errathen, aber sie empfand die Bewegung dabei, die nicht durch Gewohnheit abgestumpft wird und die alle Mütter empfinden, wenn sie das Meisterwerk der Natur, das ihnen gelungen ist, ansehen, es blendet sie für einen Augenglick. Außer den schwarzen Augen voll Energie und Sonnenstrahlen, hatte Calyst seine ganze Schönheit seiner Mutter zu verdanken, die schönen blonden Haare, die kleine Adlernase, den reizenden Mund, die feinen Hände und die weiße zarte Haut. Obwohl er einem verkleideten Mädchen glich, so hatte er doch herculische Jugendkraft. Sein Bart war noch nicht sichtbar, diese späte Entwickelung ist ein Zeichen langen Lebens. Seine schneeweiße Stirn schien die Spuren großer Ermüdung zu tragen oder das Gewicht trauriger Gedanken. Die Mutter war unfähig die Kümmernisse seines Herzens zu errathen und hielt diese flüchtige Veränderung seiner Züge für Folge seines Glücks. Calyst war schön wie ein griechischer Gott, aber schön ohne Geckenhaftigkeit, er machte sich nichts aus seiner Schönheit, die er für unnütz hielt. Diese reinen schönen Wangen, in die das reiche junge Blut aus tausend Quellen fließt, und die Mädchenstirne gehören also einer Andern? ach, ihre Leidenschaft kann Alles zerstören, diese schönen Augen trüben, die feucht und glänzend sind wie Kinderaugen. Dieser bittere Gedanke preßte

Fanny's Herz zusammen und störte ihre Freude über ihn. — „Du bist heute noch länger als gestern in Touches geblieben, mein theures Kind," sagte sie mit bewegter Stimme. — „Ja, Mutter," antwortete er, ohne die mindeste Entschuldigung hinzuzufügen.

Die Kürze dieser Antwort verdüsterte die Baronin, sie verschob eine Erklärung bis auf den andern Morgen. Wenn die Mütter solche Besorgnisse fühlen, wie die Baronin in diesem Augenblicke, so zittern sie fast vor ihren Söhnen, sie ahnen instinctmäßig die Wirkungen von jener großen Emancipation der Liebe, sie ahnen, was ihnen durch dieß einzige Gefühl geraubt werden wird, und zu gleicher Zeit empfinden sie eine Art von Freude ihre Söhne glücklich zu wissen, es ist ein Streiten der Gefühle in ihrem Mutterherzen.

— „Du bist müde, mein Kind, geh' zu Bett," sagte Fanny, ihre Thränen unterdrückend. — Eine Mutter, die nicht Alles weiß, was ihr Sohn thut, glaubt auch schon Alles verloren, wenn sie so liebt und geliebt wird wie Fanny.

Lewin Schücking.

Das Ehepaar aus der alten Zeit auf dem Lande

oder

Philemon und Baucis unter den Kosaken.

(Schluß.)

Seit Pulcheriens Tode waren fünf Jahre verstrichen, als ich zum erstenmale wieder in die Nähe ihres Wohnsitzes kam. Ob ich wohl säumte, meinen alten Nachbar wieder einmal zu besuchen, bei dem ich so manchen angenehmen Tag zugebracht und an den untadeligen Gerichten der trefflichen Hausfrau so oft mich übernommen hatte? — als ich in den Hof einfuhr, erschien mir das Haus noch einmal so alt, wie vorher: die Gesindestuben lagen auf der Seite, ohne Zweifel nach dem Beispiele ihrer Inhaber; — der Stangen und Ruthen-Zaun lag ganz zerstört im Hofe darnieder, und ich sah selbst, wie die Köchin Pflöcke davon zur Heizung verbrauchte, um nur den überflüssigen Weg bis zu den dazu zwei Schritte von ihr aufgeschichteten Reisigbündeln nicht machen zu müssen. Von Wehmuth durchdrungen fuhr ich unter der Treppe vor, wo noch dieselben Hofhunde, unterdeß aber freilich erblindet, mit gebrechenen Beinen, ihre zottigen, klettenbehangenen Ruthen und zugleich ein heiseres Gebell erhoben. Da trat, mich zu bewillkommnen, der gute Alte mir entgegen. Ja, er war's! Ich erkannte ihn auf den Blick wieder, obschon er noch einmal so gebückt erschien, als früher. Als er auch mich erkannte, hieß er mich mit dem wohlbekannten Lächeln willkommen. Ich folgte ihm in die Wohnung, worin anscheinend noch alles beim Alten geblieben war; doch bemerkte ich durchgehends eine gewisse Unordnung, eine gewisse empfindliche Verlassenheit und Oede: kurz, es kam jenes ganz eigene Gefühl der Befremdung über mich, welches in uns aufzusteigen pflegt, wenn wir zum erstenmale die Wohnung eines Wittwers wieder betreten, nachdem wir denselben immer nur als unzertrennlich von seiner Ehehälfte, die ihn durch das Leben geleitete, gekannt haben. Diese Empfindungen sind denjenigen ähnlich, welche uns beim Anblick eines Menschen befallen, den wir bis dahin stets nur kerngesund kannten, wenn derselbe nun plötzlich seiner Beine beraubt vor uns liegt. Ueberall war die Abwesenheit der sorglichen Hausfrau wahrzunehmen: bei Tische wurde uns nur ein Messer, und ohne Bänkchen hingelegt, und auch die Gerichte waren lange nicht mehr so schmackhaft zubereitet, wie ehemals. Nach der Wirthschaftsverwaltung mochte ich mich gar nicht erst erkundigen, ich fürchtete mich geradezu nach den wirthschaftlichen Einrichtungen zu sehen.

Als wir uns zu Tisch gesetzt hatten, band Awdocha ihrem Herrn eine Serviette um, woran sie sehr wohl that, denn sonst hätte er sehr bald sein ganzes Kleid mit Brühe über und über beschmutzt. Um ihn durch etwas zu zerstreuen, erzählte ich ihm verschiedene Neuigkeiten. Da hörte er mir zwar wieder mit seinem gewöhnlichen Lächeln zu, dabei blieb aber sein Blick fast immer völlig gleichgültig, und seine Gedanken schienen, anstatt sich zu erheitern, vielmehr ihm ganz und gar auszugehen. Kaum hatte ihm Awdocha bemerklich gemacht, daß er mit dem erhobenen Löffel Grützbrei, anstatt ihn zum Munde zu bringen, an die Nase gerathen war, so mußte sie ihm schon wieder die Hand führen, welche mit der Gabel, anstatt sie in einen Bissen des kleinen Kuchens zu stechen, auf eine der Flaschen vor ihm losstach, als ob er diese anspießen wollte. Mehr als einmal mußten wir mehrere Minuten lang auf die nächste Schüssel warten; so daß selbst Aphanaßi es gewahr wurde und sagen mußte: „Warum wird denn so lange nichts zu essen gebracht?" — Sah ich dann etwa durch eine der Thürspalten, so konnte ich wohl gewahr werden, wie der Bursche, der uns die Schüssel bringen sollte, mit keinem Gedanken daran dachte, sondern vielmehr den Kopf auf seinen Schemel hinunterhängen ließ und nickte. — „Hier diese Speise — sagte Aphanaßi, als Pulcheriens Lieblingsgericht aufgetragen wurde, zu mir — diese Speise (wiederholte er, und ich merkte, wie seine Stimme zu zittern anfing und Thränen nahe daran waren, aus seinen bleifarbenen Augen herauszutreten, während er alle seine Kraft aufbot, sie zurückzudrängen) — diese Speise hier hat die Ent . . . Ent . . . Entschla . . . ." Aber, noch ehe er vollends auszusprechen vermochte, schossen die Thränen hervor, und seine Hand fiel auf den Teller, so daß dieser umschlug, ein Stück wegflog, zerbrach und Aphanaßi zugleich in seinen Thränen und in seiner Brühe, wie gebadet, übergossen vor mir saß. Empfindungslos blieb er sitzen, bewußtlos behielt er seinen Löffel in der Hand und die Thränen flossen wie ein Bach, wie eine unaufhörlich sich ergießende Quelle auf die ihm vorgebundene Serviette.

Gott! — dachte ich da, indem ich ihn betrachtete — nur fünf Jahre Zeit, und dieser Greis ist schon empfindungslos — dieser Greis, dessen Leben vorher kaum ein einzigesmal durch

ein allzustarkes Gefühl der Seele aufgeregt worden — deſſen ganzes Leben vielleicht in ſeinem Großſtuhle, nur getheilt zwiſchen den Mahlzeiten von gedörrten Fiſchen und Birnen, und zwiſchen harmloſem Geplauder verſtrichen — jetzt in ſo entſetzlich lange, in ſo fürchterlich heiße Qual verkehrt! — — Was iſt ſtärker über uns: Leidenſchaft oder Gewohnheit? Oder all' die gewaltigen Stürme und hinreißenden Wirbel unſerer gährenden Begierden und Leidenſchaften ſind nur Folgen unſeres hellauflodernden Jugendmuthes und erſcheinen uns nur deßhalb tief und erſchütternd. — Wie dem nun aber auch ſey, damals erſchienen mir all' unſere Leiden und Leidenſchaften, jener endlos langen, ſchleichenden, faſt bewußtloſen Gewohnheit gegenüber, eitel und kindiſch. Noch einigemale ſtrengte er ſich an, den Namen der Entſchlafenen auszuſprechen, ſchon in der Hälfte des Wortes aber verzog ſich der ſanfte, gewöhnliche Ausdruck ſeines Geſichts krampfhaft, und ein Weinen, wie klägliches Jammern eines Kindes, traf mich ſchneidend im Tiefſinnerſten meines Herzens. Nein, das waren nicht ſolche Thränen, wie die, womit alte Leute oft ſo freigebig ſind, wenn ſie euch ihre beklagenswerthe Lage und Trübſal vorſtellen — nicht ſolche Thränen waren es, wie ſie ſie ins Punſchglas fallen laſſen. — Nein, das waren Zähren, die unwillkürlich floſſen, Bitterkeit des Schmerzes eines ſchon abſterbenden Herzens.

Nachher hat Aphanaſij nicht mehr lange gelebt: vor kurzem habe ich ſeinen Tod erfahren. Sonderbar war dabei das, daß die Umſtände ſeines Ablebens eine gewiſſe Aehnlichkeit mit denen bei Pulcheriens Ende hatten: eines Tages nämlich entſchloß er ſich, ein wenig in den Garten zu gehen. Wie er nun ſo langſam mit ſeiner gewöhnlichen Gedankenloſigkeit durch den Garten ſchlenderte, trug ſich ein ganz beſonderes Ereigniß mit ihm zu: Er hörte nämlich unverſehens hinter ſich Jemand mit ganz lauter Stimme ihm zurufen: „Aphanaſij Iwanowitſch!" Als er ſich aber umwandte, war Niemand zu ſehen. Er blickte nach allen Seiten hin, und guckte ſogar hinter die Sträucher — doch nirgend war Jemand zu finden. Der Tag war mild und ſtill; die Sonne leuchtete unbewölkt. Da ſann er einige Augenblicke lang nach, immer mehr belebten ſich ſeine Züge, und endlich brach er in die Worte aus: „Pulcheria Iwanoffna hat mich gerufen!" —

Wem wohl wäre es nicht auch ſchon einmal ſo vorgekommen, als ob ihn eine Stimme ſo geiſterhaft bei Namen gerufen — was der Volksglaube dahin auslegt: daß eine Seele um Jemand ſich grämt und ihn ruft, wonach deſſen Tod unvermeidlich bald erfolgt. — Mir iſt, die Wahrheit zu geſtehen, dieſe geheimnißvolle Ladung ſtets gar ſchauerlich geweſen. Noch recht gut erinnere ich mich, wie ich in meiner Kindheit ſolche vernommen: mehr als einmal ſprach es zu jener Zeit hinter mir plötzlich ganz deutlich meinen Namen aus — und das meiſt an einem recht hellen und ſonnigen Tage, wenn kein Blättchen an den Bäumen im Garten ſich regte, rings um mich weit und breit alles grabesſtill war, ſelbſt die Grashüpfer ruhten und außer mir keine menſchliche Seele im ganzen Garten war. Ja, ich geſtehe: ob die tollſte Sturmnacht mit der ganzen Hölle aller Elemente, mitten in der Einſamkeit des unwegſamſten Walddickichts mich überfallen hätte — ich würde dadurch doch nicht ſo gewaltig erſchreckt worden ſeyn, wie bei jener entſetzlich unheimlichen Stille am hellen lichten Mittage. In der allergrößten Bangigkeit und mit angehaltenem Athem lief ich dann immer ſpornſtreichs aus dem Garten hinaus und wurde nicht eher wieder ruhig, als bis mir irgend Jemand begegnete, deſſen Erſcheinen die Schreckniſſe der entſetzlichen Seeleneinöde rings um mich her verſcheuchte.

Aphanaſij überließ ſich voll Ergebung der Ueberzeugung ſeines Herzens, daß Pulcheria ihn zu ſich gerufen; mit der Willigkeit eines folgſamen Kindes überließ er ſich ihr. Er magerte ab, fing an zu huſten, ſchmolz ein wie ein Licht und verloſch auch endlich ſo, als nichts mehr übrig war, was ſein kümmerlich glimmendes Flämmchen hätte nähren können. „Legt mich neben Pulcheria Iwanoffna" — war der einzige Wunſch, den er vor ſeinem Ende noch ausſprach.

Sein Verlangen wurde erfüllt; man beerdigte ihn an der Kirche, dicht neben ſeiner Gattin Grabhügel. Der Gäſte waren weniger bei ſeinem Leichenbegängniſſe, doch von armen Leuten und Bettlern fanden ſich eben ſo viele ein, wie bei Pulcheriens Beerdigung.

Nun ſtand das Herrſchaft-Häuschen ganz verödet. Der dreiſte Verwalter und der Voigt ſchleppten alle noch hinterbliebenen Sachen und das Hausgeräth, ſo weit es die Ausgeberin noch nicht für ſich hatte über Seite bringen können, in ihre Stuben. Bald nachher erſchien irgend woher ein unbekannt geweſener weitläufiger Verwandter als Erbe des Vermögens. Er hatte, glaub' ich, früher als Porutſchik, ich weiß nicht in welchem Volk, gedient: ein erſchreckbar gewaltiger Reformator! Er hatte nicht ſobald die entſetzliche Verwirrung und Vernachläſſigung der Wirthſchaftsangelegenheiten erkannt, als er ſich auch ſchon eifrigſt bemühte, alles dieß mit der Wurzel auszurotten, zu „amelioriren" und völlig in Ordnung zu bringen. Dazu kaufte er auf der Stelle ſechs Stück engliſche Sicheln, ſchlug an jeder Stube eine beſondere Nummer an, und war zuletzt ſo vortrefflich in Ordnung, daß ſein Vermögen richtig nach einem halben Jahre unter Sequeſtration geſtellt war. Die weiſe Vormundſchaft, aus einem Aſſeſſor und irgend einem Stabscapitäne in längſt verſchoſſener Montur beſtehend, beſeitigte in einer nichts weniger als ungebührlich langen Friſt alle Hähne und Hennen nebſt ſämmtlichen Pertinenz-Ciern des Gutes. Die Stuben, faſt alle zu ebener Erde belegen, verfielen gänzlich; die Gutsbauern wurden liederliche Trunkenbolde und kamen mit der Zeit mehrentheils in die Zahl der Deſerteurs.

Der gegenwärtig regierende Herr, der übrigens ganz friedſamlich mit ſeinem Vormunde lebte, und einträchtiglichſt mit ihm punſchte, kam nur höchſt ſelten auf ſein Gut und verweilte niemals lange daſelbſt. Dafür bereiſt er noch heutzutage jeden Jahrmarkt in Klein-Rußland, um ſich nach den Preiſen der verſchiedenen Haupterzeugniſſe, wie ſie im Großen verkauft werden, als da z. B. ſind: Mehl, Hanf, Meth, Honig

u. s. w. sorgfältig zu erkundigen — immer indeß nur ganz unbedeutende Kleinigkeiten einkaufend, wie etwa: einen Feuerstein, einen Nagel zum Pfeifenräumer — und überhaupt lauter solche Dinge, die auch en gros gekauft den Betrag von 1 Rubel niemals übersteigen.

Wolkoff.

Lord Ronalds Kind.

Von John Wilson.

Drei Tage sind's — im Walde sprang
Lord Ronalds Kind noch frisch und frank
Durch Sonnenschein und Regen;
Dazwischen Regenbogenglanz,
Der Thau netzt' ihrer Füße Tanz
Auf blumenreichen Wegen.
Doch fröstelnd kam der Abendwind —
Der Thau ward eisig kalt geschwind —
Sie sprang nach Haus im Lauf;
Und von dem Bett, drin jetzt sie ruht,
Die Augen zu, in den Wangen kein Blut,
Steht nimmermehr sie auf.

Sie ist nun wie ein Bild von Stein —
In seiner Schöne liegt's allein;
Ein Lächeln spielt um seinen Mund —
Für immer ruht's auf heil'gem Grund
Im Chor an einer Marmorwand. —
Auf weißer Brust die weiße Hand —
Ein ärmlich Bildniß, ohne Glanz,
Von Einem, der vergessen ganz!

Siehst du die zarten Füße nicht?
Sey still! es nahet ein Gesicht.
In Weiß gekleidet — lauschend spät! —
Von Waisenkindern kommt ein Zug
Mit Schritten leis wie fall'nder Schnee,
Zu legen in das Leichentuch
Die schöne Maid, die lächelnd sah
Zurück auf die, die sie umgeben —
Verlassen stehn die Waisen da,
Indeß um sie schon Engel schweben.

Ein Gaisblatt pflücket die zum Strauß,
Die füllt mit Blumenduft das Haus,
Die schmückt das Bett — die Rose lehnt,
Erglüh'nd in ihrer Schönheit Licht,
Das gold'ne Köpfchen, thaubekränt.
Fest an des Todes bleich Gesicht,
Und weint wie ein verlassen Kind
Vor Augen, die geschlossen sind. —
Auf Aller Wangen Thränen glänzen;
Sie decken mit den Blumenkränzen
Den kalten, weißen Busen zu!
Da liegt sie! — Alles still und kalt —
Und welker Duft nur noch durchwallt
Den Platz der tiefsten Ruh.

Im hellen Morgenlichte trug
Den Sarg hinaus der schöne Zug,
Und bis ein leis Gebet man sprach,
Ruhn mit der Last sie aus am Haag,
Beschützt von dichtem Flieder.
Das Haupt gesenkt, den Hut herab,
Ob golden noch, ob greis das Haar,
Stehn All', dann lassen vor dem Grab
Lord Ronald und der Diener Schaar
Auf einem Knie sich nieder.
Und rings auf den Gebirgen ruht
Ein tiefes Schweigen, gleich der Schwüle
Von eines Sommertages Gluth —
Nur leise tönt aus Waldeskühle
Des Bergstroms schaumbedeckte Fluth, —
Sacht aus der Waisenschaar dann schleicht
Ein weinend Mädchen sich und neigt
Ihr Köpfchen auf des Sarges Rand.
Ein Trauerlied dem Mund entquoll,
Ihr Aug' ist starr und thränenvoll
Geheftet auf das Grabgewand.

O schön die Quellen, schön
In unserm Thal die Bronnen
Singen und springen sehn
Im Strahl der Sommersonnen!

Die schönste allzumal
Ging von dem grünen Rain,
Der murmelnde Wasserfall
Verließ den stummen Stein.

Da oben auf den Höhn
In weichen, moosigen Zellen,
Wo die Quellen und Bäche entstehn,
Die wilden Blumen schwellen.

Im Wald die Königin mehr
Die Ros' hat der Sturm gebrochen,
Und nimmer hat der Schäfer mehr
Der Blumen Duft gerochen.

Die Vögel gerne ziehn
Im Hain mit prächt'gen Schwingen,
Wenn sie in Lieb' erglühn,
Wie herrlich sie da singen!

Und eine Stimme immer sang
Die schönsten, tiefsten Lieder —
Doch verstummet ist der holde Klang,
Du hörst ihn nimmer wieder!

Hoch auf dem Ebenbaum
Da sah ich eine Taube;
Auf ihrer Federn Silberflaum
Die Sonne spielt' im Laube.

Es war, als wollt' der Hain
An die weiche Brust sich schmiegen —
Die Taub' ist fort; um's Nest allein
Nur weiße Federn fliegen.

Es lag im weiten Wald
Ein Rudel Rehe, schene —
Wie schlank und prächtig die Gestalt,
Schalkheit im Aug' und Treue!

Der Jäger in der Nacht
Hat nachgespürt den Rehen,
Die sprangen vor der Jagd
Durch Thäler bald und Höhen.

Viel Sterne scheinen schön
Mit reinen, feuchten Strahlen,
Bis Morgenlüfte wehn
Und roth die Berge malen.

Ach! eitel ist der Himmel ganz
Ist's dort auch noch so hell und klar —
Erloschen des Abendsternes Glanz,
Geschoren sein goldenes Haar!

Und leis verklingt der Trauersang —
Und plötzlich packt's die knieende Menge,
Sie klagen, weinen, schluchzen bang —

Es treibt ein Wind des Gartens Gänge
Das fall'nde Laub entlang. —
Still! Still! der Sang beginnet wieder!
Und an der Todtenbahre nieder
Die jüngste Waise züchtig kniet,
Die Wang' ist roth, ihr Auge glüht
Gleich Sonnenschein an Sommertagen.
Wie Hoffnung auf des Kummers Klagen
Singt sie mit thau'ger Stimm' ihr Lied:

Und ob der Strom verronnen,
Ob dö' und dürr der Rain:
Er murmelt mit lieblichern Bronnen
Jetzt in des Himmels Hain.

Und ob auch in die Gruft
Die Rose sank hinab:
Mit schön'rer Blüth' und süßrem Duft
Erstand sie aus dem Grab.

Und ob mit prächt'gem Gefieder
Auch todt der Vogel liegt,
Ich hör' seine Jubellieder,
Ich sah ihn im Himmelslicht.

Ob auch des Haines Lächeln
Mit der Taube Tod verschwand:
Jetzt fliegt bei des Westes Fächeln
Sie auf sonn'gem Inselland.

Ob auch das Reh gestorben
In Waldes Einsamkeit:
Den Himmel hat's erworben
Und liegt an Jesus' Seit'.

O Stern, zu früh gesunken,
Was weinen wir um dich!
Es spiegeln deine Funken
In andern Meeren sich!

F. W. Dralle.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

№ 11.

Intelligenzblatt
zum
Ausland.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:
Das vierte Heft der

Deutschen Vierteljahrs-Schrift
für **1840.**

October — December.

Inhalt: Die Controverse des Pietismus und der speculativen Theologie in Würtemberg. — Die slawischen Völker und ihr Verhältniß zu Deutschland. — Adel und Grundeigenthum. — Ueber deutschen Unterricht auf Gymnasien. — Ueber die Errichtung staatswirthschaftlicher Facultäten auf den deutschen Universitäten. — Ueber die Kaltwasser-Heilmethode. — Die deutschen Gewerbvereine. — Ueber die Hoffnungen unserer Zeit. — Kurze Notizen.

Der Preis des Jahrgangs von 4 Heften ist 12 fl. oder 7 Rthlr. 8 gr.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

In der litterar.-artist. Anstalt in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen;

Katholisches Andachtsbuch
für
Gebildete des weiblichen Geschlechts,
die im Geist und in der Wahrheit beten.
Von
J. P. Trach.
Vierte Auflage. 8. Mit einem schönen Stahlstiche. 1 fl.

Katholisches Andachtsbuch
für
Gebildete des männlichen Geschlechts,
die im Geist und in der Wahrheit beten.
Von J. P. Trach.
Dritte Auflage. 8. 1 fl.

Diese beiden Gebetbücher, welche sich jetzt bereits in mehreren Auflagen in den Händen des Publicums befinden, haben die Billigung würdiger Männer gefunden, und verdienen, wie sie das denn schon geworden, in die Reihe religiöser Hausbücher aufgenommen zu werden.

Dieselben sind von der Verlagshandlung auch gebunden in schwarzen Saffian mit Goldschnitt zu beziehen.

In meinem Verlag erschienen so eben und sind in allen Buchhandlungen zu finden:

Der Diamant. Ein Spiel der Phantasie. Von C. Terben. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 12 gGr.

Elisabeth Stuart, Gemahlin Friedrichs V von der Pfalz, oder: Der Religionskrieg in Deutschland. Von Professor Dr. Söltl. Erster Theil. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 21 gGr.

Maria Stuarts, Königin von Schottland, Schönheit und Unglück wurde durch Dichter und Geschichtsschreiber beinahe aller europäischen Nationen besungen und verherrlicht; aber nur Wenige kennen das Schicksal ihrer gleich schönen und gleich unglücklichen Enkelin Elisabeth, welche in der Jugend als die Perle von England gepriesen, dann, nachdem sie als die Gemahlin eines der ersten deutschen Fürsten das Unglück ihres Geschlechtes nach Deutschland gebracht und durch ihre verwandtschaftlichen Verhältnisse zu den Regentenhäusern Englands, Dänemarks, Schwedens, Braunschweigs und Brandenburgs jenen furchtbaren 30jährigen Religionskrieg, die so denkwürdige Entwickelungsperiode des Protestantismus, herbeigeführt hatte, als die Unglücks-Helena Deutschlands geschmäht wurde.

Wie dieses geschehen, hat der Hr. Verfasser in seinem Gemälde nach vielen gedruckten und den kostbarsten handschriftlichen Quellen darzustellen sich bemüht, und wird dieses daher nicht nur den Geschichtsfreunden eine willkommene Gabe seyn, sondern auch den Historikern neue Aufschlüsse über jene Zeit bieten.

Der zweite Band, den Schluß des Werkes enthaltend, folgt in kurzem.

Hamburg, im Julius 1840. **Johann August Meißner.**

Zwölf Exemplare zu 16 Rthlr. statt zu 30 Rthlr.

Bei Gebhardt & Reisland in Leipzig erschien vollständig und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Lehrbuch
der allgemeinen Geschichte
von Dr. Ludwig Klathe,
Professor an der Universität zu Leipzig.
Drei starke Bände. Gr. 8. brosch. Preis 2 Thlr. 12 gr.

Nach dem Urtheile competenter Richter kann dieß neueste Werk des rühmlichst bekannten Verfassers mit vollem Recht allen denen empfohlen werden, welche durch eine angenehme Lectüre

Bei Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Buchhalter,

oder neue theoretisch-praktische Anweisung zu der kaufmännischen Buchhaltung in ihren mannigfaltigen Verhältnissen. Mit besonderer Rücksicht auf die Bedürfnisse des Handlungsstandes in den Preußischen Staaten. Von Dr. Heinrich Gottlieb Ludwig Crelle, Professor der Mathematik an der Universität zu Berlin. Mit 4 Steindrucktafeln. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Bei Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Handbuch der Physik

für Vorlesungen.

Von Dr. J. S. T. Gehler,

Professor der Physik zu Leipzig.

Zweiter Band. Gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Bei Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Reisende in Italien

Von

J. J. Winckelmann,

Briefe, aus den Jahren 1748 bis 1754 an seinen vertrauten Freund,

J. M. Nemeitz.

Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Bei Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedenkbuch.

Kurze Lebensläufe und Charakteristiken

von

Dr. Friedrich Wilhelm Carové.

Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Bei Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Arzt

auf dem Lustschiffe und dem Dromedare,

oder

Ueber Luftschiffahrten und Reisen durch Wüsten.

Von

Dr. Friedrich Wilhelm Carové.

Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

In allen Buchhandlungen ist zu erhalten:

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben
von
Friedrich von Raumer.

Neue Folge. Zweiter Jahrgang.

Gr. 12. Cart. 2 Thlr. 12 Gr.

Die erste Folge des Historischen Taschenbuchs besteht aus zehn Jahrgängen (1830–39), die im Ladenpreise 19 Thlr. 16 Gr. kosten. Ich erlasse aber sowohl den ersten bis fünften (1830—34) als den sechsten bis zehnten Jahrgang (1835—39)

zusammengenommen für fünf Thaler,

so daß die ganze Folge **zehn Thaler** kostet. Einzeln kostet jeder dieser zehn Jahrgänge 1 Thlr. 8 Gr., der erste Jahrgang der Neuen Folge 2 Thlr.

Leipzig, im October 1840. **F. A. Brockhaus.**

Zu haben in allen Buchhandlungen:

Vorzügliches Weihnachtsgeschenk.

C. C. Clarke, die 100 Wunder der Welt und der drei Naturreiche. Nach den besten und neuesten Quellen beschrieben und durch Abbildungen versinnlicht. Nach der 8ten engl. Originalauflage herausgegeben von G. H. Haumann. Mit 6 feinen Kupfertafeln. Vierte verbesserte und wohlfeilere, aber dennoch durch L. v. Alvensleben um mehrere Bogen vermehrte Ausgabe. Gr. 8. Weimar, Voigt. Sauber gebunden. (Der Umschlag stellt den Koloß von Rhodos, den Hercules bei Cassel und den Münster zu Freiburg dar.) 2½ Rthlr. oder 4 fl. 30 kr.

Schon von der 5ten Auflage sagt Becks Repert. 1831. I. 1: „Wenn schon die 2te Aufl. durch viele Verbesserungen vervollkommnet war, so ist dieses noch weit mehr der Fall mit dieser 5ten, wo durch viele und interessante Zusätze dem Werke das auch für Erwachsene eben so belehrend und unterhaltend ist, noch eine weit größere Mannichfaltigkeit und noch mehr Reichthum gegeben worden ist."

Diese schon seit mehreren Jahren in großer Achtung stehende Jugendschrift erscheint abermals mit vielen neu hinzugekommenen wesentlichen Vorzügen nicht bloß durch noch elegantere äußere Ausstattung und große Verschönerung, sondern auch durch sehr viele schätzbare Bereicherungen ihres innern Werthes. Sie ist in vieler Hinsicht der größten Empfehlung würdig. Erstens erweckt sie durch ihr schönes Aeußere bei jungen Lesern einen guten Geschmack, denn ihre Kupfer haben einen wirklich artistischen Werth. Druck und Papier lassen nichts zu wünschen übrig und schon der schöne Einband spricht mit seinem interessanten Umschlag freundlich an. Zweitens ist der Inhalt höchst belehrend und bildend, da er dem Leser eine so große Menge von Merkwürdigkeiten aus der Geographie, Länder-, Völker- und Naturkunde vorführt, und endlich werden in der anziehenden Beschreibung der großartigsten Kunstwunder der Welt die Kräfte des Menschen in ihrer ganzen Größe gezeigt.

So eben ist bei uns erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Allgemeine Geschichte

für höhere Lehranstalten und Geschichtfreunde

bearbeitet
von
Dr. Karl Haltaus,
Lehrer der Geschichte an der Thomasschule zu Leipzig.

Drei Bände.

Erster Band: Geschichte des Alterthums.

25⅓ Bogen in gr. 8. brosch. Preis 1 Thlr. 8 gr. od. 2 fl. 24 kr.

Der durch seine altdeutschen, historischen und litterarhistorischen Schriften wohlgekannte Verfasser hat in vorliegender allgemeinen Geschichte mit Geist und Fleiß auf der Grundlage der historischen Facta und neuerer Forschungen sein Augenmerk auf die Charakterisirung der Völker, Staaten und Perioden eben so wie der einzelnen Individuen gerichtet und somit die Hauptmerkmale, welche jene an sich tragen und wodurch sie sich von einander unterscheiden, herauszustellen gesucht. Die Anerkennung, welche die eigene Methode seines Lehrbuchs der Weltgeschichte für die mittlern Classen gelehrter Schulen gefunden hat, wird vorliegendem Geschichtswerke, das einen ganz andern und höhern Gesichtspunkt einnimmt, gewiß in noch größerem Grade zu Theil werden. Zur Erleichterung des Ankaufs haben wir den Preis so niedrig als möglich gestellt, und ist jede Buchhandlung in den Stand gesetzt, auf zehn Exemplare ein Freiexemplar zu geben.

Der zweite Band erscheint zu Neujahr und der dritte zu Ostern k. J.

Fest'sche Verlagsbuchhandlung in Leipzig.

---

[219] In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Christenleben.

Ausgewählte religiöse Betrachtungen in 4 Bändchen.

Von Dr. G. Friedrich.

Erstes Bändchen. Mit einem Stahlstich.

Velinpapier in Umschlag brosch. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Vollständig ist jetzt erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

AUSFÜHRLICHE ENCYKLOPÄDIE
der gesammten
Staatsarzneikunde.

Im Vereine mit mehreren Doctoren der Rechtsgelahrtheit etc.
bearbeitet und herausgegeben von
Georg Friedrich Most.

Zwei Bände, nebst einem Supplementband in 14 Heften. (168⅓ Bogen.)
Gr. 8. 1838–40. 11 Thlr. 16 Gr.

Diese Encyklopädie hat denselben Beifall von Seiten des Publicums und dieselbe Anerkennung von Seiten der Kritik gefunden, wie die früher bei mir erschienene

Encyklopädie der gesammten medicinischen und chirurgischen Praxis mit Einschluss der Geburtshülfe, der Augenheilkunde und der Operativchirurgie. Im Verein mit mehreren praktischen Aerzten und Wundärzten herausgegeben von **G. F. Most.** *Zweite* stark vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Bände. Gr. 8. 1836—37. 10 Thlr.

— — *Supplement zur ersten Auflage*, enthaltend die Verbesserungen und Zusätze der zweiten Auflage. Gr. 8. 1837. 2 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im Julius 1840.

F. A. Brockhaus.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die Modenpflanzen unserer Zeit,

Camellia und Cactus.

Anleitung
zur
Cultur und Vermehrung derselben.

Ein gemeinnütziges Handbuch,
mit
besonderer Rücksicht für den Privatliebhaber,
herausgegeben
von **W. Neubert.**

8. brosch. Preis 1 fl. oder 16 gr.

Inhalt: Erster Theil. (Ueber Camellien.) Einleitung. Heimath und Verbreitung der Camellia. Name und botanischer Character. Cultur. Die Erde. Das Versetzen. Das Begießen. Das Beschneiden. Der Standpunkt. Temperatur. Das Treiben. Insecten. Vermehrung. Mittel, das Abfallen der Knospen zu verhüten. Eintheilung in Arten. Zeit des Einkaufs. Werth. Uebersicht der Arten. — Zweiter Theil (Cactus). Einleitung. Cactus als Mode- und Zimmerpflanze. Heimath der Cactus. Beschreibung der Pflanze überhaupt. Die Stengel. Der Saft. Der Blüthenstand. Die Blüthe. Eintheilung der Sorten. Behandlung. Vermehrung. Das Versetzen und die Erde. Das Pfropfen. Die Befruchtung. Bemerkungen. Verzeichniß verschiedener Arten.

Stuttgart und Tübingen, September 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Mozins großes Wörterbuch.

So eben haben wir an die verehrlichen Sortimentshandlungen versandt die erste Abtheilung der zweiten Lieferung von:

MOZIN
vollständiges Wörterbuch
der deutschen und französischen Sprache,

nach den neuesten und besten Werken

über Sprache, Künste und Wissenschaften;

enthaltend die Erklärung aller Wörter, die Aussprache der schwierigeren, eine Auswahl erläuternder Beispiele zur Verständlichkeit ihrer verschiedenen Bedeutungen, die hauptsächlichsten sinnverwandten Wörter, Sprüchwörter und sprüchwörtlichen Redensarten beider Sprachen, die Ausdrücke des französischen Gesetzbuchs, die Münzen, Gewichte und Maaße der verschiedenen Staaten, ein Verzeichniß der gebräuchlichsten Eigennamen von Personen, Ländern, Flüssen ꝛc.

Mit Beiträgen von

Guizot, Biber, Hölder, Courtin und **mehrern andern Mitarbeitern.**

Aufs neue durchgesehen und vermehrt

von Dr. **A. Peschier,**

Professor an der Universität Tübingen.

4 Bände. In acht Lieferungen von ungefähr 30 Bogen

zu 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 1 gr.

Crête — Embryulcie.

In diese neue Ausgabe wurden die neuesten Vocabeln und Redensarten aufgenommen, welche entweder dem politischen und litterarischen Federkrieg, den Salons, der Phraseologie der neuen Schule oder der besonderen Sprache der Parteien, zuweilen auch dem Dialekt der niederen Classen angehören. Bereichert ist dieselbe außerdem durch eine Menge Etymologien, durch eine vergleichende Synonymik, durch Angabe der unregelmäßigen Bildung der Mehrzahl, endlich durch manche Sprüchwörter und Redensarten, welche die Eigenthümlichkeit beider Sprachen am besten bezeichnen. Ungeachtet dieser zahlreichen Zusätze wird der Umfang der neuen Auflage nicht bedeutend vergrößert; daher kommt es, daß wir im Stande sind, dieses sorgfältig überarbeitete und reich vermehrte Wörterbuch um einen verhältnißmäßig so unaemein billigen Preis zu liefern.

Wir hoffen somit, daß diese neue Auflage die Brauchbarkeit und Verbreitung des längst anerkannten vortrefflichen Werkes noch bedeutend erhöhen wird.

Auf die äußere Ausstattung — Schrift, Druck und Papier — verwandten wir eine ganz besondere Sorgfalt, wie man sich durch Einsicht des Werkes überzeugen wird, und um den resp. Subscribenten zu zeigen, wie schnell der Druck fortschreitet, ziehen wir es vor, auch die zweite Lieferung in 2 Abtheilungen zu versenden.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'scher Verlag.**

Pechlins Gedichte.

In der Unterzeichneten sind erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Gedichte von F. v. Pechlin.

In drei Abtheilungen.

8. in Umschlag geheftet. Preis 2 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr. 15 gr.

Wir halten dafür, daß Gedichte, wie diese, ohne alle Anpreisung sich selbst ihre Geltung verschaffen müssen und werden. Nur so viel glauben wir äußern zu sollen, daß diese Gedichtsammlung, die der Hr. Verfasser (. dänischer Gesandter am Bundestag) in drei Abtheilungen „Christliches," „Weltliches" und „Heidnisches" gibt, die Erwartung, wozu die aus derselben Quelle geflossene so treffliche Uebersetzung der Valla-Rukh schon berechtigte, in hohem Grade rechtfertigt.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Nr. 324.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 November 1840.

Skizzen aus Madagascar.

12. Ischawoaies und Schaffaten. — Beendigung des Feldzugs gegen die Wurimen.

Die Armee näherte sich jetzt den Gränzen der Wurimen, nachdem sie ihren Weg in südwestlicher Richtung fortgesetzt hatte. Das Land wurde sehr gebirgig, die Straßen wegen der vielen Steine sehr beschwerlich, und die braunrothe Farbe des Bodens zeigte, daß hier reiche Eisenlager verborgen seyn mußten. Die Bewohner, welche sich Ischawoaies und Schaffaten nennen, haben keinen Begriff von Civilisation, kennen weder den Gebrauch des Geldes, noch der Leinwand; ihre Wohnungen sind äußerst dürftig, und sie scheinen von den Urbewohnern Madagascars abzustammen. Sie erzählten wenigstens, daß ihre Vorfahren von jeher das Land bewohnt, und früher einen zahlreichen Stamm ausgemacht hätten, aber durch Krieg aufgerieben worden seyen. Sie haben viel Aehnlichkeit in ihrer äußern Bildung mit den Ranumenen, flechten ihre Haare wie diese, und haben eben so friedliche Sitten. Ihr Glaube an zwei Wesen und an Zauberer stellt sie den Antatschimen gleich, aber mit ihren Nachbarn, den Antaymuren, haben sie gar keine Verbindung, und kommen nie aus ihren Bergen heraus.

Auffallend war mir der sonderbare Aberglaube der Schaffaten, die, als sie mich auf meinem Pferde reiten sahen, in eiliger Flucht ihr Heil suchten. Alle Dörfer, denen ich mich näherte, wurden verlassen, und nur der Zufall oder vielmehr völlige Schwäche nöthigte einen alten Mann, in ihrem Hauptdorfe Fahandza zurückzubleiben. Sobald ich diesen Umstand erfuhr, begab ich mich in seine Hütte, doch konnte er lange Zeit auf meine Fragen keine Antwort finden, da die Furcht ihm die Sprache genommen hatte. Endlich erfuhr ich von ihm, daß der Mampita, den sie befragt hätten, als man meine Ankunft auf einem fürchterlichen Thiere gemeldet habe, dessen Mund mit Eisen bewaffnet, und nur mir allein gehorche, ihnen gedroht habe, daß dieses Thier sie alle vertilgen würde. Ich hätte die Zaubermacht, es zu bändigen, von dem bösen Wesen erhalten, doch kein Malgasche könne sich ihm nähern, ohne zu sterben, denn mit einem Fußschlage tödte es 100 Menschen; sein Lauf sey schneller als der eines Ebers, der vor den Hunden flieht, es nähre sich von Menschenfleisch, und würde die Soldaten des rothen Königs selbst verschlingen, wenn ich, der weiße Ombiasch, es nicht hindere. Die Ankunft dieses Thieres sey schon ihren Voreltern verkündigt worden mit der Drohung, daß es die malgassischen Stämme vernichten würde.

Ich sagte dem Greise, daß sie den Zorn dieses Ungeheuers nicht zu fürchten hätten, es werde nur die Räuberei an den Wurimen bestrafen, und suchte auf diese Weise uns den Sieg zu erleichtern; doch war dieses Mittel ohne Nutzen, indem der Krieg sich schneller endigte, als wir vermuthen konnten.

Zwar hatten die Wurimen bei unserer Ankunft ihre Dörfer und Reisfelder auf der Höhe der Gebirge verlassen und zerstört, was unserer Armee bei der scharfen Kälte, die in diesen Gebirgshöhen herrschte, den Aufenthalt sehr beschwerlich machte. Schon hatten, in Folge dieses Umstandes, die Malgaschen in ziemlicher Anzahl das Lager verlassen, und die stark gelichteten Reihen ließen die Frage sehr nothwendig erscheinen, wie wir die nächsten Operationen beginnen sollten, die René in einem Kriegsrathe seinen vornehmsten Officieren vorlegte. Doch kaum hatte die Berathung begonnen, als mehrere Flintenschüsse das Lager aufschreckten, und man besorgte, es sey ein plötzlicher Angriff der Wurimen damit im Werke. Die Besorgniß aber löste sich bald in lautem Jubel, als man einen Abgesandten des Retsiatu erkannte, den René mit einer Heeresabtheilung früher auf einen Streifzug gegen die Wurimen abgeschickt hatte. Er überbrachte das Haupt des Fürsten der Wurimen, Schakamaef, das die eigenen Diener dieses Fürsten ihm ausgeliefert hatten, indem sie René's Golde nicht widerstehen konnten.

Nach diesem letzten Siege durchzog René das Land der Wurimen, um es vollends der Herrschaft des Königs Radama zu unterwerfen, und kehrte dann nach Tamatave zurück, das er aber fast nicht erreicht hätte, denn er wurde in Mitinandry so gefährlich krank, daß die Heilkundigen des Landes ihm nicht mehr helfen konnten. In dieser gefährlichen Lage bat René mich, seine Heilung zu unternehmen, weil er ein großes Ver-

trauen auf meine medicinischen Kenntnisse setzte. Nur mit Widerstreben gab ich seinem Wunsche nach, da ein unglücklicher Ausgang mich in unangenehme Verhältnisse bringen konnte. Doch war ich so glücklich, durch einige Mittel seine Natur so gut zu unterstützen, daß sie den Krankheitsstoff selbst ausstieß — er genaß, und mehrere Tage lang wurde die Wiederherstellung des Feldherrn mit Opfern und Festen gefeiert.

Die französischen Seerüstungen.

(Schluß.)

Wir schließen diesen Artikel mit einigen Bemerkungen über den jetzigen Zustand der fünf großen Kriegshäfen Frankreichs.

Cherbourg, das bekanntlich erst unter Ludwig XVI, dem die französische Marine so viel verdankt, zum großen Kriegshafen eingerichtet wurde, ist jetzt von der größten Wichtigkeit und Bedeutung geworden, namentlich seit dem Aufschwung, den die französische Marine seit der Julusrevolution genommen hat. Die ungeheure Bay, mit Cap Levi im Osten und Cap La Hogue im Westen und einem ganz offenen Fahrwasser an der Mündung der Divelle, umschließt zwei Häfen, den Kriegs- und den Handelshafen, die aber völlig getrennt sind. Die Regierungswerfte und das Arsenal liegen im Nordwesten der Stadt. Hier finden die Schiffe selbst zur Ebbezeit 25 Fuß Wasser, und 30 Linienschiffe können sicher vor Anker liegen. Im Jahre 1833 wurden vier sogenannte Cales de Construction oder Stapel für Kriegsschiffe ersten Ranges gebaut: Mitte Septembers lagen darin der Friedland von 120 Kan., die Calypso von 84, eine Fregatte von 64, und eine Gabarre oder Vorrathsschiff. Drei andere Linienschiffe, gleichfalls halb fertig, wurden nicht fortgesetzt, weil man den Friedland und die Calypso bis Mitte Octobers vom Stapel laufen lassen wollte. Ein anderer Stapel zum Kalfatern und Ausbessern der Schiffe wurde schon im J. 1813 erbaut; ein solcher Stapel kostet zwischen 5 und 600,000 Fr. Die Schmieden und Gießereien, die sich hier befinden, sind gleichfalls Kinder der Julusrevolution; sie wurden im J. 1831 begonnen und in den zwei folgenden beendigt. Das erstaunlichste Werk ist aber die Seilerbahn, die gleichfalls erst nach 1830 entstand; es sollen gegenwärtig 500 Menschen darin arbeiten.

Brest gilt als der erste Kriegshafen Frankreichs. Hier sind gegenwärtig vier Linienschiffe und sechs Fregatten im Bau, namentlich eine, Commerce de Paris genannt, eine der großen Fregatten von 60 Kanonen, die es mit jedem Linienschiff alten Schlages von 74 Kanonen aufnehmen können. Hier liegt auch die Fregatte Orion, welche allein zum Unterricht der Eleves de la Marine bestimmt ist, und nicht weit davon die Fregatte Abondance, die Schule für Schiffsjungen; dieß sind meist Waisen, die im Alter von 13 bis 15 Jahren hier aufgenommen, und im Schiffsdienst, so wie in den bedeutendsten, hierauf einschlägigen Gewerben unterrichtet werden; ihre Zahl beträgt 240. Sie bilden eine vortreffliche Pflanzschule für die Equipages de Ligne.*) Von den 50 neuen Compagnien, deren wir oben gedacht, sind 9 nach Brest bestimmt worden, und die Herbeiziehung von Seeleuten wird so streng betrieben, daß von der Inscription maritime selbst diejenigen genommen werden, die bereits 4 Jahre gedient haben, eine ungewöhnliche und sehr lästige Maaßregel; dennoch fehlten von den in Quimper zum Dienst aufgerufenen 760 Leuten nur zwei, alle übrigen stellten sich willig ein. Die Etablissements zu Brest nebst den dort aufgehäuften Vorräthen werden auf nicht weniger als 144,500,000 Franken geschätzt.

L'Orient, dessen Hafen 600 Toisen Länge, und 300 Toisen Breite hat, besitzt Anstalten, die zwar auf einem etwas geringeren Fuß eingerichtet sind, als in Brest, namentlich auch weil es nicht wie Brest einen Bazar und Galeerensklaven hat, aber seine Werfte ist wohl die beste in Frankreich, und seine Schiffe sind, was Zierlichkeit, Segelkraft und Dauerhaftigkeit betrifft, die schönsten in Frankreich. Es befinden sich hier neun Stapel, auf deren jedem gegenwärtig eine Fregatte liegt, und wenigstens 3000 Menschen sind unablässig daran beschäftigt. Im Ganzen sind aber Stapel genug hier, um 30 Schiffe jeder Größe zu bauen. Frankreich hat gegenwärtig 56 Fregatten auf dem Wasser; rechnet man nun diese neun nebst denen, die in Cherbourg, Brest, Rochefort und Toulon im Bau sind, hinzu, so kann Frankreich gegen Ende des Jahres 75 bis 80 Fregatten auf dem Wasser haben. Vor 9 Jahren hatte Frankreich 11 Fregatten vom ersten, 9 vom zweiten und 20 vom dritten Range, also zusammen 40, und in kurzem kann es also die doppelte Zahl besitzen. Namentlich von der Werfte L'Orients sind die furchtbaren Schiffe ausgegangen, welche 30 dreißigpfündige Kanonen, 28 lange 30Pfünder und zwei 80pfündige Haubitzen führen. Auch befinden sich auf den Werften zwei Linienschiffe, und wenigstens 15 als Goeletten ausgerüstete Pinassen, die zwölf Ruder führen, und jeden Augenblick bis an die Zähne bewaffnet werden können. Bemerkenswerth ist, daß auch der Handel dieses Platzes, obgleich nicht so blühend, wie vor der ersten Revolution, doch seit 1830 wieder steigt, was an andern Hafenorten nicht der Fall ist, indem die Regierung, um diese Häfen allein zu haben, eher dem Handel Hindernisse in den Weg legt, als ihn aufmuntert, weßhalb selten Kaufleute ersten oder auch nur zweiten Ranges sich an solchen Orten finden. Aber es scheint, als ob, im Widerspruche mit der Bewegung in England, die von der Regierung ausgehende Thätigkeit auch die Privatthätigkeit wecke. Die Bevölkerung beträgt jetzt gegen 20,000 Menschen, wovon mindestens der vierte Theil für die Regierung beschäftigt ist. Seit dem Monat August sind auch Befehle eingetroffen, neue Hammerwerke zu errichten, und Werkstätten werden aus Granit aufgeführt, in denen Dampfmaschinen vom größten Kaliber erbaut werden sollen. Die größte Bauthätigkeit auf den Werften herrschte das verflossene Jahr hindurch unter allen Kriegshäfen Frankreichs in L'Orient:

*) Ebenso befindet sich hier eine Schule für Marine-Ingenieurs (école spéciale du genie maritime), worin nur solche aufgenommen werden, die zwei Jahre an der polytechnischen Schule von Paris waren, und dort ihr Examen gut bestanden hatten.

Cherbourg und Brest haben jedes nur 8, Rochefort 14, Toulon 18 und L'Orient 16 Schiffe gebaut.

Rochefort ist dem Range nach der dritte Seehafen Frankreichs. Die Werkstätten in Metall (atelier des tours a métaux), sind hier besonders ausgezeichnet, indeß auch die andern Anstalten, namentlich die Seilerbahn, welche zweihundertfünfzig Toisen lang ist, und wo Taue von 200 Toisen gefertigt werden, sind in vortrefflichem Zustande, namentlich ist aber zu bemerken, daß hier wie zu Indret eine besondere Werfte für Dampfboote besteht; zwei von 220 Pferdekraft finden sich auf dem Stapel, und Anstalten werden getroffen, um vier andere von 440 Pferdekraft bauen zu können. Auf den gewöhnlichen Werften befinden sich fünf Linienschiffe von 90 bis 120 Kanonen, und eine Fregatte von 60. Sie sind alle so weit vorgeschritten, daß sie bis zum Anfang des nächsten Jahrs vom Stapel laufen können. In der Gießerei herrscht gegenwärtig wegen des rasch betriebenen Baues der Dampfschiffe am meisten Leben, und der Director derselben, ein Hr. Hubert, soll versichern, daß Frankreich in dieser Beziehung bald von England unabhängig seyn werde. Die Vorräthe von Ankern, Kanonen, deren 1800 im Park stehen, und Kugeln aller Art sind außerordentlich groß; man schätzt den Werth der Vorräthe dieser Art jetzt auf sechsthalb Millionen, anderthalb Millionen mehr als im Anfang dieses Jahrs. Auffallend ist auch, daß für Bedürfnisse jeder Art, Fleisch, Lichter, Holz, Kohlen, Branntwein, Arzneien und dergleichen Lieferungen zum Theil auf mehrere Jahre abgeschlossen wurden, und der Beamte, der die Aufsicht über die Lebensmittelvorräthe führt, im Anfang vorigen Monats schnell nach Paris berufen wurde, wie man wissen wollte, um mit dem Marineminister sich über die beste Art, die Flotte schnell zu verproviantiren, zu besprechen: Handel hat der Ort wenig, außer in Lebensmitteln, die Schiffsbauer aber liefern dem Handel sehr tüchtige Schiffe für die Küstenschifffahrt und die Codfischerei.

Toulon, am Mittelmeer der erste und einzige, nach Brest der zweite Kriegshafen Frankreichs, zählt jetzt eine Bevölkerung von 45,000 Seelen, wohl 10,000 mehr als vor 10 Jahren. Ungerechnet 3500 Galerensträflinge, sind 6000 Arbeiter in seinen Mauern beschäftigt, 2000 mehr als sonst. Seit der Eroberung von Algier herrscht in diesem Hafen besonderes Leben, da Toulon die Mittelstation zwischen Paris und Afrika geworden ist. Die Forts sind seit dieser Zeit bedeutend verstärkt worden. Das aus Napoleons erster Waffenthat so wohl bekannte Fort Lamalgue soll durch Wall und Graben mit der Stadt verbunden werden. Ein neues Arsenal ist angelegt worden, und dabei sind acht Stapel erbaut, auf denen lauter Schiffe vom ersten Rang liegen, während am ältern Arsenal nur vier kleinere auf den Stapeln sich befinden. Indeß steht Toulon als Schiffsbauhafen L'Orient und vielleicht auch Rochefort bedeutend nach.

Aus diesen wenigen und abgerissenen Angaben läßt sich schon entnehmen, daß die Rüstungen seit einem Jahre einen eigenthümlichen Aufschwung genommen haben, und daß überhaupt seit zehn Jahren in Frankreich unendlich viel für die Marine geschehen ist. Sichtlich leitete dabei die Regierung das Bewußtseyn, daß es früh oder spät zum Kampf mit England kommen müsse, und die ungeheuren Vorbereitungen zum Bau von Kriegsdampfschiffen erster Größe, so wie zur Herstellung der großen schweren Fregatten von 60 Kanonen, die mit besonderm Eifer betrieben wird, lassen vermuthen, daß man diesen Bruch nicht als sehr ferne betrachtet. Namentlich die Rüstungen der Dampfschiffe sind von Bedeutung, da der Handel Frankreichs nicht wie der Englands der Regierung schnell die nöthigen Mittel liefern kann: 150 große Dampfboote von 25,000 Pferdekraft könnten in England auf einmal in den Dienst des Staats treten, während der französische Handelsstand nur etwa 30 Boote von geringer Größe auf der See unterhält. Dieß war bisher der schwächste Punkt Frankreichs, und wenn es der Regierung gelingt, hier die Privatunternehmungen zu ersetzen und zugleich sie aufzumuntern,*) so wird sie ein Element der Stärke besitzen, das in den Händen Frankreichs von großer Bedeutung werden kann. Nicht umsonst bemerkt Reybaud in seinem Aufsatz über die Zukunft der französischen Marine (s. Revue de deux mondes vom 1 Mai). „In seinem freien Gange wählt der Dampf sich die günstigen Orte aus, fährt ohne Gefahr an den Küsten hin, täuscht die kreuzenden Flotten und landet mit voller Zuversicht. Er ist in sieben Tagen vor Alexandrien oder den Dardanellen, in acht an den baltischen Küsten, in 24 Stunden in Italien, in 14 Tagen in Canada, in drei Tagen in Afrika. Man kann sich überall hin versetzen, und Niemand kann sich in Sicherheit wiegen, daß man ihm nicht beikommen könne."

Palembang.

Diese Hauptstadt des gleichnamigen Reichs liegt auf der Ostseite der Insel Sumatra unter 2° 58' S. B. und 105° O. L. v. Gr. Der Thermometer steht dort des Morgens auf 80° F., und steigt gewöhnlich gegen Mittag bis 90°. In den Monaten Junius, Julius, August und September bleibt diese Temperatur mit derselben Abwechslung sich gleich. In den übrigen Monaten ist der gewöhnliche Thermometerstand 76°, und steigt derselbe nicht höher als 85°. Das Wetter ist sehr unbeständig, und die Monsoons treten weniger regelmäßig ein als auf Java. Schwere Regenschauer mit heftigen Stürmen treten plötzlich ein, und sind öfters von starken Gewittern begleitet. Von August bis gegen April wehen die Winde meistens aus Südwest, Nordwest und Nordost, und da zu dieser Zeit auch gewöhnlich ein starker Wasserabfluß aus dem Binnenland stattfindet, so sind die Flüsse während neun Monaten des Jahres bis fast an den Ursprung schiffbar. In den Monaten Mai, Junius und Julius ist der Wind südöstlich und östlich, und dann hat man hier fast immer gutes Wetter. Die Fluth fängt im Mai an und währt bis Mitte November; dieselbe ist noch eine Tagereise oberhalb Palembang deutlich bemerkbar. In dem übrigen Theil des Jahres hat man keine Fluth, sondern nur Ebbe: eine Folge des starken Zuflusses aus dem Innern.

*) Daß nicht Privatindustrie die Regierung längst in dieser Beziehung von England unabhängig gemacht hat, daran liegt die Schuld hauptsächlich in den hohen Zöllen auf Eisen und Stahl, welche es den Privaten unmöglich machen, mit den Engländern zu concurriren, wie jüngst von einem Techniker nachgewiesen wurde

Weder die Veränderlichkeit des Wetters, welches oft plötzlich von einem äußersten zu dem andern überschlägt, noch die Sümpfe und Kreeks, welche täglich während der Ebbe einige Stunden trocken bleiben, haben hier den geringsten schädlichen Einfluß auf die Gesundheit. Palembang darf vielmehr für sehr gesund gehalten werden, und es ist dieses wahrscheinlich den erfrischenden, bisweilen sehr starken Winden, den häufigen, nicht selten schrecklichen Gewittern, den vielen die Luft reinigenden Regengüssen und dem schönen schnellfließenden Strom zuzuschreiben, welcher hier 1200 Fuß breit und in der Mitte 8 bis 9 Klafter tief ist.

Der Name Palembang (hergeleitet von lembang, angeschwemmte Erde) erstreckt sich über das ganze Reich, dessen letzter Beherrscher der Susuhunan Mahmud Badr El Din war, welcher im Jahre 1821 nach einem blutigen Kriege von dem Thron gestoßen und mit einer ansehnlichen Pension nach Ternate verbannt wurde, seit welcher Zeit das Reich Palembang unter unmittelbarer Hoheit der holländischen Regierung steht.

Die Hauptstadt Palembang liegt an den beiden Ufern des großen Muste-Flusses, ungefähr 15 deutsche Meilen von dessen Mündung, wo derselbe nach einem kleinen Bach, welcher sich dort in den Hauptstrom ergießt, Sunsang genannt wird. Diese Lage der Stadt ist vortrefflich gewählt. Bis hieher, und sogar noch etwas weiter hinauf, ist der Fluß für die größten Fahrzeuge schiffbar. Etwa eine Meile oberhalb der Stadt vereinigen sich mit dem Muste die Flüsse Ogan und Kramassan, welche die Hauptzugänge zu den palembang'schen Binnenländern bilden. Es kann also nichts von daher herabkommen oder dorthin gehen, was in der Hauptstadt unbekannt bliebe. Unterhalb Palembang, bei der kleinen Insel Gombora oder Kambara, der Mündung des Flusses Pelabju gerade gegenüber, begegnet man gut angelegten Verschanzungen, welche die Stadt gegen alle Angriffe von der Seeseite schützen, und welche der Susuhunan Mahmud Badr El Din in den Jahren 1819 und 1821 sehr geschickt gegen die holländische Macht benutzt hat.

Ungefähr in der Mitte der Hauptstadt stehen zwei sogenannte Kratons oder Dalams, d. h. Paläste der Sultane. Der kleinere oder ältere dieser Kratons, welcher jetzt fast ganz in Schutt liegt, wurde, der Ueberlieferung zufolge, vor etwa 100 Jahren erbaut. Der andere, einige Jahre später gestiftet, bildet ein längliches Viereck, 77 Ruthen lang und 49 Ruthen breit, von einer starken steinernen gegen 50 Fuß hohen und 6 bis 7 Fuß dicken Mauer umringt, welche mit vier Basteien versehen ist. In dem Innern findet man noch mehrere dergleichen fast eben so hohe Mauern mit starken Thoren, welche gleichfalls zur Vertheidigung bestimmt sind, wenn etwa die äußere Mauer von dem Feinde erstürmt seyn sollte. Als die Holländer unter dem General de Kock im Jahre 1821 diesen Kraton eroberten, fanden sie auf den Basteien und Mauern 110 Kanonen von verschiedenem Kaliber. Die Häuser um und neben dem Kraton sind aus vortrefflichem Holz gebaut, mit steinernen Grundlagen und Dachziegeln versehen, und ziemlich bequem eingerichtet, übrigens aber ohne allen Geschmack angelegt. Ehedem dienten sie den palembang'schen Prinzen von niederem Range zur Wohnung; jetzt werden sie von holländischen Offizieren und Beamten bewohnt.

An beiden Ufern des Flusses sieht man eine Reihe von schwimmenden auf Flößen gebauten Häusern, welche Rakits genannt werden. Die Flöße, auf welchen sie ruhen, bestehen aus Balken mit Bambus durchflochten, und sind mittelst geflochtenem Bambus entweder an dem Ufer oder an stark eingerammten Pfählen befestigt; sie steigen und fallen mit dem Wasser. Die Communication mit dem Ufer findet statt entweder mittelst treibender Brücken oder mit kleinen Booten. Die Rakits bestehen gewöhnlich aus Holz und Bambus; doch die der reichern Einwohner und Europäer ganz aus Holz; jeder darf sie so groß und geräumig bauen als ihm gefällt. Diejenigen der reichen Chinesen haben durchgängig ein Hintergebäude auf einem besondern Floß, und zwischen diesem und dem Hauptgebäude noch ein Floß, welches gleichsam einen Garten oder offenen Hof bildet; das Hinterhaus dient ihnen als Küche und Wohnung, das vordere als Laden und Magazin.

Viele Europäer geben einem Rakit den Vorzug vor einem Haus auf dem festen Ufer, und wirklich hat sich eine schwimmende Wohnung sehr viel Angenehmes. Von dem fließenden Wasser des Stromes umgeben, sind diese Wohnungen natürlich kühl, und außerdem von allen Seiten den erfrischenden Winden zugänglich; auch ist die Nähe des klaren Flußwassers sehr bequem zur Unterhaltung der für die Gesundheit so nothwendigen Reinlichkeit. Es ist höchst angenehm, entweder früh Morgens oder in der Abendkühle ein Stündchen auf der vordern Galerie eines europäischen Rakits zuzubringen. Das Schauspiel, welches der Fluß dann darbietet, ist sehr belustigend. Zur Zeit, als ich mich zu Palembang befand, lagen zehn bis fünfzehn große Raaschiffe auf dem Strom; hinter und zwischen diesen eine Anzahl chinesische Wankangs (kleine Dschunken) und inländische Fahrzeuge. Hunderte von kleinen und großen, einfachen und verzierten Praauwen, oder inländischen Ruderbooten, wimmeln durcheinander, von einem Ufer zum andern, oder den Fluß hinauf und hinab. Einige sind mit einem Prinzen oder Großen befrachtet, andere dienen zum Transport von Waaren; wieder andere sind bloß für das gemeine Volk bestimmt; die meisten aber sind eine Art schwimmender Kaufläden, wo man allerhand Waaren in buntem Gemisch findet. Hier sind bei einem und demselben Kaufmann zu haben: seidene und baumwollene Stoffe, eine reiche Auswahl von kurzen Waaren, gekochte und gebratene Speisen, Gemüse und Obst, Fisch, Fleisch und Geflügel.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Reiche Minen in Frankreich. Man entdeckte vor kurzem in der Gemeinde Marnand, zwei Kilometer von Thizy (Rhone) entfernt, in einer durch den Fluß Marnanton eingerissenen Schlucht, eine Mine von Blei, Kupfer und Antimonium. In 100 Kilogrammen Erz fanden sich nach gemachter Analyse 28 Kilogr. Blei, 18 K. Kupfer, 10 K. Antimonium und 18 von einem andern noch nicht bezeichneten Mineral; der Rest besteht in steinigem Material. Die Stärke des entdeckten Ganges ist mindestens 1½ Meter, und das Erz nimmt weiterhin in Masse zu. Zwei Arbeiter sollen 15,000 Kilogr. rohes Erz täglich gewinnen können. (Echo du Monde Savant vom 7 November.)

Preisfrage über die Geschichte des Hennegau. Die Gesellschaft der Künste und Wissenschaften von Hennegau fügte auf Vorschlag der permanenten Deputation des Landes dem Concurs von 1840 — 1841 folgende Frage bei: „Eine chronologische Analyse der Gesetze, Verordnungen und Reglements zu geben, welche seit dem Jahre 1200 bis zur französischen Invasion in den verschiedenen Localitäten bestanden haben, welche heutzutage die Provinz Hennegau bilden.“ (ibid.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 325.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 November 1840.

Ausflug nach Finnland.

9. Rückkehr aus Helsingfors auf dem Landwege.

Die vierhundert Werste habe ich ganz allein zurückgelegt, binnen vier und einem halben Tag, nur um der Einsamkeit mitten unter den Felsen Finnlands zu genießen. Die finnischen Bauern, die mir als Postillone dienten, staunten nicht wenig, daß ich ihnen befahl, langsamer zu fahren, statt sie zum schnelleren Fortkommen anzutreiben, und einige mochten mich wohl für einen Narren halten, daß ich über die Felsen und durch die Wälder hinlief, und die Fußpfade aufsuchte, statt in der bequemen Equipage auf der besten Straße der Welt fortzufahren. Die Natur bietet hier von Helsingfors bis an die Gränze des Gouvernements Wyborg ein eigenthümliches Gemälde dar. An einer Stelle sieht man eine Steinmasse mit abgerundeten Stufen, gleich einem versteinten Wasserfall, an einem andern durchrissene Mauern, am dritten ungeheure Steinmassen, die von den Felsen losgerissen scheinen, an einem vierten theils abgerundete, theils verschiedeneckige Felsblöcke, die mit den umliegenden Felsen durchaus nichts gemein haben. Rund umher liegt eine Menge Steine von einer Klafter bis zu einem Zoll im Durchmesser, als wären es Splitter einer im Schwunge geschleuderten Masse. Die Hauptarten sind Granit, Gneiß und Kiesel, in den Zwischenräumen Kalk und Sandstein, jedoch in geringerer Menge. Die äußeren Formen dieser Steinmassen sind höchst seltsam. An der einen Stelle ist es, als hätte man eine glühende Masse aus einem Casserol auf den Boden geschüttet, und so sie zertrümmert, an andern Orten scheint sie langsam erkaltet. Das Fundament dieser Steinmassen liegt tief in der Erde, sogar in Klüften und in Sümpfen.

Die Aussichten unter den finnischen Felsen sind furchtbar und düster; sie beleben sich nur hie und da durch den Meeresglanz und durch einzelne wenige bewohnte Thäler, ähnlich den Oasen im steinigen Arabien. Nachts beim Mondenschein, wenn Nebel das Land bedeckt, zeigen diese Felsen allerhand phantastische Formen. Der Nebel bereitet wunderbare optische Täuschungen, läßt hier Schlösser und Spitzen und Dome erblicken, und wenn er sich über die Thäler hindreitet, glaubt man große Seen zu sehen. Der Nebel legt sich sehr fest und gleichmäßig auf dem Boden an, zwei bis drei Klafter dick, und wenn der Mond sein Licht darauf wirft, kann man ihn vom Wasser nicht unterscheiden.

Nach Borgä kam ich Nachts und verließ es wieder am folgenden Morgen. Die Stadt hat noch ihre alte schwedische Physiognomie zum Theil beibehalten. Fast alle Häuser sind von Holz, zwei, sogar drei Etagen hoch, mit aufrecht stehenden Brettern verkleidet, roth angestrichen, und nur um Fenster und Thüren mit schwarzen Streifen eingefaßt. Die Straßen sind eng, mit einem schlechten, den Wagen höchst verderblichen Pflaster. Borgä treibt einen bedeutenden Handel und unterhält einen fortdauernden Verkehr mit Helsingfors vermittelst Dampfbooten. Die Lage der Stadt am Meere ist schön und die Umgebungen malerisch. Ansiedlung fand hier schon im 14ten Jahrhundert statt, aber Stadtrecht erhielt Borgä erst im 15ten. Wie in allen schwedischen und finnischen Städten war auch hier die Einwohnerzahl nie groß, und sie beträgt jetzt 2700 Seelen. Hier ist ein Gymnasium, in welchem der alte bekannte Dichter Rumberg die erste Lehrerstelle einnimmt. Ich sah ihn in Helsingfors, hatte aber keine Gelegenheit, mit ihm bekannt zu werden. Rumberg hält sich an zwei Dichtungsarten, die jetzt nur in der skandinavischen Halbinsel zu Hause sind, an die idyllische und beschreibende. Seine Verse sind lieblich und klangvoll, sein Naturgemälde reizend, und das Gefühl darin ungeschminkt.

Es that mir leid, daß ich den ehrwürdigen Bischof von Borgä, mit dem ich in Helsingfors bekannt geworden war, nicht besuchen konnte. Er hatte mich in Erstaunen gesetzt durch seine Kenntniß der russischen Sprache und Literatur, mit denen er sich erst in reiferem Alter beschäftigt hatte. Erzbischof Signäus versteht gleichfalls sehr gut russisch, und beide Häupter der finnischen Geistlichkeit ermuntern die Jugend, die sich dem geistlichen Stande widmet, die Sprache des gemeinsamen Vaterlands zu lernen.

In dem kleinen reinlichen Seestädtchen Lovisa, drei Stationen von Borgä, wechselte ich nur die Pferde. Die Lage der Stadt ist reizend; sie wurde im Jahre 1743 gegründet, und

erhielt ihren Namen von der damaligen Königin Schwedens, Louise Ulrike. Die Stadt hat nur 2500 Einwohner, treibt wie Borgä Seehandel, und ist von der Seeseite her durch die Festung Swartholm, die zehn Werste entfernt ist, geschützt. Der Gastgeber sprach russisch, und ich unterhielt mich mit ihm über die Lage der Einwohner. Er sagte mir, man könne hier das schönste Haus für 400 R. A. des Jahrs miethen, und es sey nur Ein reicher Mann in der Stadt, der 5000 Rubel jährlich habe. Glückliches Volk, das den Luxus noch nicht kennt! Reinliche und geräumige Wohnung, ordentliche Kleidung und gesunde Nahrung, alles das haben die Bewohner der Miniaturstädte Borgä und Lovisa, und daher sieht man auch auf allen Gesichtern Gesundheit, Ruhe und eine gewisse glückliche Sorglosigkeit. Zum Mittagessen gehe ich nach der Station Abofors, wo man die besten Lachse dieses Landes fängt, und wo ich eine Zusammenkunft mit einer russischen Familie verabredet habe, welche gleichfalls aus Helsingfors nach Petersburg geht.

Was ist doch das Abofors für ein reizender Ort! Das Stationshaus liegt auf einem Hügel, und am Fuße desselben fließt ein rascher Fluß, der sich in mehrere Arme theilt, Inseln bildet, und mit Geräusch einige Stockwerke hoch ins Thal hinabstürzt. Bis das Mittagessen bereit war, ging ich mit meinem Führer, einem Finnen, der russisch sprach, um den Wasserfall und die Umgegend zu sehen. Besäße ich Millionen Einkünfte, ich würde hier ein Schloß bauen, alle die wilden Inseln in einen englischen Park umwandeln, und hier wohnen, statt die Genüsse von Paris und London aufzusuchen, und meine Kräfte durch das Klima Italiens zu stärken. Für den im Norden gebornen Menschen ist das nordische Klima das wohlthätigste von allen. Mir ist es durch Beispiele erwiesen, daß der Wechsel des Klima's in gewissen Jahren für den Menschen mörderisch ist. Für die dem nordischen Klima eigenthümlichen Krankheiten hat auch die Natur mit freigebiger Hand die Heilung im Norden ausgestreut. Das Meer, welches die Ufer Finnlands bespült, enthält Jod und Brom in Menge. Moosbeeren, gelbe Himbeeren und Kohl im Norden wirken kräftiger als die starken aromatischen Arzneien Indiens und Arabiens. Auf der Insel Oesel ist ein heilsamer Schlamm, und das Meerwasser zum Baden an den finnischen Felsen ist das wahre Lebenswasser, von dem die Fabel erzählt. Ich sah die Wirkung des Meerwassers in Skrophelkrankheiten, und überzeugte mich, daß es wohlthätiger ist, als Salzquellen. Jeder hat seinen Geschmack! Ich liebe den Norden. Mein Italien ist Finnland.

Als ich den Wasserfall betrachtete, kam mir die Lust zum Wasser, wie dem Fischer Goethe's. Ums Leben gern hätte ich mich in dem Tosen des Wasserfalls gebadet. Ein Kahn lag am Ufer. „Kannst du schwimmen?" fragte ich meinen Begleiter. „Wie ein Fisch," antwortete er. „Kannst du mich retten im Fall einer Gefahr? fuhr ich fort; „ich liebe zwar das Wasser wie ein Fisch, kann aber schwimmen, wie eine Axt." — „Wenn ich dabei bin, haben Sie nichts zu fürchten." — „Nun so entkleide dich und binde den Kahn los." Gleich den Bewohnern der Südsee-Inseln, im Gewand der Natur, fuhren wir dem Wasserfall entgegen. Der Kahn hüpfte, wie eine Wassernixe auf den Wellen. Mit der größten Anstrengung gelangten wir zu einem großen Stein: ich griff darnach, faßte mit der einen Hand den Kahn, mit der andern den Stein, und ertrank hier fast in dem Gischt des Wasserfalls. Das Gefühl, welches dieses kräftige Sturzbad von solcher Höhe herab im ganzen Körper erzeugte, läßt sich mit Worten nicht beschreiben, man scheint doppelt zu leben. Nachdem wir uns in dem kalten Wasser gehörig erfrischt hatten, fuhren wir ans Ufer, und hier warteten schon einige Russen auf den Kahn. — „Wer seyd Ihr, Landsleute, und was wollt Ihr hier?" — „Wir haben den Fischfang gepachtet." Seltsam, wo es eine Industrie gibt, finden sich Russen, d. h. Großrussen. Im südlichen und im westlichen Rußland, im Kaukasus und in den Ostseeprovinzen, in Finnland und in Sibirien, allenthalben erhält man die ersten Früchte, das erste Gartengemüse, jede Leckerei von einem Russen. Allenthalben bauen Russen die besten Häuser, legen Dämme und Canäle an, treiben Fuhrwesen, fangen Fische u. dgl.

Nach dem Stationshause zurückgekehrt, gab ich meinem finnischen Begleiter fünf Rubel Ass. zur Belohnung. Er wollte es nicht nehmen und sagte, er könne auf eine so große Summe nicht herausgeben. Als ich ihm sagte, daß ich ihm diese Summe schenke, wollte er es nicht glauben, sah mich an, und wagte kaum mir zu danken. Dieß ist ein eigenthümlicher Zug der hiesigen Finnen. Sie verlangen nie Geld umsonst und verstehen es sogar nicht, ein Geschenk anzunehmen. Hätte ich einem russischen Postillon oder Kutscher eine Fünfrubelassignate gegeben, so hätte er gedankt, sich hinter dem Ohre gekratzt und gesagt: „noch etwas zum Schnaps, Herr!" In den Ostseeprovinzen danken die Postillone nicht einmal, wenn man ihnen etwas zum Schnaps gibt, und sind nie zufrieden.

Ich hatte mich so lange in Abofors aufgehalten, daß ich zum Nachlager nur noch nach der folgenden Station Chegfors*) gelangen konnte. Den größten Thril der Nacht brachte ich am offenen Fenster zu, und horchte auf das Geräusch des Wasserfalls, der hier dem Stationshause gegenüber toste. Vor dem Wasserfalle wogten Kähne mit Feuern hin und her, und stellten eine bewegliche Illumination dar; dieß war der Lachsfang, der hier für das üppige Petersburg betrieben wird. Man kann unmöglich ein besseres Nachtquartier verlangen, als in Chegfors: reinlich, ruhig und wohlfeil. Als ich der freundlichen Dienerin ein Vierrubelstück gab, dankte sie mir mit einem so verbindlichen Knix, wie man in Petersburg für hundert Rubel nicht sieht.

Nach Friederichsham, das vor der Vereinigung von Neufinnland mit Rußland die Gränzfestung war, kam ich Morgens und fand so zu sagen Friederichsham nicht mehr: es ist in diesem Frühjahr abgebrannt. Am 16 Mai, um 4 Uhr Morgens, gerieth ein steinernes, einem Stabsofficier gehöriges Haus in Brand, und in 24 Stunden war die ganze Stadt nicht mehr! Siebenzig Häuser oder Höfe verbrannten, und in der ganzen Stadt waren

*) Fors bedeutet im Schwedischen einen Wasserfall, daher die Benennungen Helsingfors, Thamerfors und viele andere. Das alte Helsingfors lag 4 Werste von dem jetzigen an einem Wasserfall.

nicht mehr als neunundneunzig! Der Brand begann in der Nähe des Cadettenhauses; zum Glück aber wehte der heftige Wind nach der Gegenseite, und das Corpsgebäude wurde erhalten. Die Stadt wird jetzt neu aufgebaut, und schon sind viele Privathäuser vollendet.

Friederichsham nimmt bei seiner vortheilhaften Lage am finnischen Meerbusen einen thätigen Antheil an dem Handel mit Landeserzeugnissen. Die Einwohnerzahl beträgt nicht über 2000 Menschen, und darunter viele russische Kaufleute. Die ersten Befestigungen wurden hier von dem schwedischen Könige Friedrich I im Anfange des 18ten Jahrhunderts angelegt. Die gegenwärtige Festung ist nicht armirt, aber in gutem Zustande. Das Cadettencorps, welches sich seit 1821 hier befindet, gibt der Stadt Leben.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte Nordafrika's von Ibn Khaldun.

Die Geschichte der Araber und Berbern von Ibn Khaldun, vorzüglich dem Zeitraume der muselmännischen Eroberung gewidmet, enthält die schätzenswerthesten Notizen über den Ursprung, die Wanderungen und die Verhältnisse der Ureingebornen und jener Stämme, welche der Eifer des heiligen Krieges aus dem Vaterlande des Propheten getrieben hatte. Da dieses kostbare Buch, wovon man in Frankreich nur eine, aber leider unvollständige Abschrift besaß, in Konstantinopel vollständig vorhanden ist, ließ das Kriegsdepartement vor einiger Zeit auf seine Kosten eine neue Abschrift veranstalten, welche der königlichen Bibliothek übergeben wurde. Mehrere Theile desselben Buches wurden zu Constantine, einige Stunden nach der im October 1837 stattgefundenen Erstürmung dieser Stadt, wieder aufgefunden, und werden unverweilt in Paris ankommen: aber in der gegenwärtigen Zeit, wo sich das lebhafteste Interesse so natürlicherweise an Alles die afrikanischen Besitzungen Betreffende anknüpft, konnte das lehrreiche Werk des Ibn Khaldun nicht gleichsam ein Erbgut der Orientalisten allein bleiben. General Gubières ordnete die gleichzeitige Veröffentlichung des Textes und eine französische Uebersetzung des arabischen Geschichtsschreibers an. Diese wichtige Arbeit, welche sich nicht bloß in historischer, sondern auch in politischer und ökonomischer Beziehung empfiehlt, wurde einem der ausgezeichnetsten Orientalisten, Mac Guckin de Slane, anvertraut. (Echo du Monde Savant vom 7 November.)

Palembang.

(Fortsetzung.)

Merkwürdig ist es, auf dem Strome einen Pantjallang (eigentlich Pendjallan, d. h. schnell fortgehend) vorbei eilen zu sehen. Dieß ist der Name der Praauwen, in welchen die inländischen Großen sich von einem Ort zum andern begeben. Ihr Umfang, ihre Verzierungen, ihre Farbe, ja sogar die Farbe der Ruder (oder Pagayen) sind unterschieden, je nach dem Rang des Besitzers. Nur der Fürst führt Weiß und Schwarz; die übrigen Roth mit Streifen von verschiedener Farbe. Die Prinzen vom Geblüte führen noch darüber schwarze, grüne und gelbe Rauten. Dieselben Farben führen sie in ihren Flaggen. Die Länge der Pantjallangs wechselt von 40 bis 70 und 80 Fuß; ihre Breite von 6 bis 11 und 12 Fuß, und die Zahl der Ruderer von 20 bis 50. Sie haben keinen Kiel, sind sehr flach und aus einem einzigen Stück Holz verfertigt. Die ungeheuren Bäume, deren man sich dazu bedient, müssen mit großer Mühe aus den Gebirgen der Binnenländer hergeholt werden. Die Stämme werden ausgehöhlt, durch Feuer weiter ausgebogen und in dieser erzwungenen Gestalt durch Querhölzer befestigt. Ueber diese Querhölzer legt man einen Fußboden von Bambus, nur etwa 6 Zoll unter dem Rand des Bordes, welcher an der Außenseite ebenfalls nur ungefähr einen halben Fuß über das Wasser hervorragt. Die hintere Hälfte des Fahrzeugs ist mit einem Dach überwölbt, und wird auf der Reise an beiden Seiten zugemacht. Das hinterste Viertheil dient als Schlafzimmer und ist nach vorn mit Vorhängen verschlossen. In dem zweiten Viertheil ist ein Tisch, Stühle u. s. w., wo eine Gesellschaft von 8 bis 10 Personen ganz bequem Platz findet; die Inländer bedienen sich jedoch in ihren Praauwen selten oder nie der Stühle, indem sie gewohnt sind auf Matten am Boden zu kauern. Inländische Fürsten und Große haben, wenn sie in ihren Praauwen fahren, zwei oder nach ihrem Rang mehrere Lanzenträger vor sich; hinter ihnen sitzt die weibliche Dienerschaft, den Pedang (Säbel), die Betelrose und andere Geräthschaften ihres Herrn tragend. Sein Dolch oder Kris kommt nie von seiner Seite.

Die Pagayen, womit diese Fahrzeuge und alle andern Praauwen fortbewogen werden, sind eine Art von kurzen Rudern, welche nach unten sehr breit und schaufelförmig zulaufen. Sie werden aus leichtem Holz verfertigt und mit beiden Händen geführt. Die Pagayer rudern, wenn es von ihnen verlangt wird, Tag und Nacht hindurch, indem sie nach der Reihe essen und trinken, und des Nachts einander ablösen, um zu schlafen. So, und von der Ebbe geholfen, kann man mit einem Pantjallang in 3 bis 4 Stunden die ganze Strecke von der Hauptstadt bis an die Mündung des Sunsangs (14 Meilen) zurücklegen.

Während man an der einen Seite solch einen Pantjallang vorbeieilen sieht — worin der Pangheran oder ein anderer Großer in steifer Haltung sitzt, bisweilen in dem Koran lesend, oder wenigstens zum Schein das ihn Umringende gar nicht beachtend — bemerkt man an der andern Seite einige Praauw-Bidars, etwas kleinere Fahrzeuge, 12 bis 25 Fuß lang und 4 bis 6 Zoll höher aus dem Wasser hervorragend, mit 4, 6 bis 8 Pagayern. Diese sind ganz überdeckt und verborgen vor den spähenden Blicken der Vorbeischiffenden, die schönen Weiber der Palembanger, Araber oder Chinesen, welche ihrerseits von der Außenwelt keine Notiz nehmen, wenigstens nie einen Versuch machen zu sehen oder gesehen zu werden.

Etwas weiter tanzen die leichten Praauwdjukongs auf den Wellen des Flusses; die Schiffer derselben werden Tambangang, d. h. Fährmann, genannt. Näher am Ufer bewegen sich langsam und mit Vorsicht die kleinen Praauw-Sumbawas.*) Ein altes Weib, das darin sitzt, ruft ihre Früchte, Gemüse, Fische oder andere Eßwaaren aus. Diese Praauw-Sumbawas sind so klein und schmal, daß sie nur einen oder zwei Zoll Bord über dem Wasser haben, und gewiß kein Europäer sich darin auf den Fluß wagen würde. Man nennt sie Diebsboote, weil sie öfters gebraucht werden, um des Nachts von den Rakits zu stehlen.

Hier hört man in einem Pantjallang oder Praauw-Bidar unter

*) Sumbawa heißt Dieb.

luſtiger Muſik eine zahlreiche Geſellſchaft herankommen. Sie haben auf den Gräbern ihrer Verwandten oder Freunde geopfert und die ſtille Ruheſtätte derſelben mit Blumen bekränzt. So wie bei uns in manchen Gegenden unter der geringern Claſſe eine fröhliche Mahlzeit ſogleich auf das Begräbniß folgt, ſo folgt hier auf ihre Opferfeſte eine Luſtfahrt mit Muſik.

Dort kommt von einem der Kauffahrteiſchiffe eine Praauw-Kadjong, beladen mit baumwollenen und ſeidenen Stoffen und andern Waaren. Der chineſiſche Kaufherr, in Gedanken den Vortheil berechnend, welchen er aus dem Verkauf dieſer Güter zu löſen hofft, vertieft in neuen Speculationen für die Zukunft, vergißt die Gegenwart, und ſieht nicht mehr, was um ihn vorgeht. Sein junger, unbeſonnener Tambangan, der ſorglos ſein tägliches Brod mit ſeiner ſauern Arbeit verdient, und weder an Verluſt noch an Gewinn denkt, ſieht eben hinter ſich. Plötzlich ſtößt das leichte Schifflein gegen einen ſchnell forteilenden großen Pantjallang, und der Chineſe liegt mit ſeinem ganzen Waarenkram im Waſſer, ein Unglück, woran der Tambangan gewohnt iſt, und welches nur den Chineſen betrüben kann. Während dieſer ſich am Rande der Praauw feſthält, kehrt der Tambangan ſein Fahrzeug wieder um, ſchöpft das Waſſer heraus, hilft dem Chineſen wieder einſteigen und ſucht ſeine Waaren ſo viel wie möglich wieder auf.

Schlimmere Folgen hat jedoch die Kühnheit, womit bisweilen ein gefräßiger Kaiman oder Krokodil den einen oder andern unglücklichen Pagayer bei einem Arm oder Bein ergreift und ihn mit ſich in den Abgrund ſchleppt. Glücklicherweiſe geſchieht dieſes nur ſehr ſelten. Wir wenden alſo lieber von dieſer traurigen Seite des Gemäldes den Blick auf jene kleinen Praauw-Sumbawas, welche mit zwei bis drei Männern und Weibern pfeilſchnell über den Fluß fahren. Mitten in dieſem Gewimmel liegt der ruhige Fiſcher und wirft ſein Netz aus, um es nach wenigen Augenblicken mit einem reichen Fang wieder aufzuziehen. Nahe bei ihm fiſchen andere mit der Angel und alle ſehen in kurzer Zeit ihre Mühe reichlich belohnt, denn der Fluß wimmelt auch in ſeinem Innern von lebenden Geſchöpfen, und liefert einen Ueberfluß von vielerlei ſchönen und ſchmackhaften Fiſchen.

Hier wieder trägt ein Bidar oder Pantjallang einen Mantri, Nabie oder Pangeran. Dieſer iſt ernſthaft beſchäftigt, und nichts kann ihn in ſeiner Aufmerkſamkeit ſtören. Aus ſeinem unverwandt in die Höhe gerichteten Blick würde ein Fremder ſchließen, daß er irgend ein Meteor beobachte und ſeine Beobachtungen den Begleitern mittheile, aber nein; dieſer Mann, deſſen Aeußeres ſo achtbar iſt, welchem ſo viele wichtige Geſchäfte obliegen, beluſtigt ſich mit einem Papierdrachen, deſſen Schnur mit feingeſtoßenem Glas und andern ſcharfen Subſtanzen beſtrichen iſt, um damit die Schnur eines andern ähnlichen Drachen, welche ebenſo beſtrichen iſt, abzuſchneiden, wenn dieſes Loos nicht ſeinen eigenen Drachen trifft. Siehe da den würdigen Zweck ſeiner wichtigen Beſchäftigung! Er richtet ſich darin nach dem Beiſpiel ſeines erhabenen Fürſten und Herrn, welcher jedoch dabei einen der fürſtlichen Familie eigenen Vorzug hat, daß er nämlich ſeinen hoch in die Luft ſteigenden Drachen mit einem Fernrohr verfolgt. Oefters ſind mit dieſer Beluſtigung große Wetten verbunden, welche derjenige verliert, deſſen Drachen von der Schnur ſeines Gegners abgeſchnitten wird. Um dieſes zu bewirken oder zu verhindern, wird eine ziemliche Fertigkeit erfordert. Wer darin unbewandert iſt, hat in einem Augenblick ſeinen Drachen von der Schnur verloren.

Welch ein fremdes Schauſpiel zeigt ſich dort mitten auf dem Fluß! Mehrere große breite Flöße ſchwimmen mit dem Strom abwärts. Es ſind Rakits aus den Binnenländern, Häuſer auf Flößen von Bambus, womit die Bewohner des Binnenlandes ihre Producte zur Hauptſtadt bringen. Die Gebäude werden mit dem Uebrigen verkauft, und nachdem ſie oft Monate lang bei dem Djenang aufgehalten ſind und mit Mühe einen kleinen Gewinn erübrigt haben, rudern ſie wohlgemuth mit einigen leichten Praauw-Bidars den Fluß wieder hinauf zu ihren friedlichen Wohnungen in den Binnenländern.

Zwiſchen dieſer immerwährenden Bewegung wird das Auge noch von Zeit zu Zeit beluſtigt durch die vorbeifahrenden Schaluppen der Schiffe, die ſchönen Gondeln der Europäer mit fröhlichen Geſellſchaften von Herren und Damen, und die bunt bemalten Boote der reichen Chineſen und Araber, welche je länger je mehr dem europäiſchen Geſchmack zu huldigen anfangen.

Man ſieht alſo, daß ſich an einem kühlen Nachmittag ſehr gut ein paar Stunden mit großem Vergnügen auf einem Rakit an der Waſſerſeite zubringen laſſen.

Der Abend gewährt wieder ein ganz neues Schauſpiel. Alle Fahrzeuge fahren jetzt mit Lichtern, und dieſes bildet eine ſehr nette Illumination auf dem Waſſer. Bei Feſten der Chineſen und Muſelmänner ſind deren Rakits und Fahrzeuge mit Papierlaternen von verſchiedener Form und Farbe beleuchtet. Der Abend iſt auch hier, wie überall, die Zeit, wo manches zum Vorſchein kommt, was ſich den Tag über verborgen hält. Sie kündigen ſich den Vorbeifahrenden oder auch an den Schiffen durch ein ihnen eigenes Rufen an. Viele dieſer Geſchöpfe entwiſchen aus den Dalams der Großen, oder ſind weibliche Dienſtboten der Weiber und Favoritinnen in den Harems, welche man gewöhnlich faſt an Allem Mangel leiden läßt, und die daher aus Noth dieſes ſchnöde Gewerbe ergreifen.

So ergötzlich dieſes Leben auf dem Fluß anzuſchauen iſt, ſo ſehr iſt man in Angſt und Sorge bei ſchlechtem Wetter und bewegtem Waſſer, obſchon die Gefahr mehr in der Einbildung als in der Wirklichkeit beſteht. Wenn auch bei ſtürmiſchem Wetter die ſchmalen Fahrzeuge bisweilen umgeworfen werden, ſo haben doch weder Männer noch Weiber etwas dabei zu befürchten, denn alle ſind vortreffliche Schwimmer. Die Männer richten ungeſäumt ihr Boot wieder auf, und klettern, wenn ſie das Waſſer ausgeſchöpft haben, wieder hinein, als ob nichts vorgefallen wäre; die Weiber ſagen, daß ſolch ein Unglück ſie wohl beſchämen, aber nicht ſchrecken kann. Die Europäer, die ſich zweckmäßigerer Fahrzeuge bedienen, ſind der Gefahr des Umſchlagens weniger ausgeſetzt, obſchon der reißende Strom, vorzüglich in den Monaten December bis März, auch ihnen große Vorſicht gebietet. Wir waren mehr als einmal Zeugen, daß eine Schaluppe, vor den Bug eines Schiffes getrieben, umgeworfen wurde.

(Fortſetzung folgt.)

Engliſche Colonialnachricht. In Jamaica wurden die Lebensmittel ſehr ſelten und theuer; die Kirchſpiele waren genöthigt, unentgeltliche Lieferungen zu bewerkſtelligen, um die der Bevölkerung drohende Hungersnoth zu vermeiden. Ihrer Exiſtenzmittel beraubt, zeigten ſich die Neger willfähriger zur Arbeit. Die Journale der Colonie erwähnen dieſes durch Hunger herbeigeführten Reſultates, und ſtützen ſich darauf, um zu zeigen, daß einer der größten Fehler der engliſchen Emancipationsacte darin beſtehe, die Neger im Beſitz von Stücken Ländereien zu laſſen, welche ſie in den Stand geſetzt haben, nicht an der Cultur des Zuckerrohres arbeiten zu müſſen.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 326.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

21 November 1840.

Aphorismen aus den Verhandlungen der zehnten Verſammlung der engliſchen Naturforſcher.

Ein Hr. Mallet berichtete über die unter Sanction der Geſellſchaft angeſtellten Verſuche „über die Einwirkung von Luft und Waſſer auf Eiſen.“ Der Schlußbericht iſt noch nicht abgeſtattet, und es laſſen ſich noch keine Reſultate angeben, intereſſant iſt es aber, zu erſehen, welcherlei Proben angeſtellt wurden: ſie betreffen die Dauerhaftigkeit und die Schutzmittel von Guß- und Schmiedeiſen oder Stahl unter verſchiedenen Verhältniſſen, wenn dieſe Stoffe dem corrodirenden oder chemiſchen Einfluß von Luft und Salz- oder Süßwaſſer ausgeſetzt ſind. Die Verſuche dauern noch immer fort: ſie werden in klarem und trübem Seewaſſer, ſo wie ſich dieß in den Häfen großer Städte findet, in klarem und trübem Flußwaſſer, in Seewaſſer be hoher Temperatur, in verſchiedenen Tiefen und von verſchiedenem Salzgehalt angeſtellt. Die Reſultate aller dieſer Fälle werden in umſtändlichen Tabellen zuſammengeſtellt, ſo daß ein Ingenieur mit Zuverſicht die Dauerhaftigkeit eines gegebenen Stücks Eiſen unter gegebenen Umſtänden wird voraus ſagen können. Auch die Verſuche über Armirung des Eiſens durch andere Metalle haben noch zu keinem Reſultate geführt.

*

Ein Hr. Hawkins zeigte das Modell einer Eiſenbahn nebſt Wagen, worauf kürzlich ein Hr. Rangeley ein Patent genommen hat, und welchem er den etwas gezwickten Namen „Sicherheits-Rotations-Eiſenbahn (safety rotation railway) gegeben hat. Der Bau iſt gerade das Umgekehrte des jetzigen: der Wagen hat keine Räder, ſondern Schienen, die auf Rädern fortrutſchen, welche auf feſten Unterlagen ſich drehen, und durch ſtehende Dampfmaſchinen in Bewegung geſetzt werden, die immer eine bis zwei Meilen weit von einander entfernt ſind. Man will den Rädern drei Fuß Durchmeſſer und drei Fuß Entfernung geben, ſo daß 1760 Räder auf eine Meile kommen, welche durch eine Reihe von endloſen Bändern in Bewegung geſetzt den. Die Wagen ſollen 40 Paſſagiere mit ihrem Gepäck enthalten, und mit allem zuſammen nicht über fünf Tonnen wiegen, da die laufenden Schienen ſtets auf 8 bis 10 Rädern aufſitzen, ſo daß keines mehr als 1000 bis 1200 Pf. zu tragen hätte, und nicht über einen halben Centner wiegen müßte. Man will berechnen, daß auf ebenem Wege ſchon ein Gewicht von 40 Pfund den Wagen ziehen würde. Einer angehängten Tabelle zufolge wäre eine Dampfmaſchine von 17 Pferdekraft erforderlich, um eine meilenlange Reihe von Rädern zu treiben, und zwei Pferdekraft, um jeden Wagen zu ziehen. Die Kraft, um die Räder zu drehen, würde bei vermehrter Wagenzahl oder beim Anſteigen keine Vermehrung erfordern.

*

Hr. For las einen Bericht über die unterirdiſche Temperatur, Hr. Eaton Hodgkinſon über die Temperatur der Erde in den tiefen Minen in der Nachbarſchaft von Mancheſter, und Hr. Forbes einen Bericht über die Temperatur und leitende Kraft der verſchiedenen Schichten. Es wird Niemand in Erſtaunen ſetzen, wenn man mit all den angeſtellten Verſuchen noch zu keinem rechten, greifbaren Reſultate gekommen iſt; über dieſen verwickelten Gegenſtand ſollte man, wie es auch Hr. Forbes that, ſich weſentlich noch auf Beobachtungen beſchränken, und noch keine Schlüſſe ziehen wollen. Hr. For nimmt an, daß in den engliſchen Minendiſtricten bei 10 Faden Tiefe eine ziemlich gleiche Temperatur von 50° F. exiſtire, und ſtellt als ziemlich allgemeines Ergebniß auf, daß bei 50 Fuß unterhalb dieſer als Null *) angenommenen Tiefe von 10 Faden die Wärme auf 60° F. geſtiegen ſey, nach weiteren 72 Fuß, oder 122 unter Null, auf 70°, und nach weitern 114 Fuß oder 236 unter Null, auf 80°. Indeß möchte ſich wohl ohne mannichfache Beachtung des Geſteins, alſo ohne Zuziehung der Forſchung von Forbes, keine Sicherheit irgend einer Art gewinnen laſſen.

*) Indem hier die Temperatur der Erde mit der mittlern Temperatur des Landes überhaupt gleich ſtehen ſoll.

Ausflug nach Finnland.

9. Rückkehr aus Helsingfors auf dem Landwege.

(Fortsetzung.)

Das Unglück, welches Friederichsdam zustieß, lenkte unwillkürlich meine Gedanken auf die Unfälle überhaupt, welche die ärmern Städte Rußlands so oft durch Brand erleiden. Die Städte sollten aus ihren Einkünften vor allem Feuerlöschapparate ankaufen. Jetzt haben zwar viele Städte Feuerspritzen, aber keine Pferde und keine Leute dazu. Im Fall eines Unglücks holt man so schnell wie möglich Pferde, wo man kann, und muß erst warten, bis auf Veranstaltung der Behörden Leute zur Hülfe herbeikommen. Hiezu kommt noch, daß trotz der Errichtung von Feuerassecuranzen in ganz Rußland sehr wenige Hausbesitzer in den Provincialstädten sich versichern lassen, und ihre Hoffnung auf den Himmel setzen, daß ihnen kein Unglück zustoßen werde. In Finnland besteht eine besondere Assecuranz, ohne Compagnie und Betriebscapital, nämlich die gegenseitige Versicherung aller finnischen Städtebürger. Da die Bürger somit zahlen müssen, so finden sie sich auch um so eher zur Hülfe aufgefordert. Aber die Brände von Abo, Friederichsham und andern Städten haben gezeigt, daß auch bei einer solchen Versicherung die Sache ohne Feuercommando schlecht geht, und daß beides mit einander verbunden seyn muß. Früher mochte es schwer seyn, die nöthige Mannschaft zusammenzubringen, jetzt aber kann man sie leicht bilden aus den ständig Beurlaubten und entlassenen Soldaten, unter denen bei der jetzigen Dienstzeit sehr viele kräftige und gesunde Leute sich finden. Man kann unmöglich fordern, daß Brandcommandos allenthalben so vortrefflich eingerichtet seyn sollen, als in Petersburg und Moskau, aber zu wünschen wäre, daß wenigstens die reichern Provincialstädte ihre Brandcommandos hätten.

Erstaunlich ist der Unterschied zwischen Neu- und Altfinnland oder dem Gouvernement Wyborg. Der Unterschied ist namentlich bemerkbar bei dem Uebertritt aus dem Gouvernement Nyland, das von eigentlichen Schweden bevölkert ist, von denen die Mehrzahl nicht einmal die finnische Sprache versteht. Der schwedischen Bevölkerung ist der Stempel des Protestantismus des 17ten Jahrhunderts aus den Zeiten Gustav Adolphs und des dreißigjährigen Kriegs mit scharfen Zügen aufgedrückt. Die ganze Bildung hier hat einen geistlichen Charakter. Die Leute lernen lesen, nur um die geistlichen Bücher lesen zu können, und sich in den christlichen Tugenden zu unterrichten, Leute, die sich darauf verstehen, und unter ihnen der deutsche Pastor Schubert, der den Norden in geistlicher Beziehung beobachtete, behaupten, daß unter allen protestantischen Ländern Schweden und Finnland die besten Pfarrer hätten. Ich kann hierüber bloß nach der Achtung urtheilen, welche die finnischen Bauern für ihre Pfarrer hegen, und gestehe, daß ich nirgends größere Ehrfurcht gegen sie bemerkte, als in diesen Ländern. In Altfinnland bemerkt man bereits die Spuren des russischen Einflusses. Hier sind die Inhaber fast aller Gasthöfe und Kneipen, so wie alle kleinen Handelsleute längst im Lande angesiedelte Russen, die in unaufhörlichem Verkehr mit den finnischen Bauern stehen, und da sie reicher, klüger, geschickter und thätiger sind, so haben sie einen starken Einfluß auf ihren ganzen sittlichen Zustand. Ueberhaupt hat das wyborgische Gouvernement seine besondere Physiognomie. Die Vorwerke sind hier nach Art der russischen Maierhöfe oder der Datschen um Petersburg gebaut, die Bauern leben unreinlich, und kleiden sich zum Theil russisch, d. h. sie verketzern das eigentliche russische Costume. Der Weiberanzug ist eigenthümlich. Mit Einem Wort, dieß ist dasselbe Volk, das wir Tschuchen zu nennen gewohnt sind. In Gegenwart von Russen nennen sie sich selbst so. In Altfinnland verlangen die Postillone schon etwas zum Schnaps, schachern bei jeder Gelegenheit, und bringen einen mit den ewigen Worten eiola und eimusta (nein, und ich verstehe nicht) zur Verzweiflung. Was man auch fragen mag — eiola (nein), bei jeder Dienstforderung: eimusta. Ich fragte einen jeden besonders: „willst du Branntwein trinken?“ da verstanden sie mich alle.

Ich habe schon oben gesagt, daß die Straßen in Finnland die ersten in der Welt sind; allerdings sind sie nicht immer gerade durchgeschnitten, weil Felsen und Seen hindernd dazwischen treten, und allzu schmal, so daß zwei Equipagen mit je vier Pferden in Einer Reihe, nur schwer sich ausweichen können; dagegen aber sind dieselben so flach und fest, wie die Fläche eines Tellers. Die Straßen sind alle aufgeschüttet, und werden mit der größten Sorgfalt unterhalten. Auch werden sie an einigen Stellen, wo sie allzu schmal sind, allmählich erweitert. Dieß letztere scheint darauf hinzudeuten, daß der Wohlstand des Landes sich verbessert, weil das Reisen sich vermehrt, und eine große Anzahl schwerer Wagen auf den Straßen erscheint.

Bis Wyborg sind die Postpferde allenthalben gut, auf den Stationen ist nicht der geringste Aufenthalt, und die Fahrt geht rasch, 15 Werst in der Stunde, ohne alles Antreiben von Seite des Reisenden. Ich bat, man möchte mir Postillone geben, die russisch verständen, und immer fanden sich einige, die, wenn sie es auch nicht sprachen, doch mich verstanden. Meine Unterredungen mit ihnen waren sehr unterhaltend und lehrreich. Ich fragte sie über ihr Leben und Treiben, über die Landwirthschaft, ihre Verhältnisse zu den Ortsbehörden, über einzelne Localitäten, alte Ueberlieferungen und dergl., und lernte mehr Statistik als aus den Büchern. Namentlich beschäftigte mich die finnische Sprache, und ich suchte sie in ihrem Verhältniß zur russischen Sprache zu analysiren. Die Slaven lebten vor Alters theils in der Nachbarschaft, theils selbst mitten unter finnischen Stämmen, welche einst sogar den mittleren Strich Rußlands, wo jetzt Moskau liegt, einnahmen, weßhalb sich auch noch eine Menge Namen alter Districte, Flüsse und Seen findet, die im Russischen gar keine Bedeutung, in den finnischen Mundarten aber einen sehr deutlichen Sinn haben. Es steht den russischen Geschichtschreibern noch eine bedeutende Arbeit bevor, die ein helles Licht auf die vorhistorische Epoche werfen muß, nämlich eine philosophische Untersuchung der Sprachen aller der Stämme, welche seit unvordenklichen Zeiten in Rußland wohnten.*) Das

*) Der Verfasser führt hier mehrere Beispiele an, auf die wir nicht näher eingehen wollen, weil hier kein Platz zum Etymolo-

ruſſiſche Wort „Mogila“ (Grab) iſt wohl das finniſche „Mäkile“ oder „Mägile.“ Bekanntlich iſt ganz Rußland mit Grabhügeln beſäet, die der vorhiſtoriſchen Epoche angehören. Von dem mittleren Striche Rußlands gegen Norden gehören die Kurgane dem finniſchen Stamme an, was durch mancherlei Forſchungen und den in den Gräbern aufgefundenen Gegenſtänden erwieſen iſt. Selbſt bei Moskau fanden ſich Gegenſtände, die noch jetzt bei den Finnen im Gebrauch ſind. Hr. Th. N. Glinka entdeckte Kurgane im Gouvernement Twer, die mit altem Wald bedeckt ſind. Dieß beſtätigt die Anſicht, daß das ganze mittlere und nördliche Rußland vor der Ankunft der Slaven aus Aſien über den Kaukaſus der von finniſchen Stämmen bewohnt war. Die älteſten Geſchichtſchreiber ſtimmen überein, daß die Slaven ſtets ein ackerbautreibendes Volk waren, und es fragt ſich, in welchem Zuſtande der Civiliſation fanden ſie die finniſchen Stämme, als ſie ſich unter ihnen niederließen. Das urſprüngliche ſlaviſche Wort für Roggen (ruſſiſch: „roſh“) iſt „ſhito,“ was wohl mit „ſhit,“ leben, zuſammenhängt, und auf das erſte Lebensbedürfniß hinweiſt. Woher kommt nun das ruſſiſche Wort „roſh?“ In keinem ſlawiſchen Dialekte, den großruſſiſchen ausgenommen, findet ſich daſſelbe, aber von allen Slawen lebten auch nur die Großruſſen fortwährend mit und unter Finnen. Die Schweden nennen den Roggen „rog,“ die Finnen „rüis.“ Das Wort gehört wahrſcheinlich den Schweden, wie denn bei allen deutſchen Stämmen, auch bei denen, die nie in der Nachbarſchaft von Finnen lebten, das Wort daſſelbe iſt. Nach dem Geiſt der ſlawiſchen Sprache verwandelt ſich der Buchſtabe „g“ häufig in „ſh.“ Der finniſche Stamm der Eſthen (Tſchud bei den Altruſſen) hat das Wort gleichfalls von den Deutſchen entlehnt, und ſagt „rügga.“ Man muß hieraus ſchließen, daß die nördlichen Slawen (die jetzigen Großruſſen) in ihrem Handel mit Schweden und Finnen das Wort „rog“ oder „roch“ in ihre Handelsſprache aufnahmen, wie dieß noch jetzt mit vielen fremden Worten geht. Ein Beweis, daß die Finnen den Gebrauch des Brodes von den Slawen lernten, liegt auch darin, daß ſie das allgemein ſlawiſche Wort für Brod „chleb“ annahmen, und es in „leipe“ umwandelten, da ſie nicht gut zwei Conſonanten neben einander ausſprechen können.

Doch genug von derlei Unterſuchungen! Da liegt Wyborg, und dort will ich ausruhen.

Im alten Rußland gab es wilde Schafe, ſchwarze Marder und Biber, im alten Litthauen außerdem noch eine Menge Auerochſen, die man jetzt noch der Seltenheit wegen in den Wäldern von Bialowies verſchont. Alle dieſe ſeltenen und nützlichen Thiere wurden mehr oder minder von den Menſchen ausgerottet, wie man jetzt noch in Seen und Flüſſen, welche früher durch ihren Reichthum an Fiſchen berühmt waren, dieſe mehr und mehr ausrottet. Im litthauiſchen Statut ſtehen viele Verordnungen über die Biberfänger und die Biber ſelbſt, ſo wie über die Bienenſchwärme, allein das Geſetz rettete die Biber nicht vor den Biberfangern, und jetzt ſind die Biber da ausgerottet, wo es deren Millionen gab. Die Bienenzucht iſt gleichfalls in gänzlichem Verfall. Der Kermeswurm iſt jetzt ebenfalls eine Seltenheit, und vor Alters ſammelte man ihn kübelvollweiſe. Iſt es nicht zu verwundern, daß die Menſchen, welche ſo künſtlich die nützlichen Thiere und Inſecten vernichteten, bis jetzt kein Mittel fanden, die ſchädlichen und läſtigen unter denſelben auszurotten? Sie ſcheinen ſich im Gegentheil jährlich zu vermehren. Hätte mich im finniſchen Meerbuſen ein Sturm mit dem Untergange bedroht, ich hätte mich, glaube ich, leichter entſchloſſen, zu ertrinken, als mich nach der Wyborg'ſchen Poſtſtation zu retten. Es iſt beſſer, von den Fiſchen, als von den Wanzen gefreſſen zu werden!

So dachte ich, als ich von Millionen Wanzen angefallen wurde! Ich kam um 12 Uhr Nachts nach Wyborg, und wollte auf der Poſt übernachten; kaum hatte ich aber mich ins Bett gelegt und das Licht gelöſcht, ſo fielen die widerwärtigen Thiere über mich her, und nöthigten mich zum Rückzug. Ich zündete das Licht an, und ſah, ohne alle Uebertreibung, mit Schauder die Schaaren von Inſecten unter dem Boden und aus allen Ritzen hervorkriechen, und ſelbſt von der Decke herabfallen. Ich wußte mich nicht zu retten, und nachdem ich mich vergebens abgemüht, irgend eine brauchbare Schlafſtätte zu finden, machte ich endlich Lärm, ließ Pferde anſpannen, packte meine Habſeligkeiten zuſammen, und fuhr ans andere Ende der Stadt in den Gaſthof des Hrn. Motti, wo ich ſo gut aufgehoben war, wie im eigenen Hauſe.

(Schluß folgt.)

giſiren iſt; was er aber von den finniſchen Worten im Ruſſiſchen ſagt, gilt zum Theil von allen ſlaviſchen Dialekten, vielleicht ſogar von den deutſchen, und manches hierüber iſt wohl von dem eifrigen Forſcher Preiß (ſ. Nr. 200) zu erwarten.

A. d. R.

Walliſiſche Literatur.

Der Jahrestag der walliſiſchen literariſchen Geſellſchaft ward am 7 und 8 October zu Abergavenny gefeiert. Zahlreiche Preiſe wurden vertheilt, einer iſt aber namentlich beachtenswerth, da er ganz Europa offen ſtand, nämlich ein Preis von 20 Guineen für „die beſte Abhandlung über den Einfluß der walliſiſchen Traditionen auf die Literatur Deutſchlands, Frankreichs und Skandinaviens.“ Sie durfte walliſiſch, deutſch, franzöſiſch oder engliſch abgefaßt ſeyn, im Fall ſie aber in den beiden erſten Sprachen abgefaßt war, mußte eine franzöſiſche oder engliſche Ueberſetzung beigegeben ſeyn. Ritter Bunſen war zum Schiedsrichter ernannt. Drei Abhandlungen wurden eingeſendet, eine deutſche mit engliſcher Ueberſetzung, eine franzöſiſche, und eine deutſche mit franzöſiſcher Ueberſetzung. Der letztern, von Prof. Schulz in Bromberg geſchrieben, ward der Preis zuerkannt. Es iſt zu hoffen, daß die Geſellſchaft ihre Aufmerkſamkeit auf die Erhaltung der celtiſchen Sprachüberreſte wenden wird; ein Wörterbuch der Manx-Sprache wird namentlich von den Philologen ſehr gewünſcht. Das erſte unter den Auſpicien der Geſellſchaft erſcheinende Buch ſoll das Liber Landavensis oder Llyor Teilo, eine auf die Kathedrale von Llandaff bezügliche Chronik, ſeyn. (Athenäum vom 7 November.)

Palembang.

(Fortsetzung.)

Da weder Palembanger noch Araber, sondern nur Chinesen, Malayen und andere Fremde auf Rakits wohnen, so erschien uns dieses zu auffallend, um nicht voraussetzen, daß es einen besondern Grund haben müsse. Man sagte uns, daß, als die Chinesen um Erlaubniß anhielten, sich in Palembang niederlassen zu dürfen, solches ihnen zugestanden wurde unter der Bedingung, daß sie auf dem Wasser wohnen sollten, und zwar hauptsächlich deßwegen, weil die Fürsten befürchteten, daß die Chinesen, wenn man ihnen erlaubte, auf dem Lande zu wohnen und ihre Zahl wüchse, leicht gefährlich werden könnten; da man sie hingegen auf den hölzernen Rakits stets in seiner Macht hatte, indem man nur ihre Wohnungen in Brand zu stecken brauchte. Diese Politik der argwöhnischen und furchtsamen palembang'schen Fürsten hat die höchst nachtheilige Folge gehabt, daß die Chinesen hier keinen Ackerbau treiben können; während das Rakit sie auch verhindert ihre Geschäfte auszudehnen, indem sie keine großen Magazine haben können, und auch die Gefahr des Feuers und der Diebe ihnen verbietet, den Rakits Waaren von großem Werth anzuvertrauen. In spätern Zeiten wurde dieses etwas besser, und man erlaubte den Chinesen, ein Kamp oder Viertel auf dem Lande zu erbauen, bei dessen Einrichtung man jedoch alle Fehler, die den Rakits eigen sind, beibehalten hat.

Auf dem Lande, an den beiden Ufern des Flusses, stehen überall Häuser von Holz oder Bambus, größtentheils mit Dachziegeln gedeckt. Die Araber wohnen bei einander. Weil fast alles zu Wasser transportirt wird, findet man vor den meisten Häusern und Seitenwegen, die auf den Fluß auslaufen, Embarcaderen mit Treppen bis auf den Wasserspiegel.

Der Fluß Muse bildet auf dieser Höhe mittelst einiger Seitenarme mehrere kleine Inseln, die stark bevölkert sind und zur Hauptstadt gehören. Bei hohem Wasserstande sind alle diese Seitenarme schiffbar, welches eine angenehme Erholung darbietet, indem man einige dieser Inselchen ganz umschiffen kann.

In Palembang gibt es keine steinernen Gebäude außer den Kratons, dem großen Mistejit oder Tempel und den Grabgewölben der Fürsten und ihrer Familien. Der Grund davon ist, daß die Fürsten sich immer als die alleinigen Besitzer des Bodens betrachtet haben, und denselben nie anders als zu Lehen auf Andere haben übertragen wollen, und daß daher der unsichere Inhaber eines Grundstücks keine steinernen Häuser darauf hat bauen mögen, weil der Boden ihm immer wieder abgenommen werden konnte, und er daher entweder sein Haus im Stich lassen oder viel darauf verlieren mußte; während er sein Haus von Bambus oder Holz, wenn der Fürst ihn von dieser Stelle vertrieb, mit geringerem Nachtheil abbrechen und mitnehmen konnte. Nach Andern hätten die Fürsten das Erbauen von steinernen Häusern nicht erlaubt, aus Furcht, daß man sich darin würde verschanzen können. *)

Beide Ursachen können nebeneinander gewirkt haben; allein ihre Wirkung ist für Palembang höchst nachtheilig gewesen. Nicht ein einziges ansehnliches Haus verziert diese von Natur so schöne Hauptstadt; fast alle Häuser sind vernachlässigt; nirgends findet man gut unterhaltene Wege, Quais, Höfe u. s. w., und alles sieht in der Regenzeit aus wie ein bodenloser Morast. Dieß ist sehr natürlich, denn die unsichern Besitzer würden, wenn sie ihre Wohnungen verschönert hätten, bei Andern Neid erweckt haben, und in einem Lande, wo unbedingter Despotismus herrschte, konnte es nicht schwer fallen, sie zu verdächtigen und ihre Verbannung zu bewirken.

Der große Mistejit, oder mohammedanische Tempel, ist ein großes, länglich viereckiges Gebäude mit drei Eingängen, welche hervorspringen und durch welche man auf Treppen in das Innere eintritt. Das Gebäude ist mit Pfeilern versehen und hat eine Kuppel. Diese Form und die Glasfenster in den Mauern des Tempels machen es wahrscheinlich, daß derselbe unter der Leitung eines europäischen Baumeisters erbaut wurde. Der Boden ist mit Marmorplatten belegt. Eine steinerne Treppe führt an die Stelle, wo der Priester sich während des Gottesdienstes befindet, und welche eine Art ovaler Zelle ist. Neben diesem Tempel steht ein 60 Fuß hoher schlanker Thurm, an dessen äußerer runden Mauer sich eine steinerne Treppe bis oben hinaufschlängelt, von wo der Priester das Volk an Festtagen zum Gebet zusammenruft.

Außer diesen sind auch die fürstlichen Gräber, eine halbe Stunde unterhalb des Kratons, viereckige steinerne Gebäude, welche mit einem kuppelförmigen Dach bedeckt sind, und nur einen mit einer hölzernen Thüre verschlossenen Eingang haben. Die Leichen liegen in der Erde, mehrere beisammen in Einem Grabgewölbe. Das obere wie das untere Ende ist verziert mit gehauenen Steinen, in länglich viereckiger Form, nach unten schmal auslaufend und etwa anderthalb Fuß hoch.

Eine Stunde oberhalb Palembang, an dem linken Ufer des Flusses, ein wenig landeinwärts, ist eine Stelle, welche Bukit-se-buntang genannt wird. Der Ueberlieferung zufolge soll dieses das erste Land gewesen seyn, welches aus dem Meere hervorgeragt habe, während der ganze Landstrich von dort bis an die jetzige Mündung des Flusses später angeschwemmt sey. Dieser Ort ist wirklich sehr schön. Mehrere Hügel mit hohem Wald bewachsen bilden ein reizendes Thal, durch welches der Kalie-Lembang fließt. Auf einem dieser Hügel befindet sich das Grab eines der ältesten Fürsten, Radscha Iskander (Alexander) genannt. Hier wird bisweilen von den Palembangern geopfert, und in besondern Fällen begeben sie sich hieher, um einen feierlichen Eid zu schwören. Die letzte Feierlichkeit dieser Art fand statt unter dem Sultan Mahmud Badr el Din. Einige Häupter von Kusam, Passumah und der Malayen bekriegten und plünderten nicht nur einander, sondern auch die benachbarten Bezirke. Da es dem Sultan an Mitteln fehlte, ihren Räubereien mit Gewalt Einhalt zu thun, entbot er sie an seinen Hof und ließ sie bei dem Grabe des Radscha Iskander schwören, daß sie in Zukunft Frieden halten würden. Der Tommongong-Karta, *) welcher dabei zugegen war und uns dieses erzählte, sagte uns auch, daß nach wenigen Wochen dieselben Freveithaten von eben denselben Häuptern wieder verübt wurden — so wenig Autorität hatte der Fürst von Palembang in dem Innern seines Reichs. (Fortsetzung folgt.)

*) So war es bekanntlich auch auf Ceylon, wie die wenigen, aber prachtvollen Ueberreste einer ehemaligen ungeheuren Stadt beweisen. A. d. R.

*) Titel eines hohen Hofbeamten. Karta oder Kerta bedeutet Hof.

Ausbruch des Vulcans Goulier auf Preanger. Nach Briefen aus Batavia fand am 22 bis 24 Mai ein Ausbruch dieses Vulcans statt, der bis auf 16 englische Meilen weit alles in Dunkelheit hüllte und von einem furchtbaren Sand- und Steinregen begleitet war. Alle Vegetation, die den Berg bis zur halben Höhe bedeckt, ist gänzlich verschwunden, und der Krater hat sich aufs Dreifache erweitert. (Times.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 327.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 November 1840.

Ein Gastmahl bei den Tscherkessen.

Longworth, der sich bekanntlich längere Zeit in Tscherkessien aufhielt, theilt in seiner neu erschienenen Schrift nachstehende Schilderung eines Gastmahls mit.

„Unser Konag Bey stand bereit, mich zu empfangen, und half mir, indem er mein Pferd dem Gasthause gegenüber führte, absteigen. Er geleitete mich hierauf in das Haus, nahm mit eigener Hand meine Waffen zu sich, und hing dieselben an der Wand auf. Ein seidener Teppich war in einer Ecke des Zimmers, an der einen Seite des Herdes, für mich ausgebreitet; am Kopfe und oben an demselben waren Kissen übereinandergelegt; mit Ausnahme von diesem und einer Matte und Kissen für den Hadschi befanden sich keine weiteren Meubles im Zimmer, aber die Wände, welche von den Waffen der Gäste glänzten, boten einen keineswegs nackten Anblick dar. Eine Zeit lang blieb außer mir Jedermann stehen; nach einem kleinen Stillschweigen fanden die Bewillkommnungen statt, worauf wieder eine Pause eintrat. Unser Wirth lud dann die vornehmsten Gäste ein, Platz zu nehmen, war aber anfangs durchaus nicht zu bewegen, sich selbst niederzulassen, nach wiederholten dringenden Einladungen indessen kauerte auch er sich in respectvoller Entfernung auf dem Fußboden nieder. Ich bin in Erzählung dieser Ceremonien deßhalb so umständlich, weil durch dieselbe der Empfang eines Fremden in jedem Hause in Tscherkessien bezeichnet wird. Das Zimmer selbst war in länglicher Form, 8 Ellen lang und 4 breit, die Wände waren von Pfählen und Flechtwerk gebildet, und an jeder Seite mit hellfarbiger Erde beworfen; der Fußboden war von harter Erde, die von Zeit zu Zeit sorgfältig mit Wasser besprengt und gekehrt wurde. Das Strohdach, durch Balken im Dreieck gestützt, stand weit über die Mauern hinaus, und diente im Sommer als Verandah. Von den Wänden bis beinahe zur Mitte des Cirkels dehnte sich in einem Halbcirkel von ungefähr zwei Ellen im Durchmesser, und drei oder vier Fuß von dem Boden ein ungeheures Kamin aus, es verengte sich nach oben in Form einer Glocke, und erhob sich einige Fuß über dem Dache. Es sind diese Kamine so geräumig, daß kaum eines ohne ein Schwalbennest zu finden, von wo jene, unbelästigt durch das Feuer unterhalb das Zimmer durch ihr beständiges Zwitschern beleben. Sie sind aus demselben Material wie die Wände, wie überhaupt alle Bauart aus Flechtwerk besteht. Nachdem wir eine Zeitlang gesessen, wurde mir durch den Wirth ein großer Napf eines Getränkes präsentirt, welches die Tataren Boza, die Tscherkessen Soat nennen; es ist eine Mischung von gegohrenem Hirsesamen und Honig, dick und klebrig, und nach meinem Geschmack ausnehmend widrig, obgleich ich es aus Gefälligkeit für meinen Wirth trank, der mich genau beobachtete, um sich zu überzeugen, daß ich nicht zu wenig thue, und das Angebot während des Abends, den Napf in der Hand, wenigstens ein Duzendmal wiederholte. Das Mittags-, oder eigentlicher das Abendmahl, welches ihre Hauptmahlzeit bildet, wurde nach Sonnenuntergang aufgetragen. Dasselbe bestand in einer Reihe von Gerichten, von denen eines nach dem andern auf runden, dreifüßigen Tischen, ungefähr in der Form von Schemeln aufgetragen wurde. Es wurde ein Schaf für uns geschlachtet, und das Fleisch auf einer dicken Lage von Hirsekuchen, an der Stelle einer Schüssel servirt; da derselbe weich und feucht ist, so wird er leicht in die benöthigte Form gebracht, nämlich durch einen tiefen Schnitt in der Mitte, welche die Sauce oder Zuspeise enthält und durch einen kreisförmig aufgebogenen Rand zusammengehalten, welcher an der Außenseite von nachhaltigen Stücken Schöpsen- oder Rindfleisch umgeben ist. Der Hadschi und ich begannen den Angriff auf diese Befestigungswerke, nachdem wir zu diesem Zwecke mit kleinen Messern von den Tscherkessen versehen wurden, welche dieselben nebst ihren Dolchen stets in dem Gürtel bei sich tragen. Letztere werden nie bei dem Mahle gebraucht, erstere dienen sowohl zur Zerlegung ihrer Lebensmittel als zur Rasirung ihres Kopfes. Nach dem Fleische kam eine Sauce, in einem hölzernen Napfe von ungeheuerm Umfange servirt, dessen Oberfläche gleich dem nördlichen Ocean nicht mit Eis, aber mit Fett überfroren war; doch, indem ich meinen Löffel nach dem Beispiele des Hadschi, geschickt in die darunter befindliche Flüssigkeit hinein tauchte, fand ich, daß ich dieselbe in einem erträglich reinen Zustande zum Munde fördern konnte. Die folgenden Gerichte bestanden zum größten Theile in Backwerk, Caimac

oder Creme, Käsekuchen, Fleisch in Weinblättern, und endlich einem großen Napfe von Yoghort oder geronnener Milch, welch letztere gleich dem Pilaff in der Türkei die jedesmalige Krone des Festes bildet. Ich war anfangs erstaunt, keine Gemüse auf der Tafel zu erblicken, erfuhr aber später, daß dieselben, obgleich im Ueberflusse und von allen Arten in dem Lande vorhanden, von den Tscherkessen selten oder nie gegessen werden. Ein Eingeborner dieses Landes, welcher bei dem Pascha von Scodra in Albanien speiste, und keine Gemüse zu sich nahm, die von den Türken eben so sehr geliebt werden, als die Tscherkessen denselben abgeneigt sind, und die bei dieser Gelegenheit in aufeinander folgenden Schüsseln den Hauptbestandtheil des Mahles bildeten, wurde wiederholt durch den aſcha aufgefordert, daran Theil zu nehmen. Er erklärte endlich mit vieler Naivetät dem Pascha, daß die grünen Kräuter nur von dem Vieh in seinem Lande gegessen werden. Da ich im Laufe unsers Mahles bemerkte, daß der Hadschi den nebenstehenden und dienenden Personen Stücke von Fleisch und Mehlspeisen dem bestehenden Gebrauche gemäß darreichte, so zeigte auch ich mich auf Kosten meines Wirthes gleichermaßen freigebig. Nachdem die begünstigten Individuen diese Brocken in Empfang genommen, zogen sie sich mit großer Bescheidenheit in einen Winkel zurück und verzehrten dieselben, der Gesellschaft den Rücken zukehrend, im Stillen. Wenn eine Schüssel weggetragen war, wurde sie an unsere Dienerschaft gegeben, und nachdem diese zufrieden gestellt war, passirte sie zu einem Haufen hungriger Wartender außerhalb der Thüre.

Ausflug nach Finnland.

9. Rückkehr aus Helsingfors auf dem Landwege.

(Schluß.)

Wyborg ist eine sehr alte Stadt, denn sie wurde von den Dänen schon im Jahre 1293 erbaut; wahrscheinlich war aber hier früher schon ein finnischer Ort, und die Dänen erbauten bloß das Schloß. Ohne Zweifel lag die dänische Befestigung auf der Insel, wo auch noch jetzt ein Schloß sich befindet, das jedoch nicht mehr dasselbe ist. Das gegenwärtige Schloß ist in wahrhaft romantischem Geschmack gebaut, und erinnert lebhaft an das Mittelalter. Vor einiger Zeit verzehrte ein Brand einen schönen Thurm und die benachbarten Gebäude, und bald wird dieß schöne Denkmal des Alterthums in Trümmer verwandelt seyn. Die Zeit und das rauhe Klima haben schon angefangen, es zu benagen. Im Allgemeinen ist Wyborg ein sehr freundliches Städtchen, die meisten Häuser sind von Stein, und darunter viele sehr hübsche. Läden und Magazine gibt es in Menge. Die Befestigungen um die Stadt her werden gut unterhalten, die Straßen sind gepflastert, und doch hat die Stadt, obwohl sie nur 120 Werste von Petersburg entfernt ist, ein ganz fremdartiges Aussehen. Die Kaiserin Katharina II führte in den Schulen die deutsche Sprache ein, und stellte das Gouvernement hinsichtlich des Unterrichts unter die Aufsicht des Dorpater Lehrbezirks. Dreißig Jahre später hatte der gebildete Stand in diesem Theile Finnlands einen völlig deutschen Charakter angenommen, wozu wahrscheinlich die Einheit des Glaubens mit den Ostseeprovinzen wesentlich beitrug. Jetzt ist in Altfinnland die herrschende Sprache die schwedische, aber fast alle Bewohner Wyborgs sprechen auch deutsch; weil das Deutsche, wie früher, in den Schulen geblieben ist. Die, welche in den Civildienst treten wollen, müssen nothwendig schwedisch und finnisch verstehen. Die hiesigen Finnen verstehen keine Sprache, als ihre eigenthümliche, und in allen bürgerlichen Angelegenheiten, so wie bei den Gerichten, bedient man sich der finnischen Sprache. So hört man hier unaufhörlich vier Sprachen: russisch, deutsch, schwedisch und finnisch. Russen sind viele hier, und namentlich die Fleischer, Gärtner und selbst ein großer Theil der Bäcker sind Russen.

Der bedeutendste auswärtige Handel Wyborgs sind Bauholz und Bretter. Die Schiffe liegen wegen der Seichtigkeit des Wassers einige Werste von der Stadt vor Anker, und die Ladungen werden aus dem hiesigen Hafen in Transportfahrzeugen hingeschafft. Ich sah nur Ein Dampfboot, das einem Privatmann gehörte, und zum Bugsiren der Schiffe, so wie zum Transport der Ladungen gebraucht wurde. Die Entfernung des Hafens von der Stadt ist dem Handel sehr lästig, indeß ist derselbe, wie sich aus der 3500 Seelen betragenden Volkszahl entnehmen läßt, ziemlich thätig.

Wer nur im Sommer nach Wyborg geht, der muß nothwendig Monrepos sehen, das Landhaus des Barons Nikolai, drei Werste von der Stadt auf einem Vorgebirg, hart am Ufer des Meerbusens. Monrepos kann zum Beweis dienen, welches Wunder sich aus dieser finnischen Natur machen läßt, wenn man sie wascht und kämmt, und in einfaches ländliches Gewand kleidet. Wer diesen Park anlegte unter den öden Felsen und sumpfigen Thälern, der war gewiß ein großer Künstler. Berge, Felsen, Meer, Bäche, Wehren, Inseln, Thürme, Lusthäuschen, Tempel, Alles findet sich hier in Fülle. Das Herrschaftsgebäude ist weder groß noch schön, und ist vermuthlich von dem Gründer des Gartens nur temporär aufgeführt worden. Wenn man hier einige Landhäuschen zum Vermiethen bauen wollte, so würden sich gewiß Petersburger gern im Sommer hieher übersiedeln. In ganz Europa findet man gewiß wenig angenehmere Flecke als Monrepos: die Luft ist so rein, wie der Aether, der über der Atmosphäre ausgegossen ist, das Trinkwasser unvergleichlich, und selbst in der schwülsten Jahreszeit kühl, als wäre es mit Eis versetzt. Als Bad dient das Meer, zum Spaziergang der weite Park. Das Leben ist hier wohlfeil und die Reise hieher unbedeutend. Nur müßten die Häuschen meublirt seyn. In dieser Beziehung ist man in Petersburg noch weit zurück: man sollte die Landhäuser mit Meubles vermiethen, wie dieß in der ganzen Welt der Fall ist. Es verlohnt wohl der Mühe, auf drei Monate mit seinen Meubles zu wandern! Viele Familien verlassen im Sommer Petersburg nur darum, damit sie nicht mit ihren Meubles auf eines der benachbarten Landhäuser zu ziehen brauchen.

Viele reiche Leute haben sich Landhäuser am südlichen Ufer der Krim erbaut. Finnland ist nicht die Krim; wenn aber

unſere reichen Leute Finnland etwas näher kennen lernten, ſo würden ſie es lieb gewinnen, und vielleicht an den finniſchen Ufern oder auf den Schären Schlöſſer aufführen und Parke anlegen. Gerade vor Helſingfors finden ſich herrliche Stellen dazu! Allerdings kann man hier keine Weinberge anlegen, wie in der Krim, aber dafür kann man von Helſingfors, wenn man nicht in Reval anlegt, in 18 Stunden nach Petersburg kommen. Zudem traue ich dem finniſchen Klima mehr, als dem der Krim. In Finnland finden ſich gewiß keine endemiſchen (örtliche) Krankheiten. Die Leute ſind friſch und geſund, wie die Fiſche.

Bekanntlich ſind in Finnland die Poſten nicht ſo eingerichtet, wie in Rußland. Die Bauern jedes Kreiſes liefern nach der Reihe eine beſtimmte Anzahl Pferde (je nach der Größe des von ihnen angebauten Landes) auf eine bezeichnete Station, und übergeben die Pferde einem Arbeiter oder Verwandten. Die Pferde bleiben eine ganze Woche auf der Station ſtehen, und das Fuhrgeld — 6 Kopeken Kupfer für die Werſt — erhält der Eigenthümer der Pferde. Die Stationen ſind gewöhnlich in einer Herberge, und werden in Altfinnland von Ruſſen gehalten, welche auch über die Reihenfolge der Fahrten und im Allgemeinen über die Ordnung auf den Stationen wachen. Ein Schreiber iſt nicht dabei, weil es keine Päſſe gibt, und jeder Reiſende ſelbſt ſeinen Namen in der ihm beliebigen Sprache in ein Buch einſchreibt. Das Fuhrgeld wird den Poſtillonen nicht voraus, ſondern erſt auf der nächſten Station bezahlt. Die Bauern kommen mit ihrem Geſpann, und wehe dem Reiſenden, der eine ſchwere Equipage hat, welche mehrere Paar Pferde erfordert! Wer mit ſechs oder acht Pferden in einem vierſitzigen Wagen fahren will, muß ſich durchaus mit Geſchirrriemen verſehen, und ſeinen eigenen Kutſcher und Vorreiter nehmen. Im entgegengeſetzten Falle riskirt man bei jedem Hinabfahren von einem Berg in einen Graben oder gar in einen Abgrund geworfen zu werden. Auf den erſten zwei Stationen von Wyborg nach Petersburg, d. h. in Lilyerä und Chotak, haben die ruſſiſchen Gaſthofsinhaber es als Regel angenommen, alle Reiſenden unter dem Vorwande des Mangels an Pferden aufzuhalten. Bei mir war die Bemühung umſonſt, aber ſie rächten ſich; der eine gab mir Pferde, die auf der Straße ſtehen blieben, ſo daß ich im nächſten Dorfe neue holen mußte, der andere gab mir einen beſoffenen Kutſcher, der mich in der Nacht wie im Sturm davon führte, daß ich jeden Augenblick im Graben zu liegen fürchtete. Vergebens bat und drohte ich, er möchte im Trabe fahren, und ſchlug endlich die empfindlichſte Saite an, indem ich ihm ſagte, daß wenn er ſo fort mache, er kein Geld bekomme. Auch dieß wirkte nicht, er ſchwang die Peitſche und ſchrie auf Ruſſiſch wie ein Beſeſſener; „ich will kein Geld! ich will fortjagen!“ Sechzehn Werſte legte er in einer halben Stunde zurück und wollte mich dann noch weiter führen. Ich war aber froh, ihn mit heiler Haut los zu ſeyn, und blieb über Nacht in Krasnojeſelo, bei den Finnen Kürel genannt.

Dieß iſt eine ruſſiſche Colonie, welche unter der Regierung Katharina's II von dem General Graf Tſchernitſcheff angelegt wurde, der etwa Tauſend Bauern, die ihm gehörten, aus verſchiedenen Gouvernements herführte. Später ward das Gut von der Krone angekauft. Der Ackerbau war hier ſtets ärmlich, und die Einwohner nährten ſich von verſchiedenen Gewerben; als ſie aber an die Krone übergingen, zerſtreute ſich der größte Theil davon in Altfinnland, und ließ ſich in den Städten nieder. Hier errichteten die ruſſiſchen Muſdiks Buden, und trieben mit allen möglichen ruſſiſchen Erzeugniſſen Handel. Einige davon wurden reich, ſchickten ihre Söhne auf die Univerſität, ihre Töchter in Penſionate, und gründeten, ſo zu ſagen, neue finniſch-ruſſiſche Familien. Der größte Theil der Krasnojeſeler unterhält Gaſthöfe und Schenken.

Am andern Morgen fuhr ich ab, und kam bald an die Zollſtätte von Vieloſtroff, der Gränze des petersburgiſchen Gouvernements, wo die Viſitation meines Koffers aufs ſtrengſte vorgenommen wurde. Hier war auch mit einem Mal der gute Weg zu Ende: von der Station Vieloſtroff bis Petersburg führt eine Straße, die irgend einmal auf ſandigem Grunde mit Steinen gepflaſtert war. Ich weiß nicht, wie man jetzt dieſen Weg nennt! Er iſt etwas vulcaniſcher Art. Der Auswurf eines feuerſpeienden Bergs ſcheint den Boden mit Steinen beſäet, oder ein Erdbeben ein ſteinernes Gebäude umgeſtürzt zu haben. Indeß iſt hier meine Reiſe zu Ende, denn ich habe Finnland, den Gegenſtand meines Sommerausflugs, bereits verlaſſen.

Palembang.

(Fortſetzung.)

Die Stärke der Bevölkerung von Palembang iſt ſchwer anzugeben; ſie wird auf etwa 150,000 und die der Hauptſtadt auf ungefähr 25,000 Seelen geſchätzt. Man kann die Einwohner, politiſch betrachtet, in zwei große Claſſen vertheilen, deren jede mehrere Unterabtheilungen hat. Der Fürſt oder Sultan ſteht oben an. Seine Macht und Gewalt waren ganz unbeſchränkt und willkürlich. In Sachen, welche ihm gleichgültig waren, ließ er die von den Undangs-Undangs und Pejagams, ſo wie von dem Koran vorgeſchriebenen Geſetze gelten; ſobald jedoch ſeine eigenen Intereſſen davon berührt wurden, oder er um eine Gunſt zu erzeigen, oder zu ſtrafen ſich mit einer Sache bemühen wollte, wurde ſein Wille Geſetz, und Niemand wagte es, dieſem zu widerſtreben.

Die großen Claſſen, in welche die Bewohner von Palembang vertheilt werden können, ſind die Priays und das Volk. Priay heißt: aus fürſtlichem Blut entſproſſen, oder der Adel. Dieſer Stand wird entweder durch Geburt oder durch die Gunſt des Fürſten erworben. Die Priays werden unterabgetheilt in Pangherans, Radeens und Mas-agus. Sie beſitzen kein erbliches Eigenthum, aber viele von ihnen ſind von dem Fürſten mit einigen Duſons (Dörfer) oder Margas (Bezirke) belehnt, welche er jedoch nach Gefallen wieder zurücknimmt. Diejenigen der Priays, welche keine Duſons erhalten, erwerben ihren Unterhalt durch eigene Induſtrie; viele ſind Gold- und Silberarbeiter, oder treiben irgend ein anderes feines Handwerk; andere ernähren ſich vom Handel oder Landbau. Die Priays und andere Perſonen, welche Margas und Duſons haben, ſind verbunden dem Fürſten beizuſtehen: in Kriegszeiten mit ihren eigenen Perſonen, mit Mannſchaften und

gewaffneten Fahrzeugen, im Frieden mit Holz, wenn er bauen will, mit andern Hülfsmitteln und mit Arbeitern; die Mittel dazu finden sie in den von ihnen verwalteten Dusons und aus den Orang-Midjies, welche sie in der Hauptstadt haben.

Das Volk wird vertheilt in Orang-Midjie, Orang-Senan, Pfandleute und Sklaven.

Die Orang-Midjies zahlen weder Kopfgeld noch andere Abgaben. Sie haben unter sich einige, die als Soldaten dienen, andere, die Künste und Handwerke verstehen, und werden von dem Fürsten und den Pangherans oder Rabens gebraucht, deren jeder einige Midjies nimmt. Wenn diese jedoch über ihren Pangheran oder Raben nicht zufrieden sind, können sie verlangen, einem andern zugetheilt zu werden. Jeder Midjie hat eine größere oder kleinere Anzahl Aliengangs, die ihn in der von ihm geforderten Arbeit unterstützen. Aliengang heißt Verwandter, Familie. Es schließen sich jedoch dem Midjie auch wohl solche an, die keine Verwandten sind, weil er alsdann der Mann ist, welcher ihre Rechte vertheidigt, und sie unterstützt, wenn sie es bedürfen, wogegen sie ihm behülflich sind bei den Diensten, die er leisten muß.

Die Orang-Senan oder Snans sind eine geringere Klasse von Midjies, welche aber ausschließlich von dem Fürsten gebraucht werden dürfen. Er bedient sich ihrer zum Verfertigen seiner Praauwen und Häuser, und als Ruderer oder Pagayer. Sie haben ebenfalls ihre Aliengangs.

Die dritte und vierte Klasse, Pfandleute und Sklaven, sind Dienstleute, welche in keiner directen Beziehung zum Fürsten stehen, sondern von solchen Personen benutzt werden, denen sie Geld schulden oder von welchen sie gekauft wurden. Sie sind der unglücklichste Theil der Bevölkerung.

Dieses nun sind die Stände, in welche die Bewohner vertheilt sind. Wir haben die Geistlichkeit nicht besonders aufgezählt, weil die Priester aus allen Klassen genommen werden können, und man sie, indem der Fürst sie erwählt oder bestätigt, füglich zu den Beamten des Reichs zählen kann.

Die Aemter eines Papatti (Staatsminister), Panghulu (Oberpriester) und Djaksa (Oberstrichter) können als zur uralten Regierungsform gehörig betrachtet werden, und würden auch vollkommen hinreichen zur Verwaltung des Landes; allein da die Familien der Fürsten sehr zahlreich sind und nicht für alle ihre Verwandten, die versorgt werden mußten, einträgliche Aemter bestanden, so gibt es noch eine weitere Klasse von Beamten, bekannt unter dem Namen von Raban und Djenang. Beide Worte haben dieselbe Bedeutung; nur wird jener Titel einem Priay, dieser einer Person von geringerer Klasse beigelegt. Der Raban oder Djenang ist eine Person, welcher der Fürst einige Margas oder Dusons verleiht, um daraus ihren Unterhalt zu beziehen. Er ist nicht nur der Einnehmer der Einkünfte einer Marga oder Duson, sondern auch zugleich der höchste Verwalter derselben, indem alle Angelegenheiten zuerst vor ihn gebracht werden. Die Befehle des Fürsten werden nicht an das Haupt der Marga oder Duson gerichtet, sondern an den Raban oder Djenang, welcher sie dem Haupt zur Ausführung mittheilt.

Diese Art, Günstlinge oder Beamte zu besolden, ist für die Unterthanen höchst nachtheilig. Unter sechzehn verschiedenen Benennungen werden von dem Volk Abgaben verlangt, welche zwar alle zusammengenommen noch sehr wenig eintragen im Vergleich zu der Anzahl der Personen, welche sie bezahlen müssen, und zu den reichen Hülfsmitteln, die das Land darbietet, welche aber so unzweckmäßig vertheilt und eingerichtet sind, daß sie nothwendig die Industrie des Volkes hemmen müssen, weil weder Gleichmäßigkeit noch Einheit darin herrscht, und sie hauptsächlich auf den untersten Klassen lasten. Es besteht keine einzige Einrichtung, wodurch der Gewerbsfleiß ermuntert würde; alles trägt hingegen dazu bei, denselben zu unterdrücken und auszulöschen. Wenn z. B. irgend ein Handwerker oder Künstler, so wie es deren mehrere gibt, sich einen Namen erworben und Beifall gefunden hat, so läßt sogleich der Fürst, oder ein Raban, oder Djenang denselben für sich arbeiten, und bezahlt ihm wenig oder nichts, jedenfalls nie nach dem Verdienst seiner Arbeit oder Kunst. So geht es in allen andern Erwerbszweigen; die Häupter ziehen sogleich Gewinn daraus, und der Erfinder oder fleißige Arbeiter findet, daß er, statt seine Lage zu verbessern, sich verschlimmert hat und schwererern Verpflichtungen unterworfen ist. Daher herrscht auch allgemeines Mißtrauen gegen jede neue bessere Einrichtung. Das Volk hat nie erfahren, daß es eine Politik gibt, welche, indem sie das allgemeine Wohlseyn begünstigt, zugleich die Interessen des Herrschers fördert. Alles, was sie vom Vater auf den Sohn erfahren haben, ist, daß man immer den möglichst großen Vortheil von ihnen hat ziehen wollen, ohne daß sich je eine Spur von Sorgfalt für ihr Wohlseyn gezeigt hätte. Und ohne Zweifel würde der Grad der Erschöpfung und Verarmung noch größer seyn, wenn die Fürsten von Palembang Mittel gehabt hätten, eine unumschränkte Gewalt über ihre in den Binnenländern zerstreuten Unterthanen auszuüben. Glücklicherweise aber waren diese Mittel ihrer beschränkten Einsicht und Gleichgültigkeit verborgen geblieben. Sie bedienten sich keiner andern Mittel, als die List, Betrug und Falschheit ihnen an die Hand gaben, womit sie die einfältigen Binnenländer täuschten. Daher so vielerlei Arten von Abgaben, wodurch sie jedoch, als schlechte Financiers und beschränkte Politiker, ihre Einkünfte nicht vergrößerten, sondern immer mehr verringerten. Es ist also in jeder Hinsicht ein Glück für dieses Volk, daß es unter die niederländische Regierung gekommen ist.

(Fortsetzung folgt.)

Rochet in Abyssinien. Der französische Chemiker Hr. Rochet, welcher vor zwei Jahren nach Abyssinien gereist war, kehrte Anfang Octobers nach Cairo zurück. Er drang sehr weit in das Land vor, und es wurde ihm die günstigste Aufnahme von dem Könige (Ubie oder Sahala Salasse?) zu Theil, welcher ihm einen prächtigen Anzug für den König von Frankreich zustellte. Hr. Rochet reist ohne Aufenthalt nach Frankreich ab. (Echo du Monde Savant vom 11 November.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 135** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: **Frau von Soubise.** Von A. de Vigny. — **Jack Sheppard.** (Forts.)

In das Verzeichniß dieser dem Auslande beigegebenen Literaturblätter, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Theilnahme des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 135.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

22 November 1840.

Frau von Soubise.

Von A. de Vigny.

„Den Haken ladet mir, Arkebusire!
Landsknechte ziehn vorbei! deckt endlich ihre
Harnisch' ein rothes Kreuz? Wie sieht's so gut!
'S ist doppelt, glaub' ich, und so roth von Blut,
Zu spät ist's jetzt; bin ich bei dem Geläute
Von Notre Dame denn nur halb erwacht?
Bei Gott! wir zechten viel zu lange heute,
Doch galt's Bartholomäusnacht.

Mein Schwert mit goldnen Griffen
Gebt mir, doch scharf geschliffen,
Dann bringet mir Gewehr
Und Rosenkranz hieher.
Schon seh' ich's dämmern, tagen
Fern auf des Louvre's Dach.
Und Aufschluß bringt der Tag.
— Laßt's meiner Tochter sagen,
Daß schnell sie werde wach."

So hört man's aus des Schlosses Fenster tönen;
Wer kennt nicht seiner Stimme mächtig Dröhnen?
Lauft Pagen, Schweizer, Schenken, lauft geschwind!
Ihr Armbrustschützen lauft! ruft das Gesind!
Schon seh' ich von des hohen Thurms Altane
Maria Anna nahn; sie geht vorbei;
Senkt bis aufs Pflaster eure Partisane,
Grüßt sie voll Ehrfurcht jeder nach der Reih'!

Das sanfteste der Rosse
Steht für sie vor dem Schlosse,
Da sie gefürchtet längst
Des Vaters schwarzen Hengst.

Die Linke an den Mähnen,
Schwingt der sich auf das Pferd,
Und seine Hand am Schwert,
Spricht er: „O Schande! Thränen?
Wer hat dich das gelehrt?

„Mein Kind, bedenk', du bist von hohem Adel;
In meinem Stamme trifft ein strenger Tadel
Ein Weib, das weint, und denk' ich, das mit Recht,
Sie könnt 'nen Feigling bringen ins Geschlecht.
Sey stark! Birg mit dem Schleier deine Thräne!
Vorwärts, Gesind! des Hornes Schmettern tön'!
In diesem Nebel hüllt vor mir die Seine
Die blut'gen Wellen..... Ich will mehr noch sehn.

Seht düster ihr sich heben
Des Klosters Thurm und Streben
Und dort vom Königsbau
Die Mauern hoch und grau?
Ins Louvre laß uns steigen:
Ich glaub', du zitterst schon
Bei dieser Glocken Ton?
Den König sieh' sich neigen,
Grüß ihn! — spricht der Baron.

Und dann, bekreuzend sich mit frommer Miene,
Geht er hinein zur Kön'gin Katharine,
Indeß im Hof die Tochter bleiben muß.
Sie setzt sich; einen Leib berührt ihr Fuß:
— „Ich lebe noch, ich lebe noch, Erbarmen!
O wartet, helft mir, neiget zu mir euch!
Mich rettend, rettet ihr den Geist mir Armen,
Denn morgen hör' ich eine Messe gleich."

— „Unheil'ger Hugenotte,
Beug' dich dem wahren Gotte!

Spricht ſie verlegnen Blicks,
Hier iſt ein Crucifix,
Der Jungfrau gib dein Herze,
Den König bitte ich;
Hier iſt ein Pferd für dich.
Vor Allem nimm die Kerze
Und dann begleite mich."

Drauf ſagt ſie dem Gefolge ihren Willen,
In eines Pagen Mantel ihn zu hüllen,
Läßt löſen ihm des Panzers ſchwer Gewicht,
Deckt mit der Sammetkappe ſein Geſicht.
Ein Tuch legt ſie ihm dann auf ſeine Wunde
Mit einem Kreuz und ſpricht ſo feſt ſie kann
„Daß er kein Ketzer iſt, wird euch zur Stunde
Hier in der Kirche zeigen dieſer Mann."

Von Sanct Euſtach ihr Hallen!
Wie ſich die Haufen ballen,
Die in dem düſtern Gang
Die Pfeiler ziehn entlang,
Die hier auf Karren ſchleppen
Leichname, ſargesbar,
Die mit zerzaustem Haar
Schier bilden dichte Treppen
Vom Söller zum Altar!

O gnädig, gnädig ſey Gott dieſen Zeiten!
'S ſind Menſchen, welche ſolche Schmach bereiten!
Ein laut Tedeum brüllt der wilde Chor,
Und wühlt im Blut und holt ein Herz hervor;
Das Herz iſt's des ertolchten Admirales,
Ein Herz, das um Calvin erlitt den Tod;
Die Menge ißt's und trinkt, freut ſich des Mahles,
Schickt's um und ſpricht: der Wein iſt's und das Brod.

Ein Mönch, deß Stirn verſtecket
Der Helm, der ſie bedecket,
Lieſt von dem hohen Chor
Die heil'ge Meſſe vor.
Wie er am Pulte ſinget,
Daß durch den Dom es bebt.
Die Hand zum Segen hebt,
Da von den Fingern ſpringet
Blut, das daran noch klebt.

„Platz! ruft er, damit wir nicht das Verſprechen,
Die Kirchengänger zu verſchonen, brechen;
Macht Platz! Zwei Kinder ſeh' ich nahn da vorn:
Ihr tödtet ſie noch nicht, bei meinem Zorn!
In meinem Schutz ſind die, ſo hier verweilen,
Für All' iſt, ſagt Sanct Paul, das Gotteshaus:
Wir müſſen unſre Aemter ſtrenge theilen,
Und euer ſind ſie, gehen ſie heraus."

— „Ich komme ohne Vater,
Doch ihr ſeyd mir ein Rather:
(Spricht Anna zweimal ſchon
Mit zitternd leiſem Ton)
Hinein zur Kön'gin ſchritt er,
Doch ich muß hieher gehn
Um Gnade zu erflehn
Für dieſen jungen Ritter,
Den hier ihr ſehet ſtehn.

„Nicht lange Zeit iſt's mehr, ſpricht er im Sterben,
Ich ſterbe, um den Himmel zu erwerben;
Wenn du die Hand mir gibſt — du haſt nicht Friſt —
So ſterbe ich als guter röm'ſcher Chriſt.
Vermähl' dich mit dem Herzog von Soubiſe,
Es ſoll dich nicht gereun, wirſt du mein Weib:
Ein Tag iſt's. Weh! es trugen meine Füße
In eure Kirche mich, daß ich drin bleib'.

Wie's vor den Augen grauet!
Biſt du mir angetrauet?
— „O weh! ſpricht ſie drauf, ja!
Und beugt ſich zu ihm nah.
Ein Wort ſchließt ihre Ehe.
Die Augen, angeſtrengt
Zum letztenmale, lenkt
Er auf Marie, ehe
Er ſie für immer ſenkt.

So kam's, daß Anna Herzogin geworden.
Ihr ganzes Leben gab ſie drauf dem Orden
Der Väter Jeſu, dem ſie auch verſchrieb,
Was ihr noch ſonſt an eignen Gütern blieb.
Ein ſchwacher Leib von Kummer untergraben,
Er widerſteht, doch er erlieget bald.
Im Kloſter zu Saint-Onge liegt begraben
Die Frau und Jungfrau, zwanzig Jahre alt.

F. W. Dralle.

Jack Sheppard.

(Fortſetzung.)

Die Frage: woher das Intereſſe an Räubergeſchichten, welches auch dem Jack Sheppard zum Theil ſeine Popularität gewann? läßt ſich leicht beantworten. Nicht nur in den Büchern, auch im Leben ſelbſt, machen Criminalfälle wichtiger Art ein großes Intereſſe rege; ein Mörder, ein Räuber iſt immer eine wichtige Perſon; in London riſſen ſich vornehme Perſonen um die Haare des Meuchlers Edward Orford, der neulich erſt die Königin von England und Prinz Albert hatte ermorden wollen.

Seltsamkeit der Schicksale, außerordentliche Leidenschaften, ungewöhnliche Kühnheit und Verwegenheit, nicht selten auch ausgezeichnete Intelligenz und eine gewaltige Willenskraft verleihen solchen Menschen ein Interesse, welches zunächst zwar mehr nur ein psychologisches ist oder seyn sollte, das aber in manchen Fällen, wenn dem betreffenden Individuum günstige Umstände, empfehlende Züge zu Statten kommen, sich zu einem romantischen und poetischen Interesse steigert, und den Missethäter beinahe im Licht eines Helden oder gar eines Märtyrers erscheinen läßt. Und gab es nicht Zeiten, wo der Räuber und der Held in der Person des Raubritters so ziemlich zusammenfielen? Ueberhaupt, sobald man sich den Uebertreter der gesellschaftlichen Ordnung und Gesetze in einer Art von Kriegszustand gegenüber den Gesetzen und der bürgerlichen Ordnung denkt, kann man sich auch geneigt fühlen, die im Krieg geltenden Regeln und Begriffe zu seinen Gunsten anzuwenden. Es läßt sich gar wohl denken, daß der glückliche Dieb und Einbrecher, dessen gesetzlose und kecke Unternehmungen doch hauptsächlich die Wohlhabenden und Reichen treffen, und welcher mit der nirgends sonderlich beliebten Polizei auf gespanntem Fuß lebt, bei dem gemeinen Volk eine Art von Popularität gewinnt, gleichsam als ein Bundesgenosse und Vertreter seiner Interessen. Es darf aber gewiß behauptet werden, daß eine solche, über das poetische Interesse hinausgehende, so zu sagen politisch-moralische Parteinahme für den Verbrecher (wohl zu unterscheiden von der humanen Theilnahme und dem Mitleiden!) auf bedeutende Fehler und Gebrechen in den Institutionen eines Staates schließen läßt. Man wird annehmen dürfen, daß die sittliche und religiöse Bildung in einem solchen Lande vernachlässigt sey; daß für die Armen und Verwahrlosten nicht gehörig gesorgt werde; daß die zur Wahrung und Aufrechthaltung der Ordnung bestimmten Behörden und Personen in geringer Achtung stehen, oder auch wohl, daß ein redlicher Erwerb des Lebensunterhalts erschwert sey. Am schlimmsten freilich ist es, wenn ein Räuber und Mörder nicht nur den Pöbel auf seine Seite bekommt, sondern auch unter den Vornehmen und Gebildeten Eroberungen macht und Gunst findet, wie dieß erst kürzlich bei dem berüchtigten Lacenaire in Paris der Fall gewesen.

Doch wir müssen jetzt auf Jack Sheppard kommen. Ob dieser Mensch eine historische Person ist, d. h. dem Namen nach, wissen wir zwar nicht mit Gewißheit zu sagen, doch ist es uns im höchsten Grade wahrscheinlich, da so viele Details über seine verschiedenen Entweichungen aus genau geschilderten Gefängnißlocalen mitgetheilt werden, und der Erfolg des Buches nur gesichert werden konnte, wenn es einen historischen Namen an der Stirne trug. Der Verfasser gibt sogar öfters Jahr und Tag einzelner Vorfälle, namentlich der Execution seines Helden (16 November 1724) an, was bei einer totalen Fiction lächerlich wäre. Der Verfasser scheint im Ganzen darnach zu streben, und sich etwas darauf zu Gute zu thun, Sitten und Zustände aus dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts zu schildern, und man muß gestehen, daß es seinen Schilderungen meist nicht an Lebendigkeit und Anschaulichkeit fehlt.

Die Erzählung zerfällt in drei Abschnitte oder Epochen. Die erste führt die Ueberschrift: Jonathan Wild, und fällt in das Jahr 1703. Die zweite Abtheilung führt den Titel: Thames Darrell (dessen Schicksal mit dem Jack Sheppards eng verflochten ist), und das darin Erzählte fällt in das Jahr 1715. Die dritte Epoche, 1724, enthält endlich die merkwürdigen Ausbrüche Jack Sheppards aus verschiedenen Gefängnissen, die Aufklärung seiner Herkunft, seine letzte Verhaftung und seine Hinrichtung.

Erste Epoche. Der ehrliche, wohlhabende Schreinermeister Wood sucht die Wittwe Sheppard, deren Mann früher Arbeiter bei Wood, kürzlich am Galgen gestorben, in ihrer erbärmlichen Wohnung, einem Loch in einem verrufenen Quartier, einem Asyl der Schnidner und schlechter Subjecte, in der sogenannten alten Münze, auf, mit dem Entschluß, sich ihrer und ihres Knaben hülfreich anzunehmen. Er will das Kind zu sich in sein Haus nehmen, aber die arme Mutter kann sich trotz ihres Elends nicht zu dieser Trennung entschließen und der gute Mann, gerührt über ihre Mutterliebe, tröstet sie und verspricht ihr, für beide sonst zu sorgen. Wie er gehen will, hält sie ihn zurück, um ihm einen Schlüssel zu holen, welchen ihr Mann vor längerer Zeit dem Meister entwendet hatte. Sie übergibt ihm ihr Kind, um auf dem obern Boden den Schlüssel zu suchen; Wood, dem die Zeit mit dem Kinde lang wird, tritt vor die Thüre hinaus; da hört er hastige Schritte, und ein Mann in verzweifelter Eile stürzt, in einen Mantel gehüllt, daher. Er wirft seinen Mantel über Wood, bittet ihn auf keine Fragen, die man an ihn richten würde, zu antworten, und eilt in das Haus davon. Alles dieß begibt sich spät in einer Novembernacht. Bald stürzen ein paar Männer daher; eine Kugel saust an Woods Ohr vorbei; sie glauben den Verfolgten ereilt zu haben, entdecken aber bald mit Verdruß, daß sie sich getäuscht. Das Kind jedoch, auf welches der Flüchtige seine Hoffnung gesetzt, erregt wieder ihren Verdacht; sie machen Anstalt es zu erdrosseln; die Frau Sheppard tritt, ganz verstört und mit einer Wunde am Kopf, aus dem Hause, und begreift gar nicht die Gefahr, in der das Kind schwebt; Wood aber wehrt sich für dasselbe, erhebt seine Stimme, und die Bewohner der „alten Münze," ihre Privilegien bedroht glaubend, eilen mit Fackeln und Waffen herbei. Auf dieß ziehen sich Sir Rowland und Sir Cecil (so reden sie einander an), mit ihrem Genossen Davies, der das Kind hatte erwürgen wollen, aber von Wood verhindert worden war, in das Haus zurück und schleppen die Wittwe mit sich hinein. Der ehrliche Wood wird von den durch seinen Hülferuf herbeigezogenen unholden Bewohnern der Münze arg mißhandelt, weil er ihre Geldforderungen nicht befriedigen will und entkommt endlich mit Mühe. Der Flüchtige, der sich Darrell genannt, hat eine Zuflucht auf dem Dach gefunden; dort spürt ihn, während unten Alles durcheinander geht, Jonathan Wild auf und gibt ihm Mittel zur Flucht; eine Frau hat sich eingefunden in großer Angst und Bestürzung, welche das Kind der Wittwe Sheppard aus den Händen eines der unholden Gesellen, Blueskin, gegen eine reiche

Belohnung erkauft, und es dann der Wittwe übergibt; hocherfreut, weil sie aus Wilds Worten, der sie in der Finsterniß für die Wittwe hält, entnimmt, daß Darrell mit seinem Kinde glücklich entkommen ist. Die Verfolger Darrells aber bedrohen jetzt die unbekannte Dame; sie will sich vor ihnen durch ein Fenster retten, verfehlt aber eine Leiter und stürzt hinunter. Sie wird besinnungslos und blutend weggetragen. Jonathan Wild entdeckt den Verfolgern Darrells, wohin dieser sich gewendet hat, und diese eilen ihm nach.

Nachdem sich der Tumult gelegt, hat die Wittwe Sheppard einen harten Kampf zu bestehen mit dem rohen, wilden Blueskin, welcher kommt, ihr seine Hand anzubieten; wie sie ihn abweist, droht er, ihr Kind zu ermorden, und wird an seinem Vorhaben, dem sich die Wittwe voll Verzweiflung aber vergebens zu widersetzen sucht, nur gehindert durch die Dazwischenkunft Jonathan Wilds, welcher den Blueskin mit einem Faustschlag zu Boden schlägt. Aber auch Wild hegt keine freundlichen Gesinnungen gegen sie und das Kind; er findet es nur seinem Vortheil angemessen, demselben das Leben zu fristen, und schwört, daß er es seiner Zeit doch an den Galgen bringen wolle, wie er dessen Vater daran gebracht habe, weil dieser seinen Groll sich zugezogen, ihn früher schon schwer beleidigt und später verrathen habe. Trostlos und verzweifelnd sinkt die arme Mutter, erschreckt schon durch eine andere Prophezeiung eines holländischen Schmugglers und Spitzbuben: daß ihr Kind am Galgen sterben werde, zu Boden nieder.

Der ehrliche Meister Wood und Darrell haben den gleichen Weg eingeschlagen; beide lassen sich in verschiednen Fahrzeugen über die Themse übersetzen. Aber in dieser Nacht bricht ein seit Menschengedenken unerhörter Sturm los, während sie und ein drittes Schiff auf dem Wasser sind. Dieß dritte Schiff noch trägt die Verfolger Sir Rowland und Sir Cecil. Sie ereilen Darrells Boot; dieser wird von ihnen erstochen und stürzt in den Strom, reicht aber sterbend das Kind, das er im Arme gehalten, dem Meister Wood, welcher mit seinem Schiff in der Nähe ist. Jetzt machen sie auf Woods Schiff Jagd, aber währenddem bricht die ärgste Wuth des Sturmes los und treibt beide Boote den Strom hinunter. Wood gelingt es, auf einen Vorsprung der Londoner Brücke mit einem Satz sich zu retten, während sein Schiffer bei demselben Versuch umkommt, auch das Kind rettet er so und bringt es nach unendlichen Mühen und Gefahren in Sicherheit. Weil er es aus der Themse (Thames) gerettet, nennt er es Thames Darrell. Von dem Schicksal der Verfolger weiß Wood nichts; doch glaubt er auf der Brücke eine Gestalt neben ihm sich heraufschwingen gesehen zu haben. Erst am andern Tage jedoch erreichte Wood sein Haus, und überall in der Stadt begegnete er den Spuren der Zerstörung, die der Sturm angerichtet. Seiner Frau übergab er dann den kleinen Findling.

(Fortsetzung folgt.)

Feldblumen.

Von Campbell

Feldblumen, den Garten beschämt ihr fürwahr,
Wildlinge der Schöpfung, entzückt ihr mich gar
Zu Sommern, die längst hingerollt,
Wenn die Erde verhieß rings ein feenhaft Glück,
Schmelz- und Gänseblümchen erfreuten den Blick,
Gleich Schätzen von Silber und Gold.

Ich lieb' euch, ihr lullt mich zurück in den Traum
Von den Hügeln des Hochlands und Strömen voll Schaum,
Wo der Birkenhain Balsam ergießt,
Wo der Hirsch fern im Sonnenschein glänzend geirrt,
Die Waldtaube tiefschmachtende Töne gegirrt,
Musik, die die Ruhe versüßt.

Kein Kirchengesang hat mit holderem Laut,
Als ihr Juniuswildlinge, je mich erbaut,
Auf alten Burgtrümmern, da spricht,
Wo ich gerne gesucht eurer Lieblichkeit Spur,
Ihren Reiz mir zuerst angehaucht die Natur,
Eurer Blüthen bezauberndes Licht.

Der Neigungen Spiel läßt das Veilchen entstehn,
Kleine liebliche Inseln, gespiegelt in Seen,
Zeigt die wilde Fluthlilie mir,
Landschaften das Auge der Primel so hell,
Gemälde von kiesigem fischreichem Quell
Die Wicken des Uferrands Zier.

Wilde Knospen der Erde, mein Herz war euch gut,
Eh' die Kälte der Sorge, der Leidenschaft Gluth
Noch streifte die Blüthe mir ab;
Willkommener, wenn nach der Leidenschaft Flucht
Ihr mit Träumen der Jugend mein Alter besucht,
Und einst sollt ihr schmücken mein Grab.

Julius Kraft.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 328.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 November 1840.

Der russische Handel in Asien.

2. Der Handel nach Süden.

Wir haben oben des russischen Handels nach Osten gedacht (s. Nr. 301—305) und sein Verhältniß zur russischen Industrie bezeichnet: Nordasien, nämlich das sibirische Rußland, steht den russischen Erzeugnissen ausschließlich offen, und es hat dort keinen Nebenbuhler zu befürchten, als China mit seiner viel weiter vorgeschrittenen aber stationären Industrie; Mittelasien, nämlich Chiwa, Buchara, Taschkent, Kokand, Ferghana und einzelne Theile des chinesischen Turkestans, sind den russischen Erzeugnissen wenn auch nicht allein, doch in weit größerem Umfang offen, als den Erzeugnissen irgend eines andern europäischen Landes, England nicht ausgenommen. Hier haben also die Russen freies Spiel, und das System, welches gewaltsam die russischen Fabriken ins Leben rief, hat sich in dieser Hinsicht bewährt, und an diesem gesicherten Absatz können sie vielleicht erstarken. Mit dem Handel nach der Türkei und Persien steht es anders. Diese Länder, vom Hindukusch bis zum Mittelmeere, und vom kaspischen und schwarzen bis zum indischen Ocean stehen dem übrigen Europa, namentlich England offen, und die Russen können die Concurrenz nicht halten, darum ist der russische Handel nach diesen Ländern entschieden im Sinken, und wäre wahrscheinlich ohne die ungeheure Productenausfuhr aus dem südlichen Rußland nicht nennenswerth. Je weniger es aber auf dem schwarzen Meere mit den übrigen europäischen Völkern concurriren kann, desto mehr sucht es sich ostwärts in der Meerenge zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere festzusetzen, um diesen Weg nach Persien mehr und mehr für sich allein in Anspruch zu nehmen. Die Völker, auf die es hier stößt, bis gegen Kurdistan hin, sind die am mindesten industriösen unter den Vorderasiaten, und bezogen ihre Bedürfnisse an Manufacturwaaren aus dem gewerbreichen Kleinasien und einigen Theilen Persiens. Seit aber die Uebermacht der europäischen Industrie die einheimische dieser Länder größtentheils erdrückt hat, nahm auch Rußland an dieser Beute des europäischen Sieges Theil, und seine Manufacturwaaren gehen bald mehr, bald minder tief nach Persien und Mesopotamien hinein, bis sie auf die westeuropäischen, namentlich englischen Fabricate, stoßen, die vom mittelländischen Meere und vom Euphrat, zum Theil selbst vom Indus herauf ins Innere dringen. Indeß leiden diese Länder an demselben Uebel, wie Indien: sie sind verarmt, weil ihre einheimische Industrie untergraben und zerstört ist, und wenn man sich von dieser Verarmung einen Begriff machen will, so muß man einen Blick auf die ungeheuren Anstrengungen der Engländer werfen, um den verlorenen industriellen Reichthum Indiens durch gesteigerte Production an Rohstoffen, Indigo, Zucker, Kaffee, Baumwolle, Thee, Hanf u. dgl. zu ersetzen. Dasselbe Ziel verfolgt dann auch, freilich in viel geringerem Maaßstabe, Rußland, und sucht selbst den Zuckerbau*) zu befördern; sein Hauptaugenmerk ist aber die Seide, und man darf nur die von einer russischen Commission abgefaßte Beschreibung der transkaukasischen Provinzen durchgehen,**) um sich zu überzeugen, mit welcher Sorgfalt sich die russische Regierung um die Vermehrung und Verbesserung der Seidenproduction kümmert. Dieß ist im Allgemeinen der Zweck Rußlands wie Englands, in den reichen Ländern des Südens sich die Rohstoffe zu holen, und die verarbeiteten Waaren dahin zu verführen; dadurch wird die doppelte Fracht und der Arbeitslohn für das Hauptland gewonnen. Ein Hauptgrund, weßhalb Rußland gegen die westeuropäischen Staaten und seine Handelsverhältnisse zu Vorderasien im Nachtheil steht, sind die geringen Fortschritte seiner Baumwollenindustrie, denn der ungeheure Begehr nach Baumwollenwaaren ist es, der recht eigentlich den übrigen europäischen Waaren die Bahn gebrochen hat, wie immer der gesicherte Handel mit Einem großen Artikel den Handel mit den minder bedeutenden von selbst nachzieht, und Hage-

*) Dazu hat es freilich eine sehr specielle Veranlassung: ein Haupteinfuhrartikel Europa's in Trapezunt ist Zucker, und da dieß eine viel Raum einnehmende schwere Waare ist, die viel Schiffe fordert, so folgt dieser großen Masse auch die kleinere mit den feineren Waaren; die Russen suchen also den Zuckerhandel, der über Trapezunt geht, zu untergraben, um dadurch auch den übrigen europäischen Handel zu benachtheiligen.

**) Mehrere Auszüge aus diesem Werke sind im Jahre 1838 im Auslande mitgetheilt worden. A. d. R.

meister bemerkt auch *) ausdrücklich, es werde dem russischen Handel nach Vorderasien stets an einer festen Grundlage fehlen, so lange es ihm nicht gelinge, seine Baumwollenwaaren in Menge dahin abzusetzen. Indeß fügt er hinzu, die russischen Waaren würden immer in den östlichen Gegenden leichter als in den westlichen mit den übrigen europäischen concurriren, in Trapezunt besser als in Konstantinopel, in Teheran leichter als in Tauris, und in Meschhed leichter als in Teheran. Dieß erklärt, weßhalb die russische Politik seit mehreren Jahren so vorzugsweise auf die östlichern Länder, auf Chiwa, Buchara und Ostpersien gerichtet ist.

Daß es nicht das schwarze Meer ist, auf welchem Rußlands Handel mit Asien sich für jetzt noch entfalten kann, ergibt sich aus der einfachen Angabe über den Handel in Trapezunt, wonach im vorigen Jahre sämmtliche russische Erzeugnisse, die noch überdieß nicht einmal durchaus in russischen Schiffen dahin gebracht wurden, sich nur auf 2 Mill. Rubel meist sehr schwere Artikel, Salz, Getreide, Eisen u. dgl. beliefen, während Oesterreich in 48 Fahrzeugen für mehr als 23 Mill. R. A. fast lauter Manufacturwaaren einführte, was vier Fünftheile der Gesammteinfuhr ausmachte. Der Hauptpunkt, den wir hier im Auge haben müssen, bleibt Transkaukasien und Persien, so weit es von dem kaspischen Meer und Transkaukasien her zugänglich ist.

(Fortsetzung folgt.)

*) In seiner kleinen Schrift: „der europäische Handel in der Türkei und Persien." Leipzig und Riga 1838.

Agassiz über die ehemalige Ausdehnung der Gletscher.

Agassiz machte in der Versammlung der englischen Naturforscher zu Glasgow eine Mittheilung über die Gletscher und Rollsteine in der Schweiz, und richtete namentlich die Aufmerksamkeit auf die Umstände, welche auf die Art der Bewegung der Gletscher Bezug haben; dieses schreibt Agassiz dem fortdauernden Eindringen von Wasser selbst in die kleinsten Spalten zu, da dieses durchs Gefrieren unaufhörlich die Masse ausdehnt. Die Wirkungen der durch diese Ausdehnung hervorgebrachten Bewegung auf die Felsen unter dem Eise sind sehr bemerkenswerth. Die Grundlagen der Gletscher und die Seiten der Thäler, in denen sie sich befinden, sind stets polirt und gefurcht. Die Felstrümmer, welche auf die Gletscher fallen, sammeln sich der Länge nach in Aufwürfen (longitudinal ridges) an den Seiten des Eises in Folge der ungleichen Bewegung der mittlern und Seitenmassen. Das Ergebniß sind lang gestreckte Ablagerungen von Steinschutt, die man Moraines (Gletscherwälle, Firnstöße) nennt, und die von den Gletschern unaufhörlich vorwärts gedrückt werden, in heißen Sommern aber an ihrem Ende schmelzen; dadurch bleiben die durch die Frictionen am Grunde und an den Seiten polirten Oberflächen unbedeckt, und die Firnstöße oder krummlinigen Aufwürfe von Steinschutt auf den früher vom Eis bedeckten Felsen liegen, so daß man an der geglätteten Oberfläche und den Firnstößen die Ausdehnung der früheren Gletscher beobachten kann. Diese reichten ehemals viel tiefer herab, und aus einer Menge von Agassiz angeführter Thatsachen erhellt, daß ungeheure Eismassen in früherer Zeit das große Thal der Schweiz nebst der ganzen Jurakette bedeckten, deren den Alpen gegenüberliegende Seiten allenthalben glatt gerieben und mit eckigen Blöcken übersäet sind, die den Rollsteinen in den Firnstößen gleichen, nur mit dem Unterschiede, daß die Eismassen nicht zwischen zwei Thälern eingeengt waren, ihre Bewegungen also verschieden und die Rollsteine nicht in fortlaufenden Haufen aufgeschichtet, sondern einzeln in verschiedenen Höhen zerstreut waren. Professor Agassiz glaubt, daß in einer gewissen Zeit der ganze Norden Europa's so wie der von Asien und Amerika mit einer Eismasse bedeckt war, in welcher die Elephanten und andere, im gefrorenen Schlamm und Schutt der arktischen Regionen aufgefundenen Säugethiere zur Zeit ihrer Vernichtung versenkt wurden. Auch glaubt er, daß, als diese Eismassen plötzlich zu schmelzen begannen, die daraus entstehenden Wasserfluthen die Massen von unregelmäßig abgerundeten Rollsteinen und Kies hinabführten in die Thäler. Professor Agassiz bemerkte, diese Thatsachen seyen umständlich in seinem kürzlich erschienen Werk „Etudes sur les glaciers de la Suisse" erläutert, und drückte seine Ansicht aus, daß die Gletscher auch über Schottland verbreitet gewesen und ähnliche Resultate herbeigeführt hätten. Er scheint die Absicht zu haben, die schottischen Hochlande und namentlich den Ben Nevis in dieser Beziehung näher zu untersuchen. Der bekannte Geologe Lyell bemerkte, daß ihm die angenommene ungeheure Ausdehnung der Gletscher sehr problematisch erscheine.

Eine weitere Mittheilung von und über Agassiz und seine Forschungen ist folgende aus der Litterary Gazette vom 7 Nov.

Der merkwürdigste Gegenstand, welcher bei der letzten Versammlung der British Association zu Glasgow behandelt wurde, ist die neue geologische Theorie von H. Agassiz, in Betreff der Wirkung des Eises in der Formation der gegenwärtig bewohnten oberen Erdkruste. Seine Schrift über den Gegenstand war der einzige bei der ersten dießjährigen Versammlung der geologischen Gesellschaft zu London vorgenommene Gegenstand, und wird ihre Aufmerksamkeit wahrscheinlich nicht bloß bei der nächsten Versammlung, sondern noch öfter in Anspruch nehmen. Da die Berichte hierüber jedoch wie gewöhnlich in unseren Columnen erscheinen werden, so wünschen wir dermalen nur einige Einzelnheiten von Interesse mitzutheilen, auf welche bei dieser Gelegenheit nicht Rücksicht genommen wurde. Nachdem H. Agassiz seine Ansicht über die große Bestätigung, welche seine Meinungen durch Untersuchung des Ben Nevis und der parallelen Züge von Glenroy erhalten hätten, mitgetheilt, ergab sich, daß eben so starke, wenn nicht noch stärkere Beweise der Richtigkeit derselben aus den Bergen in der Nachbarschaft von Edinburgh, so wie in dem Norden von Irland entnommen worden seyen, wo alle die Kennzeichen, worauf sich H. Agassiz zum Beweise seiner Theorie stützt, deutlich und unvertilgbar sich vorfinden. Nahe bei Edinburgh wurde der Calton Hill, die Corstorphin Hills und Blackmore Hill (bei den Pentlands), durch diesen ausgezeichneten Mann, der von einer der höchsten geologischen Autoritäten unserer Zeit (Jameson) und andern wohl-

unterrichteten Forschern begleitet war, in Augenschein genommen. Professor Jameson geleitete Hrn. Agassiz nach Punkten, welche in Bezug auf geologische Belehrung höchst merkwürdig sind, Punkte, auf die er vor Jahren die Aufmerksamkeit seiner Collegen gerichtet hatte. Das Resultat war, daß Hr. Agassiz an allen diesen Plätzen das Vorhandenseyn von Streifen, Furchen ꝛc. nachwies, welche die Bewegungen der Schweizer Gletscher begleiten, und beweisen, daß ein bedeutender Theil der nördlichen und gemäßigten Zone lange unter dem Eise verborgen lag, bis die letzte große Veränderung im Zustande der Erde bewirkt, und sie in ihre dermalige Lage versetzt wurde. Das Phänomen konnte auf keine andere Weise erklärt werden, weder durch die Wirkungen der Atmosphäre, noch des Wassers oder des Feuers, oder durch alle zusammen. Wie die Firnstöße eingeschlossene Ablagerungen um die Eisgletscher her sind, so sind diese Merkmale an den Felsen die Wirkungen ihres Ueberganges über dieselben. In den drei angegebenen Beispielen sind die Felsen alle von vulcanischer Formation, nämlich Trapp, der Corstorphinhügel ist Klingstein, und der Calton Porphyr. Aber jedes Gestein trägt dieselben äußeren Kennzeichen, und gibt gleiche Zeugschaft von der einzigen Ursache, wodurch diese Kennzeichen hervorgebracht werden konnten. Die durch diese Entdeckung (so wie durch weitere Beweise in dem Norden von England) erregte Sensation ist sehr groß, und wir können mit Sicherheit voraussagen, daß keine neuen Ansichten in der Geologie je auftauchen werden, ohne daß dabei die Wirkung des Eises eine weit bedeutendere Rolle spielt, als bis jetzt der Fall war. Wir müssen noch (aus Jamesons philosophischem Magazine) bemerken, daß Hr. Lenoir dieselben Anzeichen in den Vogesen gefunden, und daß Hr. Agassiz glaubt, daß die Spuren der Bedeckung der Erde mit Eis von dem Nordpole bis zu dem Berg Libanon und in allen parallelen Breiten nachgewiesen werden könnten.

Gewehr zu sechs Schüssen.

Es war bereits in diesen Blättern (s. Nr. 516) von einem durch Hrn. Philipp Mathieu gemachten Versuche mit einem Gewehre zu sechs Schüssen die Rede. Der Moniteur parisien enthält jetzt hierüber folgendes Nähere: Die Gewehre zu sechs Schüssen haben nur einen einzigen Lauf, einen einzigen Hahn und Einen Drücker. Wenig von den gewöhnlichen Gewehren in der Form unterschieden, geben sie unsern vollkommensten Jagdgewehren in Beziehung auf Schönheit und Leichtigkeit nicht das Geringste nach. Man kann sich ferner überzeugen, daß diese Gewehre mehr Genauigkeit im Schusse und vorzüglich weit weniger Gefahren als die dermaligen Gewehre darbieten. Die sechs Schüsse sind von einander unabhängig, so daß man davon nur einen oder mehrere abschießen, vor dem weitern Abfeuern aber wieder laden und die sechs Schüsse nacheinander mit einer ungeheuren Schnelligkeit abfeuern kann. Wir hatten eines der neuen Gewehre in Händen, welches mehr als 8000 Schüsse that, ohne daß ein einziger Theil der Waffe im geringsten derangirt worden wäre. Eine solche Erfindung scheint eine nahe Umgestaltung in den Feuerwaffen aller Art anzudeuten.

Palembang.

(Fortsetzung.)

Wir sahen nun, wie die Stände der Einwohner vertheilt sind. Es läßt sich begreifen, daß die Priaps, Mantries u. s. w. sich mit dem Rang, welchen sie vor Andern voraus haben, nicht wenig brüsten, daß sie so viel wie möglich Mißbrauch davon machen, und daß in einer Gesellschaft, wo kein anderes Recht besteht als Willkür und Vorurtheil, die Masse der Einwohner sehr unglücklich oder wenigstens sehr unterdrückt seyn muß. Wir fragten einst einen sehr gescheiten Chinesen, wie es doch möglich wäre, daß seine Nation es in der Hauptstadt Palembang, wo sie allerhand Plackereien und willkürlichen Handlungen bloßgegeben sey, aushalten könnte? „O," antwortete er, „die Chinesen sind schlau; wenn ihnen Unrecht geschieht, so bringen sie höhern Günstlingen Geschenke, und diese bewirken dann, daß die Sache zu unsern Gunsten entschieden wird." Und wirklich, die Eifersucht, welche zwischen den vornehmen und ebenso zwischen den geringern Classen herrschte, war noch das einzige Schutzmittel gegen allgemeine Mißhandlungen; aber weh' dem Mann, der bei einem Großen Fürsprache oder Abhülfe eines ihm zugefügten Unrechts suchen mußte, wenn derjenige, welcher ihn mißhandelt oder damit gedroht hatte, nicht zu des Gönners Feinden gehörte. Tage lang mußte er warten, ehe er vorgelassen wurde, und wenn seine Bitte nicht von Geschenken begleitet war, so wurde er gewiß ohne Trost weggeschickt. Man hat diese Geschenke wohl einmal ausgeben wollen für Beweise von Höflichkeit gegen seine Obern, und für eine Sitte, welche im ganzen Orient herrscht. Aber dem ist nicht so; hier waren sie gleichsam der Zoll, welchen man entrichten mußte, um sich den höhern Classen nähern zu dürfen, und die niederländische Regierung hat daher den ihr unterworfenen Bevölkerungen eine Wohlthat erzeigt, indem sie allen ihren Beamten bei Androhung schwerer Strafen untersagte, unter welchem Vorwand es sey, irgend ein Geschenk anzunehmen.

Außer den Eingebornen von Palembang findet man in der Hauptstadt auch Chinesen, Araber und andere Fremde. Die erstern wohnen meist auf Rakits. Die Araber haben einen eigenen Campong, und die übrigen Fremden leben zerstreut unter den Einwohnern. Die Zahl der Chinesen beträgt etwa 800 Seelen, wovon die Hälfte eigene Haushaltungen haben; die der Araber wird auf 500 geschätzt, welche fast alle ihren eigenen Herd haben. Die Zahl der übrigen Fremden ist schwer anzugeben; gewöhnlich heurathen sie palembang'sche Weiber und vermischen sich unter den Einwohnern, indem sie Alengang, Mitsje oder Orang-Snauw werden. Alle diese Ausländer waren derselben Behandlung unterworfen als die Eingebornen. Einige Chinesen jedoch, die den mahomedanischen Glauben angenommen hatten, wurden zuweilen mit Titeln begünstigt. So waren z. B. die meisten Verwalter der Zinnbergwerke Renegaten, und erhielten die Würde eines Demangs. Auch führten einzelne Araber Titel; im Ganzen aber waren diese weniger gern gesehen als die Chinesen, und hatten ihrerseits den Hof und die Großen, so wie sie jetzt erklären, sich unter der holländischen Herrschaft sehr glücklich zu fühlen, welches befremden könnte, wenn man nicht wüßte, daß die Palembanger mehr dem Namen nach als in der That Mohammedaner sind, und ihre Religionsübungen fast ganz vernachlässigen.

Der Charakter der Bevölkerung ist eine Mischung von sehr schlechten und einigen guten Eigenschaften. Wo ein unbeschränkter Despotismus

gestellt, so daß man von jetzt ab von Wagen, Pferden und Geschirren, die nicht in Betrieb sind, nichts mehr sieht. Die Ausführung ist, wie bei allen Erzeugnissen der Firma, eine vorzügliche. Die Wagen sind in Gummibereifung geliefert. Ein Kutschwagen, ein Landauer, ein Coupé, ein Break, ein Jagdwagen, ein Phaeton, ein Landauer mit Sitz für Kutscher und Diener, ein Coupé mit Sitz für Kutscher und Diener, ein Break mit Sitz für Kutscher und Diener, ein Jagdwagen mit Sitz für Kutscher und Diener, ein Phaeton mit Sitz für Kutscher und Diener

Nr. 329.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 November 1840.

Bemerkungen über das englische Landheer.

Das englische Landheer ist gewiß eines der merkwürdigsten Institute der neuern Zeit. Voll veralteter Einrichtungen, noch mit dem Werbsystem und dem Stellenkauf behaftet, ist es eines der interessantesten Beispiele, wie der Geist über die schlechte Form siegt, und die Tüchtigkeit der Nation die schlimmen Folgen der Einrichtung zum Theil verwischt. Es ist ein auf dem Continent stehend gewordener Grundsaz, daß das Werbsystem den Auswurf des Volks in die Armee bringt, und daß der Stellenkauf unfähige Leute auf Stellen heben muß, denen sie nicht gewachsen sind. Alles dieß ist auch in England wahr, und dennoch hat die englische Armee Ungeheures geleistet, wenn man auch etwas Prahlerei über „altbrittische Tapferkeit" nicht in Abrede stellen kann. Indeß hat doch die englische Armee in den letzten 25 Jahren keinen europäischen Feind gesehen, und nach den Aeußerungen mancher englischen Militärs, die nicht vom Nationalstolze verblendet sind, möchte sie im Anfang eines Krieges eine nicht allzu glänzende Rolle spielen, wie dieß schon mehr als einmal der Fall gewesen. Daß die englische Armee im Peninsularkriege eine ausgezeichnete Rolle spielte, daß sie bei Waterloo mit einer bewundernswerthen Tapferkeit und Ausdauer sich schlug, wird Niemand läugnen; man darf aber auch nicht vergessen, daß die Engländer schon seit fünfzehn Jahren im Kriege gewesen, und vom Jahre 1803 bis 1813 ein wahres Conscriptionssystem, nur ohne den Namen davon, hatten, indem in diesem Zeitraum die ganz militärisch organisirte und geübte Miliz dem activen Heere nicht weniger als 113,000 Mann lieferte, kein von der Straße aufgerafftes oder in den Gefängnissen recrutirtes Lumpengesindel, sondern Söhne von kleinen Grundeigenthümern, Pächtern und dergl., kurz Leute aus der mannhaftesten Classe des Volks. Damals war Desertion sehr selten geworden, und fast eben so selten die Anwendung der neunschwänzigen Katze, der schroffe Unterschied zwischen Officier und Mannschaft verschwand mehr, der Uebergang vom Unterofficier zum Officier ward häufiger, beide lernten sich in dem hizigen Kampfe kennen und schäzen, und eine Milde der Behandlung trat allmählich ein, von der man vorher nichts gewußt, und die man leider auch nach dem Kriege wieder bei Seite legte. Wie auf dem Continent, so hörte man auch in England die Klage, daß alsbald nach dem Kriege der Gamaschendienst wieder emporkam, und auch dort, wer sollte es glauben? war von Wiedereinführung der Zöpfe ernstlich die Rede. Kurz der kriegerische Geist der Armee sank, die alten Kriegsofficiere wurden so viel möglich nach und nach mit Halbsold bei Seite geschoben, und durch reiche junge Leute, die ihre Stellen kaufen konnten, ersezt, mit Einem Wort, der Paradedienst spielte wieder seine Rolle. Aber abgesehen davon, daß Schwärme jungen Adels, durch den Stellenkauf begünstigt, wieder ins Heer eindrangen, gab sich auch die gewöhnliche Eifersucht der Handelsstaaten gegen das Heer kund. Der immer wache Krämergeist wollte die Armee bloß als ein geduldiges Werkzeug angesehen wissen, das man nach gemachtem Gebrauche wieder hübsch bei Seite legen könne. Wir wollen hier nicht näher auf die Behandlung der Officiere eingehen, worüber wir früher schon (siehe Nr. 291 ff.) unsere Bemerkungen mitgetheilt, sondern machen nur auf den Umstand aufmerksam, daß man nicht nur den Gnadensold, den ein alter Soldat nach fünfundzwanzigjährigem Dienste beziehen sollte, auf sechs Pence verminderte, so daß, wer irgend konnte, im Regiment fortdiente, so lange die Knochen zusammen hielten, sondern daß man endlich im Jahre 1829 erklärte, jeder angeworbene Soldat müsse sich als auf Lebenslang verpflichtet ansehen. Dieß und der strengere Gamaschendienst verminderte die Zahl derer, die sich anwerben ließen, so sehr, daß man im vorigen Jahre alle Mühe hatte, die nothwendig gewordenen Verstärkungen nach Indien zusammenzubringen. Die ostindische Compagnie hatte nämlich dringend um einige Regimenter gebeten, erhielt aber zur Antwort, daß man keine abgeben könne; dafür erhielt sie die Erlaubniß, drei weitere europäische Regimenter selbst anzuwerben, und die 20 königlichen Infanterieregimenter, die in Indien standen, sollten von 740 auf 1000 Mann gebracht werden. Dieß war eine Vermehrung um 7—8000 Mann, und es kostete viele Monate, bis man sie aufbringen konnte. Dabei herrscht noch eine Desertion unter den englischen Truppen, die, wie ein Correspondent der Naval and Military Gazette sich ausdrückt, „am Lebensmarke der Armee nagt." Der Grund ist

freilich nicht schwer aufzufinden. Der Recrute bekömmt bei der Anwerbung nominell 3 Pf. St., in der That aber nur zehn Schilling, die übrigen 2½ Pf. muß er auf seine Kleidung verwenden, die ihn jedoch auf 3 Pf. 5 Sh. etwa kommt; er ist also gleich von vorne herein gegen seinen Hauptmann in Schulden, hat Abzug, muß sich jeden Eintritt ins Wirthshaus streng versagen, wird aber bei der Leichtigkeit, Kleidungsstücke zu verkaufen, nur allzu oft verführt, kommt in Strafe, in weitere Schulden, und — läuft endlich davon. Dieß geschieht um so leichter, da einige Monate Gefängniß alles ist, was ihm wiederfährt, wenn er wieder beigebracht wird, indem man in solchen Fällen die neunschwänzige Katze nicht mehr anwendet. In Canada rissen die Soldaten zu Hunderten aus, und gingen nach den Vereinigten Staaten hinüber, obgleich die Regierung ein einfaches, ihr mehrfach vorgeschlagenes Mittel an der Hand hätte, sie fest an den Dienst zu ketten, wenn sie nur den Soldaten nach einer geringen Anzahl Jahre Land anweisen wollte. Die Regierung könnte für alle ihre Ackerbaucolonien, für Canada, das Cap, Australien und Neuseeland Mannschaft genug haben, wenn sie als endliche Belohnung nach zehnjährigem, treuem Dienst dem Soldaten unentgeltlich Land zutheilte. Aber für den herrschenden Krämergeist ist eine solche militärische Regierungsmaaßregel zu stark, und man konnte sich bis jetzt noch nicht dazu entschließen. Die Noth eines künftigen Krieges wird auch hier bald Rath schaffen. Alle alten erfahrenen Officiere dringen darauf, daß man die Dienstzeit auf acht, höchstens zwölf Jahre herabsetze, indem man auf diesem Wege allein eine bessere Classe von Leuten ins Militär erhalte, aber sie predigen in der Wüste. Der ärgste Mißbrauch im englischen Heere ist der Stellenkauf, der junge unerfahrne Leute in alle, zum Theil selbst in die höchsten Stellen bringt; denn wie das Beispiel des Lord Cardigan gezeigt hat, kann man in sechs Jahren und sieben Monaten vom Cornet zum Oberstlieutenant und Regimentscommandanten aufsteigen, wenn man nur tüchtig Geld hat, um jede vacante Stelle zu erkaufen. Aber abgesehen von der Ungerechtigkeit, die gegen unbemittelte Officiere darin liegt, ist diese Einrichtung auch der Disciplin höchst nachtheilig, nicht bloß, indem die Achtung der Subalternen vor diesen eingekauften höhern Officieren unmöglich groß seyn kann, sondern auch, weil es diesen Herren an der Erfahrung und an der Gewohnheit des innern kleinen Regimentsdienstes fehlt, der im Felde so wichtig ist, und von dessen Vernachlässigung bei den englischen Truppen, namentlich im Anfang eines Kriegs, fast fabelhafte Dinge erzählt wurden. Manche harte Unfälle, welche die Engländer erfuhren, lassen sich durchaus nur aus solcher Vernachlässigung des innern Dienstes erklären. Trotz dieser Mängel aber herrscht viel wahrhaft militärischer Geist in der Armee, alle, auch die kleinsten Mängel werden in den Militärjournalen gerügt, und man fängt an einzusehen, daß auf dem Continent doch noch manches zu lernen ist; namentlich ist die preußische Armee ein Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit geworden, besonders auch in Betreff des Officiersexamens, womit es freilich in England, wo der Unterlieutenant, wenn er ins Militär tritt, meist gleich einem Recruten erst gedrillt werden muß, schlecht genug steht.

Der russische Handel in Asien.

2. Der Handel nach Süden.

(Fortsetzung.)

Einige Zahlenangaben können das Verhältniß des Handels in Transkaukasien, so wie es jetzt noch ist, in ein helles Licht setzen. Im Jahre 1838 wurden russische Waaren nach Tauris gebracht für 505,000 R., durch die Russen selbst nicht einmal die Hälfte, die Waaren aus Konstantinopel betrugen über 10 Mill., wovon russische Unterthanen noch nicht anderthalb zuführten; aus Leipzig kamen beinahe 4, hauptsächlich durch russische Unterthanen. Von persischen Waaren kamen nach Rußland durch Russen für 2,399,000 R., durch Perser für 115,200 R. Die Engländer erhielten für 1,460,000 Rubel Waaren, ungefähr so viel, als ihre Einfuhr über Konstantinopel betrug.

Der Weg dahin wurde von den Engländern theils über Redutkaleh, größtentheils jedoch über Trapezunt genommen. Früher war der über Trapezunt allein gebräuchlich; aber die Russen haben seit dem J. 1832 in Redutkaleh einige Zollerleichterung eintreten lassen, namentlich für den, der geneigt ist, die Waare nicht nach Tauris, sondern nach Tiflis zu bringen, das die Russen gern zum Hauptdepot des Handels in jenen Gegenden machen möchten. Man rechnet die Frachtkosten eines Centners Baumwollenwaaren von Trapezunt nach Tauris auf 500 R. A., während die Fracht von Redutkaleh oder Poti, von wo aus nach Tiflis gute, mit Wagen befahrbare Wege führen, weit wohlfeiler kommen soll. Von Moskau nach Teheran soll nach Hagemeisters Angabe der Transport der Waaren nur 4 bis 5 Rubel das Pud, oder 10 bis 12 Rubel der Centner kommen, wonach die russischen Waaren auf den Märkten des innern östlichen Persiens einen entschiedenen Vorzug behaupten müßten. Wenn demnach bis jetzt dieser Vorzug nicht benutzt wurde, so kann der Grund nur in der geringen Güte der Waare oder am Mangel an Capital und Thätigkeit liegen. Die beiden letzten Umstände scheinen entschieden vorzuwalten, wie man aus nachstehender Angabe ersehen wird.

Schon im Jahre 1830 hatte der damalige Civilgouverneur in Tiflis, Staatsrath Sawileiski, vorgeschlagen, in Tiflis ein Handelsdepot auf Actien zu gründen. Der Vorschlag erhielt die Bestätigung der Regierung im Anfang des Jahres 1831, und nun machte Sawileiski seinen Plan bekannt, der darin bestand 300,000 Rubel vermittelst Actien zusammenzubringen und dann die Geschäfte alsbald zu beginnen. Es scheint indeß bei dem russischen Handelsstande wenig Anklang gefunden zu haben, denn erst im J. 1838 ward der Vorschlag erneuert, und zwar nur mit einem Capital von 200,000 R. in 200 Actien. Die Aufforderung zur Theilnahme, welche im Journal für Manufacturen und Handel (September 1838) enthalten ist, wirft auf den russischen Handel in Transkaukasien ein helles Licht. „Die Regierung," heißt es darin, „hat es längst für nützlich erachtet, daß in Transkaukasien ein Handelshaus mit bedeutender Waarenniederlage gegründet werde, das den Absatz der vaterländischen Fabrikerzeugnisse nach dem benachbarten

Aſien befördern und den Fabricanten die ſichere Gewähr geben könnte, ihre zum Verkauf abgeſchickten Waaren wie in einem Entrepot daſelbſt unterzubringen. Zu dem Ende iſt jetzt unter der Firma „Depot für den transkaukaſiſchen Handel,“ eine Compagnie zuſammengetreten, deren Hauptzweck der Handel nach den aſiatiſchen Ländern und in den transkaukaſiſchen Provinzen iſt, namentlich mit Waaren, die ihr aus den vaterländiſchen Privat- und Kronfabriken geliefert werden. In der Folge, wenn es für nützlich und dem Zweck der Compagnie entſprechend gehalten wird, können auch andere Gegenſtände in den Kreis ihrer Handelsthätigkeit gezogen werden. Ihr Hauptzweck wird die möglichſt raſche Verbreitung ruſſiſcher Fabrikerzeugniſſe in den transkaukaſiſchen Provinzen, in Perſien und in der europäiſchen Türkei ſeyn. Die vaterländiſchen Fabricanten und Kaufleute können ohne alle Gefahr ihre Waaren nach Tiflis ſchicken, wenn ſie ſich zuvor mit dem Vorſtand der Firma über deren Menge, Preis und Transportbezahlung verſtändigt haben. Ueberdieß wird die Compagnie auch die Aufträge der Kaufleute und Fabricanten zur Verſendung der Erzeugniſſe Transkaukaſiens und Perſiens, namentlich der Seide, Baumwolle, aſiatiſcher Gewebe u. dergl. übernehmen. Es ſoll dadurch dem Verkehr derjenigen Kaufleute Transkaukaſiens aufgeholfen werden, die nicht hinreichend Capital beſitzen, um ſich für ihren Abſatz Einmal im Jahr auf der Meſſe von Nowgorod zu verſehen, und welche mit Hülfe der Entrepots in den Stand geſetzt werden ſollen, ſich in dieſem entfernten Theil des Reichs für ihren Bedarf nach den Fabrikpreiſen zu verſorgen. Es iſt kein Zweifel, daß bei einer ſolchen Einrichtung, beſonders wenn auch in Baku ein Entrepot eingerichtet wird, die Compagnie in Stand geſetzt würde, in Aſien zum Vortheil der ruſſiſchen Erzeugniſſe die Concurrenz mit den fremden Waaren auszuhalten, deren Einfuhr in Perſien und der Türkei mit jedem Tage zunimmt, und dem Abſatz unſerer Fabrikerzeugniſſe entgegen wirkt.“

Aus dem gedrängten Auszuge dieſer Aufforderung ergibt ſich die keineswegs glänzende Lage des ruſſiſchen Handels in jenen Ländern klar genug, und ob das Gegenmittel helfen wird, muß ſich erſt in einigen Jahren zeigen. Ein Hauptzweck dabei iſt, neben den bereits angeführten, auch noch der, die Wichtigkeit, welche Tauris gegenwärtig in dem europäiſch-perſiſchen Handel einnimmt, auf Tiflis überzutragen, und dieß zum Hauptſtapelplatz zu machen. Dieß möchte aber vorerſt ſo wenig gelingen, als das andere Bemühen, den Handel ſtatt über Trapezunt über Redutkaleh zu leiten. Bis dieß gelingt, ſcheint man darauf hinzuarbeiten, den Handel in Tauris vorerſt in ruſſiſche Hände zu bringen: denn es iſt bemerkenswerth, daß, während der Handel mit ruſſiſchen Waaren in Tauris ſeit dem Jahre 1833 entſchieden abnahm, der Handel ruſſiſcher Unterthanen mit fremden Waaren beträchtlich ſtieg, und überhaupt weit bedeutender iſt, als der mit eigenen Waaren. *)

*) Er hat ſeit 1835 zwiſchen 19 und 20 Mill. R. A. betragen, der Handel mit ruſſiſchen Waaren nur etwa 5½ Mill.; der Geſammthandel in dieſer Zeit betrug freilich 140 Mill. R. A. und davon wurden für 105 von den Perſern ſelbſt zugeführt. Das meiſte brachten die Ruſſen, wie oben bemerkt, aus Leipzig, doch auch aus Hamburg und Konſtantinopel.

Eine Nachricht über den Handel von Tauris im Jahre 1839 (ſ. Ruſſ. Jour. für Manufacturen und Handel Juliusheft 1840) ſagt deßhalb auch ausdrücklich: „der ganze Handel ruſſiſcher Unterthanen in Tauris beſtand übrigens, wie immer, größtentheils im Abſatz fremder Waaren, oder in der Ausfuhr von perſiſchen.“ Merkwürdig genug holten auch die Perſer in dieſem Jahre nichts aus Rußland, ſo daß der ganze Verſchluß ruſſiſcher Waaren ſich noch nicht auf 200,000 R. A. belief. *) Erwägt man nun vollends, daß die Mehrzahl, ja faſt ſämmtliche ruſſiſche Unterthanen, welche europäiſche Waaren aus Konſtantinopel und Leipzig holen, theils Tataren, theils Armenier ſind, ſo ſieht man leicht, auf wie ſchwachen Füßen der Handel der Ruſſen nach jenen Ländern immer noch beruht. Als Grund für die ſehr ſchwache Zufuhr ruſſiſcher Waaren führt man die Schwierigkeit der Verbindungen, den hohen Preis der ruſſiſchen Waaren im Vergleich mit den fremden, und den geſunkenen Credit der Perſer in Niſchneinowgorod an; aber die Schwierigkeiten der Verbindung können doch die Wolga herab und über das caſpiſche Meer nach Baku oder Lankoran unmöglich ſo groß kommen, und die ruſſiſchen Waaren ſind unglaublich wohlfeil, dafür aber auch oft unglaublich ſchlecht; die guten freilich mögen theurer kommen, als die fremden. Immerhin geht aus dieſen Angaben hervor, daß es um den ruſſiſchen Handel nach Transkaukaſien und Perſien immer noch ſehr ſchlecht ſteht, und ſo lange es den Ruſſen nicht gelingt, den Bosporus zu ſperren, auch noch lange ſchlecht ſtehen wird.

(Schluß folgt.)

*) Hiezu kommt, daß die ſtarke Zufuhr den Preis um ſo mehr drückte, als auch vom J. 1838 her nicht unbedeutende Vorräthe vorhanden waren. Daran kann nur die große Werthloſigkeit der Waaren Schuld ſeyn, wie die Ruſſen auch ſelbſt zugeben, daß unter aller Kritik ſchlechte Zitze in großer Menge verkauft wurden, wahrſcheinlich, weil bei der ſteigenden Verarmung in Perſien die theuern, aber beſſern fremden Zitze nicht mehr gleich raſch Käufer finden.

Ueber den Zuſammenhang der Sternſchnuppen mit den Nordlichtern.

Ein Hr. J. A. Hind machte über dieſen Gegenſtand eine Mittheilung an die Litterary Gazette (ſ. Nr. 51 Oct.), aus welcher wir Nachſtehendes ausheben. „Die Frage über die November-Meteore, welche täglich an Intereſſe für die aſtronomiſche Welt zunimmt, da weitere Beweiſe für deren periodiſche Wiederkehr aufgeführt werden, erlaubt mir einige Bemerkungen über die wahrſcheinliche Urſache dieſer Phänomene beizubringen. Während der letzten 10 Jahre ſcheint der Fall in den Nächten des 12 November und des 9 und 10 Auguſt ſtattgefunden zu haben; doch geſchah es häufig, daß an die Stelle dieſer Meteore ein ſchönes Nordlicht trat, und es wurden in der That, wenn die Meteore am zahlreichſten waren, die Erſcheinung von Nordlichtern in verſchiedenen Zeiten an mehrern Theilen des Himmels durch viele Beobachter beſtätigt. Am 12 November 1837 wurde ein herrliches Nordlicht beinahe durch ganz England beobachtet. In Amerika hatte man dieſes Phänomen nicht, aber eine große Menge von Sternſchnuppen. Während der Nächte vom 8 und 9 Auguſt wurden hie und da Nordlichter ge-

sehen, obwohl die Meteore in keiner besondern großen Anzahl erschienen. Eine von einem fremden Astronomen aufgestellte Hypothese fand unter den wissenschaftlichen Männern große Unterstützung. Dieser Forscher nahm an, daß die Meteore einem nebligen Körper angehören möchten, welcher sich in beiläufig 182½ Tagen um die Sonne bewegt, und daß die Erde in ihrem jährlichen Umschwunge in die Nähe desselben gerathe. Um dieser Hypothese mehr Halt zu geben, müssen wir die Existenz zweier nebliger Körper annehmen, von denen sich uns der eine im August, der andere im November nähert, und die beide eine gleiche Periode von 182½ Tagen hätten."

Palembang.

(Fortsetzung.)

Ueberhaupt sind die Einwohner der Hauptstadt Palembang bei weitem nicht so lebhaft und fröhlich als die Javaner; es gibt sogar keinen einzigen öffentlichen Ort, wo die Menge sich versammelt. Sie haben keine Ronggings, keine Wayangs noch andere öffentliche Spiele, mit Ausnahme von einem oder zweien, die jedoch kaum der Erwähnung werth sind. Sie besuchen einander nur selten, wahrscheinlich wohl, weil dieses zu Wasser geschehen muß, und daher wegen des Ueberfahrens Umständlichkeiten macht.

Die Priays leben in ihren Wohnungen meistens sehr dürftig. Die vom ersten Rang besitzen einige schöne, mit Gold gestickte Bettdecken, einige gallonirte oder von kostbaren Stoffen verfertigte Kleider, prächtiges Krystallgeräthe u. s. w., und prunken damit, wenn sie Gäste empfangen oder ausgehen. Uebrigens bleiben sie die mehrste Zeit zu Hause, und werden von ihren Weibern beschäftigt und geplagt. Man wird sich darüber wundern, aber diese Befremdung wird sich verlieren, wenn man weiß, daß die meisten Priays Damen von höherem Stande heurathen. Diese machen sich daher sehr geltend, während die Furcht vor dem Schwiegervater bewirkt, daß der Mann lieber schweigt und sein Hauskreuz geduldig trägt, als sich der Unzufriedenheit des Schwiegervaters aussetzt. In manchen Haushaltungen geht es so weit, daß der Mann seine Frau in der hochjavanischen Sprache anredet, und sie ihm in dem platten gemeinen Palembang'schen antwortet, so wie man in dem gemeinen Leben zu den Fürsten und vornehmen Leuten im Hochjavanischen spricht, während sie in der sogenannten Marktsprache (bahâsa pasar) antworten, deren man sich gegen die geringsten Classen bedient. Wenn die Frau die Tochter eines Fürsten oder eines Priay von höherem Rang ist, so wagt es der Mann nicht, eine zweite Frau, geschweige denn Kebsweiber zu nehmen. — Eine zweite Ursache jedoch, warum die Weiber der Priays und in andern höhern Ständen meistens das Regiment im Hause führen, ist, daß sie fast alle Kosten des ganzen Haushaltes tragen und der Mann sehr wenig dazu hergibt. Alle diese Weiber verstehen selber die Kunst zu spinnen, weben, sticken u. s. w., oder lassen solches von ihren Pfandleuten und Sklaven verrichten, welche nachher die verfertigten Stoffe verkaufen, und von dem daraus gelösten Geld unterhält die Frau die Haushaltung. Vornehme Palembanger erlauben ihren Weibern nie in Gegenwart von Fremden zu erscheinen. Sie sagen, dieß sey kein Adat (Sitte). Einige behaupten, daß sie eifersüchtig seyen. Andere, daß es aus Stolz geschehe; dagegen aber sind die palembang'schen Weiber im höchsten Grade eifersüchtig. Diejenigen, welche mehr als eine Frau haben, müssen in ihrem eigenen Hause die größte Vorsicht beobachten. Wenn sie sich nur im geringsten einige Vorliebe für die eine oder die andere abmerken lassen, ist sogleich der Hausfriede gestört, und dieß geschieht so häufig, daß wir manchmal, wenn wir Besuch von Herren erhielten, die nichts bei uns zu thun hatten, sagten: „Gewiß seyd ihr wieder ausgegangen, um einem häuslichen Donnerwetter zu entlaufen," und dann vernahmen, daß die ganz einfache Frage: wo eine der Sklavinnen sich befände, einen Lärm verursacht habe, vor welchem der arme Mann sich habe flüchten müssen.

Als Folge einer willkürlichen Regierung, wo Würden und Aemter nur aus Gunst verliehen werden, sind die palembang'schen Großen und übrigen Beamten sehr eifersüchtig und neidisch aufeinander. Gegen ihre Untergebenen und Bedienten sind sie sehr hart. Die, welche gehalten sind, Frohndienste bei ihnen zu verrichten, erfahren nie einige Gefälligkeit oder Mitleid. Ihren Pfandleuten werden schwere Arbeiten auferlegt, und diese, so wie die Sklaven werden öfters mißhandelt. Ueberhaupt ist die Moralität der Palembanger sehr schlecht: man versichert, daß Blutschande sehr häufig unter ihnen ist, und daß die Weiber in den Harems sich mehrerer unnatürlichen Mittel zur Wollust bedienen, wodurch übrigens viele ihre Gesundheit zu Grunde richten.

Diese Schilderung des Charakters der Palembanger ist freilich nicht sehr günstig, allein der Wahrheit völlig gemäß. Es gibt jedoch auch hier Ausnahmen, während sich zu all diesen Fehlern doch auch einige gute Eigenschaften gesellen, welche wir weiter unten werden kennen lernen, wenn wir auf den Handel von Palembang kommen werden. Hier müssen wir noch bemerken, daß die Palembanger nicht mordlustig sind, wovon jedoch der grausame Badr El Din eine Ausnahme machte. Wenn sagten wir etwas Günstiges von ihrer Eltern-, Kinder- und Geschwisterliebe, allein davon läßt sich wenig Rühmliches erzählen, weder unter den höhern Ständen, noch bei den geringsten, welche öfters ihre Kinder für Schulden verpfänden. In den höhern Ständen ist es ziemlich natürlich, daß die Kinder unnatürliche Gefühle gegen ihre Eltern hegen; wenn die Weiber ein gewisses Alter erreicht haben, nimmt der Mann eine zweite oder dritte Frau oder einige Concubinen. Jede derselben erzieht ihre eigenen Kinder, und da sie dann natürlich wenig mehr von dem Mann geliebt wird und ihn öfters haßt, so theilt sie diesen Haß auch den Kindern mit sowohl gegen den Vater, als gegen dessen übrige Kinder von andern Frauen. In einer solchen Familie kann unmöglich Einigkeit oder Liebe herrschen.

Wir kennen jetzt die örtlichen Verhältnisse und die Einwohner der Hauptstadt von Palembang. Sehen wir nunmehr, wie es hier um die Polizei und das Justizwesen stand. Hier können wir sehr kurz seyn. Eine eigentliche Polizei gab es nicht. Die ganze Stadt war nicht einmal vertheilt, weder in Weichbilder, noch in Kampongs, die ihre eigenen Obern gehabt hätten. Es bestanden keine Register, weder der Häuser, noch der Einwohner. Jeder Priay, Mantrie oder anderer wohlhabender Einwohner versammelte so viele Menschen um sich, als er nur vereinigen konnte, wozu man sich auch des folgenden Mittels bediente: der Fürst, die Priays und alle wohlhabenden Einwohner lassen ihre Kinder von verschiedenen Frauen säugen. Die eigenen Kinder dieser Frauen werden Sudara Susu, oder Milchgeschwister des Kindes, welches, wenn auch nur wenige Tage, an ihren Brüsten genährt wurde. Es haben daher Vornehme und wohlhabende Leute, ja sogar manche aus den untern Classen, viele Brüder und Schwestern, welchen sie Schutz verleihen, und die ihnen Dienste und Hülfe leisten müssen. (Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 330.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 November 1840.

Tananarivo.

(Aus Leguévels Reise in Madagascar.)

Tananarivo, die Hauptstadt der Owahs und Residenz ihrer Könige kann durchaus nicht mit den europäischen Hauptstädten verglichen werden; sie unterscheidet sich von den übrigen malgassischen Dörfern nur durch ihre Ausdehnung. Sie liegt auf einem Hügel und erhielt ihren Namen zur Zeit des Dianampuin von der Zahl der Hütten, aus denen sie bestand; denn der Name heißt Dorf von tausend Hütten.

Die Bevölkerung Tananarivo's und der umliegenden Dörfer beträgt höchstens 20,000 Seelen, ohne die Armee, die fast stets die benachbarten Provinzen besetzt hält. Als Radama abwesend war, und nicht genug Truppen zurückblieben, den Dienst zu versehen, wurde die Stadt von den Burzoas (Bürgern) bewacht, die als regelmäßige Miliz organisirt sind und jährlich mehrere Revuen bestehen müssen. Sie tragen langes, geflochtenes Haar, während das Militär sich das Haar schneiden muß.

Die Stadt enthält jetzt mehr als 3000 Hütten und 5 bis 6 hölzerne Häuser, die ein Franzose, Namens Legros, erbaut hat: sie waren zur Zeit meiner Anwesenheit erst angefangen. Auch ließ derselbe Architekt Materialien herbeibringen, um einen Palast für Radama zu erbauen, doch war der Bau noch wenig vorgeschritten. In jener Zeit bewohnte der König das berühmte Traon-vola oder die Silberhütte. Doch war sie keineswegs ein Meisterstück, und ich begreife nicht, wie die englischen Missionäre, die verschiedene Male Tananarivo geschildert haben, hier Reichthum und Pracht finden konnten, was doch nur eine Anzahl großer malgassischer Hütten, von einer starken Pallisadenreihe umgeben, war.

Wie alle andern malgassischen Dörfer ist die Stadt mit Pallisaden und Gräben umgeben; doch sind diese Befestigungen keineswegs bedeutend, und das kleinste Feldstück würde sie zerstören; sie schützen nur gegen einen Handstreich von Männern, die bloß mit Sagaien bewaffnet sind.

Eine große Menge Bäche durchströmen die Stadt und befruchten den Boden. An den Ufern dieser Bäche sieht man die einzelnen Viertel des Orts, die eben so viele kleine Dörfer zu bilden scheinen, deren Hütten gut gebaut sind. Die Straßen der Stadt sind eng, und die nah an einander stehenden Häuser bilden keine gerade Linie. Die Plätze sind groß, doch ohne Verzierungen. Die Hütten Tananarivo's sind die bestgebauten auf der ganzen Insel. Sie stehen ungefähr zwei Fuß über der Erde, und werden durch starke, in die Erde gesenkte Stützen getragen. Diese Vorsicht ist wegen der häufigen Ueberschwemmungen während der Regenzeit nothwendig. Der Bau einer Hütte beschäftigt bei allen Malgaschen viele Menschen, weil die Arbeit sehr schnell geschieht; die Bewohner des Landes haben keine Ausdauer bei Arbeiten, die Zeit erfordern, und versammeln sich gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten zu Hunderten, so daß sie in vier Tagen eine vollständige Hütte nebst der Pallisadenumzäunung fertigen. Die Zimmerarbeit ist außerordentlich fest und einfach. Sie hauen die dazu nöthigen Bäume nicht zu, sondern begnügen sich, ihnen die Rinde abzuschälen. Die Kreuzbalken in der Hütte eines bedeutenden Mannes müssen sich durch ihre Stärke auszeichnen. Die Mauern bildet ein Geflecht von Rohr und Blättern; die Thüren und Fenster bestehen aus einem Holzrahmen, ebenfalls mit Blättern besetzt, sie werden in eine Fuge eingesetzt und passen vollkommen. Das Dach ist von Stroh; die vier Ecken aus Holz, die es stützen, durchkreuzen sich bei ihrer Vereinigung, und ragen noch zwei bis drei Fuß darüber hinaus.

Die ganze Hütte besteht aus einem oder zwei Zimmern; das eine dient als Schlaf-, das andere als Eßzimmer und Küche. In der Mitte steht ein für die Malgaschen sehr wichtiger Gegenstand, die „Salaza," eine Art Rost, etwa 4 Fuß über der Erde und 4 bis 5 Fuß lang und breit, auf dem man das Fleisch rösten läßt. Je reicher ein Mann ist, desto größer und unreinlicher muß seine Salaza seyn, denn nach der Meinung der Eingebornen ist es ein Zeichen, daß er oft Freunde gastirt und sehr großmüthig ist. Das Innere der Hütten ist zuweilen mit Matten verziert, doch ist dieß ein Luxusartikel; der Fußboden besteht aus Latten von leichtem Holz oder Bambus, die nebeneinander gelegt und mit Lehm und Sand befestigt werden. Die Meubles sind nicht zahlreich: ein grob gearbeitetes Bett auf

vier kleinen in die Erde geschlagenen Pfosten, zum Sitzen einige Schemel aus Matten, mit trockenen Blättern belegt, ein Holzklotz zu demselben Gebrauch, ein hölzernes Kopfkissen, Weidenkörbe von verschiedener Größe, die man „Tauti" oder „Sirunkell" nennt, dieß sind die Gegenstände, welche man gewöhnlich in der Hütte eines Malgaschen findet. Die Küchengeräthe sind irdene Töpfe. Auf der Ostküste gebraucht man die Blätter der Ravinala als Löffel, Schüsseln und Gläser. Ein langer Bambus, der ausgehöhlt ist, dient als Wasserbehälter. Bei den Owahs sind hölzerne Schüsseln, und Löffel und Becher aus Horn, so wie Wasserkrüge, in allgemeinem Gebrauch.

Der russische Handel in Asien.

2. Der Handel nach Süden.

(Schluß.)

Wie sehr die Russen bei ihrem Handel nach Persien stets die Engländer und die Fremden überhaupt im Auge haben, geht aus dem Umstande hervor, daß sie sich wohl hüten, Waaren nach Persien zu führen, die mit denselben unmöglich in Concurrenz treten könnten. So heißt es in einer Uebersicht des russischen Handels mit Persien im Jahre 1839 (s. Journal der Manufacturen und des Handels, Julius 1840): „dem Absatz unsrer Manufacturwaaren schadete die Anhäufung und Wohlfeilheit der nach Rásht geschickten englischen Waaren; übrigens hatten unsere Kaufleute dieß Hinderniß voraus gesehen und sorgsam die Concurrenz vermieden. Sie führten vorzugsweise nur schwere Waaren hin, wie Eisen, Kupfer, Stahl, Juften, Sandelholz, eiserne und kupferne Geräthe u. s. w., überhaupt solche Waaren, deren Herbeischaffung auf dem Landweg aus Trapezunt nach Persien den Engländern allzu theuer gekommen wäre." Wie groß die Ausfuhr überhaupt gewesen sey, wird hier nicht genau angegeben; mit den Schiffen von Baku aus, welche Naphtha*) aus diesem Orte nach Enseli und andern Häfen führten, gingen für 600,000 R. A. ab, und die von Nishneinowgorod nach Persien, nämlich nach Ustara, Enseli, Masanderan und Asterabad gesendeten Waaren sollen 885,000 R. betragen haben, immerhin höchst unbedeutende Summen, wenn man sie mit dem Waarenabsatz von Deutschland, England und Frankreich vergleicht.

Eine der wichtigsten Tauschwaaren, welche die Perser dagegen gegeben, und welche allein von den zwei Millionen R. A., welche die Perser im vorigen Jahre nach Rußland einführten, die Hälfte ausmachte, ist die Seide, wovon man in dem letzten Jahre in Gilan nicht weniger als 1,200,000 Pf. geerntet haben soll. Gilan ist die wichtigste Provinz Persiens in Bezug auf den Handel, und wir müssen ihr deßhalb eine besondere Aufmerksamkeit schenken. Unser mehr genanntes Journal äußert sich darüber in der Nummer vom Febr. d. J. folgendermaßen: „Die Bereitung der rohen Seide hat in Gilan bedeutende Fortschritte gemacht, und die Erzeugung derselben mehrt sich nach Maaßgabe, als die Bevölkerung, welche durch die Pest der Jahre 1830 und 1831 gelichtet wurde, sich durch Auswanderer aus Kasbin, Tarum, Chalchal, Masanderan und andern angränzenden Provinzen wieder hebt. Die Masse der Seide erster, zweiter und dritter Sorte, welche im J. 1838 zum Verkauf gebracht wurde, betrug 75,000 Königs-Batmans (= 80,000 Menischadis) oder 1,200,000 ruf. Pfd. Seit langer Zeit haben die russischen Kaufleute nicht so viel Seide nach Astrachan geführt, trotz der hohen Preise, nämlich 14 bis 15 Tumans das Königsbatman (im Durchschnitt 10 R. A. das Pfund.)" Man kann sich daraus einen Begriff von dem Reichthum der Provinz Gilan machen, wenn ein einziger Ausfuhrartikel 10 bis 12 Mill. R. A. eindringt. Die Seide von Gilan zerfällt in drei Gattungen, Elale, Lás und Nech. Von der Gesammtmasse gingen etwa 120,000 Pfunde nach Rußland, oder wenigstens durch die Hände russischer Kaufleute, ein Drittel weiter nach Indien, dreimal so viel nach Konstantinopel, also wahrscheinlich nach Europa und ungefähr 120,000 Pf. nach Bagdad. Etwa ein starkes Drittel bleibt in Persien, und wird zu den groben Seidezeugen verwendet, die in Persien und Mesopotamien unter dem Namen Aba so vielfach getragen werden.

Ein anderes Erträgniß, das mit der Zeit für Gilan von großer Bedeutung werden kann, ist Oel: in dem bergigen Theile der Provinz, da wo der Kisil Usen und der Schahrud sich vereinigen, sind große Oelgärten, die gegen 250,000 Bäume enthalten mögen, von denen jeder auf 400 bis 450 Pfund Früchte oder etwa einen Centner Oel gerechnet wird. Jeder Centner gilt im Durchschnitt 8—10 R. A., so daß der Ertrag der Oelbäume zwischen 2 und 3 Mill. beträgt.

Der Handel mit dieser Provinz ist es also hauptsächlich, der die Russen beschäftigt, und die Masse der rohen Seide mehr und mehr in ihre Hände zu bekommen, und verarbeitet wieder zurückzugeben, ist ein Hauptzweck, den sie im Auge haben. Indeß scheinen sie auch hierin noch keine großen Fortschritte gemacht zu haben. Denn einerseits beträgt die Ausfuhr von gilanischer Seide nach Rußland selbst höchstens 120 bis 130,000 Pfd., andererseits führen sie sogar noch aus Rásht baumwollene, seidene und wollene Stoffe, namentlich aber Seidenstoffe aus, die in Kaschan, Burudscherd und Ispahan gefertigt werden. Man nennt sie mit dem allgemeinen Namen Chamchalat,*) und sie gehen hauptsächlich nach Transkaukasien, so daß es also die Russen noch nicht einmal verstanden haben, ihre eigenen Unterthanen mit dergleichen Stoffen zu versehen. Die Masse dieser Stoffe macht 44,000 Tumans oder etwas über 600,000 R. A. aus, sonach bedeutend mehr, als die Russen in den letzten Jahren an eigenen Erzeugnissen nach Persien abgesetzt haben.

Wir schließen diese Bemerkungen mit nachstehendem Auszuge, der auf den Gang des Handels am meisten Licht wirft: „Vergleicht man die Masse der nach Gilan geführten Waaren mit der Ausfuhr von dort nach Rußland, so ersieht man, daß im Laufe des Jahres 1838 über zwei Millionen Rubel unsers baaren Geldes in Gilan blieben. Eben so ist die Bilanee

*) Die Ausfuhr derselben betrug im Jahre 1838 76,500 Pud, im vorigen Jahre kaum etwas weniger, und der Preis war fast auf das Doppelte gestiegen.

*) Wahrscheinlich so viel als „rohe Stoffe."

unſers Ein- und Ausfuhrhandels mit Aderbeidſchan zum Vortheil dieſes Landes, aber dieſe baaren Capitalien gehen mit einem bedeutenden Zuſchuſſe perſiſcher Gelder auf nachſtehende Weiſe in die Hände der Engländer über. Mit Ausnahme des Jahres 1838, in welchem wenig gilaniſche Seide nach Konſtantinopel ausgeführt wurde, ſchickten perſiſche und andere Kaufleute gewöhnlich für 250,000 T. Seide, ſo wie für beinahe 40,000 Tumans Galläpfel aus Kurdiſtan dahin. Alle dieſe Waaren, welche in runder Summe ungefähr drei Millionen Rubel Aſſignaten ausmachen mögen, gehen mit Ausnahme einer geringen Quantität der vorzüglichſten Seide, welche nach Lyon beſtimmt iſt, ſämmtlich nach England, von wo dagegen Manufacturwaaren abgeſchickt werden, welche in Perſien unter dem Namen der deutſchen und Leipziger bekannt ſind; dieſe ſind nichts anders als ſolche Waaren, welche in den Fabriken von Mancheſter ausdrücklich für Perſien gefertigt werden. Jährlich gehen 12,000 Collis ſolcher Waaren über Trapezunt nach Tauris, und verbreiten ſich von da aus über ganz Perſien. In runder Rechnung kann man jedes Collo auf 70 Tumans rechnen, was alſo eine Summe von neunthalb Mill. R. A. ausmacht; ziehen wir nun hievon jene oben erwähnten drei Mill. ab, für welche Perſien Seide und Galläpfel liefert, ſo bleiben zum Vortheil Englands jährlich noch ſechsthalb Mill. R. A. an perſiſchem Geld übrig. Die von der engliſchen Miſſion aus Tauris nach Konſtantinopel abgeſchickten Couriere, und die Eilboten der Privaten nehmen dieſe baaren Summen mit ſich, und da bei ſolchen Sendungen ruſſiſche Ducaten den perſiſchen Münzen vorgezogen werden, ſo iſt auch der Curs derſelben in Tauris ziemlich hoch."

Dieſe Stelle bedarf keines weitern Commentars, ſie bezeichnet den Stand der Dinge vollkommen, und es iſt ſehr zu bezweifeln, ob alle Bemühungen der ruſſiſchen Regierung irgend eine Aenderung hierin zu bewirken im Stande ſeyn werden, wenn nicht die immer fortſchreitende Verarmung des innern Perſiens ſie ſelbſt bewirkt.

Palembang.

(Fortſetzung.)

Die Zahl der Miedjies und Orang-Snauw iſt nicht bekannt. Wenn der Fürſt ihrer bedarf, ſo wird mehrern Priays oder Mantries Befehl gegeben, ſie ihm zu liefern. Jeder palembang'ſche Einwohner begibt ſich als Miedjie oder Orang-Snauw in den Schutz eines Priay oder Mantrie. Dieſer ſucht dafür von jenem ſo viel Dienſtleiſtung und Nutzen zu ziehen, als er nur irgend vermag. Eine Menge Perſonen, ſowohl Fremde als arme Leute, die keine Familie haben oder Schutz ſuchen, treiben ſich herum und nähren ſich vom Stehlen. Man hat uns verſichert, daß mehrere dieſer Leute von Priays unterhalten werden, um für dieſe zu ſtehlen und zu rauben. Es wird des Nachts keine Wache gehalten oder Patrouille gemacht, und wenn nicht der furchtſame Charakter dieſer Vagabunden ſie einigermaßen im Zaume hielte, ſo würden ihre Räubereien und Diebſtähle noch viel größer ſeyn. Ein anderes Verbrechen, deſſen dieſes Geſindel ſich häufig ſchuldig macht, iſt Brandlegung; da alle Häuſer von Holz oder Bambus ſind, ſo verüben ſie dieſes mit großer Leichtigkeit, entweder um in der Verwirrung zu ſtehlen, oder um Rache zu üben, indem Perſonen, die von einem Andern beleidigt wurden oder irgend Jemand beneiden, ſich ihrer Clienten bedienen, um auf dieſe Art ihren Feinden zu ſchaden.

Es beſteht zu Palembang ein Gerichtshof des Pangheran Natha Agama oder Panghalu, welcher in geiſtlichen Sachen Urtheil fällt, und ein anderer unter dem Temmongong Karta Nagara für gewöhnliche Strafſachen. Ueber den erſtgenannten wurde laut geklagt, und man ſagte öffentlich, daß das Recht u. ſ. w. für Geld bei ihm käuflich geweſen ſey. Der letztere hat faſt gar keine Autorität, und alle geſtehen, daß wenn der Beklagte einer höhern oder von dem Fürſten begünſtigten Familie angehörte, kein Recht zu erhalten war. Auch in dieſer Hinſicht waren daher die Bewohner von Palembang vor der holländiſchen Herrſchaft ſehr zu beklagen.

Wir ſahen oben, daß die Zahl der Einwohner ungefähr 25,000 Seelen betrug. Dieſe ganze Bevölkerung, oder die Induſtrie aller dieſer Menſchen, war nicht regelmäßig beſteuert. Wenn der Fürſt etwas brauchte, entweder Handwerksleute, Fahrzeuge oder andere Dienſtleiſtungen, ſo begnügte er ſich damit, ſie zu requiriren, und bei dieſer Requiſition wurde in der Regel mehr nach Gunſt als nach Recht und Billigkeit gehandelt. Die Priays, und alle übrigen Großen handelten ebenſo. Als man nach der Eroberung dem Reichsverweſer bemerkte, eine ſolche Handlungsweiſe müſſe nothwendig die größten Ungerechtigkeiten veranlaſſen, erwiederte er, daß, da Niemand die geringſte Steuer zu bezahlen brauche, ein jeder ſich auch gefallen laſſen könne, die von ihm geforderten Dienſte zu leiſten. Und als man ihm vorhielt, daß eine regelmäßige Beſteuerung dem Fürſten größere Vortheile verſchafft und die Einwohner weniger beläſtigt haben würde, geſtand er, ſie hätten nie ſo weit gedacht, jetzt aber gebe er uns vollkommen Recht.

Nur der Handel war beſteuert; von jedem Fahrzeuge nämlich, das in den Hafen einlief, mußte, je nach der Größe oder nach der Stärke der Bemannung, ein ſehr geringer Zoll entrichtet werden. Außer dieſem Zoll aber mußten die Führer größerer Schiffe, ſo wie die der Araber, die chineſiſchen Wankangs u. ſ. w. dem Fürſten, einigen Großen und dem Sabandaar Geſchenke bringen. In Erwiederung dieſer Geſchenke genoſſen ſie Schutz; dieſelben waren jedoch für die Kaufleute ſehr drückend. Dieſe Geſchenke übrigens ſind es, aus welchen der Fürſt und die vornehmen Priays ihre prächtigen Kryſtallwaaren, koſtbare Stoffe für Kleider, Seide für Vorhänge u. ſ. w. bekommen haben; da dieſes jedoch zwiſchen vielen vertheilt werden mußte, ſo war der Vortheil für einen jeden von ihnen nicht groß. Der gegenwärtige Sultan und Suſuhunan können nicht begreifen, daß die jetzigen Aus- und Einfuhrzölle monatlich 2000 Gulden eintragen, während die Kaufleute dennoch ſehr zufrieden ſind, da unter ihrer Regierung nicht der vierte Theil dieſer Summe erhoben wurde und der Handelsſtand immer klagte. Sie begreifen nicht, daß eine milde Steuer, welche gleichmäßig getragen wird, viel vortheilhafter wirkt, als ihre ungeregelten Geldererpreſſungen.

Ueber die Erwerbsmittel und den Handel der Einwohner dieſer Hauptſtadt iſt Folgendes zu bemerken. Die Priays und Mantries des höchſten Ranges, welche mit Margas und Duſons begünſtigt ſind, finden darin, wo nicht ganz, doch größtentheils, ihren Unterhalt. Die übrigen Priays, welche dieſe Gunſt nicht genießen, halten gewöhnlich eine Anzahl Sklaven und Pfandleute, welche einige Reisfelder für ſie bebauen, ihnen monatlich eine gewiſſe Miethe oder Kopfſteuer bezahlen,

oder auf irgend eine andere Weise, z. B. als Handwerker, ihnen einigen Vortheil einbringen. Viele von ihnen besitzen Tambangans, welche sie vermiethen oder täglich herumfahren lassen, um Fracht zu verdienen. Diese Classe der Priays verarmt indessen immermehr. Die übrigen Classen der Einwohner suchen ihren Erwerb in dem Ackerbau, in Handwerken und die Wohlhabenden im Handel, während die Weiber von allen diesen einen kleinen Handel in Eßwaaren und andern Sachen treiben, und dadurch öfters mehr für die Bedürfnisse der Haushaltung beitragen als die Männer. Die meisten Palembanger von jeglichem Stand führen genau Buch von ihren Geschäften; manche halten sogar, wenn sie auf Reisen sind, Journale von dem, was ihnen begegnet und was sie beobachten. In dieser Hinsicht zeichnen sie sich durch Genauigkeit und Ordnungsliebe sehr vortheilhaft aus.

Der meiste Handel wird mit Java, Banka, China, Rio, Singapur, Pulo-pinang, Malacca, Siam, Linga getrieben, während auch von andern kleinen Inseln viele Fahrzeuge ankommen. Die vornehmsten Handelsartikel sind allerlei Sorten javanische, indische und europäische baumwollene Zeuge, welche alle, grobe sowohl als feine, guten Absatz finden. Ferner allerlei chinesische Töpferwaaren, rohe Seide, Golddrath, eiserne Pfannen, Materialwaaren, Thee, Confect und andere chinesische Producte. Weniger wichtige Artikel sind Klapper- (Kokos-) und Katjang-Oel von Java und Siam, javanischer Zucker, Zwiebeln, Tamarinde u. s. w. und einiger europäische Mundvorrath. Der Werth dieser Einfuhrartikel beträgt etwa eine halbe Million Gulden, außer dem Opium und dem Salz, wovon die Regierung sich das Monopol vorbehalten hat. Augenscheinlich werden hier Artikel eingeführt, welche das Land selbst producirt, und dieses gibt keinen hohen Begriff von dem Zustande der hiesigen Landwirthschaft.

Die Araber sind die größten Kaufleute in Baumwollwaaren. Einige von ihnen haben eigene Schiffe, die meisten aber sind Commissionäre anderer Kaufleute außerhalb Palembang. Auf diese folgen die Chinesen, welche die Waaren unmittelbar von den ankommenden Schiffen kaufen. Von den Arabern und Chinesen kaufen hinwiederum die Palembanger, welche die Waaren zum Verkauf in das Binnenland bringen, wohin jene sich, aus Furcht beraubt zu werden, nicht wagen. Die Palembanger kaufen auf Credit und bezahlen mit Producten.

Das Land liefert für die Ausfuhr: Bindrottings, Harze, Benjoe, Drachenblut, Kayu Laka, Wachs, Elfenbein, Gold, Pfeffer, Kaffee, Zucker, Gambier, Pinangnüsse, Tabak, Indigo, getrocknete und gesalzene Fische, grobe Töpferwaaren, kupfernes Geräthe, Strohmatten, seidene mit Golddrath durchwirkte, und kattunene Frauenkleider. Der Werth der Ausfuhr beträgt indessen kaum die Hälfte des Werths der eingeführten Artikel.

Mehrere Umstände sind der Ausbreitung des Handels im Wege. Erstlich gibt es keine Kaufleute, die Magazine halten, in welchen die aus dem Binnenlande kommenden Waaren aufgespeichert werden können. In den Monaten, wo die chinesischen Dschunken und javanischen Kaufleute sich in der Hauptstadt befinden, werden die Producte aus dem Binnenlande bezogen. Kommen sie in Ueberfluß zu Markt, dann sind natürlich die Preise gedrückt; wird hingegen wenig herangebracht, dann sind sie sehr hoch im Preise. Diese Ungewißheit, sowohl für die fremden Kaufleute, die manchmal auch sehr lange warten müssen, als für die Palembanger, verursacht eine gewisse Gleichgültigkeit; der Seehändler rechnet bei dem Verkauf seiner Waaren darauf, daß er bei seiner Retourladung keinen Vortheil haben wird, während die Palembanger öfters erklären, daß sie auf dasjenige, was sie von hier aus für das Binnenland mitnehmen, nichts gewinnen, und daher für ihre hergebrachten Producte lieber Gold oder Geld in Bezahlung empfangen. Nur die gemeinnützlichen Einrichtungen der niederländischen Regierung, die immermehr von den Eingebornen gewürdigt werden, sind vermögend, hierin allmählich eine günstige Aenderung zu wege zu bringen.

Ein zweites Hinderniß ist, daß die Bewohner des Binnenlandes meist spanische Piaster für ihre Waaren bedingen, und die fremden Kaufleute diese Münze gern ausführen, zufolge dessen ein Agio für den spanischen Piaster besteht von 20 bis 25 Procent.

Das größte Hinderniß endlich ist der Mangel an Waaren, welcher aus verschiedenen Ursachen entspringt, die es zu weitläufig seyn würde hier aufzuzählen. Was jedoch den Handel der Hauptstadt Palembang betrifft, so trägt dazu bei, daß weder Araber noch Chinesen wagen, das Binnenland zu besuchen; daß die Palembanger, welche entweder selbst Djenangs oder Bevollmächtigte eines Djenangs sind, sich der Producte zu niedrigen Preisen bemächtigen, und kein Binnenländer frei damit walten, noch sie selber zur Hauptstadt bringen und dort verkaufen darf.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Merkwürdige Fossilien. Hr. Agassiz hatte bei seinem Aufenthalte in Edinburg Gelegenheit, die Fossilien in dem Collège des Museums zu untersuchen, und fand zwei ganz neue Genera und acht Arten von Pterichthys oder beflügelten Fischen vor. Eine Art davon ist größer als die andere, die Länge von jeder zwischen 2 und 5 Zoll. Wir haben hier einen sehr interessanten Beitrag zur Thierwelt einer ältern Periode, einer Periode vor Erschaffung des Menschen, und wenn diese wundervollen Wiederauffindungen so fort gehen, so werden die fünfzehnhundert antediluvianischen Thiere, welche dieser unermüdliche und gelehrte Geologe bereits besitzt, bald um das Doppelte vermehrt seyn. (Literary Gazette vom 31 October.)

Uebergewicht der Frauen über die Männer in Schweden. Schwedische Blätter (s. Aftonblad vom 5 November) geben die Bevölkerung Schwedens auf 2,740,000 Menschen an, darunter männlichen Geschlechts 1,330,000, weiblichen Geschlechts 1,410,000. Dieß Uebergewicht, das 80,000 Seelen oder beinahe 3 Procent beträgt, scheint allenthalben ziemlich gleich: in Stockholm 39,000 männlichen, 44,000 weiblichen Geschlechts, in den übrigen Städten 96,000 männlichen, 111,000 weiblichen Geschlechts.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 136 u. 137** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: **Cosima, oder der Haß in der Liebe.** Von George Sand. — **Jack Sheppard.** (Forts.) **Einige Dichtungen von S. T. Coleridge und von Mrs. Landon-Maclean.**

Zu den Abonnenten dieses Auslands-Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann überall eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 136 u. 137.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

23. November 1836.

Cardinal von Retz und seine Zeit. Von Heinrich Luden.

Mit der Geschichte Retz's hat es Luden sehr leicht gehabt. Er hat sie nicht zu erfinden, nicht zu combiniren, nicht zu ordnen, nicht zu motiviren gehabt, sondern sie lag ihm fertig vor, und er hat sie nur zu erzählen gehabt. Und dieß hat er mit Geschick und Geschicklichkeit gethan, und wir können ihm das Zeugniß geben, daß er sich seiner Aufgabe mit Sorgfalt entledigt hat. Er hat sich nicht begnügt, die Memoiren des Cardinals zu lesen, sondern hat auch die Geschichtschreiber jener Zeit, die Briefe und Memoiren der Zeitgenossen, die Flugschriften und Pamphlete, die Retz's Leben und Thaten betreffen, studirt, und hat sich so in den Stand gesetzt, seine Erzählung mit Urtheilen und Bemerkungen zu begleiten, die von Kenntniß und Einsicht zeugen. Er hat sich nicht damit begnügt, die Memoiren des Cardinals zu excerpiren, sondern hat sie ganz gelesen, und hat sich so in den Stand gesetzt, sie mit Sachkenntniß zu beurtheilen. Er hat sich nicht damit begnügt, die Memoiren des Cardinals zu lesen, sondern hat auch die Geschichtschreiber jener Zeit, die Briefe und Memoiren der Zeitgenossen, die Flugschriften und Pamphlete, die Retz's Leben und Thaten betreffen, studirt, und hat sich so in den Stand gesetzt, seine Erzählung mit Urtheilen und Bemerkungen zu begleiten, die von Kenntniß und Einsicht zeugen. Er hat sich nicht damit begnügt, die Memoiren des Cardinals zu excerpiren, sondern hat sie ganz gelesen, und hat sich so in den Stand gesetzt, sie mit Sachkenntniß zu beurtheilen.

Wahrheiten nie abgeschworen: denjenigen, der die berechtigten Gefühle veredelt und reinigt, und die ungestümen Antriebe der Natur bekämpft."

Die Intrigue des Stücks darf als ziemlich bekannt vorausgesetzt werden; es ist in der Kürze diese: Cosima, die Gattin des florentinischen Bürgers und Kaufmanns Alvise Petruccio, wird von dem reichen Venetianer Ordonio Elisei mit Liebesnachstellungen verfolgt, und er macht Eindruck auf sie, so wenig sie, die ihren Gatten nach strengster Pflicht zu achten und zu lieben glaubt, sich dessen bewußt ist. Er belauscht ihre Beichte, worin sie den Zustand ihres Herzens gesteht, und ist nun entschlossen, seine Beute nicht mehr loszulassen. Cosima's guter Genius ist Neri, den sie wie einen Bruder betrachtet, ein von Alvise gleichsam an Kindesstatt angenommener junger Mensch. Alvise merkt die Bewerbungen, aber sein Vertrauen bleibt fest. Ordonio reist nach Venedig, läßt aber seinen Pagen zurück, der in der Dämmerung seine Rolle spielt; eines Abends aber wird dieser von Banditen ermordet; man hält ihn für Ordonio, und der Verdacht fällt auf Alvise, welcher gefangen gesetzt wird; Neri gibt sich, um ihn zu retten, als Mörder an. Durch Ordonio's rechtzeitiges Erscheinen werden sie gerettet und die Familie strömt von Dank über. Er wird der tägliche Hausfreund, bleibt während einer Reise Alvise's in Florenz zurück, und quält die zwischen Liebe und Pflicht, Neigung und Abscheu vor dem Edelmann hin und her schwankende Cosima auf den Tod. Der rückkehrende Alvise belauscht eine Scene zwischen den beiden, die sein Vertrauen sehr erschüttert; nach einiger Zeit sucht er Ordonio in seinem Hause auf, von ihm Genugthuung zu verlangen; Cosima, die sich eben mit Abscheu und Haß von Ordonio losgerissen, hört ihre Unterredung und lernt jetzt erst den Edelmuth und Werth ihres Gatten recht schätzen. Sie bietet Allem auf, um das Duell zu hintertreiben, erbietet sich sogar dem Ordonio mit ihm zu fliehen, um nur das Leben ihres Gatten zu retten; Alvise, der mit dem zur Rettung von Cosima aufgerufenen Herzog gelauscht hat, erkennt jetzt die verhältnißmäßige Unschuld seiner Gattin und tritt hervor, aber zu spät — sie hat schon Gift verschluckt und stirbt in seinen Armen. Neri schwört sie zu rächen.

Was nun eigentlich der Gedanke, die Moral dieses Stücks seyn soll, will uns nicht so ganz leicht und ungesucht sich ergeben; etwa: daß eine Frau, ohne im strengsten Sinn zurechenbare Schuld, doch allen Schein der Schuld auf sich laden kann? oder: daß der Mann zur Nachsicht und Verzeihung gegen die Gattin verpflichtet ist? oder allgemeiner: die Verhältnisse sind stärker als der menschliche Wille? Aber diese Sätze sind eben alle ziemlich vag, durchaus nicht bündig und concludent, und das Ganze erscheint uns als eine Verkettung von unglücklichen Zufällen und Situationen, die wohl Mancherlei zu denken geben, aber zu keinem eigentlichen Ergebniß hindrängen; daß Cosima sich am Ende wirklich vergiftet, ist ein reiner Zufall, denn wären die Versteckten einen Augenblick früher hervorgetreten, so wäre es hintertrieben worden; und eine innere Nothwendigkeit ihres Todes kann nach der Intention der Verfasserin wohl schwerlich angenommen werden. So bleibt der Eindruck das ganze Stück hindurch ein unsicherer und peinlicher, das Ende aber durchaus unbefriedigend. So konnte es denn nicht wohl fehlen, daß das Drama mißfiel, wenn schon wohlwollende und milde Kritiker sich alle Mühe gaben, seine Vorzüge in Anlage und Motivirung des Einzelnen und in der allgemein als ausgezeichnet anerkannten Sprache der Verfasserin hervorzuheben.

Wir wollen nun ein paar Scenen aus dem Drama übersetzen, damit der Leser auch selbst über den Dialog sich ein Urtheil bilden kann. Aus dem ersten Act (dem ein Prolog in der Kirche vorangeht), wählen wir die dritte Scene.

Scene drei. Neri. Cosima.

Neri (bei Seite). Immer an diesem Fenster! (Laut.) Fürchtet Ihr nicht krank zu werden? Die Luft ist kalt diesen Abend, Madame.

Cosima (schrickt zusammen und verläßt plötzlich das Fenster, sobald sie Neri erblickt). Ihr beunruhigt Euch allzuleicht, Neri; ich fühle keine Kälte.

Neri. Doch sind Eure Züge verändert!

Cosima (ungeduldig). Was macht das?

Neri. Ich versichere Euch, Ihr seyd verändert seit einiger Zeit.

Cosima. Ha, dann ist es nicht besonders galant, es mir zu sagen.

Neri. Es ist wahr, ich bin freilich kein Höfling!

Cosima. Nun, Ihr, was denn?

Neri. Ihr grollt mir, Cosima, seit dem Abend wo ich so seltsam mich täuschen ließ von einer Frau, die ich für Euch nahm, und der ich den Arm gab, sie aus der Kirche herauszuführen.

Cosima. Wahrhaft, ich rathe Euch mich an das Stückchen zu mahnen! Es macht Eurem Scharfblick Ehre!

Neri. So wie Eure Art mir zu antworten unserer Freundschaft Ehre macht.

Cosima. Ei, Neri, Ihr wißt wohl, ich grolle Euch nicht darum, daß Ihr Euch so artig getäuscht habt. Aber ich kann nicht vergessen, welche bittre Laune Ihr mir bei jener Gelegenheit gezeigt habt, als wäre ich an Eurer Ungeschicklichkeit schuld, und als hätte nicht vielmehr ich Euch einen Vorwurf zu machen über eine so seltsame Zerstreutheit.

Neri. Bald werft Ihr mir Nachlässigkeit, bald zu viel Eifer vor.

Cosima. Weil Ihr mir bald folgt, wie ein Stallmeister, und bald Euch vor mich hinstellt wie ein Großsprecher.

Neri. Und immer bin ich lächerlich und mißfällig. Ach, was habe ich denn gethan? Ihr habt mich sonst geliebt wie einen Bruder und jetzt verachtet Ihr mich wie einen Wächter, wie einen Kerkermeister! ...

Cosima. Aber warum übernimmst du auch ein solches Amt, mein armer Neri?

Neri (mit Schmerz). So bin ich also Euer Wächter!... ich bin Euer Kerkermeister ich! Mein Gott! (Cosima nimmt ihn bei der Hand.) Aber was sagt Ihr mir denn, Cosima? (Mit Thränen.) Was habt Ihr denn gegen mich?

Cosima. Ich habe nichts gegen dich, mein guter Neri, nichts, ich versichere dich... Ich bin ein wenig aufgeregt... Du hast es errathen, ich bin ein wenig unwohl, mein Freund!

Neri. Ach ja! ich sehe es wohl, sonst würdet Ihr Euch nicht so täuschen... Ich, der ich mein Leben hingäbe, um Euch einen langweiligen Augenblick zu ersparen...

Cosima (auf einen Stuhl hinsinkend). Langweilig? ach ja, du hast es gesagt! die Langeweile verzehrt mich und sie ist, das weiß ich jetzt, das ärgste unter allen Uebeln! Ich lebe hier nicht, ich ersticke... (Sie verbirgt das Antlitz in den Händen.)

Neri (sich ihr nähernd und mit Zärtlichkeit aber mit Ehrfurcht ihre Hände ergreifend). Theuerste Cosima! woher dieß plötzliche Leiden? Seit den zwei Jahren, die Ihr vermählt seyd, habe ich immer in Eurer Nähe gelebt und nie habe ich Euch so leiden sehen. Was kann denn zu Eurem Glück fehlen? Euch, der Gattin Alvise's, Euch, die Ihr angebetet seyd!

Cosima. Warum mich erinnern an die Liebe meines Gatten? Beklage ich mich über Alvise? Klage ich ihn an?

Neri. Kann es für Euch andere Arten des Kummers geben, als in Herzenssachen? Gibt es andre in unserm Alter, Cosima?

Cosima. Ich spreche dir von meiner Langweile, *) mein armer Neri! Wenn man die Ursache dieses Uebels kennte, würde man davon genesen, denn man würde ein Gegengift dafür finden.

Neri. Langeweile! ich weiß nicht was das ist! Mir scheint die Zeit immer nur zu kurz und zu wenig zur Arbeit.

Cosima. Ach, das ist eben deßwegen, weil du arbeitest! Ihr wißt nichts von der Pein und Qual des Müßiggangs, ihr Männer! Ihr habt Ehrgeiz, ihr habt Pflichten. Aber wir, mit was können wir die Leerheit unserer Tage anfüllen? Die Geschäfte des Hauswesens, sagt man? Aber die gehen klein zusammen, wenn wir nur ein wenig Ordnung in unsre Thätigkeit bringen. Wißt Ihr, daß ich, ohne irgend eine meiner Pflichten zu versäumen, täglich drei bis vier Stunden übrig habe, mit denen ich nichts anzufangen weiß? Wißt Ihr, wie anschmachhaft diese Art Arbeit ist (Sie zeigt ihm ihr mit Seide umwickeltes Rad), und wie ich jede Minute Lust habe, dieß Rad zu zertrümmern? Ach die Seide, die ich da spinne, dient nur dazu, daran die Stunden meiner langsamen Todesqual zu messen. Ha! jeder dieser Stränge stellt eine Woche meines Todeskampfes dar!.. (Sie stößt den Haspel zurück, der zu Neri's Füßen fällt. Unter den herumrollenden Knäulen erscheint ein Brief, den er auffaßt.) Was macht Ihr da? Warum nehmt Ihr dieß Papier?

Neri. Es war in Eurem Seidenkörbchen; es ist ein Brief an Euch adressirt, Cosima, Ihr hattet ihn also noch nicht geöffnet?

Cosima. Ich weiß nur gar nicht was das seyn kann. Gebt!

Neri (immer den Brief betrachtend). Ihr wollt ihn lesen?

Cosima. Welches Interesse habt denn Ihr daran?

Neri. Und Ihr selbst — kann Euch dieser Brief von unbekannter Hand sehr interessiren? Vielleicht wäre es besser, ihn ungelesen zu verbrennen. (Er tritt damit an eine Kerze.)

Cosima (reißt ihm den Brief weg und zwingt sich zu lächeln). Warum denn? er kann mich wohl in einem müßigen Augenblick unterhalten. Man muß auch den geringsten Gegenstand der Zerstreuung nicht verschmähen, wenn man an Langeweile leidet. (Sie steckt den Brief in die Tasche.)

Neri (nach einem kurzen Schweigen). Ihr leidet also sehr an Langeweile?

Cosima. Zum Sterben!

Neri (traurig). Warum kann ich Euch doch nicht ein reizendes Daseyn verschaffen. Aber jedes Leben ist traurig, Cosima, jede Seele hat ihre Wunde! Indessen tragt mir auf, was Ihr nur wollt! Ihr wißt, um Euren geringsten Einfall zu befriedigen, würde ich Euch mein Herz zu Füßen legen. Ich kann mich aufopfern...

Cosima. Euch aufopfern! warum denn?

Neri. Mich aufopfern, ja! Aber Eine Person würde ich nie, selbst für Euch nicht opfern, Cosima!

Cosima. Wahrhaftig! Und darf man Euch um den Namen dieser Person fragen?

Neri. Mein Wohlthäter! der Mann, der mich auferzogen, unterrichtet, mich gewissermaßen an Kindesstatt angenommen hat, den ich wie einen Vater liebe, Alvise, Euer Gatte, Madame. Sein Glück ist mir nicht theurer als das Eurige, aber seine Ehre...

Cosima (bitter). Immer, wenn von mir die Rede ist, die Ehre meines Gatten!... Wahrhaftig, ich bewundre die Sorgfalt, welche Jedermann hier zeigt für diesen allem Anschein nach so zerbrechlichen Schatz. Aber ich fürchte, es ist damit wie mit allen den kostbaren Dingen, die man nur verderbt, wenn man sie mit unbescheidner, ungeschickter Hand anrührt.

Neri (bei Seite, niedergeschlagen). Sie haßt mich!

(Fortsetzung folgt.)

*) Ennui wird freilich mit Langeweile nicht ganz erschöpft; es liegt darin auch der Begriff des Verdrusses und Lebensüberdruſſes, doch ist jene erste Bedeutung hier wenigstens die überwiegende, wie aus Neri's Antwort hervorgeht.

Jack Sheppard.

(Fortsetzung.)

Dieß sind die wichtigsten Facta der ersten Epoche; aber nicht die Facta, sondern die Schilderung der Personen und der Localitäten, zwischen welchen in diesem Buch eine enge Verknüpfung

statt findet, ist das Wesentlichste; und daher wollen wir auch sogleich einige Proben davon geben, und wählen hiezu Einiges aus dem ersten Capitel, das die Ueberschrift führt: die Wittwe und ihr Kind.

„In der Nacht des 26 Novembers 1703 an einem Freitag, um eilf Uhr, ging die Thüre einer elenden Wohnung in einem obscuren Quartier des Fleckens Southwark, bekannt unter dem Namen der alten Münze, auf, und ein Mann mit einer Laterne in der Hand zeigte sich am Eingang. Diese Person, etwa vierzig Jahre alt, war bekleidet mit einem braunen Friesrock mit doppelter Brust, mit weiten Schößen und einem sehr schmalen Kragen, einer hellen Drogettweste, mit Taschen die bis auf die Kniee reichten, schwarzen Plüsch-Hosen, grauen wollenen Strümpfen und Schuhen mit runden Zehen, hölzernen Absätzen und hohem Versenleder, befestigt mit kleinen silbernen Schnallen. Er trug einen dreispitzigen Hut, eine röthliche Stutzperücke und hatte um den Hals ein dickes wollenes Tuch. Seine Kleider hatten allem Anschein nach schon Dienste geleistet und waren reichlich bedeckt vom Staub der Werkstatt. Doch aber hatte er ein anständiges Aussehen, und das Wesen eines Mannes, dem es in der Welt gut geht. Von Statur war er kurz und untersetzt, wohlbeleibt, und sein Gesicht war glatt, ehrbar und mit einer Stumpfnase geziert.

„Unmittelbar hinter diesem Individuum kam ein blasses, von Armuth niedergedrücktes Weib, dessen verwahrlostes Aussehen einen scharfen Contrast bildete mit seiner derben und wohlhäbigen Physiognomie. Sie war bekleidet mit einem zerlumpten Rock von schwarzem Zeug, verfärbt durch verschiedentliche Flecken, und sollte, nach den Ueberresten von verschossenem Flor zu schließen, womit er da und dort besetzt war, ein Wittwentrauerkleid vorstellen; in den Armen trug sie ein schlafendes Kind, in die Falten eines halbwollenen Shawls gewickelt.

Trotz ihrer Magerkeit hatten ihre Züge doch noch einen bis auf einen gewissen Grad einnehmenden Ausdruck, und hätten sogar schön genannt werden können ohne jene widerliche Frische des Mundes, welche habituirlichen Schnappstrinkern eigen zu seyn pflegt, und welche bei ihr sich um so schauerlicher ausnahm wegen der beinahe leichenfahlen Farbe des übrigen Gesichts. Sie konnte nicht über zwanzig Jahre alt seyn, und obgleich Mangel und anderes Leiden das Werk der Zeit ausgerichtet, ihren Körper verzehrt und ihre Wange der Blüthe und Rundung beraubt hatten, hatten sie doch nicht den Glanz ihrer Augen ausgelöscht, noch ihr Rabenhaar dünn gemacht. Einen bösartigen Husten unterdrückend, der sie von Zeit zu Zeit plagte, richtete die arme Frau zum Abschied ein paar Worte an ihren Begleiter, der vor der Thüre zögerte, als ob er etwas auf dem Herzen hätte, das er nicht recht vorzubringen wüßte.

„Nun, gute Nacht, Mr. Wood," sagte sie in dem tiefen, heisern Tone der Schwindsucht, „und möge Gott der Allmächtige Euch für Eure Güte segnen und belohnen! Ihr waret immer meinem armen Mann der beste Meister; und jetzt habt Ihr Euch als der beste Freund seiner Wittwe und seines verwaisten Kindes gezeigt."

„Pah, pah! sprecht nicht weiter davon," versetzte der Mann hastig. „Ich habe nicht mehr gethan als meine Pflicht, Mrs. Sheppard, und weder verdiene noch verlange ich Euern Dank. Wer den Armen gibt, leiht dem Herrn! das ist mein Trost. Und das bißchen Hülfe, das ich Euch leisten kann, hätte ich Euch früher angeboten, hätte ich gewußt wo Ihr ein Unterkommen gefunden nach Eures unglücklichen Mannes — —"

„Hinrichtung, wollt Ihr sagen, Herr," fuhr Mrs. Sheppard fort, mit einem tiefen Seufzer, als sie merkte, wie ihr Wohlthäter bei dem Worte stockte. „Ihr zeigt mehr Rücksichten für die Gefühle der Wittwe eines Gehenkten, als zu zeigen nöthig ist. Ich bin an Schimpf gewöhnt, wie an Unglück, und bin hart geworden gegen beides; aber ich bin nicht gewohnt an Mitleid, und weiß nicht, wie ich es zu nehmen habe. Mein Herz würde sprechen, wenn es könnte, denn es ist sehr voll. Es war eine Zeit, vor langen, langen Jahren, wo mir die Thränen aus dem Auge gestürzt wären bei der bloßen Erwähnung einer Großmuth wie die Eurige, Mr. Wood; aber jetzt kommen sie nicht mehr. Ich habe seitdem nicht mehr geweint."

„Und ich hoffe, Ihr werdet auch nie mehr Anlaß haben zu weinen, arme Seele," versetzte Wood, indem er seine Laterne niedersetzte und sich ein paar Tropfen aus den Augen wischte, „außer Freudethränen. Ha!" fuhr er fort und suchte seine Bewegung zu bemeistern, „ich kann Euch nicht in dieser Stimmung verlassen. Ich muß noch eine Minute bleiben, wenn auch nur, um Euch lächeln zu sehen."

Mit diesen Worten trat er wieder in das Haus, schloß die Thüre, und trat, von der Wittwe gefolgt, an den Herd, wo einige, dem Anschein nach eben erst angezündete Späne brannten.

Das Gemach, worin diese Unterredung statt fand, sah unsauber und armselig aus. Verfault und mit einem dicken Ueberzug von Schmutz bedeckt, boten die Dielen des Bodens dem Fuß einen unsichern Anhalt; die nackten Wände waren ganz mit grotesken Zeichnungen bedeckt, deren vornehmste die Strafe Nebukadnezars vorstellte. Das Uebrige waren hieroglyphische Charaktere, mit Röthel und Kohle ausgeführt. Die Decke war an vielen Orten zerrissen; die Latten waren weg, und wo noch die Bekleidung da war, war sie von der Feuchtigkeit angegriffen oder mit staubigen Spinngeweben bekränzt. Ueber eine alte, krachende Bettstelle war eine schmutzige, zusammengeflickte Bettdecke geworfen, und auf der Bettdecke lag eine schwarze Haube und ein Halstuch, eine Schnürbrust von jener gewaltig großen Art, wie sie zu Anfang des vorigen Jahrhunderts Sitte waren, und ein paar andere Artikel des weiblichen Anzuges. Auf einem schmalen Brett unten am Bett standen ein paar leere Phiolen, eine gebrochene Wasserkanne und Becken, ein brauner Krug ohne Handhabe, ein kleiner, zinnerner Kaffeetopf ohne Röhre, ein Schminknäpfchen, ein Bruchstück von einem Spiegel und eine Flasche mit der Aufschrift: Rosa Solis. Zerbrochene Pfeifen lagen auf dem Boden umher, der ohnehin schon eine Masse von Schmutz und Koth war.

Ueber dem Kamin war ein Zettel angeklebt, welcher enthalten ſollte: „die letzten Reden und Beichte von Tom Sheppard, dem berüchtigten Einbrecher, der in Tyburn den Tod litt am 25 Februar 1703.“ Dieſer Zettel war geſchmückt mit einem rohen Holzſchnitt, den unglücklichen Miſſethäter auf dem Richtplatz vorſtellend. Auf der einen Seite dieſes Zettels hing das Bild der regierenden Königin Anna, über das William des Dritten geklebt, und auf der andern ein elender Kupferſtich des Chevalier de Saint George, oder wie er in der Unterſchrift hieß: Jakob III, was vermuthen ließ, daß die Inſaſſin des Hauſes einigermaßen jakobitiſch geſinnt ſeyn möchte.

Unter dieſen Bildern formte eine Anzahl von Schuhnägeln, in die Wand eingeſchlagen, einige Buchſtaben, welche, gehörig entziffert, die Worte gaben: Paul Groves, Schuhflicker; und unter dem Namen erzählten folgende Worte, mit Kohle geſchrieben, das Schickſal des armen Teufels: „Erhenkte ſich in dieſer Stube aus Liebe zum Schnapps,“ begleitet von einem anſchaulichen Conterfei des unglücklichen Selbſtmörders, wie er an einem Balken hing. Ein Pfennigslicht, in einen Flaſchenhals geſteckt, goß ſein ſchwaches Licht auf den Tiſch aus, der, Dank der freundlichen Fürſorge Meiſter Woods weit beſſer mit Eßwaaren beſetzt war, als man hätte erwarten ſollen.“ — —

Das Geſpräch auf das Kind lenkend, ſagte Meiſter Wood: „Es iſt ſündhaft, ſo zu jammern und zu verzweifeln, da Ihr doch dieſes Kind zu Eurem Troſte habt. Gott helfe ihm! es iſt das wahre Abbild ſeines Vaters. Gleiche Schreiner, gleiche Späne!“

„Dieſe Aehnlichkeit iſt die Haupturſache meines Jammers,“ verſetzte die Wittwe ſchaudernd. „Wäre das nicht, ſo wäre das Kind in Wahrheit ein Troſt und ein Segen für mich. Es ſchreit nie und iſt nie unruhig, wie Kinder gewöhnlich, ſondern liegt ſo ſanft und ruhig an meiner Bruſt oder auf meinem Knie, wie es Ihr jetzt ſeht. Aber wenn ich ſein unſchuldiges Geſicht betrachte, und ſehe wie er ſeinem Vater ſo ähnlich iſt — wenn ich an dieſes Vaters ſchimpfliches Ende denke, und mich erinnere, wie rein von Schuld er einſt war — da, Mr. Wood, überkommt mich oft die Verzweiflung; und ſo theuer mir dieß Kind iſt, viel theurer als mein eigues Leben, das ich jede Minute für es hingäbe, habe ich doch ſchon den Himmel gebeten, es mir lieber zu nehmen, als daß es heranwachſe und auch ſeines Vaters Verſuchungen ausgeſetzt ſey, als daß es ſo elend lebe und ſo ſchmachvoll ſterbe wie ſein Vater. Und wenn ich es vor meinen Augen dahin ſchwinden, und jeden Tag magerer und magerer werden ſah, dah' ich oft gedacht, mein Gebet ſey erhört worden.“

„Heirathen und gehenkt werden geht nach dem Beſchluß des Schickſals,“ bemerkte Wood nach einer Pauſe; „aber ich denke Euer Kind iſt zu etwas Beſſerem beſtimmt als zum einen oder andern.“ Die letztern Worte ſprach er mit ſolcher Betonung, daß man leicht auf die Vermuthung hätte kommen können, Mr. Wood lebe nicht in den glücklichſten ehelichen Verhältniſſen.

„Gott allein mag wiſſen, wozu er beſtimmt iſt,“ verſetzte die Wittwe im Tone muthloſer Niedergeſchlagenheit; „aber wenn Monheer van Galgebrok, dem ich vorige Nacht begegnete, die Wahrheit geſprochen, ſo wird der kleine Jack nie in ſeinem Bette ſterben.“ — „Gott behüte uns!“ rief Wood. „Und wer iſt denn dieſer van Gal — Gal — wie heißt der ausländiſche Name?“ — „Van Galgebrok,“ verſetzte die Wittwe. „Es iſt der berühmte holländiſche Beſchwörer, der König Wilhelms Unfall und Tod ihn vorletzten Februar vorausgeſagt hat, einen Monat ehe es ſich ſo begab, und prophezeyte, ein andrer Fürſt über dem Waſſer werde bald wieder zu dem Seinigen kommen; wofür er nach Newgate geſchickt und durchgepeitſcht wurde. Seine Mitgefangenen nannten ihn nur den Galgenſchauer, wegen der Eigenſchaft, die er hatte, alle diejenigen herauszufinden, welche für den Galgen beſtimmt waren. Man wußte keinen Fall, wo er geirrt hätte, und man fürchtete ihn daher ſo arg wie das Gefängnißfieber. Er fand meinen armen Mann unter einem Haufen andrer Delinquenten heraus; und Ihr wißt, wie Recht er in dieſem Fall hatte, Sir.“

„Ja, wahrhaftig!“ verſetzte Wood mit einer Miene, welche ſeine Meinung auszudrücken ſchien: es habe wohl keine außerordentliche Kunſt der Weiſſagung dazu gehört, um das Schickſal des fraglichen Individuums zu errathen; indeß fragte er nur: „Und aus was ſchloß denn der alte Kerl das, he, Joan?“ — „Aus einem ſchwarzen Mal unter des Kindes rechtem Ohr, wie ein Sarg geſtaltet, was ein böſes Zeichen iſt; und aus einer tiefen Linie gerade über die Mitte des linken Daumens hin, welche ſich in Geſtalt einer Schlinge windet, was ein noch ſchlimmeres Zeichen iſt,“ verſetzte Mrs. Sheppard. „Wahrhaftig es iſt kein Wunder, wenn das arme kleine Weſen ſo gezeichnet iſt; denn als ich in dem Gefängniß für Delinquentinnen in Newgate lag, wo er das Licht zuerſt erblickte — das Licht wenigſtens, das ſeinen Zugang zu einem ſo finſtern Ort findet — da hatte ich im Schlafen und Wachen nichts als Stricke und Galgen und Särge und dergleichen ſchreckliche Geſichte immer um mich herum tanzen! Und dann wißt Ihr, Sir — oder vielleicht wißt Ihr es nicht, daß der kleine Jack einen Monat zu früh geboren iſt, gerade an dem Tag, wo ſein armer Vater den Tod litt.“

„Gott tröſte uns!“ rief Wood aus, „wie gräßlich! Nein, das wußte ich nicht!“

„Ihr könnt die Zeichen an dem Kind ſelbſt ſehen, Sir, wenn Ihr wollt,“ fuhr die Wittwe eifrig fort. — „Sehe ſie der Teufel, ich nicht!“ ſchrie Wood unwillig; „ich hätte nicht geglaubt, daß Ihr euch ſo leicht narren ließet, Joan.“ — „Genärrt oder nicht,“ erwiederte das Weib geheimnißvoll; „der alte Van hat mir Eines geſagt, was ſchon eingetroffen iſt.“ „Was denn,“ fragte Wood mit einiger Neugier. — „Er hat mir geſagt, um mich zu tröſten, glaube ich, nach dem Schrecken, den er mir zuerſt verurſachte, das Kind würde binnen vier und zwanzig Stunden einen Freund finden, der ſein langes Leben hindurch ihm beiſtehen würde.“ — „Ein Freund iſt nicht ſo bald gewonnen als verloren,“ verſetzte Wood; „aber wie ging

denn die Weissagung in Erfüllung, he?" — „Ich dachte, Ihr würdet es schon errathen haben, Sir," versetzte die Wittwe schüchtern. „Gewiß hat der kleine Jack außer mir nur Einen Freund auf der Welt, und das ist mehr, als ich noch gestern für ihn zu hoffen mir getraut hätte. Indeß ich habe Euch noch nicht Alles gesagt; der alte Wan hat nämlich auch etwas davon gesagt: das Kind würde seinem neugefundnen Freund das Leben retten bei dem ersten Zusammentreffen, aber wie das geschehen soll, kann ich nicht errathen." — „Und gewiß kann es kein vernünftiger Mensch," versetzte Wood mit Lachen. — —

Nachdem Meister Wood der Wittwe den Vorschlag gemacht, ihr Kind von ihr zu nehmen, und sie sich mit der Beredsamkeit der mütterlichen Liebe dagegen gesträubt, und der ehrliche Owen Wood ihr die Versicherung gegeben, daß er nicht auf seinem Vorhaben bestehe: — „mit diesen Worten klopfte der Schreiner dem kleinen Gegenstand seiner wohlwollenden Betheuerungen auf die Wange und weckte hiedurch unabsichtlich das Kind aus seinem Schlummer. Ein paar große schwarze Augen aufschlagend, heftete das Kind sie einen Augenblick auf Wood; dann, erschreckt durch das Licht, stieß es einen leisen traurigen Schrei aus, der jedoch sogleich beschwichtigt ward durch die Liebkosungen seiner Mutter, gegen die es, wie schutzsuchend, seine magern Aermchen ausstreckte. „Ich glaube, er würde mich nicht verlassen, auch wenn ich mich von ihm trennen könnte," sagte Mrs. Sheppard, durch ihre Thränen lächelnd. „Ich glaube auch so, Mrs. Sheppard," stimmte Wood bei. „Kein Freund wie eine Mutter, denn der Säugling weiß von keinen andern Freunden." — „Und das ist wahr," sagte die Wittwe, „denn wäre ich nicht Mutter gewesen, ich hätte den Tag nicht überlebt, an dem ich Wittwe wurde." — „Ihr müßt nicht daran denken, Mrs. Sheppard," sagte Wood in tröstendem Tone. „Ich kann nicht anders als daran denken," versetzte sie. „Ich kann mir den letzten Blick des armen Tom nie aus dem Sinn bringen, wie er im Steinsaal in Newgate stand, nachdem man ihm seine Eisen abgenommen, wenn ich mich nicht irgend wie betäube. Das unheilvolle Geläute der Armsünderglocke tönt mir immerfort in den Ohren — oh!" — „Wenn das ist," bemerkte Wood, „so wundert es mich, wie Ihr immer ein so entsetzliches Bild, wie das über dem Kamin, vor Augen haben mögt." — „Ich hatte gute Gründe, es hier aufzuhängen, Sir; aber fragt mich nicht weiter darüber, oder Ihr macht mich noch wahnsinnig," erwiederte sie in wildem Tone. „Gut, gut, wir wollen nicht mehr davon sprechen," antwortete Wood, „und um auf einen andern Gegenstand überzugehen: laßt mich Euch rathen, doch ja nicht Eure Zuflucht zu gebrannten Wassern zu nehmen, um daraus Trost zu schöpfen. Ein Nagel treibt zwar den andern heraus; aber der schlimmste Nagel, zu dem Ihr greifen könnt, ist der Sargnagel. Das Branntweingäßchen ist der nächste Weg zum Kirchhof." — „Das mag seyn; aber wenn es die Entfernung abkürzt und den Weg erleichtert, so kümmre ich mich um sonst nichts," versetzte die Wittwe, welche durch diesen Vorwurf zu plötzlicher Beredsamkeit aufgeregt zu werden schien. „Für solche, die, wie ich, nie aus den dunkeln und traurigen Lebenspfaden haben heraus kommen können, ist das Grab in Wahrheit eine Zuflucht; und je bälder sie dahin gelangen, desto besser. Das geistige Getränke, das ich zu mir nehme, mag wohl Gift seyn — es mag mich wohl tödten — es tödtet mich vielleicht schon; aber das würde Hunger, Kälte, Elend — das würden meine eigenen Gedanken auch thun. Ohne dasselbe wäre ich schon wahnsinnig geworden. Branntwein ist der armen Leute Freund — das Einzige, was sie der Ueppigkeit der Reichen entgegen zu stellen haben. Er tröstet sie in ihrem größten Elend. Er mag verrätherisch und tückisch seyn, und den Grund legen zu einer Menge künftigen Leides; aber für den Augenblick gewährt er Glück, und das ist genug. Wenn ich die Straßen durchzog als eine heimathlose Flüchtige, mit Flüchen von jeder Thür weggewiesen, wo ich um Almosen bat, und mit Stößen und Schlägen von jedem Thor, wo ich um ein Obdach flehte; wenn ich in einen öde stehenden Bau kroch, und meinen müden Leib auf einen Haufen Holz oder Steine ausstreckte, in der nichtigen Hoffnung auf Ruhe, oder, noch schlimmer als Alles, wenn ich, wahnsinnig vor Entbehrung und Elend, fürchterlichen Versuchungen unterlag und auf die einzige nur mögliche Weise mir eine Mahlzeit erwarb, wenn ich zu solchen Zeiten mein Herz in mir verzagen fühlte, trank ich von diesem Getränke, und vergaß auf einmal meinen Kummer, meine Armuth, meine Schuld. Alte Gedanken, alte Empfindungen, alte Gesichter und alte Scenen kehrten mir zurück, und ich träumte mich glücklich — so glücklich wie ich jetzt bin." Und sie brach in ein wildes, krampfhaftes Gelächter aus.

„Armes Geschöpf!" rief Wood. „Nennt Ihr diese unsinnige Lustigkeit Glück?"

„Es ist alles Glück, das ich seit Jahren gekannt habe," versetzte die Wittwe, plötzlich ruhig werdend, „und es ist freilich von sehr kurzer Dauer, wie Ihr wohl einseht. Ich will Euch Etwas sagen, Mr. Wood," fuhr sie fort in hohlem Tone und mit einem geisterhaften Blick, „Branntwein mag Verderben bringen; aber so lange Armuth, Laster und Mißhandlung auf Erden existiren, wird man ihn trinken!" — —

(Fortsetzung folgt.)

Einige Dichtungen von S. T. Coleridge und von Mrs. Landon-Maclean,

übersetzt im Versmaaße der Originale von Kranz.

Danzig bei Gerhard. 1839.

Der Herr Uebersetzer hat sich die gewiß dankenswerthe Aufgabe gestellt, einige Poesien von zwei in England sehr geachteten und beliebten Dichtergenien in Deutschland bekannter, oder seiner Meinung nach eigentlich erst bekannt zu machen, denn er spricht im Vorwort sein Befremden darüber aus, daß Coleridge's Gedichte bisher nicht in unsrer Sprache abgespiegelt worden, und glaubt daß die Dichtungen der weiland Miß L. E.

Landon noch weniger bekannt bei uns seyen. Letzteres mag auch richtig seyn; doch wurden in diesen Blättern, Jahrgang 1839, Seite 93, 555, Proben aus ihren Gedichten mitgetheilt und auch ihr Roman, Ethel Churchill, im Jahrgang 1838, S. 289 und flg. besprochen. Von Coleridge aber wurden in diesen Blättern Uebersetzungen des: „Alten Matrosen" (welcher auch in vorliegender Sammlung aufgenommen ist), der „drei Gräber" und kleinerer Gedichte mitgetheilt. Indeß enthält Kranz's Sammlung immerhin gar manches in Deutschland noch nicht Bekannte, und namentlich das in England so viel besprochene größere Gedicht: „Christabel." Schon das muß dem Herrn Uebersetzer zum Verdienst angerechnet werden, daß er den Muth hatte, sich an eine gewiß nicht leichte Aufgabe zu wagen, denn man darf voraussetzen, daß er weder die Schwierigkeiten verkannte, noch die Größe und Strenge der Anforderungen an eine solche Uebersetzung sich verhehlte, da er ja in seinem Vorwort über alle bisher versuchten Uebertragungen Byrons so ziemlich den Stab bricht. Coleridge aber dürfte, wenigstens in manchen Gedichten und einzelnen Abschnitten, trotz mancher Geistesverwandtschaft mit den Deutschen, dem Dolmetscher nicht geringere Schwierigkeiten darbieten als Byron.

Vermuthlich würden wir die Leser schlecht unterhalten, wenn wir eine kritische Vergleichung der Uebersetzung mit dem Original anstellen wollten; wir begnügen uns daher mit der Erklärung, daß wir bei genauer Vergleichung vieler Abschnitte die Uebersetzung im Allgemeinen richtig, treu, fließend, dem Ton des Originals entsprechend, kurz mäßigen und vernünftigen Anforderungen genügend gefunden haben und sie mit gutem Gewissen den Liebhabern der englischen Poesie empfehlen können. Daß aber eine Uebersetzung von Poesie immer im Ganzen hinter dem Original zurücksteht, das hat sich der Verfasser ohne Zweifel selbst gesagt; er weiß es selbst, daß die Uebertragung „den zartesten und schönsten Farbenhauch" nicht immer zu retten vermag. Gleich das erste übersetzte Gedicht: „die Mähr vom alten Seemanne," enthält Schilderungen, die schwerlich in ihrer originellen und kecken Kürze wieder gegeben werden können. Die Strophe:

The ice was here, the ice was there,
The ice was all around:
It crack'd and growl'd, and roar'd and howl'd,
Like noises in a swound!

ist so übersetzt:

Das Eis war hier, das Eis war dort,
Das Eis war rings herum;
Es krachte und prasselt', und heulte und rasselt',
Wie Ohnmachts-Blut-Gesumm.

Tadeln ist freilich leichter als Bessermachen; indeß wird schwerlich Jemand diese Uebertragung als befriedigend loben; die zweimalige Unterdrückung des e ist gar zu hart, und das Wortungeheuer: Ohnmacht-Blut-Gesumm kann schwerlich einem seine Muttersprache sprechenden Matrosen in den Mund gelegt werden. Doch wir theilen jetzt lieber einige Stellen aus „Christabel" mit, worin der Leser gewiß das Geschick und die Sorgfalt des Uebersetzes anerkennen wird. Wir wählen gleich den viel besprochenen und vielverspotteten Anfang des Gedichts, das ganz eigentlich darauf berechnet scheint, die Gefühle des Schauerlichen und Unheimlichen in der Seele des Lesers zu erwecken.

'S ist Mitternacht, sagt die Schloßuhr an,
Und die Eulen weckten den Göckelhahn
Tu — with! — Tu! whu!
Hört noch einmal dem Göckelhahn. —
Wie kräht er schläfrig! — zu.

Herr Leoline, der reiche Baron,
Hat eine Dogge, zahnlos schon;
Dort unterm Fels, aus ihrem Stall,
Antwortet die dem Glockenschall;
Viermal bei Vierteln und zweimal bei Voll,
Heult sie, ob's regnen ob's klar seyn soll,
Sechzehnmal, kurz, nicht überlaut. —
Ob sie den Geist der Baronin erschaut?

Ist die Nacht frostig und schwarz?
Die Nacht ist frostig, doch nicht schwarz.
Dünn grau Gewölk dort oben deckt
Der Himmel, den es nicht versteckt;
Der Mond steht dahinter, und voll ist er;
Er schaut so klein, so matt daher,
Die Nachtkühle sagt's, der graue Flor:
Es ist der Monat dem Mai bevor,
Und langsam tritt der Lenz hervor.

Und Christabel, die holde Maid,
Ihres Vaters Lust und Freud' —
Was macht's, daß sie im Wald so spät
Viel Klafter fern vom Schloßthor geht?
Des verlobten Ritters dacht'
Viel im Traum sie gestern Nacht;
Nun will sie beten im nächtigen Wald
Fürs Wohl des Geliebten, der ferne ihr wallt. u. s. w.

Dann wird erzählt, wie sie eine Frauengestalt im Walde findet, welche wimmert und ächzt, ihr sagt, sie heiße Geraldine und sey ihrem edeln Vater von fünf Kriegsleuten geraubt worden, und sie um Hülfe bittet. Christabel nimmt sie mit ins Schloß, das sie selbst leise mit dem Schlüssel öffnet, um keinen Lärm zu machen, und ihren halb kranken Vater nicht zu wecken.

— Christabel rief andächtiglich
Der Dame zu, die neben ihr schlich:
„Preisen wollen Marien wir
Die dein Unglück gewendet hat." —

„Ach, ach!“ rief Geraldine hier,
„Ich kann nicht ſprechen, ich bin ſo matt!“ —
Die alte Dogge lag vor dem Stall,
Und ſchnarchte beim kühlen Mondlichtsfall;
Nicht ward die alte Dogge geſtört,
Doch wohl ein mürriſch Winſeln gehört.
Was mochte der alten Dogge ſeyn?
Sie ließ ja ſonſt Gehenl, Gebell
Unterm Auge der Chriſtabel,
Es war vielleicht der Eule Schrei'n —
Was mochte der alten Dogge ſeyn?

Sie ſchritten durch die Halle — die ſchallt
Wenn ihr noch ſo leiſe wallt,
Das Feuer lag platt, dem Sterben nah,
In eigner, weißer Aſche da;
Doch als die Dame vorbeiſchritt, da kam
Eine Zunge von Licht, der Zuck einer Flamm';
Und Chriſtabel ſah beim Blitze des Lichts
Das Auge der Dame und weiter nichts,
Als den Buckel von Herr Leoline's Schild,
Der eine düſtere Wandniſche füllt.
„O bitte,“ ſprach Chriſtabel, „tritt doch recht leicht!
Des Vaters Schlaf iſt ſchnell verſcheucht.“

Die Fremde ſinkt in Chriſtabels Zimmer erſchöpft nieder; Chriſtabel ſagt zu ihr:

„Trink', bitt' ich, dieſen herzſtärkenden Wein!
Aus wilden Blumen, die tugendſam ſind,
Und kräftig macht ihn mein Mütterlein.“
„Und hätte dein Mütterlein wohl mit mir
Mitleiden — mit der Verlaſſenen Noth?“
„Ach!“ Chriſtabel ſeufzt, ich brachte ihr,
Als ſie mich eben geboren, den Tod.
Mir ſagte der Vater mit grauem Gelock,
Wie auf dem Todbett ſie noch ſprach:
Vernehmen werd' ſie zwölf Schläge der Glock'
Des Schloſſes Uhr wann ich Hochzeit mach';
Ach, Mütterlein lieb, ach wäreſt du hier!“
„Das wünſch' ich,“ ſprach Geraldine, „mit dir!“
Doch gleich mit veränderter Stimme rief ſie:
„Fort, wandernde Mutter! mußt weichen und fliehen!
Ich habe die Macht und gebiete dir. Flieh!“
Was fehlt der armen Geraldinen?
Was irrt ihr Auge ſo unſtät, voll Grauen?
Kann ſie leibloſe Todte ſchauen?
Was ſoll mit hohler Stimme ihr Schrei'n?
„Fort Weib! Jetzt iſt mein Stündlein erſchienen!
Und magſt du auch ihr Schutzgeiſt ſeyn,
Jetzt fort, fort, Weib! Jetzt iſt ſie mein!“

Geraldine legt ſich mit Chriſtabel zu Bette und übt einen böſen Zauber an ihr aus, deſſen ſich aber letztere beim Erwachen nicht mehr bewußt iſt. Am Morgen ſuchen ſie Herrn Leoline auf, der in Geraldinen die Tochter ſeines älteſten Freundes erkennt, mit dem er ſich aber längſt entzweit hat. Die darauf bezügliche Stelle iſt in England ſehr berühmt; wir ſetzen daher die Ueberſetzung her:

Ach! Freunde waren ſie, als ſie noch jung,
Doch auch Treue vergiftet die Flüſterzung';
Beſtändigkeit lebt ja nur droben allein,
Und Dornen hat's Leben, und Jugendſinn ſchwankt,
Und vom Geliebten verletzt zu ſeyn,
Macht oft daß unſer Herz erkrankt! —
So ging's — falls recht mein Ahnen ſchiene,
Mit Roland und Herr Leoline.
Es kränkten beide, die beſten der Brüder,
Mit bittern Worten das Herz ſich ſchwer,
Sie ſchieden, und fanden nimmer ſich wieder;
Doch keiner fand einen Zweiten mehr.
Durch den ihm die Oede vom Herzen vertrieben —
Sie ſtanden vereinſamt — die Narben blieben!
Gleich Felſen, die von einander geſpalten,
Nun ſchaurig durchſtrömt ein Fluthenmeer.
Doch ob Hitze, ob Froſt, ob Donner mag walten —
All das vertilgt nicht — ich zweifle ſehr —
Die Spur der Vergangenheit jemals mehr!

Das Gedicht blieb unvollendet; zu den zwei fertiggewordenen Geſängen ſollten noch drei kommen; vielleicht macht es aber gerade in ſeiner räthſelhaften Grauenhaftigkeit den größten Eindruck. Die Ueberſetzung dieſes Gedichts iſt weniger gelungen als die des alten Seemanns; beim Schluß des erſten Geſangs iſt der Verfaſſer ſeinem Grundſatz: Folge und Wechſel des Reims treu beizubehalten, nicht nachgekommen. Auch ſtößt man auf einzelne Flickreime.

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 331.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 November 1840.

Brittische Colonialzustände.

Australische Colonien.

London, den 26 Sept. 1840.

Die neuseeländische Compagnie hat sich durch das absurde und übelwollende Betragen des Colonialbureau's genöthigt gesehen, die Souveränetät der Eingebornen, denen sie ihre Ländereien abgekauft hatte, für den Augenblick anzuerkennen, und von diesen eine Constitution sanctioniren zu lassen, wodurch die englischen Gesetze in dem Territorium der Compagnie eingeführt wurden. Die Compagnie übte ihre neue polizeiliche Gewalt auch sogleich aus, arretirte einen Capitän Pearson, der freilich aus dem Gefängnisse brach, das aus einer Schilfhütte besteht; aber dieß ändert nichts an dem Act der Compagnie, ihre Richter haben seitdem Geld- und Gefängnißstrafen verhängt, und die Colonie von Port Nicholson hat sich de facto als ein unabhängiger Staat erklärt. Dieß geschah den zwölften April. Sobald nun Capitän Hobson, englischer Gouverneur von Neuseeland, das heißt von dem Theil, den die Chefs der beiden Inseln England abgetreten hatten, dieß hörte, so entschloß er sich, den gordischen Knoten, den die Unfähigkeit des Colonialbureau's unauflöslich gemacht hatte, zu zerhauen, und erließ den 21 Mai zwei Proclamationen, in denen er ganz Neuseeland und die dazu gehörigen Inseln für eine brittische Besitzung erklärt, nachdem Lord Palmerston die neuseeländischen Stämme als souveräne Staaten anerkannt hatte, und Hobson selbst bei seiner Ankunft auf der nördlichen Insel mit einem Theil der Chefs um Abtretung der Souveränetät unterhandelt hatte. Dadurch fällt nun freilich die Souveränetät der von der Compagnie gekauften Districte nicht an die englische Krone, aber die Compagnie selbst wird keine Schwierigkeit machen, denn sie wurde zu dem sonderbaren Schritt, sich eine Constitution von Cannibalen geben zu lassen, bloß durch die Feindschaft des Colonialbureau's gezwungen. Der natürliche Lauf der Dinge und die öffentliche Meinung haben auf diese Art die englische Regierung nach langem Widerstreben und vielen verkehrten Umwegen und Ausflüchten gezwungen, zu thun, was sie längst hätte thun sollen. Die ganz kürzlich erschienene parlamentarische Untersuchung über den Zustand der Colonisation von Neuseeland bedeckt die frühern Minister der Colonien und ihren Gehülfen, Lord Howick, mit Schande wegen ihrer Gleichgültigkeit, des beständigen Wechsels ihrer Maaßregeln und ihrer Feindseligkeit gegen die besser dirigirte Thätigkeit von Gesellschaften, welche thun wollten und konnten, was der Staat hätte thun sollen. Als Lord J. Russell das Colonialministerium übernahm, so hoffte man, daß er die Wichtigkeit eines Amtes fühlen werde, von dessen Führung mehr als von der irgend eines andern die künftige Größe des englischen Reichs abhängt. Er hat auch einiges gethan, das einen Staatsmann anzeigt, aber immer nur in halben Schritten, weil er sich zu viel von den Bureaux instruiren läßt, besonders von dem Unterstaatssecretär Stephens, welcher die Traditionen der alten Torpadministration fortsetzt, und jede freiere Bewegung der Colonien wie einen Verrath gegen die allein seligmachende Kirche der Bureaux ansieht. Jede Colonie, welche auf directe parlamentarische Erlaubniß, und ohne das Placet und in Unabhängigkeit von dem Colonialbureau gegründet wird, ist gewiß, unter der Verfolgung des Bureau's zu leiden; die neuseeländische Compagnie ist davon ein sprechendes Beispiel, aber keineswegs das einzige, und Südaustralien bietet gegenwärtig ein noch viel auffallenderes dar.

Diese Colonie wurde bekanntlich vor vier Jahren durch eine Commission gestiftet, welche so gut administrirte, daß innerhalb dieser Zeit 15,000 Menschen dort einwanderten, in der Wildniß eine Stadt von 6000 Einwohnern und zahlreiche Etablissements gründeten, und ein Capital von mehreren Millionen Pfund Sterling erschufen. Aber dieß bildete einen zu grellen Contrast gegen die Kroncolonien, und konnte nicht geduldet werden. Lord J. Russell wurde daher dazu gebracht, daß er die Commission auflöste, und die Colonie unter die drei Auswanderungscommissionen seines Ministeriums stellte. Die Folge ist, daß die Colonie in diesem Augenblick bankerott ist, indem die Wechsel von Oberst Gawler, dem Gouverneur von Südaustralien, von den Commissären protestirt wurden. Die Sache ist leicht erklärt: der Plan der Stifter der Colonie war, daß die Ländereien dort zu Einem Pf. Sterling per Morgen ver-

kauft werden, und der ganze Ertrag zum Ueberführen von armen Colonisten dahin verwendet werden sollte, damit die arbeitende Bevölkerung im Verhältniß zum Bedürfniß von Arbeit auf dem verkauften Lande zunehme; die Localeinnahmen der Compagnie, namentlich Zölle, sollten die administrativen Ausgaben decken. Die Commissäre hatten aber übersehen, daß die großen Vermessungen, welche die Colonisation erfordert, anfangs größere Kosten erfordern werden, als die Localeinnahmen ertragen könnten. Es wurden nun bis Ende des Jahres 1838 über 220,000 Pf. St. für Ländereien bezahlt, und dem Emigrationsfond zugewiesen, welcher 140—150,000 Pf. St. davon auf Emigration verwendete. Die Localeinnahmen stiegen in demselben Jahre auf 20,000 Pf. St., was aber in einem Lande, wo Alles erst erschaffen werden mußte, kaum für die Administrativausgaben hinreichte, so daß davon nichts auf die Vermessung verwendet werden konnte. Diese war aber das erste Bedürfniß und die Bedingung der Existenz der Colonie, und der Gouverneur zog daher Wechsel auf London, welche aus dem Emigrationsfonds bezahlt wurden; aber dieser scheint erschöpft zu seyn, die letzten Wechsel sind daher protestirt worden, und die Emigration hat für den Augenblick aufgehört.

Es wäre den officiellen Leuten leicht gewesen, den Schwierigkeiten, welche sie entstehen und zunehmen sahen, abzuhelfen, und es hätte dazu nichts bedurft, als den Preis des Morgens, wie die neuseeländische Compagnie kürzlich gethan hat, von 20 auf 25 Schilling zu erhöhen, was den Zufluß der Käufer nicht vermindert, und Mittel gegeben hätte, die Vermessung zu bezahlen, ohne die Emigration zu suspendiren. Es ist vollkommen umsonst, daß sich die Officialen gegen die neuern Principien von Colonisation stemmen, das Bedürfniß von Arbeitern in allen Colonien ist unermeßlich, und das Bedürfniß von Emigration in England ist eben so groß. Dazu gehört gar nichts, als daß die Sache durch die möglichst einfachen Formen und in der möglichsten Freiheit mit bloßer Aufsicht der Regierung ihrem natürlichen Gang überlassen wird. Lord J. Russell in seiner Organisation des Emigrationscomite's war auf dem rechten Weg, aber er stellte das Princip nicht in seiner ganzen Einfachheit und Allgemeinheit auf, was den Chikanen seiner Untergebenen und dem beschränkten Geist der Bureaux zu viel Spielraum läßt. Man setze alle Kronländereien in allen Colonien zu einem fixen und überall gleichen Preis zum Verkauf aus, verwende den Betrag des Verkaufs jeder Colonie auf Emigration, und dann wird sich das Verhältniß zwischen der Bevölkerung und dem Bedürfniß von Arbeit in den Colonien und in England bald gleichstellen; die Nothwendigkeit einer großen, nationalen Maaßregel ist evident, und die Beweise davon springen in die Augen: die Bevölkerung von England nimmt jährlich um 400,000 Seelen zu, und der Arbeitslohn ist so herabgedrückt, daß sich an keine weitern Verminderung denken läßt. Dazu kommt die Revolution in dem Ackerbau von Irland, welche schnelle Fortschritte macht; die Landbesitzer finden, daß große Pachtungen vortheilhafter sind, als kleine, und consolidiren daher ihre Güter, was Hunderttausende armer Menschen auf die Landstraße wirft. Die ackerbauende Bevölkerung von Irland beläuft sich auf 6 Millionen Menschen, wird aber englische Landwirthschaft allgemein, bei welcher hundert Morgen Feld nur drei Arbeiter erfordern, so reichen zwei Millionen Menschen für die Cultur von Irland hin. Diese Revolution ist freilich nur graduell, allein sie drückt überall den ohnehin schon so elenden Arbeitslohn herab, und macht Emigration zum ersten Bedürfniß der Nation, und zwar eine unermeßliche Emigration, wie sie nie und nirgends statt gefunden hat, wozu aber das Princip des Verkaufs der Kronländereien die Mittel gibt.

Die Colonialgesellschaften, welche sich kürzlich gebildet haben, sind nicht im Stande, das Bedürfniß zu erfüllen, aber sie zeigen den Weg, und beweisen das allgemeine Gefühl der Nation darüber. Die westaustralische Gesellschaft, welche sich vor kurzem gebildet, und einen District in der bisher so schlecht angesehenen Colonie von Swanriver gekauft hat, schickt in diesem Augenblick eine Colonie nach Fort Leschenault, südlich von Perth in Westaustralien, wo sie 50,000 Morgen Landes verkauft hat, und 1800 Emigranten hinschickt, um die Stadt Australiad zu gründen, und das bloße Gerücht ihres Plans hat zur Folge gehabt, daß die Ländereien der Colonie, welche in der Nähe dieses Districtes liegen, und zuvor gar keinen Werth hatten, auf einmal verkäuflich geworden sind, aus dem einzigen Grunde, weil die Aussicht auf Verwendung der Hälfte des Ertrags, der aus den Ländereien von Australiad von der Gesellschaft gelöst wird, von ihr zu Einführung von Arbeitern verwendet wird. Es ist immer derselbe Cirkel, Einführung von Arbeitern gibt dem werthlosen Boden der Colonien einen Preis, und dieser bezahlt seinerseits die Emigration von Arbeitern. Die Höhe des Preises, den die Regierung auf die Kronländereien setzt, ist von wenig Belang, sobald er so hoch ist, daß er den Transport einer hinlänglichen Zahl von Arbeitern zur Urbarmachung bezahlt. In Neuseeland in dem Gebiet der Compagnie kostet der Morgen 1 Pfd. St., und davon werden 75 Procent zur Ueberfahrt von Arbeitern verwendet; aber die Urbarmachung des Waldlandes kostet 40 Pfd. St. per Morgen: es ist daher mehr als wahrscheinlich, daß die Colonisten gewinnen würden, wenn man ihnen den Morgen um 2 oder 3 Pfd. Sterl. verkaufte, und in Folge des erhöhten Preises zwei- oder dreimal mehr Arbeiter überschiffte, denn in allen Colonien ist die große Ausgabe nicht der Ankauf des Landes, sondern sein Anbau wegen der Concurrenz der Landbesitzer um die unzulängliche disponible Arbeit.

(Schluß folgt.)

Der Claqueur vor Gericht.

Der „Unternehmer des dramatischen Erfolges" auf einem der ersten Theater der Hauptstadt Frankreichs hatte Hrn. Vermifur, einem aufgeräumten alten Manne, einen besondern Auftrag ertheilt, den dieser jedoch nicht erfüllt. Derselbe erschien, beide Arme tief in seinen Rocktaschen steckend, vor den Schranken. — Richter: Was verlangen Sie von Hrn. Vermifur? — Chef der Cla-

queurs: Fünf Franken, um die er die Claqueurs-Administration betrogen hat. — R.: Was hat er gethan? — Ch. d. Cl.: Eben daß er gar nichts gethan hat, das ist der Grund meiner Klage. — R. (zu dem Beklagten): Was haben Sie auf diese Anklage zu antworten? — Beklagter: Ich bin ein alter Soldat, nicht gar zu reich, und daher der Mittel beraubt, das Theater oft zu besuchen. Dessenungeachtet liebe ich es so sehr, wie meine Tabaksdose. Als mein Regiment in Preußen sich befand, ging ich ebenfalls in das Theater, und bei dem Brande von Moskau war ich der letzte, der bei dem Rufe „Feuer" das Schauspielhaus verließ! — R.: Kommen Sie zur Sache. — B.: Seit der Wiederherstellung des Friedens (der Teufel hole ihn) habe ich Mittel gefunden, um eine Kleinigkeit in das Theater zu gehen, in die königlichen Theater um halben Preis, als ein Recht der Klatscher, und in die andern um ein Drittheil. Vor ein Paar Tagen nun stellte ich mich im Kaffeehause Réunion ein, und man sagte mir, ich solle ein petit verre (Glas Liqueur) zu mir nehmen. Nun ist aber das ein Ding, das ich nie nahm. Wenn Sie zu den Claqueurs zu gehören wünschen, war die Antwort, so ist ein petit verre unerläßlich. Man muß consumiren. Ich trank es also aus, zahlte das petit verre, gab mein Geld dem Chef, welcher mich der Obhut des Brigadier-Claqueur übergab, und so betraten wir — ein Duzend zusammen — das Parterre, uns gemächlich Platz machend, bevor die Thüren geöffnet wurden, sans faire queue. — R.: Sie hatten sich anheischig gemacht, bei gewissen bezeichneten Stellen zu applaudiren. — B.: Mein Engagement war zu applaudiren, und der Applaus wurde auf hundert verschiedene Arten gegeben. Einige lachten, einige weinten, einige schüttelten die Köpfe, einige schluchzten convulsivisch, einige machten beständig Gebrauch von ihren Taschentüchern, einige schlugen ihre Hände wund, und andere klapperten mit den Sohlen ihrer Stiefel auf dem Boden. — Ch. d. Cl.: Es war das förmliche Engagement, mit den Händen zu applaudiren! — B.: Die besondere Art war ganz die Sache des Geschmacks und der Wahl. Sie zogen es vor, ihre Hände in Bewegung zu setzen, ich that es nicht. Im Augenblicke, wo das Stück begann, machte das Klopfen des Stockes des Hrn. Chefs einen wunderbaren Effect. Die Claqueurs erhoben einen höllischen Spectakel. Der Stab des Capellmeisters im Orchester war nicht unablässiger in Bewegung, als der unsers Chefs, und das rauschende Orchester unter seinem Befehle machte, man muß ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen, einen höllischen Lärmen. Die „Kreuzfeuer," die „Nachsalven," die artigen Schattirungen feinerer Rührung, die dictatorischen Worte kritischer Schärfe — alles wurde mit einem bewunderungswürdigen Tacte gehandhabt, während von allen Plätzen des Pöbels beständiger Donner erschallte, der dem neuesten Machwerk einen triumphreichen Erfolg sicherte. — Ch. d. Cl.: Sie trugen sicherlich nicht zu diesem Erfolge bei. — B.: Ich hatte die Absicht, von Herzen zu applaudiren. Die Absicht gilt für die That selbst. (Gelächter.) — Ch. d. Cl.: Dem Herrn war bemerkt, es sey nothwendig, am Klatschen Theil zu nehmen, er behielt aber seine Hände in der Tasche. Seine Antwort auf jede Vorstellung war, daß er nicht den ganzen Abend über in einem fort klatschen könne. Nun suchte derselbe aber seitdem zu drei verschiedenenmalen nach, um wieder in mein Corps der „artistes manipulistes" aufgenommen zu werden. Die Dienstesfunctionen, welche mit meiner Anstellung verbunden sind, sind so ausgedehnt, und führen mir immer solch eine Anzahl neuer Gesichter vor, daß ich ihn jedesmal wieder engagirte, indem ich vergaß, schon früher mit ihm zusammengetroffen zu seyn. Nun hörte man aber diesen Klatschmann nicht klatschen. (Großes Gelächter.) — B. (in das Gelächter einstimmend): Das ist wahr. Ich übernahm den Posten eines einsamen Unterbrechers als scheinbarer Chef der feindlichen Streitkräfte, und welchen nützlichern Posten konnte ich einnehmen, um allgemeinen Beifall herbeizuführen! Daher klatschte ich nicht länger. — R.: Warum? — B.: Ich schmeichle mir, aus einer guten Ursache (er zieht den Stumpen seines linken Armes aus seiner Rocktasche); es ist ein kleines Hinderniß vorhanden, sehen Sie, es fehlt die Hand! — Der Richter strich den Gegenstand aus seiner Liste in Mitte des allgemeinen Gelächters des Publicums, während der unzufriedene Chef der Claqueurs sich mit der größten Eile davon machte.

Palembang.

(Schluß.)

Es gab früher in Palembang nicht einen einzigen öffentlichen Markt oder Bazar. An den Landspitzen, welche die Kreeks des großen Flusses oder die Bäche bei ihrem Ausfluß in denselben bilden, wurden Eßwaaren und Früchte verkauft, und mit andern Gütern wurde von den Chinesen, die auf ihren Rakits auch Läden haben, mit Booten hausirt; dieß war aber auch alles. Sobald jedoch die Regierung des Sultans von den Holländern gestürzt war, wurde in der Nähe des Chinesen-Kamps ein großer Markt angelegt, wo es nunmehr in vier geräumigen überwölbten Hallen täglich von Tausenden von Käufern und Verkäufern wimmelt. Der Boden ist sowohl in der nächsten Umgebung der Hauptstadt, als in den Binnenländern ungemein fruchtbar. Allerlei Früchte und Gemüse, die unter dieser Zone nur irgend fortkommen, gedeihen hier vortrefflich. Viele europäische Gemüse werden hier mit dem besten Erfolg gebaut, und sind viel zarter und saftiger, als auf Java. Dasselbe kann man von den unentbehrlichsten Producten des Thierreichs sagen. Geflügel gibt es in Palembang so vortrefflich, als irgendwo in ganz Indien. Die Schweine, Schafe, Hirsche, das kleinere Wildpret, das Ochsen- und Büffelfleisch übertreffen in Wohlgeschmack und Zartheit alles Aehnliche auf Java.

Die Lage der Hauptstadt ist, wie schon oben bemerkt, vollkommen für eine große Handelsstadt geeignet. Kauffahrteischiffe aller Art können mitten in derselben vor Anker kommen, und da die Gelegenheit sehr günstig ist für den Handel mit Java und in der Straße, durch welche man fahren muß, einerseits um nach Malacca und Bengalen, andrerseits um nach China, Siam, Manilla u. s. w. zu kommen, so ist mit Bestimmtheit darauf zu rechnen, daß, sobald hier Handelsartikel vorhanden sind, man dieselben auch abholen wird.

Die Margas (Bezirke) und Provinzen des Reichs von Palembang

welche acht an der Zahl sind, entlehnen ihre Namen von den Hauptflüssen, welche durch dieselben strömen. Aus dem Obigen wird man sich von der Verwaltung und dem Zustande der Bevölkerung dieser Provinzen unter den Sultans einen hinreichend deutlichen Begriff machen können. Die erste und zugleich fruchtbarste Provinz ist die der Anak-Musi (Kinder des Musi), welche diesen Namen führt, weil sie die meisten Nebenzweige des Musi-Flusses enthält. Diese Provinz producirt den meisten Pfeffer. Nach ihr kommt die Provinz Musi oder Sungi-Musi, *) welche ebenfalls sehr fruchtbar ist, obgleich hier weniger Pfeffer gebaut wird als in jener. Diese beiden Provinzen bringen auch viel Reis, Baumwolle, Wachs und Goldstaub hervor. Die letzterwähnte Marga umfaßt die Dusons oder Dörfer, welche an den Ufern des Musi oder Großen Flusses liegen.

Die Marga Lamatang, nach dem gleichnamigen Fluß so genannt, ist im Rang die dritte Provinz und liegt östlich von der Marga Musi. Die Provinz Ogan hat ihren Namen ebenfalls von dem Fluß Ogan, welcher sich in der Nähe der Hauptstadt mit dem Musi vereinigt.

Die Marga Rembang-Ogan enthält die Dusons an den Ufern des Flusses Rembang, welcher sich in den Ogan ergießt. Das Hauptproduct dieser Provinz ist das schöne Rohr (rattan), woron die berühmten palembang'schen Matten verfertigt werden.

Der Fluß Blida vereinigt sich mittelst eines Canals oder Trusans mit dem Ogan, und gibt seinen Namen der kleinen Provinz oder Marga Blida, welche die am wenigsten fruchtbare von allen ist, und von dem Sultan zu einem Verbannungsort für in Ungnade gefallenen Großen bestimmt war. Der Fluß Blida vereinigt sich gleichfalls mit dem Musi, nicht weit unter dem Ausfluß des Lamatang.

Der Banjo-Assim- (Salzwasser-) Fluß, welcher sehr breit ist und sich ins Meer ergießt, gibt seinen Namen einer ausgedehnten Provinz, welche neben den gewöhnlichen Producten besonders sehr reich an Elephanten ist, und im Jahre 1824 zuerst von einem europäischen Fuß betreten wurde. Der Fluß Pontian bewässert gleichfalls eine Reihe sehr fruchtbarer Dusons, welche an Banjo-Assim gränzen.

Der Komoring ist ein großer Fluß, der östlich von dem Ogan läuft, und hängt auch mit diesem mittelst eines Trusans zusammen. Solcher Trusans oder Canäle sind in dem palembang'schen Reich viele von den Sultans angelegt, und vielleicht ist dieses der einzige Nutzen, welchen das Land von ihrer Regierung gezogen hat. Die Einwohner der Provinz Komoring sind meist Javaner, Bugineser und Malayen, welche nicht selten der Gewalt des Sultans spotteten, und sich weigerten den hergebrachten Tribut, welcher in Producten bezahlt wurde, zu entrichten.

Diese Producte sind: Pfeffer, Baumwolle, Reis, Rattan, Wachs, Drachenblut (djernang), Benjoe, Gambir, Elephantenzähne, Lackirholz (kayu lakin) und eine geringe Quantität Vogelnester (sarangburong). Der Ertrag des Pfeffers wird auf 16,000 Pikols à 125 Pfund im Jahre geschätzt, welcher von der holländischen Regierung zu 3 bis 4 spanische Piaster per Pikol eingekauft wird. — Von Baumwolle gibt es zwei Sorten, den Kapok (gossypium arboreum) und den Kapas (gossypium herbaceum). Der letzte, oder die eigentliche feine Baumwolle, ist die Frucht eines Staudengewächses, welches eine ziemlich sorgfältige Cultur erfordert. Die andere Sorte, Kapok, ist die Frucht eines Baumes mit horizontal sich verbreitenden Zweigen und dunkelm laubgrünen Blättern, welcher eine Höhe von 20 bis 25 Schuh erreicht. Der Kapas wird zum Verfertigen von Zeugen, der Kapok zum Füllen von Betten und Kissen verwendet, wozu er sich seiner Elasticität und Leichtigkeit wegen vorzüglich eignet. Es werden jährlich gegen 4000 Pikols Baumwolle in dem Reich von Palembang gesammelt. Der gewöhnliche Preis des rohen Kapok ist 3 bis 4 Piaster per Pikol; der gereinigte Kapas gilt wenigstens 8 bis 10 Piaster der Pikol. — Rattan oder Rotting, wie dieses Rohr auch wohl genannt wird, von 5 Klafter Länge, in Gebunden von 100 Stück, werden zu 14 bis 16 Piaster per Gebund verkauft. Bei geringerer Länge ist der Preis billiger. — Drachenblut und Benjoe (kominian) werden von 14 bis 25, zuweilen auch 50 Piaster per Pikol verkauft. — Elephantenzähne, von zwei in dem Pikol, d. i. von der größten Sorte, 80 Piaster; von vier in dem Pikol 60 Piaster u. s. w. — Kayu-Lakir wird in großen Quantitäten von den chinesischen Dschunken ausgeführt und zum Räuchern in den Tempeln und Häusern in China gebraucht. — Der Goldstaub variirt im Preise je nach der Qualität. Die geringere Sorte wird Mas-muda, oder junges Gold, die bessere Sorte, von dunklerer Farbe, Mas Tuwa, oder altes Gold, genannt. Das Gold von Jambi und Siak, welches das beste ist, wird bezahlt: Mas Tuwa zu 30 bis 32 Piaster der Tahil (ein Gewicht von der Schwere von 2¼ Piaster); Mas-muda 22 bis 23 Piaster der Tahil. Das Gold aus der Marga Komoring, welches weniger fein ist, gilt 17 bis 18 Piaster der Tahil Mas Tuwa, und 13 bis 14 Piaster der Tahil Mas-muda, welches mit geringer Fluctuation als durchgehender Preis des Goldstaubs angenommen werden darf. Das Gold von Borneo z. B. hält die Mitte zwischen den beiden ebenerwähnten, und kostet Mas Tuwa 26 bis 27 Piaster und Mas-muda 23 bis 24 Piaster per Tahil.

In dem Binnenlande von Palembang findet man noch einen wilden Volksstamm, Orang Kubu genannt, welcher jede Berührung mit andern Völkern vermeidet. Sie schaden Niemand, und treiben Handel, ohne zum Vorschein zu kommen. Man legt an bekannten Stellen, in deren Nähe man weiß, daß sie sich aufhalten, baumwollene Zeuge, Tabak und andere Artikel, deren sie bedürfen, nieder, und entfernt sich, indem man sie durch Schlagen auf einem Gonggong herbeiruft. Die Orang-Kubu kommen sodann heran, um die Waaren abzuholen, und legen mehr als den Werth derselben in Honig, Wachs und andern Erzeugnissen ihres Landes an deren Stelle nieder.

*) Sungi bedeutet Fluß.

Miscellen.

Rückkehr der Astrolabe und Zelée. Am 7 oder 8 dieses Monats sind diese Fahrzeuge nach einer Abwesenheit von 58 Monaten — sie fuhren am 8 September 1837 von Toulon ab — wieder in Toulon eingelaufen. Die Mannschaft ist durch Entbehrungen aller Art, durch die Gefahren der Seefahrt und furchtbare Krankheiten stark decimirt worden. Die naturhistorischen Schätze, welche Dumont d'Urville mitbringt, sollen unglaublich reich seyn. (Fr. Bl.)

Chinesen in Frankreich. Fünf junge Chinesen sind kürzlich auf dem Schiff Alexandre aus China in Frankreich angelangt; ihre Absicht soll seyn, die Marine und den Schiffsbau zu studiren, indem die chinesische Regierung erkannt habe, wie schwach sie in dieser Beziehung gegen England sey. (ibid.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 332.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 November 1840.

Spanien und Frankreich.

(Von Höfken.)

Die Ereignisse drängen sich auf der iberischen Halbinsel in rascher Folge. Kaum daß die vascongadischen Provinzen beruhigt, der offene Carlismus aus dem Felde geschlagen, kaum daß die Frage über die Personen entschieden, Sieges- und Friedensfeuer von der cantabrischen Kette bis zur Sierra Nevada auflohten und der Thron der unschuldigen Isabel von allen Gefahren befreit, vor aller Prätension gesichert, erhoben und befestigt schien; als auch schon die verhaltene Frage über Principien mit Ungestüm losbricht, wie ein Sturm über die Halbinsel fährt, die spanischen Völker mit revolutionärem Zündstoff aufzuregen und zu entflammen, die eben erloschene Kriegsfackel von neuem zu entzünden und den alten, erhabenen Thron der katholischen Majestät zu erschüttern droht. Was hat dieses Ungewitter heraufbeschworen? Spanien rief laut nach Frieden und wünschte sich desselben nach dem siebenjährigen bürgerlichen Krieg zu erfreuen; die Provinzen waren beruhigt, der Feind besiegt oder vertrieben, und die Nation wünschte nichts, als die redliche Gewährung und Erhaltung dessen, wofür sie seit 1808 ihr Blut und ihre Kräfte geopfert hat. Wir müssen demnach, wie Vieles davon den Ereignissen und dem innern Gang der Bewegung beizumessen ist, doch auch Manches auf Rechnung der Personen schreiben. Das schwache Ministerium Castro ist gefallen und flüchtig, bittere, schwere Anklagen verfolgen es, kaum kann man den Herren, die es bildeten, das Mitleid versagen, glücklich, daß sie dem Arm des Gesetzes und vielleicht dem schrecklichern der Rache entronnen sind; es hatte keine Stütze in der Nation, noch im Heer, noch in der Verfassung, es wurzelte nirgends im spanischen Boden, es schwebte in der Luft, und doch war es voll trügerischer Hoffnungen und gewillt, sich über Heer, Volk und Verfassung hinwegzuietzen; es war nur das blinde oder betrogene Werkzeug des französischen Einflusses und einer spanischen Coterie, welche aus nackter Bewunderung französischer Institutionen, voll excentrischer Vorliebe für das Centralisationswesen, neben der Einheit der Regierungsgewalt auch die der Massen, der Bildung und des Geistes, die revolutionäre „Einheit" auf jegliche Weise fördern und die noch vorhandene gesund gebliebene Gliederung des organischen Staats stören möchte, wenn auch die neue Verfassung mit sammt den alten Freiheiten der Nation darüber zu Grunde ginge. Ferner ist zu beklagen, daß die wohldenkende Königin Regentin durch schlechte Rathgeber irre geleitet worden ist, die, da es zum ehrenvollen, den Glanz des Thrones nicht trübenden Einlenken noch Zeit war, statt zu warnen, sie nur vollends über ihre eigenen Interessen und die ihrer königlichen Tochter getäuscht haben. Als die Prinzessin Christine „die schönste Rose von Italiens Auen," über Frankreich und die Pyrenäen nach Spanien zog, in die Arme eines grausamen Tyrannen, erscholl ihr Lob und Preis von Aller Mund, sie bildete die Freude, die Hoffnung des Volks, und in tausend Sonetten und Liedern wurde ihre Anmuth von den spanischen Dichtern gefeiert; man sieht, diese Gluth hat sich allmählich abgekühlt, obwohl der Königin Liebreiz noch immer groß ist. Das mag eine bittere, schmerzhafte Täuschung seyn. Der Gedanke, durch ihre Persönlichkeit einen siegreichen Feldherrn zu bezaubern, und so über die höchsten Geschicke des Landes zu entscheiden, konnte nur in dem Kopfe, oder vielmehr in dem Herzen einer Frau aufkeimen, die sich der großen Macht ihres Zaubers bewußt ist. Die Parteien bemächtigten sich natürlich der begangenen Fehler, und die Nation wünschte sich vor der Wiederkehr ähnlicher weiblicher Schwächen sicher zu stellen.

Man könnte, abgesehen vielleicht von Don Pedro, der einem bewegten Leben zu früh erlag, ein langes Klagelied anstimmen über die letzten Regenten aus den Häusern der spanischen Bourbons und der Braganzas. Unsäglich ist, was Spanien und Portugal unter diesen Königen erlitten, erfahren, erduldet haben; und dennoch haben sie ihnen bisher die treueste Gesinnung und die vollste Hingebung bewahrt, haben Gut und Blut für den Thron eingesetzt, und diesen selbst dann hochgehalten, als sie, alle ihre Hoffnungen und Wünsche mitsammt dem heldenmüthig geführten Schwert an den Stufen desselben niederlegend, zweimal auf das grausamste getäuscht worden waren. Es muß in der That weit gekommen seyn, wenn den Thron der spanischen Reiche Gefahren durch die spa-

nischen Völker selbst bedrohen. Den Spaniern ist das Königthum angeboren, es liegt nicht minder tief in ihrem Charakter als in ihrer Geschichte, es gehört zu ihrer Nationalität. Denn die spanische Monarchie hat sich in Kämpfen, die beinahe ein Jahrtausend währten, herausgebildet; sie hat eine Quelle mit ihrer Nationalität, sie ist mit dieser und mit dem Sieg der christlichen Kirche groß gewachsen, sie wurzelt im Boden und im Volkscharakter, und kann nicht willkürlich daraus abgelöst werden, ohne auch andere Lebensfäden der Natur mit zu zerreißen, sie ist ein heiliges Symbol der Nationaleinheit, der vaterländischen Geschichte, der Ehre und des Ruhms. Ich kann mir Spanien, wie ich es kenne, nur als Monarchie denken. Freilich spricht man viel von einem spanischen Conföderativstaat, und aus triftigen Gründen; allein die spanische Conföderation wird dem Königthum nicht entgegentreten, und diese föderative Monarchie vielleicht etwas Kernhafteres und Lebensvolleres bilden, als die französische constitutionelle Centralmonarchie. Auch Oesterreich bildet in gewissem Betracht eine Art von föderativem Kaiserstaat, und die einzelnen Königreiche und Provinzen Spaniens sind bei weitem nicht so verschieden und gesondert von einander, als die Königreiche und Staaten des habsburgischen Kaiserhauses. Meiner Meinung nach wird der Thron Isabellens, wie überhaupt das Königthum in Spanien, mit dem die Regentschaft Christinens nicht zu verwechseln ist, der Bewegung, welche die spanische Nation ergriffen hat, so brausend sie sich auch anläßt, nicht erliegen.

(Fortsetzung folgt.)

Brittische Colonialzustände.

Australische Colonien.

(Schluß.)

Die Transportation von Verbrechern nach Neusüdwallis hat aufgehört, und sie werden nach Lord Russells neuem Plane jetzt alle nach der Norfolk-Insel geschickt. Capitän Maconochie, der mit der Ausführung des neuen Strafplans beauftragt wurde, ist im April mit 200 Gefangenen dort angekommen, welche von den frühern Sträflingen abgesondert gehalten werden; denn früher wurden nur die in den Strafcolonien aufs neue verurtheilten Sträflinge dorthin geschickt. Die Insel enthält 17,000 Morgen, von denen etwa 2000 angebaut sind, und die bisher 1300 Sträflingen Beschäftigung und Nahrung gegeben haben. Das System, das eingeführt wird, besteht darin, daß jedem Gefangenen für eine bestimmte Quantität Arbeit eine gewisse Anzahl Striche hinter seinem Namen gemacht werden; wenn ein Sträfling, der auf neun Jahre verurtheilt ist, 6000, und einer, der auf 15 Jahre verurtheilt ist, 9000 Striche hat, so ist er frei, und kann sich in den australischen Colonien niederlassen. Für Trägheit und schlechtes Betragen werden Striche weggestrichen. Es ist kaum zu glauben, daß ein so bloß mechanisches System die erwarteten Folgen haben könne, denn bei der furchtbaren Langenweile, welche die Sträflinge auf Norfolk erleiden, werden die energischsten unter ihnen sich beeilen, die nöthige Quantität Arbeit zu liefern, um ihren Leidenschaften in den Colonien, wo sie nur zu viele Gelegenheit dazu finden werden, die Zügel zu lassen. In Van Diemens Land und in Neusüdwallis hat das Aufhören der Sendungen von Sträflingen großes Mißvergnügen erregt, und in beiden Colonien sind öffentliche Versammlungen gehalten worden, um zu verlangen, daß wenigstens bei dieser Verminderung der Arbeiter der ganze Ertrag der verkauften Kronländereien auf Emigration verwendet werden solle. In Neusüdwallis ist er im letzten Jahre fast ganz auf Polizei verwendet worden, welche früher größtentheils von England bezahlt wurde, aber jetzt ganz der Colonie anheim gefallen ist, so daß die Auslage dafür in den letzten fünf Jahren von 20,000 auf 104,000 Pfd. St. gestiegen ist. Aber der Gouverneur erklärte den Colonisten, daß der Landfonds so lange auf Polizei verwendet werden müsse, bis sie sich verstehen, die Polizei durch eine Auflage auf die Grafschaften zu bezahlen. Dieß wird auch wohl geschehen, und so ungern sich die Colonie zu einer directen Steuer verstehen wird, so unumgänglich nothwendig ist es für sie, Arbeiter einzuführen.

Die Baumeister von Sidney allein haben dem Gouverneur die Einführung von 1500 Maurern und Tischlern verlangt, um die bei ihnen bestellten Bauten unternehmen zu können, und schlagen vor, einen aus ihrer Mitte nach London zu schicken, um die Emigranten zu wählen. Die Klagen von Port Philipp, dem südlichen und erst kürzlich colonisirten Theil von Neusüdwallis, sind noch viel bitterer. In diesem District sind für mehr als 200,000 Pf. St. Ländereien verkauft worden, und das Geld geht nach Sidney, um zu den allgemeinen Bedürfnissen der Colonie verwendet zu werden. Die Colonisten verlangen daher laut von Neusüdwallis ganz getrennt zu werden, und durch die Ordonnanz vom 31 Mai, welche erst, seitdem sie in der Colonie bekannt gemacht worden ist, aus den dortigen Journalen bekannt ist, ist auch ein Schritt dazu geschehen. Das Colonialbureau hat nämlich Neusüdwallis in drei Theile getheilt: die alte Colonie von Botany Bay mit Sidney in der Mitte, der südliche District von Port Philipp mit Melbourne, und der nördliche, der noch keinen Namen und keine besondere Organisation hat. Dieß muß nächstens zu einer gänzlichen Trennung führen, zu der auch alle denkbaren Gründe vorhanden sind, Sidney und Melbourne können zu Land nicht communiciren. Port Philipp hat nie Sträflinge erhalten, so daß seine Bevölkerung eine große Abneigung hat, mit der in dem alten Theil von Neusüdwallis zusammengeworfen zu werden, und endlich hat Lord Russell selbst in der Art des Länderverkaufs der beiden Theile der Colonie eine so radicale Verschiedenheit eingeführt, daß nicht mehr lange möglich seyn wird, sie als Ein Band zu behandeln. Er hat nämlich in Sidney die alte Art des Verkaufs durch Auction mit einem Minimumspreis von 12 Schilling gelassen, und in Port Philipp die südaustralische Art des einförmigen Preises von 1 Pf. eingeführt. Der Unterschied scheint beim ersten Augenblick kaum groß genug zu seyn, um eine Trennung der Territorien zur Folge zu haben; aber wer bedenkt, daß in unserer Zeit der Verkauf der

Ländereien die Basis des Gedeihens jeder neuen Colonie seyn muß, und den ungeheuren Einfluß beobachtet hat, den eine scheinbar kleine Abänderung in der Methode desselben in den Resultaten für die Colonie hervorbringt, wird leicht zugeben, daß keine Mischung verschiedener Principien in dieser Hinsicht in derselben Colonie denkbar ist.

Die Ausfuhr aus England in die australischen Colonien hat im letzten Jahre nahe an 6 Mill. Pfd. St. betragen, also beinahe so viel, als die nach Westindien. Die Ausfuhr von Australien ist freilich beträchtlich kleiner, da Südaustralien, Port Philipp und Neuseeland in Vergleich mit den großen Capitalien, welche die Gründung dieser Colonien absorbirt, und die aus England in Form von Waaren kommen, mit ihrer Production noch sehr im Rückstand sind. Allein der Ueberschuß ist ein den Colonien geliehenes, und von ihnen auf ihr im Werthe schnell steigendes Eigenthum hypothecirtes Capital; es ist ganz derselbe Fall, wie mit Nordamerika, und diese Ungleichheit ist nur die natürliche Folge davon, daß die überflüssigen und wohlfeilen Capitalien in England einen fremden Markt suchen, wo sie zu höheren Interessen angelegt werden können. Es ist wahrscheinlich, daß Australien noch Hunderte von Millionen auf diese Art an sich ziehen wird, ohne daß England dadurch ärmer wird, denn die Hypothek ist vortrefflich, und bessert sich jedes Jahr. Der Grund und Boden, auf dem die Stadt Adelaide steht, wurde in London vor fünf Jahren um 660 Pfd. Steri. verloost, und kann in diesem Augenblick nicht unter 1,200,000 Pf. St. werth seyn, und trotz der Schwierigkeiten, in denen sich diese Colonie gegenwärtig durch die Nachlässigkeit oder den bösen Willen des Colonialbureau's befindet, besitzt sie immer Elemente von Wohlstand genug, um sich herauszuhelfen. Während der großen Fortschritte, welche alle Colonien in Süd- und Mittelaustralien machen, geschieht fast nichts für Nordaustralien, und das wenige, was geschehen ist, hat wenig Glück.

Nachdem man zwei Niederlassungen, welche seit zehn Jahren in Port Essington gemacht wurden, nach einander, und zwar eben, wenn die ersten Schwierigkeiten vorbei waren, aufgegeben hatte, schickte die Admiralität im Jahre 1837 Sir G. Bremer wieder dahin, eine neue Colonie, genannt Victoria, zu gründen. Er kam im Frühjahre 1838 dort an, wählte eine sehr zweckmäßige Localität, baute ein Gouvernementshaus, Magazine, Werkstätten, Casernen u. s. w., und das Etablissement gedieh bis im November 1839, wo den 25 ein furchtbarer Sturm fast alle Gebäude niederriß, die Brunnen zuschüttete, die Bäume ausriß, und den Garten mit Seewasser überschwemmte, so daß Alles von neuem begonnen werden mußte. Aber die Niederlassung hat ein zu großes Interesse für den Handel mit den südlichen Molukken, als daß sie aufgegeben werden könnte, indem England durch den Vertrag mit Holland vom Jahre 1817 verhindert ist, auf den kleinen Molukken ein Etablissement zu gründen. Das Klima ist zu warm für europäische Colonisten, aber man hat jetzt den Plan gemacht, chinesische Colonisten aus den Inseln dorthin zu ziehen, und es ist kein Zweifel daran, daß sie dort gedeihen werden. Die ganze Nordküste ist noch sehr wenig bekannt, doch hat die Corvette Beagle im vorigen und in diesem Jahre den Theil der Küste, welcher westlich von Port Essington liegt, aufgenommen, und einen großen Fluß entdeckt, dessen Ausfluß wahrscheinlich zur Localität einer neuen Colonie gewählt werden wird, da er tief ins Land schiffbar ist. Man hat ihm den Namen Adelaide gegeben; die Vegetation am Flusse hin ist durchaus tropisch, die Ufer sind mit Mangroven und höher hinauf mit Bambus bewachsen, und im Flusse fand man Alligators.

Ich habe vergessen, zu schreiben, daß die letzten Nachrichten, die man hier von den deutschen Emigranten in Südaustralien hat, Briefe von dem Prediger Kavel vom 16 Januar sind. Damals ging es der Gemeinde gut, ihre Gärten gediehen; sie besaß 80 Kühe. Die zwei deutschen Missionen bei den Eingebornen machten große Fortschritte in der Sprache, und waren in gutem Verständniß mit ihnen. Die Eingebornen haben dazu geholfen, ihnen Häuser zu bauen, und scheinen geneigter zu seyn, sich an regelmäßige Arbeit zu gewöhnen, als man hoffen konnte.

Expedition nach Chiwa.

(Aus dem Briefe eines Augenzeugen. Mitgetheilt durch Wolkoff.)

Am 7 Februar 1840. — 130 Werst jenseits der Emba.

Den Anfang unseres großen Unternehmung, lieber Freund, haben Sie längst vernommen, und gegenwärtig wohl auch schon deren Ende. Dennoch wird es Sie interessiren, manches Nähere darüber zu hören. Entziffern Sie nur mein Geschreibsel, wie Sie eben können; ich schreibe auf Kohlen (draußen ist es immer noch nicht unter 30°) und mein Sitzplatz ist ziemlich unbequem.

Mit 10,400 Kamelen — anstatt der vorangesetzten 12,000, die man zur gehörigen Zeit nicht zusammentreiben konnte — und 10,000 Pferden vor 12,000 Baschkirenwagen marschirten wir am 17 November aus Orenburg, nachdem die drei ersten Colonnen am 14, 15 und 16 vorangegangen waren, und trafen alle endlich auf Bischtamar am 5 December zusammen. Unterwegs hatten wir manchmal 28 und 29°, einmal auch 33° oder sogar 34°, dann wieder 29 und 28°. Das Mittel der Temperatur für diese Zeit reichte stets über 20° hinaus. Indeß, wir hatten Vorrath an Holz mit, und fanden auch manches unterwegs, so daß es sich denn wohl leben ließ.

Von Bischtamar bis zur Emba, bei der Mündung des Flüßchens Aty-Jalschi, fanden wir schon weit mehr Schnee, dagegen am Ilek herunter und dann an der Emba herauf über den Ressaga herüber: Holz, Ufergehölz und hin und wieder auch leidliche Grasung für das Vieh. Am 19 December endlich langten wir, schon etwas ungeduldig, bei unserer ersten Station an der Emba an, nachdem wir uns bereits mit großer Mühe durch die letzten Schneestrecken hindurchgewunden hatten. Wir wunderten uns bisweilen, daß die Kamele etwas träge werden und ziemlich ungern aufstehen wollten, wenn am frühen Morgen der Generalmarsch geblasen wurde: wir sahen schon voraus, daß die Hoffnung, diese Thiere, im Fall gänzlichen Nahrungmangels, durch Mehlkuchen zu erhalten — nicht viel mehr als Poesie war; aber noch immer ging es rund und glatt genug, obschon nur ein paar Kamele von den vielen Tausenden solche Kuchen fressen wollten, weil es dazu einer vorgängigen Gewöhnung bedarf. — Nun ging die Wirthschaft an der Emba los: zuvörderst war der verbrauchte Proviant zu ersetzen.

Dazu mußte alles in Säcke, Körbe, Kisten, Bast- und Mattenbehälter gebracht, Stricke zu Tausenden angepaßt und zugerichtet, überdieß aber auch ein Hospital — diese Ferſenſchleppe eines jeden Heerzuges — eingerichtet und eine beſondere Eſtafette nach Abdulak, unſerer zweiten Beſte, 180 Werſt weiter, um die Kranken von dort abzuholen, geſandt werden — kurz, es vergingen drei Wochen, ehe wir uns flott machen konnten. Der Froſt war immer noch ſchrecklich hart; eine Stunde lang würde es mich aufhalten, die ich aber jetzt nicht verlieren kann, wenn ich Ihnen die Thermometertabelle aufzeichnen wollte: wir hatten bis auf den heutigen Tag kaum an zehn Tagen weniger als 10°, ſonſt immer 16°, 18°, 20°, 26°, 29°, 30°, dabei häufig fürchterlichen Sturm, wie Sie ihn ja auch kennen gelernt haben. Schnee fanden wir an der Emba ſchuhhoch, und zugleich hörten wir, weiterhin läge er noch reichlicher. — Endlich erſchienen auch unſere Kamele (ſie waren zum Weiden etwa 20 Werſt ſeitwärts hingetrieben worden) in den Tagen vom 31 December bis zum 10 Januar, colonnenweiſe, ſo wie ſie fertig wurden, anrückend, aber ſie erſchienen nur als mit Kamelfellen überzogene Gerippe, und anſtatt der urſprünglichen 10,400 waren nur noch 8900 am Leben! Da zogen die Kirgiſen gewaltig lange Geſichter, ſeufzten über „den unerhörten Winter, den wir mitgebracht hätten," und meinten, dieſer Winter würde unfehlbar das meiſte Vieh in der Steppe umbringen, wie viel eher vollends unſere unglücklichen Kamele unter ihrer Laſt, die, leider, wie für robuſte Karawanenkamele, zu 16 Pud,*) berechnet und eingerichtet war. — So konnten wir anſtatt der zubereiteten und zugeführten Proviſion auf vier Monate noch nicht einmal die Hälfte laden. Der arme W. A.**) war in einem ſchwer zu beſchreibenden Seelenzuſtande, und die letzte Colonne kam erſt am 2 Februar in Abdulak an. Aber wie und in welcher Verfaſſung! ganze Koſakenzüge ritten in Gänſereihen hintereinander, um eine Art von Steg ein- und feſtzutreten: die Kamele ſchwankten ihnen mühſam nach, brüllten laut, indem ſie die immer unförmlicher ihnen anwachſenden Klumpfüße aus dem tiefen Schnee zogen, fielen hin und ſtanden nicht wieder auf: mehr als 1200 Stück fielen uns auf dieſem Zuge, die übrigen geriethen ſämmtlich in den elendeſten Zuſtand; augenſcheinlich nahte das Ende aller, und wir — gerade auf halbem Wege zwiſchen Orenburg und Chiwa — wagten weder einander zu ängſtigen, noch zu tröſten. Die Möglichkeit einer Rückkehr kam keinem in den Sinn, jeder dachte nur, es müſſe vorwärts gehen, koſte es auch, was es koſte, wenn ſelbſt all' unſere Köpfe und Leiber! Andere waren, geradezugeſagt, zu leichtfertig, obenhin, und kannten auch wohl den wahren Stand der Dinge nicht, obſchon ſie täglich mit uns aßen und tranken. Wieder Andere machten etwas Tugend aus der Noth u. ſ. f. genug, ein jeder war ernſtlich darauf gefaßt, nicht wieder heimzukehren, und, abgeſehen von dem ganz beſondern esprit de corps, der unſere Officiere und den gigantiſchen Stab hier wohl beſeelen konnte, ſah man doch auch nicht ein einziges langes Geſicht. Ich geſtehe, auch für meinen Theil Etwas mit beigetragen zu haben, um W. A. eine kurze Zeit hindurch über die wahre Lage der Dinge zu täuſchen, und Hülfe und Möglichkeiten aller Art erdichtet zu haben, woran ich ſelber nicht glaubte. Ich dachte aber, bis Abdulak müſſen wir nun doch einmal, was hilft es alſo, mit Angſt und Sorge, wie Mühlſteine an den Hals gebunden, in dieſes Schneemeer ſich zu ſtürzen? Sind wir einmal dort, ſo werden die Kamelgebläuungen u. dgl. m. nicht ausbleiben, ſo wird die Entſcheidung der Frage: ob oder nicht? aufs beſtimmteſte von ſelbſt ſich ergeben. — Leider kam es auch ſo: nicht 5000 Kamele fanden ſich auf den Beinen, und folglich konnten wir nur für dreißig Tage Proviant aufladen. Geſetzt nun auch, die Thiere dauerten aus, ſo hatten wir ja noch 60 bis 70 Tage Wegs, und bekanntlich kaum Ausſicht, an Ort und Stelle viel vorzufinden. — Alſo, nach langem und ſchwerem, ſchwerem Kampfe mit ſich ſelber, beſchloß W. A., umzukehren. — Gegenwärtig ſind wir den dritten Tag aus Abdulak unterwegs, und kommen nur mit genauer Noth — mit genauer Noth im vollen Sinne des Wortes — bis zur Emba, können kaum unſern Proviant für vierzehn Tage mitſchleppen und laſſen alles Uebrige unterwegs liegen. (Wir haben unterwegs bereits gegen 1500 Tſchetwert Proviant liegen laſſen, und werden wohl noch Manches nicht aufheben, wenn es hinfällt. Wir verlieren allein in unſerer Colonne täglich 40 bis 60 Kamele, überhaupt aber gegen 150 bis 200.) — Was hilft nun alle die Vorſorge? In keiner Campagne hat ein Heer je eine ſolche Verpflegung gehabt, wie das unſere — das ſage ich auf mein Wort und Gewiſſen. Die uralſchen Koſaken leiſten Uebermenſchliches, Unglaubliches. Die Infanterie dagegen iſt leider in ſehr bedauernswerthem Zuſtande, denn ſie hat bisher ſo gut wie niemals Noth und Mangel erfahren oder einen ähnlichen Marſch zu machen gehabt. Bis zur Emba ſaß ſie zum dritten Theil, wenn nicht zur Hälfte, auf Kamelen; von dort aus marſchirte ſie zu Fuß. Die Einzelnen darunter verſtehen aber kaum Feuer anzumachen, ſelbſt wenn ſie Holz dazu haben, während der Koſak die Wurzeln der Salzpflanzen unter dem eisfeſten, ein paar Schuh dicken Schnee ausgraben muß, da er kein Brennholz bekommt — und, ſo wie er an Ort und Stelle iſt, ſein Feuerchen doch anbläſt. Die Koſaken haben alle Arbeit bei dieſer unmenſchlichen Kälte, die Infanterie thut wenig mehr als ein krankes Kind, das ſich hätſcheln läßt, und dennoch haben wir bis jetzt von 1500 Mann Cavallerie, die Artillerieterſve und die Diviſion des erſten Orenburger Koſakenregiments mit hereingerechnet, nur etwa 60 Kranke, bei den 2750 Mann Infanterie dagegen über 600! Die Garniſon von Abdulak liegt am Scorbut, die bei der Emba am Typhus. Erfroren ſind bei uns weniger, als zwiſchen Orenburg und Salmarsk: dort ſollen drei Erfrorene gefunden worden ſeyn; wir hatten bisher nur einen einzigen. Aber einige faſt plötzliche Todesfälle ſind bei den Soldaten durch Ueberfüllung und Erſtickung der Lungen — wahrſcheinlich, indem die beſtändige Kälte das Blut aus den Extremitäten nach innen gedrängt — vorgekommen. Wir Beamten und Officiere ſind alle geſund. Bei reichlicher Nahrung (NB. warmem Thee), hinreichender Feuerung und nicht übermäßiger körperlicher Anſtrengung erträgt ſich ein ſolcher Spaziergang ganz gut. Ich bin ſo warm und zweckmäßig gekleidet, daß ich wahrſcheinlich nicht ein einzigesmal ordentlich gefroren habe. Die Infanterie iſt wohl auch warm gekleidet, aber das wird ihr nun zu ſchwer für den Marſch. Nur die eiſenfeſten uralſchen Koſaken reiten ganz luſtig und ſingend dahin. Wie gefällt Ihnen z. B. das Stück Arbeit, die Kamele ſtehend zu beladen, weil ſie nicht mehr aufſtehen, wenn man ſie zum Laden niederlegt? — Die Mehlſäcke und Zwiebelkiſten zu 7 bis 8 Pud müſſen alſo von unten an bis zur Höhe des Kamels hinaufgehoben werden — und das Alles iſt Pflicht und Schuldigkeit der uralſchen Koſaken.

(Schluß folgt.)

*) 1 Pud bekanntlich 40 Pfund.

**) W. A. Peroffski.

Nr. 333.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 November 1840.

Aphorismen aus den Verhandlungen der zehnten Versammlung der englischen Naturforscher.

Sir John Herschel las den Bericht der Committee über die zur Beobachtung des Erdmagnetismus getroffenen Anstalten, und wir heben aus demselben nachfolgende Mittheilungen aus: Es befinden sich Observatorien zu Dublin, zu Toronto in Ober-Canada, auf dem Cap, auf St. Helena und in Van Diemens Land; die erste wurde von der Universität der Stadt mit den nöthigen Instrumenten ausgerüstet, die übrigen so wie die zwei wandernden Observatorien der antarktischen Expedition von der englischen Regierung. Vier Stationen zu Madras, Simla, Singapur und Aden wurden von der ostindischen Compagnie ausgestattet. Hiezu kommen noch 10 Stationen im europäischen und asiatischen Rußland und eine zu Peking, die gleichfalls von Rußland errichtet ist; zwei in Oesterreich zu Prag und Mailand, zwei an den Universitäten Philadelphia und Cambridge in den Vereinigten Staaten; eine von der französischen Regierung zu Algier gestiftet, eine in Preußen zu Breslau, eine in Bayern zu München, eine in Spanien zu Cadiz; eine in Belgien zu Brüssel, eine von Mehemed Ali gestiftete zu Cairo, und eine von dem Radscha von Travancore zu Trevandrum in Indien. Ferner soll auf dem königlichen Observatorium zu Greenwich selbst unter der Aufsicht des königlichen Astronomen eine Reihe correspondirender Beobachtungen angestellt werden. Auch wurden Unterhandlungen angeknüpft, um ein Observatorium zu Hammerfest in Norwegen einzurichten, woran Hansteen besondern Antheil nahm. Daß die französische Regierung dort oder vielmehr am Nordcap eine solche Station errichten will, haben wir vor kurzem (s. Nr. 306) gemeldet.

*

Professor Kelland machte eine Mittheilung über die „Leitung der Wärme," wobei er nachwies, daß der Stand unserer Kenntnisse der Art sey, daß unsere jetzige Theorie als keineswegs genügend betrachtet werden müsse. Professor Forbes trug darauf an, daß eine Committee niedergesetzt werden möge, um über den Stand der gegenwärtigen Theorie im Vergleich zu den jetzt bekannten Thatsachen zu berichten.

*

Ein Hr. Bowman las eine Abhandlung über „die Geologie von Ceara im nördlichen Brasilien." Die Abhandlung ist ein merkwürdiger Beitrag zu einer künftigen Kosmographie, hier aber zur Mittheilung viel zu umständlich, und wir machen nur die Bemerkung, daß zugleich eine ganze Reihe fossiler Fische vorgelegt wurde, welche Hr. Agassiz näher untersuchte, und darüber den Ausspruch that, sie gehörten einem der Kreideformation gleichstehenden Gestein an, seyen aber nicht bloß neue Arten, sondern ganz neue Geschlechter. Der Sammler dieser Fossilien, so wie Verfasser der Abhandlung, ist ein Herr Gardner aus Glasgow.

*

Hr. Patterson las über „Medusen," und hob namentlich die bisher herrschende Unwissenheit über die Eigenthümlichkeiten ihrer Organisation hervor — eine Unwissenheit, welche nicht nur den Bau der Akalepha, sondern selbst die Arten überhaupt betreffe, welche an den englischen Ufern gewöhnlich sind. Der Grund dieser Unwissenheit liege namentlich darin, daß man die Thiere im lebenden Zustand studiren müsse. Der Vers. führt die Werke von Müller, Mertens und Eschholz an, die allein zuverlässig seyen; da sie aber deutsch und dänisch geschrieben wären, so seyen sie für die Meisten versiegelte Bücher. Auch sey man in steter Gefahr, wenn man neue unbekannt scheinende Arten nenne, die herrschende Verwirrung nur zu vermehren. Hr. Forbes meinte, es sey eine Schande für die brittischen Naturforscher, daß so wenig noch über die Medusen geschehen sey. Er führte dabei das merkwürdige Factum an, daß die Feuchtigkeit, die sie beim Stechen ausspritzen, sehr schmerzhaft sey; er habe zufälligerweise etwas Wasser, in welchem er seine Hände nach einem Stiche von einem solchen Thiere gewaschen, ins Gesicht gebracht, und einen nicht unbedeutenden Schmerz empfunden.

*

Ein Hr. Patterson las den Bericht eines Hrn. Thomson über „die irische Fauna." Da keine Gründe über die Verschiedenheit derselben von der englischen angegeben sind, sich auch wohl nicht leicht angeben lassen, so heben wir nur einige besondere Eigenthümlichkeiten aus: das Hermelinwiesel wechselt in Irland sehr selten seinen Pelz; Vögel, welche in England

wandernd sind, bleiben in Irland, selbst im nördlichen, stationär, z. B. die Wachtel (Perdix coturnix). Manche von den weichschnäbeligen Vögeln (soft billed) welche in England im Winter stumm sind, singen in Irland das ganze Jahr hindurch. Säugethiere sind minder zahlreich als in England. Cheiropteren sind auffallend selten; von der Fledermaus gibt es eine Irland eigenthümliche Art. Das Eichhörnchen und die Haselmaus fehlen ganz; auch kennt man keine Art von Arvicola. Eine Hasenart ist Irland eigenthümlich, und führt auch von dem Lande den Namen. Der Iltis fehlt gänzlich, das gemeine Wiesel ist viel seltener als das Hermelinwiesel, und auch der gewöhnliche europäische Maulwurf ist nicht vorhanden. Von der Spitzmaus kennt man nur Eine Art, und sie scheint Irland eigenthümlich zu seyn.

Spanien und Frankreich.

(Fortsetzung.)

Einen seltsamen Anblick bei den spanischen Wirren gewährt das englisch-französische Gezänk. Engländer und Franzosen sehen die Gegner ihres Einflusses als dem Interesse des andern ergeben an, und zeihen sich gegenseitig ehrsüchtiger Absichten. Indeß dürfte hieraus bei beiden mehr ein verbissener Aerger über ihre eigene Unmacht auf der Halbinsel, als sonst etwas hervorblicken. Wenn England und Frankreich wirklich so beutegierig sind, als sie sich schildern, so muß doch wohl Spanien noch nicht sehr platt und matt gedrückt seyn, da es noch unverschlungen ist, sich seine Gesetze selbst vorzeichnet und seine Geschicke nicht von fremder Hand empfängt, wie mächtig diese auch sey. In der That, England hat seit sieben Jahren die christinische Regierung eifrigst unterstützt und als Gegenleistung einzig und allein einen vortheilhaften Handelstractat mit Spanien erstrebt; dennoch ist dieser, so viel bekannt, noch nicht zu Stande gekommen, ja noch um keinen Schritt weiter als vor sieben Jahren vorgerückt, und allem Anschein nach dürfte die spanische Nation dabei auch in der Folge lediglich ihr Handelsinteresse berathen. In Portugal endlich, das vor 10 Jahren nur noch ein englischer Weinberg und ein Absatzmarkt für englische Waaren war, ist der brittische Handelseinfluß mit Verlust aller Vorrechte vor andern Nationen, auf ein geringes Maaß herabgesunken und seit einem Jahrhundert nicht so beschränkt gewesen als gegenwärtig.

Wie es mit dem Einfluß Frankreichs auf der Halbinsel steht, beweisen die kriegerischen Declamationen der spanischen Presse gegen Frankreich zur Genüge. Wer nur eine Ahnung von dem edlen Nationalstolze der Spanier hat, der wird nimmermehr glauben, daß sie sich jemals einer fremden Macht beugen sollten, welche Mährchen auch die politischen Tagsblätter ihren Lesern darüber täglich aufbürden mögen. Das Spanien von 1808 war bei weitem nicht so mächtig und kräftig, als das von 1840; damals hatte es eine geringere Bevölkerung als heute, eine geringere Betriebsamkeit, geringere Reichthümer und gar keine Armee; heute ist das Land, trotz der Wirren, in Aufschwung, und es besitzt eine ausgezeichnete, schlagfertige Armee von beinahe 200,000 Mann, und wohlgeübte, trefflich gekleidete (mindestens eben so gut als die französischer Nationalgarden) und gutbewaffnete Nationalmilizen von wenigstens einer doppelt so großen Stärke. Man erstaunt über die Fortschritte, vergleicht man die undisciplinirten, bäuerisch gekleideten Truppen während des Unabhängigkeitkrieges, wie sie der Herzog von Wellington schildert, mit der heutigen spanischen Linienarmee und mit der Miliz — seit 200 Jahren hat Spanien nicht eine solche Macht entwickelt, wie gegenwärtig. Ueberdieß war zu Anfang dieses Jahrhunderts die öffentliche Meinung in Spanien, wie überall, Frankreich geneigt; man jubelte über die Erfolge der französischen Waffen, und kein Name war populärer, als der Napoleons. Und dennoch ertrug das spanische Volk auch damals keinen Schimpf von dem neuen Imperator, und alle Meinungen vereinigten sich sofort zu dem unerschütterlichen Entschluß, die Ehre und Unabhängigkeit des Vaterlandes bis zum Tode aufrecht zu erhalten, als diese von jenseits der Pyrenäen bedroht wurde.

Gegen Frankreich besonders hegt die spanische Nation eine tiefe Abneigung, die leicht zu entzünden und zu glühendem Haß aufzustacheln ist. Die französische Presse gibt sich alle Mühe, diese Gesinnung wachzuhalten und aufzureizen: hochmüthig gegenüber der ganzen nichtfranzösischen Welt, ist sie am hochmüthigsten gegen Spanien, das sie durch ihre Rathschläge beglücken zu müssen, nebenbei verachten, kränken, verspotten zu dürfen glaubt, weil es noch fern stehe von der Höhe französischer Civilisation und sich mitunter ungeschlacht gebärde, ja die Wohlthaten gar nicht zu würdigen wisse, womit Frankreich es schon zu Napoleons Zeiten habe überhäufen wollen. So sind nun einmal die Franzosen, daß sie meinen, die Völker könnten durchaus nur nach francogallischer Weise frei und glücklich seyn, und nicht nach ihrem eigenen Begriff von Freiheit und Glück; sie müßten sich, um frei zu werden, nothwendig die französische Centralisation und Herrschaft einer Hauptstadt auflegen, und alle Local- und Provincialeinrichtungen, die dieser im Wege stehen, auf gut Glück niederreißen. — Uns will das nicht einleuchten; uns will bedünken, die Vereinigung aller Macht und Herrschaft in Paris sey keine Wohlthat für Frankreich, und am wenigsten scheint uns dieselbe in Bezug auf das beneidenswerth zu seyn, was örtliche Verbesserungen, Pflege der Sitten und des Geistes, Bestand und Aufschwung der Provincialkräfte, Fülle und Reichthum der Nationalentwicklung betrifft. Viele der ausgezeichnetsten Franzosen und die meisten einsichtsvollen und unabhängigen Männer der französischen Provinzen theilen unsere Meinung, und nicht diejenige, welche die Pariser Presse auf dem Schilde führt. „Der Despotismus," sagt Benjamin Constant, „hat aus Frankreich eine einige plane Fläche gemacht, auf welcher die Staatsautorität nach ihrem Vergnügen umherfährt, ohne irgend ein Hinderniß zu finden, das sie aufhalte oder beschränke. Was befindet sich heute zwischen dem Volke und dem centralen Gouvernement? Instrumente, die ephemer, veränderlich, absetzbar, und häufig sogar den Orten ganz fremd sind, welche sie verwalten, die von der Meinung ihrer Mitbürger nichts zu fürchten, Alles von der Gunst der Gewalt

zu hoffen haben. Man könnte den Gewalthabern nicht oft genug wiederholen, daß ohne eine innere Organisation, die zugleich der Ordnung und der Freiheit günstig ist, es in Frankreich weder eine repräsentative Regierung, noch eine constitutionelle Monarchie, noch selbst eine Nation geben werde, dieses Wort in seinem wahren Sinne genommen; denn heute, man muß es sagen, ist die französische Nation nirgends als in der Hauptstadt." Ganz in ähnlichem Geiste wie Benjamin Constant sprachen sich Say, Ganilh, Pagès, der ebenfalls meint, Frankreich thue vor Allem eine Macht noth, die den Muth und die Fähigkeit besitze, eine neue administrative Staatsorganisation gegen das Centralisationswesen zu versuchen, so wie andere Männer aus, die in ihren übrigen politischen Ansichten sehr weit auseinander gehen, gar nicht des Abbé de Lamennais zu gedenken, der das französische Volk unter dem gegenwärtigen Verwaltungssystem geradezu für eine Viehheerde erklärt, die zu Nutzen einer städtischen Geldaristokratie auf der Weide grase. Ob die Debats auch alle diese Männer, wie die spanischen Ayuntamientos für Gegner und Bekämpfer der Freiheit der Neuzeit halten, weil sie überhaupt andere Begriffe von Freiheit als das Pariser Blatt haben? Spanien darf mit nicht minderm Fug an seiner Weise, an seiner Gemeindeverfassung, an seinen Provincialfreiheiten festhalten, als Frankreich an der „Einheit und Centralisation," die durch die großartigste und kostspieligste Abgeschmacktheit, die wohl jemals in Europa zu Tage gefördert worden ist, ihren Gipfel erreichen wird — durch die Umwallung und Einfortificirung der Hauptstadt. Was für ein widernatürliches, an Frankreichs Mark nagendes Ungethüm wird dann erst Paris werden, ein Ungeheuer, bei dessen Anblick die schon jetzt ängstlichen und leidenden Provinzen vollends ergrausen müssen, weil es in der That die „belle France," wie sie da ist, zu verschlingen droht, trotz der gewissen Aussicht, an der selbst für seine Gefräßigkeit unverdaulichen Speise zu crepiren. Hr. Thiers ist zu klug und ein zu guter Franzose, um zu glauben, daß, nachdem die wilden Geister und Leidenschaften einmal losgelassen worden, sie jetzt durch eine zwölf Meilen lange Mauer wieder eingefangen werden könnten; aber das Geständniß hat er offen vor der Welt abgelegt, daß jedwede, eine einheimische wie eine andere Regierung, mit Paris zugleich Frankreich beherrsche, und jenem daher eine Zwangsjacke anzulegen für manche Fälle nützen könne.

Die Pariser Presse, das Journal des Débats an der Spitze, unterläßt in ihrem Groll auch nicht, alle die Wohlthaten aufzuzählen, welche Frankreich seinen südlichen Nachbarn erwiesen haben soll, und sich über die Undankbarkeit der Spanier zu beklagen. Es scheint leider wahr zu seyn, daß Völker wie Menschen früher die Wohlthaten als die Uebelthaten vergessen, und wenn Spanien sich, wie es scheint, der letztern auch erinnert, und die einen gegen die andern abwägt, so dürfte die Wagschale sowohl der Zahl als dem Gewichte nach bedeutend gegen Frankreich ausschlagen. Indeß verbirgt sich hinter jener Aufzählung noch ein sehr ernster Gedanke. Die Franzosen können die Spanier nicht mit ihrer revolutionären Propaganda bedrohen, die in Spanien kein Kind mehr schreckt; diese finden die unzeitige französische Freiheit nicht nach ihrem Geschmack, und wollen auf spanische Weise frei seyn. Darum holen sie ein anderes Schreckbild hervor, und weisen vorläufig erst verblümt auf den wieder zu erweckenden Carlismus hin. Sie halten den Prätendenten zum spanischen Thron in Gefangenschaft, und beköstigen 30,000 spanische Carlisten. Diese Drohung hat, man muß es gestehen, für das noch gährende Spanien ein größeres Gewicht. Die Bewaffnung der dreißigtausend Carlisten, mit dem Prätendenten, Cabrera und andern carlistischen Caudillos an der Spitze, und in Vereinigung mit der französisch-spanischen Partei, könnte unter Benützung eines günstigen Augenblicks den bürgerlichen Krieg auf der Halbinsel von neuem anfachen. Die Sache liegt im Gebiet der Möglichkeit. Staatsmänner, die nicht den Grundsätzen, sondern den Thatsachen huldigen und sich diesen geschmeidig anfügen, welchen der Liberalismus, die Propaganda, die Revolution, selbst Religion und Kirche Mittel sind, von solchen darf man es sich versehen, daß sie sich zur Abwechslung auch einmal der carlistischen Legitimität bedienen und mit dem Prätendenten und seinen 30,000 Soldaten eine Diversion in Spanien versuchen wollen, wenn diese ihren Zwecken irgendwie förderlich erscheint. Spanien hat gerechten Grund auf seiner Hut zu seyn.

(Schluß folgt.)

Entdeckung eines Jordaens.

Man schreibt aus St. Omer vom 15 October: Ein Gemäldehändler, welcher sich gegenwärtig in St. Omer befindet, untersuchte die Bilder, welche die Kirche St. Sepulcre enthält, genau, und bezeugte das Verlangen, eines davon zu kaufen oder wenigstens gegen ein anderes umzutauschen, welches in der Kirche mehr Effect machen würde. Der Pfarrer und einige Kirchenvorsteher traten zusammen, und nachdem einer von ihnen zum Scherze den Preis des Bildes auf eine beträchtliche Summe festgesetzt, erwiederte ein anderer, sich an den Kaufmann wendend: „Wenn Sie dafür 20.000 Fr. geben wollen, so gehört es Ihnen." — Ich nehme den Preis an, sagte dieser, zog 20 Billets zu 1000 Fr. aus seiner Tasche und verlangte eine Quittung über seine Acquisition. Man stelle sich das Erstaunen des Pfarrers und der Kirchenvorsteher vor! Diese Herren erklärten alsbald, daß die Sache bloß als ein einfacher Scherz zu betrachten sey, daß sie weder das Recht, noch den Auftrag hätten, das Bild zu verkaufen, und daß sie nicht darein willigen könnten, daß dasselbe weggebracht würde. Der Kaufmann behauptete dagegen, seine Acquisition gültiger Weise vor Zeugen gemacht zu haben, und erklärte, daß er seine Rechte geltend machen würde. Es ist uns nicht bekannt, ob dieser Streit geendigt, aber wir wissen, daß dieses Bild ein prächtiger Jordaens ist, dessen Werth auf 40.000 Fr. geschätzt wird. (Echo du Monde Savant vom 25 October.)

Expedition nach Chiwa.

(Schluß.)

Nun fragt es sich: worum liegt es, daß die Expedition für diesesmal fehlgeschlagen ist, obgleich ganz gewiß ein nicht Unbedeutendes mehr als die ursprünglich dazu veranschlagten anderthalb Millionen aufgewendet worden? Darf man Jemanden beschuldigen?

Nach Gewissen und Ueberzeugung antworte ich: das Unternehmen, so wie es da ist, mußte ohne allen Zweifel gelingen, d. h. wir wären gegenwärtig schon beinahe in Chiwa, wenn es ein gewöhnlicher Winter wäre, wie die meisten andern. Sie wissen, daß die Mehrzahl der Kirgisen im Spätwinter das Heer verläßt und über die Emba geht, weil eben hier fast kein Schnee zu liegen pflegt, wenigstens immer nur so viel, daß das Vieh gut weiden kann. Auch erinnern sich die ältesten Kirgisen keines solchen Winters, so vielen Schnees und so heftigen Frostes. Auf glattem Wege gehen die Kamele auch jetzt noch leidlich fort, durch den Schnee aber können sie freilich nicht hindurchkommen. Die Leute haben alle Beschwerden recht gut ausgehalten. Proviant haben wir für mehrere Monate. Aber die Kamele sind aufgerieben, und mithin ist das ganze Unternehmen vereitelt. Ob aber bald eine zweite, glücklichere Expedition veranstaltet werden wird? die Zeit wird es lehren. — Wären wir einen Monat früher ausgerückt, so wären wir auch noch durchgekommen, ehe der Schnee so tief lag. Aber erstens: wer konnte das wissen? — Wir mußten durch wasserleere Wüsten, wo unsere ganze Hoffnung ja gerade auf Schnee beruhte, und gewöhnlich fällt der erste bedeutende auf dem Ust-urt erst im Januar. Wir fürchteten immer nur Mangel an Schnee, und dachten nie an solchen Ueberfluß, weil dieser ein ganz ungewöhnlicher Fall ist. Zweitens: die Expedition wurde erst im März bestätigt, und im November schon sollte und mußte sie ausgeführt werden: eine zu kurze Frist für alle erforderlichen Vorbereitungen. Einzelne Rechnungsfehler, die man etwa auch nachweisen möchte, sind jedenfalls nicht das Wesentliche, denn an und für sich wären diese nicht hinreichend gewesen, das Ganze zu vereiteln.

Den Feind haben wir, zum Glück, nicht gesehen; so kann unser Rückmarsch nicht auf dessen Tapferkeit geschoben werden. Indeß hat doch ein ganz kleines Miniaturscharmützelchen stattgefunden: der Chan hatte nämlich den stupenden Einfall, ein paar Tausend Usbeken, Turkomanen und Karakalpaken, gut gekleidet, beritten und bewaffnet, auszuschicken, die unsere beiden Redouten Akbulak und Emba einnehmen und schleifen sollten. Dieses Volk langte auch wirklich im December bei der ersteren an. Dort befanden sich 160 Mann Garnison mit zwei Kanonen, lagen 150 Kranke und standen zwei ungeheure Henschober ein paar Dutzend Faden weit davon. Wall und Graben hatte der Schnee vollkommen nivellirt. — Vier und zwanzig Stunden dauerte die ganze Belagerung, während welcher die Garnison zu nicht mehr als neun Kanonenschüssen Gelegenheit bekam, weil das Belagerungscorps sich stets in anständigster, schier allzu bescheidener Entfernung hielt. (Kowalefskj und Gerngroß hatten glücklicherweise bei Zeiten Wind davon bekommen, daß die Chiwenser ihnen auflauern und sie aufheben wollten; darum entkamen sie der Karawane bei Nacht und Nebel, ließen Alles im Stich und gelangten glücklich nach Akbulak, wo sie während dieses Ueberfalls die Artillerie commandirten. Sie ziehen jetzt mit uns heim.) Nur Einzelne kamen etwa alle zehn Minuten einmal herangesprengt, schrien, schimpften, lamentirten und forderten die unbedingte Uebergabe der Festung, wurden indeß jedesmal von vier Kosaken (denn mehr berittene Mannschaft war ja dort gar nicht vorhanden) über den Haufen geworfen. Die Chiwenser hoben daher die Belagerung auf, da sie ausmachten, daß man ja mit der Stirne die Wand nicht einrennen könne, und hierauf zog dieses Belagerungscorps, nachdem es doch wirklich einigen Verlust davongetragen — denn vier Todte, die man später zufällig ausscharrte, habe ich selber gesehen — ab und der Escorte entgegen, von welcher ich oben erwähnt habe, daß sie von der Emba nach Akbulak ging, und die durchaus nichts Böses ahnte. Sie bestand aus 120 Mann Infanterie und aus 100 Kosaken, von welchen jedoch nur 40 beritten waren, indem die übrigen ihre Pferde vor die Krankenwagen gespannt hatten. Fünfzehn Werst weit von der Festung wurde die Escorte vom Feinde überfallen, plötzlich und unerwartet in dem Augenblick, als sie Halt gemacht, die Kamele und die Pferde grasen ließ und auszuruhen gedachte. Bis auf den Letzten wäre natürlich diese Handvoll Mannschaft von den 2 bis 3000 gut bewaffneten Reitern niedergemetzelt worden, allein die Raubgier der Chiwenser ließ diese dummdreist über die Kamele, Pferde und das Gepäck herfallen, so daß zuerst die Kosaken und dann auch die andern Soldaten Zeit gewannen, sich zu sammeln, zu ordnen und zu feuern. Auf solchen Schimpf waren die Chiwenser nicht gefaßt; als ein Paar rücklings von den Pferden purzelten, machte sich Alles auf und davon. Beinahe 24 Stunden dauerte auch hier eine, mit aller der ihnen eigenen großen Energie ausgeführte Belagerung, wobei sie verhältnißmäßig viel verloren, wie aus den gelegentlich hie und da aufgefundenen Gräbern hervorging, in deren einem z. B. neunzehn Leichen lagen. Wir verloren fünf an Todten und elf sind verwundet. Nach solchen Heldenthaten zog diese Armee ab, ließ die Unsern ganz ruhig aufbrechen und weiterziehen, ohne es zu wagen, sie auf dem noch 15 Werst weiten Wege bis zur Festung auch nur Einmal anzugreifen. Damit war der Spaß aus. — Einen Chiwenserkopf, dessen Schädel ich, sammt bei mir in Bereitschaft liegenden Baschkiren-, Kirgisen- und Meschtcheri (?)-Schädeln, der Akademie zu schenken gedenke, habe ich mir geholt. Was die Expedition sonst für die gelehrte Welt geleistet hat werden Sie fragen? Nicht mehr, als man von einem solchen unausgetragenen Embryo erwarten kann. Lehmann *) ist ein dreimaltüchtiger Mensch, hat aber auch vor lauter Schnee zu nichts kommen können: ein paar Dutzend Felle von Säugethieren — vorzüglich Nager — eben so viele Pflanzen, die der unverdrossene Sammler unter dem Schnee herausgekratzt, bestimmt und zum Theil als hier noch nie gefundene erkannt, mehrere Versteinerungen, die er, als ihm interessant, eingepackt, und ein sehr handgreifliches Bild der ganzen von uns durchwanderten Strecke, wie er es aufgefaßt und uns mitgetheilt hat — das ist Alles. Dazu kommt nur noch, in geographischer Hinsicht, die Längen- und Breitenbestimmung der Mündung des Aly-Jakschi in die Emba, so wie der schönen, aber unschmackhaften und ungesunden Quelle Akbulak, 160 Werst vom Fuße des Ust-urt. Man behauptet, diese letztere Ortsbestimmung gebe neue Aufschlüsse über die Form und Lage des Aralsees; ich kann mir aber noch keine deutliche Vorstellung von diesem Zusammenhange machen, und weiß nur, daß Aly-Jakschi etwa 3½° südlicher und 2½° östlicher als Orenburg liegt. Da wir an der Emba wahrscheinlich den Frühling über bleiben werden, so wird Lehmann Alles mitmachen, was sich mitmachen läßt.

Es klingt komisch, aber ich kann wirklich gegenwärtig kaum weiter schreiben vor Hitze. Draußen ist es nämlich zwar an 20°, ich sitze aber bei W. A. in der Kibitke, in der ein eiserner Ofen steht: eine wahre Badestube — nicht auszuhalten! Es ist auch schon dunkel, und das jammervolle Gebrüll der von der Weide heimkehrenden Kamele, untermengt mit den durchdringenden Fistelstimmen der einander zurufenden Kirgisen, betäubt mich gänzlich. — Leben Sie wohl. W. D.

*) Ein junger Naturforscher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 334.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 November 1840.

Das Kloster Bodbi zu Signach.

(Aus einem Schreiben in der Nordischen Biene vom 19 October.)

Ich erfülle Deinen Wunsch, indem ich Dir die Schilderung meiner Reise nach dem Kloster Bodbi mittheile, welches 90 Werste von Tiflis entfernt ist, und wo die Gebeine der apostelgleichen Nina, der Lehrerin Georgiens, ruhen. Am 26 August Morgens brachen wir von Tiflis in einem bedeckten, deutschen Fuhrwagen auf, der rasch und leicht auf der ebenen Straße nach Signach dahin rollte. Die umliegenden Berge und Ebenen waren an dem ruhigen und schönen Tage wie mit einem bläulichen Flor bedeckt und machten einen höchst angenehmen Eindruck; rechts lagen die grünen von dem reißenden Kur bewässerten Gärten von Saganlug, auf der andern Seite dehnte sich, von Mzchet beginnend, ein waldiges Gebirge hin. Eben auf diesem Wege soll die heilige Nina nach Kachetien gezogen seyn, um auch dort den Samen des christlichen Glaubens auszustreuen. Trümmer uralter Kirchen sieht man auf den Gipfeln der Berge in nicht unbedeutender Anzahl.

Am 27 August kamen wir vor Sonnenaufgang nach dem Posten von Sartatschal, wo gewöhnlich das erste Nachtlager nach Tiflis gehalten wird. Die Morgenröthe und dann der prächtige Sonnenaufgang verkündigten einen schönen Tag, und bald goß auch die Sonne ihre Strahlen in Fülle herab, aber auf eine einförmige, nur auf der einen Seite von einem waldigen Gebirge begleitete Ebene, welche durch ihre wilde Oede nur Langeweile einflößte. Endlich wechselte die Landschaft, als von einer Höhe herab der glänzende Jora, der hie und da in langen Streifen zwischen den seine Ufer begleitenden Wäldern hervorblinkte, den Augen sich darbot. Vor uns erhoben sich Bergrücken, die mit Wäldern von Nußbäumen bedeckt waren.

Einst wohnten wahrscheinlich an den Ufern des Jora christliche Völker, jetzt sind Moslems hier, die sich mit Ackerbau und Viehzucht auf den von dem wohlthätigen Flusse bewässerten herrlichen Weiden beschäftigen. Als wir über den Fluß gesetzt hatten, ging es etwas langsam bergan, als wir aber das Dorf Nukriani im Rücken und die Höhe des Berges erreicht hatten, breitete sich vor unseren Augen das prachtvolle Gemälde der kaukasischen Gebirge aus. Links erglänzten die von Wolken umgürteten Gipfel des zweiköpfigen Kasbek, und unten am Fuße des Gebirges breitete sich die schöne von dem silberhellen Alasan bewässerte Ebene aus. Jenseits des Dorfes Magaro lag die Stadt Signach mit ihrer steinernen, auf hohen Hügeln angelegten Veste vor uns. Hier ist die letzte Gränze der frommen Wanderungen der heiligen Nina. Eine halbe Werst von Signach gegen Osten, mitten in den Bergen in einer tiefen, von Nußbäumen beschatteten Schlucht, liegt das Kloster Bodbi, wo ihre Gebeine ruhen. Um acht Uhr Abends kamen wir dahin, und wurden von dem ehrwürdigen Vorsteher, Pater Dionysius, freundlich im Kloster aufgenommen.

Am folgenden Morgen, den 28 August, besuchten wir vor Allem die Gebeine der heiligen Nina, die in einer besondern Capelle der Klosterkirche ruhen. Hier ist Alles reinlich und prachtvoll. Der Ikonostas ist namentlich bemerkenswerth durch die Sculpturen und die ganz neu gemalten Bilder, welche von dem verstorbenen Metropoliten von Signach, Johann Bodbeli, herrühren, der auch in der Kirche begraben liegt. Auf der Südseite neben dem Thore befindet sich das Grab des Metropoliten Theophylakt, des ersten russischen Exarchen in Grusien. Auf einer Granitplatte, die über dem Grabe liegt, ist ein Hirtenstab ausgehauen. Ueber dem Grabe an der Mauer befindet sich eine viereckige Marmortafel, auf welcher umständliche Nachrichten über das Leben und die Verdienste dieses Bischofs eingehauen sind.

Nach dem Gottesdienste lud uns der Pater Dionysius zum Mittagsmahl ein. Zuvor besichtigten wir noch die Zimmer des Metropoliten Bodbeli, sein Schlafgemach, die Kreuzkirche, einen Saal und ein Gebetzimmer. Alles dieß ist jetzt leer und ohne alle Meubles, woran die Zimmer des Verstorbenen sehr reich gewesen seyn sollen. Der asiatische Geschmack herrscht in dem ganzen Gebäude vor, das sich durch seine Größe und seine malerische Lage auszeichnet. Von dem hohen Balcone, der auf drei Seiten das Haus umgibt, und mit Weinreben umrankt ist, bieten sich zauberhafte Aussichten dar, deren man namentlich in den Stunden eines ruhigen, klaren Sommermorgens mit Vergnügen genießt. Nach dem Mittagsmahl gingen wir

wieder mit dem Vorsteher des Klosters in die Kirche, um die bemerkenswerthesten Stellen genauer zu betrachten, und Inschriften aufzusuchen. — Das Aeußere der Kirche ist von griechischer Bauart, wie überhaupt alle alten Kirchen in Grusien. Pater Dionysius zeigte uns auf der Südseite unter einem Ziegeldach eine in die Mauer eingeführte kleine Steinplatte mit einer merkwürdigen, ziemlich roh geformten Inschrift in alter grusinischer Sprache, aus welcher hervorzugehen scheint, daß die Kirche im Jahre 405 gegründet wurde. Das Innere der Kirche ist mit Bildern aus der heiligen Schrift und aus dem Leben der Heiligen verziert, worunter auch neue Gemälde aus Rußland sich befinden. Die Capelle, wo die heilige Nina ruht, ist gleichfalls mit Bildern geschmückt, die aus ihrem Leben entnommen sind; eines namentlich stellt die Heilige dar, wie sie mit dem noch heidnischen König Mirian sich über die christliche Religion unterhält.

Am folgenden Morgen, den 29 August, machten wir uns auf den Rückweg, und erreichten ungefährdet Tiflis am folgenden Abend.

Spanien und Frankreich.

(Fortsetzung.)

Ich bin weit entfernt zu behaupten, daß die französische Politik gegen Spanien ohne Verstand und ohne berechnende Klugheit sey. Im Gegentheil, sie ist nur gar zu schlau. Von dem Standpunkt Lamartine's, wenn er ausruft: ich bin eher Mensch als Franzose, die allgemein menschlichen Interessen können mit den nationalen nie in Widerspruch und in Streit gerathen, oder wo doch, würde ich unbedingt diese jenen opfern; — von diesem Standpunkt aus ist Frankreichs Politik gegen Spanien in keiner Weise zu rechtfertigen. Wohl aber ist dafür von einem engern, national borurirten, von dem reinfranzösischen aus Manches anzuführen. Der Geschichte und den Traditionen, den Sympathien und Interessen nach, versteht sich Frankreich von einem mächtigen Spanien nicht viel Gutes; es würde sich durch dasselbe auf dem Mittelmeer, in Afrika, am Rhein und im Orient behindert und aufgehalten fühlen. Andrerseits versteht sich auch Spanien von einem zu mächtigen Frankreich nur Schlimmes: es weiß, daß jede Vergrößerung des letztern am Rhein oder sonstwo sein erstes Interesse verletzt und seine Unabhängigkeit mit gefährdet, daß es also bei einer etwaigen Ausdehnung Frankreichs, nach welcher Seite hin auch, kein gleichgültiger Zuschauer bleiben dürfe. Zwischen Deutschland und Spanien besteht eben so natürlich eine Allianz als Rivalität zwischen Spanien und Frankreich. Spanien mit seiner herrlichen maritimen Lage gegen Asien, Afrika und die neue Welt, und mit seinen ihm gehörigen Stützpunkten des Handels in der Nähe und in den wichtigsten Meeren, wo sie ihm von einer Welt verblieben sind, in der seine Töchterstaaten immerhin Zeugniß von seiner Kraft ablegen, es verspricht, gerade in der Handelssphäre mächtig und groß zu werden, welche Frankreich als seine eigentlichste anerkannt wissen möchte. In allen diesen Beziehungen liegt es daher im engsten französischen Interesse, entweder sich Spanien politisch unterzuordnen, es sich unauflöslich durch Institutionen, Verwaltungsmaximen, und den Geist der Verfassung zu verbinden, kurz alle Zustände desselben den französischen anzuähneln und es geneigt zu machen, seine Gesetze bewunderungsvoll von der „Metropole intellectuelle du Monde" zu empfangen, oder, wo dieß nicht angeht, es schwach zu machen und schwach zu erhalten.

Diese Politik verfolgt Frankreich bereits seit zwei Jahrhunderten in Spanien. Um sie zu retten, spielte es va banque um seinen dortigen Einfluß. In diesem Spiele hat es verloren; darum versucht es den andern Theil, bei dem es in keinem Fall etwas verlieren kann. Wenn der Plan auch scheiterte, die spanische Regierung durch die Regentin und die Afrancesados ganz unter seinem Einfluß zu bringen, konnte es doch immer den Samen neuer Zerrüttung über Iberien ausstreuen helfen. Also in seinem eigenen Interesse arbeitete es der Nationalpartei in Spanien entgegen, half es den Frieden und die Versöhnung auf der Halbinsel nicht befestigen, sah es gern, wie die Regentin zu den gewagtesten Schritten sich verleiten ließ: siegte diese, so herrschte Frankreich auch in Spanien, siegte sie aber nicht, so wurde dadurch doch neue Zwietracht geschürt, die Fortschritte zur Ordnung und das Aufblühen auf ungewisse Zeit hinausgeschoben.

Die Engländer kennen Spanien besser, als die Franzosen. Schon Wellington begriff während des Unabhängigkeitskampfes den spanischen Nationalcharakter von vornherein so wohl, daß er sich niemals in die innern Angelegenheiten Spaniens einmischte. „Ich rathe unserer Regierung," schrieb Wellington 1813 in Bezug auf die neue ihm verhaßte spanische Verfassung, „sich nicht in die innern Angelegenheiten Spaniens zu mischen, wenigstens nicht unmittelbar. Alle Spanier sind höchst eifersüchtig gegen alles Einwirken von Fremden, und eine Erklärung der brittischen Regierung wider die Liberalen würde diesen mehr Gewicht und Macht verschaffen, als sie jetzt haben und vielleicht je haben werden." So hat in neuester Zeit das feindliche Benehmen Frankreichs gegen die Exaltados diese zu der stärksten und mächtigsten Nationalpartei erhoben. Die englische Politik, sich selbst als ein Laissez-faire-System bezeichnend, ist mit dem spanischen Nationalgefühl annoch in Einklang. Die Engländer, obwohl seit einer langen Reihe von Jahren mit Spanien zu Krieg und Frieden verbündet, haben niemals die gallofränkische Manie gezeigt, Spanien ein Duplicat ihrer eigenen Institutionen aufzudringen, ihre Charter im Estatuto real, ihr Parliament in den Cortes, ihre Gemeindeverfassung in den Ayuntamientos copiren zu lassen; fremde Entwürfe der Contrerevolution bekämpfend, im Uebrigen Spanien seinem eigenen Entwicklungsgang überlassend, haben sie am meisten verstanden, es sich zu nähern. Während der parfümirte Jacques Bonhomme oft mit Blumen um sich warf, oft martialisch und säbelklirrend bramabasirte oder durch Kanonenlöcher liebäugelte, immer aber, selbst wenn er goldene Berge und Gütergemeinschaft versprach, bosmeisternd zu Werke ging; stellte John Bull als Grundsatz auf, daß, wie er selbst nach Gefallen sich in seinem Hause einrichte, auch andere Leute daheim dasselbe Recht aus-

üben möchten. Der Grundſatz des letztern ſprach mehr an, als das Hofmeiſtern des erſtern. Wenn auch der Widerſtand gegen das neue Apuntamientogeſetz nur in mittelalterlichen Freiheiten, in alten Gewohnheiten und ſelbſt in Vorurtheilen der ſpaniſchen Nation wurzelte, war es darum minder unklug, es ohne Stütze im Volk noch im Heer ausführen zu wollen? Gab man nicht volksthümliche Loſungsworte zur Empörung an die Hand, mußte man nicht denſelben örtlichen Widerſtand, wie früherhin in den vascongadiſchen Provinzen, die auch lediglich durch die gallomane ſpaniſche Coterie in Krieg und Blut geſtürzt wurden, hervorzurufen fürchten? Volksgefühle laſſen ſich zwar zermalmen, beſteht dazu eine hinlänglich ſtarke Centralgewalt, aber ſie laſſen nicht mit ſich rechten und vernünfteln.

Volksbewegungen gehen raſch, weil alle Kräfte ſie ungeſtümer vorwärts drängen und treiben; das Rad der Revolution, einmal in Gang geſetzt, ſchwingt ſich um, als ſauſe ſtets der Sturm durch ſeine Planeten. Viele Spanier behaupten, während des ſiebenjährigen bürgerlichen Kriegs habe die Maſſe der Nation nur mittelbar an den Principienfragen Theil genommen. Schon ſeit Jahren war mindeſtens in den Gemüthern das Vorgefühl wach, daß dem Kriege noch große Dinge nachfolgen würden. Indeß eine Revolution in franzöſiſchem Sinne iſt in Spanien unmöglich, eben wegen der noch feſt begründeten, freien Gemeindeverfaſſung, wegen der Decentraliſation des Landes, wegen Mangels der revolutionären Einheit und einer deſpotiſchen Hauptſtadt. Spanien ſteht in gewiſſem Betracht politiſch mitten inne zwiſchen Deutſchland und Frankreich; es hat die ſtaatliche Einheit des letztern, ohne deſſen verdichtete Centraliſation, und den entſchiedenen Provincialismus des erſtern, ohne deſſen ſtaatliche Zerriſſenheit. Auch in einem revolutionirenden Spanien beſteht immerfort eine ſtärkere Hinneigung zu dem lockeren Regiment einer Föderativunion, als zu dem Terrorismus eines allherrſchenden Nationalconvents, in den die Cortes wegen des vorherrſchenden provinciellen Geiſtes niemals umſchlagen können. Die örtlichen Juntas haben jedesmal die Initiative bei Volksbewegungen ergriffen, ſowohl im Jahre 1808 gegen Frankreich, als ſpäter gegen den einheimiſchen Deſpotismus. Darum aber auch, weil zerſplittert, kann die Revolution in Spanien nicht ſo furchtbar wie in Frankreich ausarten, ſie iſt weniger verdichtet, weniger einig, und darum minder zerſtörend; ſie durchläuft auf den hundert einzelnen Punkten ſchneller ihre Kreiſe, erreicht früher ihr Ziel, und die Ordnung kehrt raſcher wieder. In Spanien tragen die Provinzen die Revolution, in Frankreich die Hauptſtadt; hier birgt ſie ein propagandiſtiſches, menſchliches, ideelles, expanſives Princip in ſich, dort nur ein volksthümlich ſpaniſches; hier bildet ſie einen großen, ſich in einer Maſſe fortwälzenden, von einem Feuerſtrahl durchzuckten Strom, der dort hundertfach getheilt, auch hundertmal minder kräftig und gewaltig erſcheint. Unläugbar haben ſich Elemente der Unordnung über die Halbinſel ausgebreitet, und ſind Gewalten von revolutionärer Natur auf ihr zum Vorſchein gekommen; was daraus entſpringen, welche Ordnung ſich zuletzt aus der chaotiſchen Bewegung geſtalten mag, iſt noch ſchwer vorauszuſehen. Einen Mann gibt es in Spanien, der viel dazu beitragen kann, den Frieden, die Ordnung und das Königthum zu retten und zu befeſtigen, wenn er ſtark und einſichtsvoll genug iſt, ſowohl den Einflüſterungen der Anarchiſten, als denen verblendeter oder ehrſüchtiger Coterien und den Verlockungen des eigenen Ehrgeizes zu widerſtehen. Daß Eſpartero bisher ſein Gewicht in die Wagſchale der Bewegung geworfen, kann ihm nicht zum Vorwurf gereichen, er hat ſie dadurch zu Gunſten der Ordnung gemäßigt, gezügelt. Geſetzt, er hätte der Camarilla nachgegeben, und die Abſchaffung der alten Gemeindefreiheiten mit Gewalt durchkämpfen wollen, was wäre die Folge geweſen? Ueber ganz Spanien hätte ſich ſofort wieder ein neuer Bürgerkrieg verbreitet, in welchem Eſpartero entweder einer wüthenden Demokratie unterliegen, oder aus dem er über dem Ruin vieler großen Städte als unumſchränkter Dictator Spaniens hervorgegangen wäre. Ein anderer Ausgang war unmöglich, und nur die Kurzſichtigkeit des Miniſteriums Caſtro und die Verblendung der Regentin konnten dieß überſehen. Gegenwärtig iſt, wie viel auch bereits die Unklugheit Einzelner verdorben hat, doch ein glücklicher Ausgang zu hoffen. Eſpartero, allerdings eines Faßbinders Sohn, in dem franzöſiſche Blätter nur einen Soldaten ſehen wollen, den das Glück im Bett aufgeſucht habe, hat ſich mindeſtens beſonnener und klüger benommen, indem er einen neuen Bürgerkrieg zu vermeiden ſuchte, als wenn er den immer rathbereiten Franzoſen gefolgt wäre. Ihm iſt ohne Zweifel eine hohe Aufgabe geworden, die glücklich zu löſen eben ſo viel Einſicht als Muth und Selbſtbeherrſchung erfordert. Möchte er, um ſeinem edlen Vaterlande Soldatenherrſchaft, Unglück und Elend zu erſparen, nicht vergeſſen, daß, wenn ſich auch in Spanien kein Anderer mit ihm meſſen kann, wenn ihm bei ſeiner Nation Niemand ſonſt an Popularität, Macht und Anſehen gleich kömmt, doch zweierlei in Spanien immer größer und ſtärker bleiben wird, als er ſelbſt, ſein Name und all ſein Ruhm, nämlich das Volksthum und das Königsthum, welche im ſpaniſchen Boden und Charakter beide ſo innig mit einander verwachſen ſind, daß jeder Verſuch, ſie zu trennen oder zu ſchwächen, dem gleich kommen würde, die Nation ſelbſt zu trennen, zu zerreißen und aufzulöſen. Ein altſpaniſches Sprüchwort ſagt: „des Königs Name iſt eine feſte Burg.“

Leichenbegängniß in Tſcherkeſſien.

(Aus Longworths: A year among the Circassian.)

Wir theilen hier die Beſchreibung eines Leichenbegängniſſes mit, wobei aber die Leiche nicht zugegen war, da der Betrauerte in einer Expedition gegen die Ruſſen getödtet wurde. Wenn, wie es hier der Fall war, die Leiche nicht zugegen iſt, ſo wird ein Kiſſen auf einer Matte an der Seite eines Zimmers ausgebreitet, und an demſelben befinden ſich die Kleider des Verſtorbenen; unmittelbar oben an der Wand ſind deſſen Waffen aufgehängt. Das Zimmer iſt mit den Frauen und den weiblichen Verwandten und Freunden der Familie angefüllt, und an der Thüre ſteht die Wittwe aufrecht. An jeder Seite des

Kissens sitzen die Töchter oder einige junge weibliche Verwandte. Auf dem grünen Platze vor der Thüre versammeln sich die Männer. Einer derselben nähert sich der Thüre und stößt ein klägliches Geschrei aus, welches von den Frauen im Zimmer erwidert wird, die sich erheben, während derselbe leise, die Hände über den Augen, eintritt, vor dem Kissen niederkniet und seine Stirne darauf legt. Die jungen Mädchen an beiden Seiten helfen ihm aufstehen, und er zieht sich zurück. Die übrigen folgen, einer nach dem andern, bis alle diese Ceremonien verrichtet sind; die alten Männer sprechen jedoch, an der Stelle des Klagegeschreies, ein kurzes Wort des Trostes oder der Ergebung, als z. B.: „es ist dieses Gottes Wille." Diese größere Versammlung von Männern und Frauen dauert drei Tage. Die Frauen der Familie und ihre nächsten Verwandten müssen jedoch vierzehn Tage lang in Bereitschaft bleiben, um Leidtragende in dieser Weise zu empfangen, und die Kleider und andere hinterlassene Gegenstände des Verstorbenen bleiben in der beschriebenen Lage bis zu dem größern Trauermahle, welches entweder sechs Monate darauf oder an dem Jahrestage des Sterbefalles stattfindet. Selbst die Armen unterlassen nie diese Bewirthung, die Reichen aber geben noch andere Mahlzeiten in Zwischenräumen von einer Woche, vierzehn Tagen und vierzig Tage nach dem Todestage. Wenn die Kleider des Verstorbenen bei dessen Tode in keinem guten Zustande sich befinden, so werden neue gemacht, und die Verwandten steuern verschiedene Artikel, als Schuhe, Beinbekleidung, hölzerne Trinkbecher (für die Reise) u. s. w., bei, welche zu den übrigen Sachen auf die Matte gelegt und in der Folge an den Priester der Nachbarschaft und an jene, welche der Ceremonie beigewohnt haben, vertheilt werden. Mit Ausnahme der Waffen, die der Verstorbene trug, und des Pferdes, auf dem er ritt, und das aus Achtung für sein Andenken sechs Monate lang im Stalle behalten und während dieser Zeit gut gefüttert wird, kann die Familie selbst nichts zurückbehalten. Wenn einer eines natürlichen Todes zu Hause starb, so wird sein Körper sogleich gewaschen, in ein neues weißes baumwollenes oder leinenes Tuch eingeschlagen und innerhalb drei oder vier Stunden begraben, wobei die nächsten Nachbarn bei dem ersten Theile des Klagegeschreies zugegen sind. Wurde derselbe im Kampfe getödtet (nämlich in einem rechtmäßigen Gefechte, nicht bei einer bloßen Excursion auf Beute, wofür eine genaue Unterscheidungslinie gezogen ist), so wird er in den Kleidern, in denen er getödtet wurde, und ohne gewaschen zu werden, begraben, indem vorausgesetzt wird, daß er in diesem Zustande in das Paradies werde aufgenommen werden, als in der Vertheidigung seines Vaterlandes gefallen; überlebt er aber seine Wunden einige Tage, so wird vermuthet, daß er wieder gesündigt (vielleicht indem er über seine Verwundung geklagt oder Ungeduld darüber an den Tag gelegt), und er muß daher gewaschen und für seine unsterbliche Reise gekleidet werden. Dieselben Ceremonien werden bei dem Tode von Frauen und Kindern verrichtet, die Versammlungen aber sind weniger zahlreich.

Miscellen.

Niederer Preis für Dampfboote. Ein Hr. Hjorth macht in dänischen Zeitungen (s. Berlingske Tidende vom 15 November) nachstehende Anzeige: „Der bekannte Mechaniker Samuel Owen in Stockholm hat dieser Tage mir die Mittheilung gemacht, daß er es übernimmt, eiserne Dampfboote von 110 Fuß Länge, 16 Fuß Breite und 8 Fuß Tiefe unter dem Verdeck, abgetheilt in drei Theile mit zwei wasserdichten Scheidewänden (skodder) und als Schooner getakelt, mit allem dazu gehörigen Tafelwerk, Ankern, Eisenketten, so wie mit einer doppelten Maschine von 100 Pferdekraft versehen, zum Preis von 65,000 Thaler Banco (ungefähr eben so viel Gulden rheinisch) zu liefern."

Hr. Agassiz entwickelte in der ersten dießjährigen Sitzung der geologischen Gesellschaft in London am 4 November seine Ansicht über die Theorie der Gletscher, deren wir vor einigen Tagen gedachten (s. Nr. 328), und macht dabei die Bemerkung, daß der Gegenstand vielleicht einen so hitzigen Streit erwecken werde, als der zwischen Neptunisten und Plutonisten war. Die Ansicht ist namentlich dadurch merkwürdig, daß sie zwischen der warmen Periode, in welcher die großen jetzt in den Diluvialschichten begrabenen Säugethiere, z. B. der Mammuth, lebten, und der jetzigen Epoche die Existenz einer langen Zwischenepoche von bedeutender Kälte annimmt, in welcher der größte Theil der nördlichen Erdhälfte mit Eis bedeckt war, das sich nur sehr allmählich aus den Thälern auf die bedeutendsten Höhen zurückzog.

Der Reisende Brooke. In der Versammlung der geographischen Gesellschaft vom 9 November wurde ein Schreiben des auch von uns schon im vorigen Jahre erwähnten Hrn. J. Brooke aus Singapur vom 9 Junius vorgelesen: derselbe hatte in seiner eigenen Yacht, der Royalist, eine Fahrt nach der Insel Celebes gemacht, die Bay von Boni, welche 180 englische Meilen lang und 40 bis 50 breit ist, besucht und 400 Meilen weit die Küste aufgenommen. Spätern Briefen zufolge wollte er einen Ausflug nach Borneo machen.

Der Reisende Ainsworth. In derselben Sitzung wurden Briefe von dem Reisenden Ainsworth aus Kurdistan vorgelesen. Er hatte den Pic von Newendus erstiegen und Dschulamerik besucht, wo er eine sehr freundliche Aufnahme bei dem Patriarchen fand; die chaldäischen Christen sollen sehr geneigt seyn, mit der anglicanischen Kirche in Verbindung zu treten.

Verbesserte Methode für Wasserbauten. In der Sitzung der französischen Akademie vom 2 November wurde ein Bericht über eine Methode, Brückenpfeiler zu erbauen, vorgelesen, und zwar vermittelst Caissons, in welche man kleine Steine und Kalk wirft, welche durch eine verbesserte Methode zusammengestampft werden, und mit etwas Wasser vermischt bald verhärten, so daß sie eine sehr solide und doch wohlfeile Grundlage für das Mauerwerk bilden. Man hatte eine Probe damit im Fluß Agly in Roussillon gemacht, wo die Steine und der Kies im Fluß nur mit großer Schwierigkeit hatten entfernt werden können.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 138 u. 139** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Gedichte von Don Joaquin de Mora. — Cosima, oder der Haß in der Liebe. (Forts.) — Jack Sheppard. (Forts.) — Einige Dichtungen von S. T. Coleridge und von Mrs. Landon-Maclean. (Schluß.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Bögen erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 138 u. 139.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

29 November 1840.

Gedichte von Don Joaquin de Mora.

Aldina.

Hör, sprödes Maurenmädchen,
Was ein Liebender dir singt,
Welcher kommt aus fernen Landen,
Dir zu klagen seine Noth.

Bin ein Fürst von mächtgen Reichen,
Jung und von erlauchtem Blut,
Hab Juwelen, dich zu schmücken,
Hab Gewande dir zur Zier.

Tausend Araber, voll Kriegsmuth,
Folgen meinem Banner nach,
Und so lang ich war ihr Führer,
Wurden niemals sie besiegt.

Meine stolzen Thürme zieren
Capitäle von Smaragd;
Goldne Pomeranzenhaine
Sind der Gärten reicher Schmuck.

Dein ist Alles, schöne Maurin,
Und wenn Alles nicht genügt,
So ist dein auch dieses Leben,
Das dein spröder Sinn mir raubt.

Sieh auf meine Qual, o Jungfrau!
Die dein hartes Herz mir schafft;
Nicht um Liebe fleh' ich jetzt dich,
Nur, daß du nicht Haß mir trägst.

Kehr' vor meinem Blick nicht ab dich,
Nicht vom Erker gehe weg,
Wenn auf meinem Andalusier
Ich stolzier' in deiner Straß'.

Nicht die Blumen wirf zu Boden,
Zeichen meiner Liebesqual,
Schüchtern, wie der Liebe Sprache,
Und vergänglich wie mein Glück.

Sende nicht zurück die Gaben,
Die in Körbchen, reich von Gold,
Mit den ausgesuchtsten Decken
Meine Pagen bringen dir.

Kenne den, den du mißachtest,
Weise nicht mit sprödem Trotz
Huldigungen ab, nicht wissend,
Wer es ist, der sie dir weiht.

In des Walds geheimstem Dickicht
Birgt die Nelke, tief versteckt,
Unter schatt'ger Aeste Laubdach,
Ihrer Düfte köstlichste.

In den tiefsten Felsengründen,
Unter Bergen heißen Sands,
Findet der gewandte Maure
Des kostbaren Demants Strahl.

Wenn du mir Gehör nicht weigerst,
Sieg ich über deinen Stolz;
Denn auch andre stolze Schönen
Zwingt der Liebe Gluth und Treu.

Also sang Aldemarino
Aus des Mauren Tarfe Stamm,
Vor Aldina's Gitterfenster,
Einer Maurin edeln Blut,

Tochter eines wackern Kriegers,
Burghauptmanns von Astellon,
Weise in der Raths-Versammlung,
Furchtbar, wenn's den Feinden gilt.

„Kenne wohl dich, gibt sie Antwort,
„All dein Müden hilft dir nichts,
„Denn Unmögliches verlangen,
„Heißt sich nähren von der Luft.

„Weiß wohl, daß du in Sevilla
„Ueber Alle ragst hervor,
„Weiß wohl, daß die Christen zittern,
„Wenn du deinen Säbel ziehst.

„Daß dich fürchten alle Jungfraun,
„Daß dir flucht der Mütter Schaar,
„Weil bei dir mit Heldensinne
„Frechheit sich und Wollust paart:

„Daß im ganzen Andalusien
„Niemand ist, der gleich dir kommt
„Im Turnier, treulosem Wesen,
„Heldenthaten, Liebelein.

„Daß du Schwüre brichst und Eide,
„Deine Rache nichts versöhnt,
„Daß du schmeichelst stolzen Mädchen,
„Dreist bist gegen schüchterne.

„Dieß erwiedr' ich deinem Sange:
„Eher wendet wiederum
„Der Krystall der klaren Wasser
„Sich zurück zu seinem Quell;

„Eher nisten Turteltauben
„Bei des Falken Brut sich ein,
„Als daß ich mich, dummer Weise,
„Fangen ließe in dein Netz."

Schlug das Fenster zu in Eile;
Wie des Abends schwacher Schein,
Wenn er hinterm Berg versinkt,
Schwand sie vor des Mauren Blick.

Cosima, oder der Haß in der Liebe.

(Fortsetzung.)

Aus dem zweiten Act wählen wir die erste und zweite Scene.

Cosima (allein, Seide haspelnd). Es war eine Zeit, wo ich mich für unglücklich hielt, weil mein Leben sich in friedlichem Müßiggang verzehrte, wo ich mitten in meiner Familie Vereinsamung, wo ich Furcht empfand unter dem Schutze der zärtlichsten Besorgnisse, Ungeduld in Betreff der Zukunft mitten in einer reinen und ruhigen Gegenwart. Wie haben sich die Zeiten geändert! An die Stelle der Langeweile ist der Kummer, an die der Familie die Einsamkeit, an die der Sicherheit die Angst und das Entsetzen getreten! O wie viel Unglück in wenigen Tagen! Mein Gatte im Gefängniß, Neri ein Verbrecher, beide auf dem Punkte, vielleicht ein entsetzliches Urtheil zu empfangen! Alle unsre Freunde bestürzt, fürchtend als Mitschuldige des Verbrechens angesehen zu werden, das auf uns lastet, oder mich im Herzen anklagend, die Ursache davon zu seyn!... Ich selbst verstört, entsetzt bis ins Heiligthum meines Gewissens hinein, nicht mehr wagend mir Kraft zu suchen in den heiligen Uebungen einer Religion, welche meine Gedanken verdammt, selbst noch ehe sie ans Licht getreten sind!... Ist es denn so schwer, in seinem eignen Herzen zu lesen? — Ach, wenn sich nichts geändert hätte an dem Leben, das ich verfluchte, ich glaube ich hätte nie die Reue gekannt... Aber jetzt, wo sie ihn getödtet haben, diesen Mann, kann ich jetzt die Mörder lieben? Und wo wird meine Zuflucht seyn, wenn eine strafbare Sehnsucht sich zu dem Entsetzen in meinem Sinne gesellt? (Sie zieht einen Brief aus dem Busen.) Der einzige Fehler, den ich begangen, fällt in die Zeit, seit er nicht mehr ist.

(Ein in einen Mantel gehüllter Mann erscheint an der Tapetenthüre, die er geräuschlos aufhebt; er tritt vorsichtig näher, bis hinter den Stuhl Cosima's.)

Nie hätte ich diesen Brief geöffnet, ohne das Verbrechen des wahnsinnigen Neri! Alle andern hatte ich meinem Beichtiger ungelesen übergeben; aber jetzt wo ich keine mehr empfangen werde, kann ich mich nicht entschließen, das letzte Pfand einer so kurzen und so verhängnißvollen Neigung zu vernichten! (Sie öffnet den Brief und sieht ihn an). Sie sagen mir Alle, er sey ein schändlicher, gottloser Mensch gewesen! Es findet sich nichts dergleichen in seinen Ausdrücken. Im Gegentheil! wie edel, rührend und ehrfurchtsvoll sind sie!... und welche Gluth in dieser verschleierten Leidenschaft! Ach! wenn diese Liebe ein Verbrechen ist, warum hat Alvise die seinige nie mit der gleichen Beredsamkeit auszusprechen verstanden? und woher kommt es, daß die Sprache der Schmeichelei gewinnender ist als die der Wahrheit? Mein Gott, vergib mir! das sind thörichte Gedanken; aber du hast ja gestraft, ehe du gerichtet!... Du hast ihn schwer gebüßt, unglücklicher Jüngling, diesen Traum eines strafbaren Glücks, und du hast die Strafe dafür erlitten, ohne daß ein Wort, ohne daß ein Blick von mir sie dir versüßt hätte! Du hast es gewollt, mein Gott! ich bin ohne Erbarmen gewesen, wie du; verlangst du jetzt, daß ich kein sehnsüchtiges Bedauern empfinde, so gib mir auch die Kraft eines Engels! (Sie verbirgt schluchzend das Gesicht in den Händen. Ordonio Elisei wirft sich vor ihr auf die Knie nieder; sie sieht ihn, erhebt sich, und sinkt wieder zurück, halb betäubt vor Freude.) Oh! mein Gott!

Ordonio. Deine Thränen vermöchten die Todten aus den Gräbern zu erwecken... aber ich lebe, Cosima!

Cosima (sich ihm nähernd und seine Hände berührend). Du!..

Ordonio (ihre Hand mit Küssen bedeckend). Ich lebe um dich zu lieben, und die Zeit meines Lebens das Glück zu vergelten, das du mir in diesem Augenblick schenkst.

Cosima (sich seinen Armen entreißend und allmählich wieder ihre Zurückhaltung annehmend). Ihr am Leben! mein Gott.. sey dafür gepriesen!.. Ist es ein Traum? mein Gatte ist unschuldig?...

Ordonio. Ach! Ihr denkt nur immer an ihn!

Cosima. Ha! ich sollte an ihn denken, aber ich weiß nicht mehr, ob ich lebe oder träume; Ihr also, Ihr seyd es, Ordonio!

Ordonio. Oh! jetzt kann ich sterben!...

Cosima. Sterben! Mein Gott, vielleicht ist Euch ein Unglück zugestoßen! Ihr seyd von Mördern angefallen, seyd vielleicht gestochen worden! Sprecht! was ist Euch denn zugestoßen? Warum hat man Euch todt geglaubt? Oh! sprecht!

Ordonio. Ein Andrer ist statt meiner umgekommen; aber was liegt Euch daran? Es ist dieß ein Kummer nur für mich allein, und ein Kummer, für den ich jetzt mich versucht fühle dem Himmel zu danken!

Cosima. Alvise ist gerettet, nicht wahr?

Ordonio. Er wird es bald seyn; ich arbeite daran... Ich habe mich für einen Augenblick losgemacht, um es Euch zu sagen.

Cosima. Das hättet Ihr nicht sollen; Ihr hättet Euch bloß mit Alvise beschäftigen sollen. Euer Platz ist nicht hier, Herr, und ich bin strafbar, daß ich Euch nicht zurückweise!

Ordonio. Ach! ich werde bald genug zurückgewiesen werden durch die Gegenwart dessen, nach dem Ihr Euch so innig sehnt!

Cosima. Ha! schweigt, Herr! durch solche Thorheiten habt Ihr das Unglück auf mein Haupt herabgezogen! Ich weiß nicht, wer Ihr seyd, aber seit ich Euch das erstemal sah, ist das Unheil über meine Familie gekommen und hat das Entsetzen meine Seele ergriffen!.. Ach! rettet Alvise! Entfernt Euch von hier! laßt mich, seht mich nicht so an! Es ist mir, als wäre ich vor Gott verantwortlich für die Martern, welche Alvise geduldet hat und für die, die er noch duldet!

Ordonio. Seine Martern sind zu Ende, seine Ehre ist gerechtfertigt.

Cosima. Aber er ist noch immer im Gefängniß. Warum ist er noch nicht hier, da doch Ihr hier seyd?

Ordonio. Das fragt Ihr mich? Er wird hier seyn in einem Augenblick; und um Euch nie mehr zu verlassen; und ich, ich sehe Euch vielleicht nie mehr!... und Ihr macht mir Vorwürfe, daß ich heimlich Einmal gekommen, Eure Züge zu beschauen, Eure Hände mit meinen Lippen zu berühren, als ob das zu viel Glück wäre, nachdem ich so viel gelitten!

Cosima. So viel gelitten! Also habt Ihr auch gelitten?

Ordonio. Ich war fern von Euch, ich wußte nichts mehr von Euch; ich war wie nicht mehr am Leben, und jetzt, wenn ich Euch wieder verlieren soll, wollte ich lieber sterben!

Cosima. Ordonio, verliert den Muth nicht so; lebt — lebt für... um meinen Gatten zu retten!

Ordonio. Ich werde ihn retten, Madame, aber dann werdet Ihr mich doch wenigstens wie einen Freund behandeln?

Cosima. Wie einen Bruder, wenn Ihr Mitleid habt mit unsern frühern Leiden, und wenn Ihr hinfort die Ruhe meiner Familie, die Ehre meines Hauses achtet...

Ordonio. Immer Besorgnisse und Vorwürfe, während ich mich aufopfere, während ich an der Rettung Alvise's mit einem Eifer arbeite, als ob es sich um mein Glück, und nicht um meine Verzweiflung handelte!

Cosima. Ach nein! keine Vorwürfe! denn gewiß, Ihr seyd redlich, Ihr seyd edel, ich glaube das; so, geht denn und Gott..

Ordonio. Vollendet, Cosima.

Cosima. Gott hat mich verstanden. Geht, Ordonio. (Ordonio küßt ihr die Hand.)

Ordonio (allein). Sie hat Furcht! Die Furcht ist die Tugend der Frauen von dieser Gattung. Und Gott weiß, ob ihre Männer hellsehend sind! Dieser gute Alvise hat an meine Rechtfertigung geglaubt mit einer Gutmüthigkeit! und ich, ich habe gelogen mit einer Zuversicht! Nur zu, die Liebe entschuldigt Alles! (geht ab.)

Zweite Scene.

Cosima (durchschreitet die Bühne und schaut zum Fenster hinaus, indem sie sich hinter dem Vorhang versteckt). Nein! es ist kein Gespenst! er, ja er ist es! Mein Gott, verzeihe mir, daß ich gelästert!

Aus dem dritten Act, zweite und dritte Scene.

Cosima (nach dem Hintergrund der Bühne blickend). Er kommt nicht! Oh! mit welcher Ungeduld erwarte ich ihn! und wenn er hier ist, dann werde ich leiden, denn Reue und Entsetzen wohnen in meiner Seele! Das ist die Strafe für mein Verbrechen! — Wenn nur wenigstens Ordonio glücklich wäre! Aber er leidet auch und beklagt sich über mich! Meine Liebe ist für ihn nichts ohne völliges Vergessen meiner Pflichten... Ach, manchmal fühle ich mich versucht zu glauben, er liebe mich nicht! Und doch! wie er sich hastig losreißt von dem glänzenden Hofe, der ihn bewundert und ihm schmeichelt, um mich zu besuchen, mich, die arme Einsiedlerin... die niedrige, unbekannte, im Dunkel lebende Bürgerin, die Niemand kennt!.. Nicht Eitelkeit kann es seyn, was ihn hieher zieht! Und wie er sich, um mich zu besuchen, auf den gefährlichen Wegen des Nachts aussetzt!.. Aber woher denn doch jene Augenblicke voll Bitterkeit, Ironie, man möchte beinahe sagen Abneigung? Warum hat er dann Worte, die das Herz zu Eis verwandeln und Blicke, die einem Angst machen. Ach! warum läßt mich Alvise so allein? Er hat Vertrauen zu mir, er schätzt mich! Aber er hat meiner Stärke zu viel zugetraut! Und mein Oheim, warum hat er mich getäuscht? Er hat mir ja gesagt, die Verführung könne mich nicht erreichen! Er hat mich getäuscht! Ach, ich Unsinnige! ich klage sie an, und ich verhehle ihnen, was in mir vorgeht, ich vermeide ein Fragen meines Beichtigers, ich fliehe das Tribunal der Buße... Ich werde gottlos, ich werde toll!.. Ach, ich leide! es ist Zeit daß Alvise zurückkommt. Und wenn er jetzt schon zurückkäme? Die Schritte, die ich jetzt höre, wenn das die seinigen wären! (Ordonio tritt ein.) Ordonio! ach ich habe gezittert, er möchte es seyn!

(Schluß folgt.)

Jack Sheppard.

(Fortsetzung.)

Der zweite Abschnitt nimmt den Faden der Erzählung nach Verfluß von zwölf Jahren wieder auf. Jack Sheppard, dessen Mutter, von Mr. Wood unterstützt, in Willsdon, nahe bei London, zurückgezogen und anständig lebt, und Thames Darrell, sind beide bei dem ehrlichen Schreinermeister als Lehrlinge. Beide sind in ihrem Geschäft geschickt, aber in ihrem Aeußern, wie in ihrem Wesen und Charakter sehr verschieden. Thames Darrell ist schön, groß und hat in seiner ganzen Erscheinung etwas Vornehmes; seine Neigungen und Gesinnungen sind großmüthig, edel, ritterlich; Jack dagegen hat in seinem Wesen etwas Gemeines, Abgefeimtes und Verschlagenes, er ist unansehnlich von Gestalt, obgleich kräftig und gewandt; seine Lieblingslecture sind die Thaten und Schicksale von Dieben und Räubern; er ist faul und ist auch schon in sehr schlechte Gesellschaft gerathen. Diesem entspricht auch die Gunst, welche die beiden Knaben im Hause genießen; Thames hat bei weitem den Vorzug nicht bloß bei dem Meister, sondern auch bei der keineswegs als liebenswürdig und musterhaft geschilderten Frau Meisterin, die, während sie selbst mit dem stattlichen Tuchhändler Mr. Kneebone ein ziemlich zweideutiges Verhältniß pflegt, ihren Gatten immer mit Eifersucht plagt, und besonders auf Mrs. Sheppard, die sie übrigens noch nie gesehen hat, sehr schlimm zu sprechen ist; und besonders bei der lieblichen kleinen Winifred, einem etwa zehnjährigen Mädchen. Eine ziemlich lebhafte Scene, welche Mr. Wood mit seinem faulen und unordentlichen Lehrling Jack Sheppard hat, bringt dieß alles nach und nach zur Anschauung. Der unversehens eintretende Meister schilt den faulen Jungen, welcher statt zu arbeiten seinen Namen in die Wand schneidet und Spitzbubenlieder singt, und droht ihm. Jack antwortet mit Trotz, und Wood, der es gut mit ihm meint, zieht gelindere Saiten auf; das rührt den Knaben, und er liefert seinem Meister einen Schlüssel aus, den ihm Jonathan Wild gegeben, um ihn an den Schlössern seines Meisters zu probiren. So erfährt Wood, in welche saubere Gesellschaft der Knabe, der auch den Namen Blueskin nennt, kommt. Er warnt ihn und verzeiht ihm, wozu die Fürbitte des dazugekommnen Thames, des treuen Freundes von Jack, auch beiträgt. Jack, geheißen eine Arbeit, ein Kistchen für eine Dame zu fertigen, klettert unvorsichtig in der Werkstatt herum, hängt sich an einen Balken, welcher nachgibt, und hätte leicht großen Schaden genommen ohne das Dazwischentreten von Thames, dessen Arm dabei verletzt wird. Wood nimmt den geliebten Pflegesohn mit sich, damit Frau und Tochter seinen verletzten Arm behandeln, und hier zeigt sich die Gesinnung von diesen beiden gegen Thames, und der ersteren Abneigung gegen Jack, indem sie Reden von natürlichen Kindern ihres Mannes fallen läßt, welche den zuhörenden Thames bitter kränken, so daß er den Entschluß faßt, das Haus seines Meisters zu verlassen, was ihm jedoch die freundliche Winifred mit den schmeichelndsten Bitten wieder ausredet.

Der Friede zwischen den beiden Eheleuten wird um so leichter wieder hergestellt, als die Frau Wood für den Abend ihren Freund den Tuchhändler, Mr. William Kneebone, erwartet. Dieser ist ein rüstiger, hübscher, unternehmender Mann, in die Jakobitischen Intriguen verflochten, und schon mit einem Hauptmannspatent versehen, für den Fall, daß ein beabsichtigter Aufstand zu Gunsten der Stuarts ausbrechen würde. Er war auch schon sehr geschäftig, Leute anzuwerben; und jetzt erschien er im Hause des Meister Wood in Gesellschaft von zwei seltsam aussehenden, halbvermummten Individuen, welche er so eben für die Sache der Stuarts gewonnen hatte, und die er mit seiner Freundin, Mrs. Wood, bekannt machen wollte. Das ungenirte und kecke Benehmen dieser Herren Jackson und Smith, wie sie sich nannten, ihr plumpes Lachen und ihre kecken Reden mißfielen der Frau Wood nicht wenig, und sie äußerte auch ihr Mißfallen deutlich genug, bis Mr. Kneebone ihr leise zu verstehen gab, daß es vornehme französische Edelleute seyen, die herübergekommen, um die Sache der Stuarts zu unterstützen, worauf sie mit größtem Eifer Anstalten zu einer reichlichen Collation machte, der auch die Fremden alle Ehre anthaten. Auch der Schreinermeister stutzte über das Benehmen seiner Gäste und witterte Unrath. Mittlerweile treten auch die Lehrjungen ein; Jack hatte seine Arbeit vollendet und erhält Befehl, das Kistchen in das Haus von Sir Rowland Trenchard der Lady Trafford zu bringen. Mr. Kneebone gibt dem Jungen ein Glas Wein und fordert ihn auf, die Gesundheit König Jakobs III, dessen Geburtstag heute sey, zu trinken. Der Knabe thut es, ungeachtet der Protestationen seines Meisters gegen einen solchen Toast. Thames, erbittert über Jacks unloyale Gesinnungen, bringt die Gesundheit Georgs I aus. Jack hat indessen die beiden Gäste scharf beobachtet und fängt an zu zittern, was diesen auffällt. Er wendet sich an seinen Meister, mit der Bitte ihm einen Augenblick sein Ohr zu leihen; Mr. Wood, erbittert über das Vorgefallene, schlägt es ab. Thames, dem er jetzt ruft, wendet sich auch ab, und die Meisterin gibt dem zudringlichen Jungen eine derbe Ohrfeige. Der Junge entfernt sich, indem er vor sich hin brummt: „Ich will verdammt seyn, wenn ich je wieder versuche ehrlich zu seyn!“

Die Zurückbleibenden tranken indeß tüchtig und ließen dann auch noch Punsch holen. Die Rede kam auf den jungen Thames Darrell, dessen Rettungsgeschichte von der Frau Wood erwähnt worden war; Mr. Jackson erkundigte sich angelegentlich darnach und Mr. Wood erzählte die seltsamen und schrecklichen Abenteuer jener Sturmnacht. Mr. Jackson brach zuweilen in ein Gelächter aus, was dem Meister Wood auffiel, und er gestand dem Fremden, daß ihn sein Benehmen und besonders sein Gelächter an eine mit jenen Abenteuern verflochtene Person erinnere, welche seither eine schmachvolle Berühmtheit erlangt habe als Diebsfänger — an Jonathan Wild. Die Gäste fuhren auf — nahmen sich des Genannten an, ein Wort gab das andere, und Mr. Jackson erklärte, er habe Wild sein ganzes Leben lang schon gekannt; Mr. Kneebone erzählte, wie er gehört, daß der berüchtigte Diebsfänger Wild und sein Spießgeselle Blueskin einmal Verdruß bekommen, und der letztere geschworen habe, seinen Meister bei der geringsten Spur von Verrätherei ums

Leben zu bringen — worüber die beiden Gäste ziemlich verdutzt waren. Die Rede kam dann wieder auf Thames und seine Herkunft — Wood sprach von den Rechten und Ansprüchen des Knaben, in deren Besitz er wieder gesetzt werden sollte, und Jackson suchte ihn so viel als möglich auszuholen. Thames selbst ließ einen Wink fallen, daß er einen Mitschuldigen an jenem Meuchelmord zu nennen wüßte. Jackson machte Wood Hoffnung, ihn unter günstigen Bedingungen auf eine Spur zu bringen. Plötzlich aber stand er auf, rüttelte seinen eingeschlafenen Begleiter, beide zogen Pistolen aus der Tasche, und machten, einen Verhaftbefehl vorweisend, Anstalt, sich Mr. Kneebone's als eines Rebellen und Hochverräthers zu bemächtigen. Die Schreinerin kreischte laut auf; ihr Mann aber hatte zuvor schon seinen Constabelstock ergriffen; Kneebone hatte mit einem Schlag den Mr. Smith (der kein andrer war als Blueskin) zu Boden gestreckt und eine Pistole auf Jonathan Wild angelegt. Dieser forderte den Mr. Wood auf, ihm zur Verhaftung des Hochverräthers behülflich zu seyn; Mrs. Wood gab ihm Gegenbefehl; der ehrliche Schreiner war in großer Noth; da kam ihm, nachdem Mr. Jackson, von Thames und Wood gedrängt, sich selbst als Eine Person mit Jonathan Wild bekannt hatte, ein Gedanke; er rief ihm mit lauter Stimme zu, in seiner Eigenschaft als Constabel, Kneebone, den er mit Hülfe des wieder aufgestandenen Blueskin fesseln wollte, frei zu lassen, und als er sich dessen weigerte, kündigte er ihm an, daß er ihn und seinen Genossen wegen eines gemeinen Vergehens verhafte, und hieß Thames zum Fenster hinaus um Beistand rufen. Jonathan, der die Sache nicht zu weit zu treiben wünschte, erbat sich ein Wort mit Mr. Wood; dieser zeigte ihm einen Schlüssel; darüber ward der Diebsfänger verdutzt, gab nach einigem Besinnen seinem Gesellen Befehl, Kneebone frei zu lassen, und entfernte sich, nachdem sie dem ehrlichen Meister ein Päckchen Briefe von der Hand seiner Ehehälfte, die sie bei Mr. Kneebone gefunden, vorgelegt, unter der halb laut gemurmelten Drohung: „Vor morgen Nacht soll der Knabe das Schicksal seines Vaters theilen." — —

Thames Darrell entfernte sich bei der unangenehmen Scene zwischen seinen Pflegeeltern, die jedoch bald mit einer Versöhnung schloß, und zog sich auf sein und Jacks Zimmer zurück; hier traf er Winifred, welche eben eine Zeichnung von ihm zu entwerfen suchte, was ihr nicht ganz übel gelang. Er erbat sie sich von ihr und erhielt nicht nur sie, sondern auch eine Haarlocke. Es kam zu einer zärtlichen Ergießung zwischen den Kindern, während welcher Jack zurück kam, der seinem eifersüchtigen Verdruß in einem spöttischen Lied und in spitzigen Worten Luft machte. Ein Wort gab das andere und bald kam es zu einem Kampf zwischen den beiden Knaben, der mit Jacks Niederlage endete, worauf dieser brummte, es sey nicht angenehm, das Mädchen das man liebe, in den Armen eines Andern zu sehen. Dann fiel sein Blick auf Winifreds Zeichnung, die ihn von neuem mit Verdruß, aber auch mit Staunen erfüllte — mit Staunen darüber, wie ähnlich diese Zeichnung einem Miniaturbild sey, das er in der Tasche habe. Auf Thames Befragen gesteht er, daß er es der Lady Trafford entwendet; es ist ein reich in Diamanten gefaßtes Bild, das, wie Jack vermuthet, Thames Vater darstellen soll. Thames verlangt, er solle es zurückgeben; dessen weigert sich Jack; nun will Thames es der Dame wieder zustellen, aber Jack, von diesem Schritte das Schlimmste für sich besorgend, widersetzt sich ihm, das Messer in der Hand, und es hätte übel ablaufen können, hätte sich nicht Winifred, welche zuvor davongeeilt war, jetzt wieder eintretend zwischen die Knaben gestürzt, Jack auffordernd: lieber sie als Thames zu tödten. Auf ihre Frage, was denn zu dem Streit Anlaß gegeben, versetzt Jack: „Du!" was ihr jedoch Thames auszureden sucht. Er versichert sie, ihr Streit sey abgemacht, und auf ihre ängstliche Frage bestätigt ihr dieß auch Jack; Thames möge thun was ihm beliebe — sogar ihn (Jack) an den Galgen bringen, wenn sie es wünsche. Darauf entfernt sich das Mädchen; Thames bietet Jack die Hand, versichert ihn, daß er ihn gewiß nicht in Verlegenheit bringen werde, erklärt ihm aber seinen Entschluß, zu der Lady Trafford zu gehen, von der er zu erfahren hoffe, wen das Bild vorstelle. Dazu gibt Jack seine Zustimmung, und erzählt, wie er das Bild entwendet, das die Dame vor ihrem eben anwesenden Bruder, Sir Rowland Trenchard, zu verheimlichen gesucht habe. Die Dame, krank auf dem Sopha liegend, habe ihn mit ihrem blassen Gesicht und ihren schwarzen Augen sehr an seine Mutter erinnert, und deßwegen habe ihn auch seine That gleich hinterher gereut. So machen sich die zwei Knaben auf den Weg, obgleich Winifred sie zurückzuhalten sucht, welche gehört hat, wie Mr. Kneebone ihren Vater gewarnt, in Betreff des Thames vor Jonathan Wild auf der Hut zu seyn und den Knaben nicht aus dem Auge zu lassen. Als Wood herbeikommt, sind die Knaben schon aus dem Gesichte.

Als die Knaben im Hause des Sir Rowland Trenchard ankamen, hatte dieser eine sehr heftige Scene mit seiner sehr kranken und schwachen Schwester, Lady Trafford, gehabt. Aufs roheste und gewaltthätigste hatte er sie mißhandelt, sie über ihr Testament befragt und von ihr den Namen ihres frühern Geliebten zu erpressen gesucht. Sie hatte ihm geantwortet, ihr Testament sey zu Gunsten ihres Sohnes, des Sprößlings einer rechtmäßigen Verbindung, gemacht, dieser Sohn lebe vielleicht noch; den Namen ihres Gatten aber weigerte sie sich ihm zu nennen; in höchster Wuth suchte Sir Rowland sie hiezu zu zwingen; er versicherte sie, er habe Vater und Kind in der Themse ertrinken sehen, und zog endlich sein Schwert, worauf Lady Trafford in Ohnmacht fiel. Da entfernte sich Sir Rowland; und sobald die unglückliche Lady Trafford wieder zum Bewußtseyn kam, gab sie Befehl, unverzüglich Anstalten zur Reise nach ihren Gütern in Lancashire zu machen. Sir Rowland aber erhielt bald darauf einen unerwarteten Besuch von einem Unbekannten, der ihn mit widerlicher Vertraulichkeit anredete und ihn an die Nacht des 26 Novembers 1703 erinnerte, und daß sie sich in jener Nacht in der alten Münze getroffen hätten. Sir Rowland gab vor, damals gar nicht in London gewesen zu seyn, aber der Fremde lächelte ungläubig, fand sein Mißtrauen natürlich und erklärte ihm dann: er sey gekommen ihm zu dienen. Zum Beweis daß er dieß könne, nennt er ihm

seine Familienverhältnisse; er weiß daß Sir Rowland zwei Schwestern hatte, von welchen die ältere, Constance, durch die Nachlässigkeit einer Dienerin als Kind verloren ging; die jüngere ist die Lady Trafford, Wittwe. Der Vater enterbte den Sohn, dessen Jakobitische Gesinnung ihm mißfiel, zu Gunsten seiner Tochter Aliva; jetzt suchte Jener die Verbindung Sir Cecil Traffords mit seiner Schwester zu vereiteln, ohne doch dessen Freundschaft zu verlieren. Aliva aber knüpfte ein Liebesverhältniß hinter dem Rücken ihres Bruders an und verheirathete sich heimlich. Sir Rowland beredete den Sir Cecil, seine Schwester sey verführt, und beide eilten nach London. Sie erkundeten die verborgene Wohnung der jungen Gatten und erbrachen die Thüre. Aliva's Gatte empfing sie mit gezücktem Schwert; endlich aber raffte er ihr Kind auf und floh mit diesem, wie Aliva, mehr für das Leben des Kindes als das ihrige besorgt, ihm zu thun zurief. Sir Rowland und seine Leute verfolgten darauf die Flüchtigen in die Münze. Eine gewisse Person war zuerst dem verfolgten Gatten Aliva's zur Flucht behülflich und brachte dann seine Feinde auf seine Spur. Aliva stürzte aus einem Fenster und ward besinnungslos weggetragen, überlebte jedoch den Fall. Ihr Gatte ward auf der Themse von Rowland eingeholt und erstochen; Rowlands Leute kamen durch den Sturm um; er ward wie durch ein Wunder gerettet, und wußte nachmals seine Schwester zu einer Ehe mit Sir Cecil Rowland unter unerhörten Bedingungen zu bewegen.

Alles dieß hörte Sir Rowland mit Wuth und Entsetzen und wußte nicht, für was er den nehmen sollte, der ihm dieß so kaltblütig vorerzählte, und ihm erklärte, er wisse wohl, daß er, Sir Rowland, sich jetzt alle Hoffnung mache, das Vermögen seiner Schwester werde bald an ihn zurückfallen. Auf die Frage Sir Rowlands gestand der Fremde sehr unbefangen, er sey Jonathan Wild. Jetzt nahm Sir Rowland eine verächtliche, dann eine drohende Miene an und bezeigte Lust, sich des Diebsfängers, der um so gefährliche Geheimnisse wußte, mit Gewalt zu entledigen; aber Wild blieb kalt und unerschrocken, zeigte sich auf alles gefaßt und gerüstet als ein persönlich tapfrer und starker Mann, und außerdem von seinen Begleitern im Vorzimmer bewacht, und deutete dem Sir Rowland zuletzt darauf hin, daß er sogar ermächtigt sey, ihn als Jakobiten und Verschwörer zu verhaften. Doch dieß liege, fügte er kaltblütig hinzu, nicht in seinem Interesse, er habe vielmehr auch eine erlittene Unbill zu rächen, und ihr Vortheil gehe hier Hand in Hand; er verlange nur tausend Pfund dafür, daß er ihn des Sohns und Erben seiner Schwester, der noch am Leben sey, entledige. Sir Rowland war wie vom Blitz getroffen bei der Kunde, daß dieser Knabe noch lebe; eine Weile weigerte er sich, Befehl zu seiner Hinwegräumung zu geben — er fragte, wo er sey? Bei dem Schreiner Wood, antwortete Wild. Ein Junge aus seiner Werkstatt sey vor kurzem da gewesen; ob der es sey? fragte Sir Rowland. Nein, war Wilds Antwort; und in diesem Augenblick meldete ein Diener, daß wieder ein Lehrling von Mr. Wood draußen sey und nach Lady Trafford frage, nicht derjenige, der vor einer Weile dagewesen, sondern ein viel schönerer Knabe. Darüber jubelte Jonathan; leise fragte er Sir Rowland, ob er seine Bedingungen annehme, und leise antwortete Trenchard mit Ja! — Genug! rief Wild. Er soll nicht zurückkehren.

Thames Darrell wurde, nachdem sich Jonathan Wild mit Trenchard eilig besprochen und einen Plan entworfen hatte, hereingeführt, und Befehl gegeben, Jack Sheppard, der mitgekommen war, draußen festzuhalten. Der Knabe, der das Bild zurückgeben wollte, wurde nun ohne Weiteres, ohne daß man ihn nur anhörte, als dessen Dieb behandelt, und der später hereingeführte Jack Sheppard bestätigte, zu Thames größtem Erstaunen, die Anklage. Wie man gerade den seine Unschuld betheuernden Knaben weg und ins Gefängniß führen wollte, brachte man Lady Trafford sterbend zurück. Ueberrascht und erschüttert von dem Anblick der Sterbenden, welche nur noch ihr Kind zu sehen wünschte, dessen Tod Sir Rowland so eben verabredet hatte, entdeckt ihr der Bruder, daß der Knabe da sey und führte ihr Thames zu. Eine erschütternde Erkennungsscene folgte, Mutter und Sohn schwammen in Thränen. Da bereute aber Sir Rowland wieder was er gethan; er drang in seine Schwester, ihm den Vater des Knaben zu nennen, was sie beharrlich verweigerte. Jonathan flüsterte ihm Drohungen ins Ohr; der Knabe entdeckte jammernd seiner Mutter, daß man ihm nach dem Leben trachte. Alles stand für Sir Rowland auf dem Spiel, und er gab Jonathan Erlaubniß, mit Thames nach Gutdünken zu verfahren. Jonathan ergriff Thames, die Lady sah mit Entsetzen ihren Sohn bedroht — schon wollte sie das Geheimniß offenbaren, als der Tod sie ereilte. Vom Leichnam seiner Mutter, den Sir Rowland mit düsterm Zorn betrachtete, wurde Thames, und mit ihm Jack, fortgeschleppt und unter Obhut zweier Spießgesellen Jonathans in einem Wagen nach dem Gefängniß gebracht.

Unterwegs suchte Jack einmal zu entwischen, wurde aber daran gehindert, und Thames fand Mittel, einen Polizeidiener an seinen Pflegevater zu schicken, mit der Nachricht, daß er als Wilds Gefangener in St. Giles sey.

(Fortsetzung folgt.)

Einige Dichtungen von S. T. Coleridge und von Mrs. Landon-Maclean,

übersetzt im Versmaaße der Originale von Kranz.

(Schluß.)

Von den Gedichten Coleridge's heben wir noch folgendes, komisch-satyrische aus, welches zugleich für den originellen Mann charakteristisch ist:

Des Teufels Gedanken.

Vom Schwefelbett hub der Teufel sich
Früh Morgens spazieren zu gehen;
Er wollte sein kleines Pachtgut, die Erd',
Den Stand seines Stockes besehen.

Er ſchritt durch Thäler, der Hügel Kranz,
Schritt durch die Ebene vor,
Und ſchlenkerte hin und her mit dem Schwanz —
So ſchlenkert ein Stutzer ſein Rohr.

Und wie war der Teufel denn angethan?
Oh! beſten Sonntagsſtaat hatt' er an;
Die Jacke roth, blaue Unterkleider;
Drin ließ ein Loch für den Schwanz der Schneider.

Er ſahe, wie ein Juriſt erſchlug
'Ne Viper auf dem Miſt ſeines Stalles;
Da ſchmunzelt der Teufel; er denkt hiebei
Des Cain- und Abel-Falles.

Er ſahe — ein Bader auf weißem Roß
Ritt nach ſeines Berufes Wahrung;
Und der Teufel gedachte des alten Freunds,
Des Tods in der Offenbarung.

Er ſahe ein „Lanthaus," zwei Säle dabei,
Solch „Hüttchen" wie oft ihr es treffet;
Da grinzte der Teufel; ſeine Lieblingsſünd'
Iſt Hochmuth, der Demuth nachäffet.

Er trat in ein Buchhändlergewölb',
Und rief: „Die Weisheit zu freſſen
Hab' ich ja mit dir auf Einer Bank
Am Baum der Erkenntniß geſeſſen."

Stromab glitt geſchwind, mit Fluth und dem Wind,
Ein Ferkel, Zeit ſchien ihm zu reuen;
Da machte der Teufel ein weiſes Geſicht —
Das Ferkel ſchnitt ſich den Hals ab — Er ſpricht:
„Fahr wohl Englands Handelsgedeihen."

Er ſahe, als er durch Gold-Bath-Field ging,
Eine ganz einſame Zelle,
Und die gefiel dem Teufel, als Wink
Zur Verbeſſerung der Kerker der Hölle.

Er ſahe, ein Schließer entfeſſelte ſie
Einen ſchlimmen, unrah'gen Geſellen;
„Wie rühren die Finger ſich beſten Schicks,
Steht ein Mann an der rechten Stellen!"

Der Schließer ſchloß los einen andern Mann,
Doch langſamer ging die Verrichtung;
Das mahnt ihn an Sklavenhandel und an
Die Debatte zu deſſen Vernichtung.

Er ſah eine alte Bekanntſchaft ſtehn
Bei der Schule der Methodiſten,
Die einen geweihten Schlüſſel hielt;
Se. Hoheit, der Teufel, grüßten.

Sie rümpft die Naſe, ruft: „Fort! ich bin
Religion, der Glaube!"
Blickt dann auf Herrn ..... und ſchielt
Wie 'ne liebeskranke Taube.

Nun ſah er General Tearſax Geſicht,
Das conſternirte ihn ſehr;
Und eilig zur Hölle der Teufel ſich zieht,
Denn irrig glaubt' er, daß, was er dort ſieht,
Ein Generalweltbrand wär'.

Von L. E. Landon hat Herr Kraus außer zwei kleinen Balladen ein größeres Gedicht überſetzt: „Das Goldveilchen." Es iſt dieß ein Cyklus von Liedern und Balladen, zuſammengehalten durch den Rahmen eines Preis- und Wettgeſanges:

„Goldveilchen ſoll der Preis allein
Für provençal'ſche Sänger ſeyn!
Es öffne ſich mein Schloß der Menge
Von Harfen und dem Feſtgedränge;
Und Barden, nah- und ferner, Mund
Geb' Minnelied und Kriegsſang kund.
Aufs Siegerhaupt drück' ich zum Lohne
Mit eigner Hand die Veilchenkrone!"

So ſpricht die Gräfin Clemenze im wonnigen Maimonat, und dieß iſt die Loſung zu einer Reihe von Geſängen. Des erſten Minſtrels Sang heißt:

Der gebrochene Bann.

Wo iſt auf Erden noch Treue zu ſchauen,
So ſtille und dauernd, wie Treue der Frauen?
Männer wohl liebten und ſtarben als Krieger
Für die Geliebte, den Preis der Sieger;
Gab doch gar Einer der Welt Gewinn
Für ein Paar Weiberaugen hin.
Das iſt die Lieb' nicht, die Probe hält
In Schmerzen, und wenn der Glücksſtern fällt —
Iſt nicht der Regenbogen, der funkelt
Je trüber Gewölk den Himmel umdunkelt;
Die Treue der Frauen zieht eben aus Leid,
Was Kraft dem Leibe, dem Geiſte verleiht;
Ihr ſchärfet die Trennung der Liebe Werth,
Weil dann ſie vom eigenen Vorrath zehrt.
Klopft nicht das Herz in Frauenbruſt
Vor Stolz und Freude ob eignem Verluſt?
Wird trüber ihr Auge, die Wange bleich —
Spricht beides nicht von Zärtlichkeit gleich?
Dort ſind erloſchen der Liebe Kerzen
Zu brennen, zu ſterben im geſuchten Herzen.
Ach! muß ſo oft der Grabesſtein
Der Weibertreue Siegel ſeyn?
. . . . . .
Ein ſchöner Garten iſt's; Mandelbäume
Streun ſilberne Gaben durch duftige Räume,

Und Lilien im weißen Brautgewand,
In deren Kelch ein Goldschatz sich fand,
Gleich Marmorschlöſſern, wie Kön'ge sie han'n
Und vor der eignen Pracht scheint zu gran'n
Der Hyacinth die am Stengel sich neigt,
Lieblicher, weil sie schüchtern sich beugt;
Doch in der Mitte ein Rosenstock lacht,
Der Winde Liebling, des Gartens Pracht;
Kein Wunder, daß so viel Blüthen er hat,
Trägt deine Thränen doch jegliches Blatt.
Und, Miezala! dir sagt dein Herz:
Nur das währt, was sich nährt vom Schmerz!

Ein Rosenzweig war's, den des Liebſten Hand
Ihr in die Rabenlocken einſt wand,
Als ſie beim Scheiden mit zärtlichen Sorgen
Seufzend ſich riefen: wir ſehen uns morgen!
Doch das Mädchen weiß nicht, wenn die Thräne ihr quillt,
Ob ſie dem Todten, dem Treuloſen gilt;
Nie ſeit der Nacht ſah ſie ſein Angeſicht
Wo ſein Schatten ihr ſchwand im Mondenlicht;
Und der Zweig, der theure, war Alles, was blieb
Als Erinnrung des Raubes von Hoffnung und Lieb'.

An einem Sommerabend hatten
Zur Ruh ſie geladen des Tulpenbaums Schatten,
Als ſchwebend vom Lieblingsroſenſtock nun
Ein Wölkchen gleich Morgenwölkchen brach;
Auf ſieht ſie die Silberblätter ſich thun
Wo ſtrahlend eine Geſtalt drin lag.
Sanft, wie Abendhauchgekoſe
Murmelt in des Sees Schooße,
Sprach zu ihr der Geiſt der Roſe:
„Miezala, es liegt im Schlummer
Der, den du beweinſt voll Kummer;
Starker Zauber ihn umflicht,
Den nur Frauenliebe bricht.
Folg' mir! Deine Treue kann
Löſen ſeinen ſtarken Bann!
Doch erwäg', ob ohne Grauen,
Was du ſehn magſt, du wirſt ſchauen.
Laß nicht Hoffnung, Furcht dich wenden
Von des Marmorſchloſſes Wänden;
Dort zeigt dir dein Liebſter ſich
Todt fürs Leben, Lieb' und dich;
Treue nur ſo rein wie deine,
Darf ſich nahn dem Zauberſchreine;
Er erwacht, ſobald dein Mund
Küßt den kalten Stein, zur Stund',
Gleicht der Lieb' dein muthiger Glaube:
Folge dann der weißen Taube!"

Eine weiße Taube führt Miezala zu einem Nachen, er ſie an eine fremde Küſte bringt und ans Thor eines Schloſſes.

Sie ſaß beim Baume, der verdorrt,
Und harrte ihres Schickſals dort;
Doch das Thor flog auf zur Mitternachtsſtund
Dröhnend als ſpalte der innerſte Grund,
Und ſie ſchritt fürder; kaum genügte die Helle
Zu ſehen die Kluft, das Dunkel der Stelle —
Ein Licht — ſo zuckt über Mörders Grab
Die Todtfackel bläulich hinauf und hinab.
Beſetzt war der Weg mit gaukelnden Schemen
Die Beute im Dunkel gefangen zu nehmen,
Ein Blick, bei dem das Auge mehr litt,
Weil Licht und Zweifel ſich hier ſtritt;
Doch Miezala furchtlos ſich weiter wandt',
Bis der letzte gräuliche Spuk verſchwand.

Plötzlich wird es wieder Tag und ein köſtlicher Garten empfängt ſie, aber auf Miezala macht ſeine Schönheit keinen Eindruck, hält ſie nicht auf. Jetzt kommt ſie an einen Marmortempel, worin zwei königliche Geſtalten; der einen Lächeln ſchien zu ſagen: nur Gold erzwinge den Einlaß. Die andre aber:

Aus der Lilienkrone reißt
Raſch ein Knöſpchen hier der Geiſt,
Reizend wie's kein Sommer kannt'
Gab's dem Mädchen und verſchwand.

Und Miezala ſtand am verſchloſſenen Thor,
Der Löwenkönig hielt Wache davor,
Die Knoſpe berührt ihn, ſie zähmt ihn und ſchafft
Daß weit das verkettete Thor nun klafft,
Tiefdunkel war es im Zaubergebiete,
Doch holdes Licht ſchafft die Lilienblüthe;
Und Miezala ſchaute des Liebſten Geſicht,
Erweckt von dem Arme, der zart ihn umflicht;
Heil, Heil dir Mädchen! der Bann iſt zerronnen,
Gethan iſt dein Werk, dein Liebſter gewonnen!

Bei viel Zartheit und Lebhaftigkeit der Schilderungen ſtehen doch dieſe Dichtungen der Lalla Rookh von Th. Moore, welche ohne Zweifel ihr Vorbild waren, bedeutend nach, und dieß Urtheil könnte auch durch eine noch glättere und kunſtreichere Ueberſetzung ſchwerlich umgeſtoßen oder modificirt werden.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 335.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 November 1840.

Abo.

(Aus Bulgarins Sommerausflug nach Finnland und Schweden im Jahre 1838.)

Wir fuhren im reizendsten Park dahin, wie ihn nur die nordische Natur bilden kann. Diesen herrlichen Inseln fehlt nichts als die Sonne Italiens. Alles ist grün, das Meer klar, wie ein Spiegel, und in der Ferne erblickt man die Thürme eines alten Schlosses, das einst die Einfahrt in den Aurafluß (Aurajoki) bewachte, und jetzt nur zur Zierde der Landschaft dasteht, so wie zur Nahrung für den Zahn der Zeit, der schon stark daran zu nagen begonnen hat. Durch das Zurücktreten des Wassers steht dieß Schloß jetzt fern vom Meer. Alte Leute erinnern sich noch, daß die Wellen seinen Grund bespülten, jetzt aber ist der Meerbusen so seicht geworden und mit Gras bewachsen, daß ein Theil in festes Land umgewandelt ist, und man zur Einfahrt in den Aurafluß einen Canal, d. h. ein künstliches Fahrwasser ausgraben mußte. Man arbeitet noch daran, und unser Dampfboot mäßigte seinen Lauf, rückte langsam vor in dem trüben Wasser und stillte unsere Ungeduld mit den Aussichten auf die liebliche Umgebung. Auf beiden Ufern des Flusses stehen Gebäude, Kaufmannsmagazine, doch ist dieß nur erst die Vorstadt. Hier baut man viele Kauffahrer, die besten nicht nur in Finnland, sondern vielleicht im ganzen Norden; auf den Stapeln lagen einige neu gebaute und etliche nur eben angefangene Fahrzeuge. Drei Kanonenschüsse aus dem Dampfboote riefen die neugierigen Bewohner ans Ufer. Finnische Knaben, künftige Seemänner, folgten dem Dampfboote auf kleinen Kähnen, wie Raubvögel dem Wallfische, und fuhren bis in den durch die Räder veranlaßten Wellenschlag hinein, um des Schwankens zu genießen. Das ist die ächte Seemannsnatur. Kühnheit und Muth sind den Physiognomien dieser kleinen Bursche aufgeprägt, und ihre Gewandtheit in Lenkung der Kähne verkündet die künftigen Seeleute.

Wir kamen spät Abends, erst gegen zehn Uhr, nach Abo; einige Passagiere entschlossen sich, auf dem Dampfboote über Nacht zu bleiben, ich aber nahm Zimmer in dem sogenannten „Societätshus," das für die Zusammenkünfte eines Clubs auf Actien gegründet, zugleich aber auch ein Gasthof ist. Das Haus ist ziemlich groß, von Stein, mit einem geräumigen Hofe, um welchen hölzerne Flügel von Einem Stockwerk herumgebaut sind. Ich erhielt in einem Flügel zwei sehr reinliche Zimmer; in dem steinernen Hause ist minder auf Reinlichkeit geachtet.

Am andern Tage besuchte ich einen alten Petersburger Bekannten, den in Abo commandirenden Generalmajor Derschau; er und seine Familie nahmen mich russisch, wie man sagt, mit Brod und Salz auf, und es versteht sich von selbst, daß sie mich nicht im Gasthof speisen ließen. Vor dem Mittagessen machte ich indeß einen Gang, um Abo zu besichtigen.

Der Fluß Aura, finn. Aurajoki, fließt von den Bergen in der Nähe von Orihpää herab, fast in gerader Linie zwischen Hügeln etwa 50 Werste weit fort, und fällt bei Abo ins Meer. Das Wasser des Aura ist still und trübe. Ohne Zweifel befand sich hier eine bedeutende finnische Ortschaft vor der Ankunft der Schweden. Abo hat auch jetzt noch den finnischen Namen Turku oder Turut Kaupunki. Der schwedische König Erich IX, der Heilige genannt wegen seines Eifers für die Ausbreitung des Christenthums, beschloß zuerst, Finnland mit Schweden durch die Einheit des Glaubens zu vereinigen, indem er diesen durch die Kraft der Ueberredung und der Waffen unter die Finnen verbreitete. Um das Jahr 1229 erhob sich hier eine schwedische Stadt mit schwedischen Einwohnern, und im Jahre 1300 wurde die Kathedrale gebaut, die noch jetzt erhalten ist. Die Stadt war, wie alle nordischen Städte im Alterthum, aus Holz gebaut, nur die Stadtmauern und die Kirchen an einigen Orten aus Stein, und darum finden sich im ganzen Norden so wenig alte Gebäude aus der Heidenzeit. Schweden ist an solchen Denkmälern noch am reichsten. In Abo finden sich nur zwei Alterthümer, die oben erwähnte Kirche und das Schloß an der Mündung des Flusses.

Seit undenklicher Zeit war Abo die Hauptstadt von Finnland, zeichnete sich aber nie durch Schönheit der Gebäude aus. Die Häuser waren immer von Holz und roth angestrichen, die Straßen eng und unregelmäßig. Die schwedische Regierung

fing im Jahre 1802 an, schöne und geräumige Universitätsgebäude auf dem Platze neben der Kathedrale zu errichten, sie wurden aber erst im Jahre 1815 unter russischer Herrschaft ausgebaut, unter welcher überhaupt die Stadt erst sich zu bessern und reinlicher zu werden anfing, als sie in der Nacht vom 4 auf den 5 Sept. 1827, mit Ausnahme weniger, einzeln oder entfernt stehender Gebäude, bis auf den Grund niederbrannte. Der Wind war so heftig, daß der Brand auch den Fluß überschritt, und beide Theile der Stadt in Asche verwandelte. Die Universitätsgebäude mit allen ihren wissenschaftlichen Schätzen, der Bibliothek (etwa 30,000 Bände), allen Cabinetten und dergl. brannten gänzlich ab. An der alten Kathedrale verbrannte das Dach, und die Thürme wurden beschädigt; auch das Innere litt bedeutend, doch gelang es, den Hauptbau zu retten. Abo war wie von der Erde verschwunden; doch bald erhob es sich durch den Beistand der russischen Regierung aus der Asche. Die Stadt ward auf beiden Seiten des Flusses nach einem regelmäßigen Plane angelegt, die Straßen sind breit wie in Petersburg, und alle vortrefflich gepflastert. Die Häuser, meist von Holz aus Einem Stockwerk, ruhen auf einer Granitgrundlage, sind mit Brettern beschlagen, und mit Oelfarben hell angestrichen. Die Bauart der Häuser ist ziemlich einförmig, und zweistöckige hölzerne gibt es wenig. Die steinernen Gebäude sind schön und groß, und gleichen in ihrer Bauart den Petersburgischen. Der schönste Platz in der Stadt ist der um die alte Kathedrale, wo lauter schöne, steinerne Häuser stehen. Die ehemaligen Universitätsgebäude sind wieder hergestellt, und zur Aufnahme der Behörden eingerichtet. Auf der einen Seite stößt der Platz an den Fluß, dessen Ufer mit einer Esplanade verziert sind, und am andern Ende ist ein Square nach englischer Art angelegt. Dieser Theil der Stadt ist prächtig. Auf dem andern zum Exerciren und zu den Paraden bestimmten Platze wird gegenwärtig ein großes Theater gebaut; bisher fanden die in schwedischer Sprache gehaltenen theatralischen Vorstellungen in einem besonders dazu eingerichteten hölzernen Saale statt.

Abo macht denselben Eindruck wie Potsdam: wer eine Straße gesehen hat, hat die ganze Stadt gesehen. Die Symmetrie setzt auf den ersten Augenblick in Erstaunen, ermüdet aber bald. Hinter der Kathedrale erhebt sich ein Fels etwa 150 Fuß hoch, wo ehemals das Observatorium stand und jetzt die Schule für die Kauffahrteischifffahrt eingerichtet ist. Die Aussicht von dem Balkon dieses Gebäudes ist unvergleichlich. Die ganze Stadt liegt einem vor Augen, und man sieht alles, was in den Straßen, ja, was in den Höfen vorgeht. Der Fluß läuft wie ein blaues Band durch grüne Wiesen zwischen Hügeln hin, und das Schloß an der Mündung des Flusses setzt der Landschaft die Krone auf. Auf der andern Seite des Flusses, gleichfalls auf einem Felsen, einer langen breiten Straße gegenüber, befindet sich ein schönes Gebäude für die Polizei, von wo aus man, ohne von der Stelle zu rücken und ruhig am Fenster sitzend, alles sehen kann, was in der Stadt vorgeht.

Während meiner Anwesenheit wurde gerade an der Wiederherstellung der alten Kathedrale gearbeitet. Das Gebäude verlor durch die Erniedrigung, oder richtiger gesagt, durch die Wegschaffung der beiden Thürme, statt deren man wahre Taubenschläge zur Unterbringung der Glocken erbaute, sehr an Effect. Das Innere machte gleichfalls auf mich einen unangenehmen Eindruck. Das ungeheure Gebäude mit seinen hohen Mauern und seinem unglaublich hohen Gewölbe ist ohne alle Verzierung bloß mit Kalk geweist; an einigen Stellen haben sich aus den Zeiten des Katholicismus der einige mächtige Taufsteine erhalten, sie sind aber während der Reformation zerschlagen worden, und die Nischen, in welchen die ausgehauenen Heiligenbilder standen, sind nun leer. Glücklicherweise ist es dem Adel gelungen, die mit Marmorstatuen verzierten Grabmäler seiner Vorfahren vor der Zerstörung zu schützen. In dieser Kirche liegen die Statuen alle auf den Grabmälern, der Mann in seinem Paradeanzug und im Panzer neben seiner Gattin mit der hohen Haube und dem Korsett. Dieß macht einen ganz seltsamen Eindruck. Nur Eine Gruppe, ein Mann mit seiner Frau steht links am Altar in einer Nische. Diese Gruppe ist vortrefflich gearbeitet, namentlich was Waffen und Kleidung betrifft; sie rührt gewiß von einem der besten Bildhauer vom Ende des 16ten oder Anfange des 17ten Jahrhunderts her. Wahrscheinlich stellen diese Bildsäulen Mitglieder aus der Familie Brahe dar, von denen auch die Stadt den Namen Brahestad führt.

Das Schloß ist jetzt leer und geht rasch seiner Zerstörung entgegen. In dem einen Flügel sind Magazine und das Militär-Commando. In dem Gefängnisse, wo der schwedische König Erich XIV gefangen gehalten wurde, befinden sich jetzt alte Matten. Die Alterthumsfreunde werden die Verödung dieses Schlosses sehr beklagen, da dieß das einzige in Finnland war, an das sich alte Erinnerungen knüpften. In Finnland gibt es im Allgemeinen keine Schlösser aus dem Mittelalter, weil die bedeutendsten finnländischen Familien die meiste Zeit in Schweden lebten, und die Schweden sogar, wie es scheint, den Finnländern verboten, Schlösser zu bauen.

Obgleich Abo gegenwärtig über 13,000 Einwohner hat, so scheint die Stadt doch öde, weil sie im Verhältniß zu ihrer Einwohnerzahl zu weitläufig gebaut ist und die Straßen ausnehmend breit sind, somit der Höhe der Häuser nicht entsprechen. Gegenwärtig befinden sich auch die wohlhabenden Leute und die Güterbesitzer auf den Dörfern. Außer einigen finnischen Carriolen sah ich auch nicht eine einzige Equipage auf der Straße. Belebt ist nur der Theil der Stadt neben der Brücke, und auch da nur, wenn ein Dampfboot ankommt.

Ich besuchte viele Kaufläden, nd fand überall eine Masse russischer Waaren, auch viele fremde, welche hier wegen des niedrigen finnländischen Zolles nicht theuer sind. Von finnischen Erzeugnissen ist namentlich die Leinwand von vorzüglicher Güte und unglaublich wohlfeil. Auch sind hier zwei Buchläden, worin man nur wenige französische Bücher, und zwar nur Brüsseler Ausgaben von der couranten Literatur findet; von deutschen Büchern gibt es gleichfalls nicht viel, doch aber stets die Classiker Schiller, Goethe, Wieland, Lessing, Klopstock u. dgl. da. Englische Bücher gibt es noch weniger. Der

Haupthandel wird mit den Erzeugnissen der schwedischen Literatur und mit den in Finnland unter Aufmunterung der hiesigen Censur gedruckten Lehrbüchern getrieben.

Aphorismen aus den Verhandlungen der zehnten Versammlung der englischen Naturforscher.

Ein Hr. Coles las über Eisenbahnwagen und schlug vor, Frictionsräder einzuführen, so wie daß mit Ausnahme des ersten und letzten Wagens im Zuge die Wagen sämmtlich auf zwei Rädern laufen sollten ebenso schlug er eine Stufenschiene (sieprail, höher liegende Schiene) an den Wendungen vor.

*

Hr. Scott Russell legte den Committeen Bericht über „die Form von Schiffen" vor, und bemerkte, in fast allen Staaten in Italien, Spanien, Schweden und Frankreich seyen Versuche über die beste Form der Schiffe auf öffentliche Kosten angestellt worden, und man habe auf diese Weise eine überlegene Kenntniß der Grundsätze des Schiffbaues erhalten; in England hätten nur Privatpersonen solche Versuche angestellt, und es sey zu bedauern, daß diese nicht von der Art seyen, um dem Schiffbauer sichere Grundsätze in seiner Kunst zu liefern. Die neuen Anforderungen an den Seearchitekten, durch Einführung der Dampfkraft, hätten noch die schon bestehende Kluft zwischen der experimentalen Hydrodynamik und den Anforderungen des praktischen Schiffbauers erweitert, und die Association habe deßhalb diese Committee niedergesetzt, um den Gegenstand vollständig zu untersuchen. Der Berichterstatter bemerkte, daß eine Menge Angaben ohne Zeichnungen unverständlich seyn würden, weßhalb sämmtliche Experimente mit den nöthigen graphischen Beilagen demnächst öffentlich bekannt gemacht werden würden. Welche Mühe die Committee, namentlich Hr. Russell selbst, sich gab, geht aus dem Umstande hervor, daß nicht nur die meisten und ausgezeichnetsten Schiffbauer zu Rathe gezogen, sondern auch über 100 Modelle von 30 Zoll bis 25 Fuß in der Länge gefertigt wurden.

*

Hr. Vignoles theilte Bemerkungen über die Oekonomie der Eisenbahnen mit, worin er die verhältnißmäßigen Kosten der verschiedenen Zweige eines Eisenbahnunternehmens im Allgemeinen folgendermaaßen bestimmt. Der Ankauf des Bodens kostet 10 Procent, die Stationen, Lokomotive und Wagen 20, die Verwaltung 10, das Eisen 10, und die eigentlichen Arbeiten 50 Procent.

*

Dr. Lankester brachte abermals die Frage über die Baumwolle Ostindiens zur Sprache, ein Gegenstand, den namentlich General Briggs im vorigen Jahre umständlich abgehandelt hatte. Indeß scheint man noch auf keine klare Ansicht gekommen zu seyn. Jetzt soll nach Dr. Lankesters Angabe in Folge einer kürzlich in England angestellten künstlichen Probe der Anbau der langstapeligen Georgia-Baumwolle (Sea Island) in Indien, und zwar in den feuchten, heißen Sunderbunds im Delta des Ganges in großem Umfang versucht werden, da das Klima dem der Inseln an der amerikanischen Küste entspricht. Andere dagegen scheinen von diesem Versuch sich nicht viel zu versprechen, wenigstens legte ein Hr. Alexander Burn Proben von vier indischen Baumwollenarten und von ägyptischer vor, die sämmtlich im vorigen Jahre zu Kairat in Guzerat angepflanzt wurden. Sein Hauptzweck war, zu zeigen, daß in dem Producte der indischen Baumwollenstauden in den Hauptpunkten, nämlich Länge, Farbe, Weichheit, Trockenheit, Gleichmäßigkeit und Stärke der Faser eine bedeutende Verschiedenheit herrsche. Er ist der Ansicht, daß alle Versuche seit 20 Jahren, fremde Baumwollenarten in Indien anzupflanzen, mißlungen seyen, und der große Zweck, Baumwolle von so gutem Stapel wie die amerikanische zu erhalten, am besten dadurch erreicht werde, daß man die einheimische Pflanze veredle.

*

Oberst Sykes theilte einen Brief aus Indien vom Capitän Aston mit, einem der diplomatischen Agenten der Regierung von Bombay in Kattywar, über einen neuerlichen Kornregen. Er bemerkte, daß vor 60 oder 70 Jahren ein Fischregen während eines heftigen Sturms in der Präsidentschaft Madras eingetreten sey. Der Umstand ist erwähnt von Capitän Harriot in seinen „Struggles through Life;" dieß Ereigniß fand statt, während die Truppen auf dem Marsch waren, so daß einige Fische auf die Hüte der Europäer niederfielen, wo man sie auffammelte. Diese Thatsache wurde vermuthlich lange Zeit für eine lügenhafte Erzählung gehalten, aber innerhalb der letzten zehn Jahre hat man so viele Fälle der Art verificirt, daß man an der Sache nicht mehr zweifeln kann. Dießmal ist es kein Fisch-, sondern ein Kornregen, d sich ereignete. Die Sache fand am 24 März 1840 zu Radschket in Kattywar statt, während eines Gewittersturms, die in diesem Monat häufig sind; das Korn fiel nicht nur in der Stadt, sondern auch auf einen bedeutenden Strich Landes um dieselbe her. Capitän Aston sammelte eine Menge von diesen Samen, und schickte ihn an Oberst Sykes. Die Eingebornen strömten zu Aston, un fragten ihn um seine Meinung über dieß Phänomen, denn nicht nur hatte der Kornregen überhaupt Schrecken erregt, sondern auch der Umstand, daß der Same keiner ihnen bekannten Kornart angehörte, galt für ein böses Vorzeichen. Die Gattung und Art wurden von den in der Versammlung anwesenden Botanikern nicht augenblicklich erkannt, doch glaubten sie, es sey ein Spartium oder eine Vicia. Dieselbe Kraft, welche Fische in die Luft erhebt, wirkte wahrscheinlich auch hier, und diese neue Thatsache bestätigt nur das früher schon so mannichfach beobachtete Phänomen.

*

Ein Hr. Graham Hutchinson suchte die Ansicht durchzuführen, daß die mittlere Temperatur der verschiedenen Wintermonate sich durch die der entsprechenden Sommermonate mit Wahrscheinlichkeit bestimmen lasse. Den Hauptgrund sucht er im Gang der Erhitzung der Erde, welche in den verschiedenen Sommermonaten in verschiedener Weise vor sich gehe, was denn auch eine ungleiche Entbindung der Wärme zur Folge habe.

Beſuch des Vulcans von Mirauea auf Hawaii.

In der geographiſchen Geſellſchaft zu London wurde am 9 Nov. ein Schreiben vom Capitän John Shepperd vorgeleſen, der im Anfange dieſes Jahres die Inſel beſucht hatte. Drei concentriſche ſchroffe Mauern von verhärteter Lava und von runder oder beinahe runder Form ſchließen den Raum der vulcaniſchen Thätigkeit ein; die Höhe der äußern Mauer iſt ungefähr 150 Fuß, die der zweiten iſt beinahe dieſelbe, aber die der dritten, welche in den wirklichen Krater hinabgeht, iſt 1000 Fuß hoch. Zwiſchen dem Fuße der äußern und dem Gipfel der zweiten Wand befindet ſich ein Gürtel oder eine Bank von demſelben Material von ungefähr einer halben Meile Breite; ihre Oberfläche iſt gebrochen und uneben. Zwiſchen der zweiten und dritten iſt eine ähnliche Bank von gleichem Umfange, deren innerer Umkreis den vom Krater eingenommenen Raum einſchließt, deſſen Durchmeſſer drei (engl.) Meilen beträgt. Dieſe Abſtürze ſind keineswegs fortlaufend, ſondern an verſchiedenen Stellen eingefallen, indem ſie durch die Wirkung des unterirdiſchen Feuers unterminirt wurden, und es haben ſich daher Abhänge gebildet, welche ein Hinabſteigen zu dem Krater geſtatten. Als die Geſellſchaft am Rande des Abſturzes über dem Krater anlangte, bot ſich ein ſehr imposantes Schauſpiel dar: zahlreiche kleine Kegel von 20 bis 30 Fuß Höhe ſtießen Wolken von Schwefeldampf und flüſſiger Lava unter lauten Detonationen aus; Seen von geſchmolzenen Stoffen warfen die glühende Lava in dem Maaße, als die gasartigen Flüſſigkeiten von unten heraufdrangen, zu bedeutender Höhe empor. Der intereſſanteſte Punkt aber lag im öſtlichen Theile des Kraters, ein großer See von flüſſiger Lava von elliptiſcher Form, eine Meile lang und halb ſo breit. Vorſichtig näherte ſich die Geſellſchaft den Felſen, welche ein paar hundert Fuß hoch dieſen Feuerpfuhl einſchließen, und betrachtete nun das ſtets wechſelnde Schauſpiel, wo die elaſtiſchen Strömungen den Gicht an manchen Orten 30 bis 40 Fuß hoch emporwarfen. Man bemerkte nun am ſüdöſtlichen Theile eine Lücke in dem umſchließenden Felſen, und hoffte, von hier aus den großen Krater in der Nähe und bei Nacht betrachten zu können. Mit Anbruch der Nacht erreichte man auch den gewünſchten Punkt, und als die Geſellſchaft das prächtige Schauſpiel unten etwa eine Stunde betrachtet hatte, zog plötzlich ein neuer Lavaausbruch aus einem ſüdlich von dem großen See gelegenen Theile des Kraters ihre Aufmerkſamkeit auf ſich. Unter heftigen Schlägen und einem krachenden Getöſe erſchien eine Fluth von geſchmolzenen Stoffen, die nach allen Richtungen ſich ausbreitete und in ſehr kurzer Zeit einen Raum von mehr als 500.000 Quadrat-Yards bedeckte; was wenige Minuten zuvor eine ſchwarze ſchlackige Oberfläche geweſen, bot jetzt eine ungeheure Feuerfläche dar, die ein ſtarkes Licht und Hitze von ſich gab und in unbeſchreiblichem Glanze erglühte. Endlich von den Anſtrengungen des Tages ermüdet, verließ die Geſellſchaft den intereſſanten Schauplatz und zog ſich zur Ruhe in einige indianiſche Hütten zurück, die am Rande des Abgrundes erbaut waren. Eine ſehr bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit dieſes Vulcans iſt das Sinken des Bodens um den Krater her, das, wie wir oben bemerkten, in drei Abſtufungen erfolgt iſt. Ein zweiter ſeltſamer Umſtand iſt die Erhöhung des Kraters ſelbſt, und die Schnelligkeit, womit dieſe vor ſich geht. Im Jahre 1824 war die Oberfläche zwiſchen 8 und 900 Fuß tiefer als jetzt, und damals zog ſich noch eine andere runde Bank (ledge) um den Krater her, die jetzt verwiſcht iſt. Der Grund hievon liegt augenſcheinlich in den Ausſtrömen von Lava aus den Kegeln und andern Quellen innerhalb des Kraters; wenn man nun erwägt, daß in 16 Jahren eine Oberfläche von 7 engliſchen Quadratmeilen um 800 Fuß erhoben wurde, was eine Anhäufung von mehr als einer Kubikmeile Lava ausmacht, ſo kann man ſich einen Begriff von der ungeheuren Ausdehnung dieſer unterirdiſchen Thätigkeit machen. Wenn die Anhäufung in demſelben Verhältniß noch 18 bis 20 Jahre länger fortdauert, ſo muß die jetzige Oberfläche bis zur Höhe des innern Gürtels oder um 1000 Fuß erhöht ſeyn; wahrſcheinlich aber wird die Lava, ehe dieß geſchieht, einen Ausfluß durch die Ritzen und Spalten im Boden finden, oder das unterirdiſche Gewölbe muß nachgeben und eine zweite Senkung ſtattfinden.

Miscellen.

Aegyptiſche Dramas. Rohe dramatiſche Darſtellungen ſind bei den Aegyptiern beliebt. Sie drehen ſich gewöhnlich um einen der zwei ſie beſonders intereſſirenden Gegenſtände, nämlich ihre Religion und ihre Auflagen. Ihre religiöſen Dramas führen gewöhnlich einen chriſtlichen Giaur ein, auf welchen der Bekehrungsproceß in Geſtalt tüchtiger Baſtonnaden angewendet wird, und der ſtets zum Triumphe der mohammedaniſchen Orthodoxie endigt, indem der chriſtliche Dulder allgemach nachgibt und am Schluſſe im Uebermaaße von Streichen auch vollauf Glauben erhält. Im andern Departement der Unterhaltung erſcheint gewöhnlich der Steuereinſammler und verlangt 100 Piaſter von einem armen Fellah, der in Allem nur zehn beſitzt, und welcher dann unter dem Gelächter der Sympathiſirenden ſchrecklich gepeitſcht wird, weil er nicht thut, was ihm zu thun unmöglich iſt. (Nach Bowrings Schilderung.)

•

Altgriechiſches Basrelief. Der franzöſiſche Miniſter des Unterrichts hat von einem jungen Gelehrten, der mit einer wiſſenſchaftlichen Miſſion in Griechenland beauftragt iſt, ein Basrelief von höchſtem Werthe erhalten, das in der Umgegend von Athen entdeckt wurde, und das man nach der Feinheit und dem edeln Styl der Formen der beſten Zeit der antiken Sculptur zuſchreiben kann. (Echo du Monde Savant vom 25 October.)

•

Seidenbau in Centralamerika. Eine Geſellſchaft engliſcher Capitaliſten hat in dieſem Lande zum Behuf der Seidenzucht ausgedehnte Maulbeerbaumpflanzungen angelegt. (Morn. Chron. vom 17 Nov.)

•

Krieg zwiſchen Texanern und Comanchen. Der Krieg dauert noch immer, und wie es ſcheint, zum Vortheil der letztern fort. Sie haben die Stadt San Antonio (de Berar?) angegriffen, und unter den Mauern derſelben den Texanern ein Treffen geliefert, in welchem viele derſelben umgekommen ſeyn ſollen. Man will jetzt ein Corps von 1600 Mann gegen ſie aufſtellen. (ibid.)

•

Ein alter Bureau-Beamter. Im franzöſiſchen Juſtizminiſterium findet ſich ein alter Expeditionschef, der jetzt bereits, an demſelben Platze ſitzend, 49 Juſtizminiſterien an ſich vorübergehen ſah. Er ſoll ſeit Miromesnil (1784) demſelben Bureau zugegeben ſeyn. (Franz. Bl.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilagen: Umſchlag zum Monat November und Intelligenzblatt Nr. 12.)

Nr. 336.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 December 1840.

Rückblicke.

„Alles wiederholt sich nur im Leben," das ist in der Geschichte so wahr und so falsch, als im Leben des Einzelnen. Europa steht jetzt gegen die übrigen Welttheile in demselben Verhältnisse, wie einst das kleine Griechenland zu den dasselbe umgebenden Ländern. Thatkräftig und unternehmend in seiner heroischen und der ersten republikanischen Zeit, überlegen durch Bildung und Waffenkunst in seiner spätern, hat Griechenland genau im Kleinen die Rolle gespielt, welche Europa seit drei Jahrhunderten im Großen durchführt. Gleich dem Abendlande erhielt es seine erste Bildung aus dem Orient, um diesem nach einigen Jahrhunderten mit den Waffen in der kunstgeübten Hand seinen Dank abzuzahlen: Persien und Aegypten, seine Lehrer in Kunst und Wissenschaften, unterlagen wenige Jahrhunderte später vor seiner durch Intelligenz geleiteten Waffenkunst, wie jetzt Asien und Afrika mehr und mehr vor dem Geist und der Waffenmacht Europa's sich beugen. Im Westen bevölkerte und unterwarf das Hellenenvolk Großgriechenland, wie Europa die neue Welt unterworfen und bevölkert hat. Auch hörte die Herrschaft Griechenlands nicht auf mit seiner politischen Unabhängigkeit: lange noch schlugen griechische Söldner die Schlachten barbarischer Könige, wie wir jetzt europäische Waffenkunst im Dienst barbarischer Fürsten erblicken, und der scharfe kritische Geist der griechischen Bildung durchdrang wie ein corrosives Gift die benachbarten Staaten Asiens und Europa's, gerade wie jetzt die sogenannte europäische Civilisation die Staaten des Orients anfrißt, und sie der überlieferten Macht nationaler oder religiöser Institutionen beraubt, ohne den Völkern mit einem Male das geben zu können, was jeden die Schnellkraft unsrer europäischen Staaten ausmacht.

Das Wesen des Einflusses, den Griechenland auf die benachbarten Länder und Völker übte, war ganz gleicher Art mit dem, welchen unsere jetzige Civilisation ausübt, aber der Schauplatz, groß, ja ungeheuer für die damaligen Verhältnisse und das kleine Griechenland, ist klein im Verhältniß mit dem, auf welchem jetzt die europäische Rastlosigkeit sich tummelt. Mit dem weitschichtigen Amerika hat sie sich zwar in ihrer roheren Zeit vielfach beschäftigt, wie die Griechen mit Großgriechenland, aber der Einfluß auf Asien, lange unter der gleißnerischen Hülle kaufmännischer Verbindungen verborgen, hat sich nur in einem einzelnen Lande, in Indien, schon seit einem Jahrhundert offenkundig dingestellt, aber dieß schien wie zufällig, und erst in den letzten zehn Jahren hat sich dieser überwältigende Einfluß mit einer fast Schrecken erregenden Schnelle ausgebreitet, ja erst seit zwei Jahren hat er mit unwiderstehlicher Gewalt ganz Asien in seinen Strudel hineingezogen.

Es ist sehr leicht, manchmal auch recht unterhaltend, den ungestümen Trieb, die Rastlosigkeit, womit der eine durch die Länder eilt, der andere von allen Enden und Orten her Schätze, geistige oder materielle, zusammenzuraffen sucht, zu bespötteln und lächerlich zu machen, oder allenfalls mit Salomo zu sprechen: Alles ist eitel! Aber hinter dem Spott und der philosophischen Ruhe birgt sich nur allzu leicht die Trägheit, die das Große nicht erkennen will, das in dem täglich reicher sich entfaltenden Völkerverkehr liegt, oder der Stumpfsinn, der gleichgültig in die Welt und ihr bewegtes Treiben hineinsieht. Der Völkerverkehr, der Handel, von so manchem vermeintlichen Weisen geringschätzig angeblickt, ist in unsern Tagen auf eine früher nie erhörte Weise der Träger der Cultur geworden, und hat sich mit dem Leben und Treiben der Völker, mit ihrer materiellen und geistigen Entwicklung auf eine Art verknüpft, welche die höchste Aufmerksamkeit und die strengste Prüfung erfordern, denn hier wirken Irrthümer schlimmer als Verbrechen, und eine einzige falsche Maaßregel kann die Entwicklung ganzer Geschlechter aufhalten.

Manchem mag dieß übertrieben scheinen, aber es ist nichts leichter, als den Beweis dafür zu führen, und die ganze Geschichte der Sklavenemancipation ist ein solcher; eine einzige Unklugheit, eine mißverstandene Philanthropie hat einen schädlichern Einfluß auf das Schicksal der schwarzen Race, als ein zehnjähriger Sklavenhandel, der viel einzelnes Elend verbreiten, moralisch höchst verwerflich seyn kann, aber im Wesentlichen das Schicksal der ganzen Race auf derselben Stufe läßt, wo es war. England, das sich an die Spitze der Emancipation stellte — aus welchen Gründen gilt hier gleichviel — hat hier

einen jener Schritte gethan, die sich nicht zurück thun lassen, und es ist durch den dringendsten aller Gründe, durch sein Interesse, dazu verpflichtet, fortzuschreiten auf seiner Bahn, und die schwarze Bevölkerung Westindiens und vielleicht ganz Amerika's der Freiheit und dem Menschenrechte, das man in dem unglücklichen Stamm so lange mit Füßen getreten, rascher und immer rascher entgegenzuführen. Ein Ziel hat sich vor ihm aufgethan, wovon sich bei dem Beginne des Unternehmens auch der weitsehendste Kopf wohl nichts traumen ließ.

Kein bloß vorübergehendes Handelsinteresse ist es aber, was England nöthigt, die Sache der schwarzen Race zu seiner eigenen zu machen: es hängt ein großer Theil seines Einflusses in Amerika daran, und seine Handelsgröße überhaupt ist dabei betheiligt. In dieser Handelsgröße liegt für England eine Frage über Leben und Tod. Alle die widerstreitenden Elemente seines innern Zustandes sind verhältnißmäßig von geringer Bedeutung, so lange der Flor des Handels unerschüttert fortdauert; sobald dieser Flor eine wesentliche Störung erleiden sollte, werden sie mit einem Mal in ihrer Furchtbarkeit erwachen, und nicht bloß das Staatsgebäude, sondern die jetzige Gesellschaftsverfassung bedrohen.

In keinem Volke und in keinem Lande sind diese Fragen in gleicher Schärfe ausgebildet und gewissermaßen auf eine mathematische Gleichung gebracht, so sehr auch veränderliche Größen hier mit einspielen; alle andern Staaten und Länder Europa's haben noch viel zu viele unentwickelte Hülfsquellen, die Größe der vorhandenen Capitalien erdrückt noch nicht den Fleiß und den Unternehmungsgeist der ärmeren Classen, nirgend anderswo haben staatsmännische Irrthümer einen gleichen Einfluß auf das Wohl des Ganzen. Dieß macht das Studium des Zustandes von England höchst lehrreich, aber auch höchst schwierig, weil von Hunderten und Tausenden, die sich berufen glauben, ihre Stimme darüber zu erheben, nur die Wenigsten sich zu der nöthigen Höhe allgemeiner Ansichten aufschwingen. Unter zwanzig Reden, die über die Korngesetze gehalten wurden, sind kaum drei oder vier, die wirklich den Stempel des ächten Staatsmannes an sich tragen.

Welche kleine Rolle spielt Frankreich neben diesem England, das seine Polypenarme über die halbe Welt ausgebreitet hat! Soll man ohne weiteres den Grund in einer geringern Tüchtigkeit der Nation suchen? Das möchte ein etwas rasches Urtheil seyn. Wie geringschätzig war man gewöhnt von dem faulen Spanier zu denken, ohne zu erwägen, daß diese faulen Spanier und der für noch unthätiger angesehene Portugiese einst die ersten See- und Landmächte und die bedeutendsten Seefahrer und Eroberer gewesen. Damals fiel es Niemand ein, geringschätzig auf dieß Volk herabzusehen, wie dieß in der letzten Zeit Mode geworden. Es ist ein seltsames Ding um die Achtung der Nationen gegen einander und die Stellung, welche jede derselben einnimmt. Der Einzelne glaubt sich berechtigt, den Einzelnen der andern Nation, die politisch weniger bedeutet, mit vornehmer Geringschätzung zu behandeln, und es gehört schon ein nicht geringer Grad von Bildung dazu, um diesem Vorurtheil und dieser Schwäche wirklich, nicht bloß in der Einbildung, entwachsen zu seyn. Dazu gehört eine Kenntniß der innern Verhältnisse der Völker, der Ursachen ihrer Größe und ihres Verfalls, ihrer Schwäche und ihrer Kraft, die nur durch das Studium ihrer ganzen Geschichte zu erlangen ist, namentlich wenn ein Volk noch nicht so total mit aller Vergangenheit gebrochen hat, wie Frankreich. Dieß letztere hat offenbar jetzt noch, am Abschluß des ersten halben Jahrhunderts seiner Revolution, noch nicht das rechte Gleichgewicht wieder gefunden, es ist gleichsam eine junge, noch unreife Nation, deren Entwicklung mit dem Jahre 1789 beginnt, und mannichfach durch äußere Ereignisse und Einwirkungen gestört worden ist. Es hat im Uebermuth seiner jungen Weisheit die andern romanischen Völker als seine Satelliten betrachten und behandeln wollen, zwei Völker, die einst an Reichthum, Macht und Bildung weit über ihm standen, und auf die es hoch herabsehen zu dürfen glaubt, aus dem oben bemerkten Grunde, weil sie jetzt an politischer Macht ihm nachstehen. Aber diese beiden Völker sind, wenn auch auf ganz verschiedenem Wege, dennoch im Aufstreben begriffen, und bei dem im Mittelmeere neu erwachten Leben wird auch Italien seine alte Bedeutung wieder zu erringen suchen, wenn auch in lange andauerndem Kriege, welcher der Entwicklung der Völker nur vorübergehenden Schaden bringt, wie Spanien in seinen letzten 30 Jahren voll innerer und äußerer Kriege deutlich gezeigt hat.

In Europa sind drei große Massen, Romanen, Deutsche und Slawen, alle andern sind untergeordnet, und die Versuche einiger nicht dazu gehörigen Stämme, sich selbst zu Nationen emporzuschwingen, sind bis jetzt von schwachem Erfolge gekrönt gewesen. Noch hat es Niemand versucht, sämmtliche germanische Völker unter Ein Haupt zu bringen; bei den Romanen ist es mehrfach, und namentlich auch in neuerer Zeit versucht worden. Den Russen gibt man Schuld, Plane dieser Art in Bezug auf sämmtliche slawische Völker zu hegen. Was aber der Herrschaft Eines Mannes nicht gelingt, das kann den unsichtbaren Banden der Stammes- und Sprachverwandtschaft gelingen. Welche Nation Europa's hatte, durch unselige Verhältnisse verlockt, einem fremden französischen Geiste mehr gehuldigt, als die schwedische, und doch beginnt jetzt immer stärker der Umschwung, und das Fremde haftet nur noch an der Oberfläche; der fremdartige Stoff wird ausgeschieden, und der germanische Charakter der Nation tritt immer stärker hervor. Nationen haben eine zähe Lebensdauer, sie können warten, endlich muß der Tag wiederkommen, der sie ihrem eigenthümlichen Leben zurückgibt.

Diese Ansicht wird freilich auf eine harte Probe gestellt in dem Gebiet, das zunächst an Deutschlands Osten gränzt. Wem gehört das Land zwischen Oder und Düna, zwischen Dniepr und March, zwischen dem adriatischen und schwarzen Meere? Slawen, Ungarn, Deutsche, Wallachen, Juden, Albaneser und die mit ihnen und den Slawen mannichfach verbundenen, und doch wieder so fern stehenden Griechen — der Türken, Zigeuner, Armenier u. s. w. gar nicht zu gedenken — treiben sich auf diesem Boden umher, hier herrschend, dort beherrscht, eine schwanke Masse, deren Gestaltung ein hartes Geschäft für die Zukunft seyn wird. Unsere Zeitschrift wird darauf bedacht seyn, was

ein Licht auf die Stammesart und die Bestrebungen dieser Völker werfen kann, zu sammeln, und vorerst wenigstens die slawischen Journale auszubeuten, da die übrigen Stämme, mit Ausnahme der madscharischen, keine selbstständige Literatur haben, und alles, was unter ihnen geistig sich heben will, an irgend einen fremden Stamm sich festhält, und somit gerade dessen ermangelt, was man am meisten sucht, des nationalen Gepräges. Die Hauptmasse bilden immerhin die Slawen, in deren Hintergrund das große russische Slawenreich steht, das mit gewaltigen Armen hinübergreift nach Asien, und wiederum eines der Beispiele ist, wie die Stellungen der Nationen wechseln: vor vier Jahrhunderten von Mongolen- und Tatarenhorden beherrscht und bewältigt, vor zwei Jahrhunderten fast ganz ein Raub Polens, steht es jetzt als Beherrscher des letztern, so wie einer großen Anzahl der ehemals so furchtbaren Tataren und Mongolen da, und vielleicht ist die Zeit nicht ferne, wo der Heimathsitz der Mongolen selbst unter seinen Scepter fällt.

Die drei großen Stämme Europa's haben also theils der Reihe nach, theils zu gleicher Zeit, auf die Geschicke der fremden Welttheile den wichtigsten Einfluß geübt; dem germanischen Stamm gehört fast ganz Nordamerika, dem romanischen Mittel- und Südamerika, dem slawischen Nordasien, dessen russische Bevölkerung die der einheimischen Stämme bereits weit überwiegt. Im fünften Welttheile hat sich gleichfalls der germanische Stamm, und zwar ausschließlich festgesetzt, und nur Afrika in seiner Abgeschlossenheit widerstrebt noch, die kleine Südspitze ausgenommen, alle Anstrengungen der Europäer, wenn es gleich wahrscheinlich ist, daß der Norden, ohnehin ethnographisch genommen von der weißen Race bevölkert, nach und nach in die Hände der romanischen Völker fallen wird; ein Ereigniß, das bei der neuen Belebung des Mittelmeers kaum ausbleiben kann.

Mangelhaft, selten klar und bestimmt, ungleich vertheilt und parteiisch sind meist die Mittheilungen aus oder über fremde Welttheile; manches Einzelne wird abgerissen, nutzlos erscheinen, weil die Verbindungsglieder fehlen, aber das ist allenthalben der Fall, um wie viel mehr bei einem Journale, wo die tägliche rasche Arbeit manche Nachlässigkeit und Auslassung entschuldigen muß. Darum fügen wir, wie seit mehreren Jahren, so auch jetzt eine Uebersicht nicht bloß unsrer Mittheilungen, sondern bis zu einem gewissen Grade selbst der Begebenheiten bei, damit das Einzelne, Abgerissene und Formlose Bestand und Haltung gewinne.

(Fortsetzung folgt.)

Koszowata.

(Aus Czajkowski's neuester Novelle.)

Erster Abschnitt.

In der Ukraine ist ein Landstrich in wunderbaren Verschlingungen mit Grabhügeln überstet — auf den Grabhügeln starren einzelne astreiche Eichen empor, gleichsam die Schatten der Atamane und Hauptleute, und in den Thälern verschlingen sich dichte Weidengebüsche, wie vom Tode erstandene Schaaren jugendlicher Kosaken — aber wenn der Steppensturm mit seinem Pfeifen, seinem Geheul in seiner Weise das Kosakengrab heimsucht, dann knarrt laut die Weide, wie die Kosakenjugend vor dem Kampfe ruft: gelobt sey Gott! und die Eichenstämme ertönen kräftig, wie die Donnerstimmen der Atamane: schlagt los! haut ein! O dann erhebt sich die Kosakenseele, und es drängt sie zum Kampfe, wie das muthige Steppenroß zum Rennen, und in Gedanken reiht sie Lied an Lied vom Ruhm der Kosaken, von der alten Ukraine.

Wie zur Wache eines solchen der Erinnerung geweihten Grabes war das Dorf Kruto-horby hingebaut, geschmückt mit weißen Häuschen und einem weißen Herrenhaus, wie schöne, aber schöne Mädchen um der Mutter Grab sich drängen; in den Hütten wohnte Kosakenvolk, im Herrenhaus aber der Landmundschenk, ein Polenblut von uraltem Adel.

Der Landmundschenk hatte wohl schon über 70 Jahre seines Lebens hinter sich — und die Frau Landmundschenkin, seine Gattin, war Mutter dreier Söhne, und einer Tochter, Namens Maryuia. Der älteste Sohn Stephan befand sich als Advocat zu Lublin, die beiden jüngern, Stanislaus und Anton, befanden sich in der Nationalreiterei der Brigade Julicz. Maryuia war seit anderthalb Jahren mit dem Starosten Koszowacki verheurathet. Der Landmundschenk wohnte früher jenseits des Bugs in Sawranszczyzne, wo er viele Herrschaften gepachtet hatte, aber seit 18 Jahren hatte er seinen frühern Wohnsitz verlassen, selbst einige Hufen Landes in der Nähe von Koszowaszyzne gekauft und seinen Sitz in Krutohorby aufgeschlagen. Die Leute murmelten, er habe Geld aufgehäuft durch Ausleihen und Procente bei verschiedenen polnischen Panen, denn er gab seiner Tochter eine reiche Aussteuer in klingendem Gelde, eine viel zu große Summe für einen Schlachtizen, der nur Ein Dorf besaß. So oft es kam, daß man von dem Herrn Landmundschenken von Sawranszczyzne, von dem alten Wojwoden Potocki oder von den Brüdern Soporogern sprach, immer verließ er die Gesellschaft, war den ganzen Tag trübselig und betete inbrünstig vor dem Bilde des Heilands.

Die Frau Landmundschenkin hieß Maria, und nannte ihre Tochter gleichfalls so, in mütterlicher Zärtlichkeit aber gab sie ihr den Namen Maryuia; der Tag der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau Maria war der Namenstag der Mutter und Tochter, der stets in Krutohorby feierlich begangen wurde. An einem solchen Tage beehrten auch einige Personen aus der Nachbarschaft und etliche militärische Freunde der Herren Anton und Stanislaw das Mahl mit ihrer Gegenwart, man bat sie, bis zum Abend zu bleiben, und meinte, sie sollten sich bewegen lassen über Nacht zu bleiben, denn draußen herrschte ein solcher Schneesturm, daß man das Himmelslicht selbst am Tage nicht sehen konnte.

Bereits seit zwei Stunden waren die Lichter angezündet; der Herr Landmundschenk saß mit dem Kämmerer Czarkowski und mit dem Herrn Rittmeister Swiderski, beide schon ziemlich bejahrte Leute, am Tisch und spielte Mariage. Die Frau Landmundschenkin, die Frau Kämmerin und die beiden Richter Zaleski nebst dem Dömpropst von Koszowata saßen um den Hauptlisch vor dem Canapé und spielten Zwick. Die Frau Starostin Koszowacka, die zwei Damen Zaleski und die Dame Czarkowska saßen im anderen Zimmer. Die Herren Stanislaus und Anton, der Herr Lieutenant Dluski, ein durch die Jahre schon etwas gekrümmter Ritter, und der junge Unterlieutenant Thaddäus Niemirycz gaben sich, wie man sagt, mit Courschneiden*) ab. Im dritten Zim-

*) Im Original steht hier ein ganz drolliger unübersetzbarer Ausdruck, der

mer, dem sogenannten Eingangszimmer, unterhielt sich der Herr Staroste Kosjowacki mit dem Herrn Fähndrich Trzeciak und mit dem Herrn Anton Tepezewski, dem alten Gefährten und einzigen Freunde des Herrn Landmundschenken — sie sprachen von Wirthschaft, von Verkäufen und von den Jahrmärkten zu Dubno. Der Staroste durchschritt fortwährend das Zimmer von einem Ende zum andern, sprach fort, blickte aber unaufhörlich mit einem Auge auf seine Frau; bald klapperte er mit den Stiefelsohlen laut aneinander, bald zupfte er an seinem Schnurrbart oder summte etwas vor sich hin.

Der Herr Staroste hatte schon seit drei Jahren das vierzigste zurückgelegt, seine schwarzen Haare waren wie von einem leichten Reif überflogen, sein Schnurrbart etwas haarfarbig, aber im Gesicht war noch nicht die geringste Falte, die Zähne waren weiß und alle ziemlich gut erhalten — er hatte nicht die Röthe auf dem Gesicht, wie sie sich durch Uebersättigung der Lust gern ausprägt, noch die Bläße, welche Schritt vor Schritt der Völlerei folgt, oder auch wohl mit einemmal eintritt; in dem schwarzen Auge war keine Spur von dem kräftigen Leben, das bald in Feuer aufblitzt, bald in Thränen sich entladet; die Züge des Gesichts waren männlich, sogar schön, aber ähnliche Züge kann man zu Tausenden in der Welt treffen, und nie prägen sie sich durch ihren Ausdruck in das Gedächtniß der Menschen ein: hat man sie einmal gesehen, so kennt man sie auch. Er war ziemlich schlank gewachsen, weder hager noch fett, wohlhäbig, eine kräftige Mannesgestalt, aber von rohem Ausdruck im Gesicht und steifer Haltung — in seinem Anzug war nichts Schimmerndes, nichts Buntfärbiges, sein Ober- und Unterkleid wie sein Gürtel, alles war dunkelfarbig; eine gesuchte Reinlichkeit und besondere Feinheit des Tuchs gaben sich auf den ersten Blick zu erkennen, aber die Freiheit, welche den eigentlichen Reiz und das Wohlgefällige im Anzug ausmacht, suchte man bei ihm vergebens. Die Frau Starostin vollendete an diesem Tag ihr zwanzigstes Jahr, da ihr Namenstag mit ihrem Geburtstag zusammenfiel. Freundlich, mild, kokett, wie die Hoffnung der Liebe, ein wahres Engelsgesicht schien sie mit ihren dunkeln Augenbraunen und Haaren zugleich ein irdisches und ein überirdisches Wesen; ihr Gesicht, ihr Benehmen zeigte, daß kein Kummer und kein Leiden an ihrer Seele nage, sondern nur gleichsam ein ängstliches Sehnen, das selbst nicht weiß, woraus es entspringen und wohin es sich wenden soll, das gern auf der Erde bleiben und freudig zum Himmel fliegen möchte, das genug besitzt, um das verlangende Gefühl zu beruhigen, aber noch sinnend umherirrt und das Land des Glücks sucht. Die Starostin lächelte zu den lustigen Erzählungen des Pan Niemirycz, blickte sogar ziemlich freundlich in das schöne Gesicht, auf die ritterliche Gestalt des jungen Lieutenants, aber in diesem Lächeln, in diesen Blicken war nicht jenes Halbgeheimniß, das wider Willen die Gefühle eines weiblichen Herzens kundgibt — bei ihr war alles unbedacht, alles war bloßer Muthwille, bloße Gefälligkeit, bloße Lust, sich an ihrem und ihrer Mutter Namenstag möglichst gut zu unterhalten, aber doch drückte unwillkürlich von Zeit zu Zeit eine ihr selbst unbegreifliche Unruhe ihr Herz, sie wurde betroffen, seufzte wohl gar, und wußte selbst nicht warum — vielleicht eine überirdische Warnung, vielleicht ein menschliches Vorgefühl.

(Fortsetzung folgt.)

---

auf die polnische Sitte anspielt, den Damen die Schuhe auszuziehen, mit Wein zu füllen und dann auszutrinken.

Nachrichten über die Berbersprache.

Hr. d'Avezac übergab der Pariser geographischen Gesellschaft eine Note, in welcher er in wenig Worten eine sehr klare und werthvolle Uebersicht über sämmtliche Documente mittheilt, die man jetzt in Europa zum Behuf des Studiums der Berbersprache und Literatur besitzt. Er nahm darin die Manuscripte auf, welche der verstorbene Prof. Ventura gesammelt, die von Hodgson und Philadelphia, und die des Hrn. Pacifico de Laporte, dem Sohne des französischen Consuls zu Mogador. Dieser Letztere besitzt gegenwärtig mehrere Werke in der Berbersprache, die vor etwa zwei Jahrhunderten gesammelt wurden. Hr. d'Avezac bezeichnete als Gegenstände, welche eine genaue Nachforschung von Europäern, die in Westafrika reisen oder sich dort aufhalten, wohl verdienten, namentlich drei viel ältere Bücher, die sich wahrscheinlich in den Händen von Religiosen befinden, welche ihre Wohnung in den Gebirgen des Landes aufgeschlagen haben. Eines dieser Bücher soll aus dem 12ten Jahrhundert seyn, und man sucht es in den südöstlichen Districten von Marocco; das zweite ist aus dem zehnten, und findet sich vielleicht in den nördlichen Theilen von Fez; das dritte und älteste aus dem achten Jahrhundert läßt sich vielleicht in den westlichen Theilen desselben Landes auffinden.

Miscellen.

Lebenskraft von Samen. Ein Hr. Farquhar Tupper gab in einem Schreiben an die Morning Post Nachricht von der Triebkraft eines ägyptischen Samenkorns, das Sir G. Wilkinson aus einer 5000 Jahre alten Mumie herausgenommen hatte. Er hatte mit aller möglichen Vorsicht zwölf dieser Samenkörner gepflanzt, eines derselben keimte, und hat zwei Aehren von härtigem Weizen erzeugt, 2½ bis 5 Zoll lang, so daß nächstes Jahr eine kleine Ernte gewonnen werden kann. Die andern Samenkörner verfaulten und wurden von einer kleinen weißen Made — sollte diese gleich alt seyn? — zerstört. Die Körner wurden am 7 März d. J. gesäet und das Pflänzchen erschien am 22 April.

Gesellschaft zur Herausgabe irischer Manuscripte. Zu Dublin hat sich kürzlich ein literarisches Institut begründet nach dem Plan der Camden-Society, welche die Herausgabe von irischen Manuscripten bezweckt, die auf die Geschichte und Literatur Irlands Bezug haben. (Litterary Gazette vom 14 November.)

Die Granger-Society. In dem an literarischen Gesellschaften so überreichen England hat sich nun auch eine Kunstliebhabergesellschaft gebildet, die dem aristokratischen England gewiß eigenthümlich ist. Die unter dem obigen Namen gestiftete Gesellschaft hat die Herausgabe alter Portraits und Familiengemälde zum Zweck, an denen allerdings England außerordentlich reich ist. (ibid.)

Erdbeben auf der Insel Bourbon. Ein ziemlich heftiger, aber kurzer Erdstoß — er dauerte nur einige Secunden — trat auf der Insel Bourbon am 7 Julius ein und ging von Süden nach Norden. Der Vulcan der Insel war damals in voller Thätigkeit. (ibid.)

Verwandtschaft zwischen der Fulah- und malayischen Sprache. C. Gustav v. Eichthal machte in der Sitzung der französischen geographischen Gesellschaft am 6 November eine Mittheilung, worin die Bemerkung vorkommt, daß von 115 Fulah-Worten 67 fast identisch und von gleicher Bedeutung mit malayischen Worten seyen.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 337.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 December 1840.

Der Kaiser von Brasilien und Guido Procrane, Häuptling der Botocudos.

Kaum sind einige Jahrzehnte verflossen, seitdem ein königl. portugiesischer Befehl die wilden Völkerstämme Brasiliens für vogelfrei erklärte, und die militärischen Posten (Destacamentos) ermächtigte, jene unglücklichen Söhne der Wälder gleich wilden Thieren zu hetzen und schonungslos niederzumetzeln. Diese für die Menschheit entehrenden Züge sind hoffentlich auf immer verschwunden, und das Jahr 1840 zeigt uns einen Häuptling der menschenfressenden Botocudos vor dem Throne des Kaisers. Von einem Freunde, Hrn. Wilner, nach Rio begleitet und dort in reiche Uniform gesteckt, wurde Procrane am 27 Junius dem Kaiser und seinen kaiserlichen Geschwistern im Palaste S. Christovao vorgestellt und mit vieler Herablassung von ihnen empfangen. Procrane war Ueberbringer der Huldigung mehrerer Botocudenstämme, und ihres Wunsches, in den Schooß der christlichen Welt aufgenommen zu werden. „Dort, im Walde," sagte Procrane zum Kaiser, „herrscht eine große Sehnsucht, den Pakiaju (das große Oberhaupt) zu sehen." Der Kaiser versprach ihm seinen Schutz, ließ ihm Alles zeigen, und gab den Ministern Befehl, den Gesuchen des Häuptlings für das Wohl seiner Stämme zu willfahren. Noch am nämlichen Tage wurde Procrane vom Minister des Innern empfangen und erhielt die Zusicherung, daß seine Wünsche befriedigt werden sollen. Diese Erscheinung ist um so erfreulicher, als im nördlichen Theile von Amerika die Grausamkeiten gegen die Indier kein Ende nehmen, und dort an keine Versöhnung zu denken ist. Es wird daher nicht ohne Interesse seyn, die Geschichte des Botocuden-Häuptlings näher zu kennen, welcher auf eine so hervorstechende Weise seinem Volke vo anzuleuchten scheint.

Die Botocudos überhaupt bestehen aus verschiedenen Nebenstämmen, welche die große Landstrecke zwischen dem Rio Doce und Rio de Contas bewohnen. Vor den meisten andern Urvölkern Brasiliens zeichnen sie sich dadurch aus, daß sie die Unterlippen und Ohrläppchen durchbohren und große hölzerne Scheiben darin tragen, welche manchmal zwei Zoll und darüber im Durchmesser haben. Schon gegen das Jahr 1820 regten sich einige Spuren von Ackerbau unter diesen Menschen; und der zu S. Miguel, am rechten Ufer des Rio Doce, stehende Officier hatte den Befehl, die benachbarten Botocudos in freundschaftlichem Benehmen zu erhalten, und mehrere Dörfer mit ihnen zu besetzen, wo sie einen kleinen Tauschhandel mit den nächsten Bewohnern trieben. Der Erfolg dieser Maaßregeln war übrigens nie von besonderer Bedeutung, und dem Obersten Guido Marliere war es vorbehalten, mit größerer Kraft auf die Botocudos zu wirken. Fünfzehn Jahre lang widmete er sich auf seiner Pflanzung (Fazenda de Ubá), am rechten Ufer des Rio Doce, der Verbesserung ihres Zustandes. Durch Geschenke, freundschaftliches Benehmen und Gutmüthigkeit brachte er es endlich so weit, daß sein Gut fast gänzlich von Botocudos und einigen Puris angebaut wurde. Unter den erstern befand sich vor etwa zwölf Jahren Guido Procrane, und nachdem er einige Jahre beim Obersten gearbeitet und vorzügliche Eigenschaften an den Tag gelegt hatte, schickte er ihn in die Wälder am Südrande des Rio Doce, um die daselbst lebenden Botocuden-Stämme zu gewinnen. Auf diesen Reisen erhielt Procrane verschiedene Pfeilwunden, und sogar sein eigener Stamm empfing ihn nur mit dem größten Mißtrauen. Eine von den Wunden lähmte ihm den linken Arm, weßhalb er „Procrane" genannt wurde, und sobald sein Volk die Absichten seines Besuches zu schätzen wußte, wurde er durch den Einfluß des Obersten zum Häuptlinge ernannt, was um so leichter zu bewerkstelligen war, als schon sein Vater die nämliche Würde bekleidet hatte.

Kaum hatte Oberst Marliere auf diese Weise einen unter den Stämmen gewonnen, so schickte er Procrane abermals in die Wälder, und versah ihn mit Aexten, Spaten und andern Ackergeräthen, um die irrenden Stämme damit zu beschenken und zum Anbau des Bodens anzuhalten. Dieses Auftrages erledigte sich Procrane mit der größten Bereitwilligkeit, legte selbst Hand ans Werk und half diesen verwilderten Menschen kleine Pflanzungen von Hirse, Reis, Bataten, Mandioca und Inhamen (Dioscorea alata) anlegen. Dieser Schritt hatte den gewünschten Erfolg, und war die Veranlassung, daß Procrane von allen Botocudenstämmen auf dem rechten Ufer des Rio

Doce zum obersten Häuptling ernannt wurde. Die gewonnenen Stämme sind folgende:

1) Der Geschlechtsstamm von Procrane, über welchen sein Bruder, Mavon Potion, den Unterbefehl bekommen hat, mit 130 Familien.

2) Der Stamm unter dem Häuptlinge Vitivet mit etwa 150 Familien.

3) Der Stamm unter dem Häuptlinge Oratinon mit 60, und jener unter Kitot mit 80 Familien.

4) Der Stamm unter Magos, nebst einem andern unter Xaquireme, beide mit mehr als 200 Familien.

Alle diese Stämme zusammen genommen zählen ungefähr 2000 erwachsene Personen, und können mit Sicherheit auf 5000 bis 6000 Seelen berechnet werden. Ueberdieß wohnen noch zwischen dem Maindassu und den beiden Gebirgsrücken Serra da Pomba und Serra do Castello die wilden Puris, mit welchen die Botocudos bis noch vor wenigen Jahren in blutiger Fehde gelebt haben, und jetzt durch die Bemühungen von Procrane in ein freundschaftliches Verhältniß getreten sind. Aber am linken und nördlichen Ufer des Rio Doce hausen noch zahlreichere und wildere Botocuden-Stämme, welche Procrane dem ackerbauenden Leben zuführen will, und dieß ist hauptsächlich die Ursache gewesen, warum er nach Rio gekommen, um von der Regierung die Mittel zu erhalten, seine Absichten auszuführen. Dazu gehören beträchtliche Geschenke von Ackergeräthen, Kleidungsstücken und Sämereien, und es ist nicht dem mindesten Zweifel unterworfen, daß er seinen Zweck erreicht haben wird, weil es in der Absicht der Regierung liegt, alle Indianerstämme auf diese Weise an sich zu ziehen.

Oberst Marliere starb vor ungefähr zwei Jahren, und noch auf seinem Sterbebette empfahl er Procrane die Nothwendigkeit, den Ackerbau unter allen Stämmen seines Volkes einzuführen. Diesen Rath scheint er auch mit aller Willenskraft zu verfolgen. Sein Dorf liegt am Maindassu. Dort lebt er mit seiner Frau und seinem Sohne, einem zehnjährigen Knaben von guten Eigenschaften, welchem die vereinten Stämme bereits den Titel „Capitao" gegeben haben. An dieser Stelle, wo zuerst dauernd auf die Botocudos gewirkt worden, werden jetzt Mais, Hirse, Reis, Aipim (Iatropha Manihot) und Bataten, nebst Schweinen und Hühnern gezogen, wovon ein Theil nach Linhares und Cuite auf den Markt gebracht wird. Die Gewohnheit, die Unterlippe und Ohrläppchen zu durchbohren, hat Procrane verboten, und sein Sohn ist bereits von dieser schmählichen Auszeichnung frei. Wenn die benachbarten Stämme vom linken Ufer des Rio Doce in ihrer Wildheit eine Mordthat an einem Mitgliede seiner Stämme verüben, so duldet er kein Wiedervergeltungsrecht, sondern läßt sich durch Unterhandlungen die Thäter ausliefern und hält sie auf bestimmte Zeit zu schwerer Arbeit an. Seinem eigenen Stamm sieht er keinen Müßiggang nach, läßt die Widerspänstigen einsperren, rottet die Waldung aus, und hat eine kleine Wassermühle angelegt. Procrane besitzt offenbar ausgezeichnete Eigenschaften, und es dürfte ihm gelingen, alle Botocuden-Stämme zu bezähmen, aber weder Ackerbau noch Civilisation können die Indier von ihrem Untergange erretten. Die Berührung mit den Weißen ist den wilden Völkern tödtlich; neue Krankheiten raffen sie hin, und nur durch Blutvermischung wären sie zu erhalten. In der Provinz Rio Grande do Norte sind die Indier bereits auf 2000 zusammen geschmolzen.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Asien.

Aus dem uns noch immer so gut wie unbekannten Gebiete zwischen den Gipfeln des Himalaya und denen des Ural sind, mit einziger Ausnahme der arabischen Eroberungszüge, alle großen Völkerstürme hervorgegangen, die nicht nur Asien, sondern selbst Europa mannichfach erschüttert haben. Alle noch jetzt im südöstlichen Europa befindlichen türkischen, tatarischen und mongolischen Stämme sind noch ein Ueberbleibsel der Mongolenzüge von Dschingis Chan bis Timur; die Türken Kleinasiens, die Turkomanen Persiens und Transkaukasiens alle sind mittelbar oder unmittelbar durch die großen Völkerbewegungen in dem innern uns noch verschlossenen Centralasien in ihre jetzigen Wohnsitze getrieben worden. Seit Timur ist kein großer Stoß mehr erfolgt, aber wir kennen jene Länder und Völker so wenig, daß Niemand auch nur mit dem geringsten Schein von Wahrscheinlichkeit behaupten kann, eine Erschütterung des chinesischen Reichs werde nicht vielleicht einen neuen Weltstürmer hervorrufen, der die Schaaren Innerasiens nach Persien und ins östliche Europa hineinwirft.

Wir verweisen hier auf Ritters Erdkunde Asiens im fünften Bande S. 531 ff., wo er den „welthistorischen Einfluß des chinesischen Reichs auf Central- und Westasien bis zu dem Ufer-lande des caspischen Meeres und des Aralsee's" schildert. Er bemerkt dort bereits, daß die Kraft der chinesischen Herrschaft allmählich erlahme, er schildert die Revolutionen in Ost-Turkestan und ihre Ursachen, und leicht ist daraus zu entnehmen, daß bei einer wesentlichen Erschütterung des eigentlichen China's die Auflösung des künstlichen Herrschaftssystems nicht fern seyn dürfte. Wir haben theils in dem Aufsatz über die Expedition nach Chiwa (s. Nr. 142 ff.), theils in den Bemerkungen über den Handel Rußlands gegen Osten (s. Nr. 301 ff.) Andeutungen über die Verhältnisse dieses Reichs zu China gegeben; sie lassen sich freilich mehr errathen, als nachweisen, indeß ist aus den Verhältnissen, in denen die Torgouten und der östliche Theil der Kirgisen zu Rußland standen, leicht abzusehen, daß bei einer größern Erschütterung im Innern Asiens eine nicht unbedeutende Anzahl dieser Stämme den Schutz Rußlands anrufen würde.

Das Verhältniß des eigentlichen culturreichen China's zu den Stämmen jenseits der großen Mauer muß den Schlüssel zu der Thatsache liefern, weßhalb einzelne Dynastien, wie die der Han (163 vor bis 146 nach Chr.), der Thang (von 618 bis 907 n. Chr.), der Dschingis-Chaniden nicht zu gedenken, ihre Herrschaft bis zum Belur-tag, dem Quellland des Jaxartes

und Oxus, ja bis ins Tiefland hinab gegen das caspische Meer hin ausbreiteten, während andere, wie die Ming (von 1341 bis 1628), sich auf das eigentliche China beschränkten. Die Dschingiskhaniden wie die Mandschu herrschten als Fürsten der mittelasiatischen Nomadenstämme über das von ihnen eroberte China, und benutzten die Civilisation der Chinesen, um die alte Herrschaft des Reichs über die übrigen westlichen Nomadenvölker auszubreiten; es ist also barbarische Kraft mit verfeinerter Civilisation im Bunde. Viele wollen behaupten, daß die Kraft der jetzigen Mandschudynastie mit raschen Schritten ihrem Ende zueile. Ein Zeichen davon möchte die Eifersucht seyn, womit namentlich die Mongolen durch die Politik derselben auseinander gehalten werden, und die Aengstlichkeit, womit den Russen jeder Eingang auf das chinesische Gebiet verwehrt wird, mögen sie nun von Kiachta aus gegen das eigentliche China, oder vom westlichen Sibirien nach Ost-Turkestan vordringen wollen. Drei Punkte namentlich sind es, welche man besonders ins Auge zu fassen hat: der erste ist der Amurstrom, eine ehemalige, aber wieder verloren gegangene Eroberung der Russen, welche durch Besetzung desselben sich beinahe der ganzen Mandschurei bemächtigen würden. Begehrliche Blicke werfen sie auf diesen Strom, der allein ihren ostsibirischen Besitzungen Werth und Leben verleihen kann. Ein zweiter Hauptgegenstand russischer Aufmerksamkeit scheinen die Mongolen selbst zu seyn, die jetzt mit Unmuth sich von den Mandschu's beherrscht sehen. Das eifrige Studium des Mongolischen in Rußland, wofür auch in Kasan ein besonderer Lehrstuhl errichtet wurde, das Herbeiziehen der mongolischen Buräten in die russischen Schulen, alles scheint darauf hinzudeuten, daß man sich vorkommenden Falles der Mongolen zu bedienen gedenkt, um sich den Weg, nicht ins eigentliche China, sondern zur Herrschaft über die nomadischen Völker im Norden und Westen China's zu bahnen. Der dritte Punkt sind die Westgränzen China's, in dessen bedeutendste Städte, namentlich Ili, Jarkend, Kaschgar u. dergl., schon der Handel Rußlands, wenn auch noch nicht direct, sich die Bahn gebrochen hat. Man darf indeß keineswegs glauben, als sey alles, was hier von russischer Seite vorgekehrt wird, bloß darauf berechnet, immer weiter um sich zu greifen; das mag vielleicht in Bezug auf den Amurstrom wahr seyn, aber in Bezug auf die Länder jenseits des Altai, nördlich und südlich vom Thian-schan, wo die großen Kriegsstraßen der Chinesen, Pelu und Nanlu (Nord- und Südweg), laufen, kann alles auch recht gut als Vorsicht gedeutet werden, denn Niemand weiß besser als Rußland, aus alter trüber Erfahrung, welche furchtbare Schaaren aus jenen Gegenden hervorbrechen können, und wenn Rußland nicht nur die Handelswege von Troizk, Petropaulowsk, Ustkamenogorsk und Buchtarminsk nach Westturkestan und in die chinesischen Gränzländer zu beherrschen sucht, sondern auch den Besitz von Buchara und Kokand erstrebt, so möchte die Furcht vor möglichen grauenhaften Erschütterungen und Völkerzügen in Mittelasien hieran eben so viel Antheil haben, als die Handelseifersucht und der Geist ausschließlicher Herrschaft.

England ist auf der entgegengesetzten Seite, nämlich auf der südöstlichen Küste, mit China in Kampf gerathen. Bis zum Jahre 1833 hatte die nachgiebige Klugheit einer großen Handelsgesellschaft die eifersüchtige Furcht des seine Schwäche fühlenden chinesischen Reichs beschwichtigt; so wie der Handel nicht mehr in den Händen dieser Gesellschaft, der ostindischen Compagnie, war, die um ihres eigenen Vortheils willen jeder Störung des guten Vernehmens möglichst auswich, brach auch die lange verhaltene Habsucht und der gekränkte Hochmuth der einzelnen Europäer hervor, und führte den Bruch herbei, der jetzt durch die Waffen geschlichtet werden soll. Noch sehen die kältesten Beobachter in diesem Kampfe, von dessen eigentlichem Ausbruche aber — wenigstens von bedeutendern Kriegsvorfällen — uns bis jetzt noch keine Kunde zugekommen, nur zwei gleich bedeutsame Alternativen voraus, einen Sieg oder eine Niederlage der Engländer; ein Sieg muß nach aller menschlichen Wahrscheinlichkeit die Mandschudynastie stürzen, und eine Revolution, nicht bloß in China, sondern in ganz Mittelasien herbeiführen; eine Niederlage, oder auch nur ein Nichterfolg, versetzt der englischen Macht in Asien einen Stoß, von welchem sie sich gar nicht, oder nur durch ungeheure Anstrengungen wieder erholen würde.

(Fortsetzung folgt.)

Knochenhöhle bei Cannes (Departement Aude).

Hr. Marcellus de Serres theilte hierüber der französischen Akademie Nachstehendes mit: Als man im Jahre 1824 die Knochenhöhlen von Lunel-Viell entdeckte, vermuthete ich, daß dieses Phänomen allgemein seyn müßte, und daß, da dasselbe von den Formationen, aus denen die unterirdischen Höhlungen bestehen, unabhängig war, man dergleichen in den Höhlen aller Epochen entdecken würde. Nie hat sich eine Voraussicht besser bewährt; denn in der That fand ich seit dieser Zeit mehr als zwanzig nur in den südlichen Gegenden von Frankreich, und nicht weniger hat sich ihre Zahl auf allen Punkten des Erdballs vermehrt. Die Knochen der Höhlen von Cannes sind in einem röthlichen Schlamm begraben, der mit einer großen Menge größtentheils kalkartiger Kiesel vermischt ist, ähnlich jenen, aus denen die umliegenden Berge bestehen. Die Arten, deren Ueberreste ich bisher in den unterirdischen Höhlungen von Cannes bemerkte, beschränken sich auf Bären, Hyänen, Wölfe oder Hunde, und endlich auf Ziegen. Die einzige dieser Arten, welche ich mit Hülfe der uns vorgezeigten Knochen erkennen konnte, scheint eine Höhlenhyäne gewesen zu seyn. Die andern Fragmente von Knochen, welche von den übrigen Gattungen herrühren, waren nicht hinreichend erhalten, noch charakteristisch genug, um darauf eine etwas sichere Bestimmung, die der Gattung ausgenommen, gründen zu können. Die Hyänen und ebenso die Bären der Höhlen von Cannes mußten sich, nach dem Zustande ihrer Zähne zu schließen, von sehr harten Substanzen nähren. Alle Zähne der Hyänen waren abgenutzt und in Stumpen. Die Backenzähne der Bären waren dergestalt verdorben, daß kaum etwas von ihrer Krone übrig war, sie waren bis auf ihre Wurzeln abgenutzt. Diese Bemerkung scheint anzuzeigen, daß die Hyänen der geologischen Zeiten ausschließlich fleischfressend gewesen seyn und eine große Menge Knochen zermalmt haben

mußten. Bei den Bären endlich, welche wahrscheinlich eine andere Art Nahrung zu sich nahmen und von holzigen Substanzen gelebt haben, hätten sich die Zähne mit um so größerer Schnelligkeit abgenutzt, je heftiger ihr Hunger war. Diese Bemerkung bezieht sich nicht auf die Bären und Hyänen von Cannes allein, im Gegentheil hatte ich oft Gelegenheit ähnliche Thatsachen in allen unterirdischen Höhlungen des mittägigen Frankreichs zu beobachten. Dieses Verderben der Backenzähne ist vorzüglich auffallend bei den Bären, deren häufige Ueberreste auf einer großen Strecke in den Höhlen von Faussan (Herault), den beträchtlichsten unter allen im mittägigen Frankreich, verbreitet sind.

Koszowata.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

„Nun wie ist es, hochmögender Staroſt, habt Ihr die Sache mit dem Woiwoden zu Ende gebracht?“ hob der Fähndrich Trzeciak wieder an. — „Abgeschlossen und das Geld abgeschickt; sobald er den Contract unterschreibt, so werde ich die Einweisung erhalten.“ — „Gewiß ist deßhalb Hr. Skandyba nicht hieher gekommen.“ — „Skandyba ist in Koszowata geblieben, er ist etwas krank.“ — „Ich dachte, der Herr Staroſt habe ihn mit dem Gelde abgeschickt.“ — „Nein, ich schickte den Kosaken Marym.“ — „Wie, den Burschen, den der Woiwode von Kijow (Kiew) im September auf den heiligen Hieronymus Euer Gnaden zum Angebinde gegeben hat?“ — „Denselben.“ — „Aber weiß Euer Gnaden, daß es verteufelt gewagt ist, Geld und zwar so viel Geld einem Menschen anzuvertrauen, den man, Gott weiß es, nicht kennt, einem Landstreicher, und noch dazu in den jetzigen Zeiten.“ — Der Staroſt schien hierüber zu lächeln, aber es schien nur so: „der Woiwode sagte, als er mir Marym schenkte, zu mir: Pan Hieronymus, ich gebe Euch hier einen tüchtigen Burschen, das Grifen war nie in seiner Gewohnheit — eher würde er morden als stehlen, er ist treu wie Gold — der Herr Woiwode kennt seine Leute.“ — „Gebe Gott, daß das Gold in die richtige Schatulle kommt, besonders in den jetzigen Zeiten.“

In dem andern Zimmer wurde laut gelacht, der Staroſt hatte eben den Mund zur Antwort geöffnet, antwortete aber nicht, sondern wandte plötzlich seinen einförmigen Schritt zurück, ging durch das zweite Zimmer ins dritte, sah die Zwick und Mariage Spielenden steif an — das Lachen hörte auf, der Staroſt sprach kein Wörtchen, blickte kaum nach seiner Frau, aber alle wurden stumm, und Niemiryez wußte nicht, wie die Erklärung ausfallen solle, obwohl weder der Staroſt ein Eisenfresser, noch Niemiryez ein Hase war. Der eine sah aus wie ein scheelsüchtiger Geizhals, wenn er bei seiner Schatzkammer einen fremden Menschen verwundernd stehen sieht, vor Besorgniß zittert, aber ihn keinen Dieb zu nennen wagt — der andere glich einem Menschen, der ohne alle Hintergedanken einen Schatz betrachtet, und wenn er den Schrecken des Eigenthümers sieht, in Verlegenheit geräth und bei sich denkt: der Schatz hat mir gefallen, vielleicht hält er mich gar für einen Dieb.

Inzwischen näherte sich Topezewski dem Fähndrich Trzeciak und fragte: „Was habt Ihr von den gegenwärtigen Zeiten gesprochen?“ — „Es sind schlimme, recht schlimme Zeiten, aber das unter uns, sprecht jetzt nicht davon, denn wozu die Leute vor der Zeit in Unruhe versetzen? gebe Gott, daß diese Umtriebe keine Früchte tragen — es ist gewiß, daß die Popen die Bauern aufreizen, die Szlachta und die Juden an das Messer zu liefern.“ — „Das ist gefabelt, die Juden, ja, das will ich zugeben, möchten sie diese mit der Wurzel ausrotten, das ist mir ganz recht — aber die Szlachta, behüte Gott, das ist nicht zuzugeben.“ — „Ob Ihr es zugebt oder nicht zugebt, darum werden sie sich wenig kümmern; nach dem, wie sie sprechen, wie ihnen das Blut aufsteigt, wird wohl auch die Szlachta ihren Theil bekommen.“ — „Aber sie und wir, das ist ja alles eins — wir sind ja Kinder Einer Mutter, und wer hätte eine so schwarze Seele, um sie zum Brudermord aufzureizen?“ — „Es gibt ihrer wohl.“ — „Das kann nicht seyn, ich habe heute noch mit Bauern gesprochen, und das mit recht hitzigen, sie haben uns recht gern.“ — „In Kruto-horby vielleicht, aber geht nur nach Koszowata und fragt dort.“ — „Ja, das ist wahr, es ist eine Schmach zu sehen, wie dieser Skandyba mit den Leuten umgeht, aber solche gibt's nicht viele.“ — „O ja, unglücklicherweise gibt es solcher Skandyba's bei uns eine Unzahl, und kaum findet sich hie und da ein Ehrenmann, der die Bauern noch als Menschen ansieht,“ und mit leiserer Stimme fuhr er fort: „Bei Gott, die Wahrheit zu sagen, wie der Herr so der Knecht, der Staroſte ist bei dem allem nicht ohne Schuld.“ — Topezewski murmelte zwischen den Zähnen, aber nur für sich. „Das ist der Mann unserer Marie“ — so war er gewöhnt, die Tochter seines Feindes zu nennen — dann sagte er, doch nicht laut: „Gebe Gott, daß der Teufel nicht so schwarz ist, wie man ihn malt — der Staroſt ist ein ehrenwerther Mann, aber Gott strafe mich, wem schenkt er sein Vertrauen — diesem Skandyba, einem Landstreicher, der aus irgend einem Seminarium entlaufen ist — diesem Julek, den er zum Steuerschreiber gemacht hat, einem getauften Juden — ich sah selbst, wie man den räudigen Hund taufte — und dann den Pächter Metzek, einem ächten Juden — ein herrliches Kleeblatt, aber für den Galgen.“ — „Ihr habt Recht, an den Galgen mit ihnen — indessen ist der Staroſt kein Knabe mehr, er nimmt nicht Wasser für Wein, und wenn er schlechte Leute bei sich hält, so muß er selbst nicht sonderlich gut seyn.“ — „Er wird sich bessern.“ — „Es ist ein Unglück, wenn Jemand, der so viel Böses angerichtet hat, so spät erst und auf solche Weise sich bessern will — indeß gebe es Gott.“ — „Die Wahrheit wird, wie immer, auch hier an den Tag kommen.“ — „Aber die Wahrheit springt in die Augen, und wer sagt sie ihm?“ — „Es werden sich schon welche finden.“ — „Haben es die Bauern ihm nie gesagt?“ — „O, behüte Gott, das würde ihnen schlecht bekommen.“

Der Staroſt war in das dritte Zimmer gegangen, stand am Ofen, und achtete nicht darauf, was um ihn vorging. Das Spiel dauerte inzwischen fort, und Ignaz, der alte Kellermeister, brachte einen Präsentirteller, der mit verschiedenen Liqueuren, Salz und klein geschnittenem Brod — ein polnischer Imbiß zum Reizen des Appetits vor jedem Essen — besetzt war. Der Herr Landmundschenk winkte dem Staroſten, und dieser ergriff einen Kelch, um ihn dem Herrn Kämmerer zuzubringen. In diesem Augenblick trat Topezewski herein: „Herr Staroſt, der Kosak Marym ist angekommen.“ — „Ist er gekommen?“ und rasch ging er hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 338.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 December 1840.

Ankunft in Stockholm.

(Aus Vulgarins Sommerausflug nach Finnland und Schweden im Jahre 1838.)

Endlich zeigten sich die schwedischen Schären und hier übertraf die Aussicht alles, was uns bisher entzückt hatte. Auf diese Inseln scheint die Natur den Granit bloß hingeworfen zu haben zur Verzierung wie in einem englischen Park. Die Vegetation ist reich und dicht, die Bäume schön, die Häuschen reinlich und freundlich. Hier ist nichts Wildes, keine Unfruchtbarkeit, welche in den finnischen Schären zwischen Helsingfors und Hangö-Udd die Seele mit Schrecken erfüllt. Hier ist keine italienische, keine weichliche, berauschende Natur, aber doch hat sie bei aller Furchtbarkeit etwas Lächelndes, und der Boden ist fruchtbar. Die Nacht fiel ein und das Dampfboot legte sich vor Anker, da man in der Dunkelheit nicht wagte, zwischen den Felsen über und unter dem Wasser hinzufahren. So wollte man denn warten bis zum Tag, drei kurze Stunden. Die Passagiere legten sich schlafen, stille ward es auf dem Dampfboot, und zwischen den Inseln lag das Meer glatt wie ein Spiegel, während es auswärts vom Nordostwinde aufgeregt ward.

„Aufs Verdeck! Aufs Verdeck!" rief es plötzlich. Ich erwachte und fühlte, daß das Dampfboot bereits in Bewegung sey. Ich steige aufs Verdeck, blicke um mich, und kann vor Erstaunen nicht zu mir selber kommen. Die Sonne stieg prachtvoll empor über den Horizont, und zog allmählich den dunkeln Schleier von den Inseln und hügeligen Ufern, welche, mit freundlichem Grün und Wohnhäusern verziert, den reizendsten Anblick darboten. Links in der Entfernung erglänzte in den Sonnenstrahlen zwischen dunklem Grün das Schloß Friedrichsburg. Von allen Seiten schauten aus dichtem Gebüsche die rothen Dächer und die weißen Mauern der Maierhöfe hervor, eine Menge großer Barken lavirten in den verschiedensten Richtungen umher: Land und Meer war durch die Thätigkeit der Menschen belebt. Merklich verengt sich der Meerbusen, und bei einer Wendung zeigt sich mit einem Male das Schloß Warholm, der einzige Wächter Stockholms auf der Seeseite. Dieses Schloß, das nicht sehr groß ist, liegt auf einer Insel in der schmalen Durchfahrt, hat hohe Mauern, Bastionen, und einen schönen Thurm. Dem Schlosse gegenüber auf dem festen Lande liegt das Städtchen Warholm am Ufer zerstreut.

Eine Barke stieß vom Ufer ab, das Dampfboot mäßigte seinen Lauf, und ein Zollbeamter kam zu uns, um auf dem Schiff zu bleiben, und uns nach Stockholm zu geleiten. Er nahm bescheiden Platz auf dem Vordertheil des Dampfbootes, ohne mit forschenden Zollaufseherblicken Jemand zu beunruhigen. In dem Maße, als wir uns der Hauptstadt näherten, wurden die Landhäuser am Ufer zahlreicher, die Gärten und Parks prächtiger, und plötzlich trat Stockholm vor uns in seiner ganzen Schönheit.

Wir fuhren anfangs in einen engen Meerbusen hinein. Rechts breitete sich vor uns der unter dem Namen „Thiergarten" bekannte, städtische Spaziergang aus, der mit freundlichen Landhäuschen und einem königlichen Palast verziert ist. Von der Ecke des Thiergartens zeigt sich auf einmal Stockholm wie auf der flachen Hand. Auf beiden Seiten des erweiterten Meerbusens sind hohe Ufer und dazwischen am Ende desselben eine große Halbinsel, die mit großen, hohen Häusern überbaut ist, zwischen denen der königliche Palast wie ein Riese unter Zwergen sich erhebt. Vor der Halbinsel befinden sich einige flache und eine hügelichte Insel, die gleichfalls mit Häusern besetzt sind. Auf der Halbinsel liegt die alte Stadt (Staden), und auf den hohen Ufern die neue, oder die sogenannte nördliche (Nor-malm) und südliche Vorstadt (Söder-malm). Die alte Stadt auf der Halbinsel steht mit dem festen Lande auf der Nordseite durch eine prächtige Granitbrücke, auf der Südseite durch einen Damm mit Schleußen, wo die Eisenmagazine sind, in Verbindung. Auf der Ostseite der Halbinsel ist das Meer, auf der Westseite der Mälarsee. Die Lage ist wundervoll, und es gibt gewiß auf der ganzen Welt keine Halbinsel, die auf der einen Seite von einem Süßwassersee, und auf der andern vom Meere bespült wäre. Darum scheint mir die dunkle Sage, als sey dieser Meerbusen künstlich ausgegraben, nicht ganz unbegründet. Am Ende des Meerbusens, der so zu sagen mitten in der Stadt liegt, und den weiten Hafen Stockholms bildet,

finden sich, wie schon bemerkt, einige kleine Inseln, welche dem Hafen und der Stadt zur Zierde und zum Vortheil gereichen. Die erste Insel am Eingang in den Hafen heißt Beckholm, und ist mit Magazinen überbaut, die zweite führt den Namen Castellholm, und ist ein hoher Granitfelsen, der auf der einen Seite sanft, auf der andern steil abfällt. Auf der sanft abfallenden Seite ist das Ufer mit einem Rasenplatz und schönen Bäumen verziert, auf dem Gipfel des Felsens aber ist ein Pavillon erbaut, von dem aus man die ganze Stadt, den Hafen und die entferntesten Umgebungen betrachten kann. Trotz des Namens der Insel finden sich hier durchaus keine Befestigungen. Castellholm steht vermittelst einer schwimmenden Brücke mit der Schiffsinsel (Skepsholm) in Verbindung, wo die Casernen und die ungeheuren Schuppen zur Aufbewahrung der Kanonierboote sich befinden, und wo auch neue Schiffe gebaut werden. Durch die ganze Insel läuft eine schöne Allee, und sie steht mit dem festen Lande gleichfalls durch eine Schiffbrücke in Verbindung. Aus der dichten Masse, die den Meerbusen umgibt, ragen die hohen Spitzen und Kuppeln der Kirchen hervor, namentlich die auf einem hohen Felsen stehende St. Katharinenkirche. Alle Reisenden, welche Stockholm beschrieben haben, stimmen überein, daß es, mit Ausnahme Konstantinopels, die schönste Lage unter allen europäischen Städten habe. Ich habe Konstantinopel nicht, wohl aber den größten Theil Europa's gesehen, und bekenne, daß mir nie ein schöneres Landschaftsbild vorgekommen ist, als Stockholm, und daß es auch wohl nicht leicht ein schöneres geben kann.

Rückblicke.

Asien.

(Fortsetzung.)

Ueber die Gründe und die Veranlassung des Kampfes, so wie über den Opiumhandel, haben wir uns theils schon im vorigen Jahre, theils in diesem (s. d. Artikel England u. China Nr. 190 ff.) weitläufig ausgelassen, und können hier nur darauf verweisen. Der Streit, welcher sich im Rathe des chinesischen Kaisers selbst erhob, ob man die Opiumeinfuhr unter gewissen Beschränkungen gestatten oder dieselbe durchaus verbieten solle, hieß eigentlich nur so viel, ob man dem Geist und Einfluß der Europäer Zugang ins Reich der Mitte gewähren, und die alten Einrichtungen des Reichs diesem Prüfungsfeuer aussetzen solle. Die Antwort fiel, wie fast zu erwarten, verneinend aus, und man entschloß sich, wo möglich dieselbe Bahn einzuschlagen, welche Japan befolgt. Die chinesische Regierung handelte vielleicht im Gefühl ihrer Schwäche, aber gewiß mit voller Sachkenntniß, und der ganze Verlauf der Unterhandlungen, während welcher sich der englische Commissär Elliot fast knabenhaft benahm, beweist zur Genüge, daß man die Einsichten und wohl auch die Macht der Chinesen etwas zu gering angeschlagen hatte. Um den Umfang der Gefahr zu übersehen, in welche sich die Engländer begeben, brauchen wir nur die in Calcutta herrschende Besorgniß anzuführen, daß man auf dem ungeheuren Umkreis von Maulmein, in der Provinz Tenasserim, bis hinauf nach dem westlichen Tibet von chinesischen Streitkräften angefallen zu werden besorgt. Es ist keinem Zweifel mehr unterworfen, daß die Chinesen eine Armee nach Cochinchina geworfen; schon allzu oft haben in früheren Zeiten Birmanen und Chinesen sich bekriegt, als daß nicht leicht wieder eine chinesische Armee den Weg finden sollte, um mit den Birmanen gemeinsame Sache zu machen; in Nepal brach im Jahre 1791 wegen vorhergegangener schwerer Beleidigung eine chinesische Armee von angeblich 80,000 M. ein, und zwang das Land zur Unterwerfung; während des Kriegs der Engländer mit Nepal in den Jahren 1814 bis 1816 stand eine chinesische Observationsarmee im östlichen Tibet, und im westlichen sind seit sechs Jahren schon zu wiederholtenmalen die Sikhs mit chinesischen Truppen handgemein geworden; kriegerische Bewegungen dieser Art liegen demnach durchaus nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit. China hat seit vielen Jahren der um sich greifenden Politik Englands in Asien mit Besorgniß zugesehen, seine ängstliche Eifersucht gegen die Fremden überhaupt, und gegen die Engländer insbesondere, ist schon eine Folge dieser Besorgnisse vor den letztern gewesen: militärische Vorsichtsmaaßregeln und Voranstalten sind demnach gewiß im Innern des Reichs getroffen, und die Engländer dürfen einem ernsten Kampfe mit Gewißheit entgegensehen. Als die Russen vor zwei Jahrhunderten den Amurstrom besetzten, waren sie auch an Waffenkunst und Muth den Chinesen überlegen, aber die Angriffe dauerten trotz der ungeheuren Verluste auf chinesischer Seite fort, bis die schwache russische Schaar vernichtet war.

Was wollen 15,000 Mann Engländer und Sipahis gegen die unermeßliche Bevölkerung China's heißen! Allerdings wird man diese armseligen 15,000 Mann nicht dem Andrange zahlloser chinesischer Heere aussetzen, wo sie durch die Uebermacht erdrückt werden müßten, sondern man wird einzelne Punkte, namentlich Inseln — Tschusan wird genannt — besetzen, den Handel sperren oder an sich ziehen, trotz der Befehle des Kaisers, kurz ein Kriegszustand wird bestehen, der nach dem Urtheil erfahrner Engländer den Sturz der Mandschudynastie zur Folge haben muß, und dann sind die obigen Bemerkungen hinsichtlich der schweren Bedeutung des Kampfes schon hinlänglich gerechtfertigt. Widersteht aber China, werden die militärischen Anstalten ins Große getrieben, rücken chinesische Truppen nach Nepal und Westtibet, dann ist ohnehin des Kampfes kein Ende abzusehen.

Manche haben es den Engländern fast zum Verbrechen gemacht, daß sie den Verkauf des Opiums in China und den Anbau desselben in Indien immer noch fortsetzten, trotz dem, daß dieser Handel einen solchen Bruch bereits herbeigeführt, aber man erwäge zwei Gründe: fürs erste ist es höchst wahrscheinlich, daß der Opiumhandel, sobald er von den Engländern aufgegeben wäre, von den Amerikanern und Holländern begierig aufgegriffen würde; die Moral und die Engländer würden also mit einander zu kurz kommen, somit ziehen die letzteren den Vortheil lieber für sich selbst. Fürs zweite ist der Opiumbau und der Opiumhandel von der größten Wichtigkeit für Indien, denn nicht nur wirft das Opiummonopol der anglo-indischen Regie-

rung über 2 Mill. Pfd. St., und somit den ganzen Aufwand für die eigentliche anglo-indische Verwaltung ab, sondern auf diesem Wege bezieht auch England seinen Tribut von siebenthalb Mill. Pfd. St. aus Indien. Graf Björnstierna bemerkt ganz richtig, daß Indien gänzlich erschöpft würde, wenn man jährlich eine solche Summe an Geld daraus ziehen wollte; statt dessen schickt Indien sein Opium nach China, und erhält dafür Thee, der in England verkauft wird und den Tribut Indiens deckt. Indem also die chinesische Regierung den Opiumhandel der Engländer angriff, hat sie den wahren Kern ihrer Handelsmacht angegriffen; das war denn alsbald ein gültiger Grund zum Kriege, und so eine klägliche Figur auch Elliot in den diplomatischen Unterhandlungen dem Commissär Lin gegenüber spielte, so daß das offenbare Unrecht auf seiner Seite war, so hat doch die englische Regierung sehr klar erkannt, wohin der Streich der chinesischen Regierung ziele.

Es ist dieß somit ein lange vorhergesehener, keineswegs zufällig herbeigeführter Kampf, und das Verfahren gegen den Opiumhandel hat nicht erst den Krieg herbeigeführt, sondern es ist selbst schon eine Kriegshandlung im eigentlichen Sinne des Worts gewesen, obgleich die Waffen sehr wenig dabei zu thun hatten. Ueber die Führung des Kriegs von Seite der Engländer weiß man bis jetzt noch durchaus nichts Gewisses; selbst die angeblich beabsichtigte Besetzung der Insel Tschusan beruht nur auf einer Vermuthung, und wahrscheinlich wird der Oberbefehlshaber so ziemlich carte blanche haben, um thun zu können, was er den Umständen angemessen findet. Er wird auch wohl nöthig haben, sich nach den Umständen zu richten, denn seine Lage wird Wechselfälle genug darbieten. Die Engländer rechnen freilich und können rechnen auf ihre überlegene Waffenkunst, auf die friedlichen Gewohnheiten der Chinesen, auf ihre Weichlichkeit und ihren Egoismus, dagegen aber haben sie die Eifersucht Rußlands und der Nordamerikaner zu scheuen und die physische Lage China's möchte ihnen manche Hindernisse entgegensetzen. Nicht nur bietet die 400 geographische Meilen lange Küstenausdehnung eine Menge sehr gefährlicher Punkte dar, sondern ganze Meeresstriche sind den großen europäischen Fahrzeugen völlig unzugänglich: das gelbe Meer hat allen Nachrichten der Seefahrer zufolge nur sehr wenig Wasser, und viele Sandbänke.*) Der Golf von Petscheli ist fast nur eine ungeheure Bank von Sand und Thon, und selbst der Fluß von Canton bildet ein vielfach durchschnittenes Delta, wo sogar die flachgebauten Dschunken oft Mühe haben, sich dem Ufer zu nähern. Wo sollen also die Engländer angreifen? Ihre Uebermacht zur See führt zu keiner Entscheidung und bei einer Landung würden sie erdrückt. Wenn sie den Fluß von Canton und den gelben Fluß blokiren, so wird dieß Vielen sehr lästig fallen, aber die Besetzung einer Insel oder auch mehrerer entscheidet fürs erste nichts; die Seeräuber im Anfang dieses Jahrhunderts besaßen ihrer noch viel mehr, und waren 70,000 Mann stark. So viel ist gewiß, mit einem kleinen Kriege geht es wohl nicht ab; man wird den Opiumhandel und damit den wichtigsten Handelsartikel aufgeben oder einen großen Schlag führen müssen, und ob in einem solchen Falle Rußland ein ruhiger Zuschauer bleibt, ja vielleicht ob es nur ein ruhiger Zuschauer bleiben kann, das ist sehr die Frage.

Man sieht somit, es entbrennt ein Kampf zwischen den drei ersten asiatischen Mächten, England, China und Rußland. Es ist höchst müßig, sich in Speculationen einzulassen, was wohl geschehen kann, und höchstens sind, wie wir oben gethan, die Schwierigkeiten anzuführen, die den Engländern entgegen und die Mittel, die allenfalls den Chinesen zu Gebot stehen, ob sie solche verwenden steht dahin, und die Engländer scheinen zu glauben, daß die Chinesen in den letzten Jahrzehnten zu tief gesunken sind, um einen bedeutenden Widerstand entgegen zu setzen. Jedenfalls verdient der Kampf, der sich hier entsponnen hat, die größte Aufmerksamkeit. Eine große Frage ist, ob die bekanntermaßen im Innern China's bestehenden geheimen Verbindungen, namentlich die Tien-ti-huih (s. Nr. 53 und 180 f.) sich für oder wider die chinesische Mandschu-Dynastie erklären werden; bis jetzt aber weiß man über den Umfang dieser Verbindungen, den Grad ihrer Furchtbarkeit und ihre Stellung zur Regierung nur äußerst wenig, jedenfalls zu wenig, um darauf Berechnungen über den Gang der Ereignisse bauen zu können. Bei der Vorsicht, womit die Mandschu-Kaiser seit langer Zeit ihr Reich geschlossen hielten, konnten bis jetzt Fremde niemals Intriguen anknüpfen, und selbst die wirklich bestehenden Verschwörungen gegen die Mandschu-Dynastie sind, so viel man immer weiß, ohne alle Verbindungen mit dem Auslande. Wenn man erwägt, wie kläglich die katholischen Missionäre ihr Leben im Innern China's fristen, da doch gegen sie politisch gar nichts mehr einzuwenden ist, so kann man wohl mit Sicherheit annehmen, daß die Mandschu-Kaiser vorerst von ihren innern Feinden, über welche sie seit so langer Zeit Herr geworden sind, nichts zu fürchten haben. Gefährlicher ist der an so vielen Orten so lebhaft ausgesprochene Wunsch, mit dem Auslande directen Handelsverkehr anzuknüpfen; wird deßhalb eine Insel, die für den Handel gut gelegen ist, von den Engländern besetzt, so fragt sich sehr, ob die chinesischen Behörden einen selbst offen betriebenen Handel lange werden verhindern können. Ist aber dieß nicht mehr möglich, dann muß die Mandschu-Dynastie ihre letzten Kräfte aufbieten; wenn sie gleich nicht im Stande seyn wird, die Engländer von ihren Küsten und den Inseln zu verjagen, so würde sie dann desto gewisser in der hinterindischen Halbinsel, in Nepal, in Westtibet, und vielleicht bis gegen Afghanistan hin durch ihre Truppen die Engländer zu beunruhigen suchen, und hierin liegt das Weitaussehende und Gefahrvolle dieses Kampfes für die Engländer.

(Fortsetzung folgt.)

*) Es sollen zu dem Ende schon seit geraumer Zeit sehr flach gehende Kriegsschiffe in England gebaut worden seyn.

Koszowata.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Im ersten Zimmer stand ein Kosak, schlank gewachsen, trotzig, von frischem Aussehen, jung, kurz ein Bursche, von dem man hätte

sagen können, „jeder Zoll ein Kosak.“ Er verbeugte sich mit einer Miene, nicht wie ein Diener, sondern wie ein Herr. — „Wie steht's, Maryna?“ — „Gott sey Dank, gut.“ — „Und der Herr Woiwode?“ — „Hier ist ein Brief von ihm.“ — Der Starost las, und in seinem Gesicht stieg eine ungewöhnliche Röthe auf, aber nicht die Röthe des Zorns und der Entrüstung, denn ziemlich munter blickte er dem Kosaken in die Augen, und zeigte keinen Unmuth über die trotzige Haltung des Steppensohnes, und über den stolzen Blick, der dem aufgeblasenen Herrchen ohne Worte zu sagen schien: du hast mich nicht einmal gegrüßt, du bist mit mir umgegangen, wie mit einem Hund, aber frage nicht, was ich von dir denke, denn bei Gott, ich will es dir sagen. — „Und wann hast du Human verlassen?“ — „Gestern Abend.“ — „Wann wollte der Herr Woiwode wegreiten?“ — „Ich weiß es nicht.“ — „Sage Iwanoff, daß er sogleich nach dem Abendessen die Pferde in Bereitschaft halte.“ — Der Kosak wandte sich und ging hinaus. Der Starost kam zurück, nahm den Landmundschenk auf die Seite, zeigte ihm den Brief, und sagte, als derselbe ihn gelesen: „Wir müssen fort, und das gleich.“ — „Aber es ist Nacht, und ein solcher Sturm, daß man keinen Hund in den Hof hinaustagen sollte. Ich werde zusehen, ob es nöthig ist, fortzugehen — wißt Ihr was, wir machen es so: geht Ihr heute, und morgen begleitet meine Alte Marynia nach Hause.“ — „Nein, ohne meine Frau weiß ich mir keinen Rath zu Hause, und der Woiwode kann bis zu Tagesanbruch eintreffen — er weiß das zu machen.“ — Der Landmundschenk schwieg, und nach einer Weile trat er zu seiner Frau und sagte ihr etwas ins Ohr, gerade während der Starost Maria benachrichtigte, daß sie sogleich nach dem Abendessen abreisen würden. Die Starostin sagte kein Wort, und auf ihrem schönen Gesichte malte sich neben einem etwas unmuthigen Ausdruck nichts als die völligste Unterwerfung unter den Willen ihres Ehegerrn. Die Herren Stanislaus und Anton, und mit ihnen der Lieutenant Niemirycz erklärten, sie würden den Starosten und seine Gattin bis nach Koszowata begleiten. Der Starost zog ein finsteres Gesicht: „Ich danke sehr, wir kommen schon selbst durch, ohne daß die Herren sich bemühen.“ — Auf das höfliche Anbringen der Offiziere erwiederte der Starost in unhöflicher Weise: „Wir helfen uns schon so durch, thue jeder von Ihnen, was ihm obliegt, und mische sich Niemand in fremde Angelegenheiten.“ — Es wäre wahrscheinlich zum Streit gekommen, denn schon stieg Niemirycz die Röthe ins Gesicht, und er zupfte an seinem Schnurrbart, aber Maria warf ihm einen so flehentlichen Blick zu, daß er an sich hielt. Gleich darauf setzte man sich zu Tische.

Die Abendmahlzeit war nichts weniger als fröhlich — der Landmundschenk sagte seinem Eidam nicht zum zweitenmal, er möchte gehen und seine Frau da lassen. Die Frau Landmundschenkin befolgte wie ein Gebot Gottes auch das, daß sie sich nie einer abschlägigen Antwort ihres Eidams aussetzen solle, und dazu war der kürzeste Weg der, ihn um nichts zu bitten. Nie auch gab sie in Gegenwart anderer Personen ihren Kindern eine Ermahnung oder auch nur einen Rath, aber wenn sie mit ihnen allein war, theilte sie wohl Rath und Warnung und Trost aus, wie es eben ein jedes bedurfte. Ihrer Tochter aber hatte sie vor allem empfohlen, stets gehorsam, sanftmüthig und anhänglich an ihren Mann zu seyn, unaufhörlich hatte sie ihr wiederholt: was dir dein Mann befiehlt, das thue rasch, mit Lächeln und gutem Willen, sprich stets ein Vaterunser in seine Seele — denn er ist der Stellvertreter deiner Eltern, dein Herr und Vormund — er leitet dich und schmeichelt dir — er wacht über dich — versüße ihm das Leben durch Dankbarkeit und Würdigkeit und Treue.

Die beiden Brüder blickten ihren Schwager scheel an, der Herr Lieutenant aber suchte sichtlich seinen Zorn zu unterdrücken und schwieg. Die Damen sogar, obwohl durchaus kein Streit gewesen war, und das Schweigen sichtlich das Uebergewicht über die Worte erhielt, schienen gleichsam den ehelichen Gehorsam, und machten unwillkürlich ihre Glossen. Nur die alten Herren unterredeten sich, so viel ihnen das Essen dazu Zeit ließ, denn das Mahl war vortrefflich — Hirsegrützsuppe mit Gänsebrüsten, Fleischschnitte in dicke Sauer eingehüllt, aufgekochte Grütze mit frischem Speck, Fischpasteten mit Käse, reichlich mit Butter übergossen, und dazu Rahm so gelblich wie im Mai, einen Birkhahn mit kleinen Rüben, Milch mit Zimmt und Nelken, und einen Capaunen mit frischem Butter und Ingwer. Dazu vortrefflicher alter Meth, duftender Himbeerwein und einen alten wohlabgelegenen Ungar. Der Herr Kämmerer erlabte sich sehr an diesem Wein: „Herr Landmundschenk, bei diesem Weinchen könnte man die ganze Nacht mitten in diesem Unwetter draußen bleiben, ohne zu erfrieren — meiner Treu, ich bin alt, aber mein Blut fängt an zu spielen, wie kaum je vor 50 Jahren.“ — „Sie haben Recht, der Wein ist gut und schmeckt vortrefflich,“ erwiederte Topczewski, „aber ich möchte doch lieber dabei im warmen Zimmer sitzen, als die Nase in Kälte und Schnee hinaussticken. Der Herr Starost und seine Frau Gemahlin würden deßhalb auch besser thun, hier zu übernachten, und ich verbürge mich, sie vor Tagesanbruch aufzuwecken.“ — Der Starost sagte nichts, und der Rittmeister trank seinen Wein: „Gewiß, es wäre besser zu bleiben, es ist heute der Tag der unbefleckten Empfängniß, die Wölfe fangen an, sich in Haufen zu sammeln, und es ist nicht ganz gefahrlos, mit diesen Burschen auf dem Wege zusammenzutreffen.“ — Maria wußte selbst nicht mehr, wovor sie zittern sollte, und der Starost sah sie fest an: „Ich habe einen guten mit Posten geladenen Stutzen bei mir, und übrigens, wenn man sich vor den Wölfen fürchten will, so dürfte man keinen Schritt aus dem Hause gehen.“ — „Man braucht sich nicht gerade zu fürchten, aber sich der Gefahr auszusetzen, ist doch auch unnöthig.“ — „Für Sie ist es nicht nöthig, für mich aber wohl — eine Gefahr ist nicht da, und übrigens werde ich meine Frau zu schützen wissen.“ — „Aber Ihr wißt,“ sagte der Landrichter, indem er ein großes Stück von einem Capaunflügel hinunterschluckte, „die Wege müssen völlig zugeschneit seyn.“ — „Maryna wird uns das am besten sagen können,“ bemerkte Topczewski dazwischen.“

(Schluß folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 140 u. 141** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Ehrenrettung Sir Edward Lytton Bulwers gegen Lady Bulwer. — Cosima, oder der Haß in der Liebe.** (Schluß.) — **Jack Sheppard.** (Fortsetzung.)

Zu den Abonnenten dieses dem Auslande hingegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Bögen erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für den Abonnenten jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht bezieht, jährlich 5 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 140 u. 141.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

3 December 1840.

Ehrenrettung Sir Edward Lytton Bulwers gegen Lady Bulwer.

Im vorigen Jahrgang, Nro. 96 flg., besprachen wir das Buch der Lady Bulwer, Cheveley, oder der Mann von Ehre, als dessen Hauptmotiv, gleich bei seinem Erscheinen, die Herabsetzung ihres, von ihr getrennt lebenden, Gatten in der öffentlichen Meinung, von vielen Stimmen bezeichnet wurde, was sich auch vollkommen bestätigt hat. Wir bemerkten damals, im Widerspruch mit einem französischen Kritiker, daß das Buch für Bulwer schwerlich gleichgültig seyn, daß es ihn unangenehm und empfindlich berühren werde, und auch dieß ist uns von guter Hand bestätigt worden. Da Bulwer viele politische Gegner und Feinde, wohl auch viele literarische Widersacher und Neider hat, so ist der große Absatz, welchen das Werk seiner Gattin in dem skandalsüchtigen England hatte, keineswegs schon als eine Anerkennung der darin gegen ihn enthaltenen Anklagen, noch weniger als eine Billigung des Schrittes der Schriftstellerin selbst, anzusehen. Ein förmliches Lob von „Cheveley" ist uns in englischen Blättern nicht zu Gesicht gekommen. Dagegen aber erhoben sich stark mißbilligende Stimmen, theils das Unweibliche Dieses Verfahrens rügend, theils Bulwer gegen die Anklage in Schutz nehmend, und schon im April 1839 schrieb ein junger Engländer von Paris aus ein, Bulwer von allen jenen Anklagen freisprechendes, die Handlungsweise der Lady Bulwer aufs schärfste rügendes und verdammendes Gedicht: „Lady Cheveley, oder die Frau von Ehre;" das so rasch verkauft wurde, daß augenblicklich eine zweite Auflage erforderlich wurde. Vielleicht kommt die Mittheilung des wesentlichen Inhalts dieses Schriftchens auch jetzt noch unsern Lesern nicht zu spät. Das Vorwort zur Uebersetzung sagt: „Die Uebertragung dieses Werkchens wurde veranlaßt durch eine dringende Aufforderung, hiedurch den ungünstigen Ansichten und Vorurtheilen zu begegnen, welche sich in Deutschland in Betreff des berühmten Romandichters, Sir Edward Lytton Bulwer, in Folge des Buchs seiner Gattin verbreitet haben möchten, da derselbe auf das Urtheil und die Gunst Deutschlands einen hohen Werth legt. Gewiß ist es vielen Freunden der Bulwer'schen Muse in Deutschland interessant und erwünscht, diese Ehrenrettung des berühmten Schriftstellers kennen zu lernen, und schon der Umstand legt ein wichtiges Zeugniß für seinen Charakter ab, daß er einen so enthusiastischen, poetischen Anwalt fand. Sind wir in Deutschland auch nicht im Stand', über Recht und Unrecht der Parteien in jenem traurigen Zwist uns ein ganz sicheres Urtheil zu bilden, so werden wir doch gern von den Acten unparteiische Einsicht nehmen."

Die Vorrede rügt den doppelten Frevel gegen den Geschmack und gegen das sittliche Gefühl der Gesellschaft, der durch dieß Buch begangen worden sey; doch übergehen wir das hier Gesagte, da das Wesentliche im Gedicht selbst schon ausgesprochen wird. Der Verfasser schlägt das literarische Verdienst von Cheveley äußerst gering, und wohl in seiner Entrüstung über die Tendenz zu gering an; er wirft der Verfasserin viele Sünden gegen Grammatik und Sprache vor und macht sich besonders auch über die Schnitzer im Französischen lustig, die er nicht galant genug ist, für Druckfehler passiren zu lassen. An der Composition ist gewiß viel auszusetzen; die ganze Tendenz des Buches, Verunglimpfung des Gatten, ist dem Gefühl zuwider, und man kann sich leicht denken, daß der Freund Bulwers, der den Cheveley liest, in beständiger Vergegenwärtigung der eigentlich gemeinten Personen, vom bittersten Ingrimm erfüllt werden mag; aber viel Geist und lebendige Darstellung lassen sich doch der Dame nicht absprechen.

Daran hat der Anwalt Bulwers jedenfalls, unsers Erachtens, nicht ganz gut gethan, daß er den Namen, unter welchem Lady Bulwer ihren Gatten dem Spott, der Verachtung und dem Hasse preis zu geben suchte, selbst auch geradezu für Bulwer adoptirte; daß er so gleichsam eine Ehrenrettung de Cliffords versuchte, statt geradezu jede Spur von einer Identität Bulwers, des rechtschaffenen und ehrenwerthen Dichters, und de Cliffords, eines willkürlich fingirten, herzlosen Heuchlers und Bösewichts, zu läugnen. Auch scheint er uns das poetische Ver-

dienſt Bulwers etwas zu hoch zu ſtellen, wenn er ihn als den Hauptſtolz Englands, als einen Ebenbürtigen Shakſpeare's bezeichnet.

Das Gedicht iſt in gereimten Jamben geſchrieben, in zwei Geſängen, welchen ein Gedicht an Bulwer voranſteht.

An Dir — [E. L. Bulwer.]

Die Stimme eines Volks rauſcht in der Luft,
Mit Flüſtern, horch! ſpricht ſie, verworren, lang;
Jetzt klagt ſie, jetzt zur Freude ſie dich ruft!
Ihr Widerhall ſey dieſer mein Geſang!

Sie ſagt: du leertest aus den Kelch der Weh'n,
Und bitter war der Trank, den er dir bot!
Doch in den gift'gen Hefen iſt zu ſeh'n
Die Liebe eines Volks — ein Prachtkleinod!

Ja, Millionen, dankbar daß durch dich
Der Erde grünſte Lorbeern uns erfreu'n,
Sammeln um dich voll Mitgefühles ſich,
Die Blumen auf den rauhen Pfad zu ſtreu'n.

Den Menſchen deines Geiſtes Schatz gabſt du,
Reich wie ein König, mit neidloſer Gunſt,
Und holde Weisheit, himmliſch lächelnd zu,
Schmückt deiner Feder friſche Zauberkunſt.

Wähn' uns undankbar nicht! wenn in dem Streit
Um Ruhm den Vorplatz unſer Volk einnahm,
Wenn uns die Welt, beſiegt, den Kranz hindeut:
Unſres Triumphes Loſung iſt dein Nam'!

Fürſt des Gedankenreichs! o ſieh, es weint
Ein Volk, wenn Seufzer dir entlockt ein Schmerz!
Dem Leid der Kön'ge wird Mitleid verneint —
Doch, ha! des Dichters Reich iſt ja das Herz;

Wer liebt den Dichter nicht, deß Himmelslied
Aus Jammers Tiefen das Gemüth erhöht?
Und wer entbrennt nicht, wenn ihm Leid geſchieht,
Leid, das kaum ein alltäglich Herz verſteht? —

Ja, Troſt ſey dir es, daß dich liebt dein Land!
Verſchmäh dieß Lied nicht; für des Dichters Seele
Gilt die Waldroſ' in Hirtenknabens Hand
Gleich eines morgenländ'ſchen Schachts Juwele!

Die zwei Geſänge ſelbſt lauten, mit einigen Abkürzungen, wie folgt:

Erſter Geſang.

Iſt dieß das Land, auf das die Völker ſchaun,
An unſrer Häuslichkeit ſich zu erbaun?
Das Ruhmseiland, wo mit Schönheit geziert
Das Weib ein fleckenloſes Leben führt?
Wo es begabt mit heil'ger Engelsmacht
Der Armuth Bett, des Stolzes Pfühl bewacht,
Dem Sonnſtrahl gleich, der tröſtend ſich drängt ein
In Klauſen, wo das Elend wohnt, die Pein —
Oder der Blume, bunt der Erd' entſprungen,
Erheiternd des Einſamen Wanderungen?
Wo, wenn des Mannes Herz Leidenſchaft verführt,
Sie, weinend, ihm das Herz zur Umkehr rührt;
Wo um den Hausherd Tugenden erblühn,
Die von des nähern Himmels Reiſe glühn;
Wo weltbefleckten Wandrern milde Hand
Verzeihung zuwinkt und gewährt Beiſtand?
Wo vor dem eiteln Lärm und Prunk Zuflucht
Der Mann bei Einem treuen Herzen ſucht;
Wo er vom falſchen Unbeſtand getrennt,
Kehrt zu der Liebe, welche raſtlos brennt,
Die ſchützend, wo Schmähung und Tadel regnen,
Lehrt ſeine Kinder ſeinen Namen ſegnen?

Iſt dieß das Land, wo's Frau'nherz treu ſich gleich?
Erröthet Englands Töchter! denn auf Euch
Fällt auch ein Theil von Jener ew'ger Schmach,
Die von dem Ruf des Gatten Lügen ſprach!
Ja! wenn ihr lächelt ob dem gift'gen Blatt,
Das unſre Zeit mit Schmutz geſchändet hat;
Lächelt, wo die Verräth'rin, bösgeſinnt,
Aus Hausesheimlichkeit Verleumdung ſpinnt,
Wo ſie die ſtolze Zärtlichkeit des Sohns
Zu ſeiner Mutter macht zum Ziel des Hohns;
Der Mutter ſpottet, die er liebt ſo heiß,
Als ſie's verdient, und er zu lieben weiß:
Oh! wenn ein Weib, das mit Mordwaffen ſpielt,
Durchs Herz der Mutter nach dem Gatten zielt,
Oh! wenn ihr nicht einmüthig da verdammt;
Theilt ihre Sünd' und Schmach ihr allgeſammt!

Ihr Gatten, kehrt mein Wort bei euch auch ein,
So viele ſchuldhaft, und ſo wen'ge rein?
Die ihr, ſey's Neid nun, ſey's der Thorheit Fluch,
Lächelt ob dieſem frevelſchwangern Buch,
Hoffend, zu ſchau'n den Mächt'gen ſchmachbedeckt,
Oder weil Weh des Andern ſüß Euch ſchmeckt,
Im beſten Fall das Wahnbild eines Rechts
Vertheidigend, des ſchwächeren Geſchlechts:
Seyd klug bei Zeit, weil die Vergeltung leicht
An Euern Herd ſich unerwartet ſchleicht!

Zwar dieſes Buch Beifall vielleicht entreißt
Dem ungebildeten, dem ſchwachen Geiſt.
Und leicht nimmt ein falſchritterlicher Wahn
Sich einer Frau, ob ſie auch irre, an!
Sie iſt wohl ſchön! Ob euer Herz wohl rührt
Ein bunt Inſect, das einen Stachel führt?

[illegible] [illegible] [illegible] [

Die, unwahr, Liebeskraft nie kann erfüllen!
O Loos, zu dem der Genius oft verdammt!
Kein solch Gefühl sein todt Idol entflammt!
Sein Ruf und sein Vermögen lockte sie,
Und eines Namens mächtige Magie;
Von edler Abkunft, aber arm, gedrückt,
Hätt' gern sie mit siegreichem Hohn geblickt
Auf die, die lang zu kosten ihr gegeben
Die Prüfungen, die stets der Armuth Leben.
Ihr Leiden machte Cliffords Herz sie theuer;
Mit ihrem Druck stieg sein Vergötterungsfeuer;
Von edlem Jünglingsungestüm er glühend, —
Sie in der Frauenschönheit Reife blühend.

Schön war sie! ihre Schönheit von der Art,
Wo sich der Geist lebendig offenbart;
Spöttisch ihr Lächeln — das doch Grübchen schuf,
Wie sie zu thun der Grazien Beruf;
Manchem zu amazonenhaft vielleicht —
Doch der Musik nichts ihrer Stimme gleicht!
Ja, sie war schön und jeden Reiz sie zählte —
Nur eine Kleinigkeit — das Herz! — ihr fehlte.
Ihr junger Freund, der sie bestrahlte ganz
Mit seiner Feuerseele Wiederglanz,
Er, blind, bethört, verschmähend deren Rath
Die warnend seiner Wahl entgegentrat,
Reichthum nur schätzend, um ihr Glück zu schaffen,
Bezwungen von des mächt'gen Gottes Waffen,
Gewann sie — führte stolz sie in sein Haus —
Oh! daß ihm bald kroch eine Schlange aus!

(Zweiter Gesang folgt.)

Cosima, oder der Haß in der Liebe.

(Schluß.)

Dritte Scene. Cosima. Ordonio.

Ordonio. Ihr erwartetet mich! und doch hattet Ihr mir nicht erlaubt, heute zu kommen, Madame!

Cosima. Ich hatte es Euch sogar verboten; diese allzu häufigen Besuche gefährden meinen Ruf, Ordonio!

Ordonio. Ach, freilich. Das ist die einzige Gefahr, der sie Euch aussetzen; aber ich werde Euch nicht lange lästig fallen, Madame, denn ich komme heute in der ausdrücklichen Absicht, von Euch Abschied zu nehmen.

Cosima (bestürzt). Abschied!

Ordonio. Ja, Madame, ich verlasse Florenz.

Cosima. Nicht auf lange Zeit, hoffe ich?

Ordonio. Für immer!

Cosima. Welch grausames Spiel ist das, Ordonio? Welche Lust findet Ihr daran, mich so leiden zu machen?

Ordonio (bitter). Euch leiden zu machen? Gebt Ihr selbst dieß Spiel auf! Niemand hat Euch je leiden gemacht, Cosima, und ... gewiß, Ihr werdet nie leiden!

Cosima. So hat mich noch Niemand beurtheilt!

Ordonio. Nun so beurtheile ich Euch jetzt so.

Cosima (unter Thränen). Oh! doch! ich leide! ...

Ordonio. Sie leidet! Hört! ich verlange nur Ein Wort von Euch, und dieß Wort ... es ist Zeit daß Ihr mir es sagt, wenn es wahr ist, daß Ihr mich liebt.

Cosima. Ihr zweifelt daran!

Ordonio. Oh! ich kann mich nicht mehr mit doppelsinnigen Worten begnügen. Wie liebt Ihr mich? So wie ich Euch liebe, oder wie Euch Euer Beichtiger mich zu lieben erlaubt hat?

Cosima. So wie Euer Gewissen und das meinige es vorschreiben, Ordonio.

Ordonio. Dann liebt Ihr mich eben nicht, und ich verlange nichts weiter von Euch!

Cosima. Ach, wenn Ihr mich liebtet, meine so reine und ergebene Neigung würde genügen, Euch glücklich zu machen!

Ordonio. Hätte ich glauben können, Ihr liebet mich, als todt, so wie Ihr mich als todtgeglaubt geliebt, und Eure Freundschaft habe Eurer Liebe nichts benommen: so hätte ich fortwährend das Märtyrerthum ertragen, das ich mir auferlegt; aber ich sehe daß jene Liebe, so rein und schüchtern sie war, doch als verbrecherisch verdammt und unwiderruflich abgeschworen ist. Die Tugend hat, man muß gestehen, ohne allzu großen Kampf den Sieg in Eurer Seele davongetragen. Vielleicht hat die Liebe Neri's bei dem Kanonikus Gnade gefunden, und vielleicht erschien es auch Euch leichter, an ihm Barmherzigkeit zu üben. Wie dem sey, ich kann nicht länger die Rolle spielen, die Ihr mir zutheilt, und meine ehrliche Gesinnung sträubt sich dagegen einen Nebenbuhler zu quälen, der, wie mir scheint, besser behandelt wird als ich.

Cosima. Neri, ein Nebenbuhler! Ihr, der ihm so oft ungerechtes Mißtrauen vorwarf, seyd Ihr nicht ungerechter und mißtrauischer als er? Oh, mein Freund, kommt wieder zu Euch selbst. Seit einiger Zeit ist es mir, als wäret nicht Ihr es, der mit mir spricht. Wollt Ihr das Glück zerstören, das Ihr mir geschenkt? Ebenso gut könntet Ihr mir das Leben nehmen, denn erst seit dieser Zeit fühle ich mein Daseyn recht.

Ordonio. So sagt mir denn, daß Ihr mich anders liebt als ihn?

Cosima. Ich liebe Euch tausendmal mehr, das wißt Ihr.

Ordonio. Tausendmal mehr! aber in derselben Weise?

Cosima. Ich verstehe Euch nicht.

Ordonio. Ist Eure Neigung für mich Freundschaft? sprecht, nichts als Freundschaft?

Cosima. Ordonio, welchen Sinn sollen solche leere Unterscheidungen haben vor Gott, der im Innersten der Herzen liest?

Ordonio. Nun also, Eure Neigung für mich ist Liebe? (er sinkt sanft vor ihr auf die Knie.) Oh! du empfindest wirkliche Liebe

für mich! sag' es mir nicht, wenn du dich scheust, das schreckliche Wort auszusprechen, aber laß mich mein Glück in deinen Augen lesen! Wende dein Angesicht nicht von mir ab!

Cosima (will aufstehen). Scheiden wir, mein Freund! Solche Gemüthsbewegungen könnten uns der Versprechungen vergessen machen, die wir Gott gethan.

Ordonio (sie zurückhaltend und mit den Armen umfassend). Noch einen Augenblick so! Heißt denn das zu viel verlangen nach so vielen Leiden und Opfern?

Cosima (sucht sich loszumachen). Ja, es ist zu viel, es ist mehr als wir sollen.

Ordonio. Kind! Wer wird denn mit so strenger Hand die Gränze ziehen, wo unsre Rechte aufhören und unsre Pflichten anfangen? Worin läßt denn du die Tugend bestehen? Ein Blick, ein Wort, ein Kuß sollte sie beflecken können, während das Geschenk deines Herzens sie rein läßt?

Cosima (sich aus seinen Armen losmachend). O laßt mich, laßt mich, sage ich Euch! Habe ich nicht schon Reue genug in der Seele? Habe ich nicht schon meinen Gatten, meinen Oheim getäuscht? Wußte ich nicht, daß Ihr loget, als Ihr mir sagtet, daß Ihr mich wie eine Schwester liebet?

Ordonio. O du! sage du mir, daß du mich nicht wie einen Bruder liebst! (Er wird Neri's ansichtig.) Neri! verdammt seyst du, überläufiger Aufpasser!

Cosima. Er ist ein Schutzengel, den mir der Himmel sendet.

Ordonio. Seyd ruhig, Madame; dieser Engel hat nichts gesehen, was ihm die Hoffnung rauben könnte, den Himmel auf Erden zu finden.

Cosima. Oh, schweigt!

Aus dem vierten Act und dessen dritter Scene.

——Alvise. Alles um mich her schien glücklich; Ihr selbst schienet Euch glücklich zu fühlen, unter einem bescheidnen Dach eine Familie redlicher Menschen gefunden zu haben, die Euch die Ehre anthaten, Euch als Ihresgleichen zu behandeln. Ehrensachen, nicht Geschäftssachen, riefen mich in die Ferne. Ich dachte wohl, daß meine Abwesenheit nicht ohne Gefahr bleiben würde; aber ich wollte nicht den Anstrengungen der Reise und den Gefahren des Meeres ein Wesen aussetzen, das ich mehr liebe als meine Ruhe, als mein Leben! Nach drei Monaten kam ich zurück... Ihr waret an jenem Abend auf Besuch in meinem Landhaus... Ich durchschritt meinen Park, ich überschritt die Schwelle meines Hauses... dort sprachen in der Dünkelheit, unter den Kastanien der Terrasse, bei einer Bank zwei Personen lebhaft.. die eine dringend und drohend, die andere abweisend und abwehrend.. Ich sah, ich hörte Alles...

Ordonio. Genug, Messire! Es liegt mir jetzt ob, nicht mich zu rechtfertigen, sondern die Person zu reinigen...

Alvise. Erspart Euch die Mühe, sie bedarf dessen nicht. Ich habe Euch gesagt, ich wisse Alles. Ich weiß selbst mehr als Ihr, denn Ihr glaubt Euch geliebt und seyd es nicht.

Ordonio (mit ironischer Bescheidenheit). Gott bewahre mich davor, zu glauben.

Alvise. Ruft nicht den Himmel an! Ihr habt das Recht verloren, einen Schwur zu thun. Ich sage Euch, ich, daß Ihr nicht geliebt seyd, denn Euch achten ist hinfort unmöglich. Große Herzensgüte, Jugendträumerei, ein wenig Eitelkeit vielleicht, haben einen Augenblick das reinste Bewußtseyn, das es je gab, verstört; aber in diesen letzten Zeiten habt Ihr die Maske abgeworfen, und habt Euch zu ungerecht, zu grausam, zu niederträchtig gezeigt, als daß man Euch nicht von Grund des Herzens verachten müßte. (Indem er Ordonio aufhält, welcher die Hand an seinen auf dem Tische liegenden Degen legt.) Oh! seyd ruhig, ich werde Alles behaupten, was ich ausspreche, aber ich will Alles sagen, und Ihr müßt es wohl hören; es ist Eure Pflicht und die meinige.

Ordonio (bei Seite). Was für Pedanten diese Bürger sind! Braucht es denn so viele Vorbereitungen um sich zu schlagen?

Alvise. Es liegt mir daran Euch zu sagen, warum ich, anstatt Euch auf der Stelle zu züchtigen, meinerseits mich verstellt habe, indem ich Euch ebenso behandelte wie zuvor. Der Kanonikus wollte wohl, ich sollte strenger seyn; als Jünger des Evangeliums hatte er nur Einen Zweck, den: Euch zu entfernen, um das zu verhindern, was nun eintritt. Aber ich, ich wollte die Wahrheit im Grunde der Herzen lesen. Ich konnte nicht aus Religion meiner Rache entsagen; ich hätte vielleicht darauf verzichtet aus Liebe. Wäret Ihr geliebt worden (hättet Ihr dessen würdig seyn können), ich weiß nicht, was ich dann gethan hätte.... ich hätte mich entfernt, ich hätte mir vielleicht das Leben genommen... denn ich empfinde in meiner Seele ein solches Erbarmen gegen die Leidenden, ein solches Unvermögen, Leiden zu verursachen, daß ich überall lieber das Opfer als der Henker seyn möchte. Euer jetziges Betragen macht mir die Sache leicht, und ich kann ohne Reue einen Lügner und Elenden züchtigen! denn seit zwei Monaten habt Ihr viele kostbare Thränen fließen machen... ich rede nicht von den meinigen, ich habe sie verschluckt und meine Haare sind in einigen Nächten weiß geworden, ohne daß man es beachtete; ich spreche von einem edeln Herzen, das Ihr bluten macht; von einem gerechten und heiligen Stolz, den Ihr auf die Folter spannt; von einer Tugend, die über Euern Angriffen steht und die Ihr zerstören wollt... Ihr seht, daß ich Alles weiß!... Ich weiß, daß Ihr, um ihre keuschen Gedanken zu beunruhigen, meinen besten Freund, den edelsten, den reinsten unter den Menschen, angeklagt habt, eben so treulos, eben so verdorben zu seyn wie Ihr. Ich weiß endlich, daß ihr ein Quälgeist geworden seyd für die großmüthige, leichtgläubige Seele, die Euch immer verzeihen wollte und Euch zu bekehren hoffte; und jetzt ist es dahin gekommen, daß diese unglückliche Seele nicht mehr den Schutz irgend eines der Freunde anzuflehen wagt, welche der Himmel an ihre Seite gestellt hat, und daß sie, fürchtend neues Unheil über ihre Familie herabzuziehen, sich nicht mehr ihrem Bruder Neri, noch ihrem Oheim, dem Priester, noch mir, ihrem treuesten und zuverlässigsten Freunde, anvertraut. Aber

wißt auch, daß dieß Opfer Eurer Verkehrtheit weder vom Himmel noch von den Menschen verlassen, und daß es nicht so leicht ist, unter dem wachen Auge der Vorsehung ein armes Herz zu zerbrechen! Ihr versteht mich jetzt! die Schwachheit muß geschützt, der Uebermuth muß gestraft werden!

Ordonio. Und die Beleidigung gerächt! Ich habe Euch, wie mich dünkt, geduldig angehört, und in Allem was mich persönlich betrifft, denke ich Euch nicht mit Worten zu antworten. Aber ich wiederhole, es liegt mir daran Signora Cosima zu rechtfertigen....

Alvise (heftig). Schweigt! Sprecht nicht einen Namen aus, den zu nennen ich mich in diesen Mauern enthielt. Eure Lakaien haben ihn vielleicht gehört.

(Man hört in dem verborgenen Gang ein Geräusch. Ordonio unterdrückt eine Regung der Unruhe. Beiseite). Wäre sie noch hier? (Laut.) So folgt mir denn in ein andres Gemach. Man übt dermalen gegen die Duelle hier eine so strenge Polizei, daß man nicht vorsichtig genug seyn kann bei der Verabredung... die kleinste Unvorsichtigkeit könnte unsre Begegnung unmöglich machen. (Führt ihn ab.)

Hiemit mögen es der Proben genug seyn, und sie werden das Urtheil begründen helfen, daß die Verfasserin im Roman ihr Talent weit glänzender entwickelt, als in der Form des Drama's. Ihre Erfindungskraft zeigt sich viel weniger reich; gar manche Motive sind aus ihren eigenen Erzählungen, z. B. aus Jacques und dem Uskoken entlehnt. Sollte es überhaupt den Frauen noch schwieriger seyn, das Drama zu bewältigen, als den Roman? oder geradezu unmöglich? Das letztere zu behaupten, wäre vielleicht allzu ungalant, und hieße die Leistungen einer Johanna Baillie z. B. unter den Zeitgenossinnen zu wenig würdigen. Das erstere wird sich wohl durchfechten lassen, aber es gilt auch von den Männern, weil es an sich schwerer ist, einem Ereigniß, einer Handlung das unmittelbare Leben der Wirklichkeit einzuflößen, als dieselbe lebendig und anschaulich erzählen.

Jack Sheppard.

(Fortsetzung.)

Als die beiden Knaben in ein dunkles Loch gebracht waren, erfolgte zuerst eine Aussöhnung zwischen ihnen, nachdem Jack Sheppard seinen Leidensgenossen versichert, daß er durchaus nicht gemeint gewesen sey, ihn zu verrathen, sondern daß er in seinem Interesse so gehandelt habe; er macht ihn näher mit den schlimmen Planen Wilds gegen ihn bekannt und entwarf einen Plan zur Flucht, welcher auch ausgeführt wurde. Jack entkam aus dem Gefängniß, Thames aber wurde wieder ergriffen, mißhandelt und zurückgeschleppt. Jonathan Wild übergab ihn dann einem holländischen Schmuggler, auf dessen Schiff er ihn selbst geleitete, mit dem Auftrag ihn unterwegs zu ertränken. Der ehrliche Wood, zu welchem gerade Jacks Mutter gekommen war, um sich nach der Aufführung ihres Sohns zu erkundigen und von Seiten der Meisterin eine sehr schlimme Aufnahme gefunden hatte, machte sich, als ihm die Nachricht zukam, sogleich mit der geängsteten Mutter auf den Weg. Sie erfuhren, daß Thames bei dem Versuch zur Flucht wieder ergriffen und ins Gefängniß geschleppt worden, Jack aber mit Blueskin der alten Münze zugetheilt sey. Wood verschaffte sich Einlaß in das Gefängniß, wurde aber, durch ein scheinbares Versehen, eingesperrt, bis Thames weggebracht war, und kehrte dann trostlos nach Haus. Frau Sheppard aber eilte nach der Münze, um dort ihren Sohn Jack den ihm drohenden Gefahren zu entreißen. Hier lassen wir den Verfasser selbst erzählen.

„In unglaublich kurzer Zeit, denn die Angst lieh ihr Flügel, erreichte Mrs. Sheppard das Schuldnerquartier. Von einer am nördlichen Eingang aufgestellten Schildwache, die sie in dem ihr aus frühern Zeiten geläufigen Rothwalsch des Platzes anwendete, erfuhr sie für gewiß, daß Blueskin von einem Jungen begleitet, in dem sie nach der Schilderung ihren Sohn erkannte, vor ungefähr drei Stunden hier angekommen und nach Eroß Shovels gegangen sey. Das war genug für die arme Wittwe. Sie fühlte, daß sie jetzt in der Nähe ihres Kindes sey, und nicht zweifelnd daß sie im Stande seyn würde, ihn aus seiner gefährlichen Lage zu befreien, ergoß sie sich in einem brünstigen Gebet um seine Rettung. Sie wußte wohl, daß sie mit Vorsicht zu Werke gehen müßte. Daher begab sie sich nicht sogleich in das Hauptzimmer der genannten Schenke, welches von Leuten beiderlei Geschlechts voll war, sondern trat in ein kleines Gemach links vom Schenkzimmer und forderte etwas zu trinken. Von hier konnte sie unbeobachtet sehen, was in dem Hauptzimmer vorging, nur daß gerade der Gouverneur des Platzes, Baptist Kettleby, auf einen Stuhl gestiegen war, um eine Rede zu halten, und durch seine ansehnliche Person die Aussicht beschränkte. Wider Willen mußte Mrs. Sheppard diese Rede anhören, welche von den Bedrängnissen der Schuldner unter der dermaligen Regierung handelte, und endlich so schloß: „Inzwischen aber, bis der gefürchtete Tag kommt, der vielleicht entfernter ist, als wir glauben, ist es unsere Pflicht, die Gegenwart, so viel wir können, uns zu Nutze zu machen. Habt Acht auf euch, ihr Herren, und Euer Meister wird auch Acht auf euch haben. Ehe ich mich setze, habe ich einen Toast vorzuschlagen, der gewiß, wie er es verdient, mit Begeisterung aufgenommen worden. Es ist die Gesundheit eines Gastes — des Mr. John Sheppard. Sein Vater war einer meiner alten Kunden und Zechgäste, und ich sehe mit Freuden, daß sein Sohn in seine Fußstapfen tritt. Er könnte in keinen bessern Händen seyn, als in denjenigen, in welche er sich begeben. Ihr Herren — Mr. Sheppards Gesundheit und gutes Glück!"

Baptist's Toast wurde mit lautem Beifall aufgenommen, und als er sich unter dem zustimmenden Ruf der Gesellschaft und einem allgemeinen Klirren mit Krügen und Gläsern setzte, war die Aussicht der Wittwe nicht mehr versperrt. Ihr Auge wanderte rasch hin über diese lärmende, wüste Gesellschaft, bis es auf einer noch lärmenderen und unordentlicheren Gruppe

[illegible] [illegible] [illegible] [

ward er auf eine Bank gelegt, um seinen Rausch auszuschlafen, während seine unglückselige Mutter trotz ihrer leidenschaftlichen Bitten und ihres Widerstands, auf Bluestins Befehl, mit Gewalt aus dem Hause geworfen und aus der Münze gejagt wurde."

Dann wird weiter erzählt wie die Wittwe noch einen Tag und eine Nacht trost- und rathlos herumirrte, und endlich, Sonntag in der Frühe, nach ihrem Hause in Willesden zurückkehrte. Sie schlief einige Stunden; als sie erwachte, läuteten die Glocken, und sie ging in die Kirche, um dort Trost zu sammeln. Zu ihrem Verdruß saß ihr gegenüber Mr. Kneebone, der sie mit zudringlichen Blicken verfolgte; aber peinlichere Gefühle erwachten in ihr, als sie hinter ihm einen Knaben herschleichen sah, in dem sie sogleich ihren Sohn erkannte; in einiger Entfernung, halb von einer Säule versteckt, stand Jonathan Wild. Während der Geistliche die Gebete sprach, sah sie Jack sich dem Tuchhändler nähern und ihm etwas wegnehmen; und sie sah den triumphirenden Blick Jonathans, welcher deutlich sagte: „Euer Sohn hat gestohlen! er ist mein für immer!" Sie sank mit einem herzzerreißenden Schrei ohnmächtig nieder. Dieser Schrei gerade führte zur Entdeckung des Thäters, der sofort festgenommen und in ein neuerbautes Gefängniß gebracht wurde. Aber nachdem er hier einen Tag zugebracht, bewährte sich schon sein Talent im Ausbrechen; und wie er schon so ziemlich los war, kam Jonathan Wild zu seiner Hülfe herbei. Ehe er Willesden verließ, bestand er jedoch darauf, noch seine Mutter zu sehen. Ungern gestattete es Jonathan, der ihm endlich unbemerkt folgte. Die arme Mutter wollte ihren Sinnen nicht trauen, als sie die Stimme ihres Sohns wieder hörte. Nachdem er ihr erzählt, wie er frei geworden, sagte sie, ihn mit einer vom Fieber brennenden Hand festhaltend: „Jack, ich bin krank gewesen — fürchterlich krank — ich glaube ich habe phantasirt — ich glaubte in der vorigen Nacht zu sterben — ich möchte dir nicht sagen, welche Todesqualen du mir verursacht hast — ich möchte dir keine Vorwürfe machen. Versprich mir nur dich zu bessern, deine heillose Gesellschaft zu verlassen — so will ich dir verzeihen, will dich segnen. Oh mein lieber, lieber Sohn, laß dich warnen für die Zukunft. Du bist in den Händen eines verruchten, eines schrecklichen Mannes, der nicht ruhen wird, bis er dich ganz zu Grunde gerichtet. Höre deiner Mutter Bitten und laß sie nicht gebrochenen Herzens sterben." — „Es ist zu spät," versetzte Jack trotzig; „ich kann nicht mehr ehrlich seyn, wenn ich auch wollte." — „O sage nicht so," antwortete seine unglückliche Mutter: „Es ist nie zu spät. Ich weiß, du bist in Jonathan Wilds Gewalt, denn ich sah ihn in der Kirche neben dir; und wenn je der Erzfeind menschliche Gestalt annehmen durfte, so sah ich ihn da. Hüte dich vor ihm, mein Sohn, hüte dich vor ihm! du weißt nicht, welcher Verruchtheit er fähig ist! Sey ehrlich, und du wirst glücklich seyn. Du bist noch ein Kind; und obgleich du vom rechten Weg dich verirrt hast, hat dich doch eine stärkere Hand als die deinige dazu verleitet. Kehre zurück, ich flehe dich, zu deinem Meister, Mr. Wood. Bekenne deine Fehler. Er ist ganz Güte, und wird sie deines Vaters und meinethalb übersehen. Kehre zu ihm zurück, sage ich —" — „Ich kann nicht," antwortete Jack finster. „Kannst nicht?" wiederholte seine Mutter; „warum nicht?" — „Ich will es Euch sagen," rief eine tiefe Stimme hinter dem Bette. Und gleich darauf ward der Vorhang weggezogen und zeigte sich das satanische Gesicht Jonathan Wilds, der unbemerkt sich in das Haus geschlichen. „Ich will Euch sagen, warum er nicht zurück kann zu seinem Meister," rief der Diebsfänger mit boshaftem Grinsen. „Er hat ihn bestohlen." — „Ihn bestohlen!" kreischte die Wittwe; „Jack!" — Ihr Sohn wandte sein Gesicht ab. „Ja, ihn bestohlen. Vorletzte Nacht wurde Mr. Woods Haus erbrochen und beraubt. Des Schreiners Weib sah Euren Sohn bei den Räubern. Kommt jetzt," fuhr Wild fort im herrischen Tone zu Jack sich wendend, „Ihr seyd schon zu lang hier." — „Geh nicht mit ihm Jack!" schrie seine Mutter, „geh — geh nicht nicht." — „Er muß!" donnerte Jonathan; „oder er muß ins Gefängniß." — „Wenn du ins Gefängniß mußt, will ich mit dir!" rief Mrs. Sheppard; „aber meide diesen Mann wie eine Schlange." — „Kommt fort!" donnerte Jonathan. „Höre mich, Jack!" jammerte seine Mutter. „Du weißt nicht, was du thust. Der Elende dem du vertraust, hat geschworen dich an den Galgen zu bringen. So wahr ich auf Gottes Gnade hoffe, ich spreche die Wahrheit. Er läugne es, wenn er kann!" —

„Pah!" sagte Wild, „ich könnte ihn jetzt hängen lassen wenn ich wollte. Aber er kann bei Euch bleiben wenn er Lust hat; ich will ihn nicht hindern." — „Hörst du, mein Sohn!" sagte die Wittwe lebhaft; „erwähle zwischen Gut und Uebel! zwischen ihm und mir! und bedenke, dein Leben, mehr als dein Leben, hängt von deiner Wahl ab." — „So ist es," sagte Wild. „Wähle Jack." Der Junge antwortete nicht, sondern verließ das Zimmer. „Er ist hin!" rief Mrs. Sheppard verzweifelnd. „Für immer," sagte der Diebsfänger, sich anschickend ihm zu folgen. „Teufel!" schrie die Wittwe, seinen Arm packend und mit wahnsinniger Heftigkeit ihm ins Gesicht stierend: „Wie viel Jahre wollt Ihr meinem Sohn geben, ehe Ihr eure gräßliche Drohung vollzieht?" — „Neun!" antwortete Jonathan finster.

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an **Dr. Gustav Pfizer** in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 339.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 December 1840.

Londoner Gerichtsscene.

Am 16 November erschien vor einem Londoner Polizeigericht, dem Thames Office, Kitty Mullies, eine untersetzte irische Virago, von Mary Anna Murphy, einer sehr hübschen jungen Irländerin, angeklagt, sie mit einem steinernen Krug auf den Kopf geschlagen zu haben. Es ist zu bemerken, daß Klägerin und Beklagte entgegengesetzten Parteien in der höchst fashionablen New Gravel-Lane, Shadwell, angehörten, bei deren Streitigkeiten Se. Gestrengen (his worship, wie Richter und Magistratspersonen angeredet werden) schon öfters zum Schiedsrichter aufgerufen ward. Die Klägerin gab an, sie wohne bei ihren Eltern in demselben Hause mit der Beklagten, diese sey aber eine so böse Sieben, daß es mit ihr kaum mehr auszuhalten sey. Vor zwei Tagen sey eine irische Bewohnerin des Hauses beerdigt worden, und bei der Gelegenheit habe Kitty Mullies die Unverschämtheit gehabt, ihr (der Klägerin) zu sagen, „sie sey, was sie sey." Diese unverzeihliche Beleidigung habe sie mit einer Anspielung auf die kleine Gestalt der Beklagten beantwortet, und diese ihr darauf — „zur Satisfaction" wie sie sagte — eine garstige Beule mit dem steinernen Krug an den Kopf geschlagen. Es entspann sich nun folgendes Verhör (wobei freilich in der Uebersetzung der anmuthige irische Dialekt verloren geht). Hr. Ballantine, der Polizeirichter: „Klägerin, wie kommt es, daß die Beklagte so bös auf Euch ist?" Klägerin schlägt die Augen zu Boden und antwortet leise: „Der Streit ist über etwas entstanden, was bei der Leichenwache im Haus vorfiel." Mistreß Mullies: „Hr. Gestrengen! bei der Leichenwache für die alte Mutter Flarague, die in unserm Haus gestorben, erlaubte sich die — die — Person da Freiheiten mit meinem rechtmäßigen Ehemann." Klägerin (das Näschen emporwerfend): „Ew. Gestrengen! ich mag ihren Mann, den Mullies, nicht einmal mit einer Zange anfassen, denn alle Irländer sind mir in den Tod zuwider." Frau Mullies: „Seht doch, Ew. Gestrengen! Ist die Person da nicht selbst irländisch? und heißt sie nicht Murphy, was ein stockirischer Name ist? Hören Ew. Gestrengen nur ihre Aussprache (brogue), wie sie irländert; wo hat sie das gelernt, frag' ich, wenn nicht in Irland?" Die Klägerin läugnete fest, daß sie eine Irländerin sey, sondern sie sey zu Stratford in Esser geboren. „Nein, Sir," rief das Mädchen mit schnippischem Ton, „wenn ich mir denken müßte, daß ich einen einzigen Tropfen irischen Bluts in meinen Adern habe, ich ließe mich zu Tod bluten." Frau Mullies: „Wenn sie auch in Stratford auf die Welt gekommen ist, Ew. Gestrengen! so ist sie doch von irischen Eltern. Sie ist ein englischer Irländer" (Gelächter). Klägerin: „Nun, und gesetzt ich wär' es: wenn einer im Stall geboren ist, so folgt daraus nicht, daß er ein Pferd ist. Ich bin so wenig irländisch als Ihre Majestät die Königin, und will es nun und nimmermehr zugeben. Frau Mullies: ‚Ja doch, Ihr seyd ein irländisches Stadtkind. Die schwere Noth über alle, die ihr Vaterland verläugnen!" Der Magistrat rieth der Klägerin, bald wieder einen Dienst zu suchen und den Hrn. Mullies in Ruhe zu lassen, damit auch der steinerne Krug in Ruhe bleibe. Klägerin: „Ich brauch' den häßlichen kleinen Knirps nicht. Wenn ich einmal einen Ehemann habe, dann weiß ich, wen ich anzusehen habe. Das Wahre an der Sache, Sir! ist, diese verwünschten Irländer haben immer Händel unter sich." Die Parteien wurden angewiesen den Gerichtssaal zu verlassen und draußen die Polizeikosten unter sich zu theilen, was nach vielen gegenseitigen Schimpfreden geschah.

Rückblicke.

Asien.

(Fortsetzung.)

Von China gehen wir unmittelbar zur Stellung der Engländer in Indien und Afghanistan über. Die lange gehegte Besorgniß, daß Birma, Nepal, Sikhs und Afghanen vielleicht auf einmal sich gegen die Engländer wenden würden, hat sich noch nicht verwirklicht, kann sich aber schnell verwirklichen, und der chinesische Krieg kann und muß hier das Zerwürfniß beschleunigen. Wir hatten über Nepal und Birma dieß Jahr sehr wenig zu berichten, da uns nur wenige und verworrene Nachrichten zugekommen sind, deren Umarbeitung wir auf das

nächste Jahr uns vorbehalten müssen; über Afghanistan dagegen (s. Nr. 88 ff., 207, 282 ff., 287 ff.), so wie über das Verhältniß zu den Sikhs (s. Nr. 297) hatten wir Gelegenheit, mehrfach unsere Ansicht auszusprechen. Auch über Beludschistan mußte dießmal, so schwach auch noch die Hülfsquellen sind, das Nöthige beigebracht werden (s. Nr. 165 ff., 171 ff.). Namentlich bei Gelegenheit des Verhältnisses zu den Beludschen mußten wir den Streit erwähnen, der sich unter den mächtigsten Autoritäten für und wider den Feldzug in Afghanistan erhoben hat. Da diese Frage für das Verständniß der Stellung der Engländer in ganz Vorderasien von der größten Wichtigkeit ist, so sehen wir uns veranlaßt, das Sachverhältniß etwas umständlicher auseinander zu setzen.

Sobald der Schah von Persien, oder wie man im Orient ganz richtig sagt, von Iran — dieß Wort im Gegensatz gegen Turan, und in neuer Zeit auch gegen Afghanistan genommen — unter russischen Auspicien gegen Herat zog, mußte von Seite der englischen Regierung ein Entschluß gefaßt werden. Schon als Abbas Mirza in den Jahren 1829—1831 nach Chorasan zog, und mehrmals Truppen in Herat einrücken ließ, machte Schah Schudscha in einem besondern Memoire den damaligen Generalgouverneur, Lord W. Bentinck, auf die gefährlichen Folgen einer Besetzung Herats durch die Perser aufmerksam, und bat um einige Unterstützung, indem er versuchen wolle, das Reich seiner Väter wieder zu erobern, um dadurch England sicher zu stellen. Aber Lord W. Bentincks Gesichtskreis war zu beschränkt, um die Nothwendigkeit einzusehen; in England selbst war man damals noch weit entfernt, den zu Grunde liegenden Plan Rußlands zu durchschauen, obwohl Burnes bereits nach seiner Rückkehr im Jahre 1831 oder Anfang 1832 das wahre Sachverhältniß, daß nämlich Rußland sich Herats als Stützpunkt gegen Indien bedienen wolle, klar andeutete. Aber Burnes ward als ein Träumer angesehen, Schah Schudscha erhielt von Lord Bentinck eine abschlägige Antwort, unternahm dann den bekannten Zug zur Wiedereroberung seines Reichs im J. 1832 auf eigene Faust, und scheiterte. Als aber im Jahre 1836 der junge König von Iran gleich nach seiner Thronbesteigung wieder nach Osten zog, und im J. 1837 und 1838 Herat ernstlich belagerte, gewann die Sache eine andere Gestalt; nun mußten auch dem Blindesten die Schuppen von den Augen fallen, und man sah sich jetzt nach Mitteln zur Abhülfe um. Das erste war, daß man Capitän Burnes an Dost Mohammed schickte, bei welchem sich inzwischen auch ein russischer Unterhändler, der bekannte Witkowitsch, eingefunden hatte. Er handelte für Dost Mohammed, der, obgleich von einer persischen Mutter abstammend, *) den Persern sehr abgeneigt war, erklärte aber, wenn man ihn gegen den Schah von Iran gehörig unterstütze, und ihm die Provinz Peschawer sichere, so wolle er auf englische Seite treten; letzteres konnten die Engländer nicht gewähren. Die Provinz war von den Sikhs erobert, wurde aber von ihnen gegen die zum Theil sehr fanatischen moslemitischen Bewohner nur mit Mühe behauptet. Für Dost Mohammed aber war es eine Ehrensache, Peschawer nie völlig aufzugeben, während der alte Randschit Sing von seiner Eroberung eben so wenig lassen wollte: Dost Mohammed wäre als der Verräther seines Glaubens dagestanden, wenn er definitiv die Provinz Peschawer abgetreten hätte, und Randschit Sing wäre nach Aufgebung der Provinz genöthigt gewesen, über den Indus zurückzugehen, da alles Land bis dahin afghanisch und mohammedanisch ist, und er nach dem Verlust von Peschawer auch das übrige Land nicht hätte behaupten können. Mit Einem Wort, es war unmöglich die Ansprüche der Afghanen und Sikhs, der Moslems und Hindus zu vereinigen, man mußte die Hoffnung aufgeben, mit beiden zugleich abzuschließen, und sich für den einen oder den andern entscheiden.

Diese Entscheidung fiel für Randschit Sing aus, der eine schlagfertige Armee von wenigstens 40,000 Mann und den Zauber seiner Thaten und Eroberungen für sich hatte; um aber auch an Afghanistan einen Freund zu haben, ward Schah Schudscha aus seinem Asyl hervorgezogen, und vermittelst Heeresmacht nach Afghanistan geführt, aus welchem Lande Dost Mohammed, der mit Iran, Buchara und Rußland in Verbindung getreten war, weichen mußte. Kaum war dieß geschehen, so starb Randschit Sing, den man so sehr respectirt hatte, daß man statt über Peschawer zu gehen, den weiten, gefährlichen und beschwerlichen Weg über Schikarpur und Candahar einschlug. Nun kommt die Kehrseite des Gemäldes. Mit Randschit Sings Tode offenbarte sich alsbald die Schwäche des Reichs der Sikhs; man machte nun wenig Umstände mit demselben, durchzog es mit Truppen nach Gefallen, und hatte nun im Rücken seiner neuen Eroberungen einen zweideutigen Freund, ja vielmehr einen geheimen Feind, während die Afghanen durch die Verbindung ihres aufgedrungenen Königs mit den ungläubigen und verabscheuten Sikhs erbittert waren, und den Engländern durch ihre Widersetzlichkeit nicht geringe Verlegenheiten bereiteten.

Die Religions- und nationellen Verhältnisse der Bewohner Hindostans sind hier von keiner geringen Bedeutung: die unterwürfigen, gefügigen Hindus waren von jeher den Engländern willkommenere Unterthanen, als die gewaltthätigen, störrischen Moslems. Der Grund, abgesehen von dem durch Religionslehren eingeflößten Charakter, ist nicht schwer aufzufinden. Die Ausbreitung der englischen Herrschaft in Indien begann nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts, gerade als die Mohammedaner Hindostans, angeführt und unterstützt von dem Afghanenkönig Ahmed, dem Duranier, dem Großvater Schah Schudscha's, die Macht der Hindus auf dem Entscheidungsfelde von Panniput im Jahre 1761 gebrochen hatten. Die Mohammedaner sahen sich jetzt als die Herren Indiens an, hier aber trat ihnen der europäische Eroberungsgeist entgegen, und entriß ihnen die Beute. Daher der unvertilgbare Groll der Mohammedaner gegen die Engländer, der sich namentlich bei den afghanischen Rohillas und Patanen äußert, die, wie wir gelegent-

*) Wir erwähnen dieß, weil die in Cabul wohnenden Perser, über 12,000 an der Zahl, von einem starken Esprit de Corps beseelt sind, Dost Mohammed wegen seiner Abstammung stets anhingen, und vielleicht noch eine Rolle in dem jetzigen Drama spielen werden.

lich bemerkt (ſ. der Nawab von Kurnul Nr. 5), ſelten oder nie in engliſche Kriegsdienſte treten, und allenthalben zu finden ſind, wo Feindſchaft gegen die Engländer angeſponnen wird. Die glücklichen Kriege Randſchit Sings gegen die Afghanen, deren Reich er zur Hälfte an ſich riß, fachten den Haß der Afghanen gegen die Hindus aufs neue an, und als die Engländer und Schah Schudſcha in offenes Bündniß mit den Sikhs traten, ward der Schauplatz des Kampfes zwiſchen Engländern und Hindus auf der einen, und den Mohammedanern auf der andern Seite erweitert, und hatte durch den Verſuch, Schah Schudſcha wieder auf den Thron zu ſetzen, einen Punkt des Ausbruchs gefunden. Während des Krieges lieſen die unſinnigſten Gerüchte über die Größe der Rüſtungen Doſt Mohammeds um, und hätte dieſer einen auch nur geringen Vortheil erfochten, ſo drohte ein allgemeiner Ausbruch der Mohammedaner Indiens.

(Fortſetzung folgt.)

Koſzowata.

Erſter Abſchnitt.

(Schluß.)

Marym trat herein, keck, trotzig, daß die Kriegsſeelen ihm entgegenflogen, wie zur Bewillkommnung eines Bruders; der Landmundſchenk blickte ihn lächelnd an, und ſagte: „Nun, wie ſteht es, mein guter Marym?“ — „Ich danke Vater, Gott ſey Dank geſund.“ — Die Frau Landmundſchenkin füllte ihm ein Glas mit Himbeerwein: „Trink aus, Marym.“ — „Auf die Geſundheit der gnädigen Herrſchaft und ſämmtlicher Damen und Herren,“ und mit Einem Zuge trank er es aus. — „Iſt ſtarker Schnee gefallen?“ — „Den ganzen Tag hat es geſchneit, wie aus dem Aermel geſchüttelt, und der Schnee liegt ſo tief, daß er den Pferden bis an die Knie reicht.“ — „Sind die Wege zugeweht?“ — „Alles iſt glatt, wie auf dem Tiſch, es iſt eine Teufelsarbeit, den Weg zu ſuchen.“ — „Wie biſt denn du durchgekommen?“ — „Unſer einer hat den Weg im Kopf, nicht in den Augen.“ — Der Landmundſchenk ſchüttelte den Kopf: „Das iſt wahr, ja — unſer einer — Burſche, haſt du dich nie verirrt bis nach Koſzowata?“ — „Es wäre ſchlimm, wenn ich mich je verirrt hätte — ein Grabhügel nach dem andern, Eichen, ſteile Anhöhen, Maierhöfe, das iſt der Weg des Koſaken.“ — Der Staroſt wandte ſich um: „Marym, du gehſt mit uns, Chwerko bleibt hier, und kann morgen mit einem Pferde nachkommen.“ — Die Staroſtin blickte ihren Gatten freundlich an, als wollte ſie ihm danken; die Zuverſicht Maryms hatte die Furcht aus ihrem Herzen verbannt, die Frau Landmundſchenkin aber winkte Iznaj herbei, und ſagte leiſe: „Vergiß mir Marym nicht, gib ihm zu eſſen, was vom Tiſch übrig bleibt.“ — „Gnädige Frau, wer ſollte denn den vergeſſen — das iſt ein ſo toller Heiliger, daß ihn alle gern haben.“ — Nach dem Abendeſſen ſagte der Landmundſchenk: „Jetzt bin ich ruhiger, da ich dieſen Burſchen ſehe, der, wie mir ſcheint, den alten Zaporoger Wagehälſen gleicht, man hört nie von ihnen Bedenklichkeiten: das iſt ſchwer, das geht nicht, ich will ſehen, was zu thun iſt und dergleichen.“

Niemirycz näherte ſich der ſchönen Maria: „Wenn es uns geſtattet wäre, ſo möchten wir wohl Euch begleiten, bis alle Gefahr vorüber iſt, darum bitte ich die Frau Staroſtin um die Ertheilung der gnädigen Erlaubniß, wir würden dann von ihrem Schlitten uns nicht um einen Schritt entfernen.“ — „Herr Lieutenant, um Gotteswillen, geben Sie die Begleitung auf.“ — In ihrer Stimme lag etwas ſo Bittendes, daß man unmöglich es abſchlagen, und noch weniger ihrem Willen entgegenhandeln konnte. — Niemirycz ſchwieg, da er nicht zu widerſprechen ſich getraute, der Staroſt trat kurz darauf herzu, und ſagte: „Frau, kleide dich an, wir werden ſogleich gehen.“ — Der Staroſt unterſuchte im Eingangszimmer die Ladung ſeines Stutzens und ſchüttete friſches Pulver auf die Pfanne, während die Staroſtin im Frauengemache ſich umkleidete. Sie nahm Abſchied von den Gäſten und Hausgenoſſen, wobei Thränen ihr ins Auge traten. Dieſer Abſchied hatte an ſich nichts Ungewöhnliches, aber die Trockenheit und das Rauhe in der Sprache und in dem Benehmen ihres Mannes hatte ihr eine Art unbeſtimmten Schreckens eingeflößt; bei der Umarmung ſagte ſie ihrer Mutter nichts, aber ſie dachte: „Mutter, Mutter, mit welchem Mann haſt du mich vermählt — mir war hier ſo wohl in deiner Nähe,“ und Vater und Mutter wagten nicht mit Worten das liebe Kind zu tröſten, ſondern ertheilten ihr nur den Segen, küßten ſie wiederholt und machten einigemal das Zeichen des heiligen Kreuzes über ſie, um jedwedes Unheil zu verbannen. — Niemirycz verbeugte ſich, aber auf ſeinem Geſichte war zu leſen, daß er über irgend etwas brüte, denn als er den Staroſten erblickte, rollten ſeine Augen wild, und er flüſterte ſeinem Freunde Staniſlaus etwas ins Ohr, worauf dieſer zum Zeichen des Einverſtändniſſes mit dem Kopfe nickte.

Das Unwetter hatte eben aufgehört, Schnee flog noch hin und her, aber der ſilberne Mond entferate die finſtern Wolken, und goß durch die weißen Dünſte ein nebelhaftes Licht über den Horizont aus, während auf der Erde die mannichfachen Schatten ſich in ſeltſamen Formen brachen. Der Staroſt wickelte ſeiner Frau eine Wildſchur um die Füße und ſetzte ſich dann neben ſie in den Schlitten. Marym ſprang in den Vordertheil hinein, neben Iwan hin, und fort ging es nun. Der Schlitten war leicht, die zwei Pferde, ſtark wie Löwen und munter wie die Falken, ſtampften rüſtig durch den Schnee, und die Glocken ertönten. Iwan lenkte den Schlitten durch die bekannten Gränzſteine hin. — Die Staroſtin betete ſtill, der Staroſt verfiel in Nachdenken, und Marym ſchaute nach den da und dort niedergeriſſenen Eichen, nach den Grabhügeln, die von weißem Schnee in blendender Weiße erglänzten, als wären ſie vom Mond ganz übergoſſen; ängſtlich ward es der Koſakenſeele: da lagen die Grabhügel in ehrenhaftem Kampf verſtorbener Menſchen, ein Andenken des Ruhmes, den das Volk unbeachtet ließ, und ſeit Jahrhunderten nicht mehr ehrte — auch er war ein Koſak, ein Kind der Steppe, und doch ein Knecht, Sklave eines polniſchen Pans — manchmal vernahm er herbe Worte und noch herbere Drohungen, und trug und duldete ſie — er ſah die Knechtſchaft, die Verſunkenheit des Volks, und beklagte ſich nicht und ſprach ſich nicht aus — aber wenn er die Grabmäler der Söhne der Freiheit erblickte, des noch nicht von polniſchen Panen beherrſchten Volkes, das brüderlich mit den Lachen das mütterliche Polen ſchützte, dann ſchlich ein bitteres Gefühl in ſeine Seele, ein Ton der Rache und Freiheit, als wären dieſe zwei Schweſtern, als müßte der, der die Freiheit verloren, ſich furchtbar rächen, und der, der ſo ſich gerächt, alsbald die Freiheit wieder finden. Unwillkürlich wandte er den Kopf nach ſeiner Herrſchaft hin — das

rauhe Gesicht des Starosten vermehrte noch die Wildheit seines bereits verwilderten Sinnes, aber der gen Himmel gerichtete Blick Maria's, als sende sie Gebete dahin und erbitte Gnade von dorther, durchdrang seinen entflammten Sinn, wie ein freundliches Lüftchen den von der Sonnengluth mitten in der wasserlosen Wüste erschöpften Wanderer — er blickte hinaus, und besann sich — o, seltsames Geschick der Menschen — er erhob die Augen gen Himmel, murmelte, Gott sey uns gnädig! und etwas ruhiger ward's ihm ums Herz.

Aber diese Ruhe dauerte nicht lange, es war nur, als sollte sein aufgeregter Freiheitssinn sich etwas beschwichtigen, und seine wildtobenden Gedanken zur That sich umgestalten, bis sein Geist aufs neue in diese Stimmung sich versenke.

Der Sturm heulte immer noch, die Eichenäste knarrten schauerlich, und dem Kosaken schien es, als wenn satanischer Spott über seine Knechtschaft und seine Schmach ihm unaufhörlich wieder zuflüstere: laß sie in ihr Verderben gehen! wehe denen, welche den Nacken ihrer Brüder das Joch der Knechtschaft und Schmach aufdrücken — und seine Hand fuhr nach dem Gürtel, ob aber seine Faust das volle Herz zusammenpressen, oder sein Messer fassen wollte, weiß ich nicht. — Jetzt ertönte aus einer Schlucht eine klagende Stimme, wie wenn eine Mutter um ihr verlorenes Kind jammert, und dann heulte und klagte es, wie im Chor von allen Seiten. — Die Pferde schnaubten und bäumten sich. — „Das ist der letzte Hügel, den wir zu ersteigen haben, sagte Marym, dann kommt die Steppe, viele Vorwerke und weiterhin Koszowata." — Iwan kreischte auf: „Wölfe!" und zerrte die Pferde mit dem Zügel. Der Staroſt griff nach seinem Stutzen, Maria aber rief mit krampfhafter durchdringender Stimme: „O Gott, Gott, mein Kind!" — Im Schrecken gedachte sie nur ihres Kindes, eines kleinen Knaben, nicht für sich fürchtete sie, sondern nur, daß dieser als arme hülflose Waise auf dieser Welt zurückbleiben möchte. — Marym faßte die Zügel, wandte sich um, und sagte: „Gnädige Frau, fürchten Sie sich nicht — stille — Herr, schlagt an, aber schießt nicht — du, Iwan, nimm deinen Feuerzeug, schlag Feuer, aber schrei nicht." Und leicht schnalzte er und schlug die Pferde mit dem Zügel. Diese merkten alsbald, daß die Hand, die sie führe, auch nicht um ein Haar breit zittere — sie gingen willig im Trabe vorwärts, keines wagte auch nur zu schnauben — O, im Menschen liegt eine Kraft des Geistes, die ohne Worte, ohne auch nur die Hand aufzuheben, dem Thiere Muth und blinden Gehorsam einflößt.

Sie fuhren den Hügel hinab, und schon sah man die Wölfe nicht mehr — das Geheul hörte auf, als plötzlich hinter einer Eiche hervor wie zwei Lichter erblinkten; dumpf knurrte es, selbst ein Knirschen der Zähne glaubte man zu vernehmen, und plötzlich sprang den Hügel herab mit sprühenden Augen und knirschenden Zähnen ein ganzes Rudel unter schauderhaftem Geheul, die Ruthen hoch emporgereckt, mit offenem Rachen, durch Mondesschimmer und den blendenden Schnee riesenhaft vergrößert — gegen den Schlitten.

Dem Staroſten und Iwanoff stiegen die Mützen in die Höhe wie gährende Hefe, und ihre Haare erhoben sich gleich Borsten — Maria drückte die Augen zusammen und sank nieder im Schlitten, Marym blickte sie an, um ihnen durch seine Kühnheit Muth einzuflößen: „Iwan, schlag Feuer — Herr, schießt nicht, sondern haltet nur immer angeschlagen — gnädige Frau, fürchten Sie sich nicht, es sind in allem nur sieben." — Die Pferde zitterten, doch gingen sie im Trabe fort, der Staroſt schlug an, bald rechts, bald links, Iwan schlug unaufhörlich Feuer, die Wölfe sprangen bis gegen die Kufen des Schlittens, hielten sich aber im Allgemeinen immer etwas fern — bald wälzten sie sich im Schnee wie zum Spiel, und der Wind trieb den aufgerüttelten Schneestaub zu Haufen — bald sprangen sie gegen den Schlitten, scharrten dann wieder mit ihren Krallen den Schnee auf und warfen ihn hinter sich — dann standen sie da, schauten zu und knirschten mit den Zähnen.

Gerade zogen die Pferde rasch und willig den Schlitten einen Abhang hinab, als man eine Wölfin erblickte, die mit gesträubtem Haar im Nacken und mit weit aufgerissenem Maul dem Schlitten sich näherte, und wie ein wüthendes Pferd, wenn eine starke Hand es plötzlich anhält, sich hoch aufbäumte. — Marym schrie: „Herr, schießt nicht!" aber in diesem Augenblick krachte auch schon der Schuß, die Wölfin stieß einen Schrei aus, die Wölfe heulten zusammen, und näherten sich nun auf einmal mit raschen Sprüngen dem Schlitten — Maria schrie: „Marym, hilf! hilf!" und streckte die Hände gegen ihn aus. Marym sah sie an, übergab Iwanoff die Zügel, zog sein Messer aus dem Gürtel, sprang aus dem Schlitten in den Schnee, und rief: „Fort, fort, so schnell Ihr könnt!" — Die Pferde begannen zu galoppiren, Maria schrie: „Wir wollen helfen, helft! — Gott, Gott!" — und sie sprang der Länge nach aus dem Schlitten. Ihr Mann faßte sie um die Mitte des Leibes, und schrie: „Fort, fort!"

An der Stelle, wo Marym aus dem Schlitten gesprungen war, erhob sich ein ganzer Nebel von Schnee, hinter welchem man weder die Wölfe noch Marym mehr sah, nur ein Schatten schwankte gleich einem Eichenwipfel hin und her. Die Pferde rannten fort in gewaltigen Sprüngen, die Steppe schwand vor ihnen dahin, und sie aus der Steppe; Iwanoff war der Zügel nicht mehr Meister, die Pferde galoppirten von selbst fort, und der Staroſt schrie ganz unnützer Weise: „Fahr zu, fahr zu!" Maria, in Ohnmacht gesunken, konnte sich seinen Armen nicht entwinden, und sprach keine Sylbe.

Als sie nach Koszowata und vor das Thor kamen, eilten auf das laute Bellen der Hunde und den Ton der bekannten Stimmen der Verwalter und die Diener heraus. Die Staroſtin kam wieder zu sich, und flehte ihren Mann an, Marym zu retten. Der Staroſt ertheilte seine Befehle, aber der Verwalter brummte vor sich hin: „Ein Bauernkerl weniger, das ist auch der Mühe werth — Gott sey Dank, die Herrschaft ist wohlbehalten." — Maria rannte nach dem Zimmer ihres Kindes, nahm es aus der Wiege, und rief: „Mein Engel, ihm verdankst du das Leben deiner Mutter und deines Vaters, bete für ihn, bete!" — Das Kind weinte, aber Maria rief, als ob das Kind sie verstände, unaufhörlich: „Bete, wir wollen beten!" und sie betete für Maryn.

Basreliefs für Frankreich angekauft. Es sind neun große Kisten mit Basreliefs, welche aus der Umgegend von Florenz in das berühmte Kloster von Pistoja gebracht wurden, so eben im Palais des Beaux-Arts angekommen. Mehrere Sculpturarbeiten, antike Originale, besonders der Torso einer jungen Frau, kamen gleichfalls an. Diese letztern Gegenstände wurden durch Hrn. Ingres, Director der Villa Medicis, gesendet. (Echo du Monde Savant vom 18 November.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 340.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 December 1840.

Naturwissenschaftliche Bemerkungen über Brasilien.

XIII.

Rio de Janeiro. — Klimatische und pathologische Verhältnisse.

Man ist heutzutage zur Ueberzeugung gelangt, daß alle Verhältnisse einer Stadt oder eines ganzen Landstriches gegenseitig sich bedingen. Rio de Janeiro, die Hauptstadt Brasiliens, liegt unter 23° 54′ südlicher Breite und 45° 36′ westlicher Länge von Paris, und nimmt daher beinahe den äußersten mittäglichen Gränzpunkt im Wendekreise ein. Die Stadt ist auf einer Ebene erbaut, welche zwischen zwei niedern, fast gleichlaufenden Hügelreihen (Morros) eingeschlossen ist, die von Ost-Nord-Ost nach West-Süd-West hinstreichen. Unter der südlichen Hügelreihe zeichnen sich die Morros von Castello, Santo Antonio und jener von Santa Theresa am meisten aus, wovon der letztere mit dem waldigen Gebirge von Corcovado zusammenfließt, von welchem die Hügel eigentlich die letzten und niedersten Ausläufer bilden. Die nördliche Linie dagegen enthält die Morros von S. Bento, Conceizao, Livravento und Diogo, wo sie ihr Ende erreicht. Mit Ausnahme der Morros von Castello und S. Antonio ist die südliche Linie niedriger als die nördliche, und zwischen beiden Hügelreihen befinden sich mehr oder weniger große Verflächungen (gargantas), durch welche hindurch der Meeresstrand mit der Stadt in Verbindung steht. Diese Verflächungen sind sandige Ebenen, welche unter dem Namen Praias dos Mineiros, Peire und D. Manoel bekannt sind, wozu noch der Mangle-Sumpf *) von S. Diogo gehört, an welchem das äußerste Ende der Neustadt sich anschließt. An diesen Stellen ist der einzige, offene Zutritt zur Hauptstadt Brasiliens, welche nicht nur diese Flächen selbst einnimmt, sondern auch am Meeresstrande hin sich verbreitet. Zu diesem Strande gehörig liegen außerhalb der südlichen Hügelreihe die Praias von Santa Luzia, Gloria, Flamengo und Botafogo, und außerhalb der nördlichen Reihe die Praias von Prainha, Valongo, Valonguinho, Gamboa, Sacco de Alferes und Formosa. Westlich und südwestlich von der Praia Formosa erheben sich in der Entfernung von zwei starken Stunden die Höhenzüge von Corcovado und Tijuca, welche zum Theil 3000 Fuß über den Meeresspiegel hinwegragen. Aus dieser Gestaltung des Bodens ergeben sich folgende klimatische Verhältnisse.

1) Die Stadt Rio ist gegen Norden, Nordwest und West durch die nördliche Hügelreihe vor den aus jenen Gegenden herüberwehenden Winden nur theilweise beschützt, weil diese Hügel nicht hoch genug sind, den Strich der Luft gänzlich zu verhindern.

2) Durch die südliche Hügelreihe dagegen, besonders aber durch den dort sich erhebenden Corcovado, ist die Stadt ganz gegen die südöstlichen, südlichen und südwestlichen Winde gedeckt.

3) Was dagegen die Winde betrifft, welche von Nord bis Ost, oder von West-Süd-West bis Süd-Süd-West herbeiwehen, so stehen ihnen durch die Gestaltung des Bodens keine Hindernisse im Wege, mit Ausnahme jener, welche die Serra da Tijuca darbietet, die aber offenbar schon zu weit entfernt ist, um den Luftstrich durch die Stadt zu verhindern.

Daraus geht hervor, daß Rio auf den meisten Seiten dem freien Zutritte der Luft verschlossen ist, und daß es in einem Thalkessel liegt, welcher durch die umgebenden Berge in sehr feuchtem Zustande erhalten wird. Wenn z. B. Wolken in der Richtung von Nord bis Ost von der Seeseite herbeigetrieben werden, so lagern sie sich in dichten Schichten unterhalb den höchsten Spitzen des Corcovado, und entladen sich in heftigen Regengüssen theils in den Bergen, theils über die Stadt. Oft sieht man diese Wolken mit dem obersten Theile über die Zinne des Corcovado hinübergebogen, aber sie vermögen es nicht sich zu erheben und über ihnen streichen die höhern Luftschichten dahin. Ist der Regen vorüber, so entsteigen den Hügeln und Thälern, besonders aber der überschwänglichen Blätterwelt des Corcovado, weiße Dunstmassen, gestalten sich abermals zu Wolken und werden abermals niedergeschlagen. So bleiben alle Dünste, welche theils von der See herbeigetrieben, theils von den vielen Salz- und Süßwassersümpfen ausgehaucht werden, in dem beengten Kreise hängen, und bringen seltsame

*) Ein Salzwassersumpf mit Rizophora, Conocarpus und Avicenniabäumen bewachsen.

Erscheinungen ans Licht. Der Boden auf welchem Rio erbaut ist, war offenbar einst vom Meere bedeckt. Noch birgt er eine Menge Schalthiertrümmer, und durch den Wechsel von Trockenheit und Näſſe entbinden ſich ſchädliche Miasmen. — Wo einige Tage zuvor im vertrockneten ſchlammigen Boden nicht das mindeſte Lebenszeichen zu bemerken war, findet man nach dem Regen Schalthiere und Inſecten in unglaublicher Zahl; und wer mag es beſtimmen, welche Maſſe ſchädlicher Ausdünſtungen dem Boden entſteigen, wenn dieſe Thiere während der Trockenheit der Auflöſung überliefert werden? Rechnet man dazu noch die Salzwaſſerſümpfe, welche durch die Ebbe und Fluth des Meeres entſtehen, ſo wird es begreiflich, warum ſowohl Sommers als Winters, beſonders gegen Morgen, ſtarke Nebel entſtehen, welche oft bis 8 oder 9 Uhr anhalten. Der Wechſel der Jahreszeiten iſt bekanntlich in jenen Breiten nicht ſehr fühlbar; aber von einem Tage zum andern, oder innerhalb weniger Stunden am nämlichen Tage, ſteigt und fällt oft die Temperatur um 4° bis 4½° R., und wirkt nachtheilig auf die Geſundheit des Menſchen. Der niederſte Standpunkt des Thermometers iſt jedoch nie unter 11°, der höchſte nicht über 26° R.

Die in Rio herrſchenden Winde kann man in zwei Claſſen theilen. Die erſte Claſſe begreift die „unregelmäßigen" Winde, welche in jeder Jahreszeit vorkommen können; und die zweite Claſſe umfaßt die „regelmäßigen," periodiſchen Winde, welche alle Tage zu gewiſſen Stunden wehen. Zur erſten Claſſe gehören die Winde, welche theils von den vier Cardinalpunkten, theils auch von Nordoſt und Südweſt blaſen, wovon beſonders der letzte ſehr heftig iſt, ſtarke Regengüſſe und Stürme herbeiführt, und im Winter viel Kälte mit ſich bringt. Zur zweiten Claſſe rechnet man den ſogenannten Land- und Seewind. Jener weht aus dem Viertel der Windroſe von Nord bis Weſt, dieſer von Süd bis Oſt, und beide beherrſchen unter ſich die 24 Stunden des Tages, wenn nicht die Winde der erſten Claſſe vorwiegend auftreten. Der Landwind (Terral) beginnt gewöhnlich gegen Mitternacht, und dauert bis gegen 8 oder 9 Uhr Morgens; der Seewind (Viraçao) tritt gegen Mittag ein, und dauert bis 8 oder 9 Uhr Abends. Beide ſind erfriſchend, und ihnen, beſonders aber dem Seewinde, verdankt Rio ſeine ſchönſten Tage, und die reinſte, geſundeſte Luft.

(Schluß folgt.)

Rückblicke.

Aſien.

(Fortſetzung.)

Für ſo wenig furchtbar man nun auch eine ſolche Bewegung halten mag, ſo bedeutungsvoll iſt die daraus hervorleuchtende Geſinnung, und hier kommen wir nun auf die urſprünglich aufgeworfene Frage zurück: war es klug, den Krieg gegen Afghaniſtan in dieſer Weiſe, wie es geſchehen iſt, zu unternehmen? Wäre dabei bloß auf Indien Rückſicht zu nehmen, käme bloß die Gefahr in Anſchlag, welche ein allenfallſiger Einbruch der Afghanen in Indien zur Folge haben könnte, ſo ließe ſich der Krieg politiſch vollkommen rechtfertigen. Bei dem Stande der Dinge in Perſien aber ſcheint ſich die Wage für die Gegner des Kriegs zu neigen. Daß einer drohenden Verbindung zwiſchen Rußland, Perſien und Afghaniſtan entgegen gearbeitet werden mußte, verſteht ſich von ſelbſt; die Frage iſt aber, ob die Zurückführung Schah Schudſcha's in ſein Reich und der Einmarſch einer engliſchen Armee in Afghaniſtan nothwendig war, oder ob nicht einige Dutzend engliſcher Officiere, mit dem nöthigen Gelde verſehen, eben ſo viel ausgerichtet hätten, indem man Doſt Mohammed unterſtützte, ſtatt ihn zu verjagen. Gewiß, und jetzt gar keinem Zweifel mehr unterworfen iſt die Abneigung der Afghanen gegen den aufgedrungenen, von götzendieneriſchen Sikhs und ungläubigen Feringis unterſtützten Schah Schudſcha, und ſtatt die Afghanen und Beludſchen, wie dieß bei einiger Unterſtützung Doſt Mohammeds möglich geweſen wäre, gegen Iran und das wohl bald unter ruſſiſcher Leitung heranrückende Turan gebrauchen zu können, muß man jetzt eine Armee gegen ſie anwenden, und ſieht ſich zugleich genöthigt, gegen die Perſer und Ruſſen Fronte zu machen, während den Intriguen Perſiens in Afghaniſtan und Beludſchiſtan völlig freier Lauf gelaſſen iſt.

Da dem Obigen zufolge die Stellung der Engländer in Perſien mit ihrer politiſchen Stellung in Indien überhaupt aufs engſte zuſammenhängt, ſo wollen wir, um dieſen Zuſammenhang nicht zu unterbrechen, dieſelbe gleich jetzt in Betracht ziehen, und ſpäter erſt auf einige innere Verhältniſſe Indiens zurückkehren. Wir ſind ſchon in unſerer früheren Mittheilung über die Stellung der Engländer in Afghaniſtan (ſ. Nr. 88 ff.) auf die in Perſien übergegangen, und finden uns, wie bemerkt, in dem Falle, hier das Gleiche zu thun. Eine einzige Angabe kann den klarſten Blick in dieſe Verhältniſſe thun laſſen.

Im Anfang dieſes Jahrhunderts ging eine engliſche Geſandtſchaft nach Perſien, um Feth Ali zu vermögen, den König der Afghanen — damals Zeman Schah — anzugreifen, um ihn von fernern Einfällen in Indien abzuhalten; jetzt muß man Afghaniſtan gegen Perſien und Rußland zu waffnen ſuchen. Die innere Zerrüttung Afghaniſtans und das Emporkommen Randſchit Sings hatten ſeit dem Jahre 1806 eine vermehrte Berührung der Engländer mit den Afghanen verhindert, und man hatte dieſelben faſt völlig aus dem Auge verloren. Rußlands Kriege mit Perſien und die Friedensſchlüſſe von Guliſtan (1812) und Turkmantſchai (1828) machten die Engländer über deſſen Einfluß in Perſien beſorgt, und ſie waren darauf bedacht, dieſes letztere zu ſtützen; als aber die Plane dazu ausgeführt werden ſollten, waren ihnen die Ruſſen ſchon mit einem andern zuvor gekommen, der ſich erſt mehrere Jahre ſpäter entfaltete, aber von Leuten, wie Burnes, und manchen Aſiaten ſchon im Jahre 1831 recht wohl erkannt wurde, während die engliſche Regierung noch im Anfang des Jahres 1836 ſichtlich darüber im Irrthum ſich befand, da ſie ſonſt nicht Geld und Menſchen aufgewendet hätte, um Mohammed Schah im Verein mit Rußland ruhig auf den Thron ſteigen zu laſſen, den ihm ſo viele Gegner ſtrei-

tig gemacht hätten. Doch dieser Gegenstand ist schon oft besprochen worden, und bedarf jetzt, nachdem die Zeit von so manchem den Schleier abgezogen hat, keines Beweises mehr. Mit der Belagerung Herats mußte die Täuschung der Engländer schwinden. Es ist schwer, ja für den Uneingeweihten geradezu unmöglich, den Gang der Dinge in Persien seit der Aufhebung der Belagerung Herats im Spätjahre 1838 im Detail zu verfolgen: es sind seit jener Zeit zwei Jahre verflossen, die Ereignisse in der Türkei haben die öffentliche Aufmerksamkeit von denen in Persien abgelenkt, und die Unthätigkeit des Schahs, der immer eine Armee zu sammeln suchte, und doch nie vom Fleck rückte, ist vollends geeignet, die Ansichten zu verwirren. Man glaubte bald, der Schah werde neuerdings gegen Herat aufbrechen, bald versicherte man, er werde gegen Bagdad ziehen; auch die ewigen Streitigkeiten an der kurdischen Gränze, wo die Perser mehr und mehr Dörfer zu besetzen suchten, gab Anlaß zu viel Gerede. Doch der Grund, weßhalb im Ganzen genommen der Schah so unthätig war, liegt in seiner schlimmen Stellung: nicht bloß im persischen Süden, wo es sogar, wie in Schiras, zum Aufstand kam, ist die Stimmung gegen ihn, oder vielmehr gegen die Kadscharenfamilie überhaupt, sondern Jspahan selbst, die alte Hauptstadt der Sofis, war während des Zugs nach Herat in vollem Aufstand, so daß nach der Rückkehr des Schahs ein furchtbares Strafgericht über sie verhängt wurde. Dieß Strafgericht traf auch Verwandte des Mustehid, den man als das Haupt der schiitischen Geistlichkeit in Persien betrachten kann, und seit dieser Zeit ist der ganze ungeheure Einfluß dieses Priesters gegen den Schah gewendet. Teheran ist die Hauptstadt Persiens oder, richtiger gesagt, das persische Hoflager erst seit der Regierung der Kadscharenfamilie, weil diese, turkomanischen Ursprungs, ihren Sitz so nahe wie möglich an dem Hauptsitz der Turkomanenstämme, Asserbeidschan und Masanderan, aufschlug.

Hier entwickelt sich nun Rußlands Politik. Seine Herrschaft über zahlreiche Turkomanenstämme in Transkaukasien gibt ihm Gelegenheit zu engen Verbindungen mit den Turkomanen Persiens, und in diesen ist allmählich die Furcht vor den eigentlichen Persern rege geworden, wie sich aus der häufig zu Tage brechenden Feindseligkeit der persischen und turkomanischen Truppen zur Genüge ergibt. Die Stellung der Turkomanen in Persien ist eine privilegirte, und leicht mögen sie sich mit Rußland verbinden, um diese Stellung zu schützen. Man sagt deßhalb, der Schah, welcher wohl fühlen mag, daß er nicht bloß Turkomane, sondern auch Perser seyn muß, habe die Bande, die ihn an Rußlands Allianz fesseln, schon mehrmals zerreißen wollen, sey aber jedesmal an dem Versuche wieder erlahmt. Der Grund hievon kann nur in der turkomanischen Umgebung des Schahs liegen, die durch ihre Stammes-, wenn auch nicht durch persönliche Interessen immer enger an Rußland gefesselt werden. Daraus ergibt sich denn, was wir in dem Artikel über die Stellung Rußlands und Englands in Persien (s. Nr. 91) angemerkt haben, daß England eben durch das Verhältniß Rußlands zu den Turkomanenstämmen genöthigt ist, in ein ähnliches Verhältniß zu den persischen zu treten. Bisher hat England dem Schah durch Unterstützung eines Nebenbuhlers *) zu schaden, und ihn im Zaum zu halten gesucht, das aber kann nur zur Verwirrung Persiens führen, und wenn auch Ali Schah, der jetzt den Experser spielen soll, und mit den Lutis in Jspahan in Verbindung steht, auf den Thron gelangte, so würde er durch seine turkomanische Herkunft verleitet bald in die Fußstapfen seines Vorgängers treten. Einen wahren, dauernden, nicht von jedem Winde des Zufalls abhängigen Einfluß in Persien kann England nur durch Unterstützung der ächt persischen Stämme gegen die turkomanischen erhalten. Der Kern einer ächt persischen Macht findet sich bereits bei den Loren, in dem Stamme der Bakthiaris, wo sich ein Nachkomme Kerim Chans eine von dem turkomanischen Herrscher so gut wie völlig unabhängige Macht errungen hat.

Eine solche wahrhaft nationale Stellung in Persien zu erringen, ist für die Engländer um so nothwendiger, als sie aus den oben entwickelten Gründen den Volksgeist in Afghanistan gegen sich haben, und ihn nicht so bald zu ihren Gunsten lenken werden. Die Engländer geben sich, wie es scheint, in dieser Beziehung einer seltsamen Illusion hin, indem sie glauben, daß die Erweiterung und Erleichterung des Verkehrs ihnen die Zuneigung des Volkes gewinnen müsse. So bemerkt z. B. Capt. Outram bei Gelegenheit der Expeditionen gegen die Ghilzis (s. Nr. 286 ff.), man müsse das jetzt noch in Afghanistan herrschende mittelalterliche Feudalsystem zerstören, damit der Ackerbau aufblühen könne, und der Handel das Land belebe und bereichere, sonst sey auf keine Ruhe und Sicherheit zu zählen. Das ist allerdings eine sehr löbliche An- und Absicht, nur aber die Hoffnung, die man darauf baut, daß Sicherheit, Wohlstand und politische dauerhafte Verhältnisse daraus hervorgehen würden, ist vorerst völlig eitel. In dem heutigen Persien beruht noch alle Macht in den mehr oder minder wandernden Kriegerstämmen (Jlyats), die, abgesehen von den in Persien hausenden Turkomanen- und Araberstämmen, ihre eigenthümlichen rohen persischen Dialekte reden, während der zum Knecht herabgedrückte Landmann, das Ueberbleibsel einer viel ältern, glücklichern Zeit, nur rein persisch spricht. Diese Classe, die man gewöhnlich unter dem Gesammtnamen Tadschiks begreift, wozu

*) Dieser Nebenbuhler ist Ali Schah, bekannter unter dem Namen Zilli Sultan, der schon nach Feth Ali's Tode einige Wochen lang die Herrschaft an sich gerissen hatte, aber vor dem von England und Rußland unterstützten Mohammed Schah weichen mußte. Er wurde in der Festung Ardebil eingesperrt, entfloh aber, und ist derselbe, welcher Ende vorigen und Anfang dieses Jahres durch Aegypten nach Mecca reiste. Sein eigentlicher Bestimmungsort war aber Bagdad, oder vielmehr die in dessen Nähe befindlichen heiligen Orte der Schiiten, wohin zahllose Perser wallfahrten (s. Texiers Reise in Persien und Mesopotamien Nr. 242 ff.) Auch die Söhne des ehemaligen Generalgouverneurs von Fars (Firman Firmai), welche nach der Thronbesteigung Mohammed Schahs und der Niederlage ihres Vaters nach Bassora flohen, und dann nach England gingen, befinden sich jetzt in Bagdad. Der älteste derselben soll ein ausgezeichneter Administrator — er führte schon unter seinem Vater gewissermaßen die Regierung von Fars und wurde deßhalb Wali genannt — der jüngste, Namens Timur, ein tapferer Krieger seyn.

man denn auch die Städter rechnet, ist bis jetzt noch von keinem politischen Einfluß, ja es erregt das größte Aufsehen, wenn ein Tadschik sich in öffentliche Angelegenheiten mischen will, wie doch schon hie und da geschehen. Um augenblicklichen politischen Einfluß zu gewinnen, muß man sich an die Kriegerstämme halten, an Kurden, Loren, Beludschen, Afghanen und an die Turkomanen.

In Afghanistan und Beludschistan haben die Engländer allem Anschein nach den moralischen Einfluß bereits verscherzt, und es bleibt wohl nichts übrig, als diese Länder durch Schrecken zu bändigen. Darum müssen sie sich hier durchaus als im Kriegszustand betrachten, wofür bis jetzt die zahlreichen einzelnen Unfälle in Afghanistan und Beludschistan, und die Gerüchte von Verschwörungen in Candahar (s. Nr. 300) u. dgl. genugsam sprechen. Was z. B. Herat betrifft, so ist zu bemerken, daß auch dort die Afghanen nur die herrschende Classe sind, und daß der Minister daselbst, Yar Mohammed Chan — von dem Fürsten Kamran ist seit geraumer Zeit gar nicht mehr die Rede — durch seine Interessen weit eher zu dem turkomanischen Perserkönig, als zu den Engländern hingezogen ist. Der dort befindliche Major Todd mit seinem Häufchen Mannschaft wird auf eine Art behandelt, daß die Engländer ernstlich die Absicht hegen sollen, eine Besatzung hineinzulegen. Unter diesen Umständen ist das Mißlingen der russischen Expedition gegen Chiwa ein großes Glück für die Engländer. Wir kommen auf letztere bei Rußland näher zu sprechen, und bemerken hier bloß noch, daß man fortwährend keine Nachricht über und aus Buchara hat, daß aber aus der Wiedererscheinung Dost Mohammeds auf dem Schauplatz genugsam hervorzugehen scheint, daß die persisch-russische Partei daselbst das Uebergewicht erlangt hat. Wahrscheinlich wird eine bedeutende Verstärkung anglo-indischer Truppen nach Afghanistan abgehen, theils um das Land sicherer in Ruhe zu erhalten, theils um eine Besatzung nach Herat zu werfen, und gegen Buchara, zum mindesten nach Balkh, das der König von Buchara einer isolirten Nachricht zufolge an Dost Mohammed temporär abzutreten gedenkt, ein Corps vorzuschieben. Man sieht, die Engländer sind genöthigt, sich immer weiter auszubreiten.

(Fortsetzung folgt.)

Balna's Cancionero.

Balna's Cancionero wird demnächst unter die Presse kommen. Juan Alfonso de Balna lebte im Anfange des 15ten Jahrhunderts, schwur das Judenthum ab und wurde Secretär des Königs Johann II; er sammelte alle Poesien, die er von den alten spanischen Troubadours finden konnte, und übergab dem König die Sammlung. Dieses Manuscript war lange einer der merkwürdigsten Gegenstände, dessen sich die Bibliothek des Escurials rühmen konnte, und mehr als Ein Reisender hat davon gesprochen; die Wechselfälle des Kriegs und der Revolutionen entführten es dem Heiligthum, in dem es ruhte; es kam nach England, und wir müssen bemerken, daß alles, was es enthält, noch nicht im Druck erschienen, mit Ausnahme einer kleinen Anzahl durch de Castro bekannt gemachter Fragmente. Man kennt kein anderes Manuscript, das diese ritterlichen Lieder der alten Castilianer enthält. Eine Abschrift davon wurde durch die Bemühungen des Hrn. Francisque Michel veranstaltet, welcher sich mit der Herausgabe dieser interessanten Sammlung beschäftigt. (Echo du Monde Savant vom 21 November.)

Miscellen.

Erdbeben zu Comrie. Ein ziemlich bedeutender Erdstoß wurde daselbst am 26 October, der dritte fühlbare in demselben Monat, verspürt. Die Seismometers (Erdbebenmesser) wurden davon sehr merklich berührt. Der eine, der die verticale Stärke anzeigt, zeigte 4°, was etwa ¾ Zoll über dem Ruhepunkt ist. Das zweite, oder Inclinationsinstrument, deutete an, daß der Stoß in einem Winkel von 45° gegen den Horizont in der Richtung von West nach Nord erfolgt sey. Wenn der Berg von Cluan, wie man allgemein glaubt, gerade über dem Focus dieser Stöße sich befindet, so würde dieß auf eine Tiefe von etwa zwei englischen Meilen unter diesem Berg deuten. Der Barometer und Thermometer wurden nicht afficirt; der erstere stand 29¾ Zoll, der zweite 48° F. (7° R.). Die Nacht war ruhig und neblig (Athenäum vom 14 November.)

Lefébure's Reise nach Abyssinien. Das Echo du Monde Savant vom 18 November meldet aus Malta vom 19 October: Hr. Lefébure, den wir schon auf seiner Rückreise aus Abyssinien mit vier jungen Abyssiniern durch Malta passiren sahen, kehrt in dieses Land mit seinen jungen Zöglingen, welche in kurzer Zeit sehr große Fortschritte gemacht haben, zurück. Er reist mit dem Ingenieur Vignaud, welcher der wissenschaftlichen Mission beigegeben ist.

Alterthümer in Centralamerika. In einer neulichen Versammlung der geographischen Gesellschaft von Paris theilte Hr. Jomard ein Schreiben des Hrn. Mahelin, französischen Generalconsuls in Centralamerika, mit, demzufolge interessante Alterthümer zu Quirigua am Flusse Motagua, 6 Lieues von Izabal, entdeckt wurden. (Echo du Monde Savant vom 21 November.)

Fixirung Daguerre'scher Bilder. Hr. Grefoff aus Moskau schrieb an die französische Academie, daß es ihm gelungen, die Daguerre'schen Bilder unverwischbar zu machen, und schickte zu diesem Ende einige Platten ein. Es ist ihm gelungen, diese Bilder auf Kupfer- und Messingplatten zu erhalten, und gravirte Platten auf Kupfer überzutragen. (ibid. vom 18 November.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 142** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Ehrenrettung Sir Edward Lytton Bulwers gegen Lady Bulwer. (Fortsetzung.) — Jack Sheppard. (Schluß.)

Zu den Monatsheften dieses Auslande beigegebenen Literaturblättern, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes vierteljährlich 4 fl., halbjährlich 8 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 48.

Blätter
zur Kunde der Literatur des
Auslandes.

1. Juli 1826.

Bibliographie. Die Literatur Italiens. Nachrichten über Dante.

Dante Alighieri. Sein Leben und seine Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1823. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Zweite verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1825. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri. Sein Leben und seine Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Dritte verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1826. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Vierte verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Fünfte verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1829. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Sechste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1831. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Siebente verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1833. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Achte verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1835. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Neunte verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1837. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Zehnte verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1839. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Elfte verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1841. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Zwölfte verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1843. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Dreizehnte verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1845. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Vierzehnte verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1847. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Fünfzehnte verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1849. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Sechzehnte verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1851. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Siebzehnte verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1853. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Achtzehnte verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1855. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Neunzehnte verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1857. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Zwanzigste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1859. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Einundzwanzigste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1861. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Zweiundzwanzigste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1863. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Dreiundzwanzigste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1865. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Vierundzwanzigste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1867. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Fünfundzwanzigste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1869. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Sechsundzwanzigste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1871. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Siebenundzwanzigste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1873. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Achtundzwanzigste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1875. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Neunundzwanzigste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1877. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Dreißigste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1879. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Einunddreißigste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1881. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Zweiunddreißigste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1883. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Dreiunddreißigste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1885. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Vierunddreißigste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1887. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Fünfunddreißigste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1889. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Sechsunddreißigste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1891. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Siebenunddreißigste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1893. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Achtunddreißigste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1895. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Neununddreißigste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1897. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Vierzigste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1899. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Einundvierzigste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1901. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Zweiundvierzigste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1903. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Dreiundvierzigste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1905. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Vierundvierzigste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1907. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Fünfundvierzigste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1909. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Sechsundvierzigste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1911. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Siebenundvierzigste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1913. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Achtundvierzigste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1915. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Neunundvierzigste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1917. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Fünfzigste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1919. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Einundfünfzigste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1921. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Zweiundfünfzigste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1923. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Dreiundfünfzigste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1925. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Vierundfünfzigste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1927. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Fünfundfünfzigste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1929. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Sechsundfünfzigste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1931. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Siebenundfünfzigste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1933. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Achtundfünfzigste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1935. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Neunundfünfzigste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1937. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Sechzigste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1939. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Einundsechzigste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1941. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Zweiundsechzigste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1943. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Dreiundsechzigste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1945. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Vierundsechzigste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1947. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Fünfundsechzigste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1949. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Sechsundsechzigste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1951. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Siebenundsechzigste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1953. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Achtundsechzigste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1955. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Neunundsechzigste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1957. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Siebzigste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1959. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Einundsiebzigste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1961. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Zweiundsiebzigste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1963. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Dreiundsiebzigste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1965. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Vierundsiebzigste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1967. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Fünfundsiebzigste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1969. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Sechsundsiebzigste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1971. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Siebenundsiebzigste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1973. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Achtundsiebzigste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1975. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Neunundsiebzigste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1977. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Achtzigste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1979. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Einundachtzigste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1981. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Zweiundachtzigste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1983. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Dreiundachtzigste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1985. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Vierundachtzigste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1987. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Fünfundachtzigste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1989. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Sechsundachtzigste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1991. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Siebenundachtzigste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1993. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Achtundachtzigste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1995. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Neunundachtzigste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1997. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Neunzigste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1999. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Einundneunzigste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 2001. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Zweiundneunzigste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 2003. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Dreiundneunzigste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 2005. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Vierundneunzigste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 2007. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Fünfundneunzigste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 2009. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Sechsundneunzigste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 2011. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Siebenundneunzigste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 2013. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Achtundneunzigste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 2015. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Neunundneunzigste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 2017. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Hundertste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 2019. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Hundertundeinste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 2021. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Hundertundzweite verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 2023. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Hundertunddritte verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 2025. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Hundertundvierte verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 2027. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Hundertundfünfte verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 2029. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Hundertundsechste verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 2031. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Hundertundsiebente verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 2033. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Hundertundachte verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 2035. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Hundertundneunte verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 2037. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Hundertundzehnte verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 2039. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Hundertundelfte verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 2041. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten Forschungen bearbeitet von Karl Förster. Hundertundzwölfte verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 2043. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Nach Boccaccio, Balbi, Philalethes, Witte und den neuesten

Des Schalkenarrn Hauptſtolz: das Talent des Affen' *)
Lang hatt' ſie nach des Gatten Herz gezielt,
Der mit der Sanftmuth Schild gedeckt ſich hielt;
Zuletzt äfft ſie mit herzloſen Gebärden
Die nach, die ihm das Heiligſte auf Erden;
Sie ſelbſt erſchrack, denn er, aus Herzens Grunde
Sprach ernſt das Wort: „Wir ſind getrennt zur Stunde!“
In ſeinem Geiſt, nach Stolzes langem Schlaf,
Ward Zorn wach, als die Mutter Unbild traf.
Beſtreut mit Aſche, feucht von Thränen ganz,
Wer neidet jetzt des jungen Genius Kranz?
. . . . . .
Vergebens vor häuslichem Gram Zuflucht
Sein Geiſt jetzt in des Ruhmes Tempel ſucht. —
Einſt Abends in ſein einſam Haus er kehrt,
Mit einem Kranz, wie Shakſpear ſonſt geehrt,
Und zu dem Einſamen die Echos kamen
Lauten Triumphs, gemiſcht mit ſeinem Namen!
Sein Herz iſt ſchwer, ſein Aug' in Thränen ſchwimmt,
(Kalter Triumph, dran Liebe Theil nicht nimmt!)
Zu ſtolz zur Trauer, in erdichtetem Leid
Wollt' er vergeſſen trübe Wirklichkeit.
Er blättert — ha! traf ihn ein Natterſtich?
Bleich wird die Wang', die Stirn' verdüſtert ſich;
Die Mutter ſeines Kindes warf, o gräßlich!
Auf ſeinen Namen Lügen ſchwarz und häßlich!
Ueber ſein edles Herz die Trauer kam,
Nicht ſein-, nein ihret-halb die tiefſte Scham!
Die Witzelei, der Spaß der plumpſten Art,
Die Lüge, halb verdeckt, halb offenbart,
Verleumdungen im Uebermaaß, zu ſchwärzen
Die Mutter, die er betet an im Herzen!
Zu heilig iſt ſein Schmerz für ein Gedicht,
Doch ſtark iſt Wahrheit und im Himmel Licht!
Fand er doch ſeine Mutter noch beſeelt
Von Mitgefühl, wofür das Wort uns fehlt!
Noch iſt ſein reiner Name England theuer!
Freundſchaft zollt ſeinem Herzen reiche Steuer!
Doch Kämpfe hatt' er, welche Keiner ſingt;
Die Natter ſchonen, die ſich um ihn ringt!
Den Hausaltar mit Füßen ſehn getreten!
Für ſie, die Mutter ſeines Kinds, erröthen!
In ſtummem Stolz grauſame Unbill tragen!
Ein Wort, das ſie zermalmen könnt', nicht ſagen!
Fühlend, daß er nur ſtummen Stolz dem Bellen
Der Lüge durfte gegenüber ſtellen!

O du, die aus dem Hinterhalt boshaft
Schoſſ't in des Gatten Herz den gift'gen Schaft,
Die du zu Planen, die vom Teufel kamen,
Entweiht der Religion ehrwürd'gen Namen;
Die, während die Geſchichte du erdacht,
Die, plump und frech, die Tugend ſchamroth macht,
Und, während dir die Hand vom Frevel raucht,
Den Namen unſers Heilands ſelbſt mißbraucht:
Jetzt dringt bei dir kein Tugendwurfſpeer ein,
Du mit der ehrnen Stirn, dem Herz von Stein:
Dennoch heb' warnend, Muſe, Stimm' und Haupt,
Daß nicht der Neid frohlockt, der Schwache glaubt!
Ja! weil er einſt aus warmem Edelmuth
Einem Dorfmädchen ſchenkt' ein Heirathgut, *)
Ward dieſe That, die ſeiner ſo ganz werth,
Zu einer Schmachgeſchichte frech verkehrt;
Sie glimmt, wie Moderlicht, unholden Scheins,
In ihrem Buch, beflecken würd' ſie mein's.

Von Rache ſatt, Verräth'rin ſind'ſt du Ruh?
Nein! ſchon verfallen biſt dem Fluche du!
Die Reu' ſchon in der Einſamkeit dich plagt,
Als nimmer ſatter Geier am Herzen nagt.
Dem welken Reiz zieht mehr kein Schmeichler nach;
Im abgewandten Aug' lies deine Schmach!
Die Stunde trat, die kommen muß, jetzt ein,
Wo Häuslichkeit des Weibes Glück allein;
Zermalmt unter der Flüche Bergeslaſt
Wein' um das Haus, das du entweihet haſt!
Doch horch! die Muſe ſoll dich lehren, wo
Der ſchuld'ge Geiſt des Troſts kann werden froh!
Einer kann von der Sünden Angſt befreit'n,
Er, der da ſprach: „Bringt ſie zu mir herein!“
Waſch', Falſche, du in der Bußthränen Pein
Von dieſen Flecken, Jahre lang, dich rein;
Vorm Gatten knie! Dann, wenn er dir verzeiht,
Wohl auch ein Engel dir ſein Fürwort leiht!

*) Man vergleiche Cheveley's abſurdes Lob der Nachäffung, und Lord de Cliffords gerechte Verdammung dieſer gemeinen und verrätheriſchen Unart.

Jack Sheppard.

(Schluß.)

Die dritte Abtheilung führt den Titel: **der Gefängnißdurchbrecher** und ſpielt im Jahr 1724. Die darin erzählten Ereigniſſe ſind, laut den Ueberſchriften der Capitel, kurz folgende. 1. **Die Rückkehr** — nämlich des wunderbar geretteten Thames Darrell aus Frankreich, wo er einen ehrenvollen Poſten bekleidet, zu ſeinen Pflegeeltern und Winifred, die ihn mit offnen Armen aufnehmen in Dollis Hill, wo ſich der reiche Schreinermeiſter zur Ruhe geſetzt hat; in der Nacht nach ſeiner Rückkehr begibt ſich 2. **der Einbruch in Dollis Hill** durch Jack Sheppard und Blueſkin, welcher letztere, dem ausdrücklichen Befehl Jacks zuwider, die Frau Wood, wie ſie Lärm machen will, umbringt. Beide entkommen. 3. **Jack Sheppards Ent-**

*) Man ſehe die übertriebene und unwahrſcheinliche Geſchichte von der Mary Lee, der zu widerſprechen überflüſſig iſt, da ſie ſich ſelbſt ſo oft widerſpricht.

gave a new turn to the affair, as they did not wish to be considered as the cause of the war. Their ambassadors, therefore, declared that they had not given the Romans any cause for war, and that they had not broken the treaty. The Romans, however, replied that they had done so by their conduct, and that they had given them cause for war by their refusal to surrender the ambassadors. The Carthaginians, finding that they could not avoid the war, resolved to prepare for it with all their might. They sent ambassadors to the Romans to demand that they should withdraw their troops from the territory of the Gauls, and that they should not interfere in the affairs of Spain. The Romans refused to withdraw their troops, and declared that they would not interfere in the affairs of Spain. The Carthaginians then resolved to make war upon the Romans, and to carry the war into Italy. They sent ambassadors to the Gauls to demand that they should join them in the war against the Romans. The Gauls agreed to join them, and the Carthaginians then resolved to march into Italy by the way of the Alps. They sent ambassadors to the Romans to demand that they should withdraw their troops from the territory of the Gauls, and that they should not interfere in the affairs of Spain. The Romans refused to withdraw their troops, and declared that they would not interfere in the affairs of Spain. The Carthaginians then resolved to make war upon the Romans, and to carry the war into Italy. They sent ambassadors to the Gauls to demand that they should join them in the war against the Romans. The Gauls agreed to join them, and the Carthaginians then resolved to march into Italy by the way of the Alps.

Mr. Bryce's Bill for the Abolition of Tithe Rent-charge in Ireland.

Mr. Bryce's Bill for the Abolition of Tithe Rent-charge in Ireland.

Mr. Bryce's Bill for the Abolition of Tithe Rent-charge in Ireland.

Mr. Bryce's Bill for the Abolition of Tithe Rent-charge in Ireland.

Nachlese
Das Ausland.
Ein Tagblatt
für
Kunde der Völkerleben und der wichtigeren Erscheinungen im Gesammtleben der Menschheit.

nennen es „Khasne-Faraun," Pharaons Schatzkammer, und da sie glauben, die obenstehende Urne sey mit Gold gefüllt, so ist schon mancher Schuß danach geschehen, in der Hoffnung, den vermeinten Schatz zum Sturz zu bringen.

(Schluß folgt.)

Rückblicke.

Asien.

(Fortsetzung.)

Blicken wir von diesen Gegenständen weg auf das Innere Indiens, so zeigt dieß Jahr gegen das vorige eine auffallende Ruhe, eine glückliche Folge der Siege in Afghanistan. Die Untersuchung der Angelegenheit des winzigen Nawab von Kurnul [(siehe Nr. 5), der Vorräthe für eine Armee von mehr als zehntausend Mann aufgehäuft, bewies, daß die Verschwörung sehr weitgreifend, und daß der Bruder des Nizam von Heiderabad einer der Hauptanstifter war. Die Unruhen in Dschodpur (s. Nr. 12, 13) machten den Engländern viele Unbequemlichkeiten, und zeigen, so wie auch der Zustand von Oude und andern Subsidiärstaaten, daß die Uebernahme der directen Herrschaft immer mehr eine Nothwendigkeit für die Engländer wird. Dieß sind indeß lauter Umstände, welche von dem Uebergang aus einem Zustand in den andern unzertrennlich sind, und keineswegs eine Lebensfrage für die Engländer in sich schließen. Wichtiger, tiefgreifender ist die Frage über die Grundsteuer in den nördlichen Provinzen Indiens, namentlich in Bengalen und Behar, wo durch mißverstandene Ansicht von dem wahren Zustand der Dinge die ehemaligen Steuereinnehmer eines Districtes, die Zemindars, zu Grundbesitzern gemacht worden waren, was nicht nur den Wohlstand ganzer Provinzen untergraben, sondern auch die uralte indische Gemeindeverfassung wesentlich erschüttert hatte; man ist äußerst beschäftigt, diesen Uebelständen nach und nach abzuhelfen, und da man einmal die Quelle so klar erkannt hat, so wird auch trotz aller entgegenstehenden Hindernisse die Sache gelingen.

Ein Gegenstand, auf den die Engländer gegenwärtig die größte Aufmerksamkeit richten, ist der Anbau von Thee, Kaffee, Zucker, Indigo, Baumwolle u. dgl. Sie haben durch die Macht ihrer Capitalien und ihrer Maschinen Indiens Industrie erdrückt, das Land arm gemacht, und bestreben sich jetzt, es durch erweiterten Anbau seines Bodens wieder zu bereichern. Natürlich geschieht dieß nicht aus reiner Menschenliebe, sondern England, der Staat wie die Einzelnen, hat sein besonderes Interesse dabei; die letztern einen unermeßlichen, sichern Handel, den sie mit keinem Nebenbuhler theilen, der erstere, abgesehen von dem ihm erwachsenden materiellen Nutzen, die größere Sicherheit seiner Besitzungen, indem so viele Millionen durch ihren eigenen Vortheil an Englands Herrschaft gefesselt werden. Hier in Indien ist es, wo die Engländer hoffen können, größere Sicherheit und Ruhe durch die Zunahme des Ackerbaus und des Handels zu gewinnen. In Persien, namentlich in Afghanistan, ist diese Hoffnung noch eitel. Die Fortschritte, welche die Erzeugung von Ausfuhrproducten in den letzten Jahren gemacht hat,*) kann man wohl sagen, daß sie auf eine lange Reihe von Jahren hinaus noch immer fortwährend sich vermehren muß, wenn der Begehr nur irgend der Ertragsfähigkeit des Bodens entspricht.

Merkwürdig ist es, daß Indien, in alten Zeiten nicht nur durch den Reichthum, sondern auch durch die Schönheit seiner Producte berühmt, diesen Ruhm fast ganz verloren hat: seine Baumwolle ist weit geringer als die amerikanische, seine Seide kann sich mit der Italiens nicht messen, und selbst sein Zucker ist schlechter als der westindische. Die Einführung neuer Culturarten ist immer schwer, die Unterscheidung der Arten und ihre Tauglichkeit für den Boden, in welchen sie gepflanzt werden sollen, ist eine höchst schwierige Sache. Wir haben vor einigen Tagen (s. Nr. 335) erwähnt, daß man noch gar nicht darüber einig ist, ob man nur auf die Veredlung der einheimischen Baumwollenarten in Indien bedacht seyn, oder fremde Arten einheimisch zu machen suchen soll; eben daselbst ist erwähnt, daß demnächst in den Sunderbunds von Bengalen ein Versuch mit dem Anbau der langstapeligen georgischen Baumwolle im Großen gemacht werden soll. Allerdings ist Baumwolle das wichtigste Erzeugniß für England und für Indien. Dieses hat bekanntlich lange Zeit Baumwollenstoffe ausgeführt, aber das Uebergewicht der englischen Maschinen hat die indische Weberei vernichtet. Die Baumwollenmanufactur ist der wichtigste Zweig der englischen Industrie; ihre Erzeugnisse betragen die ungeheure Summe von 34 Mill. Pfd. St., und anderthalb Millionen Menschen sind direct oder indirect damit beschäftigt. Gegenwärtig hängt England hinsichtlich seiner Versorgung mit Baumwolle fast ganz von den Vereinigten Staaten ab; würden nun diese von einer politischen Erschütterung, z. B. einem Sklavenaufstand, heimgesucht, und würde dadurch die Erzeugung von rohem Material gehindert, so stände der ganze Norden Englands am Rande des Verderbens. Dieß ist keine bloß eingebildete Gefahr, denn vor vier Jahren z. B. fank in Folge lange anhaltender ungünstiger Winde der Vorrath in England so sehr, daß nur noch für höchstens sechs Wochen Baumwolle vorhanden war. Hätte derselbe Wind noch viel länger fortgedauert, so hatten alle Spinnereien in Lancashire stille stehen müssen, und viele Tausende wären plötzlich brodlos auf die Straße geworfen gewesen.

Die indische Baumwolle steht der amerikanischen in der Länge und Qualität des Stapels nach; es ist aber noch keineswegs ausgemacht, ob dieß in der Art liegt, oder bloß eine Folge nachlässiger Behandlung ist. Jedenfalls unterliegt es kei-

---

*) Im Jahre 1834 wurden 76,615 Centner Zucker nach England ausgeführt, im J. 1839 519,125 Ctr., oder etwa der zehnte Theil des Verbrauchs von England, wo durch den bisherigen schlechten Erfolg der Emancipation der Neger die Zuckereinfuhr aus Westindien um ein volles Fünftheil gesunken ist, nämlich auf etwa 170,000 Tonnen, von 220 bis 230,000 Tonnen. Früher konnte ostindischer Zucker nicht mit Vortheil eingeführt werden, weil ein bedeutend höherer Zoll als auf dem westindischen auf ihm lastete (früher 50, jetzt 24 Sh.) Nur Eine Ungleichheit besteht noch, der ostindische Rum ist noch höher besteuert als der westindische. Die Ausfuhr von Wolle stieg vom J. 1834 an von 600 Centnern auf 24,600.

nem Zweifel, daß die indische Baumwolle durch Geschicklichkeit und Sorgfalt im Bau sehr verbessert werden könne. Boyle führt in seinem interessanten und lehrreichen Werke: Essay on the productive resources of India, das Beispiel an, daß eine zu Tinevelly unter Aufsicht eines Europäers schon vor zwanzig Jahren angelegte Baumwollenpflanzung ein Product lieferte, das auf dem Markte höher stand als alle amerikanischen Sorten von kurzem Stapel, und fast doppelt so hoch als die beste Baumwolle, die jetzt aus Surate nach England geht. Auch kennt man Districte, wo der Ertrag so hoch ist, als in den besten Lagen Amerika's, nämlich 1150 Pf. per Acre. Die ostindische Compagnie hat nicht unbedeutende Summen aufgewendet, um den Baumwollenbau zu heben und zu verbessern; ehe aber diese Bemühungen völlig gelingen können, muß in Indien eine Veränderung ganz durchgeführt seyn, deren wir oben schon gedachten: nämlich feste Bestimmungen über den Besitz des Bodens und die Zahlung der Grundsteuer; damit diese nicht mit dem steigenden Ertrage gleichfalls stige, und der Landmann nicht mehr für andere, als für sich selbst arbeite. Ist dieß einmal erreicht, und schickt Indien, was leicht seyn kann, erst so viele Millionen Ballen aus, als jetzt Hunderttausende, so muß sich der innere Zustand des Landes nicht bloß in materieller, sondern auch in geistiger Beziehung wesentlich bessern, und der eigenthümliche Geist dieser Völker, lange unter eisernem Joch und durch verheerende Kriege niedergehalten, muß sich von neuem entwickeln, daß es nicht mehr bloß als todte, träge Masse, sondern auch als geistig wirkendes Mitglied in den Völkerverkehr trete.

Wir wollen dieser ungemeinen Wichtigkeit wegen noch einige andere Culturen anführen. Der Cochenille haben wir im Laufe des Jahres (s. Nr. 251) schon gedacht; von größerer Bedeutung aber ist der Zuckerbau, der vielleicht am frühesten in Indien in größerem Umfange getrieben wurde, indem auch der Name dorther zu stammen scheint. Die Araber brachten den Zuckerbau nach dem südlichen Europa, die Portugiesen nach den Canarien, die Spanier im Jahre 1506 von da nach Hispaniola. Lange, bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, baute man auf Westindien nur diese alte, von den Canarien her eingeführte Art, erst zu der genannten Zeit wurden bessere Arten aus Bourbon und Otaheiti eingeführt, und verursachten eine vollkommene Revolution, denn der Ertrag stieg mit Einem Male ungeheuer. Nur erst seit ganz kurzem ist dieß Rohr auch in Ostindien eingeführt worden, verbreitet sich rasch, und scheint allenthalben wohl zu gedeihen. In wenigen Jahren müssen die Folgen davon für den Reichthum Indiens sich zeigen. Welche Wichtigkeit ein solches Product haben, und welchen Einfluß es auf den Handel ausüben muß, kann man am Indigo vorzugsweise sehen. Der Indigo (Hindi-kul, indische Farbe) ist schon vor alten Zeiten in Indien gebaut worden, und bildete im 17ten Jahrhundert einen Hauptausfuhrartikel der ostindischen Compagnie; im vorigen Jahrhunderte aber wandte sich die Industrie der Europäer auf die Cultur dieses Productes in Westindien und den südlichen Gegenden Nordamerika's, so daß die Indigocultur in Indien bedeutend sank. *) Endlich im Anfang dieses Jahrhunderts wandte sich die Thätigkeit der Europäer abermals nach Ostindien, und die Cultur ist jetzt dort so gestiegen, daß neunzehn Zwanzigstel alles jetzt in England eingeführten Indigo's aus Indien kommen, namentlich aus Bengalen, dessen reicher, feuchter Boden dem Gedeihen dieser wichtigen Pflanze besonders förderlich ist.

Nicht ohne Grund sind wir über diesen, manchem vielleicht überflüssig scheinenden Gegenstand etwas umständlicher gewesen. Er wird für den ganzen Handel und selbst für die politische Stellung mancher Länder Europa's in Bälde von großer Wichtigkeit werden, namentlich durch die Rivalität der Holländer, die mit Macht sich rüsten, daß die Engländer in dieser Beziehung ihnen den Rang nicht ablaufen.

(Fortsetzung folgt.)

Naturwissenschaftliche Bemerkungen über Brasilien.

XIII. Rio de Janeiro. — Klimatische und pathologische Verhältnisse.

(Schluß.)

Wenn nach eingetretenem Südwestwinde der Landwind (Terral) von Nordwest bläst, so treibt er bisweilen die durch jenen Wind herbeigeführten Wolken gegen den Corcovado und Tijuca zurück, und verursacht Regen und Stürme, die aber nur kurze Zeit anhalten. Alle Landwinde, besonders aber jener welcher von der Bucht von Nicteroby zu wehen pflegt, sind kühl und ungesund, weil sie feucht und mit Ausdünstungen des Bodens geschwängert sind. Diese Ausdünstungen, wozu sich noch jene von der Sumpfwaldung der Manglebäume nebst den verpesteten aus den dichten Quartieren der Stadt selbst aufsteigenden Dünsten gesellen, sind größtentheils an der so häufigen Erscheinung der Wechselfieber, des Rothlaufs, der Bräune, der Ruhr und andrer schlimmer Krankheiten schuld, welchen Rio de Janeiro besonders während der Regenzeit ausgesetzt ist. Ihnen müssen die Wechselfieber zugeschrieben werden, welche in den Praias von Formosa, Saco do Alferes, Gamboa, Valongo und Prainha mit besonderer Strenge herrschen, und deren gefährlicher Charakter noch mehr sich verschlimmern würde, wenn nicht die nördliche Hügelreihe den Zutritt der Sumpfluft von S. Diogo etwas verhinderte. Rio de Janeiro wird aber immer als ungesund betrachtet werden müssen, bis der Hügel von Castello abgetragen und die Stadt von dieser Seite her dem freien Zutritte des südöstlichen Seewindes (Viraçao) geöffnet wird, wodurch der Luftstrich frei von Südost nach Nordost und umgekehrt sich bewegen kann. Dieser Hügel bildet eine Masse von 36,000 Kubikklaftern und 6000 Geviertklafter Flächenraum dar, ist 130 Fuß hoch und verhindert das Eindringen des reinigenden Seewindes in die Stadt. Dadurch würden Feuchtigkeit

*) Wahrscheinlich ging die Ausfuhr damals nur noch nach Persien und Buchara, das Product war aber vermuthlich, wie jetzt noch, ziemlich unrein.

und Sonnenhitze gemildert, und eben dadurch die gastrischen Fieber, die Gallen- und Nervenfieber, die Congestionen des Gehirns, die Hämorrhoidalbeschwerden, die Entzündungen, der Scorbut, die Scrofeln, der Rheumatismus u. s. w. vermindert, welches lauter Krankheiten sind, die der Feuchtigkeit und Hitze hauptsächlich ihren Ursprung verdanken.

Außer diesen Ursachen, welche offenbar die pathologischen Verhältnisse von Rio bedingen, gibt es noch andere, welche in der unvernünftigen Bauart der Häuser zu suchen sind. Die Stadt selbst bildet ein Rechteck von 900 Klaftern in der Länge und 500 K. in der Breite, mit geraden, aber engen Straßen, wovon die größten von Nordost nach Südwest, die kleinsten von NNW nach SSW streichen. Viele unter diesen Straßen haben entweder keinen, oder nur einen sehr unzulänglichen Abzug für das herbeiströmende Regenwasser, und mehrere darunter sind mit Pfützen und Sümpfen versehen, wie z. B. die Straßen Catete, Matacavalhos, Lagos da Sentinella u. s. w. Ueberdieß sind die Häuser meistens niedrig und klein, und dergestalt unzweckmäßig gebaut, daß sie weder den Zutritt der Luft, noch jenen der Sonnenstrahlen erlauben. Daraus erhellt die Unmöglichkeit, daß Rio einen gesunden Aufenthalt darbieten könne; allein die Mittel sind vorhanden, um ihr jeden Genuß zu gewähren, welchen irgend eine unter den Tropen liegende Stadt zu bieten im Stande ist.

Obgleich man nicht behaupten kann, daß Rio großen Verheerungen endemischer Krankheiten ausgesetzt sey, wie es in so vielen andern Städten des amerikanischen Festlandes der Fall ist, so ist sie doch von diesen Krankheiten überhaupt nicht verschont. Mehrere unter den Fieberanfällen sind offenbar endemisch, und wo dergleichen Seuchen nicht grassiren, da liegt wenigstens in dem raschen Verlaufe der Lebensäußerungen ein unwiderstehlicher Hang zu schneller Auflösung des Körpers. Aus den Registern des Hospitals Santa Casa de Misericordia geht hervor, daß vom 1 Julius 1838 bis 30 Junius 1839 5123 Kranke aufgenommen wurden, wovon 1063 gestorben sind. Vom 1 Julius bis 31 December 1838 sind ferner 2334 Personen dahin gebracht worden, wovon ebenfalls 484 gestorben sind. Dieß stellt ein Verhältniß von 20 Procent an Gestorbenen heraus, und die Beobachtung vieler Jahre bewährt die Wahrheit, daß überhaupt der fünfte Theil der Kranken einer schnellen Auflösung entgegen geht. Unter den Kranken finden sich auch immer viele Schwindsüchtige. Hitze und Feuchtigkeit reizen die Lungen zu häufigern Athemzügen und veranlassen Congestionen, welche in Eiterknötchen übergehen. Uebermäßiger Geschlechtstrieb, vernachlässigte Krankheiten dieser Organe, geistige Getränke u. s. w. tragen auch das Ihrige dazu bei. Im Marine-Hospital besteht der dritte Theil aller Kranken aus Schwindsüchtigen.

Vervollkommnung der Lithographie.

Das große Desideratum in der Lithographie, auf dem Steine durch den Pinsel Linien hervorzubringen, die sich wieder abdrucken lassen, ist endlich erreicht. Diese bedeutende Erweiterung der Leistungen der Lithographie verdanken wir dem Scharfsinne und der Beharrlichkeit des Hrn. Hullmandel, dessen frühere Verbesserungen dieser Kunst einen ganz neuen Charakter gegeben. Diese letzte Erfindung löst aber ein Problem, das gleich der Quadratur des Cirkels für unausführbar gehalten und als hoffnungslos aufgegeben worden war; es ist in der That die wichtigste Entdeckung in Beziehung auf die reproductiven Künste seit der Erfindung der Lithographie selbst. Es legt in die Hände des Malers ein Mittel, seine Originalskizzen in derselben Weise, wie er sie auf dem Papier hervorgebracht, zu vervielfältigen, ohne daß es seine Verfahrungsweise ändert oder hemmt; der Pinsel und die flüssige Tinte werden auf den Stein gerade so angewandt, wie es bei Sepia-Tuschen der Fall ist. Jede Verschiedenheit von Nuancen und Textur kann auf dem Steine hervorgebracht werden, auch mit Umrissen von Kreide oder Tinte, wenn es erforderlich ist, und in dem Drucke erscheinen die Nuancen zugleich haltbar und lichtvoll, lebhaft und scharf. Ausnehmend fein sind die Abstufungen und rein die einzelnen Nuancen und dabei scharf ausgeprägt, und jeder Modulation und des Nachtuschens fähig; zugleich gestatten sie den Abdruck sehr leicht. Diese Kennzeichen, und ein noch schöneres als alle diese, der Ton, sind in einigen mit dem neuen Material angestellten Versuchen durch Hrn. Harding dargestellt worden, der über die Leichtigkeit und Macht der Mittel und die Sicherheit und den schönen Effect des Resultats entzückt ist: in der That, jeder Künstler, welcher ein Beispiel dieser Farbenauftragung mit der Bürste gesehen, ist von den bewundernswerthen Eigenschaften derselben und der Schnelligkeit und kühnen Manier der Arbeit betroffen. Bei dem Abdrucken wurde bisher das Aussehen der Sepiazeichnung, aber mit einem ganz andern Material nachgeahmt, hier aber wurden gleiche Wirkungen durch dieselben Mittel hervorgebracht: kurz, die Lithographie ist nun für die Maler dasselbe geworden, was sie bisher für Zeichner gewesen ist. Hr. Hullmandel nahm ein Patent auf seine Erfindung, und Proben des neuen Verfahrens werden bald veröffentlicht werden. (Spectator.)

Miscellen.

Der Gelehrte Munk, welcher von dem französischen Ministerium des öffentlichen Unterrichts nach Aegypten geschickt worden war, um dort Manuscripte aufzusuchen, ist von seiner Mission zurückgekehrt, die in Folge der politischen Verhältnisse nicht sehr glücklich gewesen ist. Doch hat er eine „Geschichte der Aerzte" von Ibn Abi Oseibaa, einen Band der „Chronik" Ibn-al-Athirs, so wie das bekannte Sitzab von Dschauhari mitgebracht; ferner eine bedeutende Anzahl Bände über die Gebräuche und Sitten der Caraiten, und einen riesenhaften Commentar über die Bibel aus dem 10ten Jahrhundert, den er von einigen Caraiten Kairo's erhielt. (Fr. Bl.)

Alterthümer in Malta. In der Versammlung der englischen Alterthumsforscher am 19 November wurde die Mittheilung eines Hrn. Vance über sehr alte Ruinen zu Crendi in Malta vorgelesen. Aller Wahrscheinlichkeit nach war dieß ein mächtiger Tempel mit mehrern großen Abtheilungen einiger rohen Statuen und dergleichen. Der Abhandlung waren Zeichnungen, namentlich auch ein Grundriß beigelegt; eine nähere Schilderung ist indeß in den Journalen noch nicht mitgetheilt. Es wäre Zeit, daß sich die Engländer genauer mit den Alterthümern von Malta beschäftigten, was bis jetzt noch nicht geschehen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 342.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 December 1840.

Rückblicke.

Asien. (Fortsetzung.)

Wetteifer in den Culturen.

Wir haben im vorigen Abschnitt einiger Producte erwähnt, deren Erzeugung gegenwärtig in Indien von Privaten, wie von der Compagnie aufs eifrigste befördert wird, aber die Engländer sind es nicht allein, welche diese Bahn betreten, sondern die Holländer sind ihnen eigentlich zuvorgekommen, und haben den Anbau von Colonialproducten ganz methodisch in der Art unternommen, daß die gemeinen Javanen ihre Abgaben in Arbeit entrichten, wie wir dieß schon im vorigen Jahre (siehe Nr. 276 ff.) auseinandergesetzt haben. In diesem Jahre haben holländische Blätter einige nähern Aufschlüsse über die Masse der gewonnenen Producte gegeben, und die Ergebnisse sind, wenigstens was Kaffee und Zucker betrifft, bis jetzt noch größer, als die im englischen Ostindien. Im Jahre 1839 belief sich der Ertrag von Kaffee, der in die Hände der niederländisch-ostindischen Regierung kam, auf 730,000 Pikol oder 982,000 Centner, und für das Jahr 1843 ist der Ertrag auf 987,000 Pikol oder 1,224,000 Centner berechnet. Dieser Betrag muß ohne Erweiterung der jetzigen Pflanzungen noch eine geraume Anzahl Jahre hindurch steigen, denn es sind jetzt 318,605,000 Bäume gepflanzt, von denen aber 127,944,000 als zu jung noch keine Frucht tragen.*) Ebenso soll der Zuckerertrag von 654,000 Pikol (817,500 Entr.) in diesem Jahre bis auf 789,000 Pikol (986,500 Entr.) im Jahre 1843 steigen. Ferner macht der Anbau von Indigo zwar mäßige, aber anhaltende Fortschritte; der Theeertrag, welcher im J. 1839 nur 68,000 Pfd. betrug, ist im Jahre 1843 schon auf 349,000 Pfd. berechnet, und der Theeverkauf, der vor kurzem in Amsterdam stattfand, hat sehr befriedigende Resultate gegeben.

Wir haben dieß Jahr mehrere Nachrichten über Theecultur und Theebereitung zusammengestellt (s. Nr. 16, 19, 119, 247, über das Verfälschen des Thees Nr. 20, über den Theebau in Brasilien Nr. 44, 287), und namentlich die Bereitung scheint noch an wesentlichen Gebrechen, zum mindesten in Brasilien, zu leiden. In letzter Zeit ist uns auch noch die „Tydschrift voor Neerlands Indie" zugekommen, welche über den Theebau in Java Aufschluß gibt. Der Verkauf des Assamthees, welcher im Laufe dieses Jahres in London statt fand, kann keinen Maaßstab für den Werth des Assamthees liefern, vielleicht der in Amsterdam eben so wenig in Betreff des Javathees, wie denn überhaupt für jetzt noch die Sache kein Handelsinteresse hat, wohl aber für die Zukunft höchst bedeutend werden kann, denn es sind die ersten Versuche, China das bisher geübte Theemonopol zu entreißen, und wenn dieß gelingt, so erfolgt eine gänzliche Umänderung des Handelsverkehrs mit dem östlichen Asien, eine Aenderung, die nicht ohne bedeutende politische Folgen bleiben kann, und namentlich das durch den Opiumhandel begonnene Hereinziehen China's in die fieberhafte Thätigkeit Europa's vollenden muß. Dieß ist kein hohles Wort, denn wenn die Europäer durch die Kraft ihrer Capitalien und ihrer Energie auch nur Einen der großen Industriezweige China's, sey es nun Seidencultur oder Thee, wesentlich beschränken, wenn die Uebermacht europäischer Maschinenkunde sich auch in China fühlbar macht, wie dieß in Indien der Fall war, dann wird die ungeheure Bevölkerung für den Boden zu eng, und sie muß einen Ausweg finden, wäre es auch mit Gewalt. Diejenigen Länder, in welche sie sich, nach den bisherigen Vorgängen zu schließen, in der größten Anzahl werfen wird, sind der indische Archipel und Hinterindien. Die Bewohner aller dieser Länder sind minder unterrichtet und minder thätig, als die Chinesen, und daß es diesen letztern auch nöthigenfalls nicht an dem erforderlichen Muthe fehlen wird, haben manche Umstände, unter anderen auch die Vorfälle zu Krawang (siehe Nr. 302) gezeigt.

Bis jetzt indeß hat, wie schon bemerkt, die Theecultur in Indien, Java und Brasilien noch kein Handelsinteresse, sondern nur das allgemeine, daß es Zeugniß ablegt von dem Thätigkeitsgeiste der Europäer und ihren weitschauenden Planen, so wie ein naturhistorisches hinsichtlich der Aufsuchung der zum Theebau tauglichen Orte und der Untersuchung der Pflanzen,

*) Diese Zahlen sind aus dem Amsterdamer Handelsblad vom 8 Jan. d. J. entnommen und als officiell bezeichnet.

über welche man noch keineswegs einig ist; denn noch immer streitet man darüber, ob der grüne und schwarze Thee von Einer Staude oder von zweien komme, obwohl die Wahrscheinlichkeit sich bereits für letzteres neigt, indem die Blätter des grünen und schwarzen Thees, wenn man sie nach dem Aufgießen des heißen Wassers betrachtet, einen augenfälligen Unterschied zeigen.

Lange Zeit betrachtete man die Theepflanze als China eigenthümlich, und erst seit etwa 15 Jahren hat Royle die Bemerkung gemacht, daß die Vegetation der Himalayaberge mit der der chinesischen Gebirge ungemeine Aehnlichkeit darbiete, und daß somit die Anpflanzung der Theestaude daselbst wohl möglich seyn möchte. Gegen das Ende des Jahres 1827 schlug er nun der indischen Regierung den Anbau des Thees in dem zum brittischen Gebiete gehörigen nordwestlichen Himalaya vor, mit dem Beisatze, „daß die Theepflanze keineswegs so empfindlich oder in ihrer geographischen Vertheilung so beschränkt sey, als man gewöhnlich annehme, denn man fände sie nicht bloß in geschützten Thälern, sondern auch auf rauhen Bergzipfeln, und obgleich sie ihre größte Vollkommenheit in dem milden Klima um Nanking erhalte, so blühe sie doch auch in der nördlichen Breite von Peking und in Japan so gut, wie um Canton, und scheine somit auf die Parallele von 20 bis 40° N. B. sich auszudehnen.“ Aehnliche und noch speciellere Beobachtungen hat man in Java gemacht, wie denn die oben erwähnte niederländische Zeitschrift bemerkt, daß nach dem Urtheil von Sachverständigen die wohlriechendsten Sorten in Gegenden gewonnen würden, die des Morgens 58° F. (11½° R.) und Mittags 74° F. (18⅔° R.) Wärme haben, daß zwar die Pflanze auch in wärmeren Strichen üppig gedeihe, daß aber von diesen großentheils nur mittlere Sorten gewonnen werden, während kühlere Länder die feinsten Theesorten liefern, und daß somit Gegenden, die 2000 Fuß über dem Meere liegen, bereits solche feine Sorten geben.“ Auf Royle's und Dr. Wallichs Vorschlag wurde nun ein Hr. Gordon im Jahre 1834 nach China geschickt, um Samenpflanzen und Arbeiter nach Indien zu bringen. Unglücklicher Weise erhielt man anfangs nur eine einzige Art der Theepflanze, die man in den Himalayas, in den Neilgherries und an einigen andern Orten der Präsidentschaft Madras pflanzte. Die letztern Versuche mißglückten meist, wahrscheinlich war das Klima zu heiß, oder paßte die specielle Art für den Boden nicht. Der Versuch in den Neilgherries gelang, und die Pflanzen im Himalaya sollen gleichfalls gut gedeihen, aber es ist noch nicht gewiß, ob die Blätter die adstringirende und anregende Kraft haben, wie der chinesische Thee. Leider wurden die Forschungen in China nicht weiter fortgesetzt, sondern, sobald man die Theewälder in Assam gefunden hatte, die dahin gesandten wissenschaftlichen Männer sogleich zurückberufen. Diese Entdeckung hat den Werth der in den Neilgherries und im Himalaya angestellten Versuche allerdings gemindert, aber nicht aufgehoben, um so mehr als die assamesischen Theewälder zwar alle Aussicht geben, einen guten Thee zu liefern, aber es sehr zweifelhaft ist, ob sie die geschätztern, feineren Sorten geben werden, da es kaum mehr einem Zweifel unterliegt, daß diese eine höhere Lage und eine niedrigere Temperatur erfordern, als Assam sie hat.

Alle diese Versuche, die, wie gesagt, jetzt noch fast in der Kindheit sind, haben für eine fernere Zukunft eine unermeßliche Wichtigkeit: sie reißen Asien immer tiefer in die europäische Bewegung hinein, und da dort, namentlich in China, die auftretende Menschenmasse ungeheuer ist, so dürfen wir in einer nicht allzu fernen Zeit Aenderungen und Umwälzungen entgegensehen, von denen Ostasien seit geraumer Zeit bewahrt gewesen. Aber eine andere Folge der rasch sich entwickelnden Culturen im Orient ist seit Jahren in vollem Zuge, nämlich die Verpflanzung des großen Verkehrs mit Colonialwaaren von Westindien nach Ostindien, und folglich die Verlegung mehr oder minder offener Colonialstreitigkeiten nach den östlichen Meeren. Welche Folgen dieß für Westindien und Amerika überhaupt haben muß, darauf werden wir bei dem Abschnitt über Amerika zu reden kommen, und was den Osten betrifft, so tritt hier neben der englischen Colonialmacht vor allem die holländische auf, die jetzt Meister von Java ist, und mit starken Schritten der Eroberung der Insel Sumatra entgegengeht; die Holländer haben vor kurzem erst wieder Vortheile errungen, und bald wird die ganze Westküste dieser großen und reichen Insel in ihrer Gewalt seyn. Die Ausdehnung ihrer Colonialmacht, so wie der Wetteifer, mit welchem sie ihren Handel in dem indischen Archipel auszubreiten suchen, und die Gegenstrebung, auf welche sie von Seite der Bugis (s. Nr. 193) stoßen, sind Gegenstände, deren umständlichere Behandlung wir uns auf das nächste Jahr aufsparen müssen, da die Materialien dazu eben nicht reichlich vorhanden sind, und mit Mühe gesammelt werden müssen. (Fortsetzung folgt.)

Die Ruinen von Petra.

(Schluß.)

Dieß war der erste Ausflug; am folgenden Morgen, den 7 März, durchwanderten wir die Schlucht, durch welche der sogenannte Mosesbach (Wady Musa) am östlichen Ende des Thales abfließt. Auch hier fanden sich allenthalben Aushöhlungen, aber einfach, ohne alle Verzierung, weßhalb wir später nach dem östlichen Eingang ins Thal uns verfügten, welches eine, El Syk genannte, Schlucht ist. Sie beginnt unmittelbar der Khasne gegenüber, aber der Eingang ist durch prächtige Oleanderbüsche so verperrt, daß man leicht daran vorübergehen kann, ohne ihn zu bemerken. Es ist fast unmöglich, ein richtiges Bild von diesem außerordentlichen Durchgang zu geben: es ist, als ob der Berg durch eine furchtbare Naturerschütterung zerrissen worden wäre, wovon diese Spalte zurückblieb, welche über eine englische Meile lang, und nirgends über 12—15 Fuß breit ist. An manchen Stellen ist sie viel schmaler und wurde künstlich erweitert, wie man an den Spuren des Meißels auf beiden Seiten deutlich bemerkt. Die Felsen auf beiden Seiten sind etwa 100 Fuß hoch, und an einigen Stellen stoßen ihre rauhen Gipfel fast zusammen, so daß ein düstrer Schatten in den Paß herein fällt. Epheu und andere Schlingpflanzen

hängen herab, und oben auf dem Gipfel sieht man die Aeste des Feigenbaums vom Winde bewegt, der in der Tiefe der Schlucht nie gefühlt wird. Hier fließt der Wady Musa herein, der jedoch wenig Wasser hat. Auf beiden Seiten ist etwas über dem Niveau des Baches ein Canal in den Felsen gehauen, augenscheinlich, damit im Sommer nicht alles Wasser in dem sandigen Bett verschwinde, und die Stadt fortdauernd damit versorgt bleibe. Mehrere Nischen von 3—4 Fuß Höhe, mit Pilastern auf beiden Seiten, sind links und rechts in den Felsen gehauen, aber in unregelmäßigen Entfernungen und keineswegs in gleicher Höhe. An einigen bemerkte man etwas, das wie das Fußgestell einer Statue aussieht. Aus dem Ueberrest von Mauerwerk, welches theils im Bette des Baches liegt, theils an den Seiten der Schlucht aufgehäuft ist, muß man schließen, daß dieselbe mit einem Pflaster überdeckt war. Etwa zwei Drittheile des Wegs zwischen dem Eingang und dem andern Ende des Passes sind die Felsen oben durch eine Brücke von einem einzigen Bogen verbunden; selbst in dieser Höhe scheinen Ueberreste von Wohnungen sich zu befinden, und unmittelbar unter derselben ist auf jeder Seite eine Nische, wie es scheint, für eine Statue; aber die Brücke selbst ist ohne Zierrath, überhaupt ohne irgend etwas, was ihr den Charakter eines Triumphbogens geben könnte, und sie scheint auch in der That nur zur Verbindung gedient zu haben.

Von der Khasne kehrten wir zwischen einer Reihe von Aushöhlungen — b Wohnungen oder Gräber, möchte schwer zu sagen seyn — zurück nach dem Theater. Dieß ist eine unermeßliche halbrunde Höhlung mit 33 Reihen von Bänken, welche 3 bis 4000 Personen fassen konnten. Diese Bänke sowohl als die Stufen, die von den untern nach den obern Sitzreihen hinaufführten, sind fast vollständig erhalten. Ueber der höchsten Sitzreihe ist eine Art Corridor, in welchem mehrere Thüren nach kleinen ausgehöhlten Kammern hineinführen, und über diesen erhebt sich der Fels noch hoch genug, daß er die ganze Schaar der Zuschauer gegen die Sonne schützen konnte. Von der Scene ist nichts mehr übrig, und nur die Untersätze der Säulen des Proscениums liegen noch an ihrem ursprünglichen Platze unter Gras und wilden Blumen verborgen. Fast dem Theater gegenüber ist eine Aushöhlung in einer großen abgesonderten Felsmasse mit einem überhangenden Fries von ägyptischem Charakter, unterstützt von zwei Pilastern, und mehrere andere ähnliche finden sich in der Nähe.

Unter den zahlreichen Aushöhlungen in dem Felsen am Ostende des Thals befinden sich zwei, welche die übrigen an Größe und Schönheit der Form übertreffen. Die eine gleicht, wenigstens in ihrem obern Theile, der Khasne, aber statt des schönen Portieus hat sie eine Fronte von acht korinthischen Pfeilern; die andere ist noch größer und hat vier Eingänge, die zu eben so vielen Zimmern führen. Die ganze Fronte war vier Stockwerke hoch, und eine Reihe von 14 Pilastern läuft über die drei obern Stockwerke hin, aber ein Theil des Felsens ist herabgestürzt, so daß von der höchsten Reihe nur noch zwei oder drei Pfeiler stehen, und vielleicht das Ganze noch höher gewesen seyn mag. Das Innere ist, wie bei allen andern, die ich betrat, glatt gehauen, aber ohne alle Verzierung, und in allen Zimmern finden sich mehrere Aushöhlungen, etwa 4 Fuß über dem Boden, vielleicht zur Aufnahme für die Todten bestimmt. Im Thale, wo der Hauptheil der Stadt stand, sind nichts als Trümmerhaufen, und die Zerstörung war so vollständig, daß wörtlich nicht ein Stein mehr auf dem andern steht. Auf dem felsigen Ufer über der Südseite des Baches sind die Ueberreste eines großen Tempels, etwas weiterhin unterscheidet man den Unterbau einer Brücke, und jenseits derselben die Ruinen eines Triumphbogens. Von diesem läuft ein breites Pflaster von großen Platten nach dem Tempel, welchen die Araber „Kasr Bint Faraon," den Palast von Pharao's Tochter, nennen. Dieß ist das einzige aufgeführte Gebäude, von welchem noch ein bedeutender Theil aufrecht steht. Ein Theil der Cornieße und Friese auf der Ostseite ist noch völlig ganz, das Innere scheint mit Basreliefs in Stucco verschwenderisch verziert gewesen zu seyn, im Ganzen aber ist an der Ruine nichts besonders Interessantes, außer daß es das einzige aufrecht stehende Gebäude dieser ungeheuern Stadt ist.

Aber das außerordentlichste von allen Denkmälern Petra's ist dasjenige, welches die Araber El Deir oder das Kloster nennen. Eine Reihe Terrassen sind längs dem Felsen eingehauen, und von jeder dieser Terrassen gelangt man durch eine schöne Treppe zur nächsten; eine dieser Treppen nimmt einen Raum von mehr als 1000 Fuß ein. Die wilden, nackten Felsen stiegen hoch über unsere Köpfe empor, und schauerliche Abgründe gähnten unter uns, als wir diesen seltsamen Pfad emporstiegen. Der Aufstieg endet in einem kleinen, grünen Thal, das von hohen Felsen umgeben ist, und hoch über der alten Stadt liegt. Auf der einen Seite des Thales steht der Tempel El Deir, aus einem einzigen Felsen gehauen. Er ist völlig erhalten, mit Ausnahme der Stufen, die zum Eingang führen. Die Architektur ist ziemlich dieselbe, wie die bei der Khasne, aber ohne die vollendeten Sculpturen, und obwohl der Styl etwas phantastisch ist, so übersieht man doch die Mängel der Architektur beim Anblick der riesenhaften Verhältnisse des ganzen Baues. Es enthält nur Ein Gemach, etwa 50 Fuß im Gevierte und 30' hoch. Dem Eingang gegenüber ist eine Vertiefung von Fuß bei 1 Fuß Weite, mit einem Altar und vier Stufen auf jeder Seite. Unmittelbar über dem Altar war ein griechisches Kreuz an die Mauer gemalt, das man noch deutlich erkennt, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß dieser Tempel zu einer gewissen Zeit als christliche Kirche gedient hat. Die Aussicht von diesem hohen Thale aus ist großartig: auf der einen Seite der große Monolithentempel und das Thal von Petra, auf der andern der Berg Hor, wie unter einem Chaos von Felsen sein gezacktes Haupt am blauen Horizont sich abmalt.

Ich habe mich bemüht, eine möglichst genaue Schilderung dieser merkwürdigen Ueberreste zu geben, allein bei einem Aufenthalt von wenigen Tagen ist es unmöglich, alle Theile dieser verödeten Stadt genau zu untersuchen, und wenn man ein so staunenswerthes Denkmal, wie El Deir, in einer Lage findet, die beinahe unzugänglich ist, und die man jedenfalls ohne

Hülfe der Araber des Orts nicht erreichen kann; wenn ferner diese sich über die bereits bekannten Denkmäler gänzlich unwissend stellen, so läßt sich mit Grund vermuthen, daß andere nicht minder bedeutende Ueberreste sich in einigen der Seitenpässe finden mögen, die wir unzugänglich fanden. Man staunt über die unermeßliche Arbeit, die auf das Glattbehauen solcher ungeheuren Felsenflächen, auf die Ausgrabung der zahlreichen, geräumigen Kammern und auf die Sculpturen, womit die Eingänge verziert sind, verwendet wurde. Alles zeugt für den großen Reichthum der Stadt, zu der Periode, wo diese Werke unternommen wurden. Hier war der Mittelpunkt des ganzen Handels von Arabien, Syrien und Aegypten, — die Quelle, von der alle kostbaren Waaren des Orients nach Aegypten, und über Arsinoe, Gaza, Tyrus und eine Menge untergeordneter Straßen nach dem Mittelmeer strömten. Aus dem griechisch-römischen Charakter der Architektur in vielen dieser Ausgrabungen läßt sich schließen, daß sie keiner frühern Periode angehören, als dem zweiten Jahrhundert, wo Petra die Hauptstadt einer römischen Provinz war. Die ältern Ueberreste scheinen sehr verschiedenen Epochen anzugehören.

Der Goldertrag von Amerika und dem russischen Asien.

Nicht mit Unrecht ist die neue Welt als eine reiche Schatzkammer edler Metalle betrachtet worden. Goldführende Lagerstätten und Erze kennt man jetzt in Amerika von Virginien bis nach Chili und den Pampas hinab, und wenn auch die Ausbeutung geschwankt hat, so ist sie doch nie in dem Grade geringer gewesen, wie man vermuthet. Schon seit Anfang dieses Jahrhunderts war in den Vereinigten Staaten von Nordamerika gegründete Hoffnung zu goldführenden Lagerstätten vorhanden, weil man im Jahre 1805 im Meadow Creek in Nord-Carolina ein 28 Pfund schweres Goldgeschiebe nebst mehrern kleinern Stufen gefunden hatte. Niemand wollte indessen den gewissern Ertrag des Ackerbaues dem ungewissern der Goldwäschen opfern, und lange blieb der Gegenstand unbeachtet. Aber gegen das Jahr 1824 fing man an Waschgold aus Nord-Carolina in Philadelphia zu vermünzen, und laut schriftlichen Angaben des Hrn. Albert Gallatin, die er dem Hrn. v. Humboldt mitgetheilt hat, sind von 1824 bis 1836 4,844,500 Dollars Gold geprägt worden. Seit dieser Zeit ist aber der Ertrag wieder beträchtlich gesunken, ohne jedoch die Hoffnung auf reichere Beute zu benehmen, wenn die Verhältnisse des Landes vortheilhafter für diesen Zweig der Betriebsamkeit sich gestalten werden.

In Mexico hat sich der Ertrag edler Metalle seit 1851 wieder auf das frühere Verhältniß gestellt, das zu Anfang des 19ten Jahrhunderts 1600 Kilogramme Gold betragen hat. In Columbien wurden jährlich 4700, in Peru 780, in Chili 2800, in Buenos-Ayres 500 Kilogramme Gold ausgebeutet. Laut Berichten, welche die englischen Consuln in Südamerika an die brittische Regierung befördert haben, hat sich der Goldertrag also gestellt:

	Von 1790 bis 1809.	Von 1810 bis 1829.
Panama	225,518 Pfd. St.	25.605 Pfd. St.
Chili	865,974 —	1,904,514 —
Peru und Buenos-Ayres	1,862,955 —	2,161,940 —
	2,950,447 Pfd. St.	4,090,057 Pfd. St.

Daraus geht hervor, daß der Goldertrag in den letzten 20 Jahren um ein starkes Viertel größer gewesen wäre, als zuvor; allein beide Rechnungen tragen das Gepräge einer offenbaren Unrichtigkeit. In Mexico, das durch politische Unruhen ungleich mehr gelitten hat, als die andern Staaten, war in den Jahren 1810 bis 1829 die Ausbeutung des Goldes um die Hälfte geringer gewesen, als in dem frühern gleichen Zeitraume, und wenn irgendwo noch ein Ausfall stattfinden sollte, so fällt er wahrscheinlich Columbien zur Last, denn in Chili werden jetzt beträchtlich mehr edle Metalle zu Tage gefördert, als im vorigen Jahrhundert. Alle ehemals spanischen Besitzungen, deren Goldertrag Hr. v. Humboldt jährlich auf 10,580 Kilogramme berechnet hat, lassen sich heutzutage mit voller Zuversicht auf 8000 Kilogramme annehmen. Mexico hat im Jahre 1837 20 Millionen Thaler Silber auf erlaubtem Wege nach England übermacht; Peru und Chili bezahlen ihre Einfuhr hauptsächlich mit Gold und Silber. Venezuela, Neu-Granada und Ecuador befinden sich in gleichem Fall, obschon dort mehr Landeserzeugnisse zur Ausfuhr gewonnen werden. Gegen Deutschland allein war Venezuela im Jahre 1837 um 207,000, 1838 um 105,000 Piaster im Rückstande. Ueberhaupt wird man keinen großen Irrthum begehen, wenn man annimmt, daß Peru, Chili und Columbien jährlich 5 Millionen in Gold und Silber zu decken haben.

Den Goldertrag Brasiliens hat man durch die ganze Welt als fast gänzlich zusammengeschwunden ausposaunt; was daran Wahres ist, kann man aus dem Folgenden ersehen. Laut öffentlichen Berichten, welche von der Münzverwaltung in Rio de Janeiro bekannt gemacht wurden, ist im Allgemeinen an Gold verprägt worden:

			Piaster.
Von 1705 bis 1767, im Durchschnitt von 64 Jahren, jährlich			2,482,500
Von 1768 bis 1809,	—	— 41 —	2,169,000
Im Jahre 1810			1,550,000
Von 1811 bis 1821,	—	— 11 —	895,950
Im Jahre 1822			169,065
Von 1823 bis 1832,	—	— 10 —	75,878

Daraus hat man geschlossen, daß der Ertrag der brasilianischen Goldwäschen im Jahre 1822 vierzehn- und in den Jahren 1823 bis 1832 dreiundreißigmal geringer geworden sey, als in dem Zeitraume von 1705 bis 1767. Bekanntlich aber wird in dem reichen Goldrevier von Minas Geraes der fünfte Theil (Quinto) bei der Ausfuhr nach Rio erhoben, und unter den Einkünften der Regierung von dieser Seite werden jetzt noch in jedem Finanzjahre 96 bis 100,000 Milreis oder 120 bis 125,000 Piaster aufgeführt. Dieser Umstand allein weist noch auf eine Goldausbeute von 600,000 bis 725,000 Piaster hin, und keine Stimme kann die Wahrheit dieser Angabe bezweifeln, weil sie von der Regierung selbst veröffentlicht wird. Wer aber mit dem Innern Brasiliens bekannt ist, wird wissen, daß der Schleichhandel ins Große getrieben wird; daß die Regierung höchstens den dritten Theil an dem beliebten Quinto bekommt, und daß der Goldertrag nach der niedersten Schätzung noch eben so groß ist, als in den gefeierten Jahren von 1705 bis 1809.

(Schluß folgt.)

Hr. Berbrugger, Mitglied der wissenschaftlichen Commission in Afrika und Bibliothekar der Stadt Algier, ist kürzlich nach Tunis zum Behuf archäologischer Forschungen abgegangen. (Echo du Monde Savant vom 25 November.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 343.

Der Freund.

Ein Tagblatt,
für Politik, Volkswirthschaft und geselliges Leben für Alle.

Mittwoch, den 9. Dezember 1868.

untersuchen. Aus dem Gasthof begab ich mich nach Hause, um daselbst Thee und Brod zu genießen, denn das weiße Brod in den Gasthöfen gleicht dem Judenmatzen; es ist ziemlich schwarz und zäh. Im Allgemeinen essen die Schweden sehr wenig Brod, und dieß ist ungesäuert und getrocknet, das sogenannte Knäckebrö, welchem derjenige, der nicht daran gewohnt ist, keinen Geschmack abgewinnen kann.

Rückblicke.

Asien.

(Fortsetzung.)

In jenen Meeren sind Franzosen und Amerikaner eigentlich nur Fremdlinge, indeß sind sie keineswegs außer Acht zu lassen; die Nordamerikaner haben mehrmals Expeditionen in den indischen Archipelagus geschickt, um sich für Räubereien und Gewaltthaten zu rächen, und auch die Franzosen scheinen gegenwärtig ein Gleiches zu beabsichtigen. Obwohl es aus manchen Gründen nicht wahrscheinlich ist, daß sie auf bleibende Niederlassungen im indischen Archipel bedacht sind, so hat doch das häufige Erscheinen ihrer Kriegsschiffe in jenen Meeren schon mehr als einmal die Eifersucht der Engländer rege gemacht, namentlich hat man ihre Verbindungen mit dem Imam von Mascat sehr ungern gesehen. Seit einiger Zeit schwärmen auch französische Schiffe an der südarabischen und gegenüber liegenden afrikanischen Küste umher (s. Nr. 299) unter verdächtigen Umständen, so daß die Engländer entschieden der Ansicht sind, sie gingen mit einer Niederlassung auf der afrikanischen Küste um, worauf auch ihre zahlreichen Verbindungen mit Abyssinien und die freilich noch unsichere Nachricht von Abtretung einer Insel an der Küste hindeuten. Die zuletzt in der Nähe von Aden gewesenen französischen Schiffe sollen Verbindungen mit den Arabern um Aden her unterhalten haben, welche noch immer gegen die Engländer gleich feindselig gestimmt sind. Diese erfahren, freilich nicht zum erstenmal, was es heißt, mit Arabern der Wüste zu thun zu haben: sie führen ein Leben voll Krankheit und Beschwerden, und müssen jeden Augenblick gegen einen Feind auf der Hut seyn, den die gewöhnlichen Hindernisse nicht abhalten, denn die letzten Angriffe auf Aden haben gezeigt, daß die Araber nicht bloß um zum Angriff zu schreiten, einen Meeresarm durchschwimmen, sondern selbst auf dem Rückzug, beladen mit ihren Verwundeten, noch dasselbe thun.

Die Engländer umgeben gegenwärtig die ganze arabische Halbinsel; sie haben nicht nur wegen der Unruhen in Persien Charak besetzt, sondern sollen, wenn einer neuerlichen Nachricht zu trauen ist, selbst zu Basra Truppen ans Land gesetzt haben. Ihre Perlenfischereien sind ohnehin wahrscheinlich durch die eine oder die andere kleine Niederlassung geschützt, mit dem Imam von Mascat stehen sie in fortdauerndem Verkehr, und auch in das rothe Meer sind ihre Kriegsschiffe eingedrungen, so daß man bereits, seit Mehemed Ali Arabien räumte, von Besetzung mehrerer Punkte, namentlich Mocca's, wissen wollte, was aber bis jetzt nicht geschehen zu seyn scheint, obgleich es nicht unwahrscheinlich ist, daß sie, um ihre Schifffahrt zu sichern, sich des einen oder des andern Punktes bemächtigen werden, vielleicht gar des Hafens von Suez, nach welchem, der Ansicht ihrer Neider zufolge, ihre Blicke sehnsüchtig gerichtet seyn sollen. Es gibt freilich Leute, die gutmüthig oder einfältig genug sind, das Interesse der Engländer an Suez zu läugnen, indem sie behaupten, daß die Schwierigkeit der Schifffahrt auf dem rothen Meere diese Straße nie zur Straße des Welthandels machen könne. Diese Behauptung ist viel zu allgemein hingestellt, denn wenn es gleich richtig ist, daß die schweren und im Verhältniß zu ihrem Umfang nicht sehr theuren Waaren, wie Kaffee, Baumwolle, Zucker, Tabak u. dergl., besser ihren Weg nach dem Cap nehmen, so können die kostbarern, wenig Raum einnehmenden Waaren des Orients allerdings wieder diesen Weg nehmen. Es ist vollends lächerlich, wenn man behaupten will, das rothe Meer sey nie der Weg des orientalischen Handels gewesen. Welchem Handel hat denn aber Alexandria seine Blüthe unter den Ptolemäern und Römern verdankt, als dem orientalischen? Wenn man endlich noch behauptet, der Handel sey in alten Zeiten nicht von Suez, sondern von Berenice aus getrieben worden, so ist auch dieß nur zum Theil wahr, denn die Schiffe, deren Waaren ein Entrepot in Petra fanden, mußten doch wohl bis in den Golf von Akabah hinauffahren. Allerdings ist seit jener Zeit das rothe Meer gefahrvoller geworden durch das starke Anwachsen der Korallenriffe und selbst des arabischen Ufers; allein der Handel in jenem Meere ist für den Augenblick nur deßwegen so schwach, weil sie wenig zu handeln haben, so bald aber wieder ein Waarenzug über das rothe Meer geht, sobald die kostbaren Erzeugnisse Arabiens und Indiens diesen Weg wieder nehmen können, so werden sich auch die verödeten Westküsten des rothen Meeres wieder beleben. Es bedarf nur Eines Blickes auf die europäische Colonialgeschichte überhaupt, um die Wichtigkeit des rothen Meeres nachzuweisen: die Portugiesen suchten, sobald sie ihre großen Colonien in Ostindien erworben hatten, sich im persischen und arabischen Meerbusen festzusetzen; gerade dasselbe thun wieder die Engländer nach 300 Jahren, und sie sind um so mehr dazu aufgefordert, als sie den Weg über Aegypten haben müssen, um nöthigenfalls in möglichst kurzer Frist Truppen nach Ostindien zu bringen, wo man deren jeden Augenblick in größerer Anzahl benöthigt seyn kann. Es herrscht hier von Seite Englands noch immer ganz dasselbe Interesse vor, wie vor drei Jahren: seit die Russen unter persischer Firma sich Herats zu bemächtigen suchten, ist der Weg über Aegypten für England eine Nothwendigkeit, weil nur über Aegypten schneller von England aus Truppen nach Indien gebracht werden können, als Rußland sie von Astrabad aus hindringen kann, wenn Herat in seiner Gewalt ist: seit jenem Augenblick begannen die Feindseligkeiten Englands gegen Mehemed Ali, anfangs in Form von Handelsverträgen mit der Pforte, wodurch man Mehemed Ali des Hebels seiner Macht, der Monopole, zu berauben suchte, endlich in jüngster Zeit mit Kanonen. Der Zweck war stets derselbe, nur die Mittel haben im Laufe der Zeit gewechselt.

Seit dem Anfang des Streits haben in England zwei Ansichten bestanden über die Art, wie er zu führen sey. Waghorn sagte schon im Jahre 1837, und wiederholte seitdem jedes Jahr, England solle sich mit Mehemed Ali verbinden, und das ohnehin verlorene Konstantinopel aufgeben, während die englische Regierung unwandelbar den Plan verfolgte, durch und mit der Pforte Mehemed Ali zu vernichten, denn an Konstantinopel knüpften sich zu vielerlei andere europäische Interessen, als daß man hätte wagen können, es preiszugeben. Wir haben im Anfang dieses Jahres (s. Art. der Kampf um Syrien Nr. 1 ff.) so wie im vorigen unsere Ansicht über den gegenwärtigen Streit ausgesprochen, und sie ist, trotz allem was vorgegangen, noch immer dieselbe: die Engländer wollen den Weg über Aegypten und müssen ihn haben, da er für sie eine Lebensfrage ist, und der Weg über den Euphrat (s. Nr. 243) nie für sie von gleichem Werthe werden kann.

Die feindlichen Maaßregeln gegen Mehemed wurden begonnen, mit dem dreifachen Zweck, sich unter der Firma der Türkei der wichtigsten Plätze zu bemächtigen, Frankreichs Einfluß in Aegypten zu vernichten, und die Russen an der Besetzung Konstantinopels zu hindern. Bedeutende Mittel zu diesem Zweck wurden aufgeboten, eine englische Flotte erschien im Mittelmeer, wie sie kaum je dort gewesen war, nach und nach fielen alle bedeutenden Küstenstädte, selbst St. Jean d'Acre; aber noch ist die Sache keineswegs entschieden, Mehemed Ali's Aussichten auf erbliche Herrschaft in Aegypten und Syrien sind durch den Verlust der Tauruspäße, welche nach den Schlappen in Syrien aufgegeben werden mußten, so gut wie vernichtet, allein wie der Kampf im Innern des Landes ausfällt, das ist immer noch trotz der augenblicklichen Unterwerfung unter den Vertrag vom 15 Jul. eine sehr ungewisse Sache, denn hier stehen den Angreifern andere Hindernisse als einige feste Küstenplätze und eine Parodie von europäischer Kriegskunst entgegen, die Wüste und ihre Söhne. Mehemed Ali hat Arabien überraschend schnell aufgegeben, seine Regimenter sind mit möglichster Schnelle aus dem ganzen Lande abmarschirt, wer weiß aber, ob nicht die durch seine Kriege aufgerüttelten Stämme, die auf einmal die heiligen Städte Preis gegeben sehen, weil die Truppen gegen die Ungläubigen marschiren müssen, in großen Schaaren hervorbrechen, und einer eindringenden Armee, wenn sie nicht sehr bedeutend an Zahl ist, große Schwierigkeiten in den Weg legen werden? die künstlichen Vertheidigungsmittel Mehemed Ali's sind niedergebrochen, die wahren und natürlichen sind noch unangetastet, und wenn irgend Energie in Mehemed Ali und seinem Sohne ist, so werden sie auch gewiß früh oder spät zur Anwendung kommen.

Wir haben es hier nicht mit den europäischen Interessen und Verwicklungen, sondern lediglich mit dem Orient zu thun, dessen Schicksal bis zu einem gewissen Grade an die Türkei geknüpft ist; fällt die Türkei, so hat ganz Vorderasien seinen Halt verloren, und wird völlig eine Beute der Europäer, was nicht ohne große Erschütterung abgehen kann. Von jeher ist es im Orient vorgekommen, daß, wenn die Regierung eines großen Reichs schwach und entnervt geworden war, ein Satrap dieselbe stürzte, und eine neue Dynastie begründete, oder auch unter dem Namen der alten regierte; es ist dieß immer der Erneuerungsproceß gewesen, und diesen hat man jetzt der Türkei abgeschnitten. Ein solcher Erneuerungsproceß von Syrien her hätte den Islam wieder aufgefrischt, der in Kleinasien und der europäischen Türkei durch die wachsende Zahl der christlichen Bevölkerung schon sehr untergraben ist. Die Folgen davon müssen, wenn nicht früher eine Theilung erfolgt, schon in wenigen Jahren sich zeigen, und es ist eine Macht da, welche warten kann, bis die Frucht reif ist, und sie nicht zu schütteln braucht, wie England. Es wäre sehr gewagt, über die mannichfachen Beweggründe, welche England geleitet haben können, absprechen zu wollen, aber wie diese auch gewesen seyn mögen, die Türkei ist dadurch moralisch vernichtet. Rußland hat es in den griechischen, wie in den persischen Angelegenheiten verstanden, Jahre lang die Engländer für sich handeln zu lassen; wer mag behaupten, ob dieß nicht jetzt wieder der Fall ist, wenn gleich die Art, wie es geschieht, nicht jedem in die Augen springt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Goldertrag von Amerika und dem russischen Asien.

(Schluß.)

Wirft man nun einen Blick auf den Betrieb der brasilianischen Münze zurück, so sind folgende Summen Goldes von 1703 bis 1815 verprägt worden:

	Piaster.
Von 1705 bis 1767, in 64 Jahren	155,040,000
Von 1768 bis 1809, in 41 Jahren	88,519,000
Im Jahre 1810	1,550,000
Von 1811 bis 1815, in 5 Jahren	3,469,650
Ganze Ausprägung in 111 Jahren	248,558,650

Von 1703 bis 1815 oder 1817 bestand aber eine Art Controle zwischen den Zollbüchern (Registos) und dem Münzamte. Diesen Büchern gemäß sind in den bezeichneten 111 Jahren 645,278 Kilogramme Gold öffentlich von Minas Geraes ausgeführt worden. Der Werth dieses Goldes beträgt aber 527,250,000 Piaster, und mithin sind nahe an 80 Millionen Piaster nicht in die Münze gekommen. Nun ist aber bekannt, daß man die Registos bloß deßhalb nicht mehr führt, weil man eingesehen hat, daß der Schleichhandel viel mehr Gold aus Minas Geraes hinausschafft, als auf den Zollhäusern versteuert wurde; denn wer in der Welt will 20 Procent Abgabe bezahlen, wenn man sie umgehen kann? Setzt man aber den Schleichhandel ganz bei Seite, so sind im Durchschnitt von 111 Jahren jährlich für ungefähr 5 Millionen Piaster Gold ausgebeutet worden, und diese Summe wird auch noch heutzutage gewonnen.

Minas Geraes zählt nach genauer Schätzung eine 16,000 Goldwäscher (faiscadores), welche hauptsächlich von der Jagd leben, und durchschnittlich im Jahre für 64 Piaster Gold erbeuten. Der Werth ihrer Arbeit kann mithin auf 1 Million Piaster berechnet werden. Außer diesen Goldwäschern sind aber auch noch 20,000 Sklaven ausschließlich mit der Goldgewinnung beschäftigt, und da sie zum Theil mit Maschinen arbeiten, auch auf Aerzen brechen, so kann man ihren

Ertrag auf 180 Piaſter im Jahre oder im Ganzen auf 2.400.000 Piaſter annehmen. Beide Summen zuſammen ſtellen alſo die gegenwärtige Goldausbeutung von Minas Geraes auf 5.400.000 Piaſter heraus, und der Goldertrag dieſer Provinz iſt bloß um den Theil vermindert, welcher ſchon in frühern Zeiten hinausgeſchwärzt wurde, und wahrſcheinlich damals ſchon ein gutes Drittel betragen hat.

Wie es nun gekommen, daß ſeit dem Jahre 1810 ſo wenig Gold vermünzt worden, und eben dadurch der Irrthum verbreitet wurde, daß die braſilianiſchen Wäſchen ganz herabgekommen ſeyen, verdient eine eigene Erörterung, die zwar in den Köpfen der Kaufleute klar und deutlich iſt, weniger aber in die Berückſichtigung der Statiſtiker fällt. Das Jahr 1808 beſchenkte Braſilien mit ſeinem König; am 19 Januar trat er ans Land. In ſeinem Gefolge war ein großer Hofſtaat, der erhalten ſeyn wollte. Braſilien hatte zwar Schätze genug in den Eingeweiden der Erde, aber nirgends ſtaatswirthſchaftlich geregelte Hülfsquellen. Ueberdieß wurde noch unvorſichtigerweiſe Krieg begonnen, und der Hof gerieth in die größte Geldverlegenheit. In dieſer Bedrängniß glaubte König Johann VI kein beſſeres Mittel zu finden, als wenn er Silber kaufe, und dieſes Silber 20 Procent höher, als ſein innerer Gehalt, in Umlauf bringe. Zeit war nicht zu verlieren; alſo wurden ſpaniſche Piaſter herbeigeſchafft, umgeprägt, und ſtatt 800 Reis, wie ſie bisher gangbar waren, willkürlich auf 960 geſtellt. An 60 Millionen Cruſaden ſind auf dieſe Weiſe in Umlauf gekommen. Anſtatt in Gold zu bezahlen, wie früher, wurde nun mit dem werthloſern Silber bezahlt; das edlere Gold verbarg ſich, der Wechſelcurs in England auf Braſilien fiel beträchtlich, und wer dort etwas zu berichtigen hatte, ließ Gold dahin fließen. In Barren, in gemünztem Geld oder als Goldſtaub ſtrömte dieſes Metall in Maſſe nach England. Zuletzt machte man dieſelbe Operation auch mit dem Kupfergeld, und beſchenkte das Land noch obendrein mit einer Zettelbank. In dieſer Bank ſchöpfte die Regierung über alle Maßen, denn ſie war ihr Werk; zehnfach überſtiegen die im Umlauf befindlichen Zettel den Werth der vorhandenen Baarſchaft. Alles Gold ging davon; die Engländer haben ſich damit geſpickt. Dazu kommt noch, daß man ſchon im Jahre 1810 den Schlagſchatz in der Münze auf 11 Procent beſtimmte, und wenn man dieſe Verhältniſſe bedenkt, ſo iſt es auch leicht erklärbar, warum gerade im Jahre 1810 die Vermünzung des Goldes ſo beträchtlich geſunken iſt, und die Ausbeute in den Augen oberflächlicher Beobachter um ſo viel geringer erſchien. Niemand aber wollte ſein Gold unter ſolchen Umſtänden vermünzen laſſen, Niemand den Quinto bezahlen, und folglich erſchien die Ausbeute geringer. Braſilien iſt durch Johann VI und Don Pedro in ſeinen Finanzen zerrüttet worden; es wird nur langſam wieder zu ſeinen frühern Goldkräften gelangen.

Vom ruſſiſchen Aſien gibt Hr. v. Humboldt den Goldertrag für das Jahr 1827 auf 7644 Kilogramme an, deren Werth etwa 5 Millionen Piaſter beträgt. Demit hätten wir alſo eine jährliche Ausbeute von folgenden Summen:

	Kilogramme.	Piaſter.
1. Mexico	8000	6.800.000
2. Braſilien	4500	3.000.000
3. Das ruſſiſche Aſien	7644	5.000.000
	20.144	15.500.000

Da nun Hr. v. Humboldt die Ausbeutung des Goldes zu Anfang des 19ten Jahrhunderts, mit Inbegriff von Braſilien, auf 17.291 Kilogr. angibt, der Ertrag dieſes Landes aber um 1000 Kilogr. zu hoch angenommen iſt, ſo werden jetzt 4000 Kilogr. mehr Gold gewonnen, als zur damaligen Zeit. Zwar hat es allerdings in Braſilien einige Jahre gegeben, in welchen der Goldertrag über 5 Millionen Piaſter geſtiegen iſt, aber die Mittelzahl darf für das 18te Jahrhundert, mit Einſchluß des Schleichhandels, nicht über 3500 Kilogr. geſchätzt werden. Bleibt man nun bei dieſer Summe ſtehen und rechnet für das 19te Jahrhundert durchſchnittlich 4500 Kilogr., wie oben angegeben, ſo hat Braſilien allein in Zeit von 159 Jahren 180 Millionen Piaſter in Gold geliefert.

Es iſt nun nur noch eine Frage zu erörtern übrig. Dieſe Frage bezieht ſich auf die Nachhaltigkeit des Goldbaues. In Mexico wird ſie zunehmen, je mehr Silber zu Tage gefördert wird. In Columbien müſſen ungeheure Schätze liegen; alle Flüſſe ſind goldführend. In Chili und Peru ſind die Ausſichten eben ſo günſtig. In Minas Geraes umfaßt der gold- und diamantführende Diſtrict 54 Quadratlegoas, wovon der fünfte Theil reich an dieſen Schätzen iſt. Oberflächlich iſt dieſe Strecke großentheils bearbeitet worden, aber die reichſten Lager ſind tiefer zu ſuchen. Ueberdieß hatte ſich auch die Regierung beſondere Strecken eigenthümlich vorbehalten. Eine ſolche Strecke ſoll nun verkauft werden, und der Ertrag dazu dienen, das Papiergeld zu vermindern. Ein Engländer hat im Jahre 1826 einen Verſuch darauf gemacht, und mit unbeholfenen Maſchinen in zwei Tagen für 100.000 Piaſter Gold und Diamanten gewonnen. Sollten dieſe Schätze auch nur in weit geringerem Verhältniſſe vorhanden ſeyn, ſo iſt die künftige Ausbeutung, wenn die erforderlichen Mittel angewandt werden, kaum zu berechnen. Beſonders würde eine Tieferlegung des Mendanha unermeßliche Reichthümer zu Tage fördern. Dieſer Fluß iſt an 4500 bis 6000 Fuß breit, und ſein Bett iſt noch nicht berührt worden. Verſuche werden jetzt gemacht, um mit Taucherglocken den gold- und diamanthaltigen Sand heraufzuſchaffen. Ueberhaupt iſt die Goldgewinnung der wichtigſte Nahrungszweig der Bewohner von Minas Geraes. Dadurch hat dieſe Provinz ihren Wohlſtand erhalten, und nie hätte es der Fall ſeyn können, wäre der Goldertrag in dem Maaße geſunken, wie man es geglaubt hat. Faſt die Hälfte der in Rio eingeführten Waaren findet in Minas Abſatz, welche großentheils in Gold bezahlt werden, und ſo lange keine gute Straße von Rio nach Villa Rica und Villa Diamantina (das ehemalige Tejuco) führt, wird der Ackerbau nie bedeutende Fortſchritte machen. Durch den Transport auf Maulthieren nach der Hauptſtadt von Braſilien werden die Erzeugniſſe des Innern um 60 bis 80 Procent vertheuert; die Bank will aber jetzt ein Anlehen machen, um eine Straße dahin zu bauen.

Miscellen.

Mädcheninſtitut in Algier. Die ſchöne Aiſa, die ehemalige Favoritin Achmed Bey's von Conſtantine, begibt ſich mit der Schweſter des in Algier befindlichen Biſchofs Dupuch nach Afrika, um ein Etabliſſement zur Erziehung junger Mauriſinnen zu bilden. Aiſa ſoll bereits das Franzöſiſche ziemlich geläufig ſprechen. (Fr. Bl.)

Neue Flugmaſchine. Ein Hr. Davidſon aus Virginien will abermals ein Mittel gefunden haben, mit Flügeln in der Luft fortzukommen, und behauptet, daß man 100 engliſche Meilen — ſage hundert Meilen in Einer Stunde zurücklegen könne. (Voleur. 20 Nov.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 322

Das Vaterland.

Eine Zeitschrift für Österreich.

Redigirt von Dr. Joseph Aug. Lux.

Erscheint jeden Montag, Mittwoch und Freitag.

Wien, 1. Juni 1914.

Ein Jahr Balkankrieg.

Heute vor einem Jahre wurde der Balkankrieg erklärt. Ein Jahr ist seither verflossen, ein Jahr, das an Ereignissen und Leiden, an Kämpfen und Siegen, an Hoffnungen und Enttäuschungen reich war. Ein Jahr, das Europa in Atem hielt, das Millionen Menschen in Spannung versetzte, das Millionen Menschen Tränen kostete, das Millionen Menschen Not und Elend brachte. Ein Jahr, das Europa an den Rand des Abgrundes führte, das Europa in Gefahr brachte, in den Strudel des Weltkrieges gerissen zu werden.

Ein Jahr ist verflossen, ein Jahr, das Europa nicht vergessen wird, das Europa nicht vergessen darf, das Europa nicht vergessen kann. Ein Jahr, das Europa Lehren gab, das Europa Lehren bringen muß, das Europa Lehren bringen kann.

erhielt. Es ist aber nicht unwahrscheinlich, daß auf dem Piedestal eine Statue des Kaisers Antonin stand.

Wir streiften noch eine Zeit lang in den Bergen umher, und kamen an einen ziemlich breiten Bach, der aus einer tiefen Höhle im Berge hervorkommt, und in den Nahr el Kelb fällt. Er war zu tief, um zu Fuße hinüber zu kommen, auch mahnten die länger werdenden Schatten uns an die Rückkehr, um die Stadt noch vor dem Thorschluß zu erreichen.

Rückblicke.

Asien.

(Fortsetzung.)

Rußland hat allzu verschiedene Interessen und Verbindungen in Asien, und allzu viele Mittel, seine Absichten zu verstecken, als daß es so leicht wäre, seine Plane zu verfolgen. In welchem Verhältniß es zu China steht, haben wir weiter oben schon anzudeuten gesucht. Klarer, wenigstens scheinbar klarer, ist sein Verhältniß zu Buchara und Chiwa.

Wir haben über letzteres mehrere Nachrichten mitgetheilt, abgesehen von den beiden Schreiben, welche das Mißlingen der Expedition meldeten, namentlich eine von Dahl (s. Nr. 89) und dann Auszüge aus den von Helmersen gesammelten Berichten (s. Nr. 93, 95 f., 101). Die russischen Schriftsteller — schon Meyendorf — bezeichnen, wie wir in dem Artikel über die Expedition gegen Chiwa bemerkt, diese Oase als den Sitz der Räubereien, welche die Wüste eben so unsicher machen, als die algierischen Corsaren das Mittelmeer. Es ist manches Wahre an diesen Worten, indeß ist es Chiwa, wenn auch vorzugsweise, doch nicht allein, welches von diesem Vorwurf betroffen wird; die Hauptschuld liegt in dem zerrütteten Zustand auf der Nordostgränze Persiens überhaupt, in dem ewigen Kampfe von Iran und Turan, in dem Menschenraub, der dort in ein System gebracht ist, und dessen Hauptsitz allerdings Chiwa ist, das den Menschenhandel im umfassendsten Sinne nach allen Seiten hin betrieb, und die Russen so gut wie die Perser kaufte. Dieser Menschenraub war endlich Veranlassung und Vorwand zu der bekannten Expedition, welche durch die Ungunst der Elemente gescheitert ist, aber gewiß wieder aufgenommen werden wird. Die Klage über den Menschenraub der Chiwaer ist schon alt, lieferte also nöthigenfalls immer den Vorwand zu einem Kriegszuge. Es ist ein bisher außer Acht gelassener Umstand, daß Rußland die ersten feindseligen Maaßregeln gegen Chiwa, nämlich die Verhaftung der Chiwaer Kaufleute, im Jahre 1836 vornahm, gerade zu derselben Zeit, wo der Schah von Persien gegen Osten, nämlich gegen Khorasan und Herat zog. Damals sammelten sich allmählich russische Truppen in den transkaukasischen Provinzen, und man wollte von einer Cavallerieabtheilung von mehreren tausend Pferden wissen, die durch Ghilan und Masanderan ziehen sollten. Diese Truppen konnten willkürlich nach Chiwa oder nach Herat bestimmt seyn; indeß sind sie allem Anschein nach in Folge des Siegs der Engländer in Afghanistan nicht abgegangen, und englische Officiere sind indessen nach Chiwa gekommen, und haben — was freilich die russischen Blätter (s. Nr. 321) nicht berühren — den Chan bewogen, die russischen Gefangenen freizugeben. Solchergestalt hat Rußland seinen vorangestellten Zweck, die Freilassung einer nicht unbedeutenden Anzahl gefangener Russen, erreicht, und trotz des augenblicklichen Mißlingens der Expedition ist sein Ansehen doch unter jenen Völkern gestiegen, da die bloße Furcht vor seiner Macht eine Abstellung seiner Beschwerden zur Folge gehabt hat.

Die Bemühungen der englischen Officiere in Chiwa sind indeß noch von einer andern Seite von Interesse. Abgesehen von dem Umstand, daß der Chan von Chiwa die räuberischen Gewohnheiten seiner Unterthanen und der nur mit ihm verbündeten, nicht ihm unterworfenen Turkmenen im Westen und Süden und der Kirgisen im Norden und Osten nicht auf einmal bezähmen kann, und den Russen somit der Vorwand zu einer abermaligen Expedition, sobald es diese für nöthig erachten sollte, nie fehlen wird, soll der Chan von Chiwa auch sich anheischig gemacht haben, keine aus Persien weggeschleppten Sklaven mehr auf den Märkten von Chiwa verkaufen zu lassen. Wenn dieß wahr ist, so muß dadurch dem unaufhörlichen Menschenraub, der von Astrabad bis gegen den Hindukusch hin von den Turkomanen getrieben wurde, allmählich gesteuert werden, und die letzteren werden dieß den Engländern übel gedenken. Die Sache hat indeß im gegenwärtigen Augenblick noch ein specielles Interesse. Der von uns bereits oben erwähnte Yar Mohammed Chan, der Minister des so gut wie verschollenen Kamran von Herat, ein trotziger Afghane, hat seit einiger Zeit in dem eigenen Gebiete seines Herrn die Tadschiks, d. h. die waffenlosen Landbauern, zusammengefangen und nach Chiwa verkauft, wodurch er ein bedeutendes Vermögen zusammenraffte; die Engländer scheinen gesonnen, ihm nicht nur dieß, sondern auch das Ministerhandwerk zu legen, und diese Maaßregel gegen den Sklavenhandel könnte wohl den Bruch, wenn auch nicht veranlassen, doch beschleunigen.

Für Transoxana überhaupt muß die Expedition, wenn gleich mißglückt, bedeutende Folgen haben. Der Handel, der ohnehin schon von Orenburg, Troizk und Petropaulowsk schwunghaft nach diesen Ländern betrieben wurde, wird einen neuen Anstoß erhalten, und hat auch nach Buchara in den letzten Jahren, wenn irgend den russischen Angaben zu trauen ist, zugenommen. Die genauen Nachrichten, welche die Russen über den Handel dieser Länder in den letzten Zeiten gesammelt, und von denen wir nur einen sehr schwachen Auszug in dem Artikel „Der Handel Rußlands gegen Osten“ (s. Nr. 301 ff.) gegeben haben, lassen erwarten, daß diese Länder sich durch ihr Handelsinteresse immer enger mit Rußland verbinden werden, denn eines ihrer Haupterzeugnisse, Baumwolle und Baumwollengewebe, können sie beinahe nirgends hin als an die Russen absetzen; zudem muß auch der erwachte Neid gegen die indischen Kaufleute, die Bucharen selbst, Usbeken sowohl wie Sarten, immermehr zum Besuche der russischen Messen antreiben.

Wir haben in dem genannten Aufsatz über den russischen

Handel gegen Osten darauf aufmerksam gemacht, welche Vortheile Rußland von seiner Lage ernte, und wie eine Menge russischer Fabrikerzeugnisse trotz ihrer geringen Güte (s. die Messe in Charkoff Nr. 306 ff.) guten Absatz bei den Steppenvölkern finde; aber eben so wie nur noch wenige Erzeugnisse Buchara's nach Persien gehen, das mehr und mehr mit englischen, zum Theil auch mit deutschen Producten, zum Nachtheil der asiatischen versorgt wird, so ist es auch mit Rußland der Fall. Auch seine Ausfuhr nach Persien (s. den Artikel: Rußlands Handel nach Süden Nr. 328 ff.) ist höchst unbedeutend, und bis jetzt sind noch alle seine Bemühungen, die Engländer auszustechen, vergeblich gewesen. Was ihm aber an Handelseinfluß abgeht, das ersetzt es reichlich durch den politischen, denn wie oben schon bemerkt, ist der Einfluß Rußlands am persischen Hofe noch immer allmächtig.

Während die Angelegenheiten des Orients in solcher Verwirrung sind, darf man nicht vergessen, ein Auge auf das wilde Kurdistan zu werfen, auf das Land der wildesten Krieger Asiens. Die zügellose Freiheit der Kurden hat sie trotz ihrer Kraft immer mehr oder minder schwach gelassen, und sie haben — wenigstens der größere Theil davon — immer die Herrschaft Persiens oder der Türkei anerkennen müssen. In dem Maaße aber, als die Kraft beider erschlaffte, fühlten die Kurden sich selbst, und handelten unabhängiger. Wir haben in dem Artikel: der Kampf um Syrien (s. Nr. 1 ff.) die Stellung der Kurden zwischen Mehemed Ali und der Türkei, so wie zu den Persern erwähnt, und namentlich den geschichtlichen Umstand hervorgehoben, daß die Türken im Anfange des 16ten Jahrhunderts, um Aegypten überhaupt wirksam angreifen zu können, da jedes Eindringen in die Tauruspässe mißlungen war, sich Kurdistans bemächtigen mußten. Seit dieser Zeit führte Kurdistan den Namen einer türkischen Provinz, die meisten Paschas aber waren erblich und so gut wie unabhängig: es waren einheimische Häuptlinge, denen der Rang als türkische Paschas eine höhere Stellung in ihrem eigenen Lande sicherte. Seit den letzten zehn Jahren sind die Kurden sehr unruhig: wir haben die Geschichte des Mir von Rewendus (s. Nr. 203 ff.) aufgeführt, weil sie ein lebhaftes Bild des innern Zustandes entwirft, und zeigt, was ein einzelner, entschlossener Mann in diesem unaufhörlich bewegten Lande erreichen kann. Zwar hat Reschid Pascha und sein Nachfolger für einen Augenblick Kurdistan, nachdem der Mir von Rewendus weggelockt und verrätherisch ermordet worden war, wieder unterworfen (s. Kleinasien und die dortigen Ereignisse Nr. 235 ff.), allein mit welchem Erfolge zeigt die Geschichte der türkischen Niederlage bei Nezib (s. Ereignisse in Kleinasien. Zweiter Abschn. Nr. 255 ff.), wo die Kurden die gefährlichsten Feinde der fliehenden Türken waren. Ebenso haben sie in neuester Zeit die Ueberreste der über den Taurus zurückziehenden ägyptischen Armee hart mitgenommen. Die Engländer scheinen fortwährend dem Lande große Aufmerksamkeit zu widmen, denn außer Ainsworth, der schon wieder aus Kurdistan zurück in Mossul angekommen ist (s. Nr. 334), hat auch ein Doctor Grant das Land neuerdings wieder (s. Nr. 131) besucht. Es möchte kaum zu bezweifeln seyn, daß bei der zunehmenden Rathlosigkeit und Schwäche der türkischen und persischen Regierung Kurdistan wieder eine bedeutende Rolle spielen wird.

Von gleicher Wichtigkeit für die Entwicklung der Dinge in Vorderasien ist das nicht minder kühne, doch bei weitem minder rohe Bergvolk der Tscherkessen, so wie im Osten der kaukasischen Landenge die Lesghier. Sobald es Rußland definitiv gelungen ist, diese beiden Völker zu besiegen, so steht seine Macht in Vorderasien fest; so lange sie noch widerstehen, ist sie schwankend. Ueber den eigentlichen Gang des Kampfes sind wir durch die beiden, kürzlich erschienenen Werke von Bell und Longworth nicht viel klüger geworden, da es leicht ersichtlich ist, daß beide mehr als einmal von den mit Recht mißtrauischen Tscherkessen in ehrenvoller Gefangenschaft gehalten, und keineswegs in die Plane der Häupter eingeweiht waren. Bis jetzt noch stehen die Tscherkessen unbezwungen da, aber ohne äußere Hülfe ist ihr nicht fernes Unterliegen ziemlich zu berechnen. Die eigenthümlichen, nicht bloß an der Küste, sondern auch im innern Lande herrschenden Fieber sind oft gefährlichere Feinde für die Russen gewesen, als die Tscherkessen, so tapfer auch diese sind. Die Lesghier, denen es an der Ritterlichkeit zu fehlen scheint, welche die Tscherkessen auszeichnet, haben dagegen ein Reizmittel, das den Tscherkessen fehlt, nämlich den moslemitischen Fanatismus. So viel sich aus den ziemlich verworrenen Nachrichten entnehmen läßt, so handelt es sich im Tscherkessenlande noch immer darum, durch eine vom Kuban und zugleich vom Meere aus geleitete Unternehmung ein größeres und kleineres Dreieck, dessen Spitze Anapa bildet, abzuschneiden, und an dem Ausgang der Thäler Festungen anzulegen, wodurch dieselben mehr oder minder gesperrt würden. Dieser für die Tscherkessen sehr gefährliche Anschlag scheint in diesem Frühjahre durch Ueberrumpelung mehrerer russischen Westen mißglückt zu seyn. In Lesghien ist die Lage anders. Im nördlichen Dagestan besitzen die Russen eigentlich nur den schmalen Uferstrich zwischen dem Gebirge und dem Meere; lange Zeit konnten sie gar nicht ins Gebirge eindringen, und somit war dieser Landstrich und die Verbindung der Russen mit Baku zu Lande stets gefahrdet. Jetzt sind sie an mehreren Punkten in dieß Gebirge eingedrungen, und haben Festungen angelegt, allein eben dieß reizt unaufhörlich die Bergstämme, von denen immer noch eine große Zahl den Russen unerreichbar ist, zu neuem Kampfe. Bei dem großen Mangel unserer topographischen Kenntnisse sind die einzelnen Nachrichten sehr unverständlich; was davon in englischen Blättern kommt, scheint meist von Polen gegeben, wenigstens deutet die polnische Schreibart russischer Wörter darauf hin.

(Fortsetzung folgt.)

Koszowata.

Zweiter Abschnitt.

Als der Herr Staroste mit seiner Gattin Kruto-horby verlassen hatten, entschuldigten sich Niemirycz und Herr Stanislaus mit aller großer Ermüdung, indem sie heute Morgens erst aus Bohatlaw an-

gekommen, und, obwohl Soldaten, doch nicht von Stein seyen, wünschten gute Nacht, und gingen ins Wirthschaftszimmer, angeblich um dort zu schlafen, aber sie legten sich nicht schlafen, sondern bestiegen die bereits gesattelten Pferde und sprengten fort, gefolgt von drei zuverlässigen Kosaken des Landmundschenken und wohl bewaffnet mit Gewehr und Spießen. Sie fürchteten zwar keine Gefahr, wenigstens betrachteten sie solche keineswegs als gewiß, denn seit undenklicher Zeit streiften und streifen noch Wölfe in der Kosaken-Ukraine herum, und dennoch ritten und reiten die Leute bei Nacht so gut wie bei Tage durch die Steppen und die Einöden, ohne Wölfe zu fürchten, aber Pan Niemirycz, ein Edelmann von ritterlichem Stamm, gehörte zu den Leuten, die ihren Säbel stets zur Vertheidigung des Glaubens, des Vaterlandes und der Frauen in Bereitschaft haben. Ohne irgend einen unerlaubten Gedanken oder einen unehrenhaften Zweck setzen sie ihr Leben aufs Spiel, wäre es auch nur, um den Frauen zu zeigen, daß es für sie ist — und so wollte er jetzt der Starostin andeuten, daß er trotz des Verbots dennoch über sie gewacht habe.

Von Grabhügel zu Grabhügel, zwischen Eichen und den Schluchten hinab folgten die Pferde Schritt vor Schritt den Spuren der Schlittenläufe, streckten den Hals vor, senkten die Köpfe gegen den Schnee, schnoberten mit den Nüstern und verloren nicht den Weg. Aber die Zickzackwindungen der Spur waren nicht nach dem Geschmack der Reiter, sie trabten nur langsam vorwärts, und von dem Schlitten war nichts zu erblicken, obgleich man in der weißen Schneefläche deutlich und weit sehen konnte. Aber bei dem Mondlicht, bei der blendenden Weiße des Schnees schwamm es ihnen vor den Augen, und wo sie hinblickten, schien sich ihnen ein Weg zu öffnen. Mit Gewalt wandten sie die Pferde nach der pfadlosen Flur, stampften im Schnee, und vergebens sagten ihnen die Kosaken: „Liebe Herren, laßt den Pferden ihren Willen, sie sehen besser, als wir."

Einmal von der Spur abgekommen, konnten sie nicht wieder darauf einlenken, wateten nach der Steppe von Koszowata zu, und einer der Kosaken ging als Führer voraus, mühsam den Weg von einem Merkzeichen zum andern suchend. Auf einmal krachte links in der Ferne ein Schuß, dann ward es still. Sie horchten eine Weile, aber der Wind heulte, die Aeste knarrten, sonst war es nichts — sie richteten den Blick in die Ferne, der Mond schien, Eichen zeigten sich und der Schnee flog auf. Der als Führer dienende Kosak rief: „Auf dem Atamans-Hügel!" und setzte sein Pferd in Galopp. Die Reiter sprengten ihm nach auf einem Seitenwege, hinter ihnen stäubte der Schnee, sie hielten die Gewehre in Bereitschaft, blickten weit vor sich hin in die Ferne und sahen nichts. Niemirycz und Stanislaus spornten die Pferde und eilten dem Führer voraus. Mit der Peitsche bearbeitete dieser seine Mähre und rief: „Meine Herren, zurück! Verliert nicht den Punkt aus dem Auge!" Plötzlich riefen alle: „Wölfe, Wölfe! holla, vorwärts, vorwärts!" und sprengten ihre Pferde in vollen Lauf. — Wie losgelassene Windhunde, die fern von den Jägern einen Hasen erwischen, und ihn rechts und links schleppen und in Stücke reißen — so zerrten die Wölfe irgend eine Beute in die Schlucht hinab, doch nicht alle — zwei oder drei sprangen wie Schildwachen gegen eine Eiche. Jetzt kommen die Reiter herangeflogen, erhoben voll Schrecken mit einemmal ein lautes Geschrei, schossen ihre Stutzen ab, und die Wölfe sprangen zur Seite mit funkelnden Augen, heulten kläglich und zogen sich gegen die Schlucht.

Sie springen von den Pferden und heben etwas auf, es ist ein in Stücken gerissener Kosakenmantel und die Fetzen einer Kosakenmütze — sie sehen sich um, da springt von der Eiche ein Kosak herab in den Schnee, als steige der todte Ataman aus dem Grabhügel heraus — auf seinem Gesichte malte sich weder Schrecken, noch Ermattung, noch Freude. — „Ei, meine lieben Herren, gebt mir ein Pferd, damit meiner Herrschaft dort nichts Böses zustößt." Und ohne die Antwort abzuwarten, ging er nach dem ersten, faßte den Zügel, sprang in den Sattel, und fort ging's in die Steppe hinaus, ohne daß einer daran gedacht hätte, es ihm zu wehren oder ihn aufzuhalten. Die vier Reiter saßen wieder auf und sprengten ihm im Galopp nach, nur der Kosak Mykita blieb zurück und brummte: „Der Teufel, das ist keiner unseres Schlags, das ist ein wahrer Ataman!" An den Aesten kletterte er empor auf die Eiche und schaute sich um. Ohne Mütze, ohne Mantel sprengte Marym voraus, bald rechts, bald links auf der Steppe sich wendend; das Pferd machte Sätze, wie er es nie gesehen, die vier Reiter jagten ihm nach, aber Marym ließ sie hinter sich, als ob sie stehen blieben. „O wehe mir Armen — der Teufel holt meinen Rappen — weder er noch sein Vater sind je so gerannt — was ein rechter Bursche ist, der bleibt's — o wenn die Ukraine einen solchen Ataman hätte." Und er klagte nicht mehr um seinen Rappen, und es wurde ihm nicht kalt, sondern er schaute dem ächten Kosaken nach und erfreute sich darüber in seiner Seele.

Mit Tagesanbruch kehrte Herr Stanislaus und Niemirycz nach Krulo-borky zurück und erzählten sogleich dem Landmundschenken den ganzen Vorfall — wie seine Tochter in Sicherheit sey und was Marym gethan — wie er sich eine Weile mit den Wölfen herumgebalgt, ihnen dann Mantel und Mütze gelassen habe und auf die Eiche gestiegen sey, wo er der Wölfe spottete und nur an seine Herrschaft dachte. „In der That, meine Herren, sagte Trzeciak, das ist doch wirklich ein verzweifelter Mensch; so habe ich noch keinen gesehen. Ich bin doch ein gutes Stück in der Welt herumgekommen, aber ich gestehe, daß ich kaum glaube, daß solche Wagehälse sich heutiges Tages bei den Zaporogern finden." — „Wer weiß, vielleicht ist er unter den Zaporogern gewesen," bemerkte der Kämmerer. — „Und woher soll denn der Woiwode ihn bekommen haben? Wie man sagt, steht der Woiwode nicht sehr gut mit den Zaporogern." — Der Landmundschenk stand plötzlich auf und ging aus dem Zimmer; als seine Frau ihn benachrichtigte, daß das Frühstück auf dem Tisch stehe, fand sie ihn vor dem Bilde der Mutter Gottes knien, und hörte, wie er das Gebet für die Seelen der Verstorbenen sprach.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 143 u. 144** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Eugen Onegin.** Ein Roman in Versen von Alexander Puschkin. — **Louis Veisse über den Sensualismus in Frankreich. — Villaud von Varenne. — Courtois. —**

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abonnenten des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für Inländer, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 143 u. 144.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

9 December 1840.

Eugen Onegin.

Ein Roman in Versen von Alexander Puschkin.

Übersetzt von Roman Freih. Rudberg-Brauninghausen.

Erstes Capitel.

Er eilt zu leben und beeilt sich zu empfinden.
Wiasemsky.

1.

Er bleibt ein Ehrenmann vor Allen
Mein Oheim, da er ernstlich krank,
Er konnte nie auf Bess'res fallen,
Und zwingt mir Achtung ab und Dank.
Sein Beispiel sey den andern Lehre!
Doch welche Langweil, Gott, auf Ehre,
Beim Kranken Tag und Nacht zu wachen
Und keinen freien Schritt zu machen!
Und dann — welch' kleinliches Bemühn:
Das Kissen wird zurecht gerückt,
Der Sterbende mit Witz erquickt,
Man reicht ihm traurig Medicin:
Und denkt im Herzen ganz verstohlen,
Wann wird denn dich der Teufel holen?

2.

So dacht', indeß die Pferde rannten,
Von Staub umhüllt, ein junger Fant,
Doch den zum Erben der Verwandten
Nach höchstem Willen Zeus ernannt.
Ludmillens Freunde und Rußlan's. *)
Laßt mich den Helden des Romans
Ohn' alles Vorwort, allsogleich
Bekannt, befreundet machen euch.

*) Eines der ersten Gedichte Puschkin's, doch nicht weniger schön als seine spätern.

Mein Freund Onegin ward geboren,
Du Leser, an der Newa Strand,
Den, wenn dort nicht dein Heimathland,
Du doch zum Glanzpunkt dir erkoren.
Auch ich ging dort in früh'ren Tagen,
Doch kann den Nord ich nicht vertragen. *)

3.

Sein Vater diente brav und ehrlich
Und lebte jetzt von Schulden noch;
Drei Bälle gab er immer jährlich,
Und ruinirt sich endlich doch.
Das Schicksal hütete Eugen;
Erst mußt' Madame ihn übersehn,
Dann löste Monsieur sie ab.
Er war ein wilder, hübscher Knab', —
Monsieur l'Abbé, ein Krüppelwesen,
Der brach' ihm Alles spielend bei,
Damit's dem Kind nicht lästig sey; —
Plagt nie ihn mit Moralienlesen,
Schalt kaum mit Worten ihn, mit harten,
Und — führt ihn in den Sommergarten. **)

4.

Doch als die Zeit der Jugendfreuden
Eugen genaht, mit Lust und Braus,
Der Hoffnung Zeit und süßer Leiden:
Warf man Monsieur zum Haus hinaus.
Frei ist Onegin! Wie's gebührt
Nach neu'ster Mode schön frisirt,
Wie'n Londner Dandy ausgeschmückt
Hat endlich er die Welt erblickt.

*) Eine feine Anspielung auf seine Verbannung nach Odessa durch den Kaiser Alexander, in Folge mancher zu liberaler Gesinnungen und Aeußerungen des Dichters.

**) Versammlungsort der Kinder aus den vornehmen Ständen, die unter Aufsicht ihrer Bonnen und Erzieher sich hier belustigen.

Sich auf franzöſiſch auszudrücken
Verſtand er mit Vollkommenheit.
Er grüßte ohne Steifigkeit
Und tanzt Mazurka zum Entzücken:
Sagt ſelbſt, was wär' noch mehr nothwendig?
Er galt für hübſch und ſehr verſtändig.

5.

Man lernt allmälich, ohn' Bemühung,
Doch was, auf irgend eine Art,
So daß, Gott Lob! durch die Erziehung
Zu glänzen keinem ſchwierig ward.
Eugen war nach der Richter Spruch
(Die ſchnell entſchloſſen ſtreng und klug)
Zwar ganz geſcheidt, jedoch Pedant,
Der bloß die ſchöne Kunſt verſtand:
Er konnt' auf jedem Feld ſich zeigen
Mit ungezwungner Leichtigkeit,
Und wußt bei jedem wichtigen Streit
Mit tiefgelehrtem Blick zu ſchweigen;
Auch ſah man's ſeinem Witz gelingen
Bei Frauen Lächeln zu erzwingen.

6.

Latein iſt längſtens aus der Mode,
Doch wußt er, um ganz wahr zu ſeyn,
Für die Kritik zu mancher Ode
Doch immer noch genug Latein;
Sprach über Juvenal's Satyren,
Konnt' Epigraph analyſiren,
Er fügte mit verſtänd'gem Sinn
Am Schluß des Briefes „vale" hin,
Und kannt', wenn auch nicht ganz gewiß
Zwei Verſe aus der Aeneis;
In Schätzen, die die Sagen boten
Von Staub umhüllt, wühlt er nicht gern,
Auch die Geſchichte ließ er fern,
Doch wußt er alle Anekdoten
Von Romulus zu unſern Tagen,
Dir ohne Anſtoß herzuſagen.

7.

Er ſuchte jede Kunſt zu meiden
Die ſtörend wirket im Genuß,
So lernt er nimmer unterſcheiden
Den Jambus von dem Dactylus.
Er ſchalt Homer und Theokrit
Und las dafür den Adam Smith
Und war als Staatswirth muſterhaft,
Das heißt: er ſprach mit Urtheilskraft,
Wie ſich der Stadt bereichern könne,
Wovon er lebt, warum und wie
Des Geldes er bedürfte nie,
Wenn er Naturproduct' gewönne. —
Sein Vater konnt' dieß nicht verſtehen
Und ließ ſein Gut zu Wuchern gehen.

8.

Doch wenn ich Alles wollte nennen
Was er verſtand, ſo fehlt die Zeit;
In einem noch, muß ich bekennen,
War er Genie, Vollkommenheit.
Was in der zarten Kinderbruſt
Ihm Mühe, Qual und Schmerz und Luſt,
Was ihn nicht raſten ließ noch ruhn
Im kummervollen Nichtsthun:
Es war die holde Kunſt im Lieben,
Für die einſt Naſo's Lied erſcholl,
Deſſ' Leben, glanz- und unruhvoll,
Für ſie als Märtyrer geblieben,
Dort in der Moldau Steppen-Oeden
Wo fern Italia's Lüfte wehten. *)

9.

. . . . . .
. . . . . .

10.

Wie früh verſtand er ſchon zu heucheln:
Bald hoffnungslos — und voller Gluth, —
Verſtellung dann und ſüßes Schmeicheln —
Voll Wehmuth und voll Siegesmuth!
Bald wieder ſtolz, gehorſam bald,
Und aufmerkſam und eiſig kalt! —
So ſchmachtend blickt er, wenn er ſtill
Und wenn er ſprach: voll Gluth, Gefühl.
Wie läſſig konnt' er, wie vermeſſen
In ſeinen Liebesbriefen ſeyn;
Durch ſie nur athmend, ſie allein
Schien er ſich ſelber zu vergeſſen!
Sein Blick ſo kühn und ſchnell erbötig
Für Thränenglanz — wenn er ihm nöthig.

11.

Wie weiß den Neuling er zu ſpielen,
Die Unſchuld ſtaunt bei ſeinem Scherz,
Erbebt bei ſeinen Gramgefühlen
Und ſchenkt dem Schmeichelwort das Herz.
Er faßt der Gnade Augenblick,
Der Vorurtheile Unſchuldsglück
Beſiegt Vernunft, und Gluth erzwingt,
Daß ſich der Liebe Wort entringt.
Er bebt und fleht und will nicht weichen,
Belauſcht des Herzens erſten Ton,
Verfolgt die Liebe, die entfloh'n,
Und wird ein Rendez-vous erreichen
Und gibt, wo keine Zeugen ſtören —
Im Stillen dann ihr gute Lehren.

*) Der Dichter Ovidius Naſo wurde 7 Jahre n. Ch. vom Kaiſer Auguſtus in das Land der Geten (Beſſarabien) verbannt, wo er 10 Jahre lebte und 17 n. Ch. in Tomi ſtarb. D. U.

12.

Selbſt der Koketten Herzen beben,
Trotz längſt bewährter Kunſt und Kraft;
Doch galt es Kampf auf Tod und Leben
Mit einer Nebenbuhlerſchaft:
Wie griff er dann ſie beißend an,
Wie ſchlau ſein Netz ſie da umſpann!
Ihr aber, ſel'ge Ehemänner,
Ihr bleibt ihm immer Freund und Gönner!
Ihm ſchmeichelte der liſtige Gatte,
Der ſelbſt im Dienſt Faublas' ergraut,
Der ſchwache Greis, der ſeinem Trank
Und ſtattlich ſeine Hörner hatte,
Der ſtets zufrieden unterdeſſen
Mit ſich, der Frau und ſeinem Eſſen.

13. 14.

. . . . . .
. . . . . .

15.

Zuweilen liegt er noch im Bette,
So bringt man Karten ſchon herein;
Von dreien Seiten gar, ich wette,
Läd't man ihn heut zum Abend ein.
Hier iſt ein Ball — dort thé dansant!
Sagt ſelbſt, was fängt der Gute an?
Wohin zuerſt? O ſeyd doch klug,
Man kommt noch immer früh genug.
Im Morgenracke unterdeſſen
In einem breiten Bolivar, *)
So fährt Eugen auf's Boulevard
Und wandelt ruhig und gemeſſen
Bis ihn die Breguetuhr bedeutet,
Und ihn zur Mittagstafel läutet.

16.

Es dunkelt ſchon! — Die Roſſe jagen —
„Vorweg," ſo ruft der Kutſcher wild,
Wie Silber glänzt ſein Biberkragen
Vom Staub des Weges eingehüllt.
Er eilet raſtlos zu Talon, **)
Man wartet ſeiner ſicher ſchon;
Zur Decke ſpritzt, kaum tritt er ein,
Hell ſtrömend der Kometenwein.
Der Roaſt-beef winkt mit blut'ger Röthe,
Der Kochkunſt Blüthe; Trüffeln, zart
Und theuer, nach der Jugend Art,
Und friſche Straßburger Paſtete
Und Limburger voll regem Leben,
Mit goldner Ananas daneben.

*) Ein Hut à la Bolivar.

**) Eine Reſtauration in Petersburg.

17.

Noch löſchten durſtige Pokale
Gar gern des heißen Roaſtbeef's Gluth,
Da mahnt mit leiſem Glockenſchalle
Die Uhr, daß heut ein neu Ballet.
Nun fliegt Eugen ohn' Aufenthalt,
Thalia's leitende Gewalt,
Ein Ehrenbürger der Couliſſen,
Und flücht'ger Gönner der Actricen, —
Bis er in jenes Tempels Hallen
Wo hier beklatſcht ein Entrechat,
Dort ausgezischt Kleopatra:
Ja, wo Kritik geübt von Allen,
Und wo Moina ſie bekehren *)
Um ihren eignen Ruf zu hören,

18.

O Zauberort! Stets wird dich zieren
Von Wieſen's Ruhm, der ſtolz und kühn
Hier einſt Beherrſcher der Satyren, **)
Und der gelehrige Knjäſchnin, ***)
Wo Oſerow ****) der Thränen Fluth
Als unfreiwilligen Tribut
Des Volkes und des Beifall's Ruf
Mit der Semenow †) ſich erſchuf.
Ja, dort wo einſt Katenin ††) blickte,
Er, den entflammt Corneille's Genie,
Wo Schachowskoi †††) die Komödie
Belebt und Didlo ††††) uns entzückte,
Dort, in dem Schatten der Couliſſen
Sah ich die Jugendzeit verfließen.

19.

Werd' ich Euch Holde wiederſchauen?
Hört meine Stimme klagend, welch!
Seyd Ihr noch jene ſchönen Frauen?
Vertrat auch keine Fremde Euch?
Darf wieder ich den Chören lauſchen,
Darf meine Seele ſich berauſchen

*) Moina iſt eine Perſon aus dem Trauerſpiele: Fingal, vom ruſſiſchen Dichter Oſerow.

**) Denis von Wieſen — wahrſcheinlich deutſcher Abſtammung — lebte unter der Regierung Catharina II und erwarb ſich einen großen Ruf durch den kernigen Witz ſeiner Luſtſpiele und Fabeln.

***) Ein Zeitgenoſſe Wieſens, und gleichfalls dramatiſcher, wenn auch weniger originneller Dichter.

****) Gleichfalls Dramatiker.

†) Eine beliebte Schauſpielerin unter Catharina II.

††) Der Cid des Corneille iſt mit vielem Geſchick von ihm nachgebildet worden.

†††) Ein guter Luſtſpieldichter. D. U.

††††) Ein ausgezeichneter Balletänzer damaliger Zeit. Seine Ballette ſind voll lebendiger Einbildungskraft und ausgezeichneter Schönheit. Einer unſerer Romanſchreiber fand in ihnen mehr Poeſie als in der ganzen franzöſiſchen Literatur. A. Puſchkin.

An Rußland's Terpſichorens Flug?
Doch war es nur des Wahnes Trug.
Seh ich Euch nimmer auf der Bühne:
Dann ſchau' die Fremden ich mit Haß
Durch mein entzaubert Opernglas! —
Man jauchzt! Ich ſteh mit kalter Miene
Und gähn', und will mich ſtill verſenken
In früh're Zeit und Eurer denken.

20.

Und des Theaters Logen prangen,
Parterre und Lehnſtuhl ſind beſetzt.
Das Paradies klopft voll Verlangen
Und aufwärts rollt der Vorhang jetzt.
Da ſchwebt, wie eine Glanzgeſtalt
Des Bogens zaubriſcher Gewalt
Gehorſam, in der Nymphen Schaar
Iſthomena, *) ſo wunderbar.
Sie dreht ſich langſam in die Runde,
Indeß ein Fuß die Erd berührt,
Und ſchwingt ſich auf, vom Sturm entführt,
Wie Daunen vor des Aeols Munde,
Verſtrickt ſich im harmon'ſchen Schaukeln
Und läßt die Füßchen wirbelnd gaukeln.

21.

Da tritt Onegin zwiſchen Stühlen
Und über Füße läſſig ein,
Und läßt ſein doppelt Glas beſchielen
Die Damen in den Logenreihn.
Er muſtert rings mit ſtrengem Blick
Und kehrt ihn mißvergnügt zurück;
Sie ſind ihm gar nicht nach dem Sinn;
Er grüßt die Herr'n, ſpricht her und hin,
Schaut auf die Bühn', zerſtreut und müſſig
Sieht wieder weg und gähnt und ſpricht:
„Auf Ehre, ich begreif es nicht,
Wie man ſie längſt nicht überdrüſſig?
Auch Didlo will mir nicht behagen,
'S iſt Zeit, ſie alle fortzujagen;

22.

Noch ſpringen Amor, Teufel, Schlangen
Wild auf der Bühne, mit Gebraus,
Noch ruh'n die Diener, ſchlafumfangen,
Auf Pelzen bei der Einfahrt aus;
Noch währt das Stampfen lange Zeit,
Man huſtet, ziſcht und klatſcht und ſchreit;
Von innen, außen überall
Glänzt hell noch der Laternen Strahl,
Noch ſcharren Roſſe, halb erfroren,
Im läſt'gen Joch voll Uebermuth.
Der Kutſcher ſchilt bei Feuersgluth
Den Herrn, und reibt ſich Fauſt und Ohren:
Onegin war ſah längſt man ſcheiden —
Er eilt nach Haus, ſich anzukleiden.

23.

O könnt' ich das Gemach beſchreiben
Mit treueſter Genauigkeit,
Wo ſtill der Freund vom Modetreiben,
Sich aus- und an- und wiederkleid't,
Ja Alles was uns London ſchafft
So knauſerig und launenhaft,
Und uns für Holz, auf ball'ſcher Fluth,
Und Fett, zu bringen hat geruht,
Was in Paris nur Schönes immer
Der ewig hungrige Geſchmack
Sich zum Erwerbszweig wählen mag
Für Müßiggang und Modeſchimmer:
Das Alles zierte Tiſch und Ofen
Des achtzehnjähr'gen Philoſophen.

(Fortſetzung folgt.)

*) Die erſte Ballettänzerin zu dieſer Zeit.

Louis Peiſſe,

über den Senſualismus in Frankreich.

In einer Vorrede, womit er die Ueberſetzung „philoſophiſcher Fragmente" des ſchottiſchen Profeſſors William Hamilton begleitet, ſpricht ſich L. Peiſſe über den Zuſtand der Philoſophie in Frankreich und insbeſondere auch über die ſenſualiſtiſche Schule daſelbſt aus. Seine Bemerkungen dürften nicht ohne Intereſſe geleſen werden.

„Die ſenſualiſtiſche Schule iſt gewiß die zahlreichſte, die populärſte und gewiſſermaſſen die nationalſte. Ihre Dogmen ſind bekannt und haben im Weſentlichen nur wenige Modificationen erfahren. Sie herrſcht in allen gelehrten Berufen. Die phyſikaliſchen und Natur-Wiſſenſchaften, die phyſiologiſchen und ſelbſt die ökonomiſchen und politiſchen Wiſſenſchaften ſind noch ganz von ihrem Geiſt getränkt. Und wenn man hauptſächlich nach dem Umfang der praktiſchen Anwendung, nach ihrem Einfluß auf die Richtung des intellectuellen Strebens und Wirkens, überhaupt nach den praktiſchen Reſultaten die Wichtigkeit einer philoſophiſchen Lehre ſchätzen muß, ſo ſtellen wir mit allem Recht dieſe Schule voran.

„Dennoch gilt dieſe Schule für eine aufgegebene und verlaſſene, und theilweiſe iſt dieß wahr; ihr Geiſt iſt noch vorhanden in latenter Form, aber ihre poſitiven Principien, ihre Pſychologie, Moral und Politik haben keine offenen Vertheidiger mehr; die letzten ihrer Theoretiker ſind geſtorben, ohne nur den Verſuch gemacht zu haben, ſie zu vertheidigen; ſie hat ſeit zwanzig Jahren kein bedeutendes Buch hervorgebracht, und unter ihren

erklärten Anhängern trifft man nicht Einen Geist, nicht Ein Talent, das sich über das Gewöhnliche erhöbe. Vertrieben von der Sorbonne, von der Universität und von der philosophischen Welt im eigentlichen Sinne, hat sie sich in die Medicin geflüchtet, welche sie nun als ihr Eigenthum anspricht. Da, immer mehr zusammenschrumpfend, ist sie nun ein bloßer Zweig der Physiologie geworden und, von Stufe zu Stufe heruntersinkend, hat sie sich endlich mit der Phrenologie identificirt; denn das ist heutzutage der wahre Name der Philosophie Locke's, Condillac's, d'Alemberts, Helvetius', Destutt de Tracy's. Die Phrenologie ist das letzte Wort und die letzte der Beurtheilung fähige Form der sogenannten sensualistischen Schule; wenn diese Schule irgendwo existirt, so ist es hier; anderswo würde man sie vergebens suchen. *) Bei dieser Umgestaltung hat sie alles verloren, was ihre Stärke, ihr Ansehen, ihre Größe und Autorität ausmachte; sie hat nichts behalten als ihre Zuversichtlichkeit und Heuchelei.

Es ist aber leicht zu sehen, daß in dieser letzten Verschanzung der Sensualismus, als philosophische Schule, nur einen sehr untergeordneten Rang einnimmt. Seit seinen letzten Häuptern, die selbst, wie ihr Landsmann Mesmer, nur eine Art wissenschaftliche Abenteurer waren, die jedoch, man muß es gestehen, mehr die Narren ihres eigenen Systems waren, als man zu glauben geneigt seyn möchte, nach der Art und Weise, wie sie es gelehrt und marktschreierisch angepriesen haben, kann man unter dieser Secte kaum mehr einen Namen von einiger Bedeutung, Autorität oder Glanz nennen. Man hat in den letzten Jahren einen, in andrer Beziehung mit Recht berühmten Mann die Phrenologie unter seinen Schutz nehmen sehen; aber ohne daß ich mir anmaße, nur so im Vorübergehen abzuurtheilen über eine so große Reputation, werde ich doch nur etwas behaupten, was jedem Urtheilsfähigen bekannt ist, wenn ich sage, daß Broussais durch und durch unfähig war zu der Rolle eines Philosophen, die er annahm; er hatte nur den Geschmack oder vielmehr die Manie für die Philosophie, ohne alles Talent dazu; seiner gänzlichen Unzulänglichkeit kam nichts gleich als seine unglaubliche Keckheit und die ebenso unfaßliche Toleranz des competenten Publicums. Was vorzüglich befremden darf, das ist nicht sowohl, daß die Phrenologie einigen Lärm gemacht und einiges Terrain gewonnen hat, denn die Gemeinheit ihrer Formen und ihrer Sprache, verbunden mit dem geheimen, bisher unerklärlichen Reiz ihrer Consequenzen, erwarben ihr Popularität, als vielmehr, daß ein als Theorie so absurd formulirtes System, vertheidigt mit einer so skandalösen Unwissenheit und einem so lächerlichen Mißverstehen der Hauptfragen, ein System, das sich unter Formen von so schmählicher Trivialität darstellte, sich in Akademien, Schulen, und in der denkenden und gebildeten Welt geltend machen konnte, ohne daß die beleidigte Vernunft und der Geschmack den geringsten Versuch gemacht hätten, diesen Einfall des Pöbels in das Gebiet des Gedankens zurückzuweisen. Auch glaubte dieser Pöbel, wie man dieß bei andern Gelegenheiten schon erlebt hat, das Recht zu haben, weil er die Macht hatte, man ließ ihn schreien: die Phrenologie sey die französische Philosophie, und vielleicht glaubte das gelehrte Europa einen Augenblick an diese Erniedrigung des Vaterlands eines Descartes und Mallebranche. Ich suche vergebens einen triftigen Grund für dieses Schweigen; was auch die Ursache davon sey, sie ist verdammenswerth; im Reich der Ideen wie in der Politik hat Niemand das Recht abzutreten und seinen Posten zu verlassen, wer auch der Gegner oder Prätendent sey.

Handelte es sich nur um einen Kampf der Eigenliebe, um ein eitles Gezänke der Literatur, so wäre diese Gleichgültigkeit verzeihlich und selbst löblich; aber die Philosophie wäre die ärmlichste aller intellectuellen Beschäftigungen, wenn man sie zu einer bloßen wissenschaftlichen Curiosität herabsinken ließe. Die größten Interessen dieser Welt sind in Wahrheit an ihr Schicksal geknüpft. Sie ist es, die am Ende die praktische Lenkung und Richtung der Gesellschaft regelt und bestimmt, weil sie es ist, die überall die Principien des Glaubens und in Folge hievon die vernünftigen Motive des Handelns darbietet. Der Mensch, als vernünftiges Wesen, handelt in der That immer nach Vernunftgründen; und selbst wenn er der Leidenschaft oder dem Trieb folgt, was oft geschieht, ermangelt er nicht, sich unter den Schutz eines Sophisma oder eines Vorurtheils zu stellen, d. h. eines Princips, wenn auch eines falschen. Das vergessen die Staatsmänner, welche die Ideen den sogenannten Interessen unterzuordnen Lust haben. Es liegt eine Politik, eine Moral, eine Religion verborgen unter jeder Psychologie und jeder Metaphysik, und nur der ewige und unwiderstehliche Reiz dieser großen Objecte ist es, was die Speculation beständig im Gang erhält, und den menschlichen Geist niemals sein Gewebe der Penelope verlassen läßt. Es gibt zwar heutzutage Philosophen, welche die Entfernthaltung dieser Fragen als den höchsten Aufschwung philosophischer Weisheit empfehlen. Wenn diese Behauptung das Ergebniß einer directen und tiefen Kritik der Gesetze, Bedingungen und der Competenz der menschlichen Vernunft wäre, so ließe sich nichts dagegen sagen. Ich gebe gern die Befugniß und selbst die Nothwendigkeit dieser Untersuchung zu, trotz den Drohungen des Skepticismus, oder vielmehr eben wegen dieser Drohungen. Aber es handelt sich hier nicht um dieß. Ich spreche nur von jener, heutzutage auch bei ausgezeichneten Geistern sehr häufig vorkommenden Tendenz, aus der Philosophie einen bloßen Anhang zur Anthropologie zu machen, d. h. den Theil für das Ganze zu nehmen; während sie doch in der That über und außer allen besonderen speculativen oder praktischen Wissenschaften steht, da ihre eigenthümliche und hohe Function die ist: die Principien, die Bedingungen und die Möglichkeit aller Richtungen und Bestrebungen des Menschengeists zu bestimmen. Diese Ansicht ist in Frankreich begünstigt worden durch die Entwicklung und den geräuschvollen, (so übel verstandenen!) Succeß der Natur-

*) Die Phrenologie läugnet zwar diese Abstammung und macht ihrer Mutter den Krieg. Aber das kommt häufig in der Philosophie vor. Es ist selten, daß ein System ganz klar weiß, woher es stammt und wohin es führt; aber die Ignoranz der Phrenologie in dieser Beziehung ist beispiellos.

wiſſenſchaften und durch den Einfluß der ſchottiſchen Philoſophie, deren Unentſchiedenheit man für kluge Umſicht nahm. *)

Wenn ich ein Gewicht lege auf dieſe falſche Anſicht von dem Beruf und dem Weſen der Philoſophie, ſo iſt es darum, weil ſie hauptſächlich dazu beigetragen hat, die Phrenologie in Aufnahme zu bringen, und gewiſſermaßen die unerhörte Toleranz begünſtigt, deren ſie ſich zu erfreuen gehabt. Indem die Phrenologie ſich darſtellte als eine Sammlung von Thatſachen, die ſich auf die intellectuelle und ſittliche Natur des Menſchen beziehen ſollte, mit einem umfaſſenden Apparat materieller Erfahrungen und poſitiver Beobachtungen, wußten die Pſychologen nicht, was ſagen. Sie glaubten die ſenſualiſtiſche Schule mit ihren Metaphyſikern ausgeſtorben, vergaßen aber, daß Gaſſendi, Hobbes, Locke, Condillac, Diderot, Helvetius, Deſtutt de Tracy zu Bundesgenoſſen hatten: Hartley, Prieſtley, Darwin, Bonnet, Cabanis, Gall, Beauſſais, d. h. die Anatomen und Phyſiologen; und als dieſe auftraten, ließen die Philoſophen ſie ungeſtört, ſtatt aller Gründe anführend: die Anatomie und die Phyſiologie gehörten nicht in ihren Bereich: cuique in sua arte credendum. Die Phyſiologie war, wie bekannt, weniger beſcheiden und großmüthig. Sie erklärte: Alles was den Namen Philoſophie trage (Pſychologie, Ideologie, Metaphyſik), gehöre von Rechtswegen ihr, und ſetzte ſich ſofort in Beſitz.

Indeß darf man hieraus nicht ſchließen, daß die ſenſualiſtiſche Schule noch ihre alte Autorität behaupte. Sie iſt im Gegentheil ziemlich geſunken. Seit langer Zeit hat kein ausgezeichnetes Talent, kein Mann von gründlichem Wiſſen ihre Sache verfochten. Sie recrutirt ſich beinahe ausſchließlich in den phyſiſchen und Natur-Wiſſenſchaften, und beſonders in der Medicin; und auch in dieſen Kategorien iſt ſie mehr eine hergebrachte Angewöhnung des Geiſtes, als eine ſyſtematiſche, **) durchdachte Anſicht. Der alte Materialismus Holbach's, de Lamettrie's und Cabanis', einige verbrauchte Sätze aus Bacons Logik und Condillacs Phraſeologie, großer Reſpect vor allem, was man betaſten, zählen und wägen kann, und große Furcht vor dem Geiſte — das iſt bei vielen der allgemeine Fonds philoſophiſchen Glaubens. Sehen wir noch hinzu, daß in Folge der von Tag zu Tag ſpecieller und getheilter werdenden Richtung und Organiſirung der wiſſenſchaftlichen Studien die gelehrten Berufe heutzutage beinahe ganz jener hohen intellectuellen Bildung ermangeln, welche die Kenntniß der claſſiſchen Sprachen, der allgemeinen Literatur und Philoſophie gibt. Unter dieſem Geſichtspunkt ſteht die gelehrte Claſſe unſers Jahrhunderts weit zurück gegen die des ſiebzehnten und ſelbſt des achtzehnten Jahrhunderts, deren Erziehung und Bildung weit literariſcher, umfaſſender, encyklopädiſcher und überhaupt liberaler war. Die Philoſophie, die ſonſt die erſte Bildnerin und Amme der Intelligenz bei jeder Laufbahn der Gebildeten war, iſt heutzutage in den Augen unſerer meiſten Gelehrten nur eine der ihrigen analoge, aber natürlich weit untergeordnete, Specialität. Daher die Geringſchätzung oder wenigſtens Gleichgültigkeit, die ſie in der Regel gegen metaphyſiſche Speculationen an den Tag legen; daher beſonders die auffallende Unwiſſenheit und Unzulänglichkeit, die ſie kund geben, wenn ſie ſich je einmal darein miſchen wollen.

Mithin iſt die ſenſualiſtiſche Schule unſtreitig vergleichungsweiſe in einem Zuſtand ſehr fühlbarer Geſunkenheit. Aber dabei behauptet ſie doch noch eine ziemlich ſtarke Stellung. Der Senſualismus iſt überhaupt ſeinem Weſen nach unvergänglich. Alle ſeine Löſungen und Conſequenzen ſind ſo zu ſagen ſeit der Entſtehung der Philoſophie im Orient wie im Abendlande aufgeſtellt worden. Er iſt eines der drei oder vier großen Syſteme, zu welchen die Speculation nothwendig gelangt, wenn ſie ſich von der Logik führen und leiten läßt. Unaufhörlich bekämpft und geſchlagen von den entgegengeſetzten Schulen, erhebt er ſich unaufhörlich wieder unter dieſer oder jener Geſtalt. Trotz der philoſophiſchen Inferiorität ſeiner Lehren und ſeiner Meiſter zu allen Zeiten, trotz ſeiner traurigen Conſequenzen, beſitzt er eine Art oberflächliche Klarheit, einen Anſtrich von derber Wiſſenſchaftlichkeit, und ich weiß nicht was für einen Schein von Unabhängigkeit, welche mittelmäßigen Gemüthern und Geiſtern, d. h. der großen Mehrzahl der Menſchen, unglaublich ſchmeicheln. Er iſt und wird es noch lange ſeyn, die Philoſophie aller Welt in einem Lande, das fünfzig Jahre lang zu ſeinem Lehrer — Voltaire gehabt hat!"

Ueber die ſocialiſtiſche Schule ſpricht ſich Louis Peiſſe ſo aus:

„Es handelt ſich hier von einer ziemlich gemiſchten Kategorie von Schriftſtellern, welche eine Philoſophie des Fortſchritts ankündigen, und die ſich viele Mühe geben, um ihr eine regelmäßige Verfaſſung zu geben. Bisher konnten die aus dieſer heranwachſenden Schule hervorgegangenen Werke, obwohl ziemlich zahlreich, uns keine hinlänglich klare Idee geben von dem Ziel, der Methode und den Principien ihrer Lehre. Dieſe Schule iſt im Allgemeinen außerordentlich ſtreng gegen andere gleichzeitige philoſophiſche Doctrinen, ſie behandelt ſie mit einer Vornehmheit, einer Miene der Autorität und der Verachtung, wodurch man ſehr begierig werden muß, das Syſtem kennen

*) Es finde hier auch die Bemerkung Platz, daß wenn es unter den Anhängern dieſer Meinung manche Aufrichtige gibt, auch viele Heuchler darunter ſind. So z. B. geben ſich die materialiſtiſche Schule und die Phrenologie insbeſondere den Schein, als ließen ſie die Fragen, deren Löſung doch insgeheim das Ziel aller ihrer Beſtrebungen iſt, als müßig und einer poſitiven Wiſſenſchaft unwürdig bei Seite liegen. Das iſt eine alte Sünde dieſer Secte, von Epikur, ihrem Meiſter, an, bis auf die Encyklopädiſten. Nur ſelten hat ſie ſo viel Offenheit gehabt, ihre Abſichten zu bekennen, und ſie weigert ſich immer die Conſequenzen ihrer Prämiſſen zu ziehen, obgleich ſie im Grund nur darum mit ſolchem Eifer ihre Prämiſſen aufſtellt, weil ſie dieſe Conſequenzen ſelbſt im Auge hat.

**) Die Phrenologie, welche das einzige materialiſtiſche Syſtem iſt, das heutzutage in einer dogmatiſchen Geſtalt gelehrt und bekannt wird, hat dennoch in den höhern Sphären der phyſiſchen und mediciniſchen Wiſſenſchaften ſehr wenige Anhänger gewonnen; ſie iſt ſelbſt von allen namhaften Phyſiologen und Naturforſchern verworfen oder verachtet worden, von Cuvier, Delamarck, de Blainville, Magendie, Geoffroi, Saint-Hilaire, Serres u. A. Sie bleibt der Ausdeutung der Mittelmäßigkeit, der Unwiſſenheit und der Marktſchreierei überlaſſen.

zu lernen, das sie ersetzen soll. Aber diese Neugier ist nicht ganz leicht zu befriedigen; hier nur, was wir davon begriffen haben.

Diese Lehre scheint offenbar ein Absenker vom St. Simonismus zu seyn; ihr Grundcharakter, in ihrem Namen schon ausgesprochen, ist der, daß sie eine sociale Theorie seyn will, im umfassendsten Sinne des Worts. Für sie bestände das philosophische Problem wesentlich in der Fortsetzung der Bestimmung, nicht des Individuums, sondern der Menschheit, und diesem Gesichtspunkt alle psychologischen, metaphysischen und religiösen Fragen unterzuordnen, oder vielmehr sie damit zu identificiren. Die Menschheit als ein Individuum betrachtend, das sich successiv durch eine Art geistiger Ernährung entwickelt, und in stetiger Progression von einem Zustande relativer Vollkommenheit zu dem einer noch größeren übergeht, immer aber in gerader, in bestimmter Linie, verknüpft sie Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft durch eine unauflösliche Kette. Alle großen Phänomene der moralischen Welt, wie die Religionen, die philosophischen Revolutionen und die großen bürgerlichen und politischen Einrichtungen der Völker, sind nur in gegebenen Momenten der Ausdruck des Standes der innern Entwicklung des Lebens der Menschheit. Jeder dieser Zustände ist gleichsam auf den vorhergehenden gepfropft. Das Resultat dieses stetigen aber unmerklichen Fortschritts im geistigen und materiellen Leben der Menschheit (denn diese beiden Ausdrücke verschmelzen in der Einheit des socialen Lebens) ist einestheils die immer reichere und klarere Entwicklung der Idee Gottes (Religion und Philosophie) im menschlichen Bewußtseyn; und andrerseits die immer vollständigere Realisation der socialen Bestimmung durch Sitten, Gesetze, Verfassungen. Nach dieser Vorstellung bezeichnet die Fortschrittsidee (l'idée progrès) nicht bloß einen bestimmten Bezug zwischen bekannten äußersten Punkten, sondern sie wird ein absolutes Erklärungsprincip und gibt allen kosmologischen, metaphysischen, moralischen und religiösen Fragen ihre Lösung. Was aber die einzelnen Folgerungen betrifft, zu welchen die Anwendung dieser Formel ihre Entdecker geführt hat, so wäre es eine große Wagniß, eine befriedigende Aufzählung und Erklärung zu versuchen.

„Diese Schule, welche vom Socialen ausgeht, befindet sich übrigens allem Anschein nach auf der großen Bahn des Erfolgs und der Popularität, sie stützt sich auf das lebendigste Interesse unsrer Zeit — die Politik. In der That hat die Philosophie (welche Definition man von dem geben mochte, was diesen Namen trug) immer nur durch ihre Allianzen Wiederhall, Ansehen, Macht gewonnen. Im Alterthum trat sie aus den Schulen heraus, nur sofern sie durch ihren praktischen Einfluß auf die öffentliche und Privat-Moral einwirkte als Epikuräismus, Stoicismus, Mysticismus. (?) Im Mittelalter setzte sie die Welt in Bewegung durch ihre Verbindung mit der Religion und Theologie. Nach der Cartesianischen Reform identificirte sie sich mit der wissenschaftlichen Bewegung und ging darin fast auf; die Philosophen jener Zeit waren Copernicus, Descartes, Leibnitz, Newton, Galilei, Bacon, Gassendi, Huygenu, die Akademie der Wissenschaften in Paris und die königliche Gesellschaft in London. Im 18ten Jahrhundert trat die Philosophie überall in die Politik ein; sie ist das Zeichen, der Name, das Panier und der Hebel der revolutionären Bewegung, in welcher wir noch leben. Die drei großen Philosophen dieser Zeit sind Publicisten; der eine schrieb die Abhandlung über den Geist und die Sitten der Völker; der andre den Geist der Gesetze; der dritte den Contrat social. Dann kamen Turgot und Condorcet, die Oekonomisten und Mitglieder der Constituante. Die theologische Schule mischte sich auch in den Geist der Zeit, aber schlug die Bahn der Reaction ein; sie hatte nur durch ihren Widerstand Werth. Die eklektische Schule gab zu bald und zu vollständig ihre thätige Rolle auf, indem sie ablehnte oder vernachlässigte die socialen Fragen zu lösen, und so ihren Einfluß, selbst ihre Existenz aufs Spiel setzte. Die St. Simonistische Schule dagegen und alle ihre Absenker, der Fourierismus und was dazu gehört, nahmen die Erbschaft des vorigen Jahrhunderts wieder auf; und trotz ihrer Verirrungen, Absurditäten und Tollheiten haben diese Secten tiefe Wurzeln geschlagen. Sie haben die Phantasie der Menschen erhitzt, den Geist der ökonomischen und politischen Wissenschaften influencirt, die Staatsmänner und Regierungen eingenommen, der allgemeinen Literatur theilweise ihre Farbe gegeben, und in die Sprache selbst neue Wörter eingeführt, welche beinahe schon nicht mehr für barbarisch gelten."

Billaud von Varenne.

Nach dem Französischen.

Ein düstrer Mann geht an des Urwalds Saum
Fern von der Menschen Straß', doch merkt' er's kaum;
Den Papagei nur scheint er zu gewahren
Auf seiner Hand; zu ihm das Wort er spricht:
Wie schön von dir, daß den Verlass'nen nicht
Du auch verläss'st, wie ich's so schwer erfahren!

Sie haben mich vom Heimathland verbannt,
Hinausgestoßen ins Barbarenland,
Der Frevel Menge in der Fern zu büßen;
Und weil's gedonnert, als ich hier ankam,
Das Volk mich für der Argen Aergsten nahm,
Und keiner wagt, den Auswürfling zu grüßen.

Doch trag' ich wohl der Lebenden Verschmähn,
Könnt' ich der Todten Larven nur entgehn,
Der Todten, die durch mich dem Beil verfallen.
Des Urwalds Schrecken kann mich nicht zerstreu'n,
Des Landes Wunder können mich nicht freun,
Ich fühl' in mir des höll'schen Feindes Krallen.

Ich suchte wohl, doch fand ich keinen Rath.
Was hälf' auch Rath, wo einzig frommt die That?

Mein Herz läßt Blut zwar noch durch Adern fließen,
Doch iſt's nicht mehr der Lebensflamme Herd,
Sein Segen iſt zum Fluche mir verkehrt,
Und ach! nicht eine Thrän' kann ich vergießen!

Da ſtößt aus dunkler Höh' herab ein Weih',
Und trifft auf Villands Hand den Papagei,
Reißt ihn mit fort und ſitzt auf ſichern Zweigen.
Und Villand ſieht von Krallen ihn gepackt,
Von gier'gem Schnabel grauſam ihn zerhackt,
Er ſieht's und ſtarrt hinauf in bangem Schweigen.

Und als des todten Freundes buntes Kleid
Der Wind zu Villands Füßen hingeſtreut,
Hat ihn ein namenloſes Weh durchdrungen;
Und ſeines Herzens finſtre Bande ſprang
Und aus dem Aug' ein Thränenſtrom vordrang,
Sein Schluchzen iſt im Wiederhall erklungen.

„O trautes Thier, du meine letzte Freud'!
Die Welt mir armen Mann nichts weiter beut!
Doch du haſt auch im Tod mir noch gedienet;
Du treues Thier, bei deinem Todesſchmerz
Erquoll von Thränen neu mein kaltes Herz:
Nun will ich weinen, bis mein Thun geſühnet.

Courtois.

„Wieder haſt du angezogen,
Schöne Blum', das weiße Kleid!
Daß die Biene kommt geflogen,
Sich der Falter um dich freut;
Und auch ich, den Kopf voll Fragen,
Bring' dir meinen Gruß getragen,
Freu' mich deiner Blüthezeit."

„Daß dein Odem iſt ſo ſüße
Und ſo feindlich herb dein Saft;
In der Blume Honig ſprieße,
Deren Blatt nur Wehe ſchafft:
Dieß der Pfarrer Wunder nennet,
Deren Grund er nicht erkennet,
Außer daß es Gottes Kraft."

„Wiſſen möcht' ich, ob der Erde,
Die den edlen Helmert ſpeiſt,
Auch das Gift entſogen werde,
Das in deinen Adern kreiſt;
Wiſſen, wie dein ſtilles Leben
Dir Befriedigung mag geben,
Und wie in dir webt der Geiſt."

Und den Knaben rief ein Reiter
Daß er halte ihm das Roß;
Er zu Fuße ſchreitet weiter,
Auf den Helmert geht er los,
Und dabei die Anemone
Pflückt er mit der weißen Krone,
Und der Pulſatille Sproß.

Und der Knabe, froher Ahnung
Einem Kenner nah zu ſeyn,
Fühlt in ſich des Geiſtes Mahnung,
Sich den Forſchern anzureihn:
„Wißt, daß auf der Bergeswieſe
Noch viel höh'rer Helmert ſprieße,
Bleibt beim Pferd, ich bring' ihn ein!"

Und mit Staunen ſieht der Reiter,
Wie den Knaben Freude ſchmückt;
Wie, die Arme voller Kräuter,
Er ſich ſtets nach neuen bückt:
„Nimm dieß Geld für deine Mühe,
Und beſorg' jetzt deine Kühe,
Weil die Sonn' hinunterrückt."

Aber den ergreift Entſetzen,
Als entflöh' das nahe Glück;
Thränen ihm die Augen netzen,
Und das Geld gibt er zurück:
„Herr, nicht Geld iſt's, was ich brauche,
Doch zu euerm Knecht ich tauge,
Hab' zu Kräutern gut Geſchick."

Und mit Staunen ſieht der Reiter
Wie der Schmerz das Kind verſchönt:
„Nun wohlan, ſey mein Begleiter!"
So ſein güt'ger Ruf ertönt.
„Der Natur, die dich empfohlen,
Letzt Geheimniß auszuholen,
Sey dir mehr, als mir gegönnt!"

Fr. Ad.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 345.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 December 1840.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Europa.

Wir betreten Europa von Kleinasien herüber, dem Lande, von wo aus in grauer Vorzeit so manche Völkerfluthen nach Europa herüberströmen. Die Türken waren die letzten, und nun scheint der Strom stark im Rücklauf begriffen. Ganz richtig hat man die türkische Herrschaft Kleinasiens und des südöstlichen Europa's einer Heerlagerung verglichen. Die Herrschaft ist nur oberflächlich hingebreitet, und in dem Maaße, als die Herrschgewalt abnimmt oder erschlafft, treten die ursprünglichen Bewohner des Bodens immer schärfer neben den eingedrungenen Herren empor. Interessant und scharf gezeichnet ist die Schilderung, welche ein neuerer Beobachter von dem Verhältniß der Armenier und Griechen in der Türkei (s. Nr. 33) entwirft. Es ist höchst bezeichnend, und in einem allgemeineren Sinne wahr, als es dort ausgesprochen ist. Wie jetzt, in Folge der Schwäche der moslemitischen Herrschaft, in Syrien die christlichen Stämme des Libanons allmählich mehr hervortreten, so haben seit 70 Jahren Griechen, Albanesen, Slawen und Walachen einen immer bedeutendern Rang eingenommen. Die Griechen sind bereits unabhängig, die Serben beinahe, die Wlachen diesseits der Donau hängen nur noch an einem Faden mit dem türkischen Reich zusammen, und Albanien ist ein so mächtiges Land geworden, daß von seinem Aufstand oder seiner Beruhigung mehr als einmal das Schicksal des Reichs abhing.

Wir haben diesen Stand der Dinge im Laufe dieses Jahres flüchtig berührt (s. den Artikel: Moldowlachen Nr. 239), und müssen hier, was dort nur speciell von den neuerer Zeit zum Gefühl einer Nationalität erwachten Moldowlachen gesagt ist, etwas näher andeuten, da dieser Gegenstand für die Geschichte der nächsten Zeit von größtem Interesse seyn wird. Wie vor dem Sturze des griechischen Kaiserthums schon nicht mehr dieses der bedeutendste Feind war, sondern die slawischen Völker, die eben damals sich rüsteten, gerade wie die deutschen Völker ein deutschrömisches gegründet hatten, ein slawisch-griechisches Kaiserthum zu stiften, und so der eigentliche Mittelpunkt des Widerstands gegen die Türken waren, an den damals selbst die Albanesen nur als untergeordnetes Glied sich anschlossen, so ist jetzt auch wieder das Slawenvolk an der Donau die beachtenswertheste Erscheinung, und namentlich sind es die serbischen Zustände, von denen aus man, wie aus einem festen Mittelpunkte, eine Uebersicht über einen weiten Umkreis gewinnen kann. Da wir hier von allem Staatenverbande, der in jenen Ländern ohnehin ziemlich lose ist, absehen, so erweitert sich der Blick auf die Stellung der verschiedenen Stämme zwischen dem adriatischen und schwarzen Meere überhaupt.

Die Schätzung der Bevölkerungen ist hier ungemein schwer, ja bei unsrer höchst mangelhaften Kenntniß mancher Landstriche so gut wie unmöglich. Das Land südwärts vom schwarzen Gebirge (Montenegro, Zernagora), nämlich ganz Nordalbanien bis nach Bosnien hinüber, ist uns so gut wie gänzlich unbekannt: wie weit hier die Albanesen, wie weit die Slawen reichen, in welchem Verhältniß sie zu einander stehen, wissen wir nicht. In Macedonien sind Albanesen im Westen, Slawen im Norden, Griechen im Süden, zwischen allen diesen in ungleichen Massen die Türken zerstreut, aber die Verhältnisse der verschiedenen Völkerschaften zu einander anzugeben, möchte selbst einem Landeseingebornen nicht leicht seyn. Weiter ostwärts und südlich vom Balkan erhalten nun die eigentlichen Türken mehr und mehr auch ein numerisches Uebergewicht, wenigstens in den Städten; südwärts überwiegt, selbst im eigentlichen Griechenland, die Zahl der Albanesen die der Griechen bei weitem. Wir haben einige Bruchstücke aus den noch ungedruckten Reiseskizzen eines bayerischen Philhellenen von Athen nach Korfu mitgetheilt (s. Nr. 215 ff., 219 ff.), wo die Ansicht ausgesprochen ist, daß die albanesische Nationalität mehr und mehr in der griechischen aufgehen werde. Ob diese Ansicht sich bewährt, muß die Zeit lehren, uns selbst will die Sache noch sehr zweifelhaft bedünken, da das nun über 300 Jahre alte Uebergewicht der Albanesen über die Griechen zwar im Augenblick vielleicht einen Rückschritt thun, im Ganzen aber fortbestehen wird, indem der Grund, nämlich, die größere Lebenskraft in dem albanesischen Stamm, noch keineswegs erloschen ist, und in unruhigen Zeiten wieder scharf genug hervortreten wird. Die jetzige Friedenszeit scheint auch hier

wie an so manchen Orten, den wahren Gesichtspunkt zu verrücken, daß man den Schein für die Wirklichkeit nimmt; denn daß die vornehmere Jugend der eigenen rohen Nationalität entsagt, um einer anscheinend gebildetern sich hinzugeben, ist eine sehr häufige Erscheinung, und kann nur von geringer Bedeutung seyn, so lange noch in fast ganz Livadien und in der größern Hälfte Morea's der Landmann albanesisch spricht. Es ist kaum zu bezweifeln, daß diesem Volke bei der nicht mehr fernen Auflösung des türkischen Reichs eine große Zukunft vorbehalten ist. So lange freilich hinsichtlich desselben noch die krasse Unwissenheit vorherrscht, daß man ihnen gar keine eigentliche Nationalität zuschreibt, sondern sie theils mit Griechen, theils mit Slawen zusammenwirft, ist für sie wenig zu hoffen; diejenige europäische Macht aber, welche sich die Mühe geben wollte, auf ihre Nationalität gestützt, ihr Fortschreiten auf der Bahn der Civilisation zu fördern, würde gewiß kein undankbares Volk finden. Die kindische Freude, welche einzelne ihrer Mitglieder zeigen, wenn sich ein Fremder auch nur obenhin um ihre Sprache bekümmert, zeigt deutlich, daß das Gefühl für dieselbe keineswegs in der Masse erstorben ist, wenn auch, wie schon bemerkt, die vornehmere Jugend sich davon abwendet.

Viel klarer in ihren Verhältnissen stehen die slawischen Völker da, wenn wir gleich über zwei derselben, über Bosnier und Bulgaren, gar wenig wissen. In Bosnien herrscht noch eine zügellose, mohammedanisch gewordene, aber nationalslawische Aristokratie mit eisernem Druck über das großentheils christlich gebliebene Volk, und erwehrt sich in ihren festen Schlössern selbst der türkischen Pascha's, so oft diese eine Aenderung im Zustande des Landes herbeiführen wollen. Die Bulgaren dagegen in ihrem mehr flachen Lande stehen unmittelbar unter der türkischen Herrschaft, die denn auch, unterstützt von den verheerenden Kriegszügen, die seit 70 Jahren das Land so oft betroffen, die gewöhnliche Folge, nämlich fortdauernde Abnahme der Bevölkerung, mit sich führt. Der Kern der Südslawen, um den sich vielleicht mit der Zeit auch noch einmal die andern Stämme wieder sammeln, wie dieß vor 500 Jahren der Fall war, sind die Serben, welche indirect den Russen ihre Freiheit vom türkischen Joche verdanken, und darum auch Rußland ein dankbares Andenken bewahren, was indeß nicht so weit geht, daß Rußland einen unumschränkten Einfluß ausüben könnte. Die Zahl der Serben im eigentlichen Serbien beträgt etwa eine Million, von den 800,000 slawischen Bewohnern der Militärgränze mag eine halbe Million serbischer oder illyrischer Abkunft seyn, und nach Aler. Fenyes beträgt die Zahl der Serben oder Raizen in Südungarn und Slawonien nicht viel weniger. Wir haben also hier einen Kern von zwei Millionen kräftiger, fleißiger und intelligenter Menschen. Gesondert von ihnen stehen diejenigen Slawen, welche der Meeresküste zunächst wohnen, und die Kroaten, welche streng katholisch sind, und sich dadurch sehr scharf von den Slawen des orientalischen Cultus unterscheiden. Unter letztern sind die Montenegriner am engsten mit Rußland und seiner Kirche verbunden, schon bei weitem minder die Serben, für welche seit 1794 eine Unterrichtsanstalt in Carlowitz besteht, wo die Geistlichen für die griechische Kirche gebildet werden sollen, aber weit mehr Weltliche ihren Unterricht finden. Leider soll derselbe von Seite der Lehrer sehr nachlässig betrieben werden, wogegen die Schüler voll Eifer sind, und manche tüchtige Leute, Serben von beiden Ufern der Donau, daraus hervorgingen. Wir haben dieser Anstalt besonders erwähnt, weil sie die einzige größere dieser Art ist, wo man die Bekenner griechischer Religion dem Geiste der westeuropäischen Civilisation näher zu bringen sucht. Zu verwundern und zu bedauern ist, daß trotz dieser Anstalt die Geistlichen des griechischen Ritus ungemein tief stehen, was nicht ohne schlimme Folgen für das Volk bleiben kann. Indeß sind einzelne Männer bemüht, Schriften für das Volk zu verfassen, namentlich Steitsch — wenn wir nicht irren, auf dem linken Donauufer wohnend — dessen wir in den „Slawischen Nachrichten" (s. Nr. 198, 199) gedacht haben. Bei solchen Bemühungen, und bei dem lebendigen, regsamen Geiste des Volks muß sich bald eine größere Regsamkeit auch des literarischen Lebens kund geben.

Wir sind durch und mit den Serben auf ungarischem Grund und Boden angelangt, diesem Lande der seltsamsten Volksmischung und der verwickeltsten Verhältnisse. Will man den Faden in demselben nicht verlieren, so muß man die Stammesunterschiede im Auge behalten. Das Land arbeitet rüstig, sich von manchen hemmenden Formen der ältern Zeit zu befreien; durch neuere trübe Erfahrungen belehrt sucht man das Loos des Landmanns mehr und mehr zu erleichtern, da man zu eigenem Schaden gefunden hat, daß der Grundsatz: misera gens, optima lens, pessima ridens, zu nichts Gutem führt. So erfreulich und bedeutend indeß die Fortschritte sind, welche das Land in neuerer Zeit in dieser Beziehung gemacht hat, so treten sie doch in den Hintergrund vor der wachsenden Wichtigkeit der Stammesverhältnisse. Wir haben bereits der „Slawischen Nachrichten" (Nr. 198 und 199) erwähnt, wo von Slawenfreunden geradezu die Beschuldigung ausgesprochen wurde, daß der herrschende Stamm der Madscharen nur dahin strebe, das gesammte Volk zu madscharisiren; auch ist dort mehrerer Gegenstrebungen, z. B. in Kroatien und Dalmatien, gedacht, und ähnliche Symptome geben sich unter den Slawaken zu erkennen. Wenn man erwägt, daß die Slawen in Ungarn, namentlich wenn man Dalmatien dazu rechnet, mehr als doppelt so stark sind, wie die Madscharen, so ist dem Plane, das Land zu madscharisiren — ein Plan, welcher leider nur allzu gewiß besteht — mit Gewißheit kein günstiger Erfolg zu weissagen, vielmehr können dadurch nur auch die wohlthätigen Bestrebungen des herrschenden Stammes vereitelt werden. Solche Plane sind noch nie mit Glück ausgeführt worden, sie müssen, da auch die umwohnenden Völker großentheils Slawen sind, nothwendig mißlingen, und haben auch da, wo das Verhältniß günstiger war, unselige Folgen nach sich gezogen: man denke nur an die Vendee, an Irland und an die Basken, älterer Beispiele zu geschweigen.

(Fortsetzung folgt.)

Die indianische Galerie von Catlin

enthält Portraits, Landschaften, Costume, Darstellungen von Gebräuchen und Gewohnheiten u. s. w. Sie hat großen Ruf erlangt, und wird als eine sehr vollständige malerische Geschichte der rothen Menschen betrachtet, unter denen Hr. Catlin acht Jahre seines Lebens mit einem Enthusiasmus und einer Ausdauer zugebracht, die nur selten gefunden werden. Er wurde während seines Aufenthalts in den Zelten der wandernden und in den Wigwams der feste Wohnsitze inne habenden Stämme mit einer Freundlichkeit und Achtung behandelt, die um so fester begründet waren, als sie von einer abergläubischen Ehrfurcht eingeflößt wurden. In wie fern dieses letztere Gefühl auf die Indianer Einfluß übte, ist gegenwärtig nicht unsere Absicht zu untersuchen, noch in wie weit demnach Hrn. Catlins Zeugniß über die Ehrlichkeit seiner Bewirther als gültig angenommen werden kann. Die abergläubische Furcht, die man vor ihm hegte, rührte daher, daß man den Künstler für ein gespenstisches Wesen ansah, das die Kraft habe, halbes Leben hervorzubringen; das Portrait, mit stets auf dem Beschauer ruhenden Auge, bezeugte den Tausenden, die es betrachteten, die Kraft der Hand desjenigen, welcher halbes Leben ins Daseyn gerufen zu haben schien, und diese Hand wurde gefürchtet. Furcht ist die Religion des ungebildeten Menschen: abergläubische Furcht der Zügel des Willen, und sie mußte als ein Element dienen bei jeder nähern Erforschung des Charakters der nordamerikanischen Indianer. Gegenwärtig finden Darstellungen in der sogenannten ägyptischen Halle statt, welche außerordentlich interessant sind. Die in Gemälden ausgeführten Versinnlichungen und die Costume u. s. w., welche an den Mauern der Galerie aufgehängt sind, gewähren ein lebhaftes Bild des Volks der Prairien. Darstellungen auf der Bühne mangelten aber noch, um jene Idee zu verwirklichen. Diese haben nun gleichfalls begonnen, und sie sind höchst pittoresk und merkwürdig. Der Zuschauer sieht die Repräsentanten der Indianer in ihrem eigenen Costume, und unterrichtet von einem Mann, der mit dem Benehmen der dargestellten Charaktere wohl vertraut ist, die Ceremonien der verschiedenen Tänze durchführen mit allen Gebärden, Bewegungen, Ausrufungen und dem gellenden Geschrei, wie solche in der Wirklichkeit vorkommen. Gleichförmigkeit in den Costümen würde die Wahrheit der Darstellung der Stämme noch erhöhen, der Mangel derselben aber thut dem regen Effect und der Wahrheit der Darstellung keinen Abbruch. Die Tänze der Indianer sind zahlreich, und viele derselben religiöse Ceremonien, zum Beispiel der Büffeltanz unter dem Stamme der Mandan, mit der Maske des Büffels angethan, um Büffel herbeizulocken. Derselbe wird — oder wurde vielmehr, denn die Mandans, ein Stamm von 2000 Menschen, wurden neuerlich durch die von Handelsleuten eingeschleppten Blattern aufgerieben — gewöhnlich zur Zeit einer allgemeinen Hungersnoth getanzt, und war stets mit einem Gesange an den großen Geist begleitet, der denselben anflehte, ihnen Büffel zu senden, und dagegen versprach, das beste davon für ihn zu bereiten. Dieses Versprechen wurde stets auf das genaueste erfüllt, und bevor nur ein Bissen zur Stillung ihres eigenen nagenden Hungers verwendet wurde. Der „Grüne-Korn-Tanz“ (von dem Stamme der Minatarris, oder Volk der Weiden), wenn der erste Kessel dem großen Geiste geopfert wird. Der Schnee-Schuh-Tanz (Odschibbemays) bei dem Fallen des ersten Schnees, mit einem Lobgesange an den großen Geist. Die Zeit des Schnees ist die Periode des Ueberflusses; die Büffelheerden sind dann leicht an ihren Spuren zu entdecken und zu erreichen, und alsbald wird ein großes Blutbad unter ihnen angerichtet. Noch einige andere Tänze haben eine religiöse Bedeutung. Einer heißt der nächtliche Tanz, oder die Ceremonie, das Feuer auszulöschen, indem um dasselbe herumgetanzt und darauf gestampft wird; die Begebenheiten des Tages werden erzählt, und Dank dargebracht für empfangene Wohlthaten. Der Kriegestanz der Sioux, das Abreißen des Scalps, das Aufspüren eines Feindes, das Ansichtigwerden, das Herumschleichen, um unbemerkt zu nahen, das Abschießen des Pfeiles, das Werfen des Tomahawks, das Zurückziehen und das Bedecken der Fußstapfen u. s. w. wurden jedes besonders und gut dargestellt. Der volle Beweis von der Treue dieser verschiedenen Darstellungen lag in dem Antlitz eines Seminolenknaben in seiner Landestkleidung. Eine Bewegung seiner Lippe schien ein- oder zweimal die Armuth der Nachahmung im Vergleich mit der enthusiastischen Aufregung der wirklichen Ceremonie anzudeuten, aber seine fixirte Aufmerksamkeit und seine glänzenden Augen bezeugten vollkommen die Treue der Scene. Dieser Knabe wurde vor kurzem zur Erziehung nach England gebracht, er hat ein verständiges Aussehen, und macht bereits große Fortschritte. Zwischen den Tänzen, während einer Pause in der Aufführung, verlangte einer der Zuschauer die Erlaubniß, zur Versammlung zu sprechen. Er bestätigte Hrn. Catlins Bericht über die Grausamkeiten und Abscheulichkeiten, die für die rothen Indianer aus dem rücksichtslosen Handel der civilisirten Menschen hervorgehen, schilderte die Verfolgungen, die dieselben erdulden, erweckte christliche und wohlwollende Gefühle zu ihrer Befreiung, und suchte die Bemühungen der Aboriginies Society (Gesellschaft für Ureingeborne) für sie zu gewinnen.

Koszowata.

Zweiter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Nach dem Frühstück, woran der Landmundschenk keinen Theil nahm, sondern nur zur Beruhigung seiner Frau und zur Aufmunterung der Gäste im Zimmer anwesend war, bat er den Landrichter Zaleski und den Rittmeister zu sich in sein besonderes Zimmer, schloß die Thüre hinter sich ab und verriegelte sie. Der Rittmeister und der Landrichter sahen einander an, und der Landmundschenk setzte sich nieder. „Im Vertrauen auf Ihre Freundschaft und unsern langjährigen Umgang habe ich beschlossen, Sie um einen Freundschaftsdienst zu bitten, und Ihnen zugleich einen Vorfall aus meinem Leben anzuvertrauen — ich werde alt, habe schon einigemal Schlaganfälle gehabt — kurz, damit Sie keinen falschen Verdacht hegen, will ich offen mit Ihnen sprechen.“ — „Hr. Landmundschenk, Sie können auf uns rechnen, wie auf sich selbst wir sind gewiß, daß Sie uns nichts sagen werden, was unserem guten Vaterland oder dem ehrlichen Besitzthum irgend eines Mannes entgegen ist.“ — „Ja, ja,“ setzte der Rittmeister hinzu, „wir haben zwar vielleicht noch keinen ganzen Schäffel Salz miteinander gegessen, aber doch schon einen guten Theil davon — wir kennen uns — sprecht Hr. Landmundschenk, wie es Ihnen gutdünkt.“ — „Ich bitte recht sehr um Verzeihung — dessen können Sie sicher seyn, daß ich dem geliebten Vaterland keinen Nachtheil zufügen will; ich würde ihm Alles aufopfern, Kinder, Gattin und mich selbst, und mit dem Bettelsack herumwandern,

wenn ich ihm damit dienen könnte — es ist ja unser aller Mutter." — Dem alten Landmundschenk traten Thränen ins Auge: „Ich würde nicht wagen, so ehrenhafte Herren irgend einem Nachtheil auszusetzen. Ach Gott! wenn die Menschen auch so mit mir verfahren wären — doch davon später — jetzt hören Sie an." — „Wir hören."

„Ich habe es mir zur Gewohnheit gemacht, meinen Eidam zu lieben, wie meinen eigenen Sohn, und ihm nie mit Rathschlägen beschwerlich zu fallen — das hätte Kälte unter uns erzeugen können — nun weiß Gott, wie sich das Glück meiner Marie gewendet hat," — er hielt ein wenig inne, und sann nach, als suche er in Gedanken, ob er noch mehr sagen solle. Der Rittmeister — aus alter Gewohnheit aufrichtig und gerade heraus, wie ein Soldat, der seinen Säbel nie in der Hauptstadt in den Herrenzimmern und auf dem Pflaster herumschleppte, sondern ein halbes Jahrhundert im Kampfe mit dem Feind oder auf der Wache gegen die Pest eben so oft unter freiem Himmel als unter Dach zugebracht hatte — wollte den Landmundschenken aus seinem Kummer herausreißen, strich seinen Schnurrbart und fragte: „Ist denn die Frau Starostin nicht glücklich mit dem Herrn Starosten?" — Behüte Gott, das habe ich weder gesagt noch gedacht — hier ist von etwas ganz Anderm die Rede; ihr Herren wißt, daß Pan Szymon unter den Augen des alten Woiwoden aufwuchs und ihm der liebste unter allen den jungen Leuten war; er zog auch mich in verschiedene Sachen hinein, aber jetzt will ich Ihnen nur erzählen, wie ich ihn aus dem Herrenhaus fortbrachte. — Se. Maj. der König gab ihm den Titel eines Starosten von Koszowata, und Gott sey Dank, er bezahlte das Lehengeding mit eigenem Gelde — aber der Herr im Himmel weiß, ob diejenigen das Recht haben, die es verkaufen. — Der junge Woiwode von Kijow ist nicht so hart wie der alte, aber eben so stolz, lockt nun aufs neue meinen Eidam an sich, hat ihn so eben in einen neuen Kauf hineingeführt, und heute oder morgen wird der Woiwode selbst nach Koszowata kommen. — Der Herrenstolz ist schlimmer als Trunkenheit; wer einmal daran gewöhnt ist, weicht nicht mehr davon ab, und scheut sich vor nichts, was denselben befriedigen kann. Man fürchtet, der Hr. Woiwode möchte sich meines Eidams zu irgend einem Geschäft bedienen, das dem Vaterland Schaden und ihm Schande brächte. Ich selbst kann nicht wohl nach Koszowata gehen, aber ihr Herren könnt dort wie aus Zufall eintreffen, und werdet Böses zu verhindern wissen, wenn solches vorgehen sollte."

Der Herr Landrichter fuhr mit der Hand über die Stirne und sagte: „Wir wollen wohl hingehen, aber, meiner Treu, ich weiß nicht, ob das etwas helfen wird — der Woiwode rückt gewiß vor uns mit seinen Gedanken nicht heraus, und der Starost gibt nicht gern fremdem Rath Gehör." — „Wenn der Woiwode irgend etwas im Sinn hat, so plaudert er es heraus, und da Sie, meine Herren, nur das Wohl des Vaterlandes im Sinn haben, so werden Sie, wenn an der Sache irgend etwas Schlimmes ist, es bald herausfinden — Pan Szymon wird sich dann doch wohl besinnen, er ist nicht auf den Kopf gefallen."

„Gebe Gott, daß wir Böses abwenden, wenn solches unserem Lande droht." — Der Rittmeister schüttelte den Kopf: „Wer noch zweifelt, der schwatzt es heraus, es gibt sich kund, und das ist gut; was sich aber so nicht kund gibt, das sagen sie uns auch nicht, indeß — man soll uns wenigstens nicht vorwerfen können, daß wir dem Lande und einem Freunde einen Dienst nicht hätten leisten wollen." — „Wir gehen allerdings, und ich meinerseits danke dem Herrn Landmundschenken verbindlichst für sein Zutrauen — wir wollen sogleich aufbrechen." — „Warten Sie noch ein wenig, ich muß den Herren noch meine eigene Angelegenheit erzählen. Sie wissen, daß ich vor Jahren das Lehen Sawranie gepachtet hatte; damals stand ich in mannichfacher Verbindung mit den Zaporogern, namentlich mit Dymitry Czorba, dem Eidam Apostols, welcher später in Konstantynopole an der Verstada wohnte; er war mein aufrichtiger und wahrer Freund, wir liebten uns wie Brüder, darum jagten und tranken wir miteinander, und hoben gegenseitig unsere Kinder aus der Taufe — er war ein Unirter, aber nie fand unter uns Streit statt, und niemals machte einer dem andern eine saure Miene. Er hat vier Söhne und zwei Töchter. Einmal beim Glase verabredeten wir, daß meine Tochter seinen jüngsten Sohn und mein Stas und Antos seine Töchter heurathen sollten. Dieß war bei der Taufe Maria's, und Gott ist mein Zeuge, daß ich nichts eifriger wünschte, als mein Versprechen zu halten." — Er raufte sich die grauen Haare und fuhr dann weiter fort: „Es war dieß gerade in der Zeit, wo Fürst Michael und Fürst August Czartoryski ihre Bemühungen anfingen, um die Unordnung in der Rzecz-Pospolita in Ordnung umzuwandeln, und aus dem König, dieser gemalten Puppe, einen mächtigen Herrn im Innern und furchtbar gegen das Ausland zu machen, die Willkür und die Ausschweifungen der Pane zu bezähmen, der Szlachta die Augen zu öffnen und die Sache dahin zu führen, daß in Polen Ein Volk und Ein König, Unterthanen und eine regierende Macht seyen. Auch zu uns und zu den Zaporogern drang hievon ein dunkles Gerücht. Gerade damals begannen die Kosaken das Unheil zu erkennen, das aus ihrer Absonderung von dem mütterlichen Polen entspringen müsse. Wir sprachen darüber, und Czorba und Jeremie Apostol, sein Schwiegervater, wiederholten oft: wenn die Pane es mit Polen gut meinen, warum suchen sie Hülfe jenseits der Gränze und bei Fremden, laßt sie zu uns sprechen: meine Brüder, von uns zieht der eine links, der andere rechts, die einen dienen dem weißen Czar, die andern dem Muselmann, die dritten der Teufel weiß wem — wir wollen einmal miteinander am Wagen des Vaterlandes ziehen, dann werden wir ihn aus dem Sumpfe herausbringen." — „Und warum geschah denn dem nicht also — dann würden wir jetzt nicht die ungebetenen Gäste haben." — „Hören Sie, meine Herren, das wäre wohl geschehen, ich war damals gerade im Begriff, als Landbote nach Warschau zu gehen, als der Herr Schwertträger von Smolensk, der Vater Pan Szymons, zu mir kam — wir waren miteinander in der Vorschule und in der Rhetorik bei den Jesuitenvätern in Zytomiry zusammen und um Schulfreundschaft ist es eine eigene Sache. Er fing an, mir in den Kopf zu setzen, daß der Herr Woiwode ein so tüchtiger Mann sey als ein anderer — daß, da den Sachsen der Teufel geholt, er so gut König seyn könne, wie Sobieski, daß dieß alles von der Szlachta abhänge, daß wir das Recht hätten, zum König zu machen wen wir wollten — und wir erschöpften uns im Gespräche über die Prärogative der Szlachte." (Fortsetzung folgt.)

Erdbeben in Irland. Die Derry Zeitung berichtet, daß in dem nördlichen Theile von Irland, Dienstag den 10, Morgens zwischen 5 oder 4 Uhr, die Stöße eines Erdbebens verspürt wurden. Die Schwankungen dauerten ungefähr 20 Secunden, und es ließ sich ein Laut, ähnlich dem eines schweren über den Boden weggehenden Wagens, vernehmen. Zwanzig Minuten später erfolgte ein lebhafter Blitzstrahl und ein furchtbarer Donnerschlag. (Litter. Gaz. 21 Nov.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 346.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 December 1840.

Naturwissenschaftliche Bemerkungen über Brasilien.

XIV.

Die Seeuferwaldungen.

Zwischen den Wendekreisen der ganzen Erde entwickelt sich an den sumpfigen Gestaden des Meeres eine eigenthümliche Pflanzenform, welche aus einem einzigen Stamme in tausend Stämme sich verzweigt, und oft meilenlange Wälder bildet, die in ihrer ganzen Ausdehnung nur Einem Individuum entsprossen sind. Diese auffallende Fortpflanzungsweise beruht auf der Eigenschaft dieser Gewächsformen, den Samen ins Keimen zu bringen, während er noch am Stamme sitzt. Dadurch treiben sie die abwärts sich verlängernden Würzelchen keilförmig in den schlammigen Boden hinab, aus welchen abermals neue Stämme zu einem dicht verschlungenen Walde sich gestalten. Dieß ist die von den Pflanzenkennern sogenannte Seeuferwaldung, eine Benennung, welche schon deßhalb nicht sehr passend ist, weil die dazu gehörigen Gewächse nicht bloß auf den geeigneten Stellen am Meeresstrande erscheinen, sondern auch die Mündungen der Flüsse eingenommen haben, die in den Ocean sich ergießen. Ueberall, wo das Fluthwasser, sey es auch nur einige Stunden weit, in die Ströme tritt, wird durch die gegenstrebende Bewegung des Meerwassers der mit dem Flusse herbeigeführte Schlamm theilweise an das Ufer getrieben, und bildet, sich absetzend, eigene Salzwassersümpfe, welche abwechselnd bald von den Fluthwassern bedeckt, bald von dem lothrechten Strahle der Sonne beschienen werden.

Die Pflanzen welche in diesem Boden sich entwickeln, sind vor allen andern zwei Arten Mangue-Bäume (Rhizophora Mangle und R. racemosa), die in Brasilien Mangue vermelho und branco genannt werden. Außer ihnen findet man aber auch die verwandten Gewächsformen von Avicennia nitida und tomentosa, Laguncularia racemosa, Conocarpus erectus nebst einigen parasitischen Bäumen und Sträuchern, welche auf dieser Pfützenwaldung ihren Lieblingsaufenthalt gefunden haben. Diese so weit verbreitete Pflanzenform zeichnet sich nicht so sehr durch ihre Höhe, als vielmehr durch ungemeine Verbreitung und schnelles Wachsthum aus, und besitzt ganz besondere Eigenschaften, die man zum Theil übersehen hat. Die erste dieser Eigenschaften besteht darin, daß das Holz der Mangue-Bäume besonders aber das Mangue vermelho, beim Verbrennen einen hohen Grad von Hitze entwickelt, welcher bei näherer Untersuchung der Steinkohle auf der Ferse folgen wird. Die Gluth ist dunkelroth und das Holz in den Töpfereien sehr geschätzt, weil es zum Brennen des Thones am besten sich eignet. Eine zweite Eigenschaft der rothen Mangue ist darin zu suchen, daß sie eine dichte und schwere Gerberrinde liefert, welche in verschiedenen Theilen Brasiliens zu diesem Zwecke gesammelt und verwandt wird. Auch die Rinde des weißen Mangue-Baumes, der Conocarpus- und Avicennien-Bäume ist zum Gerben tauglich; allein sie ist dünner und scheint weniger Gerbestoff zu enthalten. Die dritte Eigenschaft aller dieser Gewächse endlich gibt sich dadurch zu erkennen, daß sie die eigentlichen natronhaltigen Pflanzen der heißen Erde sind, deren Asche nach dem Auslaugen und Abdampfen Soda von ungemeiner Schönheit und Reichhaltigkeit darstellt. Je nach der dazu genommenen Pflanze, und je nach der Entfernung vom Meere, wo es seine Salztheile nicht mehr vollständig hintragen kann, schwankt der Natrongehalt zwischen 23 und 30 Proc.; und welche Masse von diesem Artikel gewonnen werden könnte, läßt sich aus der Ausdehnung der Mangue-Wälder ermessen, welche ihren grünenden Gürtel um die Tropenwelt geschlungen haben. Wenn man nun bedenkt, daß die Cocos- und Oelpalme (Cocos nucifera und Elaeis guineensis, C.) gleich am Rande der Mangue-Bäume stehen, so hat die Natur den Bewohnern Brasiliens neben einander die beiden Elemente geschenkt, welche zur Verfertigung von Seife erforderlich sind, ohne daß ihnen bisher die Augen darüber aufgegangen wären. Nach den bisherigen Erfahrungen kann man aus 10 Cocosnüssen ungefähr 1 Pfund Oel bereiten, und 10,000 Stämme würden einen Ertrag von etwa 14,000 Pf. Palmöl liefern, womit ungefähr 23,000 Pf. Seife gewonnen werden könnten. Die von Afrika herstammende Oelpalme trägt Fruchtkolben, die im Durchschnitt über 2 Pf. Oel enthalten, und dieser Baum hat in Brasilien ein so naturgemäßes Klima gefunden, daß er nicht nur an den Küsten, sondern auch im Innern gedeiht. Vom Westrande von Afrika gehen jährlich

über 200,000 Ctr. Palmöl nach England, welches der Erfahrung gemäß fast ein Drittel seines Gewichtes an Talg enthält. Unter diesen Umständen ist es zu bedauern, daß Brasilien jährlich über 50,000 Ctr. Seife und Lichter aus Großbrittanien und den Vereinigten Staaten von Amerika bezieht, während die eigenen Naturgaben hinreichend sind, eine Ersparniß von 700,000 Gulden zu bezwecken.

Rückblicke.

Europa.

(Fortsetzung.)

Nordwärts an Ungarn stößt das alt berühmte, jetzt aus der Reihe der unabhängigen Staaten ausgestrichene Polen. Keine Stimme tönte dorther, als einige unbedeutende Bemerkungen in den slawischen Nachrichten, welche die Literatur in Galizien und Posen gefliſſentlich ignoriren. Aber diese ist nicht todt, sie lebt, und es athmet darin ein tiefes Nationalgefühl. Wir haben im Laufe dieses Jahres zwei Mittheilungen aus dieser Literatur gegeben, beides Erzählungen von Czajkowski, Kosakensagen, wie er sie nennt (siehe Konstantyn Horodenski Nr. 79 ff.; die zweite „Koszowata" im Laufe dieses Monats). Schon die Sprache, in der viele Worte und Formen kleinrussisch ist, mahnt an die ehemalige Verbindung Kleinrußlands mit Polen, welche das stete Thema dieser beiden Erzählungen ist. Nicht die Sünden und Fehler der Väter werden verschwiegen, aber doch der Gedanke der alten brüderlichen Vereinigung festgehalten. Wahrscheinlich, ja gewiß ist es, daß diese Sagen, durch welche ein rührender Zug von Melancholie hingeht, auch noch jetzt in Kleinrußland, dessen Namen selbst man zu vertilgen wünschte, manchen Anklang finden; die Gründe dafür kann man in dem Artikel: Poltawa und Kleinrußland finden (s. Nr. 168 ff.). Rußland hat eine Bahn betreten, auf der es fortzuschreiten gezwungen ist: es muß die Provincialeigenthümlichkeiten niedertreten, um gewaltsam die starre Einheit, die man zur Kraft des Staats gegen außen nothwendig hält, aufrecht zu erhalten, auch auf die Gefahr von Aufständen hin; so hat sich, wie in dem genannten Artikel bemerkt, Kleinrußland im Anfang des vorigen Jahrhunderts aufgelehnt, unter Katharina mußte die Kosakenfreiheit am Ural gebrochen werden, die unter Pugatschew in wildem Aufstand ausgebrochen war; die zahlreichen Polenkämpfe sind in frischem Gedächtniß, ebenso die stilleren Maaßregeln, wodurch man mehr und mehr die Freiheit der Kosaken am Don einschränkt. Auch in diesem Jahre ist ein neuer bedeutender Schritt zur innern Einheit geschehen: man hat das alte litthauische Gesetzbuch in den ehemals polnischen Provinzen aufgehoben, und an seine Statt die russischen Ukasen gesetzt. Im vorigen Jahre hatte man die Union aufgehoben, und die Wiedervereinigung mit der griechisch-russischen Kirche ausgesprochen; dieß Jahr ist das Gesetzbuch an die Reihe gekommen. Die Fortschritte sind rasch, vielleicht zu rasch. Allerdings reicht russisches Volk bis an die Gränzen des jetzigen Königreichs Polen: die polnischen Aufstände haben nie in Litthauen und Wolhynien Eingang gefunden, weil hier nur der Adel und nicht auch das Volk polnisch war, aber dennoch ist der Geist westeuropäischer Cultur auch in diese Länder gedrungen, und die Unterwerfung unter den mächtigen Willen des Herrschers ist nicht die enthusiastische Hingebung der Großrussen, sondern mehr nur die Folge des Zwangs.

Großrussischer Geist und Denkweise herrscht gegenwärtig in Rußland vor, und alle Provincialeigenthümlichkeiten müssen sich ihm beugen. Auch ist der großrussische Stamm durch mehrfache innere und äußere Umstände begünstigt. Wir haben in dem Artikel: „Rußlands Handel gegen Osten" (s. Nr. 301 ff.) bemerkt, wie das seit 1822 eingeführte Schutzsystem hauptsächlich den großrussischen Provinzen zu gut kommt: von ihnen besonders geht der Handel nach China und in andere Länder Innerasiens. Es herrscht in den übrigen Stämmen nicht die Handelsbetriebsamkeit des Großrussen, und aus der Schilderung der Charkoffer Messe geht namentlich hervor, wie sehr sie hierin den Kleinrussen überlegen sind. Auch Bulgarin erwähnt in seinem Sommerausflug nach Finnland (s. den Monat August), namentlich in dem letzten Abschnitt „Rückweg von Helsingfors auf dem Landwege" (s. Nr. 300 ff.), dieses handeltreibenden, gewerblichen Geistes, welcher ihnen in Finnland immer mehr Eingang verschafft, so daß die Russificirung der Finnen, wenn auch langsam, doch immer noch vorwärts schreitet. Bei dieser Gelegenheit können wir nicht umhin, auch der „afinischen Sprache" (s. Nr. 209) zu erwähnen, die einer nähern Beachtung wohl werth scheint, und bisher selbst von Russen fast gänzlich unbeachtet blieb. Wenn diese Sprache, die jetzt zum wahren Rothwälsch geworden, wirklich starke finnische Elemente enthalten sollte, so würde dieß ein großes Licht auf die Vermischung der Slawen und Finnen zu Einem Volke werfen, ein Gegenstand, der ohnehin noch mannichfacher Untersuchung bedarf; man sehe hierüber nur die Bemerkungen Bulgarins in dem genannten Artikel (Nr. 300 ff.), und die Ansichten des gründlich gelehrten Preiß über die litthauische Sprache (siehe Nr. 200). Warum zeichnen sich wohl die Großrussen durch diesen Handels- und Gewerbsgeist aus, den die Kleinrussen in einem sehr geringen Grade besitzen? Schreibt die afinische Sprache sich aus den Zeiten Nowgorods her, wo dessen Handelsleute hauptsächlich sich im finnischen Lande herumtrieben? Dagegen spricht nur der Umstand, daß die Stockrussen selbst so wenig als die Finnen diesen letztern Namen kennen. Möglich ist indeß wohl, daß ein gewisser Schachergeist in die niedern Classen der Großrussen durch die Nowgoroder gekommen ist, zum mindesten muß es auffallen, daß sie häufig Abneigung gegen den Ackerbau verrathen, und dagegen ein eigenes Geschick für mechanische Arbeiten zeigen, weßhalb auch die Fabriken, welche das Schutzsystem der russischen Regierung ins Leben rief, namentlich in Großrußland durch die Anstelligkeit der Großrussen so schnell gediehen sind. Die Gegenwart Rußlands gehört entschieden, nicht bloß durch Bevorzugung der Regierung, den Großrussen an; ob nicht die Zukunft wieder mehr den Kleinrussen, ist eine andere Frage. Die Länder der letzten haben sich noch nicht gehörig von den Türkenkriegen und Tataren-

einfällen erholt, noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts waren bekanntlich viele Strecken gänzlich unbewohnt, lange Zeit noch hielt die Sperrung der Schifffahrt auf dem schwarzen Meere alle Entwicklung auf, und erst seit 50 bis 60 Jahren ist diese in vollem Zuge. Ehe dieß Jahrhundert abläuft, wird Kleinrußland in dem großen russischen Reiche eine bedeutend wichtigere Stellung einnehmen, als jetzt, und die Maaßregel, wodurch die russische Regierung auf einmal so viele Tausende seiner kleinrussischen Bauern zu Kronbauern machte (s. Poltawa und Kleinrußland Nr. 168 ff.), kann, wenn gleich jetzt hart für den Einzelnen, im Ganzen nur dazu beitragen, den Geist des Ackerbaues, der den kleinrussischen Landmann beseelt, weiter im Reiche umher, namentlich in einzelnen schlechter bebauten großrussischen Gouvernements, zu verbreiten.

Im Ganzen genommen wird man überhaupt sagen müssen, daß der Reichthum Rußlands im Steigen ist, ohne daß man gerade das Beispiel einzelner Leibeigenen einzelner Großen, wie z. B. Scheremetiews, anzuführen braucht. Letzteres Beispiel, das ein neuerer Lobredner Rußlands aufführt, läßt einen schlimmen Blick auf die innern Verhältnisse Rußlands thun. Es wird erzählt, der Kaiser habe auf den großen, fabrikreichen Ländereien des Grafen Scheremetiew mehrere Leibeigene getroffen, die sich durch Fabrikbetrieb ein Vermögen von mehreren Millionen Rubeln erworben hatten, ohne daß sie sich deßhalb die Freiheit kauften, welche sie nur 15,000 Rubel gekostet hatte; als Grund wird angegeben, daß sie, als Leibeigene Scheremetiews und mit einem Passe von seiner Hand versehen, allenthalben Schutz und gute Aufnahme fänden, während sie manchen Mißhandlungen ausgesetzt seyn würden, wenn sie auf eigene Faust reisten. Wenn diese in einer französischen Zeitschrift, der „Revue de Paris," mitgetheilte Erzählung wahr ist, so würde die Unterschrift eines russischen Großen einem Unterthanen Rußlands im Innern des Landes selbst mehr nützen, als der Schutz der Regierung. Das heißt die steigende Wohlfahrt des Landes stark auf Kosten der Verwaltung herausstreichen. Etwas muß indeß an der Erzählung wahr seyn, denn auch der in Rußland so sehr fetirte Löwe Weimars, dessen Schrift über Rußland wir vor einigen Jahren mitgetheilt, macht über die Bauern vieler Edelleute eine ähnliche Bemerkung.

Die Stellung der Leibeigenen ist indeß in dem weiten Reiche außerordentlich verschieden, und man darf nicht vergessen, daß es eigentliche Sklaven in Rußland gibt, die nicht bloß mit dem Grund und Boden verkauft werden, sondern in keinem bessern Verhältniß sind, als der Negersklave. Wir haben in den „Petersburger Skizzen" (s. Nr. 87 ff.) von dem Leben eines solchen Sklaven eine betrübende Schilderung mitgetheilt, die zugleich in das Leben und Treiben der niedern Beamtenwelt einen ergötzlichen Blick thun läßt. Bei der bureaukratischen Einrichtung, welche die ganze Verwaltung Rußlands seit Peter dem Großen mehr und mehr erhalten hat, und bei der häufig sehr niedern Bildungsstufe dieser Beamten muß sich freilich in den größeren Städten, namentlich in der Hauptstadt, ein Bodensatz ansetzen, an welchem alle Einwirkung von oben erlahmt. Die armen Teufel von Leibeigenen armer Edelleute, die dahin kommen, müssen natürlich mit bitterer Noth und Arbeit die wahren und eingebildeten Bedürfnisse ihrer Herren befriedigen, und wenn es ihnen am Ende auch gelingt, sich frei zu kaufen, so kann der Mittelstand, der aus solchen Mistbeeten emporwächst, unmöglich ein ehrenhafter seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Koszowata.

Zweiter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

„Ich gestehe es Ihnen," fuhr der Landmundschenk fort, „es ist etwas in dem Herzen eines polnischen Edelmannes, das verteufelt mit dem liberum veto zusammenstimmt. Der Edelmann auf seinem kleinen Gute ist dem Woiwoden gleich — jedes Edelmannes Haupt zur Krone gerecht — so flüsterte mir der Schwertträger zu, damit ich mit ihm nach Konicepole gehen solle." — „Ich bitte um Verzeihung — zu was Ende?" — „Um die Brüder Kosaken auf die Seite des Woiwoden zu ziehen." — „Und was sagten diese dazu?" — „Daß sie nicht wollten; sie sprachen: der erste beste kann nicht König von Polen seyn, und wir wollen nicht die lange Unordnung noch unterstützen; besser ist's, wir bleiben sitzen, hüten unser Haus und warten. Der Schwertträger redete sich heiser, sie aber blieben auf ihrer Rede. Euer Woiwode macht Versprechungen, wie alle die Herren, und weiß nicht, daß auch wir wissen, wie die Herren mit ihren Versprechungen immer auf dem falben Pferde ertappt werden — übrigens sind wir bereit, Polen zu dienen, aber dem Woiwoden oder irgend einem andern Herrn nicht — wir wollen dem König dienen, das ziemt sich. Zum erstenmal zankte ich mich mit Czorba, dachte jedoch, damit sey es nun zu Ende, als ich aber nach Sawranie zurückgekehrt war, fanden wir hier den Woiwoden, der mein geringes Haus mit seinem Besuch beehrt, und 500 Kosaken unter Pan Lodecki und Pan Szymon bei sich hatte. So ein großer Herr, so viele Gnade gegen mich, ich hätte ihm Alles gegeben, was in meinen Kräften stand. Wir benachrichtigten ihn von dem Erfolge unserer Unterhandlungen — er runzelte die Stirne. Geht hin zu den Kosaken und ladet sie ein, hieher zu kommen." — „So, so, das ist der Anfang jenes schlimmen Vorfalls." — „Allerdings, möge Gott mir vergeben." — Er strich den weißen Schnurrbart und fuhr dann fort: „Sie kamen, Apostel und sein Schwiegersohn, in gutem Glauben, nur zu zwei, und jeder hatte nicht mehr als Einen Kosaken für sein Pferd."

„Im Anfang ging die Besprechung so so, aber bei dem ersten Widerspruch wurde der Woiwode übermüthig, hart in seinen Worten — die Kosaken trotzig und unbeugsam. Ich wollte die Unterredung abbrechen, aber es gelang nicht, und es kam so weit, daß Czorba dem Woiwoden sagte: wenn die bösen Herren, wie Sie, nicht aufhören, unser armes Vaterland zu verwirren, so werden sie finden, daß wir noch Klingen für sie haben! Der Woiwode hob die Hand auf und Czorba die seinige, der Woiwode legte die rechte an seinen Säbelgriff, Czorba zog seinen Säbel halb aus der Scheide — wir warfen uns dazwischen, und zogen ihn aus dem Zimmer. Der Woiwode war roth wie eine Rübe, ereiferte sich und rief: ich will mit den Bauernkerls ein Ende machen in fundo, ich will sie moros lehren! — Hr. Lodecki, zu Pferde nach Konicepole — rottet Alles mit der Wurzel aus —

macht Alles dem Erdboden gleich! Diese russischen Bauern sollen erfahren, was es heißt, gegen einen Pan die Hand aufzuheben! — Und nun schrie der finstere, schon von Gewohnheit harte Woiwode so, daß ich noch erschrecke, wenn ich daran denke." — „Und wie? Herr Landmundschenk, alles das in Ihrem Hause?" — „In meinem — pah! — Damals war es nicht mein Haus — ich war schlimmer daran als ein Gast — mich fragte man um nichts, und kaum konnte ich bei dem Schwertträger erwirken, daß man Czorba und Apostol nicht aufknüpfte, sondern nur unter Wache stellte. — Der Woiwode wollte beide ohne Recht und Gericht aufhängen lassen, wie dieß manchmal geschah, und es noch jetzt in unserer Rzecz pospolita geschehen kann. Meine Frau erbat sich ihr Leben auf ein paar Tage; wir waren zwei ganze Tage lang in wahrer Höllenangst, denn es war nicht möglich, etwas von dem Woiwoden zu erhalten. Am dritten Tage Morgens kamen seine Kosaken zurück, und führten Pferde und eine Menge Wägen mit sich. Ich wollte nicht einmal hinschauen, namentlich als ich die Worte Pan Szymons vernahm, der auf die Vorwürfe seines Vaters erwiederte: was der Herr befiehlt, muß der Diener thun; wenn man einmal die Windhunde nach dem Hasen gehetzt hat, kann man sie nicht zurückpfeifen, ehe sie das ihrige gethan haben. — Es war dieß der zum Aufhängen meiner Freunde bestimmte Tag, ich erinnere mich's wohl; auf den Knien bat ich den Woiwoden, und wollte seine Füße umfassen. — Er war nicht mehr zornig, aber finster und mürrisch wie immer, faßte mich an der Schulter und sagte: „Hört, nehmt sie hin, und thut, was ihr wollt — Böses ist geschehen — der Herr hat befohlen, zu prügeln und die Diener haben todtgeschlagen — aber was geschehen ist, ist nicht ungeschehen zu machen." Und alsbald entfernte sich der Woiwode mit seinen Kosaken.

Hier verfiel der Landmundschenk abermals in tiefes Sinnen, an seinen nassen Augen konnte man sehen, daß er nicht Erinnerungen sammelte, um sie wieder zu geben, sondern daß ihm schmerzlich fiel, sie auszusprechen. Der Landrichter bemerkte dieß und schwieg, der Rittmeister aber, in dessen Seele kein anderes Gefühl mehr war, als Grimm über den Woiwoden, biß vor Ungeduld und Zorn in seinen Schnurrbart und rief: „Ha, der Schurke, geht man so mit ehrlichen Kosaken um?" Der Landmundschenk wischte ein paarmal mit der Hand über die Augen, und doch stahl sich eine Thräne hervor, und senkte sich schwer herab über das runzelvolle Gesicht. „Czorba und Apostol waren frei, aber ich fürchtete, es möchte eine Hinterlist darin stecken, was bei dem Woiwoden schon mehrmals vorgekommen war — ich wollte sie nicht allein gehen lassen, sondern ritt mit ihnen und nahm einen kleinen Trupp von meinen Kosaken mit mir — was in Koniecpole geschehen war, davon wußte ich nichts, der Woiwode war nach der Rückkehr seiner Kosaken sogleich fortgegangen, ich aber hatte nicht das Herz, die Führer auszufragen, und die Kosaken des Woiwoden sagten nichts — es ist ihre Sitte, zu handeln und zu schweigen — ich dachte nur, sie hätten Alles ausgeplündert. Wir zogen gerade über die Ebenen von Sawranie, links in der Ferne erglänzte der Bug, rechts zwischen den Wiesen floß die Bertzada. Die Sonne schien hell, aber man sah nicht die weißen Häuser von Koniecpole, wie dieß sonst immer der Fall gewesen war, und Krähen und Raben zogen in Schaaren hin, als wäre ihnen dort ein Mahl bereitet. Wir schwiegen, aber mir preßte es das Herz zusammen, und in ihren Augen malte sich die Unruhe — wir waren im Innern gewiß, daß ein Unglück vorgegangen, aber keiner wagte ein Wort zu sprechen. Wir blickten uns auf einmal an, wie verabredet und rieben uns die Augen — dort in geringer Ferne sollte Koniecpole seyn, und dort sah man nur die Brandstätte des alten Schlosses und auf den Feldern ringsumher nicht eine menschliche Seele. — Czorba spornte sein Roß, der alte Apostol ihm nach, und auch ich folgte — der Wind wehte gegen uns, und immer häufiger und häufiger kam mir ein Brandgeruch entgegen, ja es schien mir, als breite sich ein Rauch über die Felder aus. — Sie eilten rasch vorwärts, ich hielt mein Pferd an, als stoße mich etwas, und flüsterte mir zu, nicht hinzugehen!"

Abermals hielt der Landmundschenk inne; er schwieg, und diesmal unterbrach keiner sein Schweigen — endlich erhob er sich: „Weßhalb ging ich auch hin — das Dorf, das Herrenhaus, alles war niedergebrannt — kein Hund, kein Mensch irgendwo zu sehen. — Czorba war bereits abgestiegen, und stand an einer Säule, auf welcher die Worte geschrieben waren: Koniecpolski.*) Er lehnte sich an einen Baum, bleich mit knirschenden Zähnen, die Augen auf die Säule geheftet — der alte Apostol stand neben ihm, eine Thräne im Auge tiefe Trauer auf dem Gesicht. — Als ich mich näherte, griff Czorba nach seinem Säbel, aber Apostol hielt ihn zurück, und rief mit erstickter Stimme: seht hin, freut euch! — „O, meine Herren, wenn Sie gesehen hätten, wie diese Worte mir ins Herz schnitten — er zweifelte an meiner Ehre." — Der Landmundschenk setzte sich nieder: „Ich erklärte ihm: so wahr ich mein Vaterland liebe, so wahr ich ein guter Christ bin, ich habe nichts davon gewußt, Dymitr. — Ich sprang vom Pferde und wollte mich ihm nähern, aber er streckte die Hand aus und rief: „Polen! Polen! Blut um Blut! Feuer um Feuer! wir wollen euch heimzahlen!" — Apostol sah mich an: „Ich glaube, daß du nicht schuldig bist, bewahre dich Gott vor Unglück — verlasse uns — kehr' um!" — „O nein, ich verlasse euch nicht." — Czorba zuckte krampfhaft, Apostol nahm ihn bei der Hand und wies mit der andern auf die Säule: „Leb' wohl! nach solchen Thaten wird es für uns Polens Ende seyn." — Sie gingen, und ihre Pferde liefen ihnen nach wie Hunde, ich aber blieb starr wie Stein auf dem Flecke stehen und betrachtete die Brandstätte — ich sah, wie Czorba und Apostol darin herumgingen, als suchten sie die Gebeine ihrer Kinder — ich sah, wie beide sich umarmten, gewiß weinten sie — ich sah, wie sie zu Pferde saßen und fortritten, und ich stand immer noch — in meinem Hause waren meine Freunde gefangen gehalten, aus meinem Hause war das Unglück über sie gekommen, und sie ermordeten mich nicht — sie glaubten dem Worte des alten Freundes, und wollten vielleicht nur den Gast auf ihrem eigenen Boden nicht mit dem Stahl empfangen — die Schmach lastete schwer auf mir, denn werden die Menschen es glauben, daß ich rein bin, schuldlos an dieser Unthat — Freundschaft altes Vertrauen, der Eidam und die Söhne meines Herzens — und wer weiß, vielleicht mein guter Name — Alles war dahin, das zog mir durch den Sinn, als ein treuer Kosak mein düsteres Brüten unterbrach: „Vater, herb ist der Kummer — aber was der Teufel gethan hat, kann der Mensch nicht ungeschehen machen." — „O, wahrhaftig der Teufel — ja! — noch einmal blickte ich ihnen nach, aber sah sie schon nicht mehr. Ich setzte mich zu Pferde — noch einmal überlas ich die unglücklichen Worte: Koniecpolski, und ritt weg. — O das war eine schmerzliche Zeit!" (Schluß folgt.)

*) Koniecpole heißt zu deutsch: Ende des Feldes, Koniecpolski: polnisches Ende.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Winkelmann.

Nr. 347.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 December 1840.

Oberst Codazzi über die großen Ströme Südamerika's.

Oberst Codazzi, dessen wir früher schon (s. Nr. 245) gedachten, ist kürzlich mit den HH. Diaz und Barral zu Paris angekommen, beauftragt von seiner Regierung, die große Karte der Republik Venezuela in Frankreich stechen zu lassen. Ein besonderes für den Unterricht bestimmtes Werk wird diese Arbeiten begleiten und zwei Bände bilden, welche die ganze politische Geschichte Venezuela's, die beschreibende Geographie und die Statistik dieses Landes enthalten. Die Abfassung des ersten Bandes ist den HH. Diaz und Barral anvertraut, denen die Regierung ihres Landes alle möglichen officiellen Documente übergeben hat. Eine große Anzahl Originalporträts, mit Geschmack und Talent von einem jungen creolischen Künstler, Carmelo Fernandez, einem Neffen des Generals Paez, gezeichnet, wird dieses Werk schmücken, das somit eine vollständige Reihe aller Hauptpersonen, welche in der Revolution dieses Landes figurirt haben, enthalten wird.

Oberst Codazzi hat zehn Jahre lang an dem Entwurf seiner Karte gearbeitet, und der Congreß von Venezuela hat, indem er die Herausgabe der Karte und des Werks verordnete, demselben als Nationalbelohnung das volle Eigenthumsrecht derselben abgetreten. Französische Blätter (Echo du Monde savant, 25 und 28 Novbr.), welche diese Nachrichten mittheilen, enthalten zugleich nachstehende Bemerkungen über den Ursprung mehrerer großen südamerikanischen Flüsse.

„Ehe man das Land genau kannte, glaubten die Geographen, es existire in der Mitte der Llanos eine große Bergkette, welcher diese großen schiffbaren Flüsse entströmten. Aber dem war nicht also, und die Beobachtungen Hrn. Codazzi's haben einige bisher völlig unbekannte Thatsachen zu Tage gefördert. Mitten in den Savannen, sagte er, erhebt sich ein großes Plateau, dessen Höhe von 290—464 Varas (900—1400 Fuß) wechselt. Wenn man in diese ungeheuren Wüsten eindringt, so sieht man mit Erstaunen aus den mehr oder minder schroffen Böschungen des Centralplateau's mehr als 40 Flüsse nach verschiedenen Richtungen strömen. Sie sind bei ihrem Ursprung nur ganz winzige, unter Mauritia-Palmen *) versteckte Bäche, aber im Fortrücken wachsen sie rasch in directem Verhältniß mit der Entfernung von ihrer Quelle an, ohne daß ein sichtbarer Zufluß sie nährte oder Verdunstung und Einsickerung ihre Wassermasse verminderte, vielmehr ist ihr Wachsthum so bedeutend, daß sie schon einige Leguas von den Böschungen, aus denen sie entspringen, schiffbare Flüsse sind. Die einen strömen gegen das Meer der Antillen und den Golf von Paria, die andern fallen in den Orinoko und in das unermeßliche Delta an seiner Mündung. Dieß Phänomen, das auf den ersten Anblick allen angenommenen Gesetzen zu widersprechen scheint, findet seine Erklärung in der geognostischen Formation des Landes. An das große Plateau im Centrum der Llanos, das man mit dem Namen „Mesa de Guanipa" bezeichnet, lehnen sich mehrere andere secundäre Plateaux, deren Zwischenräume von eben so vielen Flüssen durchströmt sind. Die Oberfläche dieser Plateaux besteht meist aus einem von den hohen Savannengräsern bedeckten Sandboden. Während des Winters dringt der Regen durch diesen Sand hinab bis auf die Thonschicht, welche ihn nicht durchläßt. Diese concentrirte Wassermasse macht sich Platz durch die Seitenböschungen, und sickert allenthalben längs der Ränder durch. Bäche bilden sich, und fließen in dem engen Raume, den die Plateaux zwischen sich lassen; die Thalwege, welche sie am Fuße der Böschungen durchlaufen, liefern ihnen unaufhörlich durch das fortdauernde Durchsickern neue Nahrung, und die Bäche stoßen somit unaufhörlich auf unsichtbare Quellen, wodurch sie rasch zu Flüssen anwachsen, und nach verschiedenen Richtungen sich verbreiten.

Wenn man sich in Gedanken inmitten dieser unermeßlichen hydrographischen Region stellt, und das ungeheure Netz seiner zahllosen Flüsse sich entwickeln sieht, glaubt man dem letzten Verlaufe einer großen Ueberschwemmung beizuwohnen. Alle Flüsse entspringen gleichsam aus einem kurz zuvor unter Wasser gesetzten Mittelpunkt, der durch die Regen überschwemmte Boden sendet das eingesickerte Wasser auf die Oberfläche zurück;

*) Mauritia flexuosa, Lin.; die Amerikaner nennen sie Moriche, und daher der Name Morichales, den sie den Palmengruppen gegeben haben.

die geringsten Spalten haben ihre Quellen, die Anfangs durch eine mächtige Vegetation bedeckt sind, aber weiter unten wird der Bach schnell zum Flusse, und noch ein wenig weiter strömt die allmählich durch unterirdische Zuflüsse geschwellte Wassermasse in majestätischer Fülle durch die Savannen hin.

Rückblicke.

Europa.

(Fortsetzung.)

Indeß sind es nicht die Zerrbilder aus dem Schlamm großer Städte, welche deren allenthalben, London und Paris eben so gut wie Petersburg, liefern, nicht die Mistpfützen der Gesellschaften, die vielleicht den Genremaler in hohem Grade ergötzen, nicht diese sind es, welche man näher betrachten muß, wenn man über ein so merkwürdiges, von dem unsrigen so sehr verschiedenes Land, wie Rußland, richtig und mit Billigkeit urtheilen will. Wie das Weitschichtige des Bodens dem Handel einen ganz eigenthümlichen Stempel aufprägt, so ist es auch in moralischer Beziehung: die Zahl der Gebildeten ist verhältnißmäßig gering, und die Zahl der wissenschaftlichen Männer begreiflicherweise noch viel kleiner. Das ist aber bei dem tiefen Stand der untersten Classe, und namentlich bei der kleinen Zahl volkreicher Städte, die Centralpunkte der Bildung werden könnten, nicht zu verwundern, vielmehr wäre es zu verwundern, wenn es anders wäre. Wo so wenig Bildung in der großen Masse noch verbreitet ist, kann wissenschaftliche Cultur nur langsam selbstständig gedeihen, sondern sie ist eine von der Regierung großgezogene Plage: auch schickt die Regierung unablässig junge Leute von guten Anlagen ins Ausland, so den Alterthumsforscher Strojew nach Deutschland, so Sokoliew nach Schweden (s. Nr. 218), so Preiß in die slawischen Länder (s. Nr. 200), so Schewireff nach Deutschland nnd Italien, um Bibliotheken zu untersuchen, und über Unterrichtsanstalten zu berichten,*) mehrerer andern nicht zu gedenken. Wer hieraus allein einen Schluß auf die noch mangelnde Grundlage einer allgemein verbreiteten Bildung ziehen will, dem wollen wir bloß bemerken, daß auch in Frankreich ohne Unterstützung der Regierung wenig oder keine Schriften rein gelehrten Inhalts erscheinen können, da die Masse der Abnehmer viel zu gering ist, als daß sich ein solches Werk durch sich selbst erhalten könnte. Zu einer billigen Beurtheilnng Rußlands muß man nur immer erwägen, was Rußland noch vor einem Jahrhundert gewesen ist, und zugleich darf man nicht vergessen, daß das einmal ergriffene starre System der staatlichen Einheit nicht bloß der provinziellen, sondern auch der individuellen Entwicklung hemmend im Wege stehl. Dieß hindert aber nicht, daß das Volk im Allgemeinen im Steigen ist, denn dieß Steigen kann bei der großen, durch die mächtige politische Entwicklung des Reichs nothwendigen geistigen Regsamkeit und Lebendigkeit kein Mensch aufhalten oder auch nur aufhalten wollen.

*) Diese Berichte finden sich, wohl nicht sehr vollständig, in dem Journal des Ministeriums der Volksaufklärung.

Die Russen sind gegenwärtig thätig bemüht, ihre alte Geschichte immer mehr ans Licht zu ziehen, doch, wie natürlich, vorzugsweise nur die großrussische, wie man denn die Forschungen in dem alten Kiew aufgegeben hat, und die Ausdehnung derselben auf die umliegenden Provinzen nicht gestattete, oder wenigstens nicht förderte, was in der Wirkung auf eins hinauskommt. Die Untersuchungen über alte Kirchen und Klöster von Glagoliew (s. Nr. 30 f., 43 f., 47, 49) fielen ziemlich mager aus, und wir haben die fernere Mittheilung nicht fortgesetzt, weil sie weiter gegen Osten immer noch magerer wurde. Mit Ausnahme Moskau's selbst, das die nationalen und religiösen Reliquien — und sie fallen meist zusammen — im reichlichsten Maaße enthält, ist wohl nichts Besonderes zu nennen, als das schon im vorigen Jahre unter der Rubrik „alte Befestigungen von Rußland" erwähnte Dreifaltigkeitskloster bei Moskau. Alles aber, auch die Schilderung Moskau's und seiner Merkwürdigkeiten (s. Russische Reisebriefe Nr. 275 ff.), muß ganz aus dem nationalrussischen Standpunkt betrachtet werden, mit steter Rücksicht auf alte historische Verhältnisse, wenn man ihnen einigen Geschmack abgewinnen will. Ehe aber nicht eine gründliche historische Bildung bei den Russen selbst heimisch geworden, werden sie auch durch ihre Schriften über nationale Denkmäler das Interesse des übrigen Europa nicht sonderlich rege machen.

Zu den historischen Arbeiten gehört nun namentlich diejenige, welche Bulgarin angedeutet hat, nämlich seine kritische Untersuchung aller der Völker, welche in älterer Zeit das jetzige große russische Reich bewohnten. Den wichtigsten Rang darunter werden stets die Finnen einnehmen, da dieselben nicht bloß im Norden und Osten, sondern selbst im Westen der Russoslawen wohnten. Wir haben auch in diesem Jahre einem solchen Stamme, dem der Esthen, eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt (s. Nr. 100 bis 118.). Man kann sich nicht erwehren, in der Charakterschilderung derselben einige Aehnlichkeit mit den Celten in der Bretagne zu finden: sollte das Finstere, was beide auszeichnet, nur eine Folge der Jahrhunderte alten Herrschaft eines fremden Stammes seyn? Der Verfasser des Aufsatzes spricht die Ansicht aus, dieser Finnenstamm habe ehemals viel tiefer hinab, bis gegen das schwarze Meer hin gewohnt, und sey gleicher Abkunft mit den Melanchlänen Herodots. Wenn aber dem also ist, wenn die Ansicht von Preiß sich bestätigt, daß die Finnen sich auch ehemals in den Ländern der Westslawen gefunden hätten, und dieß aus der Vermischung der lettischen und slawischen Dialekte mit finnischen Worten nachzuweisen sucht, wo bleibt dann am Ende der Raum für die Slawen, und wann sind diese in die Länder gezogen, welche sie jetzt inne haben, der großrussischen Gouvernements zu geschweigen, deren Eroberung durch die Russoslawen historisch nachgewiesen ist. Hier findet sich allerdings für die slawischen Forscher und für die Kenner der lettischen und finnischen Sprache noch ein weites Feld. Ein Beispiel der fortschreitenden Assimilirung der finnischen Stämme mit den russischen haben wir in der „Reise ins Land der Mordwinen" (s. Nr. 156 ff.) gegeben. Bald werden diese Stämme vollends verschwunden seyn. Merk-

würdig ist, daß die Finnen in einem ihrer ehemaligen Hauptsitze, in Perm (Biarmien) sich sehr schwach erhalten haben (s. Nr. 150 ff.). Diese östlichen Theile des europäischen Rußlands verdienen überhaupt eine nähere Bekanntschaft; Russen selbst bemerken, daß sich in diesen der alte ächte russische Volksgeist zum Theil weit reiner und besser als in den innern Gouvernements erhalten habe. Der Grund mag wohl darin liegen, daß überhaupt bei der Verbreitung der schwachen Bevölkerung auf dem weiten Boden die alte Sitte sich mehr erhalten konnte, und das Land zu der Zeit, wo die Bauern in Rußland an den Boden gefestet und in die Fesseln der Leibeigenschaft geschlagen wurden, das Land noch äußerst schwach bevölkert war, und die Habsucht der Großen nicht so reizte. Eine neue Zeit für diese Landstriche kann indeß nur dann aufkommen, wenn die Communicationen mit Sibirien sich vervielfältigen werden, allein dazu ist vorerst wohl noch keine nahe Aussicht vorhanden. Doch ist es merkwürdig die vorliegenden Plane zu kennen: sie beruhen namentlich darauf, die sibirischen Flüsse unter einander und mit den Flüssen ostwärts vom Ural in Verbindung zu bringen. So bemerkte schon Stepanow in seiner Schilderung des Gouvernements Jeniseisk (woraus wir in frühern Jahren mehrere Auszüge gegeben) Folgendes: „wären nicht die Landengen zwischen der Tura und Tschussowaja auf einer Strecke von 60 Werften im Ural, und zwischen dem Jenisei und der Keta auf einer Strecke von 90 Werst im Gouvernement Jeniseisk, so würde sich ein Wasserweg vom Baikal bis zur Ostsee eröffnen." Eigentlich wäre dann die Verbindung frei bis ins stille Meer, denn vom Baikal könnte man nach der Lena gelangen, welche die Verbindung zwischen Irkutsk, Jakutsk, Ochotsk, Kolyma und Kamtschatka unterhält. „Die Wichtigkeit dieser Verbindungen," sagt Bulgarin in seiner Statistik, „wird erst dann sich klar zeigen, wenn die Fahrt auf dem Amur möglich und die nördlichen Ufer mehr werden angesiedelt seyn." Hier ist also das Gedeihen Sibiriens überhaupt wesentlich von der Beschiffung des Amurstroms abhängig gemacht — ein deutlicher Fingerzeig, wohin das Streben der Russen geht.

Eine zweite Verbindung, die man projectirt hat, die aber vorerst wegen mangelnder Bevölkerung wieder bei Seite gelegt werden mußte, ist die des Obi mit der Petschora, wodurch das Gouvernement Tobolsk mit den Gouvernements Archangel, Wologda und Perm in engere Berührung käme. Das alles aber sind fürs erste nur Träume, bis die Menschenzahl sich vergrößert hat, daß man an ähnliche Unternehmungen auch nur ernstlich denken darf. Indeß ist in dieser Beziehung von Rußland auch nur seit den letzten 40 Jahren so viel erreicht worden, daß man den Versuch wohl in nicht allzuferner Zukunft machen wird, denn dort in jenen unermeßlichen Räumen, wo zwar eine Bevölkerung wie in unserm westlichen Europa nicht denkbar ist, doch aber die jetzige verzehnfacht werden kann, ist Rußland durchaus ungehemmt, kein feindlicher Nachbar kann es stören, und welcher Entwicklung dieß Land fähig ist, davon kann man sich einigermaßen überzeugen, wenn man die Handelslisten von Archangel durchliest. Ungestört von politischen Stürmen kann daselbst die fleißige Hand des Menschen fortschaffen, und was der dortigen Bevölkerung an Beweglichkeit des Geistes mangelt, das kann die Regierung durch ihre Energie ersetzen. Wenn man diese Plane allzu chimärisch finden sollte, so erinnern wir nur daran, daß die vornehmsten Russen, die reichsten Edelleute, die Millionen Einkünfte haben, dabei ganz besonders durch ihre Bergwerke im Ural betheiligt sind, und somit gewiß das Ihrige redlich beitragen werden.

Die riesenhaften Mittel, welche Rußland zu Gebote stehen, ergießen sich auch, und in nicht geringem Maaße, auf das eigentliche Finnland, wo die russische Regierung, ohne die Einkünfte des armen Landes anzutasten, bedeutende Summen für Landstraßen und öffentliche Gebäude ausgibt. Das Land ist deßhalb sichtlich im Flor, was nicht bloß russische Reisende, wie Bulgarin in seinem schon erwähnten Sommerausflug, sondern auch mehrere Fremde laut aussprechen. Rußland hat allerdings einen Grund, Finnland Wohlthaten zu erzeigen; es kennt genau die alte Anhänglichkeit des Landes an Schweden, dem es seine Cultur und einen nicht unbedeutenden Theil seiner Bewohner, jedenfalls den intelligentesten und thätigsten Theil derselben, verdankt; es erzeigt ihm deßhalb Wohlthaten, die das arme Schweden bei dem besten Willen nicht ertheilen könnte, und sucht sich dadurch, da bei den Schweden der Groll über den Verlust Finnlands noch keineswegs verschwunden ist, aus der Zuneigung der Finnen einen Damm zu bilden, falls ihm einmal neben andern Feinden auch von dort her wieder einer drohen sollte. Die Zeiten einer nordischen Uebermacht sind für Schweden wohl völlig vorbei, aber in Verbindung mit andern könnte Schweden doch noch ein gefährlicher Feind werden.

(Fortsetzung folgt.)

Koszowata.

Zweiter Abschnitt.

(Schluß.)

Der Rittmeister sah den Landmundschenk an, da er aber bemerkte, daß diesem nicht sonderlich gut zu Muthe sey, brummte er nur vor sich hin: „Ho, ho, das ist schlimm." — „Schlimm!" wiederholte der Landrichter, „mit dieser Anarchie machen wir gewiß Polen ein Ende." — Der Landmundschenk erwachte aus seinem düstern Sinnen: „Sehen Sie nun, meine Herren, später erfuhr ich von den Leuten, daß das Dienstvolk des Woiwoden, sobald es einmal die Raublust gekostet hatte, sich nicht mehr aufhalten ließ, und den Befehl des Woiwoden mit Feuer und Schwert vollzog. Czorba's Frau und sechs Kinder wurden ermordet, das übrige Volk floh in die Steppe hinaus, und die Flamme vollendete, was die Hand begonnen hatte. So führte ein einziges, im Zorn gesprochenes Wort des Woiwoden Unglück über viele herbei, ihm selbst zum Leide." — „Ho, ho, Herr Landmundschenk, von dem Woiwoden sprechen Sie nicht — den hätte man aufhängen sollen, oder wenigstens in den Thurm setzen in fundo, bis er abgestorben wäre." — „Bewahre mich Gott, daß ich den Woiwoden entschuldige — aber er ist ein Mensch wie jeder. Ein mächtiger und stolzer Herr, ohne Gottesfurcht und ohne Scheu vor Recht, weiß vielleicht nicht, was er Uebles gethan

hat." — „O, er wußte es," entgegnete der Landrichter, „hättet ihr Herren ihn gesehen, wie ich vor noch nicht langer Zeit, gerade wie es mit ihm zur Neige ging, so würdet ihr auch sagen, daß man ihn nicht in fundo zu setzen brauchte — sein Gewissen plagte ihn gräßlich, und er wiederholte unaufhörlich: ich kann viele Dinge thun, ich kann Alles thun, aber Böses, was geschehen ist, kann ich nicht ungeschehen machen. Jetzt ist aber nicht von ihm, sondern nur von seinem Sohne die Rede. Ich bin mit dem Herrn Landmundschenken der Ansicht, daß die großen Herren an dieser ganzen Lage weniger Schuld sind, als die Anarchie und die Unordnung in unserem Volk — wir dürfen wohl an unsere Brust schlagen und sprechen: mea culpa, mea maxima culpa; wir müssen streben, bei uns Ordnung herzustellen, und wir alle müssen suchen besser zu werden." — „Gewiß, wir müssen thun, was möglich ist — möge es nur unsern Kindern gut gehen, nicht so wie jetzt." — Der Landmundschenk strich nach einigem Schweigen wieder über den weißen Schnurrbart und sagte: „Ich muß nun den Herren meine Erzählung vollenden — wie ich nach Sawranie zurückkam, als wäre ich ein Missethäter, und wie mir die Frau und die sechs Kinder Czorba's und die beiden Ehrenmänner, meine alten Freunde — und die Säule mit der Inschrift „Konstytucji" eine gute Weile gar nicht aus den Augen kam. Ich konnte nicht mehr in Sawranie bleiben, verkaufte die Pachtung mit Allem, was drum und dran war, an Pan Korczewski ums halbe Geld, und ich kann Sie versichern, daß ich nach sechzehnjährigem Aufenthalt mit einer Freude von dort wegzog, wie ein Student, der von der Schule in die Ferien geht — um nichts in der Welt wäre ich wieder dahin zurückgekehrt — wenn es mir, der ich unschuldig war, so erging, wie mußte es vollends dem Woiwoden ergehen. Dieser ließ mich zu sich bitten, ich ging aber durchaus nicht hin. Der Herr Schwertträger vermittelte den Ankauf dieses Dorfes. Sie wissen, meine Herren, daß jener Apostol sich so weit vergaß, daß er ins Moskowiter Land sich übersiedelte, und daß sein Sitz, Koszowata, eine Starostei, ein Krongut wurde; Pan Szymon erhielt von des Königs Majestät den Schenkungsbrief auf die Starostei von Koszowata, aber nicht auf irgend eine Verwendung von Seite der Familie des Woiwoden, denn als ich ihm meine Tochter gab, machte ich es zur Bedingung, daß er alle Verbindung mit dieser Familie abbrechen solle — er sagte es zu, und jetzt hat er doch seit sieben Monaten wieder mit ihm angebunden, und sagt zur Entschuldigung, daß er mit dem Sohn und nicht mit dem Vater in Verbindung sich gesetzt habe." — „Sie haben Recht, man muß ihn an seine Zusage erinnern — Vater und Sohn, das ist alles eins." — „So lange er nicht mein Schwiegersohn war, hatte ich das Recht, Bedingungen zu stellen — die Thüre ist zu, jetzt ist's zu spät; wollte ich ihm jetzt Vorwürfe geben, so würde ich den Frieden seiner Ehe stören, und in meinen alten Tagen möchte ich nicht wagen, das Glück und die Ruhe meiner Tochter aufs Spiel zu setzen — darum bitte ich die Herren, daß Sie mir den Freundschaftsdienst erzeigen möchten, über Pan Szymon gegen sein Wissen und Willen zu wachen." — „Wir werden es thun, aber glauben Sie nicht vielleicht, daß aufs neue eine ähnliche That geschehen könne?" — „Ich glaube nicht, aber den Vorsichtigen schützt Gott, und — wer sich am siedenden Wasser verbrannt hat, der bläst das kalte — ich sage Ihnen, meine Herren, wenn mich Jemand an den Woiwoden, an die Zaporoger, an Sawranie erinnert, oder mir der Gedanke daran selbst in den Kopf kommt, so stehen alsbald Czorba und Apostol vor meinen Augen." — „Herr Landmundschenk," sagte der Rittmeister, „was ist denn aus dem armen Czorba geworden?" — „Ich weiß nicht, wo er sich hingewendet hat, doch dient er nicht mit Apostol den Moskowitern — vielleicht hat er sein Leben bereits beschlossen. Das war ein Ehrenmann, der Dymitr — hitzig, hartnäckig, aber von ganzem Herzen ein Pole; er hätte den Woiwoden und alle diejenigen, die seinen Befehl vollzogen, in Stücken hauen können, aber niemals hätte er sich aus Rache an Polen vergriffen — oh! das war ein Mann — er muß irgendwo umgekommen seyn, da ich so lange nichts von ihm hörte." Und Thräne auf Thräne rollte aus dem Auge des Greises. — „Aber, Herr Landmundschenk, meint nicht, ich habe von Czorba's in Zaporogien gehört." — „Es gibt der Czorba's viele, ich kenne sie — ehrenwerthe Leute, aber Dymitr war die Perle." Er wischte sich mit dem Tuche die Augen. — „Wir wollen gehen, Herr Landrichter, denn wahrhaftig hier möchte ich laut weinen."

Zu derselben Zeit befanden sich Pan Niemirycz und die Söhne des Landmundschenken in dem Wirthschaftszimmer und machten sich fertig zur Abreise nach Bohuslaw. Der Fahnenjunker Trzeciak und Pan Topczewski wollten auf die Hasenjagd gehen. Der Fahnenjunker zog einen mit Fuchspelz gefütterten Oberrock an, die Söhne des Landmundschenken gingen hinaus, und nun bemerkte er: „Ei, Herr Lieutenant, haben Sie nicht auch Lust zur Jagd?" — „Hol' der Teufel die Jagd." — „Ha, ha, Sie haben eine andere Jagd im Kopfe, und möchten lieber nach Koszowata reiten; das ist vergebliche Arbeit, aus dem Mehl wird kein Kuchen für Sie gebacken." — „Sie schwatzen da, Herr Fähndrich, der Teufel weiß von was, Ihnen muß es im Kopfe schwärmen." — „Bei der Flasche, ja, aber gestern Abend hat es Ihnen im Kopf und im Mund und vielleicht auch im Herzen verteufelt geschwärmt, und wer weiß, ob Sie nicht gar Unglück angerichtet hätten, wenn nicht, Gott sey Dank, dieser Marym sich so tüchtig gehalten hätte." — „Das ist wahr, ich habe ihn aber dafür auch vor dem Thore von Koszowata geküßt." — „Darum, weil er so wacker sich hielt, oder weil ihr dort gern Jemand küssen wolltet." — „Wegen des einen, wie des andern." — „So hab' ich's gern, das ist doch wenigstens offenherzig; weiter, weiter, bis Alles gestanden ist, ich lasse es nicht über die Zunge springen — übrigens jetzt still, die Söhne des Landmundschenken kommen." — und er flüsterte ihm noch ins Ohr: „Mit dem Starosten laß dich nicht ein, mit dem ist nicht zu spaßen — folge meinem Rath; sey nicht gar zu klug, kürze die Complimente gegen des Landrichters Tochter ab, dann schwärmst du nicht mehr umher, und hast deine Frau und Wirthschafterin im Hause."

Niemirycz zog ein saures Gesicht, antwortete aber nichts, denn gerade traten Stanislaus und Anton ins Zimmer. Auf seinem Gesicht war zu lesen, daß der Fahnenjunker ihn mit seinem Gespräch von der Frau Starostin geärgert habe, dennoch war er im Innern darüber erfreut, und hätte gern das Gespräch noch weiter fortgesetzt; als dieser ihn aber an die Heirath mit der Tochter des Landrichters erinnerte, zog er gar ein schiefes Gesicht und zuckte mit dem Schnurrbart — und doch war die Tochter des Landrichters ein hübsches, freundliches, wirthschaftliches Mädchen, wie man zu sagen pflegt: alt und gut genug zum Putz und zum Schmutz, d. h. um die Gäste zu unterhalten und die Wirthschaft zu führen. Aber die Starostin, das war etwas Anderes, das war nicht mehr bloß ein Weib; man konnte die Länge und die Quere durch die Ukraine ziehen und fand keine wie sie.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 348.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 December 1840.

Der General Portfolio.

Longworth erzählt in seinem neulich erschienenen Werke über seinen Aufenthalt in Tscherkessien nachfolgenden drolligen Vorfall. Bekanntlich haben die Engländer alles Mögliche gethan, um die Tscherkessen in ihrem Kampfe gegen Rußland zu ermuthigen. Statt der Flotten und Soldaten, wie man sie hatte hoffen lassen, schickte man ihnen zu wiederholten Malen Waffen, Munition, Fahnen und Geschenke für die bedeutendsten Anführer; eines Tags erhielten sie durch ihren Gesandten in Konstantinopel, Sefir Bey, ein Exemplar der Schrift, die ihrer Zeit so großes Aufsehen in Europa machte, und dem Ausspruche ihres Abgesandten zufolge auf die einleuchtendste Weise das Recht seiner Landsleute und die Unbilligkeit der Ansprüche Rußlands auseinandersetzte. Dieß war das famose Portfolio. Die Tscherkessen verstehen sich nicht sonderlich auf die Presse, und bei Empfang des wunderbaren Documentes — wahrscheinlich der Unabhängigkeitserklärung — hielten die vornehmsten Häuptlinge einen Rath, was mit diesem Buche geschehen solle, das keiner von ihnen entziffern konnte. Nach einer langen Berathung, während welcher das Buch von Hand zu Hand gegangen war, wurde endlich entschieden, wenn das Buch, wie Sefir Bey melde, eine Auseinandersetzung der Rechte Tscherkessiens enthalte, so unwiderruflich, daß die Russen selbst nichts darauf zu antworten wüßten, so müßte man das Buch nicht ihnen, den Tscherkessen, welche für die Vertheidigung dieser Rechte kämpften, sondern den Russen zuschicken; man würde dann sehen, ob die kabbalistischen Zeichen, in denen es geschrieben, wirklich die ihnen zugeschriebene Kraft hätten, die Russen zur Vernunft zu bringen. Die Sache war allerdings des Versuchs werth, und man beschloß, eine Deputation an die russischen Behörden zu senden. Aber die Entwerfung der Instruction für dieselbe war keine leichte Sache. Der Brief Sefir Bey's besagte wohl, daß das Portfolio dieß und das behaupte, dieß und jenes beweise, was also voraussetzen ließ, daß Portfolio ein vornehmer Mann in Frankistan sey; aber es stand nicht darin, welchem der sieben Reiche, worein Europa nach den geographischen Ansichten der Tscherkessen getheilt ist, dieser eifrige Vertheidiger ihrer Rechte angehöre. Das war ein schwieriger Punkt, denn wenn man dem Commandanten von Anapa diese wichtige Mittheilung des Generals Portfolio — einen geringern Rang konnte man dem vornehmen Manne doch nicht wohl geben — mittheilte, so mußte man doch auch wissen, welchem Lande, welchem Fürsten dieser General angehöre, dessen Schriften so große Gewalt hätten, wie ein erfochtener Sieg. Unglücklicherweise hatte aber Sefir Bey hierüber nichts gemeldet, und um nun Niemand Unrecht zu thun, wurde beschlossen, daß jedes der sieben Königreiche Europa's seinen Repräsentanten in der abzusendenden Gesandtschaft haben solle.

Der Gouverneur von Anapa war wohl nicht wenig erstaunt, als er diese Botschafter in ihrem reichen kriegerischen Schmucke, den Helm auf dem Kopfe, im Panzerhemd, mit Bogen und Köcher ausgerüstet, auf einem prächtigen Roß, gefolgt von einem Stallmeister und einer Schaar von Dienern herankommen sah; sein Erstaunen mochte sich aber wohl verdoppeln, als die Gesandten ihm das magische Buch in einen goldgestickten Seidenstoff eingewickelt übergaben, und ihn ganz ernsthaft um den Tag fragten, wo er den Befehlen des Generals Portfolio gemäß, welche sie ihm hier mittheilten, die Festung räumen und sie ihren rechtmäßigen Besitzern zurückgeben werde. Auf eine so seltsame Aufforderung nicht vorbereitet verlangte der Gouverneur eine Woche Bedenkzeit; diese ward ihm großmüthigst gewährt, als aber nach Verstreichung dieser Frist die Gesandtschaft auf Seiten der Russen keine Anstalt zum Abmarsche bemerkte, verlangte sie eine bestimmte Antwort. Die tscherkessischen Gesandten wollten die nähern Umstände der hierauf erfolgten Erklärung nie erzählen, und nur einer bemerkte, der russische Gouverneur, der in sich hinein zu lachen geschienen habe, hätte geantwortet, wenn der General Portfolio so große Lust habe, die Festung Anapa von den Russen geräumt zu sehen, so solle er nur selbst kommen, um die Aufforderung ergehen zu lassen, man würde dann sehen, was damit zu machen sey.

Rückblicke.

Europa. (Fortsetzung.)

In den Schweden ist das Andenken an den Besitz Finnlands nicht verschwunden; der Nationalstolz entschließt sich

schwer dazu, eine alte Eroberung aufzugeben, um so schwerer, wenn in dieser Eroberung viele Tausende von Landsleuten seit Jahrhunderten wohnen. Indeß ist die Rolle, welche Schweden theils schon im Mittelalter, theils aber und hauptsächlich seit dem 16ten Jahrhundert im Norden spielte, wenn auch nicht für ewige Zeiten, doch für lange Zeit ausgespielt, und es war die Warnung einer greisen Erfahrung, wenn der alte Bernadotte in seiner letzten Thronrede den Schweden das Streben nach dem Wiedergewinn seiner alten Besitzungen als verderblich bezeichnete. Mit der gänzlichen Schwächung Deutschlands erhoben sich die Ausläufer des germanischen Lebens im Norden zu einer mit ihren eigenen Kräften in starkem Widerspruch stehenden Bedeutung: der Umschwung der Zeit hat diese Bedeutung verringert, aber die Regierungen führen noch den äußern Luxus fort, der ihrer ehemaligen Bedeutung und ihren damaligen Mitteln entsprach, aber nicht den jetzigen. Das ist auch, im allgemeinsten Sinn aufgefaßt, der Fall mit Schweden. Seine Macht stieg seit der Mitte des 16ten Jahrhunderts ungeheuer, am Ende des 17ten umfaßte es, mit alleiniger Ausnahme Preußens, sämmtliche Küsten des östlichen Theils der Ostsee; es war unbestritten die erste Macht im Norden, aber ungeheuer, außer allem Verhältniß mit der Volkszahl, waren auch die Anstrengungen, um sich auf dieser Höhe zu behaupten. Karl XII fand zu seinem Unglück einen Gegner, der ihm gewachsen war, und der Schlag bei Poltawa brach vollends den schon längst allzu straff gespannten Bogen. Alle spätern Ereignisse bis zum gänzlichen Verluste Finnlands im Jahre 1809 fließen folgerecht aus diesem furchtbaren Schlage, und wenn auch die politische Geschichte gegen diese Folgerichtigkeit manches einzuwenden haben mag, so steht sie doch in der Volksgeschichte klar da, denn Schweden mußte erst wieder Menschen bekommen, woran es einen so furchtbaren Verlust erlitten hatte. (S. Bemerkungen über Schweden Nr. 61 ff.)

In den Kriegen hatte der Adel sich bereichert, auch an Zahl zugenommen, das Volk war arm und schwach an Zahl geworden, daher die Herrschaft des Adels, sobald kein König an der Spitze stand, der ihn mit Gewalt zu bändigen wußte. Ein vermittelnder Bürgerstand war bei der Schwäche der Städte nicht da, und so schwankte die Herrschaft unaufhörlich zwischen dem Bauernstand mit dem König auf der einen und dem Adel auf der andern Seite. Indeß verarmte mit dem Verlust der auswärtigen Besitzungen der im Krieg groß gewordene Adel immer mehr, und es trat allmählich in Schweden derselbe Zustand ein, wie in Frankreich unter Ludwig XIV: man mußte den zahlreichen armen Adel im Civil- und Kriegsdienst versorgen. Damit verlor aber der Adel seine wahre Bedeutung völlig, viele reiche Familien zogen sich ganz aus dem politischen Leben zurück, und nun stand die Regierung mit einem adeligen Beamten- und Officiercorps der allmählich an Zahl wie an Reichthum wieder erstarkten Nation gegenüber. Lange Zeit behauptete sie, trotz des mannichfachen Widerspruchs, diese Stellung durch die politischen Rechte, die der Adel als Reichsstand genoß, und da an diesen politischen Vorrechten alle Bemühungen der Gegner scheiterten, so ward endlich der Bestand der Verfassung selbst das Ziel ihrer Angriffe. Längere Zeit umsonst. Endlich aber scheint die Regierung und ein Theil des reich begüterten Adels eingesehen zu haben, daß sie bei längerer Weigerung ihre eigene Stellung gefährdeten, und so wurde endlich auf diesem Reichstag der Grundsatz aufgestellt, „daß alles persönliche, mit der Geburt verbundene Repräsentationsrecht, so wie die getheilte und abgesonderte Berathung der vier Stände in vier Kammern (fyrakammarsystemet) aufhören solle.“ Wir haben diesen Stand der Dinge, wie er vor diesem Beschlusse in Schweden sich allmählich herangebildet hatte, in dem Artikel über Schwedens Verfassung (s. Nr. 311 ff.) zu schildern uns bemüht, und fügen jetzt noch zum richtigen Verständniß einige aus den Reden der Reichstagsmitglieder entnommene Bemerkungen hier an.

Der Geist der Standesunterschiede hat in Schweden so tiefe Wurzeln geschlagen, daß verhältnißmäßig wenige an eine gänzliche Abschaffung derselben dachten, und diese wenigen sich nachgiebig gegen die Ansichten der andern zu zeigen geneigt scheinen. Indeß liegt in Schweden die Hauptfrage keineswegs in der Aufhebung der Standesunterschiede, sondern darin, daß nicht mehr jedes adelige Familienhaupt von selbst Mitglied seines Standes ist, und die Stände abgesondert berathen und beschließen, welches letztere seit so vielen Jahren alle rasche Förderung der Geschäfte unmöglich gemacht hat. Sobald diese Punkte entschieden waren, kann man die übrigen gewissermaßen als unbedeutend ansehen, selbst die Eintheilung in zwei Kammern oder die Beibehaltung Einer Kammer. Die bisherige Standesrepräsentation hatte das Eigenthümliche, daß eine nicht unbedeutende Anzahl der Mitglieder der verschiedenen Stände ohne allen Einfluß auf die Wahlen blieb, und auch nicht selbst gewählt werden konnte. Sämmtliche Mitglieder des Adels, die nicht Familienälteste waren, hatten kein Wahlrecht, unadelige Civil- und Militärstaatsdiener, Landgutsbesitzer, die nicht aus dem Bauernstande waren, Pächter, Handelsleute auf dem Lande, oder solche, die sich mit Vermögen aus dem Handel zurückgezogen, Fabrikbesitzer, alle diese hatten bei den jetzigen Einrichtungen keinen Antheil an der Wahl, und man nennt sie den unrepräsentirten fünften Stand, während man alle diejenigen, die unter dem jetzt sogenannten Bauernstand, d. h. den kleinen Gutsbesitzern, stehen, ganz aus dem Spiele ließ, und gar nicht beachtete. Die Organisation des sogenannten fünften Standes macht nun, sobald man nicht die Standeswahlen überhaupt aufgibt, die größte Schwierigkeit, denn er gehört allen zugleich an, und man kann ihn nicht in die bisherigen Stände einschieben, ohne das Wesen derselben aufzuheben, denn so wie man den nicht repräsentirten Adeligen ein Wahlrecht gibt, so hat die Repräsentation nach Familienhäuptern ein Ende, was man auch so gut fühlte, daß man diese gleich vorn herein aufgab; Söhne von Geistlichen leben von ihrem Vermögen auf dem Lande, und haben kein Stimmrecht mit den Bauern, noch weniger aber mit dem Priesterstande, weil hier das Wahlrecht nicht an der Geburt, sondern am Amte hängt. Kurz, aus dem Wirrwarr ist so leicht nicht zu entkommen.

Bekanntlich hat die von den Ständen niedergesetzte Com-

mission ein ziemlich umfassendes allgemeines Wahlrecht ohne Standesunterschied angenommen, und die Eintheilung der Gewählten in zwei Kammern nach dem Vorbilde des norwegischen Storthings vorgeschlagen. Eine solche radicale Aenderung hat kein Stand für zulässig erklärt, aus dem einfachen Grunde, weil man einen zu heftigen Widerstand dagegen befürchtete. Alle Stände haben nun, jeder für sich, gewisse Grundsätze aufgestellt, nach welchen bei der Umänderung der Verfassung verfahren werden solle. Adel und Priesterstand haben beschlossen, daß die Wahlen innerhalb der jetzigen Stände vorgenommen, die Unrepräsentirten in einen fünften Stand organisirt, und sämmtliche gewählte Repräsentanten in zwei Kammern getheilt werden sollten. Der Bürgerstand, gleichfalls durch die Ständevertheilung im Vortheil gegen das Landvolk, schloß sich diesen Ansichten, wenigstens hinsichtlich der Wahl an, aber über die Art, wie der fünfte Stand organisirt, und wie die Repräsentanten in zwei Kammern geschieden werden sollen, darüber ist man so uneinig, wie je, denn allenthalben stößt man auf große Hindernisse. Während so die übrigen Stände, namentlich Adel und Priesterstand, sich in unfruchtbaren Bestrebungen abmühten, um den Vortheil der Standesunterschiede zu wahren, welcher durch die Aufhebung des Vierkammersystems schon in seinen Grundlagen vernichtet war, machte der Bauernstand einen bloß auf die Wahl bezüglichen Vorschlag, der so ausnehmend billig und gewissermaßen auch allein praktisch ist, daß man ihm fast mit Gewißheit das Uebergewicht versprechen kann: es soll das Land in 100 Wahldistricte getheilt werden, 30 von den Städten, 70 vom Lande; jeder Landdistrict wählt Einen Bauer, Einen aus beliebigem Stande, jeder Stadtwahldistrict Einen Bürger und Einen aus beliebigem Stande; ferner die Priester unter sich 20, der Adel unter sich 40 Mitglieder, so daß unter den 260 Abgeordneten 60 Bauern, 40 Adelige, 30 Bürger und 20 Priester seyn müssen, die übrigen 100 aus allen Ständen genommen seyn können. Wenn man erwägt, daß nach den letzten, als officiell zu betrachtenden Schätzungen das Vermögen des Adels — nach Hemmans berechnet — auf 75 Mill., das des Priesterstandes auf 1½, des Bürgerstandes auf 49, des Bauernstandes auf 231, und das der unrepräsentirten Standespersonen, die den drei ersten Ständen angehören, sich auf 32 Mill. beläuft, so kann man nicht anders sagen, als daß der Vorschlag von Seite des Bauernstandes sehr billig erscheint. Aber alle solche Uebergänge sind schwer, zu viele Gewohnheiten und Vortheile werden verletzt, als daß man der Billigkeit so leicht Gehör schenkte. Wenn indeß Stimmen, wie die Geyers, dessen Name eine so verdiente Achtung in ganz Europa genießt, im Wesentlichen — und zwar nur aus Rücksicht auf die herrschenden Ansichten*) — damit einverstanden sind, so wird auch endlich die Zustimmung der übrigen nicht fehlen.

Diese Angelegenheit hat Schweden das ganze Jahr hindurch in lebhafter Spannung erhalten, alle übrigen Fragen über einzelne Gegenstände sind in den Hintergrund getreten, da ohne die Hauptfrage über die Verfassung keine andere genügend gelöst werden konnte. Schweden geht, wenn nicht unselige, mannichfach gefürchtete innere Zerwürfnisse seine Entwicklung aufhalten, einem steigenden Flor entgegen, sein kraftvolles Volk, das wieder mehr gegen Norden sich ausbreitet, und mit dem Entschlusse, „weder Herr noch Sklave" (hvarken herre eller slave) zu seyn, den harten Boden sich unterwirft, ist eine erfreuliche, besonders auch für das verwandte deutsche Volk, von dem sich Schweden nicht mehr so wie früher in Hochmuth abwendet, eine interessante Erscheinung. Der bekannte Franzose, Hr. Marmier, über Schweden besser berathen als über Deutschland, hat eine schöne Skizze seiner Reise durch Norrland (s. Nr. 4 ff.) gegeben, eine minder erfreuliche der Prediger Lestadius über Lappland (siehe Nr. 295 ff.), und aus dem südlichen Schweden verdanken wir einige freundliche Skizzen dem Dänen Hammerich in seinem Besuch des Wener- und Wettersees (s. Nr. 131 ff., 134 ff.). Die letzten zeigen, daß das Reich der Sagen und Mährchen auch noch jetzt in dem wildschönen Nordlande keineswegs verschwunden ist.

(Fortsetzung folgt.)

*) Er braucht in seiner Rede — er ist Mitglied des Priesterstandes — die Worte: „so wäre denn doch ein Anfang gemacht zur Erkenntniß von der Grundlosigkeit und Unrichtigkeit der Standesabtheilungen (då är endock en borjan gjord till erkannandet af Ständsindelnings grundlöshet och oriktighet).

Kiaou Lwan Wang.

(Eine chinesische Erzählung.)

Der Engländer Robert Thom hat einige Erzählungen aus einer Sammlung chinesischer Novellen Kin Ku Ki Kwan (Interessante Bemerkungen der neuern Zeit) übersetzt und in Canton herausgegeben, denen wir nachstehende entlehnen, da sie ein interessantes Licht auf das häusliche Leben dieses sonderbaren Volkes wirft. Sie soll sich auf Begebenheiten gründen, welche in „unserer oder unserer Väter Zeit" sich zugetragen haben.

„Während der vier Jahre der Regierung des Kaisers Tinschon empörten sich die Miaotse-Barbaren von Kwangse und erregten einige Verwirrung. Jeder Ort mußte Truppen stellen, um die Empörer zu unterjochen und zu vernichten, und unter Anderm brachte ein Tschihwuy oder Obrist, genannt Wang tschung, von der Militärstation Lingan eine Abtheilung Tscheliang-Soldaten zusammen, kam aber nicht zur bestimmten Zeit an, was dem Kaiser gemeldet wurde, der ihn in Folge dessen zu dem Rang eines Tsiahn oder Hauptmannes degradirte und nach der Militärstation Nan yang in die Provinz Honan schickte, wohin er denn mit seiner Familie reiste. Wang tschung war fast 60 Jahre alt, und hatte einen einzigen Sohn, Wang yin, der, seiner Geschicklichkeit und Tapferkeit wegen berühmt, vom Vicekönig und seinem Stellvertreter in der Armee als eine Art Cadett zurückbehalten wurde. Außer diesem Sohn hatte Wang tschung noch zwei Töchter, von denen die ältere Kiaou Lwan, die jüngere Kiaou Jung hieß. Lwan war ungefähr 18 Jahre alt, Jung 2 Jahre jünger. Jung war entfernt vom elterlichen Hause erzogen worden, und da sie von ihrer Kindheit an einem Vetter von mütterlicher Seite verlobt war, so blieb Lwan allein noch den Eltern. Hauptmann Wang hatte nach dem Tode seiner ersten Gattin sich wieder verheurathet, und die ältere Schwester dieser

zweiten Gattin, die in die Familie Tsaou geheurathet hatte, doch jetzt verwittwet und sehr arm war, lebte in dem Hause ihrer Schwester als einer Art Gesellschafterin ihrer Nichte. Sie wurde von Kiaou Lwan und der ganzen Familie gewöhnlich Tante Tsaou genannt.

Fräulein Lwan scheint von Jugend auf eine Neigung zur Romantik gehabt zu haben, denn sie pflegte oft zu seufzen, wenn sie den reinen Duft des Morgens athmete, oder im Mondschein lustwandelte, um die einsame Lage ihres Lebens zu beklagen. Doch dürfen wir nicht vergessen einer kleinen Zofe zu erwähnen, die, wie alle Zofen, das Vertrauen ihrer jungen Herrin besaß, und geheimnißvolle Briefchen eben so geschickt überbringen, als den Putz ihrer Herrin besorgen konnte.

An einem schönen Morgen — es war die Zeit des Tsing ming, wo die Chinesen die Gräber ihrer Voreltern anbeten — ging Fräulein Lwan in den Garten hinter ihres Vaters Haus, begleitet von ihrer Tante und ihrer Zofe, um sich am Spiel zu ergötzen. Während ihrer Kurzweil wurden sie von einem jungen Mann beobachtet, der ein Sewtsae oder Baccalaureus der Philosophie war, Namens Ting tschang, aus der Familie Tschow im Distrikt Fu in Sutschow. Sein Vater war nämlich Professor am Collegium zu Nan yang und das Schulgebäude stieß an die Wohnung des Hauptmanns an. Der junge Mann, gekleidet in maulbeerfarbigem Gewande, auf seinem Kopfe eine Mütze oder ein Tuch der Tang-Dynastie, sah eifrig zu und rief unaufhörlich: „Gut gemacht! gut gemacht!“ Das Gesicht des armen Mädchens Kiaou Lwan erröthete über und über, und gleich allen schüchternen jungen Mädchen suchte sie bei der nächsten Person, die ihr nahe war, Schutz, nämlich bei ihrer Tante, und zog sich dann eilig in ihr duftendes Zimmer (was wir Boudoir nennen) zurück. Der junge Ting tschang, voll Freuden über das Abenteuer, springt über die Mauer, um die Atmosphäre einzuathmen, welche ihre Gegenwart geheiligt hatte, und findet hier ein duftendes Gazetuch, drei Cubitus lang und fein gestickt. Hoch entzückt über diesen Fund, eilt er davon, da er Fußtritte hört, und nimmt seinen Stand in derselben Spalte in der Wand wie früher. Das kleine Zöfchen erscheint, im Auftrage der Herrin, nach dem verlorenen Tuche sich umzusehen.

Der Student, der sie wieder und wieder herumgehen und da und dort und überall suchen sah, bis sie völlig ermüdet war, lächelte endlich und sagte ihr: „Mein hübsches Kind, das Tuch ist schon in den Besitz einer andern Person übergegangen, was nützt es, sich noch länger danach umzusehen?“ Das Mädchen erhob ihren Kopf, und da sie sah, es sey ein Sewtsae, der sie angeredet hatte, rief: „Zehntausend Segenswünsche für Euch, junger Herr! Ich denke, mein junger Herr hat es aufgenommen; ist's so, bitte gebt es mir zurück, und meine Dankbarkeit wird unbegränzt seyn.“ — „Und wem gehört denn dieses Tuch von Gaze?“ fragte der Student. Das Mädchen erwiederte: „Es gehört meinem jungen Fräulein.“ Worauf der Student sagte: „Da es meinem jungen Fräulein gehört, so muß ich bitten, daß deine Herrin selbst komme und es verlange, und dann will ich es ihr zurückgeben.“

Wir übergehen die nächsten Ereignisse und Scenen, wie der Student mit der Zofe kokettirt, ihr sagt, wer er ist, und von ihr erfährt, daß ihr „mächtiger Name“ Ming hea und sie die Vertraute ihrer jungen Herrin sey; wie er immer noch das Tuch verweigert und sie bittet einige Verse, die er auf ein pfirsichfarbenes Papier geschrieben und dieses in Form eines Fang sching (Parallelogramm) zusammengefaltet hat, ihrer Gebieterin zu geben. Dieß war der Anfang einer poetischen Correspondenz, die endlich von der Tante entdeckt wurde. Denn als in der Zeit des Twan yang (des fünften Tages im fünften Mond) Hauptmann Wang seinen Freunden ein kleines Fest gab und der verliebte Schüler seine Kiaou Lwan nicht sehen und sprechen konnte, gab er einem Soldaten Sinkin, der oft im Collegium das Amt eines Ausgehers verrichtet hatte, Geld, damit er einen Brief an das Fräulein bestelle, der seinen Auftrag am andern Morgen richtig ausführte. Der Brief hieß: „Am Feste des Twan yang sah ich nach Kiaou Lwan im Garten, und da ich sie nicht erblickte, sprach ich folgende Verse:

Ich habe gesponnen den halbgefärbten Faden, mit dem ich unser Geschick zu verknüpfen hoffte —

Ich habe den vollen Becher, gewürzt mit dem Tschang pu Blatt, ausgegossen, den ich glaubte mit euch gekostet zu haben.

Aber Wolken trennen den Fluß unseres gegenseitigen Gefühls, ich sehe sie nicht, die das Entzücken meiner Augen ist.

Und gleich der schönen Sonnenblume wendet vergeblich sich mein Herz zu dem Gott des Tages!

Am Ende des Briefchens stand noch: „Tschow Ting tschang, der dieß schrieb, sendet seine besten Grüße.“

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Merkwürdiges Insect. Man machte vor einiger Zeit die Entdeckung eines seltsamen Insects, das sich auf den Weidenbäumen findet, und der Art angehört, welche man gewöhnlich Holzböcke (Capricorne) nennt. Aus dem Körper dieses Thieres entströmt ein entschiedener Rosengeruch, und zwar oft so stark, daß Jemand, welcher ein solches auf seinem Hute mit in ein Zimmer trüge, den gleichen Geruch wie ein Bouquet von Rosen verbreiten würde. Man kann dasselbe Morgens und Abends am Anfange der Zweige finden: der Geruch, den es verbreitet, ist oft hinreichend, dasselbe zu entdecken. (Echo du Monde Savant vom 28 November.)

Neues Blech. Hr. Brady fertigte aus Eisen und Nickel ein Blech, das weit vorzüglicher als das gegenwärtig im Gebrauche befindliche seyn soll. Es ist fünf- oder sechsmal härter, und sehr brauchbar zur Fertigung von Küchengeräthschaften, denn es theilt den Saucen keine Farbe mit, was häufig bei dem gewöhnlichen Blech der Fall ist. (ibid.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 145 u. 146** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Volupte.** Von Sainte-Beuve. — **Moses.** Von A. de Vigny. — **Eugen Onegin.** (Forts.)

In das Adressenwesen des Auslandes eingegebenen Literaturblatter, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes vierteljährlich 1 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 4 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 145 u. 146.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

13 December 1840.

Moses.

Von A. de Vigny.

Die Sonne sandte nach der weißen Zelte Spitze
Den schrägen, gelben Strahl, die grellen Flammenblitze,
Den breiten, goldnen Saum, der rings die Luft umzieht,
Wenn sie zum Wüstenrand — ihr sand'ges Bett — entflieht.
Nur Gold und Purpur sind, so weit die Augen sehen;
Da hält im Steigen auf des rauhen Nebo Höhen
Moses, der Gottesmann, und lenkt den Blick vergnügt
Hin auf den Horizont, der ihm vor Augen liegt.
Phogra sieht er zuerst, drin Feigen üppig reifen,
Dann hinter dem Gebirg, drauf seine Blicke schweifen,
Dehnt sich Manasse aus, Galaad, Ephraim,
Deß reiches Fruchtgefild jetzt liegt zur Rechten ihm.
Nach Mittag zeigt Juda die große, stein'ge Wüste,
Bis wo im Westen sich verliert des Meeres Küste.
Entfernt in einem Thal, das Dämmerung schon deckt,
Liegt Nephtali, fast im Olivenhain versteckt.
Aus reichem Blüthenmeer und goldner Aehren Halmen
Ragt Jericho hervor, die große Stadt der Palmen.
Von Phogors Ebenen sieht man, wie dichtbelaubt
Der Mastix bis Segor erhebt sein strupp'ges Haupt.
Und das gelobte Land sieht er in reichem Frieden,
Drin, wie verheißen einst, kein Grab ihm ist beschieden.
Er stehet, hebt ernst empor die Hand auf Israel,
Steigt weiter dann bergauf durch Dickicht und Geröll.

* * *

Im Moabiterland, das sich im weiten Bogen
Lehnt an des heil'gen Bergs gewalt'gen Rücken, wogen
Die Kinder Israel geschäftig hin und her,
Wie wenn im Sturme wogt ein dichtes Aehrenmeer.
Seitdem der Abendthau den dürren Sand befeuchtet,
Und an dem Abornbaum in klaren Perlen leuchtet,
War der Prophetengreis, den Ehren reich umfahn,
War Moses fort von hier, um sich dem Herrn zu nah'n.
Es folgt ihr Blick dem Glanz, der seinem Haupt entglommen,
Und als er nun des Bergs gewalt'ge Höh erklommen,
Als nun sein Angesicht durch Gottes Wolke brach,
Die blitzezuckend schwer auf dem Gebirge lag,
Da hob des Weihrauchs Flamm' hoch vom Altar sich brausend,
Da lagen tief im Staub an sechsmalhunderttausend
Hebräer, die, gehüllt im Duft, darauf erglüht
Die Sonne, stimmten an das heilig hehre Lied.
Die Söhne Levi, hoch sich hebend aus der Menge,
Wie aus dem weh'nden Sand sich hebt der Ceder Länge,
Begleiteten das Volk mit ihrer Harfen Klang,
Dem Herrn der Herrn zu Ehr' stieg hoch der Lobgesang.

* * *

Und Moses, der vor Gott tief seine Kniee beugte,
Sprach im Gewölk mit ihm, der ihm sein Antlitz zeigte.

* * *

Er sprach zum Herrn also: soll noch ich enden nicht?
Soll ich denn tragen stets des Lebens schwer Gewicht?
Soll ich denn wandern stets so mächtig und verlassen?
Der Erde Schlummer laß mich endlich doch umfassen.
Daß du mich auserwählt — was hab' ich denn gethan?
Dein Volk hab' ich geführt auf vorgeschriebner Bahn.
An des gelobten Lands Gemarkung steht es heute,
Nimm einen Andern jetzt, daß er es ferner leite;
Das Roß von Israel lenk' er jetzt Schritt vor Schritt,
Ich geb' ihm auf den Weg mein Buch und Scepter mit.
Was mußtest du mir auch mein süßes Träumen rauben?
Was ließest du mir nicht den frommen Kinderglauben?
Da von des Horeb Höh' bis an des Nebo Höh'
Nicht einmal für mein Grab ich eine Stätte seh';
Du hast mich, Herr, gemacht zum Weisesten der Weisen,
Mein Finger kann dem Volk die rechte Straße weisen.

Auf Königshäupter sandt' ich Fen'r und Blitz herab,
Verehren wird man spät Gesetze, die ich gab;
Der ältsten Gräber Nacht kann deutlich ich ergründen,
Des Todes Stimme wird in mir ein Echo finden;
Groß bin ich; meinem Fuß dient alles Volk als Knecht,
Mit meiner Hand zerstör' — erschaff' ich ein Geschlecht.
Weh! Wehe! Herr! ich bin so mächtig und verlassen,
Der Erde Schlummer laß mich endlich doch umfassen!

Des Himmels Heimlichkeit ist mir verborgen nicht,
Denn du hast mir verliehn, Herr, deiner Augen Licht.
Ich spreche zu der Nacht — sie öffnet mir ihr Dunkel,
Ich zähl' bei Namen her jedweden Sterns Gefunkel,
Und wie am Firmament mein Finger auf sie zeigt,
Eilt jeder schnell heran, bis er mich hat erreicht;
Auf dunkler Wolken Stirn' leg' ich die beiden Hände,
Damit in ihrem Schooß der Wetter Keim verende;
Die Städte hüll' ich ein in gelben, wehnden Sand
Und kehr' in Stürmen um der höchsten Berge Wand;
Gewalt'ger, als der Raum sind meine starken Füße,
Es öffnen, wo ich geh', vor mir sich mächt'ge Flüsse,
Es schweiget selbst das Meer vor meines Rufs Gebot.
Ist in Gefahr mein Volk, ist weiser Rath ihm noth,
So heb' ich meinen Blick, und deine Näh' erfüllt mich,
Die Erde zittert dann, der Sonne Licht verhüllt sich,
Die Engel neiden's mir und achten mich sich gleich —
Und dennoch bin ich, Herr, an wahrem Glück nicht reich,
Du ließest altern mich so mächtig und verlassen,
Der Erde Schlummer laß mich endlich doch umfassen!

Als deines Geistes Hauch den Hirten angeweht,
Da sprach der Menschen Volk: wer ist's, der ihn versteht?
Sie senkten ihren Blick vor meinen Flammenblicken,
Sie mochten mehr wohl drin als meinen Geist erblicken.
Ich sah, wie Lieb' erlosch, wie Freundschaft war vorbei,
Die Jungfrau barg ihr Haupt und war voll Todesscheu.
Da hüllte ich mich dicht in eine schwarze Wolke,
Und ging in meinem Ruhm allein vor allem Volke,
Und sagte zu mir selbst: was willst du jetzt denn mehr?
An einer Brust zu ruhn ist doch dein Haupt zu schwer,
Die Hand, die du berührst, sie zieht zurück sich blöde,
Denn deine Stimm' ist Sturm und Blitz ist deine Rede.
So, statt zu lieben mich, erschrecken sie vor mir,
Und öffne ich den Arm, so knien sie, wie vor dir.
— Ich hab', o Herr, gelebt, so mächtig und verlassen,
Der Erde Schlummer laß mich endlich doch umfassen!

* * *

Das Volk, es harrt indeß, und mit geheimem Graun
Wagt, betend, es den Berg des Herrn nicht anzuschaun;
Denn, wenn's das Aug' erhob, sah man die Wolken zittern,
Und loben hin und her voll Stürmen und Gewittern;
Es machte jedes Aug' der Blitze Zucken blind,
Und senkte jede Stirn zur Erde hin geschwind.

Bald ohne Moses sah des Berges Haupt man wieder.
Er ward beweint, zu dem verheißnen Lande nieder
Ging Josua entsetzt, erbleicht und halb entseelt,
Denn er war's, welchen der Allmächt'ge auserwählt. *)

F. W. Dralle.

Volupté.

Von Sainte-Beuve.

(Fortsetzung von Nro. 127, Jahrgang 1833.)

Amaury erzählt nun weiter, wie er in Augenblicken, wo er die Liebe zur Frau von Couaën mächtiger in sich aufkeimen fühlte, manchmal wirklich geflohen sey; wie der Gedanke an eine Heirath wieder in ihm rege geworden, aber er hiebei nicht an das Fräulein von Liniers gedacht habe, an die ihn doch stillschweigende Verpflichtungen beinahe gebunden, sondern an irgend eines der Mädchen, die er sonst gesehen, so daß sein Vorsatz eigentlich eine reine Phantasie geblieben. Dann sey er, sich nunmehr sicher und gegen alle Gefahren gewaffnet glaubend, wieder nach Couaën geeilt, um die heimlich Geliebte um ihr einsichtsvolles Urtheil zu bitten. „Sie gab sich gutwillig zur Besprechung dieser widersprechenden Plane, dieser tollen Entwürfe her, die ich hauptsächlich nur verfolgte, um mich ihrer Liebe desto näher und blinder anzuschmiegen, um mich mit ihr in tausend vertrauliche Details zu vertiefen und einzuweihen, deren Ziel und Gegenstand immer sie selbst war. Wenn wir zur Genüge von den ländlichen Schönheiten geiprochen, zwischen welchen meine Wahl schwankte, machte sie sich lachend daran, mir Gelegenheit zu verschaffen, ihnen zu begegnen. Diese schmeichelnden Freundschaften sind ihrer selbst so gewiß, daß sie nie eifersüchtig werden." Indeß habe er seine Liebe hauptsächlich empfunden, wo sie in Gegensatz getreten mit andern Empfindungen, welche sie hätten durchkreuzen können, namentlich wie er einer lebhaften Frau von etwa sechsunddreißig Jahren, die sich sehr um ihn bemühte, fest widerstanden. In der Ungeduld, die ihn manchmal ergriff, faßte er den Plan, auf einer nahe liegenden kleinen Insel ganz als Einsiedler dem Gedanken seiner Liebe zu leben, und ihren lebendigen Gegenstand nur etwa einmal in der Woche zu sehen. Der Plan ward ausgeführt; aber die tödtlichste Langeweile zwang ihn nach zwei Tagen zur Rückkehr. Dann dachte er an eine Flucht nach Kildare, in Irland, zur Mutter der Frau von Couaën und schmeichelte sich mit der Vorstellung, als ihr Bote dahin zu reisen und an dem Aufenthaltsort ihrer Jugend zu verweilen, und nur der Gedanke an die Gefahr, worin er die Frau von Couaën, zurückließe, hielt ihn noch. Doch war er entschlossen, als unerwartete Ereignisse eintraten. Während einer Abwesenheit des Herrn v. Couaën landete ein Fahrzeug mit Depeschen an ihn, von England. Amaury verabredete mit den Matrosen, daß sie ihn mitnehmen sollten, und setzte in einem Brief, den er zurücklassen wollte, die beiden Gatten von seinem Plan in Kenntniß. Gegen Mitternacht begab er sich auf einen der Felsen am Meere,

*) Vergl. „Moses" von F. Freiligrath.

der Schiffsleute harrend, und versank in tiefe schwermüthige Gedanken. „Die Welle, der Schatten, meine Seele — Alles um mich her, wie in mir, gewann doppelte Tiefe und Unendlichkeit. Es war eine kalte und dunkle Nacht, ohne Wolken, die Sterne leuchteten schwach, die hüpfenden Wogen glichen einer schwarzen Heerde, und am Himmel drang wie ein magisches Zeichen der kleinste und blässeste Neumond hervor. In dieser Stunde eines feierlichen und beinahe zärtlichen Lebewohls enthüllte sich der Genius dieses Orts meinem Blick imposanter als je, und ohne an Strenge und Großartigkeit zu verlieren, personificirte er sich unvermerkt in der Gottheit meines Herzens. Entfernte Zeiten, die wunderbaren Priesterinnen, das beständige, heilige Band zwischen Armorika und Irland, jene heiligen Männer, die, wie man sagt, auf dem glatten Spiegel der Fluthen hin und her wanderten und sich kaum die Sandalen netzten — das Alles empfand ich wie etwas Gegenwärtiges, Vertrautes, wie etwas zu meiner Liebe Gehöriges. Unzählige neblige Kreise auf dem sichtbaren Ocean und auf dem Ocean der Jahrhunderte schwebten zitternd um einen einzigen Punkt meiner Gedanken und umschlossen mich mit einem mächtigen Zauber. Plötzlich schien es mir da, als ob aus den Lüften und Wassern eine Stimme sich erhöbe, die meinen Namen rief. Die Stimme kam näher und wurde mitunter ganz vernehmlich; dann folgte wieder tiefe Stille. Aber zuletzt ließ sich wieder ein Schrei hören, der mit Jammer meinen Namen nannte; es war ein wirklicher, menschlicher, herzzerreißender Ton. Ich stand entsetzt auf, und was sah ich?“ Es war die Frau von Couaën, die von einer traurigen Ahnung ergriffen, das versiegelte Packet an ihren Gatten geöffnet, darin die Nachricht von dem Tode ihrer Mutter gefunden hatte, und jetzt in ihrem Jammer instinctmäßig den Freund aufsuchte, um bei ihm Trost zu finden. „Ich suchte sie zu beruhigen: ihre Brust hob sich; ich entlockte ihr Antworten und Thränen. Nachdem ich sie genöthigt, sich eine Weile zu setzen, kehrten wir langsam zurück, wie wir so oft miteinander zurückgewandelt waren: um ihren Schmerz eher zu ersättigen, um ihr zu zeigen, wie in dem Augenblick der traurigen Nachricht meine Gedanken ebenso wie die ihrigen ganz mit jenem Gegenstand beschäftigt gewesen, erzählte ich ihr den durch ihr Kommen vereitelten Vorsatz: sie las den Brief, den ich geschrieben; ihre Aufregung war groß, wir vermischten unsere Seelen. „Oh! versprechen Sie mir, daß Sie nie von uns gehen wollen!“ sagte sie; „Herr von Couaën liebt Sie so sehr. Sie sind uns unentbehrlich. Meine Mutter ist nicht mehr; ich bedarf Ihrer, um mit Ihnen von ihr zu sprechen und von den Dingen, die nur Sie anzuhören und zu verstehen vermögen.“ Am andern Tage, nach einer unerschöpflichen Unterhaltung über den geliebten Gegenstand, rief sie plötzlich, ohne einen sichtbaren Zusammenhang, indem sie mich mit jenem ihr so ganz eigenthümlichen langen Blick ansah: „Sagen Sie, Sie bleiben immer bei uns, Sie vermählen sich nie!“ Ich konnte nur mit heftigem Schluchzen antworten, und mit Thränen, womit ich ihre Hände, die ich küßte, überströmte.“

Einen Abschnitt, in welchem der Charakter und die Denkweise des Herrn von Couaën dargestellt werden in einem langen Gespräch, das er mit Amaury hatte über Freiheit, Nothwendigkeit, Schicksal, Anlagen und Bestimmung der Menschen, und worin sich die heimliche Erbitterung des großsinnigen, tüchtigen, aber ganz am Alten hängenden Edelmanns darüber zeigt, daß er sich überall gehemmt, auf eine obscure und verlorene Thätigkeit angewiesen sieht, übergehen wir, und kommen zu dem Abschnitt, worin eine Reise nach Paris in Gesellschaft der werthen Familie geschildert wird. „Die Reise war für mich das, was immer die erste Reise außerhalb der nächsten Umgebungen der Heimath, eine Reise mit dem geliebten Wesen, ist; zuerst die selige Trunkenheit, wenn man sich in aller Bequemlichkeit und in rascher Eile dem Schicksal entgegengeführt werden fühlt; der naive Stolz, daß man angestarrt, beneidet wird, wenn man durch die Dörfer, an den Häusern vorbei fährt, von den Bewohnern derselben; die lustige Verwirrung, wie bei einem Fest, über die gewöhnlichsten Thätigkeiten und Vorkommnisse des Lebens; eine Neugier, ähnlich der des Kindes, das man zwischen den Knieen hat, das laut aufjauchzt, und dessen Freude man innerlich theilt, während man sich gleichgültig stellt; viele Anhöhen, die man zu Fuß auf dem kürzesten Pfad ersteigt, mit einer Art, als sey man dessen ganz gewohnt, und unter dem neuen Reiz von Entdeckungen; endlose Gespräche an dem herabgelassenen Wagenfenster unter allen Beleuchtungen des Himmels, die aber doppelt anziehend werden, wenn der aufgegangene Mond die Landschaft verklärt und der Schlaf nicht kommt; dann, wenn der Schlummer sich eingestellt, die Stille, deren der Wachende sich erfreut; die Phantasien, die er an die vorüberfliegenden Bäume knüpft; eine flüchtige Ahnung von Gefahr, die er begierig verfolgt; tausend köstliche, nicht gewußte Unbequemlichkeiten, die er sich auferlegt, und welche bald durch die fröhlichen Unterbrechungen des Abendessens und Nachtlagers beendigt werden, diese ganze, bunte Feerei der Reise ging zu Ende am Abend des fünften oder sechsten Tages, in Erschöpfung, Nebel und Tumult, wir befanden uns in der Vorstadt von Paris.“

Der Aufenthalt in der Hauptstadt wird geschildert; das Getümmel, der Glanz derselben in der Napoleonischen Zeit, und der Eindruck, den das Imposante solcher Scenen auf Amaury's junges Gemüth machte: „O Jammer! ich fühlte mich da gar so klein, so ärmlich, und in jedem Gliede mehr zermalmt, als der Staub unter den Hufen der Pferde. Der Athem versagte mir. Es fiel mir in diesem Augenblick wieder ein, wie ich im Plutarch gelesen von Raben, welche todt aus den Lüften gefallen bei dem unsinnigen Jubelgeschrei, womit Griechenland seinen angeblichen Befreier begrüßte. Der Marquis schien mir noch bejammernswerther. Eine fahle, gelbliche Trostlosigkeit lagerte sich, wie der Flügel eines unsichtbaren Geyers, auf seiner Stirne, er nagte sich an der entfärbten Lippe; sein Auge sprühte Haß. Ich hatte keinen Haß, wohl aber empfand ich ein eifersüchtiges, bedauerndes Sehnen, ein innerliches, erstickendes Bluten. Aber wenn man jung ist und wenn man liebt, wirft sich alles gleich auf die Liebe. Jedes Leiden bereichert sie, jede ihr auch fremde Leidenschaft steigert sie. Der Ehrgeiz beklagt sich über Dürftigkeit nur, weil er ihr seine Throne anbieten möchte. Die Neu-

gier, welche ſich neuer Plätze und Anſichten erfreut, erſpäht neue, friſche Aſyle, um in Gedanken ihr ein Schattenplätzchen zu bereiten. Beneidet, erſehnt, erträumt immer zu zwanzigjährige Herzen! erweitert euch! dehnt eure Horizonte aus! laßt eure Blicke in die Ferne ſchweifen! das Ende der Sehnſucht, Ziel und Palme der Beſtrebung iſt immer die Liebe. Hätte ich damals die Liebe in ihrer Wahrheit und Gewißheit beſeſſen; hätte mich das allzu reine Weſen, dem ich ein Feuer ohne Nahrung und ohne ſichtbare Flamme widmete, nicht immer im Innerſten zweifeln laſſen an dem beſeligenden Wort: Ich liebe dich! hätten doch in den Tuilerien ein paar verhängnißvolle Worte ſich zu entzünden und hervorzubrechen gewagt! hätte ich doch, ſtrafbar und glühend wie ich damals war, an mein Uebel feſt geglaubt: wie hätte es alles Andre verdunkelt! der Menſch, der liebt und deſſen gewiß iſt, gleicht, wenn er durch eine berauſchte und prächtige Menge dahinwandelt, dem geizigen Juden, der einen unſchätzbaren Diamant auf ſeiner Bruſt eingenäht trägt, womit er hundertfach das Feſt kaufen könnte, das er als ärmlich verſchmäht, wie die, die es bewundern und die es geben, während er mittelſt eines Blicks auf den magiſchen Kryſtall beliebig darin größere Eroberungen als die eines Cyrus, größere Pracht als die eines Salomo entdecken kann."

„Die Bewegungen, die meine Liebe erfuhr, und die verſchiedenartigen Erſchütterungen, verſtärkten ſie und gaben ihr mehr Körperhaftigkeit und Realität. Die Ortsveränderung zumal ſchlägt, wenn man anfängt zu lieben, zum Vortheil der Liebe aus. Die Aufregung der Sinne, die Erhitzung der Phantaſie, wovor die Haine von Couaën mich nur ſchlecht bewahrt hatten, und welche durch die jetzigen täglichen Schauſpiele, tödtlich für Gewiſſensbedenklichkeiten, in mir verdoppelt wurden, waren eine weitere, minder delicate Urſache leidenſchaftlichen Ungeſtüms, die hauptſächlichſte und ach! die blindeſte. — Ich begleitete zuweilen Abends den Marquis an den Ort ſeiner politiſchen Zuſammenkünfte, verließ ihn in der Nähe von Clichy und kehrte allein zurück. Von der Kirche de la Madelaine an durchſchnitt ich, wie ſchwimmend, das unreine Meer. Ich ſtürzte mich zuerſt in die tiefſte Mitte, indem ich in meiner feſſelloſen Neugier die wenigen freien Augenblicke zu vervielfachen befliſſen war. Die Nacht iſt dunkel, die Menſchenmaſſe unbekannt; die trügeriſchen Lichter des Abends blenden ohne zu erhellen; kein Auge, das ich fürchten müßte, ſieht mich, ſo ſagte ich bei mir ſelbſt und ſtürzte mich mit ſcheuer Wuth hinein. Ich verirrte mich und fand mich immer wieder. Die engſten Gäßchen, die gedrängteſten Plätze zogen mich am meiſten an; ich entdeckte ſie mit Sicherheit; ein verhängnißvoller Inſtinct leitete mich. Es waren ſeltſame, unerklärliche Kreiſe, ein ſich drehendes Labyrinth. Ich kam mehrmals, keuchend, an denſelben Straßenecken vorbei. Tauſend honigſüße und widrige Einladungen kamen mir entgegen; tauſend tödtliche Bilder berührten mich; ich trug ſie in meinem zuckenden Körper mit mir fort, rennend wie ein gehetzter Hirſch, die Stirne in Schweiß gebadet, die Füße erlahmt, die Lippen lechzend. Kaum behielt ich Klarheit der Ideen und Kraft genug, mich der verpeſteten Anziehung zu erwehren, um den verſtrickenden Kreis zu durchbrechen. Als ich endlich, dem Schiffbruch entronnen, das Ufer erreicht hatte, und in dem Kloſter ankam, wo die guten Schweſtern und Frau von Couaën noch nicht zu Nacht gegeſſen, da fand ſich's, daß mein erſchöpfender Lauf durch jene Welt der Verderbniß nicht länger als eine Stunde gedauert hatte. Bei meinem Eintritt bot ſich mir der friedlichſte Anblick dar; aber keine wohlthätige Furcht ward in mir gewirkt, die heiligen Quellen öffneten ſich nicht mehr. Es blieb in meinem Innern eine ſträfliche Dürre zurück, eine ungeſtillte Erinnerung, die ich den ganzen Abend, ſelbſt unter jenem keuſchen und milden Blick nährte. Der Widerſchein dieſer ſittſamen Lampe, welche nur ein von gewiſſenhaften Bedenken verhülltes Herz hätte beleuchten ſollen, fiel ohne es zu wiſſen auf entweihte Regionen."

Er erzählt wie er mit der Familie des Marquis Paris wieder verlaſſen, zwar noch nicht beſiegt von den Verlockungen, die ſich an ihn drängten, doch ohne ſich derſelben kräftig zu erwehren. Sie kehrten nach Couaën zurück, aber bald wurde der Marquis wegen politiſchen Verdachts verhaftet, nach Paris gebracht, und Amaury folgte ihm bald mit der Marquiſin dahin. Sie beſuchten ihn täglich in ſeinem Gefängniß, und auch ſonſt war Amaury häufig in der Geſellſchaft der verehrten Frau. Vor der Abreiſe von Couaën jedoch hatte er eine ziemlich peinliche Abſchiedsſcene mit Amelie, die er, halb mit Bewußtſeyn, in falſche Hoffnungen wiegte.

„In Paris hatte ich eine Wohnung in der Nähe des Kloſters genommen; ich ging regelmäßig dorthin gegen Mittag, das heißt gegen Ende der Morgenmahlzeit, die man daſelbſt hielt. Bei jeder Witterung begaben wir uns, meiſt zu Fuß, in das Gefängniß. Um drei Uhr waren wir zurück, und nach einem kleinen weitern Geſpräch verließ ich ſie gewöhnlich, um dann erſt um ſieben Uhr, gegen Ende des Abendbrods, wieder mich einzufinden. Frau von Curſy und einige der Schweſtern leiſteten uns während der erſten Hälfte des Abends Geſellſchaft. Aber wenn ſie ſich zurückgezogen hatten und die Kinder ſchliefen, blieben wir ſehr ſpät, bis weit in die Nacht hinein beiſammen an der erloſchenen Aſche, unter tauſenderlei Beſprechungen, Erinnerungen und unendlichen Vermuthungen über das Loos, die ſeltſamen Begegnungen und Lagen, die Beweglichkeit des Drama's des Menſchenlebens. Endlich mußte man doch ein Ende machen, und mit einem leichten, freundſchaftlichen Gutenacht! brach ich das nicht erſchöpfte Geſpräch ab, wie man ein halb offnes Buch vor dem Schluß eines Blattes weglegt. Während meines kurzen Wegs von dem Kloſter nach meiner Wohnung ſchlug es manchmal auf den Uhren der benachbarten Kirchen ein Uhr, ein noch feierlicherer und nächtlicherer Stundenſchlag als ſelbſt der um Mitternacht! Wie viele zuſammengedrängte Empfindungen, welche Herzensfülle in mir während des Ganges von wenigen Minuten, oft bei Regen oder Eis! Ich war nicht hochmüthig prahleriſch, denn kein Auge eines Lebendigen ſah mich; ich war vielmehr ruhig; zufrieden, daß ich ſie allein ließ, vielleicht mit dem Gedanken an mich beſchäftigt; innerlich ganz erfüllt von ihrem Wort, das mir in einem köſtlichen Nachgeſchmack immer wiederkehrte; im Gleichgewicht mit

mir selbst, und nicht begreifend, daß dieß Glück sich sollte ändern können, nichts darüber ersehnend. O! diese Augenblicke waren wohl die schönsten meines damaligen Lebens und die besten! Am Ende zählen die Herzen selbst der glücklichen Liebenden keine längeren, und diese Erinnerung macht mich wenigstens nicht allzusehr erröthen. Aber das begründete keinen bleibenden Zustand; diese zwei oder drei überströmenden Minuten, welche meinen Tag beschlossen, machten sich nicht bemerklich genug, um mein Leben im Ganzen zu bestimmen; mein trocknes Herz hatte diesen Thau bald wieder eingesogen. Und, wie stand es denn mit meinen Empfindungen? in welchem neuen Wechsel waren sie begriffen? unter welchem Widerschein meiner anwachsenden Wolke standen sie? dieß zu verfolgen wird mir immer schwerer."

Er erzählt weiter, wie die Freundin bald durch ihr Vertrauen und ihre Freundlichkeit ihn erfreut, bald aber auch durch anscheinende Zerstreutheit und Insichversunkenheit ihn verletzt; wie er sich dann selbst gesagt, daß er in ihrem Herzen nicht die erste, nicht die zweite, sondern nur eine untergeordnete Stelle einnehme, und wie ihn dieß verstimmt und gedemüthigt habe. Dann aber richtete ihn ein Besuch von ihr mit ihren Kindern in seinem Zimmer wieder auf — der Ort war ihm von nun an wie geheiligt; er schreibt darüber: „Kindisches Wesen! kleinliche Götzendienerei! Seufzer! störende Bilder, die mir wider Willen immer wieder kehren, die sich beim Schreiben um meine Feder drängen, wie nach dem Dichter das Heer der Schatten um den Nachen! Allzu leichte, allzu duftige Blumen, die unversehens auf mein unkluges Haupt herunter regnen auf jenen Pfaden früherer Zeiten, wo ich unter den Cypressen nur Warnungen im Staube und einige Gräber zu finden dachte! Erinnerungen, die beinahe meinem Zweck widerstreiten, mein Freund! Wo bin ich daran mit mir selbst? soll ich sie austilgen? soll ich trotz ihnen weiter schreiben und vollenden, und sollst du einst dieß lesen? .... Aber was, von ferne gesehen, in seiner Ganzheit, sich wie ein Rosengewölk darstellt, war damals, wie ich mitten darin lebte, so dünn gesäet und leer, daß ich Muße hatte, den wenigst schmeichelhaften Aussichten in die Zukunft nachzuhängen. Es war vorauszusehen, daß der Marquis des Kerkers ledig, sogleich Paris verlassen, und sich in Couaën oder sonst wo für immer begraben würde; seine Gattin, seine Kinder, eine Zeitlang allein und ohne Führer, kehrten dann für immer zu ihm zurück; sollte ich selbst dann auch bleiben? sollte ich mich ihm anschließen, ein beschämter und feigherziger Rival? In solchen Viertelstunden, wo mir diese Gedanken kamen, sprach ich das Gelübde aus, diesen erstickenden Banden zu entfliehen, mich auf eigne Faust in der Welt zu versuchen und unter dem weiten Himmel mir meine Jugend zu Nutze zu machen. Die ganze neue Thätigkeit, die sich in mir entwickelt, stachelte mich zu dieser halb hochmüthigen halb sinnlichen Emancipation. Oft in den Augenblicken ihrer größten Güte, wenn ich ihre Hände mit Thränen benetzt und mich glücklich gepriesen hatte, stand ich plötzlich auf — trocken, verstimmt; ich wünschte mir etwas Anderes, nicht etwas Andres von ihr, sondern etwas Anderes als sie ... meine Freiheit zuerst ... und ich weiß selbst nicht was. Ich war meiner Rolle müde, abgespannt und ohne Frische an der Schwelle des Glückes, das ich doch mit dem Munde pries. So sind aber die Herzen der Männer; je zärtlicher und feiner organisirt, desto früher sind sie abgestumpft, übersättigt und am Ziel. Wer von euch, die ihr geliebt, hat nicht mitten unter den höchsten Entzückungen Ueberdruß empfunden? .... Die menschliche Liebe, selbst da wo sie tief zu seyn scheint wie das Meer, hat ihre plötzlichen, unerhörten Untiefen; es ist daran die Armuth unsrer Natur schuld; diese Adamstochter erhebt manchmal plötzlich in uns ein häßliches Haupt und zeigt sich wie eine bettelnde Mutter dem verschwenderischen Sohn, der am Hochzeittag aus goldnem Becher trinkt und sich vergißt. In der Liebe zu Gott, die auch vor Sinnlichkeit und Berauschung sich zu hüten hat, haben die größten Heiligen wohl auch ihre Zeiten der heilsamen Dürre und Trockenheit des Herzens empfunden." ...

„Besser noch ist eine offene Leidenschaft, als eine verborgene Liebe; kann der Mensch das Feuer in seinem Busen tragen, ohne daß seine Kleider Feuer fangen? Auch ich konnte mich nicht bewahren, mein Freund. Wenn ich schon bei der ersten Reise von den verpesteten Pfeilen getroffen worden war, was mußte ich bei diesem neuen, langen Aufenthalt erfahren? Mein Morgen blieb noch rein genug, gewidmet der Arbeit, verschiedenartiger Lectüre, den edeln natürlichen Instincten, der Bildung des Geistes; es ist nichts Seltenes, daß man den Tag gut anfängt. Dann kam sie an die Reihe; ich ging zu ihr, ich umringte sie, ich lebte von der Luft die sie athmete, und meine erweichte Seele blieb immer noch rein. Aber wenn ich sie verließ, unbeschäftigt, aufgeregt, während der lang und dämmernd sich hinschleppenden Stunden, die, gut ausgefüllt, so friedlich dem Nachdenken gewidmet, so fruchtbar seyn konnten, aber die nur zu oft, ähnlich den ihnen entsprechenden schwerfälligen Jahren des Lebens, wo die Frische des Morgens verloren ist, allmählich dem Andrang der materiellen Welt erliegen... in diesen Stunden, welche den Tag beschließen, welche der Rückkehr in die Wohnung am Abend vorangehen, was da anfangen? Ich stürzte mich gewöhnlich in die Stadt Paris, in die mittleren Quartiere hinein; ich speiste dort gewöhnlich, wenn man mich nicht im Kloster erwartete; und vor dem Essen, und besonders nachher, verschaffte ich mir nach Genügen die Aufregung meiner heftigen Gänge und Streifereien." Dann beschreibt er, wie er eines Tages nicht etwa einer unvorhergesehenen Verlockung unterlag, sondern vermöge eines unbegreiflichen Trotzes, gleichsam mit aller Absicht die Gelegenheit zum Fall aufsuchte. „Von diesem verhängnißvollen Tage an hatte sich ein furchtbares Element in mein Wesen eingeschlichen; meine lange gezügelte Jugend trat aus ihren Gränzen. Es gibt zwei Arten von Jugend, deren eine auf die andre in uns folgt; die eine ungestüm, überschäumend, sich immer genügend, an keine Erschöpfung glaubend, sie nicht achtend, auf einmal das Widersprechende ergreifend, alle Renner im gleichen Laufe loslassend. Es gibt eine zweite, schon erschöpft und gewarnt, die beinahe die gleiche äußere Gestalt behält, aber der oft eine Stimme im Innern zuruft: Halt! die nur mit Bedauern nach-

gibt, bald berent nachgegeben zu haben und Geist und Körper nicht mehr an gleichen Zügeln lenkt. Ich trat damals in die ganze Fülle der ersten ein. Mein doppeltes Leben gestaltete sich von jetzt an; auf der einen Seite ein niederes, versunkenes, der Materie verfallenes Leben, auf der andern ein kräftigeres Leben des Kopfes und des Herzens. Am Morgen suchte gewöhnlich der Geist die Intelligenz in mir durch lebhaftes, begieriges Studium Ersatz für die Erniedrigung des vorigen Tages. Selbst an den Abenden, wenn ich zurückkehrte, folgte das feinere Leben des Herzens, an der Seite meiner Freundin, unmittelbar auf die wüste Verstörung der vorangegangenen Stunde. Manchmal, wenn ich eben von der Sünde Abschied genommen, klärte sich, während ich die Sterne und den klaren Mond betrachtete, auch mein Denken auf; befangen von einem schmeichlerischen, schwächenden Zauber sah ich, empfand ich besser die Natur, den Abendhimmel, das vorüberziehende Leben; ich ließ mich, wie die Heiden des Alterthums, auf der Oberfläche des Abgrunds im leichten Schaume wiegen, und ich brachte zu den Füßen derjenigen, deren Sinnen und Träumen immer heilig blieb, eine Schwermuth mit, deren Quelle nur strafbar war."

„Dieß Herz, dieß so unbeständige und widerspruchsvolle Menschenherz, von dem man sagen muß, was der Dichter vom Centauren sagt: daß die zwei Naturen sich darin verbinden, dieß beklagenswerthe Herz schüttelte in einem Augenblick die Schmach ab, wechselte seine Rolle und kehrte mit Einem Schlag von der gewaltsamen Aufregung zur platonischen Begeisterung zurück. Ich tödtete wie willkürlich meine Reue, und so fein und spitzfindig war ich in der Liebe! Verderbliche Leichtfertigkeit und Gewandtheit! tödtlich für alle Treu' und Glauben in uns, und für die wahre Liebe! Die menschliche Seele, unterworfen dieser unseligen Angewöhnung, wird bald, statt ein sich gleichbleibender, lebendiger Fokus zu seyn, so zu sagen eine sinnreich angelegte Maschine, welche in weniger als einem Augenblick, je nach der Verschiedenheit der Umstände, mit entgegengesetzter Elektricität sich ladet. Das Centrum existirt, weil es von einem Pol zum andern eilt, nirgends; der Wille hat keinen Stützpunkt mehr. Unsre moralische Persönlichkeit bleibt nur noch ein aufgelöstes Compositum von Strömungen und Flüssigkeiten, ein beweglicher kreisender Haufen, eine Scene zu tausend Spielen tauglich — eine Art Natur, nicht eigentlich heuchlerisch, aber immer nur halb aufrichtig und halb hohl."

„Nachdem die erste Betäubung vorüber war, gewann ich sehr an Wissen, gewann ich eine feine Erkenntniß des Guten und Bösen auf dem doppelten Weg, den ich wandelte, bald in dem Gewühl der Straßen, bald in den Gewölken des Aethers. Eine geheimnißvolle, theuer genug bezahlte Analyse belehrte mich jeden Tag über irgend eine neue Eigenthümlichkeit unsrer doppelten Natur, über den Mißbrauch, den ich mit der einen wie mit der andern trieb, über das Geheimniß ihrer Einheit selbst. Unfruchtbare und für sich allein ohnmächtige Erkenntniß, die schon Mittel und Theil der Strafe war!! Ich begreife besser was der Mensch ist, was ich bin, was ich zurück lasse, im Verhältniß als ich vorschreite auf den Pfaden, die zum Tode führen!

(Fortsetzung folgt.)

Eugen Onegin.

Ein Roman in Versen von Alexander Puschkin.

(Fortsetzung.)

24.

Bernstein am türkischen Pfeifenstiele,
Bronz', Porcellane, überall
Der Trost verzärtelter Gefühle,
Parfüms im blinkenden Krystall,
Und Kamm und Feile, blank von Stahl,
Und Scheeren, grad und kramm zumal,
Und dreißig Arten Bürsten schier,
Für Nägel dort, für Zähne hier.
Rousseau (ich hab's bloß sagen wollen),
War hoch erzürnt, weil einst sich Grimm *)
Die Nägel reinigte vor ihm,
Vor ihm, dem so beredten Tollen;
Der Freiheit Sprecher und der Rechte,
Hat Unrecht doch, wenn man's bedächte.

25.

Wohl mancher dient der Welt mit Nutzen,
Wohl mancher ist ein Ehrenmann,
Und mag sich gern — die Nägel putzen,
Gewohnheit bleibt nun mal Tyrann. —
Ein zweiter X war mein Eugen,
Aus Furcht vor eifersücht'gem Schmähn
War in der Kleidung er Pedant,
So was man Stutzer hat genannt.
Er mußte wenigstens drei Stunden
In seinem Spiegel sich beschau'n
Und trat heraus, so glänzend, traun,
So schön wie Venus man gefunden,
Wenn sie, in Männerkleidern g'rade,
Zu Leichtsinn fährt zur Maskerade.

26.

Nun eure Neugier ich mit Bildern
Der neuesten Toilett' ergötzt,
So könnt' ich seinen Anzug schildern
Der tiefgelehrten Welt anjetzt.
Ich wage viel und länga' es nicht!
Beschreiben aber ist mir Pflicht:
Es hat für Frack, Gilet jedoch
Der Russe keine Wörter noch.

*) Grimm ist seinem Jahrhundert zuvorgekommen; jetzt reinigt man überall die Nägel mit einer besondern Bürste.

Ob zwar ihr eure Stirne faltet,
Daß, ach mein sonst schon armer Styl
Durch fremder Wörter bunt Gewühl
Nur fleckiger sich stets gestaltet.
Und doch hab ich in frühern Tagen
Das Lexikon wohl aufgeschlagen.

27.

Das Alles läßt sich später sagen!
Wir eilen lieber zu dem Fest,
Wohin Eugen, im Fuhrmannswagen,
Hals über Kopf sich jagen läßt.
Vor dunklen Häusern, Thor und Gang,
Die schläfrigmüde Straß' entlang
Da stehen der Carrossen Reihn
Mit doppelter Laternen Schein,
Die farbig sich gespiegelt hatten
Im Schnee, und feenartig fast
Strahlt unter Lampen der Palast;
An Spiegelfenstern gleiten Schatten,
Und aus dem modischen Gewühle
Da tauchen Köpfe und Profile.

28.

Jetzt ist Onegin vorgefahren
Und fliegt wie eines Pfeiles Lauf
Die Marmortreppen rasch hinauf —
Wühlt mit der Hand noch in den Haaren —
Tritt ein; — Der Saal voll Menschen schon
Und müde klingt der Tänze Ton.
Man tanzte grade die Mazur
Und hörte Lärm und Drängen nur.
Es klirr'n der Leibgardisten Sporen,
Der Holden Fuß durchschwebt den Saal,
Verfolgt vom feur'gen Augesstrahl
Der in den Fesseln sich verloren,
Und die Maliren neid'scher Schönen
Verhallen in der Geige Tönen.

29.

In frührer Zeit — hört mein Bekenntniß! —
War durch die Bälle ich verrückt!
Kein Ort ist sichrer zum Geständniß,
Zu Briefen keiner so geschickt!
Du ehrenwerther Ehemann,
Ich biet' dir meine Dienste an,
Vernimm, was meine Stimme spricht,
Und spotte meiner Warnung nicht!
Ihr Mütter, wollt ihr Töchter hüten,
So hört auch ihr auf meinen Rath:
O haltet die Lorgnette grad!
Nicht daß — mich wolle Gott behüten,
Ich mag's nur deßhalb euch verkünden,
Weil ich schon lange frei von Sünden!

30.

O weh! Ich gab zu bunten Freuden
Gar viel von meinem Leben hin,
Doch würden nicht die Sitten leiden,
Ich würd' noch jetzt für Bälle glühn.
Ich lieb' die tolle Jugendzeit
Voll Glanz und Drang und Heiterkeit,
Der Damen Anzug, wohl studirt,
Ich lieb' die Füßchen zartgeschnürt;
Doch ach, in Rußlands weiten Gauen
Seht ihr drei schön geformte Paar',
Ja, glaubt mir's Freunde, kaum fürwahr!
Nur eines, eines konnt' ich schauen
Und jetzt verkühlt und gramzerfallen
Macht's noch im Traum das Blut mir wallen.

31.

Sprich, Thor, wann wirst du es vergessen?
In welcher Oede wirst du ruhn?
Wo weilt ihr Füßchen unterdessen,
Welch Frühlingsblümchen knickt ihr nun?
Erblüht in Ruh des Morgenlands
Ließt auf des Nordens Schneesglanz
Ihr nimmer eure zarte Spur,
Den weichen Teppich liebt ihr nur!
O sprecht, war je mein Herz Verräther?
Ist's lange her, daß ich um euch
Den Ruhm vergaß und Ehr' zugleich,
Verbannung und das Land der Väter?
Der Jugend Glück sah ich entschwinden,
Wie eure Spur auf Wiesengründen.

32.

Dianens Brust, die Wangen Florens
Sind schön, ihr Freunde, sicherlich,
Jedoch das Füßchen Terpsichorens
Bleibt immer reizender für mich!
Denn es verspricht dem trunknen Blick
Des ungemess'nen Lohnes Glück,
Und lockt durch Schönheit wunderbar
Der eigensinn'gen Wünsche Schaar.
Ich lieb' es, reizende Elvine,
Vom langen Tischtuch still bewacht,
Im Lenze auf der Wiesen Pracht,
Im Winter ruhend am Kamine,
Auf dem Parket, dem spiegelhellen,
Auf Felsgranit, an Meereswellen.

33.

Ich denk' des Meers bei Sturmeswüthen,
Als tosend sich der Wogen Reihn
Zu ihren Füßen brausend mühten,
Um dort zu liegen, dort zu seyn.
Wie gerne mit der Fluth zugleich,
Ihr schönen Füße, küßt' ich euch.

Nein, nie in wilder Jugend Tagen,
Selbſt in den brauſendſten Gelagen
Fühlt nimmer ich ein gleich Verlangen,
Zu küſſen der Armiden Schwarm,
Den feſten, ſchwellend vollen Arm
Und junge Roſen glühnder Wangen,
Nie fühlt' ich ſolche Flammengluthen
Verzehrend durch die Seele fluthen!

34.

Ich ſeh's in der Erinn'rung Spiegel
Welch ſelig Glück ich einſt gekannt!
Ich halte träumend ihr den Bügel —
Ich fühl' das Füßchen in der Hand: —
Und Phantaſie wogt feſſellos,
Ach einzig ſein Berühren bloß
Entflammt das Blut in welker Bruſt,
Und Liebesgram und Liebesluſt.
Doch laß ſie ſchweigen, deine Leyer,
Die jene Stolzen rühmend ſingt,
Sie ſind's nicht werth, daß ſie erklingt,
Und der Begeiſtrung Liederfeier;
Der Zauberinnen Wort und Blicke
Wie ihre Füßchen, ſind voll Tücke.

35.

Indeſſen hat Eugen vom Balle
Halb ſchlummernd ſich ins Bett geſtreckt,
Als längſt ſchon von dem Trommelſchalle
Das rege Petersburg geweckt.
Es ſchreit und rennt die Höckerin,
Der Fuhrmann fährt zur Börſe hin,
Das Milchweib eilt mit ihrem Krug
Hin über'n Schnee, der's knarrend trug;
Des Morgens froh Geräuſch beginnt,
Geöffnet wird die Fenſterlade,
Der blaue Rauch ſteigt ſäulengrade,
Der Bäcker, Deutſchland's fleißig Kind,
Schaut in der weißen Baumwollkappe
Schon oftmals durch die Fenſterklappe.

36.

Doch von dem Ballgeräuſch ermattet
Verwandelt Tag zur Mitternacht
Und ſchläft, von Dämm'rung mild umſchattet,
Das Kind der Freude und der Pracht.
Als er nach Mittag ſich erhebt,
Hat er bis Morgen abgelebt.
Denn einerlei und wechſelreich
Iſt Morgen ſeinem Geſtern gleich.
Doch war Onegin auch zufrieden,
Er, in der Jugend Blüthenkranz,
Er, mitten in des Sieges Glanz,
Dem täglich neue Luſt beſchieden?
War er bei Bällen unvorſichtig?
War er geſund? was gleichfalls wichtig.

37.

Nein, es erſtarb in frühen Jahren
Sein Herz, erſchöpft vom Weltgewühl;
Die holden Frau'n — nicht lange waren
Sie des gewohnten Dankes Ziel.
Verrath verdroß ihn nachgerade,
Ihm dünkten Freund- und Feindſchaft fade,
Und weil er's endlich auch verſchmähte
Beef-ſteaks und Straßburger Paſtete
Stets im Champagnerwein zu näſſen,
Und ihm das Witzeln nicht behagt,
Zumal, wenn ihn das Kopfweh plagt,
So — wenn auch ſtürmiſch und vermeſſen,
Verſiegt auch dieſe Freudenquelle,
Das heißt: des Blei's und der Duelle.

38.

Ein böſes Uebel, deſſen Gründen
Uns längſt ſchon Pflicht war, nachzugehn,
Lernt' ihn allmälich überwinden,
Ein Uebel, ähnlich England's Spleen:
Er lag an Rußland's „Chandre" krank.
Sich zu erſchießen, Gott ſey Dank,
Danach verlangt ihm nicht ſo bald,
Doch wurd' er für das Leben kalt;
Gleichwie Childe-Harold grimmig ſchmachtend,
So ging Eugen durch's Weltgewühl,
Nicht das Geſchwätz und Boſtonſpiel
Und Blick und Seufzer nicht beachtend,
Und wenn er noch ſo unanſtändig; —
Er ſchien mehr todt doch als lebendig.

39. 40. 41.

. . . . . .
. . . . . .*)

*) Ruſſiſche Cenſurſtriche, wie man ſagt, in Puſchkin's Gedichten von Kaiſer Nikolaus eigenhändig beſorgt.

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 349.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 December 1840.

Der goldene Panzer Benlli Gawrs.

Von einem Sir T. Dick Lauder sind kürzlich „Sagen der Hochlande" (Legendary Tales of the Highlands) herausgekommen, welche mit mehreren andern Schriften ähnlicher Art, die er früher herausgab, eine ganze Reihe bilden. Sie sind etwas schwer erzählt, doch haben manche eine historische Bedeutung; andere werfen Licht auf den nordischen Aberglauben, und einzelne haben ein wahrhaft dramatisches Interesse. Zur Verdeutlichung der Ansicht, daß selbst den unglaublichsten Traditionen noch etwas Wahres zum Grunde liege, erzählt der Verfasser folgenden spaßhaften Vorfall.

Einige der wallisischen Sagengeschichtschreiber berichten uns, daß um das Jahr 500 ein berühmter Häuptling, Namens Benlli Gawr, lebte. Sein gewöhnlicher Aufenthalt war da, wo die jetzige Stadt Mold liegt, und seine Bergveste war auf dem höchsten Punkte der Clwydkette, gerade westlich von Mold, halbwegs zwischen diesem Ort und Ruthin, erbaut. Dieser Berg, wo noch Ruinen zu sehen sind, heißt Mael Benlli, oder der conische Berg Benlli's; ein ungeheurer Carnedd oder Steinhügel, den man noch vor wenigen Jahren in einem Felde, einige tausend Schritte von der Stadt Mold sah, galt für den Begräbnißplatz des Helden. Stets betrachtete und nannte man es Tomen yr Ellyllon, oder den Hügel der Kobolde, und aus diesem Grunde herrschte seit undenklicher Zeit der Glaube, daß der grimme Geist Benlli's in Gestalt eines Ritters in glänzender Rüstung, und namentlich mit einem Celain aur, oder goldenen Brustharnisch, nach Sonnenuntergang erscheine, auf dem Steinhügel stehe, oder um denselben herumgehe, und daß er diesen kalten Nachtposten behaupte, bis der Geruch der Morgenluft oder das Krähen eines Hahnes ihn nöthige, wieder ins Grab hinabzusteigen. Diese Sage hatte Jahrhunderte lang das Volk so erschreckt, daß keine Belohnung irgend Jemand vermögen konnte, nach Sonnenuntergang an dem Steinhügel vorüberzugehen. Obwohl aber Niemand dahin ging, und keine Möglichkeit vorhanden war, über des gespenstischen Ritters Aussehen und Kleidung etwas Genaueres zu wissen, so liefen doch die wunderbarsten und unglaublichsten Sagen um über sein finsteres Gesicht, seine schrecklichen Gebärden und über die grausenhaften Wirkungen derselben auf die Leute, welche sie gesehen hätten, obwohl Niemand diese Personen nennen konnte. Gegen das Ende des Jahres 1833 kam es dem Besitzer des Feldes, wo der Carnedd stand, in den Kopf, die Steine könnten zum Straßenbau, zur Füllung von Abzugslöchern oder zu einem sonstigen ähnlichen Zwecke verwendet werden. Mit einiger Schwierigkeit verschaffte er sich Arbeitsleute, welche kühn genug waren, die feste Burg des Kobolds anzugreifen, obwohl das Geschäft in den Stunden geschehen sollte, wo die liebe Sonne am Himmel stand. Als er sich aber endlich die Arbeiter verschafft, und in kurzer Zeit einige hundert Wagenladungen Steine weggeführt hatte, stießen die Arbeitsleute auf einmal auf ein seltsam gestaltetes augenscheinlich metallenes Ding. Nicht ohne Furcht faßten sie es an, aber da sie einen alten messingenen Hafendeckel oder eine Schmorpfanne darin zu sehen glaubten, so warfen sie es, als weder furchtbar noch in ihren Augen interessant, in eine Hecke, wo es die ganze Nacht über liegen blieb. Einige Leute von Bildung jedoch, welche von dem Fund gehört hatten, kamen am nächsten Tage dahin, und entdeckten zu ihrem nicht geringen Erstaunen, daß die angeblich messingene Schmorpfanne ein goldener Brustharnisch sey. Das Metall erwies sich so rein, als die jetzige Münze, war aber so dünn, daß es im Ganzen nicht mehr als 60 Sovereigns wog, und also nicht als Schutzwaffe im Kampfe, sondern nur als Prachtrüstung dienen konnte; es war allenthalben erhaben gearbeitet, nach einem ganz einfachen Muster, aber nicht durchbrochen. Der Panzer muß in der Zeit Benlli Gawrs, d. h. ums Jahr 500, von sehr bedeutendem Werth gewesen seyn. Diese merkwürdige und werthvolle Antiquität wurde alsbald von Edward Mostyn Lloyd Mostyn als Lehensherrn, und von Oberst Salesbury von Galdfarnan als Eigenthümer des Feldes, wo dieselbe gefunden wurde, in Anspruch genommen, und da das Gesetz bestimmte, daß sie dem ersteren gehören solle, so ist derselbe nun in deren Besitze.

Rückblicke.

Europa.

(Fortsetzung.)

Die günstige Lage Norwegens und die Ruhe, deren sich dieß Land erfreut, hat seine Verfassung zum Sehnsuchtsziel der beiden andern Länder Skandinaviens gemacht. Bitter haben sich schon die schwedischen Reichstagsmänner über den Unterschied geäußert, den die norwegische und die schwedische Bevölkerung an der beiderseitigen Gränze darbietet: auf der einen Seite Wohlstand und Zufriedenheit, auf der andern Armuth und Mißvergnügen. Die herrschende Armuth in Schweden hat den Taglohn gedrückt, und so kommen sie in großer Zahl ins norwegische Gebiet hinüber, um dort um Lohn zu arbeiten, was den Taglohn auch dort drückt, und unter der Gränzbevölkerung denselben gegenseitigen Haß nährt (s. Nr. 32), der zwischen englischen und irischen Arbeitern in England statt findet. Wie auf Schweden, wirkt auch auf Dänemark die Verfassung Norwegens zurück, obwohl hier die Elemente der Gesellschaft völlig verschieden von denen Norwegens und Schwedens sind, und eine unbedingte Nachahmung der norwegischen Verfassung gar nicht thunlich erscheinen würde. In Schweden beruht die wahre Kraft der Nation durchaus auf dem Bauernstand, in dessen Mitte der nicht sehr zahlreiche begüterte Adel haust, und seine natürliche Ueberlegenheit durch großen Grundbesitz wahrt. Die Städte sind vergleichungsweise unbedeutend in Schweden. Nach den neuesten Berechnungen besitzt in Schweden das Land fünf Sechstheile des unbeweglichen und zwei Drittheile des beweglichen Vermögens. Wir sind nicht im Stande ähnliche genaue Zahlen von Dänemark anzuführen, aber daß hier das Verhältniß gänzlich verschieden seyn muß, ergibt sich aus dem Umstand, daß hier sogar der nicht unbegüterte Adel in der reichen Bürgerschaft, deren Centralpunkt Kopenhagen ist, beinahe aufgegangen, während andererseits Christiania, Drontheim ꝛc. im Vergleich zum Landvolk keine große Bedeutung haben.

Was das dritte germanische Land, nämlich Holland, betrifft, so kommt dieß hier nur hinsichtlich seiner Colonien in Betracht. Wir haben oben in dem Artikel „Wettstreit in den Culturen" (s. Nr. 342) die großen Fortschritte angedeutet, welche Holland in seinen ostindischen Besitzungen bereits gemacht hat, und in den nächsten Jahren noch machen wird. Die Verhältnisse, welche daraus für den Handel, namentlich Deutschlands, entspringen, sind von hoher Wichtigkeit, und es handelt sich bereits um die Frage, ob Deutschland seinen Handelsbetrieb, oder Holland sein Colonialsystem wird ändern müssen. Dieß System ist allzu sehr bloß kaufmännisch berechnet. Holland ist bemüht, bei den Javanen so wenig wie möglich Bedürfnisse aufkommen zu lassen, damit der Arbeitslohn niedrig bleibe, und die Cultur von Colonialwaaren, Kaffee, Zucker, Indigo u. dgl. möglichst wohlfeil betrieben werden könne. Wir haben die Masse der im vorigen Jahre gewonnenen Producte schon in dem oben genannten Artikel aufgeführt, und müssen hier darauf verweisen. Der ungeheure Belauf derselben drückt die Preise, und verdrängt nach und nach die amerikanischen, mit Sklavenarbeit, somit theuer beschafften Producte, und dieß geht so weit, daß z. B. in Folge des letzten Handelsvertrags mit Holland Hamburg ein Drittheil seines Zuckerhandels eingebüßt haben soll.*) Geht dieß so fort — und wenn der Handelsvertrag mit Holland erneuert wird, so muß dieß in verstärktem Maaße fortdauern — so geht der deutsche Handel mit dem unabhängigen Amerika, der einzige, der uns bei dem Mangel eigener Colonien offen steht, großentheils verloren, denn wenn wir die Hauptartikel, Kaffee, Zucker und bald auch Tabak nicht mehr von Nordamerika und Westindien nehmen, so gehen auch unsere Erzeugnisse nicht mehr dorthin, als höchstens durch Vermittelung der Holländer in sehr beschränktem Maaße; nach Java aber wird, wenn es bei dem holländischen Colonialsystem bleibt, der Absatz stets gering seyn, und Deutschlands Handel und Fabriken müssen bei den jetzigen Handelsverhältnissen, namentlich da wegen Mangel an Uebereinstimmung an keinen Schutz der deutschen Flagge vorerst zu denken ist, nothwendig hinsiechen. Wird aber das System geändert, und der Handelsvertrag mit Holland aufgehoben, so kann Holland die unermeßlichen Producte Java's gar nicht mehr, oder nur mit Verlust absetzen, und wird sich bald genöthigt sehen, sein Colonialsystem wenigstens in so weit zu ändern, daß es die Einfuhr europäischer Producte befördert, um denen, welche ihm seine Producte abnehmen, auch wieder einen Vortheil, nämlich den Absatz ihrer Fabricate, bieten zu können. Dieß wird um so schneller geschehen müssen, als das holländische Finanzwesen gegenwärtig auf der in Java so hochgestiegenen Cultur hauptsächlich beruht, und keinen harten Stoß aushalten kann; man möchte kaum geneigt seyn, zum Vortheil der holländischen Finanzen eine Nachsicht zu üben, wie sie zum Vortheil des in diesem Jahre verstorbenen Königs von Dänemark hinsichtlich des Sundzolls geübt wurde, dessen durch allerlei nicht zu rechtfertigende Mittel gesteigerter Ertrag die dänischen Finanzen bisher noch erhalten hat.

Es ist eine sonderbare, doch aber leicht erklärliche Erscheinung, auf welche Art sich die Literaturen kleiner, wenig zahlreicher Völker entwickeln, und wie sie zu keiner bedeutenden Eigenthümlichkeit gelangen können. Die Literatur in ihrer jetzigen Gestaltung ist ein Kind der neuern Zeit, und läßt keine Vergleichung mit älteren Zuständen zu. In einer beschränkten Zahl erheben sich natürlich nicht so viele ausgezeichnete Köpfe, als in einer großen, darum müssen die Literaturen kleinerer Völker trotz mancher einzelnen schönen Erscheinungen zurückbleiben. Wer wollte Schweden, wer wollte Dänemark und Holland eine eigenthüm-

*) Wie weit die Wirkung einer einzigen derartigen Maaßregel geht, darüber nur Folgendes. Ueber Hamburg bezog man nach dem Handelsvertrag für die Zollvereinsstaaten natürlich nur noch oder wenigstens größtentheils javanischen Zucker aus Holland, so daß aus dem eigenen Handel Hamburgs ein Speditionshandel wurde. Den seltsamsten Erfolg hatte aber die Sache für die Raffinerien: die brandenburgischen Fabriken litten durch den Vertrag so sehr, daß sie, die vorher raffinirten Zucker bis nach Süddeutschland schickten, zusehen mußten, wie jetzt raffinirter Zucker aus Köln bis Berlin kam. Der Grund davon liegt darin, daß Köln so gut wie ein Seeplatz auf dem Meer verdorbene (havarirte) Waaren kaufen kann, die schnell geläutert werden müssen, wenn sie nicht zu Grunde gehen sollen, und darum sehr wohlfeil zu haben sind.

liche Literatur absprechen? und wer wollte behaupten, daß diese Literaturen in der Ausdehnung gekannt sind, als sie es verdienen? Allein die deutsche Literatur zieht sie mit dem Gewicht ihrer Masse mit oder wider Willen an sich und in ihren Kreis, ihr Geist macht sich in allen diesen Ländern mehr oder minder geltend, und verdrängt nach und nach, nicht die einheimische, die sich immer auf einem gewissen Gebiete erhält, wohl aber jede fremde, und es ist nicht zu läugnen, daß in Schweden, Dänemark und Holland neben der einheimischen die deutsche Literatur durchaus den ersten Rang einnimmt. Das ist die Macht der verwandtschaftlichen Anziehung, die sich trotz aller wirklichen oder künstlichen Hindernisse Bahn bricht. Welchen Einfluß übte nicht die französische Literatur bis weit in dieß Jahrhundert herein auf die schwedische aus? Die Gesinnung der gebildeten Classen neigte sich durchaus zu Frankreich hin, mit hochmüthiger Verachtung des stammverwandten Deutschen; in dem Maaße aber, als die Nation wieder zu sich selbst zurückkehrte und das Einheimische schätzen lernte, erwachte auch wieder der Sinn und die Neigung für das Deutsche.

Merkwürdiger noch als dieß ist die Wiederkehr der Belgier zu ihrer angestammten Sprache und zum Gefühl ihrer Verwandtschaft mit Deutschland. Wir haben vor kurzem die wichtigsten flämischen Journale zugesendet erhalten, namentlich liegen vier Jahrgänge der Bydragen der Gazette van Gend voor Letteren, Kunsten en Wetenschappen, uitgegeven door de Maatschappy van Vlaemsche Letteroefening vor uns. Sie sind, eben so wie die erste Hälfte des Jahrgangs 1840 von dem Kunst en Letterblad uns zu spät zugekommen, als daß wir noch einen umfassendern Gebrauch in diesem Jahre hätten machen können. Aber auch nur ein flüchtiger Ueberblick kann den Leser überzeugen, mit welchem Eifer ein Theil der Flamänder daran arbeitet, ihre Sprache wieder zu heben, und sie in ihre Rechte wieder einzusetzen. Es heißt dieß in der Geschichte zurückgehen über die Herrschaft des Hauses Burgund hinaus, und darum finden wir auch in den oben genannten „Beiträgen zu der Gazette van Gend," zahlreiche historische Erinnerungen, welche über jenen Zeitpunkt hinaufreichen. Wenn man erwägt, in welche Nichtachtung die deutsche Literatur in der Mitte des vorigen Jahrhunderts gefallen, und daß bei dem heftigen politischen Umschwung am Ende desselben Belgien völlig in den französischen Kreis hinein gezogen worden war, dem es durch die karge Literatur seiner höhern Classen schon seit mehr als einem Jahrhundert angehörte, dieß Land ganz der deutschen Literatur entfremdet wurde, so kann man nur staunen, daß die flämische Literatur bei ihrem ersten Auftauchen so vielen wesentlich deutschen Geist athmet, und bereits das Bedürfniß fühlt, sich in stärkerem Grade der deutschen wieder anzuschließen.

Die holländische wie die flämische Literatur, die wohl in nicht ferner Zeit nur Eine ausmachen werden, haben bei der langen Trennung von der deutschen in manchen Beziehungen einen eigenen Weg einschlagen müssen, und werden somit wohl nie mehr ganz in den Schooß der deutschen zurückkehren, aber die Zeit wird kommen, wo ihre ausgezeichneten Köpfe, eben so wie dieß in Dänemark vielfach geschieht, eben so wohl Deutsch als ihren Mutterdialekt schreiben und sprechen, und hoffentlich ist auch für Deutschland die Zeit nicht ferne, wo der Unterricht in sämmtlichen germanischen Dialekten zur Aufgabe des Schulunterrichts gemacht, und dadurch die skandinavische, wie die niederdeutsche Literatur uns wieder näher gebracht wird.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise von Erzerum über Musch, Diarbekr, Biredschik nach Aleppo.

Lord Pollington, welcher diese Reise machte, kam im Junius 1838 durch Khanus. Khanus ist eine kleine von Armeniern bewohnte Stadt, und liegt an dem nordöstlichen Ufer des Bin-gel-su oder des „Flusses der tausend Seen." Nach achtstündigem Ritt erreichte er gegen Süden den Fluß Chacbol (?), den er auf einer steinernen Brücke überschritt, und gelangte nach Sacavi am Ufer des Euphrats (in dem Lande Muradsu genannt). Sacavi ist ein auf einem kegelförmigen Berge erbautes Dorf. Er sah dort den Ackerbau in seinem ursprünglichen Zustande; der zum Säen bestimmte Mann geht vor dem von acht Ochsen gezogenen Pflug her; er streut den Samen auf den mit wilden Kräutern bedeckten Boden, und der Pflug vergräbt ihn, indem er den Boden umwendet. Das Korn ist sehr klein, aber sehr weiß. Pollington überschritt den Kara-su — ein in Kleinasien eben so häufig vorkommender Name wie Blackwater (Schwarzwasser) in Irland — ehe er nach achtzehnstündigem Ritt von Khanus in Musch anlangte. Musch liegt am Fuß des Niphates um einen kegelförmigen Berg herum. Sein Handel mit Tabak ist sehr bedeutend; die Bazare daselbst sind gut versehen, vorzüglich mit Shawls von Glasgow, die in dem Lande zu Turbans und Leibbinden dienen. Nachdem Lord Pollington Musch verlassen hatte, ging er nach Dschebel-Nimrud oder Niphates durch einen engen, sehr malerischen Weg. Die mit Wohlgerüchen geschwängerte Luft und die Gastfreundschaft der Kurden stimmten ihn zu einem günstigen Urtheil für diese Seite des Gebirgs, die er bis zur Ebene des Tigris hinabstieg, wo er die Pappeln der Lombardie und die Maulbeerbäume als einen Beweis der Milde des Klima's fand; auf diesem Wege besuchte er Diarbekr, Severek, Orfah und Biredschik, von wo er sich nach Aleppo begab. (Echo du Monde Savant vom 28 November.)

Kiau Lwan Wang.

(Fortsetzung.)

Kiau Lwan las das Blatt und legte es dann auf ihr Bücherbrett, worauf sie fortfuhr ihr Haar zu kämmen, das noch nicht fertig war, als unerwartet die Tante in das duftende Gemach trat und über den Anblick eines mit Versen beschriebenen Blattes erschreck und ausrief: „Ei, meine Tochter, wenn du heimliche Gänge ins westliche Vorhaus hast, warum nimmst du nicht den Herrn des östlichen Pfades zum Führer?*) Wie konntest du daran denken, diese Sache vor mir zu

*) Anspielungen auf eine bekannte chinesische Erzählung „Si Siang" (das westliche Vorhaus), das die Intriguen der schönen Tsuy und des Schülers

verbergen?“ Kiau Lwan erröthete und ſagte: „Wir haben nur einige Verſe miteinander gemacht; wäre es anders, wie hätte ich es meiner lieben Tante verbergen können.“ Dieß beruhigte dieſe, und der Gedanke, daß der junge Mann von guter Familie ſey und eine Verbindung ihrer Nichte nicht nachtheilig werden könne, machte, daß ſie dieſes Verhältniß nicht mit böſem Auge anſah, und dem Mädchen rieth, ihrem Freunde zu ſagen, daß er einen Freiwerber zu ihrem Vater ſchicken ſolle, damit die Heurath vollzogen werden könne.

Die chineſiſchen Ehen, in denen die Frau die Hauptperſon iſt, die kein Unrecht thun kann, und deren Sünden, von welcher Art ſie ſeyn mögen, auf das Haupt des Mannes fallen, werden meiſt im Frühjahr zur Zeit der Pfirſichblüthe geſchloſſen. Die Urſachen der Scheidung ſind ſiebenfach, unter ihnen beſonders Geſchwätzigkeit, Diebſtahl, üble Laune u. ſ. w.

Auf den Rath von Kiau Lwan ſchickte der Schüler einen Freund zum Hauptmann Wang, um ſeine Tochter von ihm zu erbitten, da dieſe ihm aber alle Rechnungen führte, wollte er ſie nicht von ſich laſſen, und ſchlug das Geſuch ab, wenn er es auch zuließ, daß der junge Mann in ſeinem Hauſe Koſt und Wohnung nahm. Eine Krankheit ſeiner Tochter iſt die Folge dieſer abſchlägigen Antwort; durch ſie aber kommen auch die jungen Leute näher zuſammen, denn Ting tſchang gibt ſich für einen Arzt aus und hebt auch wirklich das eine Uebel, freilich nur durch Vergrößerung des andern. Sie ſehen ſich jetzt öfter im Garten, doch wünſcht der junge Mann auch Zutritt in das „duftende Gemach.“ Er bittet Kiau Lwan um dieſe Vergünſtigung, welche, mit einem Blicke nach ihrer Tante, leiſe flüſtert: Der Schlüſſel iſt in ihrer Hand, mein Bruder muß ſie ſelbſt darum bitten. Ting tſchang verſtand, was ſie meinte, kaufte am folgenden Tage zwei Stück des feinſten Seidenzeugs und ein Paar goldene Armbänder, und trägt Minghea auf, dieſe Geſchenke der Tante zu überbringen. Sogleich eilt dieſe zu ihrer Nichte und ſagt: „Der junge Tſchow hat mir ein ſchönes Geſchenk geſchickt, ich weiß nicht, was er damit will.“ — „Nun,“ entgegnete Kiau Lwan, „er iſt jung und leichtſinnig und nicht ohne Fehler, ich denke, er will damit meiner Tante Nachſicht erkaufen.“ Und die Tante erwiederte, ſie wiſſe wohl, was zwei jungen Leuten auf dem Herzen läge, doch wolle ſie ihren Verkehr nie verrathen. Mit dieſen Worten gab ſie den Schlüſſel Minghi in die Hände und Lwan ſchrieb ſogleich in der Freude ihres Herzens folgende Zeilen an Ting tſchang:

Im Geheim nehme ich dieſe Worte und ſende ſie meinem Herrn;
Doch öffne deine Lippen nicht unbedacht andern Leuten!
Dieſe Nacht wird die Thür des duftenden Gemachs nicht verſchloſſen ſeyn,
Und wenn der Mond die Schatten der Blumen wechſelt, laß meinen Geliebten kommen.

Ting tſchangs Freude bei Empfang dieſer Zeilen war gränzenlos, und als es Nacht geworden und der Wächter zum erſtenmal ſeine Trommel gerührt hatte, ſchlich er mit leiſem Schritte in die innere Abtheilung des Hauſes, fand die Hinterthüre nur angelehnt und ſchlüpfte vorſichtig hindurch. Wohl war er in ihrem Zimmer geweſen, als er während ihrer Krankheit den Arzt ſpielte, aber der Weg war ſeinem Gedächtniſſe entfallen, und daher ſchritt er nur langſam und ungewiß weiter, bis er den Strahl eines Lichts und Ming hi an der Thüre ſah, die ihn in das Zimmer ihrer Herrin führte. Ting tſchang verbeugte ſich tief vor ihr, und wünſchte wohl, ſie umarmen zu dürfen, aber Lwan ſtieß ihn von ſich und hieß Ming hi ihre Tante Tſau rufen. Dieſer Befehl ſchlug des Schülers Hoffnung ſehr nieder, und alle Bitterkeit getäuſchter Liebe im Herzen, ſchalt er ſie, daß ſie wankelmüthig ſey, und Thränen ſtanden in ſeinen Augen. Als Lwan ihn in dieſem Zuſtande ſah ſagte ſie: „Ich bin ein tugendhaftes Mädchen, und du, Herr, glaube ich, biſt nicht verderbten Herzens. Ach, es iſt ja nur das Talent des Jünglings und die Schönheit der Jungfrau, welche unſere Liebe weckte. Daher haben wir Mitleid miteinander! Ich habe dich heimlich in mein Gemach kommen laſſen, und bin dein für immer! Und du, Herr, wollteſt du mich jetzt verwerfen, wäre das nicht ein ſchlechter Dank für das Vertrauen, das ich in dich ſetze? Nein, du mußt hier in Gegenwart der allſehenden Götter ſchwören, mit mir zu leben als Mann und Weib, bis unſer Haupt grau geworden vor Alter! Wollteſt du etwas Anderes von mir verlangen und ſollteſt du mich tödten, ich würde nicht darein willigen.“

Sie ſprach dieß mit großem Ernſt, und hatte kaum geendet, als Tante Tſau eintrat. Dieſe dankte zuerſt Ting tſchang für das ſchöne Geſchenk, das er ihr geſchickt, und der junge Mann bat ſie, eine Mittlerin zu werden für ihn und ſie zu verloben. Er ſchwor, der treueſte und liebendſte Ehemann ſeyn zu wollen, und rief einen Fluch auf ſich herab, wenn er ſich je als falſch erwieſe. Tante Tſau ſprach aber alſo zu beiden: „Geliebter Neffe und Nichte, da ihr wünſcht, daß ich als Mittlerin (ping) zwiſchen euch treten ſoll, ſo müßt ihr zuerſt gemeinſam den Ehrencontract abfaſſen. Die erſte Abſchrift wollen wir nehmen und vor Himmel und Erde verbrennen, um gute und böſe Geiſter zu Zeugen deſſen aufzurufen, was wir thun. Eine andere Abſchrift laßt ihr in meinen Händen als Beweis, ſollte einſt die Liebe irgend eines von euch erkalten, und ihr beide ſollt eine Abſchrift gegenſeitig bewahren, daß ihr eines Tages die geſchloſſene Verbindung öffentlich feiern mögt. Täuſcht die Frau den Mann, ſo möge der ſchnelle Blitz ſie tödtend treffen! Wenn der Mann die Frau betrügt, ſo mögen tauſend Pfeile ſeinen Leib durchbohren! Und mag er oder ſie die Strafe ihres Verbrechens in der Stadt des Todes erhalten, indem ſie in die Hölle der Finſterniß für immer verſinken!“

Die Tante ſprach den Fluch in gar feierlicher, erſchütternder Weiſe, und beide Liebende wurden für den Augenblick von Entſetzen ergriffen. Doch ſetzten ſie ſich dann traulich zuſammen, die verſchiedenen Abſchriften des Ehrencontractes zu ſchreiben. Darauf knieten ſie hin vor Himmel und Erde, beſchworen ihn feierlich und dankten dann herzlich ihrer Tante, die ihnen edle Früchte und ſüßen Wein vorſetzte, und ſie tranken auf das Glück ihrer ehelichen Verbindung.

(Fortſetzung folgt.)

Tſchang Kong oder Kwan Say erzählt, welcher das Vorhaus des Tempels miethete, um das Mädchen zu ſehen, deren Schickſal aber keineswegs glücklich endigte.

Die Franzoſen in Neuſeeland. Das Journal de Havre hat bereits vor einiger Zeit berichtet, daß die engliſchen Intriguen die unter ihrem Einfluſſe ſtehenden Stämme gegen diejenigen Eingebornen, welche die Grundſtücke der Halbinſel Banks an den Capitän Langlois verkauft hatten, aufreizten, und daß letztere beſiegt, beraubt und getödtet wurden. Jetzt berichtet daſſelbe Blatt einen ähnlichen Act, der an den in der Inſelbai etablirten Franzoſen verübt wurde. (Fr. Bl.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 1854.

Die Ausland.

Wochenschrift

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1854.

Rückblicke.

Europa.

(Fortsetzung.)

Ehe wir nach England, dem mächtigsten und bewegtesten germanischen Reiche, hinübergehen, müssen wir noch zuvor einen Blick auf die romanischen Länder werfen, deren Thätigkeitskreis gegenwärtig weit beschränkter ist. England wird uns dann am leichtesten hinüberführen in die übrigen Welttheile, mit denen es durch so zahlreiche Bande in Verbindung steht. Frankreichs Colonialpolitik in Amerika ist ausgespielt, denn die schwachen Reste sind von keiner Bedeutung mehr, und die pyrenäische Halbinsel hat sich noch nicht von dem schmerzlichen Scheidungsproceß mit ihren amerikanischen Ländern erholt. Dennoch hat Spanien trotz einer scheinbaren tiefen Schwäche einen nicht unbedeutenden Rest von Colonialmacht erhalten: Cuba und Portorico gewinnen zusehends an Bedeutung, und werden mit der Zeit die Brücke werden, vermittelst deren sich ein engerer Handelsverkehr zwischen dem alten Mutterlande und den unabhängig gewordenen Colonien wieder anknüpft. Doch hievon später.

In Frankreich ist und bleibt die ungeheure Centralisation die Haupterscheinung, weil sie zur Folge hat, daß einerseits die Stimmen des Landes über allgemeine Angelegenheiten des Staates nur verworren und unklar sich vernehmen lassen, andrerseits die Stimmen der Hauptstadt durch die jeweilige Streitigkeit der Parteien oder Coterien getrübt sind. Diese Centralisation, welcher man durch die Befestigung von Paris (s. Nr. 276) die Krone aufzusetzen gedenkt, äußert fortwährend einen sehr nachtheiligen Einfluß auf ganz Frankreich. Welche klägliche Rolle spielt der sogenannte Congrès scientifique de la France (s. Nr. 284), weil Paris nicht daran Theil nehmen will? Was ist die Thätigkeit einzelner Gesellschaften in Frankreich verglichen mit der von England? Hie und da hört man von einer Compagnie zur Wiederbewaldung hoher Gegenden (s. Nr. 74) — ein in Frankreich sehr nöthiges und nützliches Unternehmen — zum Anbau der Landes (s. Nr. 59), des Rhonedelta's (s. Nr. 182), aber von den Erfolgen solcher Gesellschaften hat man noch wenig vernommen. Faßt man den Ton, in welchem manche dieser Nachrichten geschrieben sind, näher ins Auge, so findet sich, daß häufig eine Art Ingrimm darin herrscht, daß für großartige, zum Theil bloß luxuriöse Unternehmungen in Paris immer Geld und Unterstützung der Regierung zu finden ist, während den Departements nicht nur wenig oder nichts zufließt, sondern auch oft diejenigen Unternehmungen, wozu die Provinzen das Geld allein herschießen wollen, durch die Lahmheit der Bureaux vereitelt werden, von denen man erst die Erlaubniß einholen muß, ob etwas Nützliches unternommen werden darf. So ist die Erweiterung des Hafens von Havre bis zu dieser Stunde noch unterblieben, weil man dazu die Erlaubniß von Paris holen mußte, und wenn sich dieß auch noch mit militärischen Rücksichten entschuldigen läßt, so fällt diese weg bei der Unternehmung einer Dampfschiffverbindung mit Neuyork, womit man in Paris zögerte, bis Antwerpen Havre den Vorsprung abgewonnen, was an letzterem Ort eine große Empfindlichkeit erregt haben soll. Kurz, man fühlt die Mängel und Nachtheile der unmäßigen Centralisation, aber Niemand will den Anfang mit einer Decentralisation machen, da alle Parteien ohne Unterschied in das System verliebt sind, und es, wenn sie ans Ruder kommen, für sich ausbeuten wollen.

Frankreich und England sind sich gegenseitig zwei sehr unverständliche Länder, die umfassende Regierungsthätigkeit in dem einen, und die überwältigende Volksthätigkeit in dem andern sind Ursache zahlreicher Mißverständnisse, so daß keines das andere gehörig zu würdigen weiß. Wir haben in dem Artikel: „Seerüstungen Frankreichs" (s. Nr. 321 ff.) auf den verschiedenartigen Charakter der Streitfähigkeit beider Völker aufmerksam gemacht, eine Verschiedenheit, die bei der Beurtheilung der Kriegsrüstungen wohl in Acht zu nehmen ist. Eben diese Rüstungen deuten auch auf den tiefen Riß, der bereits zwischen England und Frankreich eingetreten, und manche Nebenumstände, wie z. B. die eigenthümliche Beilegung des Zuckerstreites (s. das französische Zuckergesetz Nr. 139, 149), die französischen Handelsunternehmungen nach Abyssinien (s. Nr. 155 f.), die Bemühungen, durch Missionäre allmählich wieder Einfluß in Madagascar zu gewinnen (s. Nr. 320), am meisten aber die Haltung der Franzosen in Afrika, deuten darauf hin. Diese letztere verdient besondere Aufmerksamkeit. Der Einfall Abdel-Kaders in die französischen Besitzungen im November vorigen Jahres war vielleicht nur eine Folge der bereits von Seite der Franzosen getroffenen Anstalten, um sich entschiedener als früher in Afrika festzusetzen, und ihr Benehmen in der Provinz Constantine (s. Nr. 119 ff.), so wie noch mehr die mit großer Ueberlegung entworfenen und mit Muth und Geschicklichkeit ausgeführten Feldzugspläne (s. Nr. 222 ff.) lassen in Verbindung mit der entworfenen und wahrscheinlich jetzt schon begonnenen Einschließung der Metidschah (s. Nr. 315) über die An- und Absicht der Franzosen keinem Zweifel mehr Raum. Wenn ihre Plane in Betreff des Herbstfeldzugs (s. Vorspiel des neuen Feldzugs Nr. 273 f.) nicht völlig ausgeführt wurden, so lag der Grund wohl gewiß darin, daß man bei der gegenwärtigen kritischen Lage Frankreichs nicht eine größere Truppenmasse hinsenden wollte, als sich jetzt schon dort befindet. Inzwischen wurde nicht nur Miliana und Medeah verproviantirt, und dadurch die Uebermacht der Franzosen im obern Schelifthale gesichert, sondern Lamoricière, dieser junge, unternehmende und im Kriege mit den Arabern äußerst wohl erfahrene General, scheint das System des Machsen — man sehe über die Bedeutung dieses Worts die Einleitung zu den beiden Feldzügen (Nr. 222) — gegen Abdel-Kader wenden zu wollen, dessen Herrschaft ohnehin schon durch die beiden Sommerfeldzüge bedeutend erschüttert ist. Die französische Regierung und ihre Generale machten dabei, außer der kriegerischen, noch eine andere Schule durch, nämlich die, sich um ein unsinniges Zeitungsgewäsch nichts zu kümmern, und es ist keines von den geringsten Verdiensten Marschall Valée's, daß er den abgeschmacktesten, täglich wiederholten Angriffen eine kalte Gleichgültigkeit entgegensetzte.

Die Stellung der Franzosen in Algier sichert ihnen im Fall eines ausbrechenden Seekrieges einen großen, nicht zu be-

rechnenden Vortheil, und ein gewiſſer, in Italien erworbener Einfluß möchte dieſen noch erhöhen. Italien fühlt mehr und mehr die Folgen der größern Freiheit im Mittelmeer, ſeine Straßen und Poſtanſtalten verbeſſern ſich (ſ. Nr. 323), und obwohl manche zum Theil höchſt widerſinnige Hemmniſſe der Entwicklung des Handels und der Induſtrie, namentlich in Unteritalien, entgegenſtehen, und dieſen Garten Europa's nicht zur Entwicklung kommen laſſen, ſo iſt es doch unzweifelhaft, daß der Handel ſteigt, und dieſe Verbeſſerung wird mehr und mehr andere nach ſich ziehen. Schade, daß der Druck, der fortwährend namentlich auf der periodiſchen Preſſe laſtet, von den mannichfachen Regungen einer größern Entwicklung wenig zur allgemeinen Kenntniß kommen läßt.

Ueber die pyrenäiſche Halbinſel, namentlich über Spanien, haben wir dieſes Jahr mannichfache Mittheilungen erhalten, namentlich von einem Augenzeugen, Hrn. Höfken: ſo die „Reiſe von Bayonne nach Pamplona" (ſ. Nr. 21 mit Unterbrechungen bis 49), die „materiellen Hülfsquellen des Landes" (ſ. Nr. 172 ff.) „Spaniens adminiſtrative und ſociale Zuſtände" (ſ. Nr. 263 ff.), „das Zollweſen und die baskiſchen Provinzen" (ſ. Nr. 280 ff.), endlich „Spanien und Frankreich" (ſ. Nr. 332 ff.), und von einem andern noch jetzt in Spanien befindlichen Deutſchen die „Bemerkungen auf einer Reiſe von Madrid nach Cadiz" (ſ. Nr. 226 ff.). Das Ergebniß, das man aus allen dieſen Mittheilungen gewinnt, möchte ſeyn, daß es um Spanien keineswegs ſo ſchlecht ſteht, als man nach dem langjährigen Bürgerkriege vermuthen ſollte. Auch andere Reiſende ſprechen von dem Flor der Städte, während außen der Bürgerkrieg tobte, und die Straßen ſo unſicher waren, daß man in Karawanen reiſen mußte. Ein ſehr großer Theil des Volks iſt bei dem Bürgerkriege völlig gleichgültig geblieben und ſeinen Beſchäftigungen nachgegangen. Spanien hat ſeit 70 Jahren trotz ſeiner innern und äußern Kriege über drei Millionen Menſchen gewonnen, und da das Land wohl noch die dreifache Anzahl der jetzigen ernähren könnte, ſo kann man leicht abnehmen, daß es um die Maſſe des Volkes nicht ſo ſchlecht ſteht, auch wenn die politiſche Zwietracht, was nicht unmöglich iſt, einen Staatsbankerott herbeiführen ſollte. Weßhalb das Ayuntamiento-Geſetz (ſ. Nr. 223) ſo große Bewegung mit einem Male hervorrief, iſt theils in dem eben genannten Artikel ſelbſt, theils in dem über das Verhältniß zwiſchen Spanien und Frankreich auseinandergeſetzt. Im Allgemeinen gibt ſich eine Lebendigkeit und Regſamkeit kund, deren man den „faulen" Spanier gar nicht fähig gehalten hätte. Wenn nun nicht von außen her, durch England und Frankreich angefacht, das Feuer der Zwietracht fortglüht, ſo wird das Land bald vermittelſt ſeiner reichen Hülfsquellen ſich auf eine bedeutende Stufe ſtellen. Ein Beweis hiefür iſt auch die Regſamkeit in der Literatur und Kunſt worüber wir mehrfach (ſ. Nr. 50, 97, 132, 221) zu berichten Gelegenheit hatten; das hier Aufgeführte beweiſt trotz mancher Nachahmungen zur Genüge, daß der ſpaniſche Geſchmack in der Literatur ſo wenig, als in den politiſchen Einrichtungen, ſich nach franzöſiſchem Muſter zuſchneiden laſſen wird.

(Fortſetzung folgt.)

Kiau Lwan Wang.

(Fortſetzung.)

Wohl kommen dieſe heimlichen Ehen nur ſelten vor, wenn ſie auch nicht ungewöhnlich ſind; deßhalb waren die Neuverbundenen ſehr vorſichtig, daß Hr. Wang den Vorgang nicht erräthen möchte. Doch ging Alles glücklich von Statten, und jeden dritten oder fünften Tag wurde das kleine Kammermädchen abgeſchickt, um Hrn. Ting tſchang eine Einladung von ihrer Herrin zu bringen. So verſtrich ein Jahr. Profeſſor Tſchow hatte ſein Amt verwaltet und reiſte nach einer andern Beſtimmung ab. Gern hätte er ſeinen Sohn mitgenommen, dieſer aber bewies ihm, daß er, ſeine Studien zu vollenden, noch länger verweilen müſſe — es geſchah aber nur aus Liebe zu Lwan. Doch Liebe und Freundſchaft ſind nur Namen. Nach einiger Zeit las Ting tſchang in der Peking Zeitung, daß ſein Vater Kränklichkeit halber ſein Amt niedergelegt und ſich in ſeine Geburtsſtadt zurückgezogen hatte. Eine plötzliche Sehnſucht ergriff ihn, ſeinen Vater wiederzuſehen, und als Lwan und ihre Tante ſeinen Kummer ſahen, baten ſie ihn großmüthig zu thun, wie ſeine Kindespflicht ihn hieß.

Die Nacht vor ihrer Trennung waren die Liebenden noch einmal vereint. Lwan hatte Wein in ihr duftendes Gemach gebracht; noch einmal laſen ſie miteinander den Contract, der ſie zuſammenband. Auch die Tante ſaß bei ihnen, und im traulichen Geſpräch kam kein Schlaf in ihre Augen. Im Augenblick des Scheidens bat Lwan den Schüler, ihr ſeinen künftigen Aufenthaltsort zu nennen. Ting tſchang fragte nach der Urſache. Nun, wenn du nicht ſchnell wiederkehrſt, entgegnete Lwan, daß ich dir einige Zeilen ſenden kann. Der Schüler nahm den Griffel und ſchrieb:

Wenn ich an meine Verwandten tauſend Meilen von hier denke,
muß ich nach Sutſchow gehen —
Meine Familie wohnt in der Stadt Wu kiang, in der ſiebzehnten
Abtheilung —
Da mußt fragen nach der Mündung des Schang yang-Bachs in
den ſüdlichen Ma —
Und am Ende der Yuling-Brücke ſteht das Haus von Wu dem
Kornaufſeher.

Doch betheuerte er, daß Lwan nicht nöthig haben würde ihm zu ſchreiben, denn er würde in der kürzeſten Zeit, wenigſtens in einem Jahre, mit der Einwilligung ſeines Vaters wiederkehren, um ſeine Lwan abzuholen.

Die Lichter der Nacht waren ausgebrannt und die neidiſchen Streifen des Tages bekränzten die öſtlichen Wolken, als ſie ſich noch einmal umarmten und weinten. Lwan begleitete ihren Geliebten in den Garten und ſie ſprachen ihren Kummer in dieſen Verſen aus:

Ting tſchang.

Verbunden durch gegenſeitige Neigung wie der Fiſch an das Waſſer,
waren wir für einander geſchaffen.
Doch ach, gedenke ich meiner fernen Eltern, muß ich mich von
dir trennen.

Kiau Lwan.

Im Blumengarten, wer wird künftig mit mir nach dem hellen
Mond ſehen?
In dem duftenden Gemach werde ich nicht mehr Schach ſpielen.

Ting tschang.

Ich fürchte nur, wenn ich fern von dir bin, wird deine Liebe erkalten.

Ich sorge nicht, ob meine literarischen Versuche vollendet werden, ich fürchte nur, daß mein Glück unvollständig bleibt!

Kiau Lwan.

Ich neige mein Haupt und schweige, aber die Gefühle meines Herzens empfinden lebendig, was geschieht!

Obgleich vom Schmerz überwältigt bei dem Gedanken der Trennung, zwinge ich mich zufrieden und glücklich zu scheinen.

Der Tag war jetzt da, und das Roß, das den Schüler davon tragen sollte, stand gesattelt an der Thüre. Hr. Wang hatte Wein in die untere Halle bringen lassen, und credenzte mit seiner Frau und den andern Frauen des Hauses dem Reisenden den Abschiedstrank. Lwan fühlte, daß die Thränen sich nicht mehr zurückhalten ließen und schlich sich in ihr Gemach, wo sie ein Stück schwarzer Seide ergriff und ihren schmerzlichen Gefühlen Worte gab. Sie reichte es Ming hi, um es Ting tschang zu übergeben, wenn er sein Pferd bestieg. Sie selbst sah ihn nicht mehr.

Der armen Lwan gingen jetzt die Tage in Trauer und Sehnsucht hin, am Tage war sie einsam und allein mit ihrem Kummer, und bei der bleichen Lampe war ihr Schatten ihr einziger Gefährte. So verstrich ein Jahr, als eines Tages ihr Kammermädchen in das Zimmer trat und ihr sagte, daß eben ein Mann von der Militärstation Lingan in dem District Hang tschow gekommen sey, und da er in kurzem wieder zurückkehren werde, könne sie ihm einen Brief an ihren Gemahl mitgeben. Kiau Lwan schrieb ohne Zögern einen langen Brief, worin sie Ting tschang bat, sogleich nach Nan yang zurückzukehren und zugleich den Ehecontract mitzubringen, um sich mit ihr für immer zu vereinigen. Die Adresse enthielt folgende sehr umständliche Nachweisung:

„Ich beschwere den Träger mit diesem Brief, damit er ihn im öffentlichen Hof zu Wu abgebe.

Die Familie, die von der höchsten Achtbarkeit ist, ist würdig gerühmt zu werden!

Ihre Ahnen haben lange Zeit in dem Hause eines gewissen Kornaufsehers gewohnt;

Und der ausgezeichnete Vater hat jetzt das Amt eines Sinen hwa! (eine Art Mandarin).

Wenn du schon den östlichen Theil des Gebäudes kennst, der westliche wird nicht weit davon seyn.

Sorge nur dafür, daß du keinen Irrthum begehst, und an den nördlichen Ma statt des südlichen gehst.

Trifft du Jemand auf dem Wege, so mußt du ihn fragen: Bitte, Herr, in welchem hübschen kleinen Dörfchen ist die Brücke des Yen-ling?"

Aber sieben Monate gingen wieder vorüber, ohne daß eine Antwort kam; deßhalb schickte sie einen zweiten Brief ab, den sie einem gewissen Hrn. Tschang anvertraute, da er dieses Weges ging. Dieser traf Ting tschang an der bezeichneten Brücke und übergab ihm den Brief zu eigenen Händen. Aber der Treulose hatte längst seine frühern Gelübde vergessen, und erschrack deßhalb, als er Lwans Handschrift erkannte. Er ladet Hrn. Tschang ein, in einem benachbarten Weinhause sich von seiner Reise zu erholen, während er die Antwort schreibt, daß sein Vater krank danieder liege, und er nur seine Genesung abwarte, um zu seiner Lieben zurückzukehren. Getreulich brachte der Bote diese trügerischen Zeilen der Verlassenen, die begierig ihren Inhalt las, und obgleich keine Zeit der Rückkehr des Geliebten angegeben war, sog sie doch Hoffnung daraus. Sie dienten ihr, wie der Anblick eines gemalten Kuchen den Hunger auf Augenblicke stillt, oder das Anschauen von Pflaumen den Durst vergessen läßt. Allein die Hoffnung erfüllte sich nicht, und zum drittenmal schreibt die trostlose Lwan, welcher die Nachricht von dem Glück ihrer Schwester, die eben eines Söhnleins genesen, ihr Unglück nur lebendiger zum Bewußtseyn bringt. Der Brief schloß mit den bezeichnenden Worten:

Wieder und wieder dränge ich den Geliebten, eilig zurückzukehren.
Und lebten wir hundert Jahre als Gatten, wie lange ist es denn?
Die Tochter der Familie Wang ist die Braut geworden des Sohnes der Familie Tschow —
Der Knabe des Civilbeamten hat das Mädchen des Kriegers geheurathet!
Und zehntausend Schäffel Sorgen drücken meine Augenlieder nieder beschwert mit Kummer!
Ach, wenn ich bedenke, daß wir in zwei fernen Ländern, ist mein Gram größer als je!

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Proceß der Jungfrau von Orleans. Die historische Gesellschaft von Frankreich hat die vollständige Publication des Verurtheilungsprocesses der Johanna d'Arc, so wie der angestellten Revision des grausamen Urtheils, das sie traf, beschlossen. Es ist auffallend, daß diese authentischen Ueberreste einer der außerordentlichsten und glorreichsten Episoden unserer Geschichte noch nicht veröffentlicht und dem Publicum bloß durch Analysen und Extracte bekannt sind. (Echo du Monde Savant vom 2 December.)

•

Auffindung eines ungeheuren Skeletts in Wales. Arbeitsleute zu Clarlinna entdeckten beim Graben einer Färbergrube drei Fuß unter dem Boden eine steinerne Urne, bei deren Eröffnung sie ein menschliches sehr gut erhaltenes Skelett von der ungeheuren Länge von sieben Fuß sechs Zoll fanden. Das Skelett war ganz proportionirt zu seiner Länge, und in sehr vollkommenem Zustande. Die Urne scheint aus Kalkstein von Aberdovey gefertigt zu seyn, und stark durch die Zeit gelitten zu haben. (Athenäum vom 28 November.)

•

Verbesserte Methode, Baumwollenstoffe, Papier u. dgl. zu drucken. Die Times vom 25 November enthält eine Nachricht, welche für die ganze Baumwollenindustrie nicht nur, sondern auch für zahlreiche andere Gewerbe von großem Interesse ist. Vor einigen Jahren schon erfand ein Hr. Perrot in Rouen eine Maschine, um mit zwei oder drei Farben zu drucken; ein Hr. Chassals hat nun eine Maschine erfunden, um mit acht Farben zu drucken, und bereits hat auch Hr. Richard Beard aus London ein Patent darauf genommen. Die damit in Manchester vorgenommenen Proben sollen vortrefflich ausgefallen seyn. Die Maschine soll aus einer Walze bestehen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 351.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 December 1840.

Die Tscherkessierinnen.

Das weibliche Geschlecht wird im Kaukasus durchgängig wie eine Waare behandelt; mögen die Frauen auch von noch so hohem Stande seyn, gleichviel ob sie im Inlande verbleiben oder ins Ausland verführt werden sollen, immer bilden sie einen Gegenstand des Handels und Verkehrs. Sie haben aber auch hier nicht weniger als sonst auf Erden die heftigsten Kriege angefacht — teterrima belli causa. Kein Frauenzimmer ist in Tscherkessien ihr eigener Herr, noch kann sie nach Gutdünken handeln; entweder ist sie das Eigenthum ihres Vaters oder ihres Mannes, und bei dessen Tode fällt sie seiner Familie anheim, welche sie nach Willkür wiederum verheurathet. Ein Adeliger oder gemeiner Freie kann zwar in Tscherkessien selbst seine Tochter nur an einen Ebenbürtigen verkaufen; außerhalb des Landes aber, an wen es ihm beliebt. Dieß ist sein unbestrittenes Recht, wiewohl es für unanständig gehalten wird und daher nur selten vorkommt, daß ein Edelmann oder selbst ein vermöglicher, gemeiner Freie seine Tochter an einen Sklavenhändler verkauft. Der größte Theil der außer Landes verkauften Frauenzimmer ist daher der vierten Classe, dem Stande der Leibeigenen entnommen, welche, wie es scheint, gleich wie die Heloten der Spartaner, ursprünglich Kriegsgefangene waren. Diese Hörigen müssen von allen Producten, welche ihr Fleiß hervorbringt, von den Früchten des Feldes, der Heerden und den im Hause gewonnenen — worunter auch die Kinder mit einbegriffen sind, die Hälfte an den Grundherrn abgeben. Hat daher der Vater eine seiner Töchter verhandelt, so muß er den Erlös mit seinem Gebieter theilen; ohne die Erlaubniß dieses Grundherrn darf er selbst keinen solchen Verkauf abschließen, aber er kann auch eben so wenig gezwungen werden, seine Tochter als Sklavin außer Landes führen zu lassen. Es ist mir selbst, sagt Longworth, *) mehr als Ein Beispiel bekannt, wo der Vater durchaus nicht dahin zu bringen war, sich von seinem Kinde zu trennen, so lockende Bedingungen man ihm auch stellte. Gewöhnlich ist es der eigene Wunsch der Mädchen, an die Sklavenhändler verkauft zu werden; es treibt sie der Ehrgeiz dazu, da sie auf vortheilhafte Versorgung in den besten türkischen Harems Hoffnung haben. Ihre Aussichten gleichen hierin in vieler Beziehung denen der jungen englischen Damen, welche alljährlich von der Heimath nach Indien verschifft werden; nur ist der Ort ihrer Bestimmung nicht so entlegen, da eine Schifffahrt von wenig Tagen sie dahin bringt. Die Tscherkessierinnen machen sich daher auch nicht auf eine ewige Trennung von ihren Verwandten gefaßt, sie sind im Gegentheile später häufig im Stande, denselben die größten Dienste zu leisten. Einem Engländer, der den Wunsch hegte, eine dieser Schönen zu kaufen, um sie mit sich nach Hause zu nehmen, mißlang daher auch dieser Versuch, wiewohl er das Dreifache des gewöhnlichen Preises bot, denn ihre Freunde erklärten, wenn sie nach England käme, so würden wir keine Gelegenheit haben, mit ihr eine Verbindung zu unterhalten, sie würde auf ewig für uns verloren seyn.

Ein anderer Beweggrund für die Tscherkessen, ihre Kinder gern den Türken zu überlassen, ist der Glaube; sie würden daselbst, heißt es, eine höhere Erziehung und besseren Religionsunterricht genießen. Ohne Zweifel wird auch in der That durch diese Verpflanzung ihre Lage bedeutend gebessert, denn weit entfernt, daß sie Sklavinnen werden, eröffnet sich ihnen die Aussicht, durch die Verheurathung mit einem Türken viel mehr Rechte zu erlangen, als sie je in Tscherkessien hatten.*) Um Freiheit aber ist es ihnen jedoch am wenigsten zu thun; die Annehmlichkeiten des Lebens, der Luxus und die Gemächlichkeit, welche ihrer zu Konstantinopel warten, das sind die Träume, welche im Hintergrunde mächtig auf ihre Einbildungskraft wirken, und sie mit der Trennung von der Heimath wiederum aussöhnen. Auch hat man noch niemals gehört, daß eine Tscherkessierin, wiewohl vielen derselben freie Hand in der Wahl ihres Aufenthaltsortes gewährt wurde, die heimathlichen Berge

*) A year among the Circassians. London 1840.

*) Jede verheurathete Frau ist den Gesetzen des Korans gemäß frei; sie kann Eigenthum besitzen, hat ihre eigenen Rechte und Privilegien, und kann ihren Mann, wenn er sich einer Verletzung derselben schuldig macht, vor Gericht belangen. Dasselbe Recht erwirbt jede Sklavin, sobald sie Mutter wird.

wiederum aufsuchte. Ich will hier nicht unerwähnt lassen, daß eine der größten Empfehlungen für eine tscherkessische Schöne im Bazar zu Konstantinopel ihre Geschicklichkeit in der Führung des Hauswesens ist; denn diese Eigenschaft wird in ihrem Heimathlande am meisten an ihr geschätzt. Verbindet sie hiemit noch die Anmuth und Liebenswürdigkeit einer türkischen Chanum, so ist ihr Besitz dem einer jener trägen und schmachtenden Georgierinnen weit vorzuziehen. Bei ihrer Ankunft in Konstantinopel werden die Tscherkessierinnen auch zwei oder drei Jahre Anstalten übergeben, welche von alten Matronen überwacht werden, und in vieler Hinsicht unsern weiblichen Instituten gleichen. Hier werden sie in den Sitten und der so streng beobachteten Etiquette des türkischen Harems unterrichtet; häufig erstreckt sich ihr Unterricht auch auf Lesen und Schreiben, und selbst auf einige Kenntniß der persischen und arabischen Literatur.

(Schluß folgt.)

Rückblicke.

Europa.

(Fortsetzung.)

An die romanischen Länder knüpft sich zunächst die Lage der Dinge im Mittelmeer, die von um so größerem Interesse ist, als gegenwärtig die Macht Mehemed Ali's gebrochen und der gänzliche Verfall der Pforte vorbereitet wird. Seit dem 16ten Jahrhundert ist die große politische Bewegung aus dem Mittelmeer allmählich entwichen, jetzt kehrt sie in immer stärkerer Bewegung dahin zurück. Nach der Stellung der Franzosen in Afrika ist die der Engländer die wichtigste, denn sie ist bis zu einem gewissen Grade die Folge derselben. Aus Besorgniß über die wachsende Macht der Franzosen im Mittelmeer ist England jetzt so entschieden angreifend zu Werke gegangen. Den Kampf gegen Mehemed Ali haben wir schon erwähnt, und England wird gewiß nicht ruhen, bis Mehemed Ali ganz machtlos ist: seine Stellung im Mittelmeer erfordert dieß, und diese Stellung ist nothwendig, theils für seinen Handel in Asien, theils aber auch für seine Verbindung mit Indien. Ohne entschiedenen Vortheil für sich, ohne Besetzung von Candia oder Cypern, ohne Gewährleistung einer Reihe von Handelsdepots durch Syrien nach dem Euphrat oder durch Aegypten nach Suez, wird es nicht vom Schauplatz abtreten; wer weiß, ob es nicht eine Reihe von Etappen von Trapezunt nach dem Euphrat anlegt, ein Unternehmen, das schon im 14ten Jahrhundert den Genuesern gelungen seyn soll. So viel ist wenigstens gewiß, daß eine Postverbindung den Euphrat herauf nach Trapezunt und dann die Donau aufwärts im Werke ist, falls der Weg über Aegypten oder Syrien auf irgend eine Weise versperrt werden sollte.

Daß dieß nicht geschehe, ist gegenwärtig sein emsigstes Bestreben: es hat seit Ende vorigen Jahrs Abdel-Kadern unterstützt, und die öffentlichen Blätter haben wiederholt von Waffensendungen gesprochen, die ihm durchs marokkanische Gebiet zukämen; mehr als Einmal scheint ihm auch von Marokko Hülfe an Mannschaft zugekommen zu seyn, so daß Frankreich im Begriff stand, an letzteres den Krieg zu erklären, und die Häfen, wie Tanger u. dgl. zu besetzen, was unvermeidlich den Bruch mit England beschleunigt hätte. Ebenso gibt man den Engländern Schuld, daß sie den Bey von Tunis gegen die Franzosen reizten; — jedenfalls hat dieser mit einer Armee längere Zeit an der Gränze der Provinz Constantine verweilt, und es sind sehr ernstliche Mahnungen der französischen Befehlshaber an ihn ergangen, daß er sich entfernen solle. War es noch nicht Zeit oder fühlte er sich überhaupt zu schwach? genug — er ging zurück. Einer der wichtigsten Schritte der Engländer ist aber die Anlegung einer Colonie von Maltesern in Barca, dem alten Cyrenaika. Wir haben nur Einmal in den Malta Times eine Nachricht hierüber gefunden (s. Nr. 241), und bisher ist uns nichts weiter aufgestoßen; dieser Plan aber, wenn er auch für den Augenblick unausgeführt bleiben sollte, ist für die Zukunft einer der bedeutendsten. Malta ist so bevölkert, daß sein Boden diese Bevölkerung nicht mehr ernähren kann, so daß eine Auswanderung von jährlich 2 bis 3000 Menschen eine wahre Wohlthat für das Land wäre. Man hat bekanntlich schon eine Auswanderung nach Guiana versucht, wovon wir in früheren Jahren Meldung gethan, aber auch die Malteser, die noch ganz der weißen Race angehören, haben so wenig als die Canarier der Arbeit in dem feuchtheißen Klima Trotz bieten können; einige Hunderte kamen um, und der Plan mußte aufgegeben werden. Dafür verbreiten sich die Malteser in allen Häfen des Mittelmeeres, und es wird kaum einen auf der nordafrikanischen Küste geben, wo sie sich nicht, zum Theil für immer, niedergelassen haben. Das Klima ist ihnen zuträglich, und ihre Sprache stellt sie ohnehin den Arabern so nah, daß sie ein sehr schickliches Mittelglied für jede Verbindung mit denselben werden. Der Punkt, welchen die Engländer gewählt zu haben scheinen, ist Bengazi. In welchen Verbindungen sie mit diesem Orte schon seit längerer Zeit gestanden, ist in dem bezeichneten Artikel angegeben worden, und es geht auch daraus hervor, wie sehr dieser Plan mit dem ganzen Verfahren der Engländer gegen Tripoli schon seit sechs Jahren zusammenhängt, mit dem Sturze der Familie Caramanli, mit der Einsetzung eines türkischen Pascha's, mit der Verdrängung des Einflusses der Franzosen ꝛc. Kurz, um die Vorbereitungen zu dieser Colonie zu schildern, müßte man vor Allem die Geschichte Tripoli's seit sechs Jahren recapituliren, auf deren wichtigste Punkte wir in den früheren Jahrgängen aufmerksam gemacht haben. Jetzt wollen sich also die Engländer als Ersatz für ihre Forderungen an Tripoli die Ländereien um Bengazi anweisen lassen, und das darf man als gewiß annehmen: wenn es ihnen gelingt, festen Fuß zu fassen, so wird bald eine so blühende Colonie dort stehen, wie die Franzosen in langen Jahren nicht in Algier gründen werden. Die Araber in Cyrenaika scheinen schwach an Zahl, sind seit geraumer Zeit durch einen vortheilhaften Handel an Bengazi geknüpft, und werden sich wohl gewinnen lassen, diese Colonie nicht zu beunruhigen, sondern friedlich die Erzeugnisse ihrer Heerden dahin abzusetzen. Vielleicht wird ein Hauptschritt dazu von Seite der Engländer bei den jetzigen Kriegsunruhen geschehen,

Acts 1825. Cap. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51.

Ich vernachläſſige Schminke und Schönheitsmittel, und mein Kopf iſt wie ein Beſen!

Braut und Bräutigam in zwei verſchiedenen Ländern! O ſchmerzlich iſt der Gedanke.

. . . . . .

Eine Nacht träumte mir, meine Liebe habe ſich einer andern verbunden;

Und als der Morgen kam, hatte der Schmerz mein Geſicht alt werden laſſen!

Wir ſchworen, auf den Falſchen ſollten die Götter ihre Donner herabſenden und die rächenden Blitze ſchleudern!

Und die Göttin Huen an trug unſern Schwur durch die neun Himmel!

Seitdem biſt du nur in deine Vaterſtadt, nicht an die Flüſſe des Todes gegangen —

Warum iſt es ſo ſchwer, dein Geſicht zu ſehen oder Nachricht von dir zu hören?

Meines Geliebten Neigung iſt falſch, aber die meine, ach! zu wahr —

Und jetzt ſende ich dir wieder dieſen Brief durch einen Boten, die Fleiſchfarbe meines Herzens zu zeigen! (d. h. daß mein Herz aufrichtig iſt, das Herz des Schlechten iſt ſchwarz).

Wehe der erröthenden Blume von dreimal ſieben Sommer —

Still und einſam iſt ihr duftendes Gemach und ihre Gedanken voll Kummer unerträglich!"

Auch die Tante fügte einige Zeilen bei, um dem Abweſenden die Rückkehr dringend ans Herz zu legen, und beide Sendſchreiben werden unter einem Umſchlag, deſſen Adreſſe mit den Worten beginnt:

An das majeſtätiſche, prächtige Haus, gleich eines Miniſters Palaſt u. ſ. w.

durch einen Boten Siu abgeſchickt. Ting tſchang erſchrack, als er dieſe Sendung erhielt, und eilig in ſeine Wohnung tretend, ſchickt er dem Ueberbringer ſeinen Diener, der ihm ſagt: „Mein Herr iſt jetzt ſchon ſeit drei Jahren mit der Tochter des Hrn. Wei, dem Magiſtrat von Tong tſchi fu, verheurathet; der Weg nach Nan yang iſt ſehr weit, und man kann von ihm kaum erwarten, daß er dahin zurückgehe. Ein Brief iſt ſchwierig zu ſchreiben; daher trägt er dir dieſe mündliche Botſchaft auf. Dieſes Tuch von duftender Gaze gehörte in frühern Tagen dem Fräulein Kwan, ebenſo dieſes Blatt Papier, das einen Ehecontract enthält. Er bittet dich, die Sachen zurückzubringen, damit ſie nicht mehr an ihn denkt. Mein Herr wollte dir anfangs ein Mittageſſen geben, aber er fürchtet, der alte Herr, ſein Vater, möchte unangenehme Fragen thun, und erſtaunt und böſe werden, ſo ſchickt er dir dieſe 5 Mace Silber (ungefähr 1 fl. 48 kr.) als Reiſekoſten, und erwartet, du werdeſt künftig nicht mehr eine nutzloſe Reiſe unternehmen."

Er gerieth über dieſe Botſchaft in einen heftigen Zorn, und häufte auf das Haupt Ting tſchangs alle Arten von Verwünſchungen, bis er, von ſeinem Gefühl überwältigt, in Thränen und laute Klagen ausbrach. Die Vorübergehenden blieben bei ihm ſtehen, und als ſie den Vorgang erfuhren, tadelten ſie laut das Benehmen Ting tſchangs. Als aber Kiau Kwan die unglückliche Kunde erhielt, brachte ſie drei Tage und drei Nächte in ihrem Zimmer zu, um ihr Unglück zu beweinen und eine poetiſche Erzählung ihres traurigen Geſchicks zu verfaſſen, die ſie nebſt dem Ehecontract an den erſten Beamten von Wu kiang ſchickte.

Den Abend darauf wuſch ſie ſich ſorgfältig, wechſelte ihre Kleider und bat dann Minghi, ihr etwas Thee zu kochen, damit ſie allein im Zimmer blieb. Sobald das Mädchen fort war, verriegelte ſie die Thüre, trat auf einen Stuhl, band ein weißes Tuch an einen Balken, und erhing ſich in dem Gemach, dem Anfang ihres Elends. In einem Augenblick löste ſich ihr Geiſt in Aether auf, während ihre Seele die Wohnungen der Todten ſuchte in dem Alter von 21 Jahren . . . Minghi brachte den Thee, fand aber die Thüre verſchloſſen, und als ſich bei ihrem Klopfen Niemand regte, lief ſie erſchrocken zur Tante, um ihr den Vorfall anzuzeigen. Dieſe mit Frau Tſchow ſprengte die Thüre, und Worte beſchreiben ihren Schmerz, ihr Entſetzen nicht, als ſie den Vorgang ſahen. Der alte Hr. Wang erfuhr bald das traurige Ereigniß, weder er noch ſeine Frau konnten ſich erklären, weßhalb ihre geliebte Tochter dieſen unglücklichen Schritt gethan hat. Doch mußte man für die Beerdigung der Hingeſchiedenen ſorgen, und unter den Thränen und Klagen des geſammten Hausſtandes wurde alles was von der einſt liebenswürdigen Kwan übrig geblieben, dem ſtillen Grabe übergeben.

Unterdeß war die Sendung der Verſtorbenen an den Gouverneur der Provinz gelangt. Es traf ſich gerade, daß zu dieſer Zeit auch der kaiſerliche Cenſor Yan tſchi auf ſeiner Reiſe durch das Land dahin gekommen war, der, erzürnt über dieſe Treuloſigkeit, Ting tſchang ſogleich vor ſich rufen ließ. Wohl läugnete er, eines ſolchen Verbrechens ſchuldig zu ſeyn, doch ſein Richter ließ ihm 50 Bambusſtreiche geben und ihn in den Kerker führen, bis weitere Beſtätigungen von Nan yang eingetroffen wären. Sie kamen trauriger, als man erwartet hatte, und mit zorniger Stimme ſprach der Cenſor zu dem Verbrecher: „Leichtſinn oder Beleidigung gegen die Tochter eines Mandarinen iſt ein Verbrechen. Verlobt zu ſeyn mit einem Weibe und ein anderes heurathen, iſt ein zweites Verbrechen. Verbrecheriſcher Umgang mit Jemand, der zum Tode der dabei betheiligten Parteien führt, iſt ein drittes Verbrechen. In deinem Ehecontract ſteht geſchrieben, wenn ein Mann ein Weib betrügt, ſollen tauſend Pfeile ihn durchbohren. Pfeile habe ich nicht hier, dich zu treffen — aber, und er erhob ſeine Stimme — du ſollſt mit Stöcken gleich einem Hunde zum Tode geſchlagen werden, daß du als warnendes Beiſpiel allen kaltblütigen Schurken künftig dienen magſt." Und er rief den Häſchern und Stabträgern zu, die ihn umgaben, und ſie alle ſtürzten auf den Schuldigen mit geſchwungenem Bambus los und ſchlugen auf ihn, daß die Stücke ſeines Körpers im Gemach herumflogen, und in einem Augenblick war der Körper des Verräthers eine blutige, ſcheußliche Maſſe.

Leſer, warum mußte er um Reichthum und Schönheit einer zweiten Braut buhlen und ſeinen frühern Schwur vergeſſen? Was war ſein Gewinn dabei? Ein Dichter ſagt:

Vermählt euch nur für einen Tag, man iſt es für immer!

Was kannſt du erwarten für Gewinn, indem du eines zärtlichen Mädchens zu leicht vertrauendes Herz täuſcheſt?

„Glaubſt du, keine Rache erwartet den falſchen und grauſamen Liebhaber —

Lies dieſe Geſchichte dauernden Schmerzes, die in vergangenen Jahren ſich ereignete!"

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 352.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 December 1840.

Rückblicke.

Europa. (Fortsetzung.)

England.

Das Volk, dessen Macht und Thätigkeit sich in einem weiteren Umkreis fühlbar macht, als je die eines andern, dessen Stellung durch eine Kette von Verhältnissen bereits zu dem gefährlichen Punkte gediehen ist, wo es immer weiter um sich greifen muß, dieß Land, dessen Bevölkerung eine Höhe erreicht hat, daß es nur in sehr günstigen Jahren seinen Brodbedarf aus dem eigenen Boden zieht, und dessen Industrie ein wahrer Moloch geworden, der immer neue Opfer verlangt, — dieß Land und dieß Volk würden die höchste Aufmerksamkeit verdienen, stünden sie auch nicht an der Spitze aller politischen Bewegungen unserer Zeit. Der hervorstechende Charakterzug Englands, der in allen seinen Lebensverhältnissen hervortritt, ist die Scheidung zwischen Reich und Arm, und der Mangel einer gehörig zahlreichen Classe mittlerer Vermögen, die auf der einen Seite dem großen Reichthum das Gleichgewicht halten, auf der andern die niedern Volksclassen mit sich verbinden, und so eine natürliche Stufenleiter bilden könnten. Wie dieser Zustand gekommen ist, müssen wir hier übergehen, und bemerken bloß, daß es hauptsächlich die Folge eines Steuersystems ist, das die Last wesentlich auf die nothwendigen Bedürfnisse der großen Masse wirft. Es wird, um uns eines biblischen Ausdrucks zu bedienen, „sehr schwer seyn, wider den Stachel zu lecken."

Man fühlt in England diesen Zustand und die Mißlichkeit desselben, welche durch den mangelnden Unterricht des Volks (s. Nr. 204) noch sehr verschlimmert wird, recht wohl, und die reichere Classe hat auch seit langer Zeit durch die Armensteuer gezeigt, daß sie keineswegs abgeneigt ist, den Leiden und Entbehrungen der geringern Classe abzuhelfen. Auch sind Institute in Menge vorhanden, wodurch man einzelnem Unglück abhilft, wo unbemittelte Waisen, oder Kinder armer Eltern unentgeltlich erzogen werden; man sucht auch in den großen Fabrikstädten durch allerlei Anstalten (s. Lyceen in Manchester Nr. 95) dem mangelnden Unterricht der Arbeiterclassen abzuhelfen, aber alle diese einzelnen, sehr lobens- und nachahmungswürdigen Bemühungen können den großen Grundfehler des Systems nicht ändern. Wir wollen hier nicht das schaudervolle Gemälde wiederholen, das ein Missionär von manchen Theilen Manchesters und Liverpools entwirft (siehe über die Ursache der Verbrechen unter den Arbeiterclassen in England Nr. 257); solche Erscheinungen stehen glücklicherweise vereinzelt da, und beweisen so wenig gegen das jetzige System, als das Wohlbefinden der ärmern Classe an einzelnen Orten für dasselbe beweist. Die offene, klaffende Wunde zeigt sich am deutlichsten im Chartismus. Stünde er als vereinzelte Erscheinung da, so wäre kaum ein sonderliches Gewicht darauf zu legen, aber das periodische Wiederkehren in schwierigen Zeiten, jedesmal unter andern Formen, weist auf ein tief im Leben der Gesellschaft sitzendes Uebel hin: in den ersten 15 Jahren dieses Jahrhunderts waren es die Ludditen, welche durch Zertrümmerung der Maschinen sich einen reichlicheren und genügenderen Taglohn zu sichern hofften; in den folgenden zwanzig Jahren zeigte sich das Uebel in den sogenannten Strikes oder Arbeitseinstellungen, die schon in einem hohen Grade das gefährliche Symptom zeigten, daß die Arbeiter durch einen großen Theil Englands mit einander in Verbindung standen; jetzt hat sich die Bewegung verallgemeinert, man hat gewisse allgemeine Wünsche in eine Formel gebracht, und eine Volkscharte im Gegensatz zu der dem Adel oder den höheren Classen überhaupt ertheilten Magna Charta entworfen. In so weit ist man wenigstens — kein gleichgültiger, wenn auch ein geringfügig scheinender Umstand — nicht von den alten Volkstraditionen abgewichen, was die Arbeitseinstellungen bereits befürchten ließen, und einzelne Nachrichten von französischen Emissären, deren wir im vorigen Jahr erwähnt, wahrscheinlich gemacht hatten; besonders bot auch die Zeit der Strikes eine ganz eigenthümliche, zum Theil nach französischen Mustern geformte, höchst abstracte Literatur dar, deren Hauptgegenstand die Vertheilung des Gewinns zwischen Capital und Arbeit war, und wobei die Schriftsteller aus ihren Argumentationen den Schluß zogen, daß eine andere Vertheilung dieses Gewinns als bisher nicht unbillig, und für das Wohl der Arbeiter durchaus nothwendig sey. Die eigensinnige Wirklichkeit fügte sich indeß diesen logischen Deduc-

tionen keineswegs, und die Klügeren unter den Leitern dieser Partei — denn als eine solche und zwar als eine der bedeutendsten im Staate, freilich nicht im Parlament, muß man sie anerkennen — fanden bald, daß in dieser sublunarischen Welt Alles eng unter sich zusammenhänge, daß bei den jetzigen Staatsverhältnissen keine einzelne Classe sich Abstellung ihrer Beschwerden ertrotzen könne, während Alles sonst beim Alten bleibe, und daß endlich nicht anzukämpfen sey gegen die Anwendung des Grundsatzes, daß das Angebot den Preis der Waaren regle, auf das Verhältniß zwischen Arbeitern und Brodherren. Daher endlich seit einigen Jahren die allgemeinen Forderungen, die der Chartismus aufgestellt hat.

Ueber den größern oder geringern Grad von Furchtbarkeit, den man diesen Bewegungen beilegen will, mögen die Ansichten getheilt seyn, obwohl jedenfalls der poetische Aufschwung derselben im Chartistenepos sehr bedenklich ist. Wie aber bei allen Bestrebungen nach Abänderung von Verfassungsformen ein sehr greifbarer, nichts weniger als theoretischer Grund vorhanden ist, so auch hier der materiellste von allen die Noth. Der hohe Preis der Lebensbedürfnisse, veranlaßt durch die hohen Abgaben und die immer wachsende Bevölkerung, welche jetzt über 26 Mill. beträgt, seit 50 Jahren auf das Doppelte gestiegen ist, und somit trotz der steigenden Industrie den Taglohn ungemein gedrückt hat, sind die allgemeinsten Ursachen derselben, und das Verhältniß zu Irland, welches seine ausgehungerten Arbeiter nach England herübersendet, trägt das Seinige dazu bei, die Sache noch zu verschlimmern. Zwei Dinge sind es vor Allem, welche zur Milderung dieser wohl erkannten Sachlage dienen sollten, und auch dienen werden, wohlfeileres Brod und Auswanderung.

Wir haben dem erstern Gegenstand in Bezug auf die dießjährigen Verhandlungen im Parlament zwei Mittheilungen gewidmet (s. Nr. 117 ff. und 162 f.). Die Frage ist eine der kitzlichsten in England. Wir wollen nicht auf den alten Standpunkt zurückblicken, wo man immer der Regierung vorwarf, sie müsse den Landjunkern nachgeben, um sich ihre Stimmen zu erkaufen. Das ist nur noch in einem sehr beschränkten Sinne wahr, und es läßt sich, wie wir im ersten Aufsatz gethan haben, wohl nachweisen, daß die ausschweifenden Forderungen, welche die Landeigenthümer gleich nach dem Kriege gestellt haben, doch auch einen zum mindesten sehr scheinbaren Grund für sich hätten; allein jetzt ist die Frage, wie Peel namentlich hervorhob, allzu sehr mit allen andern verwickelt, als daß man sie einzeln für sich abmachen könnte. Der hohe Preis aller Lebensbedürfnisse macht überhaupt, daß das Geld in geringerem Werthe steht, als in den meisten Ländern des Continents, und dieß macht es möglich, die ungeheuren Lasten zu tragen, die zur Bezahlung der Zinsen der Staatsschuld nothwendig sind. Deßhalb verlangen nur die Wenigsten, und diese mehr aus Unverstand, weil sie die schlimmen Folgen nicht einsehen, eine gänzliche Abschaffung der Korngesetze, die Gemäßigtern bloß die Abschaffung der Scala, und die Einführung eines fixen Zolls, um den Handel von den ewigen Schwankungen zu befreien, und die Preise stätiger zu machen. Man hat in den letzten 10 Jahren in England die Erfahrung gemacht, daß die Preise auch ohne eine Zufuhr von außen nicht viel höher stehen, als auf dem Continente, wenn die Ernte sehr günstig ausfiel, aber wenn dieß einige Jahr hindurch nicht der Fall war, so stiegen auch die Preise um die Hälfte, ja fast aufs Doppelte. Irland sendet jährlich im Durchschnitt 600,000 Quarter Weizen nach England herüber ohne Zoll, und dieß läßt, ohne besondere Unfälle, die Preise nicht leicht mehr ins Unmäßige steigen. Welches Spiel getrieben wird, um die Preise bis zur Höhe von 73 Sh. pr. Quarter hinaufzutreiben, und dann das Getreide zu dem nominellen Zoll von 1 Sh. einführen zu können, haben wir in Nr. 119 gezeigt. Solche Dinge sind ohne ein Einverständniß der großen Kornhändler nicht möglich, und dem Staate und dem Volke gleich nachtheilig.

Für die Regierung ist die Frage ein Gegenstand ernster Verlegenheit. Man betrachtet die Korngesetze als den Grund, weßhalb in England viel theurer fabricirt wird, und dieß ist nur zu einem sehr geringen Theile wahr, indem der hohe Taglohn keineswegs bloß von dem Preise des Brodes abhängt, und der Mensch auch bekanntlich nicht vom Brod allein lebt. In den Jahren von 1832 bis 1836 hörte man nichts von den Korngesetzen, sie waren gleichsam todt, denn es wurde fast gar kein Korn eingeführt, weil das Erzeugniß von England und Irland genügte, das Brod ungewöhnlich wohlfeil war, und die Landbesitzer durch die reiche Ernte für die niedrigen Preise entschädigt wurden. So wie aber im J. 1837 und im J. 1838 die Ernte geringer wurde, so ging die Jagd gegen die Korngesetze an, und ihre Abschaffung ward als die Panacee für alle Uebel angepriesen. Es gehörte viel Festigkeit dazu, diesen Forderungen, die sich in den Chartisten zum Theil als gewaffneter Aufstand zeigten, die Stirne zu bieten, und der Umstand, daß man nicht während der herrschenden Aufregung ein Gesetz entwerfen wollte, das die ruhigste Prüfung erforderte, war wohl Ursache, daß die erste Debatte ein so seltsames, und die zweite ein so rasches und entscheidendes Ende nahm. Wenn nicht Alles trügt, so sind die Aussichten auf baldige Einführung eines fixen Zolles ziemlich günstig, und England wird dadurch nicht bloß stätigere Preise des Brodes, sondern auch eine bedeutendere Vermehrung seines Handels und seiner Ausfuhr erlangen.

Diese Rücksicht ist eine der bedeutendsten und folgereichsten. Die wechselnde Zollscala macht den Handel zu eine Art Spiel, so sehr, daß manche reiche Kaufleute nicht gerne gestehen, daß sie Kornhandel treiben. Sobald der Zoll fix ist, läßt der Handel eine größere Berechnung zu, und er wird schwunghafter betrieben werden, auch zur Wiederausfuhr; Holland dürfte dann leicht einen Theil seines großen Kornhandels verlieren, und Deutschland überhaupt bei dem englischen Kornhandel minder betheiligt seyn, indem England dann sich aus entfernteren Gegenden, namentlich aus dem schwarzen Meere und aus Amerika, versorgen wird, da man nach Einführung eines festen Zolles nicht mehr zu fürchten braucht, daß eine Waare, die man so weit her verschrieben hat, nach ihrer Ankunft wegen eines inzwischen gestiegenen Zolles unverkauft bleibe. Für Amerika

ist dieß namentlich wichtig, da eine bedeutende Kornausfuhr ihm bei seinen in Europa gemachten Schulden sehr zu statten käme, und vielleicht einer Art Handelskrieg, nämlich einem längeren Kampf feindseliger Zölle, vorbeugen würde. Gestaltet sich die Ausfuhr für Amerika günstig, so wird man nicht geneigt seyn, Maaßregeln gegen die englische Industrie zu ergreifen.

Vor kurzem hat eine zur Untersuchung der Einfuhrzölle niedergesetzte Commission ihren Bericht abgestattet, und ein Auszug daraus ist in den öffentlichen Blättern erschienen: das Resultat desselben ist, daß die Korngesetze auf die Manufacturthätigkeit den nachtheiligsten Einfluß ausüben, daß sich in wohlfeilen und theuern Jahren ein auffallender Unterschied in der Zahl der beschäftigten Arbeiter zeigt, und daß sie der Handels- und Gewerbsthätigkeit mehrerer Länder, namentlich Deutschlands und Rußlands, eine ganz andere Richtung gegeben haben: während man ihre Erzeugnisse zurückstieß, verlangte man von ihnen, daß sie die englischen Fabricate kaufen sollten. Hr. Smith, Präsident der Handelskammer in Manchester, und durch seine Stellung so sehr als irgend Jemand befähigt, den Gang des Handels zu beobachten, gab in der Commission an, daß Deutschland im Jahre 1820 für nicht weniger als 3 Mill. Pfd. Baumwollenzeuge nahm, jetzt so gut wie keine mehr. Erwägt man, daß dieß der eilfte Theil der sämmtlichen a mwollenfabrication ist, deren Ertrag man auf 34 Mill. Pfd. anschlägt, so kann man ungefähr ermessen, welchen Nachtheil es den Baumwollenfabricanten Englands, und, wenn auch vorübergehend, dem ganzen Lande zufügte, um so mehr, als dieß nicht das einzige Beispiel der Art ist, *) und die Zahl der mit der Baumwollenmanufactur direct oder indirect beschäftigten Menschen von demselben Beobachter auf zwei Millionen, also etwa den dreizehnten Theil der Gesammtbevölkerung von Großbrittanien und Irland angeschlagen wird. Erwägt man ferner, daß von diesen zwei Millionen reichlich sieben Achtel auf England selbst kommen, daß die fabrikmäßige Bearbeitung von Wolle, Flachs, Hanf, Metall und dergleichen zusammengenommen eine noch weit größere Anzahl Menschen beschäftigt, und nur diese ameisenartige Thätigkeit den Landbau auf seinem hohen Flor erhalten kann, dann muß man wohl zugeben, daß das System Englands auf eine allzu künstliche Höhe geschraubt ist. Ein einziger bedeutender Stoß muß zahlloses Elend herbeiführen, und kann die unermeßliche Ueberzahl derer, die nur von ihrer Hände Arbeit, und somit von der Hand in den Mund leben, auf einmal gegen die reichen Prasser in die Waffen bringen, „daß die Sklaven, wie das Chartistencpos singt, einmal über den Leichen ihrer Tyrannen in den von Brand und Mord rauchenden Palästen ihre Orgien feiern.“ Der Mangel einer bedeutenden Mittelclaße ist immer gefährlich, namentlich da, wo nicht etwa Adel und Plebejer, sondern bloß Reiche und Arme einander gegenüber stehen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die Einfuhr von Baumwollenwaaren in Rußland z. B. ist vom Jahre 1820 bis zum Jahre 1838 von 702,000 auf 59,000 Pf. St. gefallen.

Die Tscherkessierinnen.

(Schluß.)

Werden auch die Weiber in Tscherkessien als käufliche Waare betrachtet, so ist doch deßhalb die Sorgfalt und Achtung, mit der sie behandelt werden, um nichts geringer. Sie bleiben zwar immer eine Waare, jedoch die kostbarste und geschätzteste, die Jemand haben kann. Von Allem, was man den Tscherkessen von unsern Sitten in Europa erzählen mag, bringt bei ihnen nichts größeres Erstaunen und Gelächter hervor, als der Umstand, daß ein Freier bei uns, anstatt daß er für eine Frau eine erkleckliche Summe bezahle, mit ihr im Gegentheile ein dem seinigen entsprechendes Vermögen erwartet. Dieß dünkt ihnen gerade so, wie sie sich selbst ausdrücken, als wollte man „geläutertes Gold vergolden oder ein Veilchen noch wohlriechender machen.“ Nach ihrer Meinung ist, wie sie zu den Zeiten der Patriarchen, wo Jakob um seiner Rachel willen sich Jahren mühseliger Prüfung unterwarf, das Weib an sich schon der größten Opfer werth. Dennoch aber wird eine Frau als ein Wesen niedrigern Ranges betrachtet, und die Landesgesetze lassen ihr jeden Tag diese Zurücksetzung fühlen. So muß die hoch geborne Dame bis zur niedrigsten Bauerndirne herab, zum Zeichen der Ehrerbietung von ihrem Platze aufstehen, wenn ein Mann ins Zimmer tritt. Nicht weniger demüthigend sind die Gebräuche, wenn Personen beiderlei Geschlechts sich auf der Straße begegnen. Es hat mich oft geärgert, wenn ich sah, wie die Frauen, welche uns zufällig begegneten, unterthänig auf die Seite wichen, und mit niedergeschlagenen Augen und auf dem Busen gefalteten Händen stehen blieben, bis wir vorüber waren. Diese offenbare Erniedrigung des schönen Geschlechtes im Kaukasus läßt sich auch leicht erklären. Sanftmuth und Gemüthlichkeit, diese Grundzüge des weiblichen Charakters, sind am wenigsten geeignet, bei einem Kriegervolke wie Tscherkessen und Abchasen Anklang zu finden; nicht als ob man diese edleren Eigenschaften im Weibe verachte, sondern bloß aus Furcht vor dem entnervenden Einflusse, den sie auf den kriegerischen Geist ausüben könnten. Sanftmuth, des Weibes Erbtheil, bringt dem Manne hiesigen Landes Schande. Die Tscherkessen haben Sorge getragen, die mit solchen Eigenschaften Begabten, und dieß auf eine für sie keineswegs schmeichelhafte Weise, von denen zu unterscheiden, die von Natur Körperkraft und Seelenstärke ererbten, welche Eigenschaften bei ihnen allein in Achtung stehen, und die zu hegen und weiter zu entwickeln Hauptzweck aller ihrer Institutionen ist. Die Natur, sagen sie, hat jedem Geschlecht seinen eigenen Wirkungskreis angewiesen, und darauf solle es sich auch strenge beschränken. So ungeziemend es für einen Mann wäre, mit dem Webstuhle, der Nadel oder der Wartung der Kinder sich zu beschäftigen, ebenso abgeschmackt würde es seyn, wollte das Weib in der Rathsversammlung oder auf dem Schlachtfelde erscheinen. Ein englischer Schriftsteller, welcher neulich ein Werk über Tscherkessien zusammengeschmiert hat, verräth seine Unwissenheit in Bezug auf dieses Land, in welchem er selbst gewesen seyn will, durch nichts mehr, als dadurch, daß er behauptet, viele Frauen führten Dolche und Pi-

stolen im Gürtel. Weit entfernt, daß solch ernstes Spielzeug ihnen gegönnt würde, sind sie sogar von den Leibesübungen ausgeschlossen, welche in andern Theilen des Ostens als beiden Geschlechtern gemeinschaftlich betrachtet werden, hier aber ausschließlich dem männlichen vorbehalten sind. Nur einmal im Leben besteigt im Tscherkessenlande die Frau ein Pferd, und dieß dann, wenn ihres Bräutigams Achates auf seinem Schlachtrosse sie der väterlichen Behausung entführt.

Hauptsächlich wegen der Erhaltung des kriegerischen Geistes, welcher so wesentlich nothwendig ist zu ihrem Bestehen als unabhängiges Volk, suchen die Tscherkessen den Einfluß des sanfteren Geschlechtes abzuwehren. Ja es scheint fast, man würde sich desselben gerne ganz entschlagen, könnte man nur ohne ihre Beihülfe das eiserne Geschlecht fortpflanzen. Gleich den alten Spartanern, besucht auch der Tscherkesse nur heimlicher Weise sein Weib; auch selbst den Früchten dieser verstohlenen Zusammenkünfte, seinen Kindern, widmet er nicht den leisesten Schein von Zärtlichkeit. Im zarten Alter schon werden die Knaben vom väterlichen Dache verbannt, und einem Atalik oder Pflegevater übergeben, auf daß keine Nachgiebigkeit der Eltern die Strenge der Erziehung durchkreuze. Abhärtung ist der Hauptzweck, aber nicht die einzige Frucht einer solchen Erziehungsweise. Alle Tscherkessen bilden gleichsam nur eine einzige Familie; ein einziges Band umschlingt sie alle. Wenn dieß auch einigermaßen auf Kosten des Familienlebens bewirkt worden ist, so sollen sie in der Liebe zur Gesammtheit für die Zerschneidung der heiligsten Bande der Natur, der Bande zwischen Eltern und Kindern einen Ersatz finden. Zum Beweise, daß ein solcher Grundsatz sie leitete (vielleicht auch die Furcht, sie könnten im Ehestande, wenn sie sich den Freuden desselben allzu sehr ergäben, verweichlichen), muß hier noch angeführt werden, daß die zwischen Mann und Frau beobachtete Zurückhaltung ihren stärksten Gegensatz findet in dem rückhaltslosen Betragen der jungen Leute vor der Verheurathung. Ist einmal die Frau ausschließliches Eigenthum eines Mannes geworden, so erheischt es ihre Pflicht, daß sie streng auf sich Obacht gibt, und ängstlich über ihr Betragen wacht; denn seine Ehre würde durch die geringste Unbedachtsamkeit von ihrer Seite bloßgestellt werden. So lange aber ein so nahes Band noch nicht geschlossen worden, darf das Weib im Umgange mit dem andern Geschlechte sich Freiheiten herausnehmen, welche sich mit unsern Begriffen von Schicklichkeit keineswegs vertragen würden. Andererseits ist der Mann für solche Gefälligkeiten nicht ganz unempfindlich. Ueberhaupt ermangelt die Behandlung ihrer Frauen, so barsch und gebieterisch sie uns auch erscheinen mag, nicht eines gewissen Anstriches von Galanterie, und verleiht auch in dieser Beziehung ihren Sitten eine, wiewohl nur sehr schwache Färbung der ritterlichen Zeiten des Mittelalters. Die jungen Leute pflegen bei ihren Festgelagen, wenn sie die Gesundheiten ihrer Liebchen in schäumendem Busa (mit diesem arabischen Worte nennen sie ihr gegohrnes Gerstengetränke) ausbringen, zugleich ihre Pistolen oder Büchsen abzufeuern. Wer nur eine Ladung Pulver hat, so selten auch dieser Artikel gegenwärtig bei den Tscherkessen ist, versäumt dabei nicht, auf gleiche Weise die Reize der Herrin seines Herzens zu feiern. Bei den Wettrennen theilt immer ein schönes Mädchen dem glücklichen Sieger den Preis aus, der durchgängig ein Werk ihrer zarten Finger ist: eine reich verzierte Pistolenhalfter oder Schärpe. An die Stelle eines solchen Siegespreises ist aber seit kurzem in den heillosen Zeiten, welche der russische Krieg hereingebracht hat, gar zu häufig ein Fetzen rothen Cattuns getreten, welchen der Sieger aus den Händen der Schönen in Empfang nimmt, und damit in gestrecktem Laufe davon jagt, um der Nachsetzung der andern Reiter zu entgehen. Wer ihn einholt, wird nun seinerseits der Träger dieser opima spolia, bis zuletzt irgend einer im unbestrittenen Besitze dieser Trophäe bleibt.

Schlüßlich muß noch bemerkt werden, daß trotz aller Einschränkung der Weiber in Tscherkessien sie doch bei der Wahl ihres Gemahls freie Hand haben; vorausgesetzt, daß der Liebhaber den Schätzungspreis bezahlen kann, und von ebenbürtigem Stande ist. Es werden dann seine Anträge von den Eltern seiner Angebeteten, wenn sie einwilligt, selten oder niemals verworfen.

Miscellen.

Neu entstandener See. Eine eigenthümliche Erscheinung fand zu Charny, einer Gemeinde in der Nähe von Macon, auf einem Privatgute statt. Hier waren in einer Vertiefung von 100 Metres Länge und 80 Metres Breite Gebäude aufgeführt worden, und ein Brunnen wurde gegraben. Am 28 November fing das Wasser im Brunnen an zu steigen, erhob sich allmählich wie ein Springbrunnen, als käme es aus einem artesischen Bohrloch, füllte das kleine Thal aus und erreichte die Höhe des umliegenden Landes, auf welchem es jetzt als ein starker Bach hinfließt. Dieser plötzlich entstandene See mag 16 bis 18 Metres Tiefe haben. (Echo du Monde Savant vom 5 December.)

Fossiler Wald. Der Manchester Guardian meldet, daß gegenwärtig eine Menge Neugieriger die merkwürdigen Ueberreste eines antediluvianischen Waldes bei Dixonfold besuchen; auch der berühmte Professor Aggasiz hat sich dort eingefunden, und ein Hr. Bally ist beschäftigt, von einigen dieser Bäume Gypsabdrücke zu machen für die geologische Gesellschaft von Manchester.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 147 u. 148** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Eine Vertheidigung der modernen Poesie, von dem Korngesetzdichter Ebenezer Elliott. — Kaiser Heinrich VI. — Volupté. (Fortsetzung.) — Eugen Onegin. (Schluß.)

Zu dem Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 187 & 188.

Blätter
für Kunde der Literatur
des
Auslands.

und Bodens (Gottes heilige Gabe an Alle!), ſondern auf deſſen Vertheilung unter die große Maſſe des Volks! Wenn ihr euch daher durch Crabbe's Text wollt belehren laſſen, ſo leſet die Bibel als Commentar dazu!

Und ſollte es nicht intereſſant ſeyn, jenen großen ſchottiſchen Kritiker, der an der modernen Poeſie kein Verdienſt anerkennen will, zu fragen, ob das geſammte Alterthum ein halb ſo ſchönes beſchreibendes Gedicht aufzuweiſen habe, wie Wilſons Unimore? Ihr habt vielleicht nie davon gehört; denn der Profeſſor iſt als Poet zu poetiſch um populär zu ſeyn; und wunderbar iſt es in der That, daß ein Schriftſteller, als Satyriker unerreicht, und ſeinem Körper nach einer der ſtärkſten Männer, uns in dieſem und in andern Gedichten das Fleiſch, das Blut und die Farbe der Poeſie geben mußte, ohne die Knochen und Sehnen. Doch iſt dieß nicht durchaus und immer ſein Verfahren; dieß bezeugt der Charakter ſeiner Magdalena und ihre Begegnung mit Frankfort in der „Peſtſtadt," und andre Stellen in jenem erhabnen Drama, welches von einem zweiten Händel in Muſik geſetzt werden und um Mitternacht unter dem geſtirnten Himmel geſungen werden ſollte, wenn Gott die Wolken zu ſeinen Harfenſaiten macht.

Und ſollte ich nicht eine traurige und ſchöne Geſchichte euch zu erzählen haben von Keats, der, wäre er am Leben geblieben, wohl der größte Dichter der Zeit geworden wäre? Gott, vergib denen, die ihn in ſein zu frühes Grab ſtürzten. Als er die Kritik las, die ihn tödtete, ſagte er: „Ich fühle ſchon die Maßlieben über mir wachſen;" und nach einer Pauſe: „Mein Name wird in Waſſer geſchrieben ſeyn!" Er irrte ſich; ſein Name wird nicht in Waſſer geſchrieben ſeyn! Er hat in ſeinem Hyperion ein ſeltſames und trauriges Denkmal hinterlaſſen — ein unſterbliches Fragment — unvollendet und eine Ruine!

Ich glaube wir können auch philoſophiſche Luſt und Belehrung ſchöpfen daraus, daß wir den Geiſt eines Scott, Wordsworth, Byron ihren Werken gegenüber ſtellen. Wie kommt es, daß Geiſter, dem Anſchein nach Antipoden von einander, ſich in ihren Reſultaten einander nähern? Genauere Prüfung wird uns zeigen, daß die Ichſucht oder Selbſtbeſpieglung Byrons oder Wordsworth's nicht ſelbſtſüchtiger iſt, als die Univerſalität eines Shakſpeare oder Scott; es iſt eine andre Geſtalt derſelben Kraft. Und ich denke unfehlbar ſeiner Zeit zu beweiſen, daß diejenigen irren, welche die erzählenden Gedichte Scotts unter ſeine Novellen ſtellen. Vielleicht ſind die Verſe ſchlechter als die Proſa; und gewiß iſt, daß Scott ſeine Poeſie herabwürdigte, indem er Zeug nachahmte, das er hätte verachten ſollen; aber, Blatt gegen Blatt, ich glaube bei Scott findet ſich mehr von dem ächten Geiſt der Poeſie, als bei Homer. Er mag kein Gedicht geſchrieben haben, das, als einzelnes, der Ilias gleich ſtände; ich behaupte das nicht; aber wenn ihr euch ein Gedicht denken wollt, vorgetragen von der Perſon des letzten Minſtrel, dieſes ganz Shakſpear'ſchen Charakters, enthaltend, als weſentliche Theile eines großen Ganzen, die ſchönſten Stellen aus Scotts gereimten Erzählungen: ſo werdet ihr mit mir glauben, daß kein alter oder neuer Dichter ein Werk geſchaffen, das die Vergleichung mit jenem aushielte, denn die Literatur der ganzen Welt kann nichts Schöneres aufweiſen, als die Verhörſcene und Schlacht in „Marmion;" die plötzliche Erſcheinung und das Verſchwinden des Heers von Roderick Dhu und den Tod dieſes Häuptlings in der „Jungfrau vom See;" als die Beſprechung von Riſingham und Wycliffe, den Brand von Rokeby-Hall und Bertrams Tod in „Rokeby."

Und welch einen belehrenden Commentar über unſre ſchlimmen Inſtitutionen und ihre übeln Tendenzen kann man aus dem Leben Byrons und Scotts heraus leſen! Byron war wider Willen bemüht, jene Tendenzen zu unterdrücken, Scott dagegen, ſie zu ermuntern. Die Wahrheit iſt über Byron noch nicht geſagt worden; Heuchelei, Tücke und Trug haben ihn bis jetzt nur in ſeinem ſchlimmſten Licht ſehen laſſen, als ob ſie ängſtlich bedacht wären, in ſeinem Grab den ſtummen Vorwurf ihres Opfers zu begraben. Aber an dem kürzlich erſchienenen authentiſchen Leben Scotts haben wir wirklich einen Schatz! Es zeigt uns in ihrem wahren Lichte die häßlichen Götter, auf deren Altären er ſich ſelbſt opferte. Es läßt uns ganz hinter die Bühne ſchauen. Es zeigt uns, daß unſre großthuenden Armen — ja, und ihre Affen dazu! — ſich mit dem Recht geboren glauben, unſerm Fleiß Alles aufzuladen, und daß ihre Geſinnungen gegen uns genau die eines Sklaventreibers gegen ſeine Sklaven ſind. Es zeigt uns auch, daß, was Handel und Gewerbe für unſre Unterdrücker gethan, der Ruin des Handels vernichten kann. Auf einem ſeiner Ausflüge in das Hochland als Knabe traf Scott die Frau und die erwachſenen Töchter eines großen Gutsherrn, wie ſie einen Wagen mit Dünger beluden, während der Herr und ſeine Söhne unter einem Halbduzend Hunden ſchnarchten. Begebenheiten wie dieſe ſind in Wahrheit voll philoſophiſcher Belehrung und Luſt! Wenn nur Ein Leſer unter hundert recht nachdenkt über das was er lieſt, ſo wird Lockharts Lebensbeſchreibung ſeines Schwiegervaters mehr zur Aufklärung des Volks beitragen, als irgend ein in den letzten zwanzig Jahren erſchienenes Buch. Denn lieber wollte Scott ſterben, als nicht ein großer Landbeſitzer werden. Und warum das? Weil in unſerm Land Landbeſitz Alles iſt, Armee, Flotte, Religion und Recht; Thron, Altar, Gerichtsbank und Galgen.

In meiner erſten Vorleſung ſuchte ich zu zeigen, daß die Poeſie, in ihrem Ausdruck, Gemüthserregung, oder ein Ganzes von Gemüthsbewegungen iſt, indem das Herz mit ſich ſelbſt Zwieſprache hält; daß die Poeſie in der Wirklichkeit und im Leben ernſte, ſelbſtſtändige Redlichkeit und Tüchtigkeit iſt; und daß Poeſie, als geſchrieben, ernſte und wahre Compoſition, in Proſa oder in Verſen, iſt. Nun ſchreiben unſre modernen Dichter ſolche ernſte, wahre Compoſition; und meine Aufgabe iſt jetzt, die Ungerechtigkeit der Angriffe zu zeigen, welche auf die moderne Poeſie von ihren Widerſachern, beſonders von den Kritikern Edinburgs gemacht werden.

Schluß folgt.)

Kaiſer Heinrich VI.

Nach dem Engliſchen.

Beim Dämmerlicht der Sterne
Stieg durch den Buchenhain
Aufwärts zu Trifels Wällen
Ein Rittersmann allein.

Und wo am dickſten Thurme
Ein Fenſter auswärts ſieht,
Da unten ſteht der Ritter
Und ſingt zur Laut' ſein Lied:

„O Englands edle Blüthe!
Held Richard Löwenherz!
Schläfſt du, des Kerkers müde?
Hält dich noch wach dein Schmerz?“

Und Richard: „Mit den Sternen
Wacht ein Gefangner gern;
Willkommen mir, o Sänger!
Sucht Blondel ſeinen Herrn?“

„„Mag Blondel deine Ketten
Zu löſen bald ſich nahn!
Nicht komm' ich, dich zu retten,
Mein Lied nur biet' ich an.““

„Ich nehme' es an, ſprach Richard,
Denn edel ſcheinſt du mir —“
„„Das wolleſt du mir glauben,
Drum kam ich her zu dir.

Und wer ich ſey, das ſage
Dir ebenfalls mein Sang;
Und hab' ich ihn geſungen,
Lohn Beifall meinen Gang!““ —

Ich grüße mit Geſängen
Die Süße, die, entbehrt,
Mich bald zu ſolchen Klängen
Erregt, bald tief beſchwert.

Wer meine Lieder hörte,
Wer mir ſie je nachſang:
Rühm' mein Herz, das bethörte,
Bei ihr, um die ich rang.

Mir dienen alle Reiche
So lang ich bei ihr bin;
Und wenn ich von ihr weiche,
Iſt alle Herrſchaft hin.

So auf der Freuden Leiter
Steig' ich bald auf, bald ab;
Bald gramvoll und bald heiter,
So wechſelt's bis zum Grab.

Doch ohne alles Wanken
Trag ich im Herzen ſie;
Ob ſie mir's könnte danken,
Bezweifelt' ich noch nie.

Sie, die ich nimmer laſſe,
Die Kron' ich eher ließ —
Sie, derethalb ich haſſe,
Wer mir ſie meiden hieß.

Die Freundſchaft aller Großen
Des Reichs ſetz' ich hintan;
Die ſich daran erboſen,
Daß ſie mein Herz gewann.

Die päpſtlichen Ungnaden
Vergeſſe ich bei ihr;
Wenn ſie mir jenſeits ſchaden,
War ich entſchädigt hier.

Es ſündigt, wer nicht glaubet,
Daß ſie mein beſtes Glück;
Es ſündigt, wer mir raubet,
Was mir gab das Geſchick.

Ich taugte wahrlich nimmer
Dem Weibe, noch dem Mann,
Ließ ich ſie, und für immer
Wär' ich in Acht und Bann!

Nur eines Königs Seele
Fühlt meiner Liebe Kraft;
Iſt ſie nicht ohne Fehle,
Ihm iſt ſie ehrenhaft.

Und du, dem ich dieß ſinge,
Du haſt mich wohl erkannt;
Wie feindlich ihre Tage,
Die Sänger ſind verwandt.“ —

Drauf Richard: Kaiſers Miene
Der König wohl verſtand!
Doch ſolches Sängers Nähe
Sey meiner Freiheit Pfand!

Beim Dämmerlicht der Sterne
Stieg durch den Buchenhain
Hinabwärts nach Annweiler
Der Rittersmann allein.

Fr. Ab.

Volupté.

(Fortſetzung.)

„Ich lernte zuerſt auf meinen Wanderungen durch das Reich der Sünde unterſcheiden, verfolgen, fürchten und begehren jene Gattung von Schönheit, die ich die verhängnißvolle nennen möchte, diejenige, die immer eine tödtliche Schlinge,

nie ein himmliſches Symbol iſt, die ſich nicht in dem idealen Ausdruck des Angeſichts, noch im Spiegel der Augen, noch im Liebreiz des Lächelns, noch in dem feinſchattirten Schleier der Augenlieder ausſpricht; das menſchliche Antlitz iſt nichts, beinahe nichts, bei dieſer Art Schönheit; das Auge und die Stimme, die, mit Milde und Sanftmuth ſich vermählend, der Seele ſo nahe ſind, gelten hier nichts; es iſt dieß eine reelle, aber eine niederſchlagende, ganz fleiſchliche Schönheit, welche in gerader Linie abzuſtammen ſcheint von den Töchtern der erſten, entarteten Geſchlechter; eine ſolche, die man nicht nach dem lebendigen Geſpräch, nach dem Antlitz beurtheilt, wie es ſich beim Menſchen gebührt, ſondern vielmehr von ferne, nach dem Nacken und der Gliederbewegung, etwa wie ein Jäger das Wild ſchätzt; oh! ich habe dieſe Schönheit begriffen! Ich habe auch gelernt, wie gar nicht dieſe Schönheit die wahre iſt; daß ſie dem Geiſte geradezu widerſpricht; daß ſie tödtet, zermalmt, aber nicht an ſich bindet; daß ſie die verlockendſte für die Sinne, am wenigſten Bundesgenoſſen in der Seele findet.. Ich lernte, daß durch das Auge die Wunde eindringt, und die ſtrengen Regeln in dieſer Hinſicht offenbarten ſich mir in ihrer buchſtäblichen Wahrheit: beherrſche dein Auge! bewahre es wie mit einem Scheuleder, wie man den Maulthieren thut! Die Augen ſind die Fenſter der Seele, durch welche die Pfeile aus und einfliegen. Ich lernte, mein Freund, daß die wahre Liebe ganz und gar nicht in den Sinnen zu Hauſe iſt; denn wenn man eine reine Frau wahrhaft liebt, und wenn man dazwiſchen einer unwürdigen begegnet, ſo glaubt man wohl, dieſe letztere zu lieben, ſie drängt die andere in Schatten, verdunkelt ſie; aber wenn man der falſchen Verlockung gefolgt iſt, verſchwindet das, was die Unwürdige einem eingeflößt, ſogleich wieder wie ein Rauch, und nachdem die Sinnengluth erloſchen, zeigt ſich das Bild der erſten wieder ſchöner, herrlicher und glänzender.

„In Augenblicken, wo ich am meiſten einer unbeſiegbaren, blinden Nothwendigkeit zu weichen ſchien, erfuhr ich, daß der Menſch frei, und in welchem Sinne er es wahrhaft iſt; denn die Freiheit des Menſchen, das erfuhr ich damals in meinem Innerſten, beſteht hauptſächlich in dem Vermögen das er beſitzt, ſich mit den Gegenſtänden in Verhältniß zu ſetzen oder nicht, in den Bereich ihres Wirbels zu treten oder nicht, je nachdem er dafür zu ſehr oder zu wenig empfänglich iſt. Du fühlſt dich lau und kalt in Beziehung auf Menſchenliebe: gehe an Orte hin, wo Arme ſind! Du weißt, daß du verwundbar und ſchwach biſt: meide jeden gefährlichen Platz!

„Ich lernte, daß die unerlaubte Luſt bei aufrichtigen und zärtlichen Gemüthern der Uebergang, die Einweihung iſt zu Laſtern und andern gemeinen Leidenſchaften, an die ſie von Anfang nicht entfernt gedacht hätten. Sie hat mich die Völlerei, die Trunkſucht begreifen machen. Ich lernte, daß für den Menſchen jeder Morgen eine Wiederherſtellung, und jeder Tag ein fortwährendes Verderben iſt; aber die Wiederherſtellung wird immer unzureichender, und das Verderben nimmt immer zu. Ich verſtand den tiefen Sinn jenes Wortes, welches warnt: dem Weibe ſein Weſen hinzugeben; und das andre Wort eines Alten, das ich zuerſt ohne ſonderliche Beachtung geleſen, fiel mir lebhaft wieder ein: „Ich habe das wilde Thier in mir getödtet!“ Ja, das wilde Thier iſt in uns; es triumphirt während der erſten ſchlimmen Jugend, es nagt einem an den Eingeweiden, wie der Fuchs dem jungen Spartaner, der ihn unter ſeinem Kleide trug. Ich lernte, daß wenn die Wolluſt gewöhnlich die Demüthigung zur Folge hat, ihre zeitweilige Abweſenheit leicht den Stolz erweckt. In Wahrheit, eine umgekehrte Wechſelwirkung, ein eigenthümliches Gleichgewicht der beiden menſchlichen Hauptſünden, der äußerlichen, thätigen, ehrgeizigen, ruhmſüchtigen und lärmenden, und der verborgenen, trägen, verſtohlenen, lüſternen und geheimnißvollen Sünde! Haſt du ſchon dieß doppelte Spiel beobachtet, mein Freund? Wenn die Luſt in mir ſich mindert und es mir gelingt ſie abzuweiſen, ſo ſteigt um eben ſo viel der Stolz, die frohe und ſtolze Selbſtzufriedenheit; ſobald aber jene wieder die Oberhand gewinnt, ſo tritt allmählich wieder Niedergeſchlagenheit und Selbſtverachtung ein. Bei jedem Menſchen hat die eine oder die andre Sünde Ausſicht zu herrſchen, jedoch nicht mit völligem Ausſchluß der andern, obwohl es einige ſolche monſtröſe Fälle gibt, wo eine von beiden die Seele ganz erfüllt. Es ſind wie zwei Pole an den äußerſten Gränzen der bewohnbaren Erde; die Mehrheit der Menſchen ſchwankt in der Mitte, und neigt ſich mehr hier- oder dorthin. Die Seele, die auf die Dauer auf dem einen oder andern Extrem ſich anſiedelte, würde von moraliſchem Tode betroffen und gleichſam ſtumpf werden. Der Pol des Stolzes iſt der in unſern Tagen mehr bewohnte; ich habe mehr als Einen Nebukadnezar geſehen. Man hat ſelbſt verſucht, die Wolluſt auf die andere gewaltige Leidenſchaft zurückzuführen und ſie in einem chimäriſchen Ehebund zu vereinigen. Don Juan, das lügenhafte Idol, gehört einem Jahrhundert an, das noch weit mehr Stolz als Sucht zur Luſt hat.

„Wenn es wahr iſt, daß der Stolz ſehr häufig der Antagoniſt der Wolluſt iſt, ſo iſt die Eigenliebe noch viel mehr die Feindin der Liebe. Ich lernte jedoch, daß, wenn man nicht zum mächtigſten Bundesgenoſſen die reine, göttliche Liebe zu nehmen vermag, wenn man nicht genug den Leib als einen Tempel des heiligen Geiſtes, die Glieder als Glieder Chriſti betrachtet, es gut ſeyn dürfte, ſeine menſchliche Liebe nicht zu ſehr von aller menſchlichen Rückſicht und aller Eigenliebe zu reinigen. Denn wenn die Liebe zu der Geliebten zu demüthig, zu zerknirſcht, zu aufopfernd iſt, ſo kann ſie, in Ermanglung der göttlichen Liebe, die darbenden Sinne ganz ſich ſelbſt überlaſſen und dadurch unwiederbringlichen Schaden anrichten.

„Ich lernte endlich (und das, mein Freund, iſt der einzige Punkt in dieſer finſtern und traurigen Wiſſenſchaft, bei der ich ſo lange verweilen muß, der unmittelbar fruchtbar für mich geweſen), ich lernte abwägen und verbeſſern, was der alte Salomo in ſeiner königlichen Ueberſättigung von dem Weibe geſagt, lernte ſchätzen das milde Wort des unbekannten Philoſophen, dieſes neuen, unſichtbaren und ſanfteren Salomo; lernte, ſoll ich es geſtehen? begreifen und ausüben was Chriſtus an der Samariterin übte: nicht fluchen! Salomo, der das Weib

bitter gefunden als den Tod, mit und: es gebe einen Mann unter Tausend, aber es gebe keine Frau unter allen! Der tiefe Ernst Hamlets, und in seinem Munde Lüge, stehen auch in einem Tagebuche heilig geschrieben: es gebe keine Frauen mehr; so viele sinken ihm das eigentliche Wesen des Weibes in den Abgrund. Grade als hab' das Wesen entartet und sprießt dar. Aber daß sie bestanden, daß Christus in die Welt gekommen, das Weib gerettet, sagt er die tröstenden Worte hinzu: „Wenn sich in seinem Herzen Ein Mann kennte, so möcht' er das Weib weder lieben noch ihm Raum." Was und bestieß, wir können es nicht verschweigen, wir wollen es und selbst lieben und zu sichern; denn das verdorbene Weib ist leichter und den rechten Weg zurückzuführen, als ein Mann, der auch mit dem Strom Anderer auf den Abgrund zugeht." Und wenn ich habe auch und wie gefehlt, ihr armen Geschöpfe, die man verdammt und mit dem Schandmal der Ehre, Ehre und Ansehen gebrandmarkt und der Liebe der Menschheit, auch alle, die sie ein Gefühl, Gefühl voll Wehe! Ich habe euch oft selber gesehen, wie ihr, ohne Ahnung eures Elends, meine unendlichen Wehmuth- und Seelenlosen lasen mit die ranzen erklärten, Gedanken, gefühlt, wie ihr Herz in euch erbebte, habe auch in euch erkannt, und aber mich gefreut. Wie waren die Wiedersehen unter Freyen, die Begrüßte unter Einen auch die meinige! Wie oft habe ich mich gefreut, mit beiden Geschlechten zur Nachsicht mit ihrem Thun! Die Welt war das Jahrhundert über diesen Punkt, wo über viele andere, unrichtig, dasjenige mit dem Namen der Barbarei, die das Verlangen sich selbst verzeigt, mit einer bekannten Verachtung, welche sich beleidigt wird dem Ausdruck, daß sie sich nicht mehr, als unsere Tagen sind es die meisten Menschen wenigstens praktisch, betrachten können sollen als bringt unabhängig vom ganzen übrigen Gesellschaftszustande, und Gesellschaft. Die Wirr, die Ehren Bilder, die Verwunder machen mit den Verschiedene, die sie in ihrer Einsamkeit sich von der Vogel einer Rede von Gesundheitsregeln, der Spaziergänge, der regelmäßigen Lebensart daraus. Bei all diesem zeigt sich eine tiefgehende Abscheidung der weiblichen und männlichen Natur. Der Knabe, der in den Zwischenjahren der Pubertät nicht ungesunden Thorheiten, das selbst Lügen des Ehrgeizes mehr verfolgen, als Mädchen. Nicht in Prahlerei auf äußere, oberflächliche Tüchtigkeit machen sich die nachbildlichen Jünglinge einer männlichen Gesellschaft, sondern in Verstandlichkeit. Gebäuden, Bramin, Commis oder Offiziere werden immer noch tüchtig genug sein zur Gesellschaft, zum Engagiren auf dem Dreiländer; zur Conversation, zu Knaben- und Vorzugsfächern. Aber tritt man in die Sphäre des höhern, geistigen Lebens, in die der Poesie, in die eine Verlierung ein bemerkenswerthes Jünglich, sehr Empfindung ein Verderben. Einer, der gebohren war mit der Anlage, einen Gespräch auszuführen, wird sein Drachen verschlucken und nur Fragmente in die Welt schicken können. Wunder, in dem eine einzelne Geistesschöpfung bei Vorgeist Sammlung sich entwickelt hatte, wird die Strahle, den Anfang der Sammlung, den Vorgeschmack, der mit der Welt der Form, verschwinden. Wunder, von Natur zur Ehre, zur Thätigkeit gelegt, an sichtbarer Mechanik gestaltet, mit wattirtem Frack, ohne Gefühl hart. Ein Charakter, der nahe an der Verbrechlichkeit war, hinein geführt und Gesellschaft, die Haft in meinem Schmerz, gelangt hatte, bringt es nicht zur lebhaften Farbe. Ein Herz, das sich und warm gefühlt hatte, verschwindet unterwegs seine Empfindungsfähigkeit. Der Mann, der rechtschaffen und anscheinend gebildet war, bewegt, wenn er mit sinnigerweise Jahren von dem Bruder der Lust spricht, mit einem, die sagen und den Weichtigen verwundet."—

Wegen und Prahlerei wurde dem Marquis erlaubt, ein Gesellschaftszimmer in der Nähe von Paris zu besitzen, und seine Gattin bezog eine Wohnung in Auteuil, wo sie ihm nahe war, sich zugleich in der Gesellschaft einer Elisabeth Lamarre, des geheimen Secretairs K. leben konnte. Lamarre blieb in seiner Wohnung, nahm seine Mahlzeit in Gesellschaft mit seiner Frau, und sie zogen mit Eltern den Straßen ab; innerlaubt ist, wie er sich über Lamarre aussprach: „Meine Vorgewohnten waren mit der Frau Lamarre, der Knaben gesprochen, mit dem Frau zahlreichen Familien des Wissens bekannt zu machen, welche Lamarre bewandt hatte, und Gesellschaft der Jugend wieder mit Lamarre's Jugend. Ich benutze mehrermale in der Woche in den Garten des Planter die Vorlesungen Lamarre's über Naturgeschichte; hörte bemerkenswerthe Gelehrte und Künstler und deren Wissenschaften mit andern professoren und vorgetragenen Systemen in mir übrigens mir vorhörte, hatten sie mich ohne gewaltig hingerissen, vermöge der gewaltigen Kraft, die Einbildung der Weiber hervorbringt, die er immer erhob, und die Wissenschaften, besonders Naturgeschichte, die so sehr Wissenschaft bemächtige. Lamarre war damals gleichsam der erste Repräsentant jener großen Schule von Physikern und Beobachtern, welche von Cuvier und Lamarck bis auf Geoffroy Saint-Hilaire; es war ein stiller Kreis der Chemiker, der Experimentatoren, der Naturforscher, die sich um ihn sammelten. Sein physiologischer Hang und seine Freundlichkeit gegen die Studirte, gegen die Lehrbegierigkeit in der Wissenschaft, und gegen Alle und so die geistigen Interessen, war nicht geringer. Seine Anschauungsweise der Dinge war eine einfach. Er war ein Mann, der sehr viel sah und beobachtete, der viel mit wenig Elementen, in wenig Ideen und in langer Dauer sah nur möglich. Auch ihm mußten sich die Welten von Licht, Form, Farbe, durch Licht gebrochen, durch Verschiedenes klassificirter Zeitraume, und ohne zweie Verbindungen und Umwandlungen mittels Kreis, Ausdrucken oder allgemeinen Erscheinungen, eine Kunde, Kunstausdrücke der Organe eigens bekannt lassen zu Hause zu kommen und sie zu verbreiten. Eine lange, blinde Geduld — und nur ein Genius des Universums. Die wirkliche Gestalt der Erde war nun ihm einig die Folge des langsamen Aufsteigen der Ozeane, der täglichen Abwandlungen und der Zerstörungskraft der Meere; er hielt seine gewissenhafte Anwendung der Eingenommen in dieser Lehrer gleiten. Seine Vorlesungen über Naturgeschichte waren ausgezeichnet Gelehrt. Einen im Reich des Organischen — nachdem er einmal die geheimnißvolle Macht

das Leben so klein und so elendseelig als nur immer möglich voraussetzt, nahm er an, daß es sich von selbst entwickle, daß mit der Zeit allmählich zusammenrinne und bilde; das dumpfe Bedürfniß, die Kluft Verwandtschaft in verschiedenen Weisen brachte in die Lage Ungarn hervor, ganz zuwiderlaufend dem beharrlichen, eigentlichen Streben der Natur, die sie wieder zu zerstören; denn Lamarck traute das Beste und Meiste der Natur zu, der seinen Augen Licht und Blicke, der Gemüth das Gefühl, der Geist das Leben hat, das sogar wie die tiefsamen und bedeutend geschlossen Knospen, als ein langer Kampf, mit mehr oder weniger Ernst und Gleichgewicht darüber eine Blüthe, wurde aber immer am Ende belohnt; die Form, Farbe, Lebensdauer bestehe am Ende wie am Anfang.“ Anderseits wurde er auch mit andern Physiologen, Cabanis, Dichat-Lisieux, Meyer, Chenier bekannt und von ihr über Gall's Lehre, wenn ich dann von Antrieb oder in der Gesundheitsschwäche, selbst wenn ein Mann mit Verstand und Vorsicht, so war ich davon erfüllt, sprach davon oft der Frau von Cavaignac, selbst wenn wir allein waren; sie begleitete ihr das Haus der Madame Récamier, an dem wir wohnten, ein Gleiches that über meine Verantwortlichkeit, wie sie sie nannte, und theilt mich wegen meiner neuen Ansichten. Wenn ich in der Vollsinn der Gesellschaft durch den Regen und wenn die Einwirkung der Wärme zu erfrischen suchte, pflegte sie besorgt zu, gab sich gerne Mühe mich zu verbessern, indem sie mich nachdrücklich auf den Kopf als meine sie sagen: „Alle können Sie an solche Meinungen glauben?“

Eine kleine Entzweiung und Verstimmung mehr noch darauf folgender Versöhnung wird so ergählt: „Da war ein junger Mensch, alt mir einen weiteren gesellschaftlichen Umgang machten; statt aber gleichfalls zu ihm und und der Schönheit der Natur zu erheben, wie sie's natürlich gewesen wäre, in dem mir mehr Herz ihnen hingegeben hätten, gerieth sie in einen kleinen Wortwechsel; Frau von Cavaignac sehr mit mir zu, sie je getan, wegen der Aufgaben von Mensch-Verschiedenheit und unterschiedenen Geschmack, wie der neue Umstand in Natur in mir entwickle; ich bemerke ihr sie darüber sehr zornig verstimmt sei, sage ihr, sie sei in dem Ungeschick meines Geistes und in meinem vielleicht Gewinn von Kenntnissen nur die traurige Möglichkeit einer Verschlechterung, die häufig mit mir eintreten würde. Ich so wild, wenn mir morgen ein ernstes Fräulein, so leicht wieder ein Verdrusser von Cavaign, der beschworen Feder und Ich Versöhnung werden wollte? Ich hatte Mühe ihr begreiflich zu machen, daß der Durst und Wissen sehr verschieden ist von der Treue im Lieben; daß im Wesen ein wandelnder Irrung zu lernen vorhanden, daß in der Weise schweifen, der sich auch unsern meinen, um nicht sein Innen zu verlieren; daß ich bei meinem Mangel einer festen Ueberzeugung, bei der Offenheit meines Sinnes, da mir die Ideen gerne von jener plausiblen und verbindlichen Seite sie darbieten, die Meine hatte, als glaube ich sie; als wollte ich sie klindlings und entschieden an, während ich sie in der That nur gründlich kennen zu lernen und sie lebhaft zu entwickeln suche, wobei ich mir verbeichte, sie, nachdem ich sie begriffen, zu beurtheilen und weggurtheilen. Die Namen Lamarck und der andern Philosophen kannte mir die diesem Gebrauch ist in den Mund, und sie wurde mehr sie zu hören. Ich erwog auch ich aber erwidern. Am Tage vorher war sie in die alle genöthigt in dem Gesundheitsbad angekommen, und ich unterwegs einen Besuch bei der jungen Frau M. gemacht hatte, der von einer leichten Unpäßlichkeit in Paris zurückgekehrt war. Diese Besuch, den unter den Umständen die Frau von Cavaignac nothwendig gefunden, lag dem eifersüchtigen Manne, der sie mir machte, zu Grunde; ihre Reden hatten mich auf sich, als auf alles andere Obige. Nur so verstehe und eigentlich ungerechtfertigt hatte die Unruhe? Hat nur wirklich daran? Es war gar nicht das Mißgeschick, was mir irgend einem Namen benommen hatte, und doch, daß sie wachsen sie lange zu sein und die Aufmerksamkeit mich so hinzieht und gedrängt, plötzlich sich auf diese Bekanntschaft beschränkt sich und verwandt sie, und die Verschiedenheit, die verletzte sie der Ton, in dem ich mich darüber erklärt, durch eine gewisse Schärfe. Sie rief mir mit innerem Leid: „Ach! Gott ja, ich bin ja auch bei Gott!“ Ich bei Gott! meine Thränen: „Was für einen unordentlichen Ton Sie annehmen! sagte sie. Ich konnte mich nicht entschließen zu antworten: „Dem Zwölf! bedeute, was ich sagte, gab ihr Gott! war mich als dem Ton?“ Wir brachen dann Verhaltungen ab. Dem Augenblick darauf kam ich noch einmal Gelegenheit hier zu sein in Betreff der Kinder, von welchen sie mir sprach; in der Erziehungsangelegenheit war sie hart, wenig war einer für ihren die Verderbnis der jungen Natur; sie verlangte Ruhe und voll Vertrauen in die natürlich gute Anlage, wie die Schaale voll ist. Mir wurden Kinder gut, aber verwöhnend und in seinen guten Absichten von ihr.

(Schluß folgt.)

Eugen Onegin.

Ein Roman in Versen von Alexander Puschkin.

(Schluß)

42.

Doch Hoffen, ich die Namen singen,
Sich ich meine Seele preis entführe!
Was wahrlich ich in meiner Jugen
Dicht ersonnen der große Dem.
Wenn eine Muse mich begeistert
In Ruh und Traurigkeit zu schaffen,
Es heißt mich Hoffen, was sie spricht
Und Wirklichkeit zum — verdrießlich nicht.
Dann flieh sie sie fort von Schauen,
Der Welt, in wenig, immer klug
Die weiter Wahrheit, ihrer Ding.

Es wallet Unschuld Arm zu Armen,
Es ist ein Weinen ungetheilt,
Doch ihren ihr Glück zum Frieden [illegible].*)

45.

Auch euch, auch euch, hat er verlassen,
Euch Schlösern, die bei rauher Nacht
Schnell durch die Verwüstungen Gassen,
Von Schlägen Drechslen festgebracht.
Die ihr so lang von Luft und Licht
Auch euch weiter nein Trauen Augen,
Was kannst den Gott Gerechter sein;
Er schont sich in sein Zimmer ein,
Als gelbt der schlimmen Langeweil' Strafe,'
Zur Thür, vor sein Wort entlief,
Weil ihn die rege Welt verdrieß,
Was kann sich in die Einsamkeit verirrt,
Weil ich mich ihnen einverleibt.

44.

Und so ein Mißgeburtgeschöpf,
Was geistiger Form sind geschieht,
Dergl er sich in der Nähe nähre,
Und fremder Wesenheit sich begleitet:
Gleich Wolken und in Nebel aus Wiesen,
Und sinnt sie nach aber Unterschieden;
Doch Langeweil' hier, dort Ereignisse,
Hier ihre Genossen, dort ihre Zien,
Doch aller Angeln Aus verschieden,
Gemeinsam ist das Mitverlieren,
Das Neue wird mit Alt' kommen,
Und Frauen aus Bäuer sich gewinnen,
Was um der ingiern Kurzen Minuten
Jetzt einen Trauerflor er nieder.

45.

Gleich ihm war ich der Welt entfremdet,
Was hatt' dem Lieben Zeit entlag;
Er macht ich manche Stun verbrennet;
Wie viele sein Gedicht belagt.
Die mitleidvolle Schadenfreude,
Die Eigenheiten all' tadelt;
Der Thür, welchen Verdruß,
Ich war erbost, er gerenzelmannt,
Mit fremden heir der Gesellschaft Spiele,
Was Leben hatte und gesteckt
Und hatten Gangen Stuß erstickt;
Den Gesellschaft Leuten mit dem Hüte,

Dem kleinen Fallsch und der Klage
Von schönen Morgen weiter Tage.

46.

Wer recht gemacht, gefühlt im Leben,
Verachtet, ach, die Menschheit ganz!
Ein bittrer Schmerz muß ihn umschweben
Der jämmerwunnen Tage Glanz.
Die Schlange hat Silmerzungen,
Die Rose, hat ihn sich umschlungen;
Möcht nicht ihn mehr, weil er mißlebt sein.
Doch Alles wird verdrießt ist
Und wenn Phantasie sein Vermögen,
Immer, mich vermindert sich sein Wert,
Doch ich genießen mich sicher
Im sein vermessenen schweren Gewissen,
An seinen Schein und sonstiger Blumen
Und an sie kühnen Phänomenen.

47.

Wie oft, verdrießlich und im Schweigen
Der Gesell bei mir gesessen hatte,
Wenn nicht mit gutmem Vorwarnungen
Gedanklich mir seinen Gemeint Bruder,
Wenn auf der Menge seinen Stuhl,
Niemand Antlig nimmer sah.*)
Und wie Personen schneller Art,
Der eigen Seine Gesellschaft,
Die trachten auf aus der Einsamkeit
Sie langweilt, weil leidiger Gäste, —
Den Schiller gleich, in Mindergaben
Verfolgt auf kühnen Gesellschaft;
Da wollerte mir ein Gesell zu schweben
Zum Morgenrauch, bei junger Leben.

49.

Mit Will betrachtenden Gemüthe
Die Seele recht gefühmet und reich.
Im Lebet Augen an dem Gemüte;

*) Dieß ganze trostlose Gemälde ist nichts weiter als ein kleines Selbstbekenntniß schöner Unentschlossenheit. Es hatte Wolfgang in Bonn einen Verwandten Schmidt, welcher ihn durch seine verwandten Neigung zum Umgang und Gemeinschaft mit seinen morgenländischen Studien stört. Als Wolfgang Gmelin in sein Logis kam, [illegible]

*) Die Lesart schwankt. Ich habe die letztere Bedeutung einer Parenthese der Ausgabe in der Cotta'schen Ausgabe.

Und [illegible] ist es Nacht, doch nicht trostlos ist gänzlich Klamm
Der Mondschein, [illegible] Ich wandelte und [illegible]
Denn [illegible] und hat Gedicht, in erfüllenem bin Silbernen Orgel
Traum schöner Bilder, wo [illegible] in [illegible]
Als blumenreicher Schar war erstrahlt den schönsten Glanzes.
Der Morgen des Abends verschwunden war dem Gleiche des Glanzes,
Als Bäume den ewigen Morgen des Tag auf dem Gipfeln
Der Wiesen [illegible]. Ich war allein der [illegible]
Der Glanzwand, wo Nacht war dem Tage der [illegible] bemalet wird.
Die Zeit, wo des Dämmerung, am [illegible] Glanzes [illegible]
Als [illegible] Morgenhauen von Schatten und [illegible] Glanz.
Als [illegible] den [illegible] Glanzes [illegible] [illegible]
Als Bäumen, den Morgen des [illegible] Jungfrau [illegible].
Und [illegible] des Morgen Glanz [illegible] Wiese [illegible]
Und [illegible] des Morgen des [illegible] Tages [illegible].

(Schlesinger von A. H. v. d. Berg.)

Digitized by Google

(Wie ſich der Dichter ſelbſt beſchrieb.) *)
Ringsum ſo ſtill. — Der Ruf der Wacht
Erklang nur durch die Mitternacht
Und ferner Droſchken dumpfer Ton
Erſcholl noch aus der Million. **)
Ein Boot, ſanft mit den Rudern ſchlagend,
Zog durch die Fluthen ſchlummermüd,
Von Ferne tönt ein muntres Lied,
Die Hirtenflöte wieder klagend —
Doch ſüßer, mitten in Orgien
Sind Taſſo's weiche Melodien.

49.

O Adriat'ſcher Fluthen Rauſchen!
Dich, Brenta, ſoll ich wiederſehn,
Und neu begeiſtert, wieder lauſchen
Auf deine Stimme, zauberiſch ſchön,
Die heilig bleibt Appollo's Sohn,
Die mir bekannt, verwandt mir ſchon
Durch England's ſtolzer Leyer Klang! ***)
Italia's Nächte, weich und lang,
Ich darf mit Muße ſie verſcherzen
Mit ihm, Venedigs jungem Kind,
Das ſchwatzhaft bald, bald ſtumm geſinnt,
In ſtiller Gondel mir am Herzen,
Und lern' von ihm, in ſüßem Triebe,
Petrarca's Sprache und der Liebe.

50.

Wird meiner Freiheit Stunde ſchlagen?
O komme bald! Ich irr' am Meer,
Und harre günſt'gen Wetters Tagen,
Und wink' der Schiffe Segel her!
Wann, unter wilder Stürme Kleid,
Die in der Wellen ewigem Streit,
Wann fang' den freien Lauf ich an
Hin auf des Meeres freier Bahn?
Wie flöh' ich dieſe Küſten gerne
Zu meiner Berge heißem Sand,
Wo Afrika, mein Vaterland,
Und dächte Rußlands, dämmernd ferne,
Wo ich geliebt, gelitten habe
Und wo ein Herz ich trug zu Grabe.

51.

Zu einer Reiſe in den Süden
Mit mir, war jetzt Eugen bereit,
Doch wurden leider mir geſchieden
Durch das Geſchick auf lange Zeit.
Sein Vater ſtarb — und kaum geſchehn,
Umringelte auch ſchon Eugen
Ein gieriger Schwarm der Gläubiger;
Ein jeder iſt ſein freier Herr:
Onegin, den Proceß verſchmähend,
Gab jetzt, mit ganz zufriednem Sinn
Sein ganzes Erbtheil ihnen hin,
Grad keinen Schaden darin ſehend; —
Auch möglich, daß ſchon in der Weite
Der Erbſchaft Ausſicht ihn erfreute.

52.

Und wirklich kam ihm bald die Kunde
Von dem Verwalter zu: nicht fern
Sey ſeines Oheims letzte Stunde
Und ihn noch ſprechen möcht' er gern.
So bald Eugen das Trauerſchreiben
Durchleſen, war für ihn kein Bleiben,
Er flog mit Extrapoſt davon
Und gleich im voraus gähnt' er ſchon,
Des Geldes halb auf lange Weile
Gefaßt, auf Seufzer und Betrug,
(Womit ich anfing dieſes Buch; —)
Doch als das Dorf erreicht in Eile
Da lag, ſchon frei vom Erdenleide
Sein Oheim in dem Todtenkleide. *)

---

*) „Milde Göttin, klar erblicket
Der entzückte Sänger dich,
Welchem, am Granit gebücket,
Schlummerlos die Nacht entweich.

(S. Ode an die Newa von Murawjew; überſetzt in „Poetiſche Erzeugniſſe der Ruſſen von K. F. von der Borg." Erſter Theil. S. 100.

**) Die Million heißt eine der Hauptſtraßen Petersburgs.

***) Wenn auch Puſchkin im Verlaufe dieſes Gedichtes jeden Vergleich zwiſchen Lord Byron und ſich ablehnt, ſo verräth ſich ſeine Verliebe für dieſen großen Dichter und ſein Stolz auf dieſen Vergleich nur zu oft.

*) Zur Vollendung des erſten Capitels fehlen noch eigentlich acht Strophen, doch habe ich in der Ueberſetzung als Probe dieſen Schluß vorgezogen, weil es dem Ganzen ein mehr abgerundetes Aeußere gibt.
R. D.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 353.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 December 1840.

Naturwissenschaftliche Bemerkungen über Brasilien.

XVI.

Die Blattern. — Der Scorbut. — Der Sarampo.

Die Verheerungen der Blattern unter den amerikanischen Völkerstämmen sind bekannt Diese Krankheit hat nach und nach über alle Provinzen Brasiliens sich verbreitet, und scheint einen allgemeinern Charakter anzunehmen, als es früher der Fall war. Der gefährlichste Blatternherd bleibt jedoch immer die Provinz Para, von wo dieses Gift häufig auf Schiffen nach den übrigen Küstenländern gebracht wird. Wie alle übrigen Krankheiten erscheinen die Blattern in Brasilien nicht immer unter gleichen Symptomen, und sind bald mehr, bald minder gefährlich. Selten entwickeln sie sich vollkommen, brechen häufig nur örtlich, oder auch nur augenblicklich aus. In diesem Falle sind sie gewöhnlich von hitzigen Fiebern begleitet, welche zuletzt in Typhus übergehen und rasche Auflösung herbeiführen. Eine besonders heftige Form zeigt sich in den sogenannten zusammenfließenden Blattern (Bexigas confluentes), bei welchen ganze Stücke von der Haut abfallen und gewöhnlich der Brand hinzutritt. Ehemals war diese Form seltener unter den Bewohnern Brasiliens, und ihr Hauptsitz in den dem Aequator nahe liegenden Landstrichen zu suchen; allein sie zeigt sich jetzt auch häufiger in den südlichen Provinzen und rafft manches Menschenleben dahin. Bei vielen Kranken, in welchen diese Blattern zwar in der Anlage schon vorhanden, aber noch nicht ausgebrochen sind, gehen schlagartige Anfälle im Gehirne voran, und die Krankheit erscheint erst dann, nachdem diese Anfälle gehoben sind. Können sie nicht gehoben werden, so ist der Tod unvermeidlich. Entzündung der Hirnhäutchen, Bräune, Seitenstechen und gastro-hepatites sind ebenfalls Vorläufer der Blattern. Nach ihrem Ausbruche entstehen auch nicht selten Seitengeschwüre; die Blattern verschwinden mit großer Schnelligkeit, und reichlich fließt Materie auf diesem Wege ab. Dieß verhindert jedoch nicht, daß manche Kranke zum Opfer dieser Veränderung werden. Die Urstämme Brasiliens, welche von den Blattern so gräßlich mitgenommen werden, wenn sie mit den Weißen in Berührung treten, suchen sich nicht selten durch Flußbäder zu retten, was zwar in manchen Fällen geholfen, aber auch in andern augenblicklichen Tod herbeigeführt hat. Es ist übrigens nicht zu vergessen, daß die stammverwandten Asiaten dieses Mittel mit gutem Erfolge anwenden, und daß es unter anderm in Birma jeder andern Behandlungsart vorgezogen wird.

Aller Befehle und Sorgfalt der Regierung ungeachtet hat das Einimpfen der Blattern noch immer mit den größten Vorurtheilen zu kämpfen, und es werden noch Jahre verstreichen, ehe die Vernunft zum Lichte erwachen wird. Laut amtlichen Berichten sind in Rio de Janeiro (1839) nur 5408 Personen geimpft worden, wovon 1899 der Provinz selbst angehörten. Vergleicht man diese Zahl mit der Bevölkerung von 500,000 Seelen, so ist sie offenbar sehr gering. In Bahia sind im nämlichen Jahre 3242, und in San Paulo 1813 Personen geimpft worden, obgleich diese beiden Provinzen über eine Million Menschen zählen. Nimmt man alle Provinzen zusammen, so steigt die Zahl der Geimpften nicht auf 15,000 bei 5,000,000 Bewohnern, wenn schon die Krankheit im verflossenen Jahre fast in allen Theilen des Reichs mit mehr oder weniger Heftigkeit sich gezeigt hat. Am schrecklichsten war sie abermals in Pará; minder gefährlich in Alagoas, Pernambuco, Rio Grande do Norte, Mato-Grosso und Santa Catharina. Der ehemals mehr sporadische Charakter dieser Krankheit scheint sich zu verlieren, und das Uebel alljährlich zu erscheinen. Je nach den klimatischen Verhältnissen ist sie aber bald bösartiger, bald gutartiger Beschaffenheit, und selbst die gefährliche Form der zusammenfließenden Blattern hat diesen verschiedenen Charakter angenommen.

Der Scorbut ist eine in Brasilien weit verbreitete Krankheit, und befällt vorzugsweise die Seeleute an den Küsten, obgleich er auch unter den Bewohnern des festen Landes nicht selten ist. Vor allen andern Völkerstämmen sind aber die Neger diesem Uebel am meisten ausgesetzt, und sie werden bisweilen zu Hunderten in kurzer Zeit nach den Spitälern gebracht. In diesem Falle ist die Krankheit epidemisch, und es ist jetzt allgemein bekannt, daß ihr gefährlichster Heerd in Afrika zu suchen ist. Die Ursache davon liegt in der Hitze und Feuchtigkeit der afrikanischen Seeküsten, gleichwie auch in den gesal-

genen, oft im Faulen begriffenen Nahrungsmitteln. Die an den afrikanischen Küsten kreuzenden Schiffe verlieren häufig die Hälfte der Mannschaft am Scorbut, und diese Krankheit bricht auch in fürchterlichem Maaße auf den Sklavenschiffen aus, unter welchen fast keines beobachtet wird, das dieses Uebel nicht mit sich brächte. Wenn der Scorbut bei den Negern einen hohen Grad erreicht, ist das Zahnfleisch eingefallen und mit Geschwüren beladen; der Athem ist stinkend, das Gesicht und der Unterleib eingesunken, die Haut trocken, der Puls ist schwach und häufig, und nicht selten ist die Krankheit mit Verstopfungen oder Diarrhöen begleitet. Uebrigens weicht das Uebel fast immer einer verständigen Behandlung auf dem Lande; es ist bloß an den Küsten gefährlich, wo der Kranke mit immerwährender Hitze und Feuchtigkeit in den Buchten und Häfen zu kämpfen hat.

Neben diesen Krankheiten fängt auch der Sarampo an, in den Provinzen Santa Catharina, S. Paulo und Rio de Janeiro häufiger sich zu zeigen. Diese Krankheit äußert sich durch eine Hautentzündung der Brust- und Bauchdecke, womit auch eine Entzündung der innern Organe in diesen Regionen verbunden ist. Der Verlauf des Sarampo dauert zwölf bis zwanzig Tage, und zeigt sich im Allgemeinen häufiger bei der Jugend. Das Uebel ist epidemisch, und die Magenentzündung wird oft so heftig, daß häufige Todesfälle erfolgen.

Rückblicke.

Europa.

England. (Fortsetzung.)

Unter solchen Verhältnissen ist die Stellung des Militärs, so wie die in demselben herrschenden Ansichten von hohem Interesse. Wir haben in diesem Jahre namentlich wegen des Vorfalls mit Lord Cardigan mehrere Mittheilungen über diesen Gegenstand gehabt (s. englische Militärverhältnisse Nr. 291 ff., Lord Cardigan und Capitän Reynolds Nr. 315, das englische Landheer Nr. 329), und gleich im Eingang hervorgehoben, wie das englische Militär zu einer Macht gegen den Adel oder vielmehr gegen den übermüthigen Reichthum einer geringen Anzahl geworden ist. Ein Capitän O'Halloran, ein alter Officier mit zwölf Kindern, der die Noth der ältern, wenig bemittelten Officiere aus eigener leidiger Erfahrung kannte, ist als Sprecher für die Officiere aufgetreten, und seine Stimme hat auch bei Freund und Feind so viel Eindruck gemacht, daß man sich beeilte, ihn aus dem Wege zu räumen, im materiellsten Sinne des Wortes, indem man ihm eine einträgliche Stelle in einer Colonie gab. Daß ein unbemittelter Mann mit einer so zahlreichen Familie die unfruchtbare Vertheidigung seines Standes aufgab, um seiner Familie ihre Zukunft zu sichern, ist menschlich, daß aber der Vertheidiger sobald seine Rolle niederlegte, darf nicht über die Bedeutung der Sache selbst täuschen. Wären die Forderungen des Militärstandes, wenn sie auch nicht im Buchstaben des Gesetzes begründet sind, nicht im Gesetzbuch der natürlichen Billigkeit verzeichnet, so würde man sich nicht des Sprechers so schnell entledigt haben, und wäre das Bedürfniß nach einer Aenderung der Militärverhältnisse nicht sehr groß, so würde nicht alsbald in die Fußstapfen des ersten O'Halloran ein zweiter O'Halloran getreten seyn, der dieselbe Sache, wenn gleich mit geringerer logischer Schärfe vertheidigt.

Die Frage, wenn sie gleich sich zum Theil auf eine Geldfrage reduciren läßt, ist für England sehr ernst. Wenn es heute auf dem Continent einem Heere einfiele, sich mit Gewalt an das Staatsruder zu schwingen, so würden die Folgen nach einigen Jahren sehr wenig mehr sichtbar seyn, weil sich bald aus der ganzen Lage der Verhältnisse ergeben würde, daß das Heer im Wesentlichen dieselben Interessen, wie das Land hat, und wenn heute in ganz Deutschland die Heere entlassen würden, so würde deßhalb die bürgerliche Ordnung sehr wenig, vielleicht gar nicht leiden; aber in England muß nicht selten der Pöbel mit Waffengewalt im Zaum gehalten werden, so viel man auch von dem allgewaltigen Stab des Constablers fabelt; Vorfälle wie zu Bristol würden ohne stehendes, stets bereites Militär bald eine furchtbare Ausdehnung gewinnen, denn die Masse des Volks fühlt zu sehr, daß ihr mit der unmäßigen Besteuerung der ersten Lebensbedürfnisse Unrecht geschieht, als daß sie nicht die Gelegenheit benützen sollte, ihr Gewicht geltend zu machen. Darum werfen auch die Officiere mit Hohn und Spott den „wohlweisen Herren vom Parlament" vor, daß sie längst nicht mehr auf ihren curulischen Stühlen säßen, wenn nicht der Muth und die Entschlossenheit der Officiere — die hier in höherem Grade als anderswo der Armee erst Halt geben — die Gefahr bisher abgewendet hätten. Das ist ein nicht zu läugnender Umstand, und man darf die Officiere in diesem Punkte nicht zu weit treiben, wenn nicht endlich die Unzufriedenheit offen ausbrechen soll. Nun erklärt sich auch der Grund, weßhalb die Regierung und die mit ihr verbundenen hohen Geldinteressen das System des Stellenkaufs, welches anscheinend allem gesunden Menschenverstande Hohn spricht, aufrecht erhalten, denn auf diese Weise bringen die reichen Stände mit leichter Mühe ihre Mitglieder immer in die höheren Stellen, und verhindern damit ein gemeinsames Handeln der Officiere. Schon jetzt sollen wieder Hunderte von reichen jungen Leuten vorgemerkt seyn, welche im Fall der Errichtung neuer Regimenter die Stellen der Fähnriche erkaufen, und so in wenig Jahren zum Capitän avanciren wollen.

Indeß hat der Vorfall mit Lord Cardigan die öffentliche Aufmerksamkeit in stärkerer Art wie gewöhnlich auf die Militärverhältnisse hingelenkt; man kann doch nicht offen das Geständniß ablegen, „wir wollen, so sehr auch die ärmern Officiere darunter leiden mögen, reiche junge Leute ins Militär bringen und rasch vorrücken lassen, damit sich nie die Gesammtheit der Officiere gegen die ungerechte Behandlung auflehne," und somit würden die reichen Classen, sobald die Sache mehr und mehr vor das Gericht der öffentlichen Meinung kommt, das System des Stellenkaufs, was ihre feste Burg in der Armee und bis zu einem gewissen Grade das Unterpfand ihres Uebergewichts im Staate ist, nur mit Mühe vertheidigen können. Es fragt sich ganz einfach, ob das Geld alles im Staate bedeuten soll oder nicht,

und wir leben glücklicherweise in Zeiten, wo Niemand sich getrauen wird, diese Frage offen zu bejahen. Bis jetzt hat man von Seite der Regierung und der Reichen — denn die Regierung kann sich, wie einmal die Sachen geworden sind, nicht mehr von den Reichen trennen — einzelne, durch Talent und Glück emporgehobene Menschen in die Pairskammer versetzt und so in ihren Kreis aufgenommen; diese haben aber zum großen Verdrusse der Officiere, die es ihnen bitter vorwerfen, die Interessen ihres Standes aufgegeben, sobald sie in die Kreise des Reichthums und der Regierungsgewalt eingetreten waren. Man hatte auf ihre Fürsprache gebaut und fand sich getäuscht, wohl darum, weil diese Einzelnen, wie Wellington und Lord Hill, bald fanden, daß das unsinnige System des Stellenkaufs einen tiefern politischen Grund habe, den sie nicht hinwegzuräumen, ja gegen den sie nicht einmal anzukämpfen vermochten. Aber die Ungerechtigkeit gegen die ärmern Officiere wird immer schroffer, der Kampf hat einmal begonnen, und man wird, je schwieriger die Zeiten werden, mit je größeren Wechselfällen ein allenfallsiger Krieg droht, in diesem Punkte von Seite der Aristokratie des Reichthums so gut nachgeben müssen, als in Betreff der Korngesetze; indeß wird zum Glück Englands diese Nachgiebigkeit nur nach und nach erfolgen, da eine plötzliche Nachgiebigkeit bei den künstlichen Verhältnissen Englands einer halben Revolution gleich käme.

Wie gegen die bis zur Empörung getriebenen Armen Englands, so muß auch die Armee die Colonien gegen innere und äußere Feinde schützen, und dieser schwere, namentlich durch Krankheiten furchtbare Dienst fällt den am meisten zurückgesetzten Truppen, der Linieninfanterie, und den ärmern Officieren zur Last, da die reichern sich aus den Regimentern, welche in ungesunde Gegenden bestimmt sind, durch Kauf oder bezahlten Tausch in andere versetzen lassen. In den kostspieligen Colonien führt der niedere Officier meist ein sehr trübseliges Leben, denn sein Sold, 100 bis 120 Pf. St. jährlich, ist geringer als der irgend eines in solche Gegenden geschickten Handelscommis, und reicht nur nothdürftig, manchmal gar nicht zu seinem Unterhalte hin, ja man will berechnet haben, daß der gemeine Soldat mit Einschluß alles dessen, was ihm die Regierung liefert, an manchen Orten eben so viel koste, als ein Subaltern-Officier Sold erhält. Bei solchen Verhältnissen ist die Unzufriedenheit erklärt und gerechtfertigt zugleich.

Und doch hängt von diesen, man kann wohl sagen, mißhandelten Officieren gar häufig Sicherheit und Ruhe der Colonien ab, und von diesen Colonien nicht nur der Handelsreichthum Englands, sondern selbst zum Theil dessen innere Sicherheit, denn ohne Auswanderung, und zwar ohne methodisch geordnete Auswanderung, müssen in England nothwendig Erschütterungen erfolgen. Wie die Bevölkerung Englands steigt, haben wir weiter oben schon erwähnt; geht es in dem gleichen Verhältnisse fort, so ist bald der Boden, auch in günstigen Jahren, nicht mehr im Stande, die Bevölkerung zu nähren; ohne größere Ausdehnung der Fabrikindustrie müßte diese Bevölkerung betteln, und darum ist eine stets gesteigerte Fabrikthätigkeit für England nothwendig und unerläßlich. Aber in demselben Maaße, als die Fabrikthätigkeit sich steigert, werden auch die Schwankungen im Verkehr gefährlicher und bedeutender, so daß England ein sicherer Abfluß seiner Bevölkerung, und zwar ein jährlich wachsender höchst noth thut. Dieß führt uns auf das Colonialreich Englands, das wir in dem Artikel Nr. 153 ff. in den allgemeinsten Verhältnissen beleuchtet haben; etwas Specielleres findet sich unter den „Colonialzuständen" (s. Nr. 62, 64, 70, 77, 166, 243, 331 f.) und an verschiedenen Orten unter der Rubrik „Colonialnachrichten," wobei wir jedoch zu bemerken nicht unterlassen können, daß dieser Gegenstand, namentlich in der Rückwirkung der einzelnen Colonien auf England, noch einer sorgfältigern Behandlung bedarf. Daß diese nicht jetzt schon eingetreten ist, müssen wir mit dem Umstand entschuldigen, daß die Engländer selbst erst in neuerer Zeit diesem Zweige ihres öffentlichen Lebens die nöthige Aufmerksamkeit gewidmet haben, und z. B. die so reichhaltige Colonial Gazette mit dem Schlusse dieses Jahres erst zwei Jahre ihres Bestandes zählt.

(Fortsetzung folgt.)

Koszowata.

Dritter Abschnitt.

Nicht häufig trifft man ein altes Schloß in der Kosaken-Ukraine — dort war man von alter Zeit her gewohnt, daß die Brust der Kosaken den Wall Polens bildete und ein Todtenhügel als Denkmal diente; dort sind schon seit langer Zeit die Schlösser am Dniepr hinabgestürzt in den Strom, die Palanken der Zaporoger sind keine Schlösser; man schießt daraus auf den Feind, aber dort stolziren keine Pane umher und bedrücken das arme Volk. An den Gränzen der Ukraine trifft man hie und da ein Schloß, von polnischer Herren erbaut, und neben ihnen hat sich ein Kosakenältester niedergelassen, bald in freundlichem, bald in feindlichem Sinne, und die Kosaken haben mehr als einmal mit offener That gezeigt, daß, was Menschenhände bauten, auch Menschenhände stürzen könnten.

In Koszowata stand noch das Atamansschloß Daniel Apostols — der Schnee häufte sich in den Gräben und auf den Wällen, und bedeckte die Mauern und Basteien, als wolle das Schloß in weißem Schleier sich bergen, aus Trauer über die Kosakenzeiten, über das Atamansgeschlecht seiner rechtmäßigen Herren — als wolle es vor dem Kosakenauge seine drohende Gestalt verhüllen, die durch das Auge zum Herzen spricht. Konnte das Schloß nicht mehr der Wohnsitz solcher Männer, wie früher, seyn, so war es besser ein Grab als ein Schloß. Seit den Zeiten, wo Bogdan Chmielnicki von Sluez bis hinüber zum Don und zum schwarzen Meere jedem in der ganzen Ukraine befahl, für Gott und für König ein Kosak zu seyn, wollen auch ihre Nachkommen sämmtlich einander sich gleich stellen, und darum will ich lieber ein Grabmal der gewaltig gebietenden Macht, als die lebenden Schreckgestalten der Gewaltigen sehen.

Der Starost und seine Gattin wohnten im Schloß, das eben erst wieder anfing, im Lande bekannt und besucht zu werden, aber noch war die Vernichtung nicht aus den Zimmern gewichen, noch nicht vertrieben aus dem alten Hausgeräthe der Atamane. Tapeten, Damaste, Teppiche und feine Leinwand, die vergoldeten Bilder der Heiligen,

unchriſtlichſter Weiſe von einer Mitgeſellſchaft ausgeſtoßen, ſelbſt noch vor Anfang und vor Eröffnung der Sitzung und von dem Thron und Altare Gottes, über welchen verbrecheriſch, wie zu ihrer Zeiten von jenen verfluchten Kommuniſten, Hand gelegt, ja mit auf den Schild des einen Miſſethäters gehoben, der mit dem Herrgotte nicht mehr, wohl aber mit dem, unbewußten Zeloten des Chriſtenthums von der Seite zu ſtehen. Und wo Einem ſolchen Menſchen nur ein Wort, irgend einer Art — und namentlich ſolches es in dem weiten und gaſtfreundlichen Chriſtenthume, von den Aeußerſten beſchehen mußte, auch wenn es ihm im Grunde galt, bis Ende zu Hören: war dem Einen ſolchen Menſchen nun in ſeinem Gewiſſen Gottes und Chriſtenthum zu ſagen, wenn er konnte wollen.

Noch gestern der Tag Abel, und der Hahn hatte kaum zu krähen angefangen, als man ſchon in der Stube der Ersten Verwalteri ein Licht erglimmen ſah. Der Erſte Verwalter war nicht von ſeinem Lager geſonnt und nun faß Abel, wenn auch auf ſeinem Kopf gar wenig Haare, die ſich an einem Ende zum Zopf zuſammenfaſſen ließen, ſo ſtand doch ſein Bart um ſo ſtärker und ſtruppiger, und ſein Geſicht, nach dem Erwachen, ſah noch ganz verſchlafen aus. Er ſtand auf und ging, ohne ſich zu kämmen, ohne ſich zu waſchen, ohne ſich anzukleiden, ohne ſich zu ſchuhen, in ſeine Stube, ſetzte ſich hin und ſann nach, ſann und ſann, ſann und ſann, ſann und ſann

Nr. 354.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 December 1840.

Literarische Nachrichten aus Ostindien.

Calcutta, den 6 August.

Ich habe versprochen, Ihnen zu schreiben, was hier Literarisches geschieht, aber ich habe wenig zu erzählen, als die traurige Sensation, welche die Nachricht von dem in London erfolgten Tode von James Prinsep hier gemacht hat. Er war die Seele von allem, was hier für Wissenschaft geschah, und seit seiner Abreise hat sich noch Niemand gefunden, der seine Stelle auch nur entfernt ersetzen könnte. Es ist in Indien bei der geringen Zahl von Europäern und der Masse officieller Geschäfte, mit der sie überladen sind, immer so, daß wenn sich Jemand findet, der sich mit Eifer einer nichtofficiellen Sache annimmt, er bei der Abwesenheit aller Concurrenz sogleich das Centrum aller Mittheilungen wird, die sich darauf beziehen, und wenn er stirbt oder Indien verläßt, so bleibt eine Lücke, welche nur der Zufall ausfüllen kann. In Europa ist das Bedürfniß sich einen Namen zu machen, und auf irgend eine Art aus der Masse herauszutreten, so groß, daß auch das undankbarste Geschäft, sobald es verspricht die Augen der Menschen auf sich zu ziehen, sogleich Bewerber findet; aber hier ist es ein wahres Opfer, seine Zeit auf etwas, das nicht Amtsgeschäft ist, zu verwenden. Diese Umstände, verbunden mit dem erschöpfenden Klima, machen alles, was für Wissenschaft geschieht, viel verdienstlicher als man in Europa anzuerkennen geneigt ist, aber eine Thätigkeit und Aufopferung, wie die von James Prinsep, kann nur sehr selten seyn. Wilson, der Vorgänger von Prinsep, war auch ein gelehrter Mann und ein Mann von Talent, aber er ließ bei weitem nicht die Lücke, welche Prinsep ließ; sein kalter Egoismus spornte die andern nicht zur Thätigkeit an, wie das warme Wohlwollen des letztern. Ich will hier von seiner Biographie beisetzen so viel ich kann, was freilich nur eine sehr unvollständige Skizze ist; es wäre zu wünschen, daß man eine Sammlung seiner Briefe herausgäbe, welche ein weit besseres Bild von ihm und seiner Thätigkeit geben würden, als alles andere. James Prinsep war im Jahre 1799 geboren und kam im Jahre 1820 nach Indien, aber ohne daß er in dem regelmäßigen Dienst der Compagnie (covenanted service) gewesen wäre. Er hatte Naturwissenschaften und Chemie studirt, und wurde vom Generalgouverneur zum Münzmeister in Benares ernannt, wo der junge, lebhafte, liebenswürdige Mensch sich bald allgemein beliebt, und sich zum Mittelpunkt eines Cirkels machte, dessen Mitglieder an Alter und Stellung ihm weit überlegen waren. Die alte, heilige Stadt, ihre Monumente und Institutionen und das gelehrte Leben der Braminen zogen ihn bald an, und leiteten ihn auf das Studium der indischen Alterthümer. So beschäftigt er auch war, so wußte er sich bei seiner rastlosen Thätigkeit doch täglich einige Stunden zum Studium der gelehrten orientalischen Sprachen frei zu halten, in denen er zwar nie kritische Gelehrsamkeit erreichte, aber doch hinlängliche Kenntniß erwarb, um seinen Studien zu dienen, und ihm namentlich zu erlauben, sich der gelehrtesten Braminen als Instrumente zu seinen Untersuchungen zu bedienen. Er war rastlos im Untersuchen der Stadt, im Besuchen der braminischen Schulen, im Zeichnen der Monumente, und die Skizzen, welche er von den merkwürdigsten derselben entwarf, bildeten die Basis zu dem schönen Werke, das er später in Calcutta lithographirt, und mit einem Text begleitet unter dem Titel: Illustration of Benares in Folio herausgab. Die ganze Auflage des Buchs ist leider schon so gut als verschwunden, und die wenigen Exemplare, welche nach Europa gekommen sind, werden in wenigen Jahren die einzigen seyn, die noch übrig bleiben, indem in Indien der beständige Wechsel des Aufenthaltsorts, und die indische Ameise die Bücher schnell zerstören. Aber dieses Werk ist keineswegs die einzige Spur, welche er von seinem Aufenthalt in der Stadt zurück ließ. Benares ist eine alte, gedrängt und unregelmäßig gebaute Stadt, durch deren Mitte eine Reihe von Cisternen, oder vielmehr von Sümpfen, zum Theil von großer Oberfläche, lief, welche mit einem schwarzen, stinkenden Wasser angefüllt, und im Grunde nichts als die Behälter alles Unraths der Stadt waren, welche es dem Regen überlassen war, von Zeit zu Zeit zu überschwemmen und zu reinigen. Prinsep, ohne Jemand zu Rathe zu ziehen, begann ganz in der Stille, einen Plan von der Stadt aufzunehmen, die Gefälle zu berechnen, und trat am Ende mit einem ganz fertigen Plan zur Reinigung der Stadt auf, den

er auch trotz zahlreicher Schwierigkeiten, welche jeden minder enthusiastischen Charakter abgeschreckt hätten, vollständig durchsetzte, und die bisherigen Cloaken in reinliche Wasserbehälter verwandelte, welche in dem Klima und bei den Gebräuchen der Hindus noch heute ein Segen für die Stadt sind. Dieß ist aber nur Eine von den vielen Wohlthaten, welche sein gemeinnütziger Geist auf die Stadt häufte, und die ihm den Ehrennamen, Benares-Prinsep, zugezogen, unter dem er in Indien allgemein bekannt war. Der Erfolg dieses schwierigen Unternehmens gab ihm einen Einfluß, den er auf vielfache Art zum Vortheil der Stadt anwendete; man wendete sich bei jedem gemeinnützigen Plane an ihn, und jeder derselben fand in ihm einen eifrigen Beförderer. Er baute z. B. die Brücke über die Karamnasa, wo der flüßige Sand der Ufer bisher an der Möglichkeit des Baues hatte zweifeln lassen, er baute zwei neue Bazars in der Stadt und ließ die übrigen ausbessern und zweckmäßiger einrichten; er brach neue und kürzere Straßen durch die gedrängtesten Quartiere, und stützte einen der Minarets der großen Moschee von Aurengsib, welchen man einreißen wollte, weil er einzufallen drohte, und rettete dadurch dieses schöne, historische Monument. Zu allen diesen Unternehmungen trug er aus eigenen Mitteln bei, so wie er überhaupt nicht nur mit Geld, sondern mit seiner Zeit und allem was er hatte, so großmüthig war, wie ein Araber.

(Schluß folgt.)

Rückblicke.

Europa.

England. (Fortsetzung.)

Es ist sehr charakteristisch, daß in England der gewesene Minister des Innern Colonialminister wurde, gleichsam zum Beweise, daß im Innern wenig zu richten sey, so lange nicht das Colonialwesen auf einen guten Fuß käme. Englands unmäßig wachsende Bevölkerung bedarf der Auswanderung und des Absatzes seiner Fabricate; die Auswanderung wird nicht bloß das allzu rasche Anwachsen der Bevölkerung verhindern, sondern die Auswanderer bilden auch bald eben so viele und zwar wohlhabende Consumenten der englischen Fabricate, welche sie mit dem Ertrage der neu angebauten Ländereien bezahlen. Dadurch steigt der Handel, die Thätigkeit der Manufacturen des Mutterlandes wird unterhalten, die Ausgewanderten kommen in eine bessere Lage, als sie vorher waren, kurz, alle Theile gewinnen bei diesem Gang der Dinge. Diesen also gehörig einzuleiten und systematisch zu regeln, ist ein ernstes Bedürfniß für England. Dazu hat man, wie schon in früheren Jahren erwähnt, das System angenommen, das neu angebaute Land in den Colonien um einen bestimmten Preis zu verkaufen, und den Erlös nach England zu senden, um vermittelst desselben einer immer größeren Anzahl unvermöglicher Leute zum Auswandern zu helfen.

Das ist die ganz einfache Regel, die man zu befolgen hat, die aber freilich an verschiedenen Orten sich verschieden modificirt, und der im Mutterlande selbst noch manche Schwierigkeiten entgegenstehen. Das alte Torpverfahren, nach welchem man seine Verwandten und Freunde mit guten Stellen in den Colonien versorgte, die vielbesprochene „Mißregierung" (tory misgovernment) ist nun freilich der veränderten Lage der Sache und dem Drange der Noth so ziemlich gewichen, damit aber nicht allem Unheil abgeholfen. Die alten Bestrebungen, die Colonien zu einem Abdruck der Regierungsform des Mutterlandes zu machen, haben ihre Spur hinterlassen, so namentlich in Canada, wo man eine reiche Staatskirche gründen wollte, und ihr in jedem Districte den siebenten Theil der Ländereien (die sogenannten clergy reserves) zuwies. Da aber häufig, ja großentheils die übrigen Bewohner des Districts der Staatskirche gar nicht angehörten, somit Niemand sich einfand, die weiten unangebauten Ländereien in Besitz zu nehmen, so blieben sie liegen, Niemand führte Wege hindurch, und diese nominell der Staatskirche gehörigen, in der Wirklichkeit aber herrenlosen Ländereien wurden ein ernstliches Hemmniß des Anbaues. Dazu kam noch, daß die früheren Regierungen sich auch gegen Privaten gleich freigebig mit Austheilung von Ländereien gezeigt hatten, die großentheils eben so unbenutzt dalagen, und welche die jeweiligen Besitzer nicht losschlagen wollten, weil sie in späterer Zeit einen viel höhern Preis dafür zu erhalten hofften. Das größte Hemmniß für Canada war aber die Theilung des Landes in zwei besondere Provinzen, von denen die obere keinen Absatzweg, als die Seenreihe und den sie verbindenden Fluß hatte, der aber bedeutender Regulirungen und der Anlegung von Seitencanälen bedurfte, um der Schifffahrt wirkliche Vortheile zu gewähren. Die Regierung der obern Provinz wendete dazu bedeutende Summen auf, die untere Provinz that aber aus Feindseligkeit gegen die obere nichts, und so hatte sich die letztere umsonst in Schulden gestürzt. Schon dieß hemmte den Strom der Auswanderung, der sonst leicht nach Canada hätte geleitet werden können; als aber vollends die Feindschaft des französischen Stammes in Untercanada in offenen Aufstand gegen die Regierung ausbrach, und die in Obercanada in Folge seiner drückenden Lage bestehende Unzufriedenheit von einzelnen Ruhestörern benutzt wurde, welche die Provinz mit Nordamerika verbinden wollten, so mußte endlich die Regierung mit Entschlossenheit einschreiten, und das englische Parlament entschied, daß beide Provinzen wieder vereinigt werden sollten. Ueber die Ländereien der Geistlichkeit wurde ein Abkommen getroffen, das die Verwendung derselben auch für andere Religionssecten als die bischöfliche Kirche Englands unter gewissen Einschränkungen gestattete, und sobald die Maaßregel einer Vereinigung beider Provinzen, — eine Maaßregel, welche die gänzliche Unterdrückung der französischen Nationalität der Untercanadier in sich schließt — vollends ausgeführt seyn wird,*) darf man auch ein Gesetz erwarten, welches alle im Besitz von Privaten befindlichen Ländereien, falls sie in einem bestimmten Zeitraum nicht angebaut sind, für verfallen erklärt. Dann steht einem neuen Aufschwung der Einwanderung, zu deren Beförderung sich be-

*) Einem Gerücht zufolge soll sie mit dem neuen Jahre verkündet werden.

reiste eine Gesellschaft gebildet haben soll, kein Hinderniß mehr im Wege.

Da hier, wie der Aufstand in Canada allmählich seinem Ausbruch näher rückte, die verschiedenen Ministerien nach einander wichen waren, um den lange heranziehenden Sturm abzuleiten, die endlich Maßregeln angewendet werden mußte, auf die Mißverhältniß zu einer genauern Untersuchung der Sache führte; dieser Gang der Dinge, welcher dem Mutterlande in Folge der Truppenreduktionen Opfer genug kostete, leistete endlich die Gewißheit, daß die Kolonialverwaltung, und wie jeden in dem Bereich über dem englischen Kolonien (S. Nr. 153 f.) eine von der Colonial Regierung empfohlene, ganz empfohlene Unterstützung gebraucht, wer dem eigentlich ein „der Mutterstaat" sei, der bei vielversprechenden Aussichten in den weiten Kolonialbesitzungen Englands führe. Das Ergebniß war, daß bald darauf aber nicht gewährend, aber offenen, Kolonialreden, eine Parlamentsresolution ist, der durch seine Spezialermittlung den Werth wesentlichen Ministern anerkennen, und dadurch allmählig Parteiungen, die Minister, es mehr, daß der Verlust des „ehrwürdigen Mutterlands" durch Revolte, wie sie in Canada, nicht wenig litt, und unaufhörlicher Krieg sie der Leitung anvertrauten Kolonien, wie in Indien, Cap, Natter, Neuseeland, der beraubte, als Staatsschuld einen Gleichen fortwährende Verlust oder Canada entstehen ist.

Kaum minder schlimmer Folgen als in Canada setzten sich auf dem Cap ein, wie ein großer Theil der holländischen Bevölkerung auswanderte, um in der Entfernung Ruhe, die man nicht zu finden ist. Da hieher Verlust auf das Capital und Capital ins Weite, allgemeine Verarmung und Handelsverhältnisse zu England, einen großen Einfluß haben muß, so sparen wir unsere Bemerkungen, bis wir an diesen Zeitpunkt kommen, und bemerken nur noch, daß die Colonisten, namentlich auch an ausgezeichnete Offiziere und Soldaten ertheilten Landanweisungen, wie sie bisher gewährt wurden, nicht einer Schenken Grieg gelegt zu haben scheinen, und daß die zugenommene Entfernung der Grenze gegen die Kaffern die Kosten der bisher ertheilten Grants so hoch als einen Werth übersteigend unter sehr ungünstigen Verhältnissen nicht unwahrscheinlich geworden ist. Da diese gänzliche Unthätigkeit „Hungher-Willy" durch den Frieden zugeführten Kaffern zur Ruhe sehr, die Hottentotten und Buschuden ziemlich ungestraflich scheinen, wenden sich die Blicke der Colonisten, wie natürlich, auf neuen Reinvorrath gewonnen und mit Schießgewehr wohl versehen sind, so wäre es gar nicht unmöglich, daß ein Krieg gegen sie unvermeidlich aufsteht, und die Grenze, welche seit undenklich hundert Jahren durch die immer weiter vorhingenden Boers nach Osten gerückt wurde, jetzt wieder zurück nach Westen gerückt würde, und die Engländer mehr wieder Terrain verlieren. Das Verlangen gegen die Boers (S. Nr. 34 f.) hat nicht ein wie mehr wieder gut zu machendes Unglück noch sich gegeben, und der Generalmajor Sir G. Napier, auf dessen Mittheilungen jener Schilderung hauptsächlich gestützt ist, gibt insbesondere den Boers-Verhältnissen in Natalien Recht.

Wie man jüngstlicher der ausgedehnten Colonien freudig, ist namentlich in dem Artikel Nr. 350 f. geschildert, und wir haben, was die Regierungsverhältnisse zu England betrifft, nur noch Einen Umstand hervorzuheben. Seit mehreren Jahren bereitet Street über die Finanzen von Neuseeland. Die Unbequeme für die Polizei sind in diesem von Verbrechen ohne Zweifelsmaßen von Verbrechern bevölkerten Lande sehr bekannt, und um so zu bessern, daß man die auf dem Landesfond gemeinsamen Gelder an, welche zur Verbesserung von neuen Einwohnern verwendet werden sollen, so hat die Verwaltung und Mängel an Fonds Recht, und die Klage, daß der von Neuseeland Einwohnern Einwanderungen ungünstig sei, in dem Parlament, man auch erst vor ganz kurzem gemacht wurde. Diese Parlament hat nämlich seit dem Jahre 1837 die Summe von 1840,000 Pfd. St. für Einwanderungen bewilligt. Von der aber in den Händen der Verwaltung, von Neuseeland stehen, so sind diese aber nur wenige neue Einwanderer nach Neuseeland England hat zwar die Deportation des Verbrechens aufgegeben, aber, wie natürlich, die Verbrecherbevölkerung gerade vor Jahren noch nicht vermindert, die ganze Bildung der Colonie und gestaltet, weder diesere Grenzen in den einzelnen Gesellschaften aufgelegt muß, um die Kosten der Polizei zu verbessern. Die Klage kann nun sehr leicht diesen Folgen sein, daß weder der Nachwuchs, welche sich nach Neuseeland wenden wird, noch unter diesen Umständen gering sein, und daß um so mehr, als man in sämmtlichen Colonien von Australien und Vandiemensland eine Neigung bemerkt, sich Neuseeland anzuwenden (s. Nr. 341). Doch aber der Verhältniß der Einwanderer, wenn wir von diesen Zufällen in Allgemeinen, über Neuseeland ist die englische Regierung, wie es scheint, nicht ungünstig, wir nur noch zu bemerken, daß die Leitung ihrer Colonien, die Canada's ganz, kann aber auch bei der zufriedenen innern Verwaltung, wie sie zu erscheinen scheint, daß sie in den nun ein vermeintlicher Nachbarn, dem englisch Bildung und Sprache, Sitten und Gesetze, so wie dem freien Handel, sind da auf lange Zeit hinaus an England gebunden, und ein Bestreben, sich von ihrer Mutterstaat erhalten, und so weit, daß man das Band der Regierung sich ganz lösen sollte, was nicht wahrscheinlich ist, eine neue Verbindung der Interessen und Meinungen sich auf, und fest bestehen. Für Canada wird die ihnen nöthigen Zahlreiche und England haben und mit ihrem Mutterstaat, England in voller der Vereinigung auf Handelsverkehr, und eine Verbindung.

(Fortsetzung folgt.)

Kosmoras.

Dritter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Wenn heute der Herr Verfasser das positive Wort Astronomie nur gebraucht, um die nur wenigen Leuten noch bekannte Wissenschaft — Astronomie auf Schritt heute sie nennt — z. Herr Verfasser! — und Sie — und Sie — und Sie — und wie sie? — Jugendlichen Männer die in Bälle und Bereits tief vor Jahr, Jugendlich, wie verschiedenen Wort, und will so weniger Wagen, daß man ihre Bälle und ihre Bereits

nicht erkennen konnte; tief verbeugte er sich: „Ich grüße unterthänigst — was befiehlt der geehrte Herr?“ — „Was gibt es Neues, Mosjko?“ — „Nun, viel Schnee und große Kälte — und hier kein Geld, um die Termine zu bezahlen.“ — „Das wollen wir sehen, aber was gibt es weiter Neues?“ — „Nun, gestern Abend ist die Herrschaft aus Krutohorby abgefahren, um sich zu wärmen — und man spricht von einem Unfall der hohen Herrschaft — das ist grausig.“ — „Was spricht man?“ — „Daß dieser Marym die Herrschaft gerettet hat.“ — „Wahrhaftig, das ist ein lecker Streich!“ er biß sich in die Lippen. — „Ich gestehe, daß ich diesen Marym nicht leiden kann.“ — „Warum? Etwa darum, weil er nicht trinkt?“ — „Nun, auch darum, aber auch deßwegen, weil alle die Bauern ihn so besonders gern haben, und er nie sehr gut von Euch, edler Herr, spricht.“ — „Was sagt er denn?“ — „Das wage ich nicht wieder zu sagen — er sagt, es sey Alles schlecht, was hier geschieht, es komme von dem edlen Herrn her, daß der Staroſt von nichts weiß, der sey ein guter Herr — und so plaudert er heraus. Er fordert die Leute auf, sie sollten bei dem Herrn Staroſten gegen Euch, edler Herr, klagen, und verspricht, daß er selbst ihnen vorangehen werde.“ — Der Verwalter stand von seinem Sitz auf: „Ha! sagt er das? — nun, wir wollen sehen!“ mit diesen Worten ging er in der Stube auf und ab. — „Davon nachher, jetzt von etwas Anderm, Mosjko.“ — „Was befehlt Ihr, edler Herr?“ und der Jude wandte sich zu dem auf- und abschreitenden Verwalter, und schaute ihn mit durchdringenden Blicken an, so oft dieser ihm nicht in die Augen sah. — „In kurzem wird der Herr General der königlichen Garde hieher kommen.“ — „Nu, Pan Branicki.“ — „Und der Herr Woiwode von Kijow.“ — „Nu, so vornehme Herren bei unserem Herrn Staroſten.“ — Der Verwalter schien zu vergessen, daß der Jude in der Stube sey, denn er brummte vor sich hin, doch so, daß der Jude einige Worte auffangen konnte: „Ja, zum Herrn Staroſten — er dient ihnen als Puppe — und sie dienen jemand anders als Puppe, wie mir scheint.“ Während des Auf- und Abgehens stieß er an den Tisch, daß das Glas erklirrte, wachte aus seinem Sinnen auf und sah den Juden an. — „Nun, Mosjko, von den Leuten dieser Herren mußt du Alles herauszubringen suchen: wer bei den Herren ist, mit dem sprechen sie auch über dieß und das.“ — „Nun, ich verstehe, was Ihr wollt, edler Herr — beim Glase werden sie ja wohl gesprächig werden.“ — „Spare weder Branntwein noch Meth — was sie wollen, das gib ihnen, und wenn sie nicht zahlen, so bezahle ich.“ — „Nun, seyen Sie ruhig, edler Herr — und der Moskowiter beim General?“ — bis ins Weiße vom Auge wurde der Verwalter roth — „Si — er war — aber davon nimm dich in Acht zu sprechen — sey still — du verstehst mich?“ — „Ich verstehe — da habe ich eine Bitte an Euch, edler Herr: der Hrycko Salop ist mir zwanzig polnische Gulden schuldig, die er mir nach der Fasten zu geben versprach, und die ich jetzt brauche — seine Leute haben ihm eben acht Metzen Salz zugeführt.“ — Gut, ich werde Befehl geben, daß man ihm das Salz nimmt und Euch gibt.“ — „Nun, das ist gerecht — er ist auch so ein Halbamake, und spricht viel gegen Euch, edler Herr.“ — Der Verwalter antwortete nichts, und Mosjko wußte schon, daß dieß so viel heiße, als: pack dich fort. — „Nun, ich empfehle mich dem edlen Herrn.“ Er verbeugte sich, und ging hinaus.

Der Verwalter schlürfte abermals von seinem Kirschwein, „ha, der Bursche spricht gegen mich — hetzt gegen mich auf — das werde ich ihm nicht vergessen! — aber jetzt habe ich etwas Anderes zu thun.“ — Herein trat Jurek, von niederer Gestalt, aber ziemlich fink, mit einem Gesicht gelb wie eine rohe Kartoffel, und einer Pfeife voll List und Bosheit: „Der Herr Staroſt fragt nach dem Herrn Verwalter.“ — „Schläft er nicht mehr, ich komme gleich — aber höre einmal, Jurek: heute kommen zum Herrn zwei vornehme Pane — gewiß werden sie im Visitenzimmer eine Unterredung haben — mache mit Jakubowski deine Rechnungen ab im Vorzimmer der Kanzlei; von der Kanzlei führt eine Thüre durch einen engen Verschlag ins Visitenzimmer — in dem Verschlag kann man Alles hören, du verstehst mich? — Das ist für uns nöthig.“ — „Ich verstehe, Herr Verwalter,“ und das Auge des getauften Juden glänzte vor Freude, denn Horchen, und namentlich auf solche Art, war für ihn etwas äußerst Lockendes.

Noch in der Nacht, ehe die Staroſtin ihr Gebet beendigt hatte, ehe der mit mannichfachen Anordnungen beschäftigte Staroſt ins Schlafzimmer kam, lief Martha, ein schwarzäugiges Mädchen und treue Dienerin Maria's, herein, ihr dunkles Auge glänzte vor Freude und von Thränen, und auf ihr weißes Gesichtchen trat eine helle Röthe, doch nicht so roth, wie das rothe Band, das sich um den Zopf ihrer schwarzen Haare schlang — „gnädige Frau, Marym ist angekommen.“ — Maria preßte ihre Hände fester zusammen: „O, mein Gott, mein Gott, ich danke dir.“ Sie stand von ihren Knien auf, und hörte das freudige Geplauder Martha's, die Alles haarklein erzählte, und nicht vergaß hinzuzusetzen, daß der junge Lieutenant und Herr Stanislaus Marym bis zum Schloßthor begleitet, ihn geküßt und umarmt hätten, wie einen leiblichen Bruder, wie einen Edelmann ihresgleichen. Maria's Gesicht, vor kurzem noch bleich, übergoß sich mit lebhafter Röthe, und die abgehärmten, verweinten Augen glänzten wie eine bethaute von der Sonne beleuchtete Rose, mild lächelte ihr Mund und die Stirne strahlte von Freude — „wo ist er jetzt?“ — „Bei dem Herrn.“ — Maria wagte ohne die Erlaubniß ihres Gemahls nicht, in sein Zimmer zu gehen, und ihrem Retter zu danken — sie wagte nicht, ihn zu sich zu rufen, und doch war ihr Herz voll Danks; sie wollte und hatte das Bedürfniß, ihn anzusprechen, und wenn auch nur das einzige Wort: ich danke Euch, zu sagen. Was legte denn dem Verlangen Maria's einen Zügel an? Vielleicht war es der unbegränzte Gehorsam gegen ihren Mann, der sie abhielt, einen Schritt ohne seinen Willen zu thun, der ins Ohr der folgsamen Gattin flüsterte: wenn es nothwendig wäre, hätte er dich selbst gerufen? — O nein, es war die Befürchtung, daß ihr guter Wille, ihr aufrichtiges Gefühl für etwas Anderes genommen und falsch gedeutet werde. Das finstere Gesicht des Staroſten in Krutohorby, sein rauhes und sogar beleidigendes Benehmen gegen den Lieutenant flößten Maria Gedanken ein, die sie sonst nie gehegt hatte, erweckten Gefühle, die mit ihrer glücklichen Ruhe und mit ihrer süßen Unbefangenheit in Widerspruch standen. Sie war rein, unschuldig, aber in ihre Seele schlich sich die Furcht, man möchte ihr Engelsherz verdächtigen, und zum erstenmal scheute sie ihren Mann, nicht aus ehelicher Folgsamkeit, sondern aus einem andern Gefühl.

(Fortsetzung folgt.)

Apparat zur Vermeidung des Zusammentreffens auf Eisenbahnen. Auf der Eisenbahn von Croydon wird dieser von einem Hrn. Stevens erfundene Apparat gegenwärtig in Anwendung gebracht: er besteht in einem sehr hoch — gegen 18 Fuß hoch — angebrachten Licht, das durch einen Reflector verdoppelt wird. Die Laterne dreht sich, und zeigt bald ein rothes, bald ein weißes Licht, das man auf etwa eine Stunde weit sehen kann. (Echo du M. S. 5 Dec.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 355.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 December 1840.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Die Sklavenemancipation.

Wir haben in der Aufzählung der englischen Colonien die westindischen völlig übergangen, weil auf diese das aufgestellte Auswanderungsprincip keine Anwendung findet, und hier nur ein Handelsinteresse obwaltet: man will den Kaffee und Zucker, welche in diesen Inseln erzeugt werden, nach England führen und mit Manufacturwaaren bezahlen, wobei der Vortheil des Handels natürlich in den Händen der Engländer bleibt. Indeß hat die Sklavenemancipation bis jetzt nicht die erwarteten Früchte getragen, vielmehr ist der Ertrag der westindischen Inseln um ein gutes Fünftheil gefallen, was, da der fremde Zucker in England den ungeheuren Zoll von 63 Sh. per Centner zahlt, eine wahre Zuckernoth erzeugt hat (s. das englische Zuckergesetz Nr. 201). Während in denjenigen Ländern, wo die Sklavenemancipation stattgefunden hatte, der Ertrag sank und der Preis stieg, strengte man in den Sklavenländern die Kräfte mehr wie vorher an; der Ertrag stieg, und die Preise fielen so sehr, daß man bald, zum Grausen der Emancipationsfreunde, Zucker aus Sklavenländern auf dem Londoner Markt mit Vortheil abgesetzt zu sehen erwartet trotz des hohen Zolls. Das war freilich für die beschränkten Emancipationsfreunde ein harter Schlag, und da sie recht gut wußten, daß der Sklavenhandel nach Brasilien (s. Nr. 164), nach Cuba und Portorico, und vielleicht selbst nach Texas, sehr zugenommen hatte, trotz aller englischen Anstalten dagegen (s. die Engländer und der Sklavenhandel Nr. 245), so begannen sie allerhand Plane zu schmieden, um dem Sklavenhandel, der durch die dagegen ergriffenen Maaßregeln nur noch scheußlicher geworden war, dennoch ein Ende zu machen.

So verfiel Hr. Fowell Burton, ein schwaches Haupt, aber ein sehr wohlwollender und ehrenhafter Mann, auf den Einfall, dem Sklavenhandel ein Ende zu machen, indem man Afrika civilisire. Das war ein weitaussehender Handel, und Hr. Fowell Burton hatte für Spott nicht zu sorgen, obwohl auf seine Veranlassung von einem Hr. Mac Queen ein ziemlich dickes, aber sehr unnützes Buch über Afrika geschrieben wurde, das von geographischen Irrthümern wimmelt. Das englische Athenäum, das sich immer mehr durch gediegene Beurtheilung englischer Werke auszeichnet, enthält in seiner Nummer vom 31 October eine Kritik des geographischen Theils des Werks, so weit sie sich verlohnt, und fertigt dann die ziemlich einfältige Abhandlung über den Sklavenhandel mit folgenden Worten ab: „Der Sklavenhandel ist, wie Hr. M'Queen ohne sein Wissen zu erkennen gibt, eine Colonialfrage geworden, d. h. eine Frage über Pfunde, Shilling und Pence; es fragt sich, auf welche Weise England der Production in Cuba und Brasilien Einhalt thun, und sie in Barbados und Jamaica befördern könne. Wenn die, welche jetzt so schrecklich gegen den Sklavenhandel schreien, vor einigen Jahren auch die Negreremancipation vertheidigten, so können sie die große Ueberlegenheit der freien Arbeit, die sie damals so kräftig und, wie uns scheint, mit vollem Recht behaupteten, unmöglich vergessen haben. Sie brauchen nur ganz geduldig die allmähliche Entwicklung dieser klugen Maaßregel abzuwarten; Kaufleute wollen raschen Gewinn, aber Philanthropen brauchen sich nicht zu übereilen; sie können sich Zeit nehmen, sichere Arbeit zu machen und den Weg einschlagen, der nicht partiellen und gegenwärtigen Interessen, sondern künftigen Generationen und der Menschheit überhaupt zu Gute kommt." Diese Zurechtweisung ist verdient, und der wirkliche Philanthrop kann es nicht übel deuten, wenn man ihm etwas übereilte Hoffnungen vorwirft.

Ein Artikel in dem British- und Foreign-Review, augenscheinlich von einem erfahrenen Manne verfaßt, der vielleicht früher Mitglied eines der mixed courts war, welche über die Rechtmäßigkeit der Wegnahme von Sklavenschiffen zu urtheilen haben, spricht das richtige Verhältniß der Sache in wenigen Worten aus: alle Bemühungen, den Sklavenhandel zu unterdrücken, werden scheitern, so lange noch die Sklavenarbeit wohlfeiler ist, als die freie; wendet dieß Verhältniß um, macht, daß die Sklavenarbeit theurer werde, als die freie, und der Sklavenhandel fällt in kurzer Zeit von selbst." Zu diesem Ende schlägt er vor, in Westindien Gleichheit der Rechte aller Racen ohne Unterschied anzuerkennen, und dann werde sich die Sache in

zurzem anders gestalten. Dieß erfordert eine nähere Ausführung des Sachverhältnisses. Die Arbeit in den Zuckersiedereien und Zuckerfeldern ist so hart, daß der träge Neger sie nur übernimmt, wenn er mit der Peitsche oder durch überwiegenden Vortheil gezwungen wird; so lange aber Westindien und Guiana große Strecken unangebauten Feldes darbieten, das mit geringer Mühe dem Neger seinen Unterhalt sichert, wird er sich dieser mühseligen Arbeit nicht leicht unterziehen. Die Pflanzer sind nun, namentlich auf Jamaica, von der Ansicht ausgegangen, sie könnten durch Gesetze, nämlich durch Erschwerung der kleinen Ansiedlungen, durch das Verbot des Fischens und Jagens u. dgl., die Schwarzen zur Arbeit in den Zuckerfeldern zwingen. Diese Hoffnung aber hat sich größtentheils übel bewährt, und eine Fortsetzung dieses Benehmens müßte zum Krieg der Schwarzen gegen die Weißen führen. Deßhalb will der Verfasser jenes Aufsatzes von einer solchen Beschränkung des Freiheitsrechts bei dem Neger nichts wissen, er solle seinen Lebensunterhalt suchen können, wie und wo er will, und er trägt namentlich auf ein System freier Arbeit in folgender Weise an: Guiana hat bereits seit Jahren große Anstrengungen gemacht, fremde Arbeiter herbeizuführen, man hat Kulis aus Ostindien, Deutsche, Canarier, Malteser u. dgl. geholt, und Alles ist mißlungen; die Kulis konnten zwar arbeiten, waren aber zu unbedeutend an Zahl, und jetzt ist die Zufuhr davon — wohl auf Betrieb der ostindischen Compagnie — gesperrt, die andern kamen in dem Klima um. Jetzt wandte man sich an die freien Schwarzen Nordamerika's, von denen allmählich eine Anzahl eintraf (s. Nr. 213). Allein dieß kann nicht genügen, und eben auf das Ungenügende dieser Arbeitsvermehrung ist der Vorschlag gebaut, dessen wir oben gedachten.

Dieser Vorschlag hat nichts Geringeres im Sinne, als den ganzen Negerhandel in einer für Westindien und Afrika gleich wohlthätigen Form als freien Arbeiterverkehr wieder aufleben zu lassen. Wie Guiana bedeutende Fonds zusammenschoß, um sich Arbeiter zu verschaffen, so sollten es die übrigen Inseln auch thun, zugleich aber kein Schwarzer auf directe oder indirecte Weise gezwungen werden, an einem Orte zu bleiben, wo er nicht will. Auf Antigua z. B., wo die Pflanzer gleich anfangs statt der Lehrlingsschaft die volle Emancipation gewährten, aus dem einfachen Grunde, weil alles Land occupirt ist und die Neger arbeiten müssen, wenn sie nicht verhungern wollen, brauchte es nur einen schwachen Zwang, um so ziemlich dieselbe Masse Arbeit von den Schwarzen, und zwar um wohlfeilern Preis verrichten zu lassen, da man jetzt die Alten und Schwachen, so wie die Kinder, nicht mehr zu ernähren hatte. Anders war es in Jamaica und Trinidad, wo noch Raum genug ist, und wo alle Zwangsmittel nicht ausreichen wollten, um die Schwarzen zur Arbeit zu bringen; deßhalb wünschten die Schwarzen aus Antigua und andern in ähnlichem Verhältniß stehenden Inseln nach denjenigen auszuwandern, wo sich ihnen vortheilhaftere Arbeit und Unterkommen bot. Dieß aber wollte man ihnen wehren. Der Vorschlag geht nun dahin, keinem Schwarzen die Auswanderung zu verbieten oder auch nur zu erschweren, ihnen die Rückfahrt nach Afrika, wenn sie dahin gehen wollten, unentgeltlich zu gewähren, und eben so diejenigen afrikanischen Schwarzen, welche auf eine bestimmte Zeit Arbeit in Westindien nehmen wollten, unentgeltlich hin und her zu führen. Dieß sollte die Ausgabe der Colonien seyn, welche dafür durch Zuströmen zahlreicher Arbeiter genügend entschädigt würden, denn es ist als gewiß anzunehmen, wenn einmal die Neger gewiß wären, daß sie in Westindien reichlich Geld verdienen und unbelästigt wieder zurückkehren könnten, eine bedeutende Anzahl sich fortwährend anbieten würde. Die Kru's, die „Freunde des weißen Mannes," würden den Anfang machen, und andere Stämme ihnen bald folgen. Dieß wäre allerdings das sicherste Mittel, europäische Kunst und Betriebsamkeit in Afrika einheimisch zu machen, und den Sklavenhandel wirksam zu zerstören; es wäre aber auch das Mittel, den Einfluß Englands auf alle Staaten Amerika's, welche Neger besitzen, ins Unglaubliche zu steigern.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Nachrichten aus Ostindien.

(Schluß.)

Im Jahre 1830 wurde Prinsep an Wilsons Stelle zum Münzmeister in Calcutta und zum Secretär der asiatischen Gesellschaft ernannt; das erste war ein Geschäft von großer Schwierigkeit und Responsabilität in dem Augenblick, wo er es antrat. Die Compagnie hatte den Fehler begangen, den sie jetzt zu bereuen anfängt, alle übrigen Münzstätten in Indien abzuschaffen, und das ganze Gepräge des Reichs in Calcutta zu concentriren, wozu kam, daß gerade der Plan, die Rupien umzuprägen und dem Mangel an Scheidemünze durch eine außerordentliche Masse von Pice abzuhelfen, vorlag. Er war daher genöthigt, täglich 100,000 Stück Münzen schlagen zu lassen, und bei dem Mangel europäischer Collegen war er gezwungen, nicht nur das Probiren der Metalle selbst zu versehen, sondern bei jedem Feuern der Schmelzöfen und jedem Wägen des Metalls gegenwärtig zu seyn. Aber dieß hinderte ihn nicht, der asiatischen Gesellschaft mehr Zeit zu widmen, als irgend einer seiner Vorgänger. Er fand sie in sehr kritischen Umständen, außer Stande, ihre Memoiren fortzusetzen, durch inneren Zwiespalt zerrissen und von außen durch den Fanatismus der anti-orientalischen Secte, welche damals anfing, sich des Gouvernements von Calcutta zu bemächtigen, gedrängt. Aber er war entschlossen, diesen einzigen wissenschaftlichen Mittelpunkt von Indien nicht sinken zu lassen, seine versöhnende und anregende Art belebte die Mitglieder mit neuem Ernst; er schuf das naturgeschichtliche Museum, erweiterte das Gebäude der Gesellschaft, verdoppelte ihre Correspondenz und Verbindungen, und stiftete im Jahre 1831 ihr Journal, das er auf eigene Kosten herausgab, obgleich es den Namen der Gesellschaft trug, für welches er eine unbegreiflich ausgedehnte Correspondenz führte, für das er zahlreiche Kupfertafeln zeichnete und gravirte, und in welchem er seine Entdeckungen niederlegte; diese bestanden vor Allem in der Erklärung der indo-scythischen Münzen und in der Entzifferung der alten indischen Inschriften. Es wäre zu

lange, wenn ich versuchen wollte, die Wichtigkeit dieser Entdeckungen auseinanderzusetzen, sie sind ohnehin in Europa besser gewürdigt, als hier, aber Niemand wird in Abrede stellen, daß sie ihm einen unsterblichen Namen in der Gelehrsamkeit gemacht haben. Aus Gelegenheit seines Amtes machte er einige physikalische Entdeckungen, von denen, glaube ich, die Erfindung eines Instrumentes zum Messen aller Hitzegrade bis zum Schmelzpunkt von Platina, die wichtigste ist. Das Seltenste an dem Manne war aber die Einfachheit und die Abwesenheit von aller Eitelkeit, mit der er seine Entdeckungen der Welt hingab, als ob sie ihm fremde Dinge wären, das Vergnügen, mit dem er jede Kritik aufnahm, und die Leichtigkeit, mit der er sich belehren ließ; darüber müssen freilich seine Freunde in Europa, und namentlich die Orientalisten in Paris, mit denen er eine eifrige Correspondenz darüber unterhielt, mehr wissen, als man hier weiß; doch erinnere ich mich, in seinen Händen Briefe von Jacquet von ungewöhnlicher Länge gesehen zu haben, in denen sein Correspondent ihm ganze Bände Kritik schrieb, und wo er mit wahrer Freude zu zeigen pflegte, wo der Scharfsinn des Franzosen das Wahre gefunden hatte. Um dieselbe Zeit gab die Regierung plötzlich den Druck der angefangenen orientalischen Werke auf, und Prinsep trat sogleich ins Mittel, um Indien der Schmach dieses barbarischen Beschlusses zu entziehen. Die Werke wurden auf seine Kosten, aber im Namen und zu Ehren der asiatischen Gesellschaft alle vollendet, und das Opfer, das er dabei brachte, war keineswegs gering, denn jeder Band des „Mahabharata" kostete ihm 4000 Rupien, und in demselben Verhältnisse die zahlreichen übrigen Werke. Aber die Kosten waren nicht die größte Schwierigkeit dabei, sondern die Opposition, welche er, der nun im außerordentlichen Dienste der Compagnie stand, und daher gänzlich vom Gouvernement abhing, diesem dabei machte. Aber sein Verdienst war so anerkannt, und sein Charakter so geehrt, daß er allein in der Mitte der bittern Streitigkeiten, welche damals die Organisation der Schulen der Regierung in Indien erregte, und die zum Theil noch fortdauern, keinen seiner Freunde dabei verlor, und fortfahren konnte, mit seinen Gegnern in der alten Vertraulichkeit zu leben.

Er hatte große Plane mit der asiatischen Gesellschaft, in welcher er die Basis eines umfassenden Instituts sah, in welchem die indische Regierung alle wissenschaftlichen Hülfsmittel, deren ein großes Reich bedarf, finden, und das seinerseits sich des Einflusses und der Unterstützung der Regierung zu seinen Untersuchungen bedienen könnte. Er hat auch unter Umständen, welche wenig versprachen, einen Theil des Planes ausgeführt, durchgesetzt, daß die Compagnie monatlich 500 Rupien zum Druck orientalischer Werke, und 200 R. zur Besoldung eines Curators des naturwissenschaftlichen Museums gab, die Bibliothek von Fort William ist der Gesellschaft einverleibt worden, und die Regierung verspricht auf Vorschlag der Gesellschaft naturwissenschaftliche Sammlungen anzukaufen. Hätte er noch 10 Jahre gelebt, so hätte er daraus ein wahres Ministerium der öffentlichen Erziehung gemacht. Wie groß die Lücke war, welche sein Tod hinterließ, sah man an den vergeblichen Bemühungen, welche die Gesellschaft machte, ihn zu ersetzen; sie ernannte an seiner Stelle drei Secretäre: Malan für die Alterthümer, O'Shaugnessy für die wissenschaftlichen Zweige, und den gelehrten Braminen Ram Comal Sen für das indische Departement. Aber die zwei Europäer sind schon beide krank und auf Urlaub abwesend, und der Staatssecretär für die auswärtigen Angelegenheiten, Torrens, ist gegenwärtig Secretär, und gibt sich viele Mühe, das Journal der Gesellschaft auf der Stufe zu erhalten, auf die es Prinsep gebracht hat. Dieser bezahlte seine rastlose Thätigkeit mit dem Leben; gegen die Mitte des Jahres 1838 zeigten sich Symptome gänzlicher Erschöpfung, und die Aerzte nöthigten ihn, sich sogleich nach England einzuschiffen, aber ein Nervenschlag, der ihn in der Nähe von St. Helena auf dem Schiffe traf, lähmte ihn, und reducirte ihn in einen Zustand hülfloser Imbecillität, in welchem er den 22 April des laufenden Jahres in London starb. Die Trauer über seinen Verlust war allgemein; die asiatische Gesellschaft beschloß, seine Büste von Chantrey verfertigen zu lassen; in einer Versammlung in der hiesigen Stadthalle, welche den 30 Junius gehalten wurde, beschloß die Versammlung, einen prachtvollen Ghat (eine in den Fluß führende Treppe, welche als Landungsplatz, Bauplatz u. s. w. dient) am Südende der Stadt am Hoogly zu seinem Andenken zu bauen, und die medicinische Schule von Calcutta hat seinen Namen auf ihre Preismünzen schlagen lassen. Das sonderbarste Zeichen von Verehrung, das sein Andenken erhielt, ist ein Sanskritgedicht des Braminen Sarodaprasad, aber es ist kaum der Mühe werth, daß ich Ihnen die Uebersetzung schicke, in der es sich albern genug ausnimmt.

Ein anderer Verlust, den die Literatur erlitten hat, ist der Tod des französischen Bischofs von Isauropolis, der apostolischer Vicar von Cochinchina war, und seit 4 Jahren hier lebte, weil die Christenverfolgung in Cochinchina ihm den Aufenthalt in seiner Diöcese nicht erlaubte. Er war durch ein cochinchinesisch-lateinisches Lexikon bekannt, das hier in zwei Quartbänden erschien, und welches die indische Regierung auf Prinseps Verlangen auf ihre Kosten gedruckt; sie hat sich dabei sehr liberal gezeigt, indem sie dem Bischof nicht nur die ganze Auflage schenkte, sondern ihm noch 2000 Rupien gab, was um so großmüthiger ist, als die französische Missionsgesellschaft keine Gelegenheit verliert, den Engländern zu schaden.

Der Capitän Volleau ist hier angekommen; die Compagnie schickt ihn auf Humboldts Verlangen in den Himalaya, um Beobachtungen über Meteorologie und Magnetismus zu machen. Doctor Mac Clelland gibt ein Journal für Naturgeschichte heraus unter dem Titel: Calcutta Journal of Natural History. Im Allgemeinen ist Journalliteratur Indien sehr angemessen; die Europäer, welche über die ganze Halbinsel hin zerstreut sind, haben alle Gelegenheit, mit geringem Zeitverlust Entdeckungen zu machen, welche für ein Journal interessant sind, aber weder Zeit noch Hülfsmittel, Bücher zu schreiben. Daher ist jedes Journal sicher, interessante Beiträge zu erhalten; aber das Unglück ist, daß sie sich bei dem beständigen Wechsel der europäischen Bevölkerung selten lange erhalten.

Koszowata.

Dritter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Als der Staroſt hereintrat, fragte ſie nach Marym, aber auf ſeine kalte und abgebrochene Antwort: „Er iſt wohl, es iſt ihm nichts geſchehen — er wäre auch ohne ſie zurückgekommen,“ fehlte es ihr an Muth, weiter zu fragen, und ihren Wunſch auszudrücken, daß ſie ihn ſelbſt gern ſehen möchte. Die ganze Nacht ſchlief ſie kein Auge, und ſtets ſchwebten ihr wie im Traume bald die Wölfe vor mit dem weitaufgeriſſenen Rachen, bald dachte ſie des ſchauderhaften Augenblicks, wo ſchon keine Rettung des Lebens mehr möglich ſchien, und Marym mitten unter die Wölfe ſprang, erhaben durch menſchlichen Muth, noch erhabener durch übermenſchliche Aufopferung. — Sie ſchlief nicht, und doch ſchrie ſie mehrmals wie im Schlafe auf, ſobald aber ihr Mann anfing, nach zu werden, ſchwieg ſie, hielt den Athem an, und irrte aufs neue mit ihren Gedanken im Reiche der Träume umher.

Morgens, ſobald der Staroſt aufgeſtanden war, kleidete ſich Maria ſchnell an, nahm ihren kleinen Sohn aus der Wiege, ging ins Frauengemach und ſchickte Martha nach Marym. Dieſer trat herein, erröthete, wagte, ſeiner Weiſe nach, nicht recht ſie offen anzublicken, ja war dießmal ſogar verlegen, ihr ſeine Verbeugung zu machen — das iſt das Gefühl eines Menſchen, der Größeres thun will und thun kann, als ſich brüſten mit der vollbrachten That — bei dem Koſaken geht die Ruhmredigkeit häufig der That voraus, indem er ſpricht: „ich will es thun!“ aber wenn es geſchehen iſt, ſpricht die That lauter als das Wort, und er ſchämt ſich gleichſam vor ſich ſelbſt, daß er ſo keck gehandelt hat. — Und Maria erröthete im Gefühl ihrer Dankbarkeit, ſtreckte die Hand nach ihm aus und legte ihr Söhnchen in ſeine Arme: „ich danke dir, Marym, und auch dieſer dankt dir.“ Marym küßte ihr, ehe er den Knaben nahm, zuerſt die Hand mit beſcheidener Ehrfurcht und ſagte: „Ich wüßte nicht wofür, gnädige Frau — Gott hat es ſo gewollt, ihm muß man danken.“ Und er ſpielte mit dem Kind, das mit ſeinen Händchen nach ihm langte und ihm zulächelte.

Der Staroſt glich einem aufgeblaſenen Pfau, ertheilte der Dienerſchaft Befehle, und ſeiner Frau Rathſchläge, wie ſie die großen Herren empfangen ſolle, und dieſer Kitzel für den Stolz des hochmüthigen Szlachtizen brachte ihm nicht nur die geſtrige Gefahr und die That Maryms aus dem Kopfe, ſondern verwiſchte auch den unangenehmen Eindruck, den am geſtrigen Tage das durch den Blick ſeiner Frau plötzlich hö ch gewordene Benehmen des Lieutenants und der nächtliche Ritt deſſelben nach Koſzowata auf ihn gemacht hatte. Anfangs hatte er bei dieſer letztern Nachricht ein ſehr finſteres Geſicht gezogen; er wollte aufrichtig Maryn für ſeine Kühnheit loben, ſagte ihm aber nicht ſo viel, als er ihm geſagt hätte, wenn er nicht von dem Lieutenant begleitet und unterſtützt worden wäre. Er legte ſich ſehr unwirſchen Sinnes ſchlafen, aber beim Erwachen zerſtändte alles aus ſeinem Kopfe bei dem ſeiner Eitelkeit ſchmeichelnden Gedanken, daß ſo große Herren ſeine Gäſte ſeyn würden — für ſolches Blendwerk ſeiner Eitelkeit, was hätte nicht der hochmüthige Szlachtiz vergeſſen, der ſtolz ſich den Höchſten gleichzuſtellen ſuchte, aber außer der Luſt dazu auch nicht die geringſte Anlage in ſeinem Geiſte hatte, die ihn hätte emporheben können. — Er ſchritt in den Zimmern umher, ſtrich ſeinen Schopf nach allen Seiten hin glatt, rieb die Hände, und ſuchte ſich in Stellungen, Miene und Blick ein vornehmes Anſehen zu geben, als ob er mit ſolchen Gebärden jene äußere Hoheit erlangen könne, die nur aus der innern Bewegung des Geiſtes, ohne Wiſſen und Willen des Menſchen, hervordringt. Die Verzierungen und das Geräthe in den Zimmern der alten Atamane, obwohl etwas abgenützt, ſchienen ihm durch ihr elterthümliches Anſehen ins Angeſicht zu ſagen: du biſt zu klein für uns — er aber, als ſpotte er ihrer, ſagte zu ſich ſelbſt, doch mit lauter Stimme: „ich bin hier Herr — ich bin hier Herr!“

Mit dem Herrn Verwalter hatte der Staroſt eine lange Unterredung, — vor dieſem allein ſcheute er ſich nicht, ſeine Verwunderung auszuſprechen, was wohl der Beſuch des Herrn Generals der königlichen Garden bedeuten möge, den er ſo eben erſt nach ſeiner Ankunft in Koſzowata erfahren hatte. Der Verwalter wußte vielleicht, was er zu bedeuten hatte, verbarg aber ſein Wiſſen, um nicht den mindeſten Verdacht rege zu machen, und brachte am Ende den Staroſten auf den Gedanken, der Herr General beſuche alle Häuſer, wo artige, ſchöne Damen ſeyen. Jeden Andern hätte der Staroſt hierüber ausgeſcholten, aber von dem Verwalter nahm er es als einen freundſchaftlichen Rath an. Er ging zu ſeiner Frau, und ſagte ihr kurz, da ſie keine Erfahrung habe und nicht gewohnt ſey, große Herren zu empfangen, ſo könnte ſie leicht einen Fehler begehen, und es ſey daher beſſer, ſie bleibe in ihrem Zimmer und ſtelle ſich krank, indem der geſtrige Vorfall ſehr wohl als Grund der Krankheit dienen könne. Maria widerſprach dem Willen ihres Mannes nicht mit Einer Sylbe, aber es ſchmerzte ſie tief, ſie war ein Weib, und eine ſolche Ankündigung iſt jedem Weibe unangenehm; — als er hinausging, weinte ſie. Der Verwalter erfuhr den Erfolg ſeiner Worte, aber er hatte dieß nur gethan, um die Hausfrau zu entfernen, der Berathung freieren Spielraum und dem Hin- und Herreden mehr Zeit und Gelegenheit zu laſſen; die Nachricht, daß die Staroſtin geweint habe, erfuhr er von einem der Kammermädchen — nicht von Martha, denn dieſe war ihrer Frau mit Herz und Zunge ergeben — und er freute ſich darüber, daß er ſolchergeſtalt doppelt weh gethan hatte. (Fortſetzung folgt.)

Erhebung eines Landſtrichs. Nachrichten aus Beſançon melden Folgendes: In Folge der Ueberſchwemmungen, womit unſer Land heimgeſucht war, haben, wie nicht zu verwundern, an den Abhängen unſerer Berge einige mehr oder minder bedeutende Erdſchlipfe ſtattgefunden, aber der Vorfall, der bei dem Dorfe Conliège ſtattfand, hatte etwas ganz Außerordentliches. Eine Schlucht, in deren Tiefe große Bäume ſtanden, hat ſich, wahrſcheinlich durch den Druck der unterirdiſchen Gewäſſer, ganz allmählich und unmerklich gehoben, ſo daß der Boden jetzt in gleicher Höhe mit dem umliegenden Lande liegt. (Echo du Monde Savant vom 5 December.)

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 149 u. 150** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Gedichte von Don Francisco Iglesias de la Casa. — Eine Vertheidigung der modernen Poeſie, von dem Korngeſetzdichter Ebenezer Elliott. (Schluß.) — Volupté. (Schluß.)**

Zu das Allgemeine dieſes dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erſcheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes vierteljährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und einmonatlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, vierteljährlich 5 fl.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 149 u. 150.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

20 December 1840.

Gedichte von Don Francisco Iglesias de la Casa.

Volkslieder.

I.
Der Entschluß.

Nicht des schattenreichen Baumes
Erste goldne Frucht, geschmückt,
Bey der Morgenröthe Aufgang,
Mit des Reifes Perlenthau,
Kann mein Aug' erfreuen,
Kann mein Herz entzücken,
Wie mein Schäfer, wenn er mit mir
Traute Worte wechselt.
Sagt mir, ob ich auf den Frühling
Mich mit ihm vermählen wolle,
Daß ich seine Liebe sähe.
Sag' ich ja, so werd' ich roth
Von den Wangen bis zur Brust;
Sag' ich nein, so muß ich nachher
Mich beinah' zu Tode härmen.
Doch nun geb' ich tausend Ja
Ihm das erstemal zur Antwort,
Wenn er wieder mich befragt.

II.
Ländlich sittlich.

Ein Paar Turteltauben,
Die Alexis haschte
Bei der Sonne Aufgang,
Hat er mir verehrt,
Und ich mach' es weit
Durch ein Honignäpfchen,
Welches ich ihm sende;
Gerne gäb' ich ihm
Reichere Geschenke,
Wenn ich sie nur hätte,
Doch der süßeste
Honigwaben ist,
Wenn ich sehen kann
Meinen lieben Schäfer,
Und noch mehr, wenn freudig
Er ein Körbchen mir
Schenkt von frischen Aepfeln,
Wo der Thau dran blinkt.
Wenn er sieht, daß ich's
Hab' in meinen Armen,
Lacht er und sagt mir —
Aber nein! ich schweige.

III.
Liebesgluth.

Am San Juans Tage
Morgens frühe setzte
Ich mich hin zum Fischen,
An dem Rand von einem
Bächlein, welches über
Rothen Kieseln rollte,
In der Hand die Angel
Mit der grünen Schnur.
Da erscheint am Bache
Mein geliebter Schäfer,
Und fängt an, auf diese
Weise mich zu necken:
„Grimme Schäferin!
Welcher Fisch wird nicht
In die Angel beißen,
Um zu sterben solches
Süßen Todes?“ Drauf
Nehm ich an der Hand ihn.

Sage: „willſt auch du?
Dieſer Fiſch wird mir
Sicher nicht entkommen.“

IV.

Liebesfeuer.

Schon vernehme ich
Den Geſang der Schäfer,
Unter ihnen auch
Meines Schäfers Stimme.
Müde kommen heim
Die erſchöpften Stiere,
Und die Pflugſchaar liegt
Auf dem krummen Joche.
Der verſchwundene
Phöbus läßt zurück
Ausgedehnten Schatten,
Der mit ſchnellem Schritt
Berg und Thalgrund deckt.
Doch nicht merke ich,
Doch nicht fühle ich,
Daß die heiße Gluth
Meiner Lieb' ſich kühlet.

V.

Die Umarmung des Alexis.

Was that nicht, o Mutter,
O Mutter, ſag's mir,
Die Umarmung des Kleinen,
Des Alexis mir an?
Denn von ungefähr geſtern,
Als auf ſchmalem Pfad
Wir trafen einander,
Umarmte er mich.
Und von da an verzehret
Ein Feuer mein Herz,
Ob ich wohl weiß, der Gute
That es nur im Scherz.
Bald will ich am Kleinen
Mich rächen mit Wuth,
Bald erfüllt mich mit Mitleid
Der zärtliche Schelm;
Bald muß ich erliegen
Der vernichtenden Gluth,
Bald verzehrt mich die Flamme,
Die im Buſen mir tobt.

VI.

Meine Ahne ſagt,
Wenn ich mich verliebe,
Werde mir zu Theil
Unluſt und Verdruß
In dem reichſten Maaß;
Liebe ſey ein Feuer,
Dem allein kein Menſch
Feſtes Ziel könn' ſetzen,
Feſte Gränze ſtecken.
Doch die gute Alte
Faſelt, wie im Fieber,
Ihr Geſchmack iſt ſtumpf
Vor der Jahre Zahl.
Denn wenn ich mit meinem
Zärtlichen Alexis
Mich beluſtige,
Froh den Feſtreihn tanze,
Fühle ich, daß Amors
Ganze Gluth ſich legt.
Merke, daß ſich kühlt
Meines Buſens Feuer.

VII.

Mein von mir gepflegter,
Blumenreicher Garten,
Pflegt zu ſeyn der Zeuge
Der verliebten Stunden
Zwiſchen mir und meinem
Schäfer, dem ich günſtig.
Und der erſte Apfel,
Kaum mit Roth bemalt,
Soll allein gehören
Meinem theuren Schatze,
Ob ich gleich dem Gaumen
Des verliebten Schäfers
Schöne Aepfel noch
Zärtlichſt aufbewahre.
Und mit ihnen lohnen,
Wett mit ihnen machen
Will ich ſein getreu
Artiges Bezeigen!

VIII.

Ein kleines Geſchenk.

Weiß nicht was ich ſoll
Meinem ſchönen Liebling
Zum Geſchenke geben,
Welches in die Arme
Mir ihn führen möchte.
Wohl wünſcht' ich für ihn
Etwas auszuleſen,
Das entſprechen möchte
Dem Geſchmacke deſſen,
Der mir ſo viel werthe
Liebesgaben ſchenkt.
Käſe, Honig, Sahne
Und dergleichen Dinge,
Die das Feld hervorbringt,

Regen ihm das Blut auf.
Doch jetzt fällt mir ein:
Zehn Citronen heute,
Morgen andre zehn,
Will ich alsobald
Ihm zur Kühlung geben.
Wenn er hie und da
Liebesfieber hat,
Sind sie ohne Zweifel
Sehr gut angelegt.

IX.

Das Täubchen.

„Eine weiße Taube,
Weißer als der Schnee,
Pickte mich ins Herz.
Tief schmerzt mich die Wunde."

Täubchen! sprich! warum
Schlägst du schwere Wunden
Dessen Seele, welcher
Dich von Herzen liebt?
Sonst gewährt dein holdes
Schnäbelchen Genuß,
Doch in meiner Brust
Läßt es Spuren nach
Wie vom Natternstich.
Sprich! warum vergiftst du
Gutes mir mit Bösem?
Wehe! traue Niemand
Losen Vögelchen,
Denn je mehr sie schmeicheln,
Desto tiefere
Wunden schlagen sie.

„Eine weiße Taube,
Weißer als der Schnee,
Pickte mich ins Herz.
Tief schmerzt mich die Wunde."

Eine Vertheidigung der modernen Poesie.

(Schluß.)

Wenn diese Kritiker unser Zurückstehen gegen die alten Classiker behaupten, so sind sie sehr beflissen zu bemerken, daß die letztern für Jedermann, außer für die Gelehrten, ein versiegeltes Buch sind. „Die Schönheit von Homers Styl," sagen sie uns, „und die Anmuth von Horaz's Sprache sind unübersetzbar." Dieser Umstand, wenn er wahr ist, beweist weiter nichts, als daß Homer und Horaz nicht englisch dichteten. Aber warum sind Homer und Horaz unübersetzbar? Das ist ein elendes Bier, das das Versüßen nicht ertragen kann. Und wie tief auch die Spießbürger Londons unter den Griechen des alten Joniens stehen mögen: die Fischweiber des alten Griechenlands, vermuthe ich, waren nicht beredter als die des modernen Billingsgate.

„Southey, Wordsworth, Coleridge," sagen sie uns, „haben sämmtlich alte Poeten copirt." Wahrhaftig! Und wo sollen wir denn das Vorbild finden für „Thalaba," oder den „alten Matrosen?" Ich nehme kühnlich für die Dichter dieser Werke das Verdienst absoluter, gänzlicher Originalität in Anspruch!

„Der größte Beweis von Genie," sagt einer jener Herren, „ist ein großes Gedicht, in einem civilisirten Zeitalter producirt." Wenn dieß ist, so sind wir Zeugen von vielen Wundern gewesen, denn die Novellen Scotts gehören zu den größten Gedichten der Welt.

„Die Sprache," sagt ein Andrer, „das Werkzeug der Poeten" (und der Prosaisten auch) „ist für ihre Zwecke am besten geeignet in ihrem rohesten Zustand." Wenn ein zehnjähriges Kind dieß behauptete, so verdiente es Schläge. „Im Verhältniß," fährt er fort," als die Menschen mehr wissen und denken, machen sie bessere Theorien und schlechtere Gedichte." Wäre dieß wahr, so hätten Scott und Shakspeare nie existirt. Und doch ist gewiß, daß sie gelebt haben!

„In einem aufgeklärten Zeitalter," belehrt uns der Kritiker, „können sich die Menschen kaum eine Vorstellung machen von dem Eindruck, den die Poesie auf unsre rohen Voreltern hervorbrachte." Aber welchen Beweis haben wir dafür, daß unsre rohen Voreltern überhaupt eine ihren Namen verdienende Poesie hatten? Man hört so viel von der Schönheit unserer alten Balladen; aber wie kommt es denn, daß man kaum eine schöne Strophe oder Zeile daraus anführen kann? Wenn Schottland, ehe Burns dichtete, sich einiger guten Lieder zu rühmen hatte, so sind doch die besten darunter verhältnißmäßig modern.

„Die Poesie," sagt der Kritiker, „bringt eine Illusion hervor für das Auge des Geistes, und erreicht daher ihren Zweck am besten in einem dunkeln Zeitalter." Ich weiß von keinem Auge des Geistes, außer dem leiblichen Auge, und wenn die Poesie, wie die Religion, ein Princip unsrer Natur, wenn sie Wahrheit und Liebe zur Wahrheit ist, so muß sie mit unsrem geistigen Wachsthum auch wachsen, und, wie wir dieß auch in der Erfahrung verwirklicht sehen, in einem aufgeklärten Zeitalter am meisten blühen; und ich wage die Behauptung: wenn in einem aufgeklärteren Zeitalter als dieses die Natur einen zweiten Shakspeare hervorbringen wird, so wird er größer seyn und Größeres leisten, als er könnte, wenn er jetzt geboren würde.

„Die frühern Poeten," sagt uns der Kritiker, „bemächtigten sich der ausgesuchtesten Materialien ihrer Kunst, und arbeitend ohne Furcht vor Vergleichungen eigneten sie sich ganz natürlich einen freien und anmuthigen Styl an; spätere Dichter aber konnten weder die natürlichsten Gegenstände wählen, noch sie mit der ungesuchten Bequemlichkeit derer behandeln, welche noch den ganzen unbenützten Schatz zu ihrer Verfügung hatten." — „Würmer und Insecten," sagt Linné, „haben kein Gehirn;" und so scheint dieser Kritiker kein Bewußtseyn zu haben

davon, daß Aeschylus ein früherer Dichter war als Shakspeare und daß Shakspeare unendlich über Aeschylus steht. „Nie," versichert er uns, „wird England einen zweiten Hamlet hervorbringen!" Warum nicht? Hat doch Deutschland einen Faust und Wallenstein hervorgebracht. Wenn Halidon Hill ein mißlungenes Stück ist, so ist es dieß in nicht höherem Grade als Shakspeare's Perikles; und Shakspeare in seiner Jugend dichtete kein Stück, das sich mit Otway's gerettetem Venedig vergleichen ließe. Wenn die dramatische Kraft darin besteht, so zu sagen fremde Individualitäten zu beleben, und die eigene zu vergessen, so haben wir an Scott einen Dramatiker, einen zweiten Shakspeare, dem ersten wenig nachstehend, dessen Werke, obgleich keine Dramen, beweisen, daß die Quellen des dramatischen Interesses, weit entfernt erschöpft zu seyn, vielmehr unerschöpflich sind. Wäre er nur ein Mann des Volks gewesen, wie viel hätte er und hätten wir gewonnen! Seine Werke würden dann den Ruhm von Griechen und Römern und von Allen überstrahlt haben! Er hätte seine armseligen aristokratischen Götzen verachtet!

Wenn die Edinburger Kritiker uns unser modernes Drama mit dem des Elisabethischen Zeitalters vergleichen heißen, so ist es nicht zu verwundern, wenn sie da im Ton des absolutesten Triumphs sprechen. Aber wenn ihr einen zweiten Shakspeare haben wollt, so müßt ihr eben warten, bis die Natur ihn hervor bringt: und wenn ihr dann Stücke haben wollt wie die seinigen, so müßt ihr ihnen einen freien Markt gönnen. Wie kann das Drama blühen, wo ihm ein Prohibitivsystem wehrt? Blüht etwa euer Handel? Nein! Warum nicht? Weil eure selbstmörderischen Gesetzgeber es nicht dulden wollen, sie hemmen gleicherweise, durch Parlamentsbeschluß, gute Schauspiele und guten Handel. Daß sie letzteres thun, wäre zum verwundern, wenn sie nicht wären was sie nun einmal sind; aber wenn das Drama das mächtigste Beförderungsmittel der öffentlichen Bildung ist, das je erfunden wurde, so dürfen wir uns nicht wundern, daß es von den Feinden der Menschheit mehr gefürchtet ist, als irgend ein anderes Beförderungsmittel, und daß es in dem Lande der Kasten unter specielle Aufsicht und Obhut gestellt wird. Der Despotismus machte dem Drama Griechenlands ein Ende; und der Despotismus hat in den Zeiten Karls II das englische Drama dadurch vernichtet, daß er es corrumpirte; aber die zwei tödtlichsten Feinde des Drama's existiren in unsern Tagen: der eine ist das Monopol, und mit dem andern seyd ihr wohl bekannt: es ist der Steuereintreiber! Wenn ihr deren los seyd, werdet ihr so gedeihen, daß ich das nächstemal am Vormittag zu euch werde reden können, wenn ihr dann noch es der Mühe werth achtet, mich anzuhören. Aber wenn die Regierungen sich werden genöthigt sehen, weise zu seyn, wird man von den Dramen denselben Nutzen ziehen, wie jetzt von Vorlesungen; das heißt, sie werden nach dem Lancaster'schen Princip zur Belehrung der Massen dienen. Daher freue ich mich, wenn ich ein stattliches öffentliches Gebäude aufführen sehe. Welch prächtige Theater werden solche Gebäude abgeben in den spätern Tagen unsrer Kinder, wenn das Drama Millionen in einem Monat mehr nützliche Kenntnisse beibringen wird, als jetzt in einem Jahre Tausenden beigebracht werden! Wie leicht z. B. würde es seyn, dadurch, daß man in einem Schauspiel nicht bloß den Inhalt einer wichtigen Frage darstellte, sondern den Gegenstand selbst mit allen unheilvollen Folgen lebendig veranschaulichte, wenn das die siegreiche Gewalt bewegende Princip ein falsches ist; wie leicht, sage ich, würde es seyn, durch eine solche, an vielen Orten zugleich erfolgende Darstellung dem Geist und Gemüth von Millionen schnell die ernste Wahrheit einzuprägen, daß die Wohlfahrt, ja die sociale Existenz eines großen Handelsstaates in wenigen Jahren zu Grunde gerichtet werden kann durch die Wirkungen eines einzigen Gesetzes, das Wilde in seidnen Strümpfen, und alte Weiber in Hosen decretirt haben!

Alles was die Edinburger Kritiker gegen die moderne Poesie vorgebracht haben, würde einen großen Band füllen; aber um alles zu widerlegen, haben wir nur den Namen irgend eines unsrer großen modernen Dichter zu nennen, oder irgend eine der Productionen eines unserer Dichter zweiten Rangs, wie man sie nennt, zu recitiren. Der einzige Name Coleridge, der nicht einmal zu den größten neuern Dichtern gehört, oder irgend eines seiner Gedichte, genügt für diesen Zweck. Aber ihr habt den Mann gehört, der allein ganz würdig war, die Gedichte Coleridge's vorzutragen; dieser Mann ist jetzt fern weg, fliehend vor dem Tode, aber mit einem tüchtigen Herzen; wahrscheinlich seht ihr sein Antlitz nie mehr, und warum sollte ich euch an ihn mahnen durch meine, unendlich gegen sein Talent zurückstehende, Declamation? Aber Pemberton *) hat euch nicht die Gedichte von Nicoll, von Bamford oder Hemans vorgetragen. Was soll ich euch vortragen von Robert Nicoll? Robert Nicoll! Wer ist der? So ist er also schon vergessen, oder habt ihr gar nie von ihm gehört? Robert Nicoll ist ein neues Beispiel der Selbstaufopferung für die Pflicht, oder vielmehr in dem Todeskampf der Concurrenz, veranlaßt durch Gesetze, welche die Nahrung der Nation beschränken, deren Zahl sie nicht beschränken können. Rein und makellos starb, dreiundzwanzig Jahre alt, Schottlands zweiter Burns." (Es werden nun zwei Gedichte angeführt, welche wir nicht eben für vortrefflich und der Verdeutschung werth halten, obgleich dem einen, von Nicoll, eine ansprechende Naivetät, dem andern, von Bamford, eine männliche Kraft nicht abzusprechen ist, und dann geht Elliott über auf Felicia Hemans.) „Griechenland hatte seine Sappho; England hat deren viele. Aber wenn das ganze Alterthum sich einer Dichterin zu rühmen hat, welche den Vergleich mit Einer der unsrigen aushalten kann — wo ist sie? Warum zeigt sie sich nicht im Ring? Ich fordere die Verächter der modernen Poesie auf, aus irgend einer alten Dichterin eine gleiche Anzahl von Strophen zu citiren, an Verdienst gleich denen, welche unsre Landsmännin Hemans gedichtet hat: „Auf die Krönung des Leichnams der Inez de Castro." Die Fiction kann freilich nichts mehr hinzuthun zu einem solchen Gegenstand; denn welches erdichtete Schauspiel könnte schauerlicher seyn als jenes historische, wirk-

*) Scheint der Name eines flüchtigen (oder deportirten?) Chartisten zu seyn.

liche Factum, daß die ſchuldbewußten Mörder einer unſchuldigen und ſchönen Frau von ihrem königlichen Gatten gezwungen wurden, ihrem Leichnam ihre Huldigung darzubringen und ihre lebloſe Hand zu küſſen? Aber eben ſo wahr iſt es, daß der Gegenſtand ein ſolcher iſt, dem nur wahrhaft Inſpirirte ungeſtraft nahe treten können, und daß unſre Felicia nicht hinter der Größe und Würde desſelben zurückgeblieben iſt. Ich habe ſchon das Gedicht eines Mannes über den Tod vorgetragen [Bamfords Gedicht iſt auf Cannings Tod], jetzt ſollt ihr fühlen, wie verſchieden, und mit welcher erſchütternden Grazie ein weiblicher Genius den König der Schrecken verherrlicht; und ihr müßt nicht vergeſſen, daß dieß Weib nicht eine aus dem claſſiſchen Alterthum, keine Römerin oder Griechin, ſondern eine moderne Brittin iſt.

Die Krönung der Inez de Caſtro.

Um Mitternacht Muſik tönt
Vom Königstempel her —
Dazwiſchen eine Glocke ſchallt,
Dröhnend ſo dumpf und ſchwer.
Seltſam ihre Miſchung in der Luft!
Wer's hört, der athmet nicht;
Denn die Muſik Triumph anruft —
Von Tod die Glocke ſpricht!

Um Mitternacht Geräuſch war
Von Schritten viel und gedrang;
Doch ſchollen ſie von Scheu gedämpft
Die nächtliche Straß' entlang:
Und leiſer, ſchwächer ſchallten ſie,
Sich nähernd des Tempels Thor,
Wo auf die Königszeremonie
Brach feſtlich Licht hervor.

Es glühte ein rothes Glanzmeer
Inmitten von dem Dom;
In Falten der Purpurbaldachin
Gleich wogte wie ein Strom;
Aufs Marmorpflaſter er niederrollt
Mit ſchwerer, trüber Pracht;
Denn Etwas lag in dem ſtarren Gold,
Wie ein Schatten aus Grabesnacht!

Im köſtlichen Gezelte,
In greller Lichter Schein,
Saß ſchweigend eine Frau'ngeſtalt
Auf ſchimmerndem Thron allein.
Ihr Perlenkleid fiel ſo ſeltſam ſtill;
Auf der Bruſt die Juwelenſchnur
Von keinem Herzſchlag ſich heben will,
Als deckt' einen Stein ſie nur.

Doch der Muſik wild Schmettern
Jetzt ſelbſt den Staub durchzückt;
Als das Diadem auf die blaſſe Stirn
Ward von brennendem Gold gedrückt!

Das ſtarb hinweg das laute Getoſ'
Von plötzlicher Stille gebannt:
Fürſt trat und Baron aus der Menge Schooß
Hervor und küßt' ihre Hand.

Warum packt kalter Schauer
Den unverzagteſten Mann,
Als ein Edler nach dem andern trat,
Die Hand berührend, heran?
Saß ſie nicht würdevoll ganz und gar?
Zierte Fürſtinanmuth nicht
Unter'm getheilten Rabenhaar
Das bleiche, ſtille Geſicht?

Tod! Tod! wie wärſt du lieblich
Dem Auge des Lebens je?
Thut nicht dein kalter Anblick ſchon
Lebend'gem Pulsſchlag weh?
Ein Anblick war es, grauſig ganz,
Auf dieſem Haupt die Kron',
Als Prachtgewand, der Lichter Glanz —
Um ſie, die todt doch ſchon!

Stumm, mit gleich blaſſer Stirne,
Ein Mann zur Seit' ihr ſteht,
Die weißen Lippen feſt gepreßt,
Daß ihn ſein Herz nicht verräth —
König Pedro, der mit Eiferſucht
Die Huldigung bewacht,
Daß ſie vom Adel mit Ernſt und Zucht
Seiner Martyrin werde gebracht.

Doch ſchaut' er nicht ins Antlitz,
Das einſt geweſen ſein Stern;
Sein irrer Blick, wie er auch ſchweift,
Bleibt der ſtillen Königin fern;
War auch von der Schönheit gerettet noch
Etwas, eh ganz ſie zerbricht:
Ihre Farben verriethen den Grabhauch doch!
Er konnt' es ertragen nicht!

Die Krone, ach, und Scepter,
Der Erde Schätze geſammt,
Und die Liebe, die ſolche Gaben verlieh,
Zu gleichem nichts verdammt!
Aus iſt das Amt — tragt die Todte nun
Hin in das Grabgezelt!
Das fürſtliche Haupt laßt wieder ruhn!
Staub ſchlaf' dem Staub geſellt!

Um Mitternacht Muſik tönt,
Ein Requiem traurig ſchön,
Wie die Trauerleute durchs Kirchenſchiff
In dunklem Zuge gehn;

Die Sternenkrone, den Goldring,
All die Schätze verschlang als Raub
Das stille Haus, das wieder empfing
Die Königin von Staub!

Voran dem Zug, fest, thränlos
Pedro die Schritte lenkt;
Doch birgt er im falt'gen Mantel 's Gesicht,
Als wieder der Staub wird versenkt.
Still wird's zuletzt — die Menge verschwand —
Der Sterbgesang sinkt zur Ruh —
Wer hat, Liebe! dich stark wie der Tod genannt?
Oh! mächtiger noch bist du!

Volupté.

(Schluß.)

„Morgen wird sie nicht mehr daran denken, sagte ich zu mir selbst auf dem Rückweg, um mich zu betäuben; und ich ging meines Wegs, bald mich kränkend, daß ich ihr vielleicht Schmerz verursacht, bald mich ärgernd bei dem Gedanken, wie leicht sie vergessen würde. Am andern Tage war ich, gegen meine Gewohnheit, schon am Morgen früh in Auteuil; als sie mich eintreten sah, kamen ihr die Thränen: „Ich habe Unrecht gehabt," sagte sie, „Ihnen solche Vorwürfe zu machen; aber Sie sind ein wenig hart in der Form gewesen. Aber doch habe ich sehr Unrecht gehabt;" und sie klagte sich selbst an wegen ihres Charakters, indem sie meine Freundschaft lobte; sie gab sich Schuld, die besten Augenblicke durch ihre trüben Launen zu verbittern. „Ach nein!" rief ich jetzt, „ich allein habe Unrecht gehabt; versprechen Sie mir zu glauben, daß ich allein Unrecht gehabt!" Und nachdem sie Ja! gesagt, gingen wir hinaus in das Gehölz, wo noch überall der Thau glänzte, jedes noch mit einer Thräne an den Wimpern. Im Gehen drückte ich ihr die Hand und flüsterte ihr ins Ohr: „Wie gütig Sie sind!" „Oh," sagte sie mit einer milden Freude, „gegen Sie bin ich so; gegen Jemand anders, wissen Sie, wäre ich es nicht." Dann zog sie ihre Hand zurück, die Thränen in ihrem Auge trockneten, und sie kehrte zurück zu ihrem unschuldsvollen Frieden und ihrer anscheinenden Harmlosigkeit. Wir brachten diesen Tag zusammen zu; ich begleitete sie zu ihrem Gatten und führte sie bald nach dem Essen wieder zurück. Mehr als einmal im Laufe dieses Tags sah ich sie, da ich sie blaß und ihre Züge etwas verändert fand, aufmerksam und starr an; aber sie lächelte ganz ruhig bei meinem Blick, und beklagte sich nicht." — —

Einige Monate verflossen; da fand eines Tags Amaury bei dem Marquis in dem Garten des Gefängnisses den berühmten Georges Cadoudal, der sich mit dem Marquis über einen kühnen Plan gegen Napoleon besprach. Amaury, von dem Marquis ins Vertrauen gezogen, suchte Georges auf, fand ihn nach vielen vergeblichen Nachforschungen, und erbot sich gegen ihn zur Theilnahme an dem auszuführenden Schlag. Georges sagte es ihm zu, und dieser Schritt hatte auf sein Wesen einen großen Einfluß: „Zuerst trat in mir eine große Ruhe, eine völlige Zufriedenheit ein. Ich war von dem innern Gewicht befreit, das mich am meisten drückte, von der unbestimmten Sorge um die Zukunft. Eine Art Säule, glänzend oder düster, aber großartig und ruhig, begränzte meinen Horizont; es schien mir, daß ich von nun an das Recht hätte zu leben, mich zu tummeln und zu vervielfältigen. Alle Lebhaftigkeit meines Alters, alle Strahlen der Jugend glänzten von neuem auf. Meine Freunde sahen mich anschließender, offener, beflissener ihnen zu gefallen. Ich konnte von nun an die Paraden, die militärischen Schauspiele ohne Haß und Bitterkeit ansehen; mein Blick war der eines Rivals, der sich rüstet, und im Vorübergehen die Höhe des feindlichen Lagers mit einer Art von Stolz mißt. Als Vorspiel und Vorübung besuchte ich einen Fechtsaal und legte mich leidenschaftlich auf die Fechtkunst. Bei meiner Liebe zu Contrasten gewannen selbst meine Studien bei dieser neuen Ermannung; nie war meine Lecture so mannichfach und zahlreich, nie so fruchtbar an Betrachtungen und Erinnerungen gewesen. Ein zarteres, feineres Licht, so zu sagen, erleuchtete unter meinen Händen die Blätter. Um diese Zeit, glaube ich, war es, daß, gleich einem Traume Endymions, die Gemälde Bernardin de St. Pierre's mir die Milchsüße ihres Himmels, die weißlichen Haine ihrer Landschaften darboten, und jene melodische Monotonie unter dem Mondlicht in den Wäldern, die dem Ton der Flöte gleicht. Die ganz neuen Schriften eines schon berühmten Mitbürgers, des Herrn von Chateaubriand, erschütterten mich noch mehr als die von St. Pierre, und zogen mich vielleicht anfangs weniger an, da ich oft von so vielen Blitzen wie betäubt und außer Fassung gebracht wurde. Aber als ich eines Abends die schöne Episode von René gelesen, schrieb ich auf mein Denkbuch ein ungestümes Urtheil, das, so viel ich mich erinnere, mit den Worten anfängt: „Ich habe René gelesen und habe gebebt und geschaudert, ich habe mich ganz in ihm erkannt;" u. s. w. Wie viele Andere haben seit zwanzig Jahren auch geschaudert und gebebt, und glaubten sich selbst gegenüber zu stehen bei diesem unsterblichen Bilde! Das ist das Eigenthümliche dieser magischen Spiegel, worin der Genius seinen wahren Schmerz concentrirt hat, daß Generationen hindurch alle diejenigen, die sich nähern um hineinzuschauen, darin der Reihe nach sich selbst erkennen. Und doch war mein Leiden ganz individuell, weniger unbestimmt, weniger erhaben und ideell als das, das ich bewunderte, und bezog sich in seinen verschiedenen Wandlungen auf ein entschiedeneres Motiv. Lieben, geliebt werden, den Genuß mit der Liebe verbinden, mich frei fühlen, indem ich treu blieb, meine verborgene Kette selbst bei vorübergehenden Untreuen bewahren, meinen Geist verfeinern, ihn mit Einsicht oder Anmuth schmücken, nur um mich als Liebender angenehmer und theurer zu machen, um dem geliebten Gegenstand mehr geben, ihm die Welt erklären zu können — das war der weichliche Lebensplan, an den ich am Ende alles Glück knüpfte; das war die kranke Genesung, die mir genügt hätte. Den Ruhm des Schriftstellers oder des Kriegers, der mir manchmal zuflüsterte, hätte ich, auf einem andern Gebiet ganz zufriedengestellt, bald überhört; jeder

Zephyr des Waldes hätte meine Sehnſucht darnach verſcheucht. Die ehrgeizige Thätigkeit hätte ich leicht bemitleidet; vom Studium hätte ich nur die ſüße Blume abgepflückt. Für den Sklaven der Liebe iſt es ſüß, das Vergeſſen zu pflegen. Die Religion, ach! ich hätte ſie ohne Zweifel nach meinem Herzen und meinen Sinnen zurecht gemacht; ich hätte von ihr ſo viel entlehnt, um meine matte Reue zu nähren und zu wiegen; ich hätte ſie zu einer profanen Krönung meiner Zärtlichkeit benützt. So weit war ich, von Traum zu Traum, damals gekommen. Außer der Luſt, o mein Freund, habe ich während jener Zeit nichts um ſeiner ſelbſtwillen gewollt; wenn ich in anderm Sinne zu wollen und zu handeln ſchien, ſo lag immer jene geheime Triebfeder zu Grunde. Was der Philoſoph Helvetius geſagt hat von der einzigen, den Menſchen überhaupt beſtimmenden Triebfeder, war von mir individuell ganz wahr. Und das Alter, das ſo frühe kommt für die Liebenden, und die ernſten Jahre, und der Tod, was fing ich damit an? Welche Rolle ſollte ich in meinen Gedanken dieſen furchtbaren Boten anweiſen? Oh, in meinem Plan eines irdiſchen Elyſiums ſah ich mein Idol und mich ſelbſt nie lange die ſchmeichelnden Jahre überleben. Und es liegt in dem langſamen Zerfall einer Schönheit, die man liebt, in den tauſend Erinnerungen, die ſich an dieſen halb gewelkten Glanz knüpfen, eine ſchwermüthige Süßigkeit, die ich hinlänglich ahnte, um ſie bis aufs Aeußerſte durchkoſten zu wollen. Aber nachdem auch dieſe letzte Melancholie geſchlürft war, und vor dem äußerſten Ende dieſes Herbſtes der Jugend, dachte ich mir immer den ſanften, langſamen Tod meiner Freundin erfolgend im Schooße der Religion, welche verzeiht — ich ſelbſt, auf den Knieen liegend, Zeuge davon. Und nach wenigen Jahren, in ſchweifender Einſamkeit mit verwittwetem Herzen verlebt, dachte ich auch ſelbſt fromm zu ſterben, im dreiundvierzigſten Jahre ſpäteſtens. Dieß war ein Termin, über welchen hinaus ich nicht mehr auf der Erde zu ſeyn glaubte. Eine raffinirte Miſchung, nicht wahr? von Epikuräismus und Glauben an die Seele, von Vergeſſen und Erkenntniß Gottes! ein treuloſes Bild, das aber doch nicht ganz Lüge war, und auf dem ſich ein unbegreifliches Licht der Zukunft abſpiegelte. Ich hatte nicht nöthig, um dieſen Roman von Glück zu nähren, ihn für irgend realiſirbar zu halten, denn er ſchwebte fortwährend vor meinen Augen ſelbſt in Stunden, wo ich einen ganz andern Ausgang hoffte."

Er erzählt, wie ſeine Stimmung ungleich und wechſelnd geweſen, und ſeine Freundin dieß auch nicht ſelten empfunden habe; „wenn ſie, die gewöhnlich mich ruhig gewähren ließ, ſolche Veränderungen an mir bemerkte, wenn ſie darüber unruhig zu werden ſchien (was öfters geſchah), daß ſie mich anders ſah, daß ſie mich Drohungen ausſtoßen oder den Wunſch fortzureiſen oder zu ſterben, ausſprechen hörte, wenn ſie mir dann ſanfte Vorwürfe darüber machte, daß ich nicht genug, nicht über alles liebe, daß ich unbeſtändig ſey und nach geringeren Gütern trachte, dann ſagte ich wohl, mich ihrer Worte bemächtigend: „Aber Sie, würden Sie ohne gleichen lieben, wer Sie ohne Maaß liebte? Würden Sie über Alles lieben, ſelbſt über Gatten und Kinder hinaus?" Gerade ſolche Tage, wo meine Sinne mich am meiſten hinreißen, waren es, wo ich mich ſo egoiſtiſch und hart zeigte. Dann verdroß mich ihre Anhänglichkeit an Gatten und Kinder; bei der geringſten Unpäßlichkeit der letztern, bei dem Gedanken an die bevorſtehende Befreiung von jenem fand ich ſie ganz erfüllt von einem Gegenſtand, der nicht ich war. Der Thron, den ich in ihrem Herzen für mich begehrte, ſchien mir, ſoll ich es ſagen? gröblich uſurpirt von jenen. O! wie iſt doch die menſchliche Liebe ſo unduldſam, ſo ungerecht, ſobald ſie ſich ganz die Zügel ſchießen läßt! In den Augenblicken wo ſie nach Eroberung zielt, wo ſie über Hinderniſſen erbittert wird, möchte ich ſie mit jenen Deſpoten Aſiens vergleichen, die, um ſich den Weg zum Thron zu bahnen, all ihre nahen Angehörigen und Brüder erwürgen. So würde die brutale, deſpotiſche Liebe, wenn man ſie ganz dem Inſtinct folgen ließe, wenn ſie ganz barbariſch bliebe in ihrer Eiferſucht, und wenn das Chriſtenthum ſie nicht berührte, gern zum Vortheil ihres Altars jede andre Liebe erwürgen. Aber wenn ich mich in ſolch einem egoiſtiſchen, anſpruchsvollen Sinn ausſprach, mit einiger Schonung in den Ausdrücken, obgleich der Sache nach offen genug, ſo verſtand ſie mich nicht, ſie konnte nicht dieſe erbitterte Ausſchließlichkeit in meinem Gemüth gelten laſſen, ſie begriff nicht, daß das Lieben der Feind des Liebens ſeyn, daß aus verſchiednen, verwandten Arten von Liebe etwas Anderes entſpringen ſollte als ein Wetteifer in Wärme und Zärtlichkeit. Alle Arten der wahren Liebe entkeimten, nach ihrer Art zu denken, aus Einem Stengel, wie die Arme des goldnen Leuchters. Ich ſah ſie ſo leiden durch meine heftigen Anſprüche und ſich darüber beunruhigen.

„Zu andern Zeiten dann, wenn die Sinne und in Folge davon der Egoismus weniger laut ſprachen, wenn die letzten Abende beſſer geweſen waren, und die wahrhafte Liebe ſich ein wenig in mir läuterte, dann wurde ich wieder mild, duldſam in ihrer Gegenwart, dann opferte ich mich gerne auf, trat willig zurück. Und ſie beeilte ſich ſo, mich in dieſer Stimmung zu erfaſſen, ſie dehnte ſich gleichſam aus in einer ſo leichten Luft, und wir verſtanden uns mit ſolchem Einklang der Seelen! Einſt traf ich ſie eines Nachmittags, wie ſie alte Briefe aus der Zeit ihrer erſten Bekanntſchaft mit dem Marquis in tiefer Rührung durchlas; auch mir gab ſie einige ſolche Briefe zu leſen und dann ſagte ſie: „Bald, wenn Hr. v. Couaën los ſeyn wird, dann werden wir friedlich, für lange Zeit vereinigt leben. Wir werden ſein Unglück ſegnen, werden es mildern. Wir werden eines Tags Couaën wieder ſehen, was ſie auch dazu ſagen; Sie werden dort mit uns ſeyn. Meine Kinder werden heranwachſen, und Sie werden ſie bilden helfen; meine Kindheit wird neu erblühen. Wir werden fromm werden in lebendiger That, wir werden mit einander die Jahrestage des Todes meiner Mutter feiern; wir werden Gutes thun. Das iſt das ſicherſte Mittel, aus dem Herzen den Haß zu verdrängen, der ein Gift in uns iſt. Schon ſind Sie ruhiger und ergebener, nicht wahr? ſo wird auch er werden; wir werden ihn zwingen, ſeine Leiden dankbar zu ſegnen. Wir werden alle an ein andres Leben glauben, denn das jetzige wird nie der Ausdehnung unſerer Gefühle und unſeres Glückes genügen." So

sprach das reine Weib, und ich hörte sie in stummer Entzückung an. Das reine Weib glaubt an solche Plane für die Zukunft, sie wäre im Stande, mit Glück bis ans Ende darnach zu leben, und deßwegen stelle ich die Frau über den Mann. Der Mann aber, der liebt, und der solche glückliche Einrichtungen von einem überredenden Mund in Aussicht stellen hört, daran glaubt und sich fähig wähnt, sein Leben dazu herzugeben, hat in der That dann doch nicht die Kraft dazu, wie er glaubt. Während das geliebte Weib, mit sittsamem Herzen, vertrauend und ohne Wunsch, völlig befriedigt ist, ihren Freund neben sich zu sehen, ihm höchstens einen Augenblick ihre Hand zu überlassen, und ihn zu behandeln wie eine Schwester ihre geliebte Schwester, leidet der Mann, wäre er auch ein zweiter Abel oder Johannes, insgeheim unausbleiblich in Folge seiner falschen Stellung; die anscheinend harmonischsten Augenblicke werden ihm bald ein Schmerz, eine Gefahr, eine Schmach, daher Anfälle von Reizbarkeit und Grausamkeit. Aber wenn die innere opfernde Hingebung mächtiger würde, wenn das, was der schwachen Natur angehört, allmählich verschwände und erlösche; wenn der Mann dazu gelangte, rein zu lieben, wie das reine Weib es vermag; wenn man sich die Bitterkeit, die Verderbtheit der Sinne, die neidische Dürftigkeit einer ausschließlichen Liebe allmählich bekämpft und besiegt, denkt durch Frömmigkeit, Wachsamkeit, Betrachtung des andern Lebens, durch großmüthige Thätigkeit, die man für das geliebte Wesen aufbietet, und durch Wohlthaten, die man zu jeder Stunde in ihrem Namen um sich her verbreitet; dann hätte man sicherlich auf Erden ein Schattenbild von der großen Liebe, welche drüben waltet, und von jener Einmüthigkeit im Reiche Gottes, denn in jenem ersehnten Reiche erhalten sich, so hoffe ich, die individuellen Mittel- und Brennpunkte früherer Zärtlichkeit. Die Mutter, die Schwester, die Gattin, die heiligende Freundin hören nicht auf, unter dem Auge Gottes von uns erkannt, mit Namen genannt zu werden. Die entrückte Seele findet in schönern Verhältnissen alle ihre Gegenstände edler Liebe wieder, denn sie dienten alle einander als Ermunterung, als unerschöpflicher Aufschwung zu der Liebe, die sie krönt zugleich und rechtfertigt." —

Da es uns weniger darum zu thun ist, den Faden der Erzählung bis ans Ende zu verfolgen, als dem Leser die Gesinnung, die Darstellungsweise, den Ton dieses Buches zu veranschaulichen, brechen wir hier die Auszüge ab, und berichten nur noch in der Kürze, daß Amaury, in Folge eigenthümlicher Umstände, besonders weil er dem nahen Ausbruch der Verschwörung von Georges entgegensieht, wobei er fast mit Sicherheit darauf zählt den Tod zu finden, und weil er sich sehnt, vor seinem Tode doch noch das freie Bekenntniß aus dem Munde einer Frau zu vernehmen: „Ich liebe dich!" was er bei Madame R. eher als bei der Frau von Couaën hoffen kann, sich mehr und mehr der erstern zuwendet, nach und nach von der letztern, welche Paris verläßt und nach einiger Zeit ihren Sohn verliert, abkommt, und sich auch mit dem Marquis einigermaßen abwirft. Nach vielen Verwirrungen und Bedrängnissen wird Amaury — Priester; als solcher kommt er nach einigen Jahren einmal nach Couaën, wohin gerade auch die Familie des Marquis, die in Blois in einer Art Verbannung lebt, auf einige Zeit zurückzukehren Erlaubniß erhalten hat — in Folge eines sehnsüchtigen Wunsches der längst kränkelnden, jetzt sterbenden Marquisin. Amaury versieht sie mit den Sterbesacramenten und hört ihre letzte Beichte.

Gewiß ist dieß Buch eines der bedeutendsten und ernstesten unter den Erzeugnissen der neuern französischen Literatur. Ein reicher, gebildeter Geist, ein tiefer Ernst bezeichnet das ganze Gepräge dieses philosophischen Romans, dem man nur einen andern Titel wünschen möchte, da der von dem Verfasser gewählte, später von ihm selbst bereute, allzuleicht Vorurtheile gegen den Inhalt erwecken könnte, und wie er selbst erkennt Unberufene anlocken und Andere dagegen zurückschrecken dürfte. Vielleicht hat sich der Verfasser auch durch den Titel seines Buchs den Horizont einigermaßen verengt, denn die von ihm mit so großer Kunst und Einsicht entwickelten psychologischen Phänomene lassen sich doch nicht unter jenen Einen Begriff subsumiren. So tief und scharf indeß Sainte-Beuve's Gedanken und Entwicklungen sind, so kann man doch zweifeln, ob eine so subtile Analyse und Dialektik eine erfreuliche Erscheinung auf dem Gebiete der Poesie zu nennen ist; es ist bekannt, daß Michel Angelo viele Jahre die Anatomie studirte, um der große plastische Künstler zu werden, als der er die Bewunderung der Welt ist; mögen immerhin auch die Dichter die Anatomie der Empfindungen, der Triebe, des Gemüths, der Leidenschaften studiren, aber wir wünschen doch, daß sie uns in ihren Werken vielmehr ihre plastische Kunst, als ihr anatomisches Wissen zeigen, welches verborgen bleiben und nur unsichtbar wirken sollte.

Die Charaktere im Einzelnen verdienen das größte Lob — besonders, außer Amaury, Frau von Couaën und Madame R., der mit kräftigen Zügen gezeichnete Marquis und der gewaltige Georges Cadoudal. Die Sprache ist äußerst gebildet und fein — vielleicht manchmal etwas zu studirt; der Verfasser mußte alle Hülfsquellen aufbieten, um für die feinen Distinctionen, Andeutungen, Nuancirungen, für seine leisen Hauche und Tinten die entsprechenden Ausdrücke zu finden. Je einfacher die Geschichte, desto reicher ist die innere Entwicklung und Darstellung, und das Buch enthält einen wahren Schatz von anziehenden oder anregenden Betrachtungen, Bemerkungen, Gedanken, Blicken.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 356.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 December 1840.

Die schwedische Literatur.

(Aus Vulgarins Sommerausflug nach Finnland und Schweden im Jahre 1838.)

Einleitung.

Schulgelehrsamkeit und Civilisation drangen in Schweden zu gleicher Zeit mit dem Wiederaufleben der Künste und Wissenschaften im westlichen Europa ein, aber der fanatische Geist der katholischen Zeiten und der mystische Pedantismus der ersten Zeiten der Reformation, der bis auf Gustav III auch in Schweden mit auffallender Stärke geherrscht hat, hinderte die Entwicklung der Literatur. Den strengen protestantischen Sitten erschien die Beschäftigung mit der schönen Literatur als eine kleinliche, eines Mannes unwürdige Sache, da dieser seine von physischen Anstrengungen freie Zeit dem Nachdenken über Gott und ein künftiges Leben widmen sollte. Man hatte die Klöster aufgehoben, die Protestanten aber führten die Strenge der Klostersitten ins Privatleben ein, und für Heuchler und Heilige öffnete sich eine weite Laufbahn. Die Einbildungskraft beschäftigte sich mit den Ausgeburten des Mysticismus, und nicht nur in Schweden, sondern auch in Deutschland und England glaubte man an Swedenborg, daß er von einem Planeten sich auf den andern versetzen könne und mit Geistern verkehre. Die geistige Thätigkeit der Höhergestellten wandte sich auf die mathematischen Wissenschaften, und das poetische Gefühl ergötzte sich an den Ueberlieferungen der Alten. Das achtzehnte Jahrhundert zerstreute diesen Nebel und die Literatur entwickelte sich bei allen Völkern, wie die Vegetation im Frühjahr. Auf dem schwedischen Throne saß ein in allen Beziehungen ungewöhnlicher Mann, Gustav III. Ausgerüstet mit einem angenehmen Aeußern, mit einem tiefen, durchdringenden und doch zugleich spielenden Geiste, mit feuriger Seele und einem richtigen Geschmack beschloß er sein Vaterland, wie in politischer, so in intellectueller Hinsicht umzuschaffen. Alles, was in Schweden Kunst verräth, Gebäude, Denkmäler, Museen, Akademien, gelehrte Anstalten, alles das wurde von Gustav III gegründet oder angeregt. Er liebte Schriftsteller und Künstler, umgab sich mit aufgeklärten und ausgezeichneten Männern, und fand in ihrer Gesellschaft Erholung von der Last der Regierung und von dem Kampfe mit einer stolzen Aristokratie. Unter seinem mächtigen Schutze hob sich in Schweden die schöne Literatur und mit den andern Künsten stieg auch die dramatische. Das Volk nahm die Formen der europäischen Verfeinerung an, und warf die rauhe Hülle der Reformationszeiten ab. Alle Leute von Verstand und Gefühl schätzten Gustav hoch, nur einige Aristokraten verfolgten ihn mit gränzenlosem Hasse, vergifteten sein Leben durch Verleumdungen, bis sie ihn endlich ermordeten. Und noch jetzt nach fünfzig Jahren nagt die hämische Verleumdung an dem glänzenden Namen des guten, edlen Beschützers der Wissenschaften, der Literatur und schönen Künste.

Wir wollen jetzt einen Blick auf den Gang und den gegenwärtigen Zustand der schönen Literatur Schwedens von ihrer Entstehung bis auf unsere Zeiten werfen. Was ich hier gebe, findet sich nicht in Büchern, auch habe ich es nicht aus Büchern geschöpft, sondern aus dem Gespräch mit einem sehr wohl unterrichteten Freunde, Hrn. Bar. Nur die Zahlen sind aus Büchern entlehnt, Geist und Gedanken gehören dem Hrn. Bar, und zum Theil mir; auch mit andern wohlunterrichteten Männern nahm ich Rücksprache, fand jedoch die Aeußerungen Bars durchaus bestätigt. Ich gebe somit in möglichst klarem Umfang einen Abriß der Literatur, erwähne jedoch, wie sich von selbst versteht, nur das, was auf ihren Gang besondern Einfluß hatte.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Amerika.

Die Sklavenfrage führt uns am leichtesten hinüber nach Amerika: denn sie ist noch immer für dasselbe eine Frage erster Wichtigkeit, namentlich für Nordamerika, wo sie am tiefsten in die politischen Verhältnisse eingreift. Officiell sogar, nämlich von den offenkundigen Freunden Van Burens, ist schon das Mißtrauen gegen die Engländer und ihren durch die Emancipation

gewonnenen Einfluß ausgesprochen worden, aber nicht diese allein, bei denen man politische Parteilichkeit voraussetzen könnte, sondern bei den Abolitionisten Amerika's selbst hat sich diese Gesinnung geäußert: im verflossenen Mai bildete sich zu New-York eine „gegen die Sklaverei gerichtete Versammlung" (anti-slavery convention), welche auch eine Monatsschrift herausgab, deren erste Nummer im Junius erschien. Der merkwürdigste Zug darin ist der, daß sie zwar alle guten Wünsche für die Negersklaven und die freien Farbigen hegen, allein sie auf alle Weise abzuhalten suchen, nach dem brittischen Westindien zu gehen, wo sie nicht so rechtlos sind, wie in den Vereinigten Staaten. Diese Aeußerungen einer gegen England feindseligen Gesinnung sind kleinlich gegenüber den Riesenschritten, welche England bereits zu Gunsten der schwarzen Race gemacht hat, und wahrscheinlich in nächster Zukunft noch wird machen müssen, da man in Nordamerika entschlossen scheint, der Auswanderung materielle Hindernisse in den Weg zu legen. Einwanderung und wieder Einwanderung ist das ewige Thema der westindischen Zeitungen, und so scheint das dringende Bedürfniß den umfassenden Vorschlag, dessen wir in unserm gestrigen Blatte gedacht haben, mit raschen Schritten herbeizuführen. Es hat sich nämlich in England eine Gesellschaft westindischer Plantagenbesitzer gebildet, welche alle Unterscheidungen der Farben, und alle Hemmnisse, welche bisher der Freiheit der Industrie in Westindien entgegenstanden, aufheben will. Die Zeit drängt sie, die Höhe der Zuckerpreise in England ist so, daß man sie sich nicht lange gefallen lassen wird, und wenn überhaupt Westindien als europäisches Besitzthum, in welchem Kaffee und Zucker erzeugt wird, erhalten werden soll, so müssen die entscheidenden Schritte zu gänzlicher Befreiung der Neger schnell geschehen, und dann wird auch die Einwanderung nicht lange auf sich warten lassen. Die Frage ist ganz einfach die geworden: wenn das brittische Westindien in Folge der Emancipation der Neger zu Grunde geht, so wird die Sklaverei in Amerika überhaupt eine Stärke gewinnen, die allen Angriffen trotzen wird; gelingt es aber, die westindischen Inseln mit und durch die Freiheit so blühend zu machen, daß dadurch die Producte der Sklavenarbeit von dem Weltmarkte vertrieben werden, dann muß die Sklaverei in Amerika unvermeidlich in sich absterben. Eine der nächsten Aufgaben Englands ist es, diese Frage, von der das Geschick der schwarzen Race auf Jahrhunderte hinaus abhängt, zu lösen, und zwar müssen im Laufe des nächsten Jahrs sehr bedeutende Schritte dazu geschehen.

Gegenwärtig besteht ein kleinlicher Kampf zwischen einzelnen westindischen Inseln, welche sich gegenseitig die Arbeiter zu stehlen suchen, später aber wird derselbe Kampf in ernsterer Form mit den Sklavenstaaten Amerika's und namentlich mit Nordamerika beginnen, gegen welches England gegenwärtig einen geheimen Krieg führt, der diesem ans Leben geht. Das Mittel hiezu ist Texas, dessen Unabhängigkeit England vor wenigen Wochen durch einen Vertrag anerkannt hat.

Wir haben diesem Lande einige Artikel gewidmet, namentlich über die „Neueste Geschichte von Texas" (s. Nr. 210 ff.), und die „Stimmen über Texas" (s. Nr. 318). Die Ansichten sind nämlich getheilt, indem die einen behaupten, ein großer Theil der Bevölkerung bestehe aus Sklaven, die andern dagegen, es befänden sich nur wenige tausend Sklaven daselbst. Die Anerkennung von Texas durch England ist von großer Bedeutung durch die Art, wie Texas entstand und sich ausbildete. Die gewaltige Bewegung in den südlichen Vereinigten Staaten gegen Texas hin war hauptsächlich eine Folge des amerikanischen Tarifs, denn dieselbe Gesinnung, welche die Bewohner Südcarolina's zum Aufstand gegen die Unionsregierung trieb, veranlaßte viele tausend Bewohner von Arkansas, Louisiana ꝛc. zur Auswanderung nach Texas, weil man seine Producte frei absetzen, und die fremden Waaren dagegen ohne Zoll beziehen wollte. Texas wuchs rasch an, blieb aber in einer sehr prekären Lage, weil Mexico seine Unabhängigkeit nicht anerkennen wollte, und auch England sich scheute, dieß zu thun, um nicht Mexico, dessen man sich gegen Nordamerika bedienen zu können hoffte, zu beleidigen. Indeß war Mexico schwach, und Texas wurde stark: die Texaner rüsteten sich zum Kampfe gegen Mexico, und wären ohne eine sichere Gewährleistung ihres Gebiets gewiß in das der Mexicaner eingebrochen. Nun entschloß sich England zur Anerkennung, wodurch Mexico vor einem Angriff geschützt wird, gegen welchen es sich nicht hätte vertheidigen können, namentlich bei seiner jetzigen innern Zerrüttung.

Texas hat keinen Tarif, England wird also frei seine Waaren einführen, und seine Baumwolle und Tabak wohlfeiler erhalten, als die der Vereinigten Staaten. Jetzt, wo Texas vor Mexico durch die Anerkennung Englands sicher ist, wird sein Anbau sich schnell heben; die Indianer (s. Nr. 308, 335) sind ein vorübergehendes Uebel, und die natürliche Fruchtbarkeit des Landes wird sich um so glänzender entfalten, als die nördlichen Theile desselben ebenso gut Korn erzeugen, wie die südlichen Baumwolle und Tabak. Ueber die Stellung des Landes äußert sich ein Engländer (s. Col. Gaz. vom 25 Nov.) folgendermaßen: „nicht belästigt durch einen Tarif muß Texas in kurzem ein furchtbarer Nebenbuhler der Vereinigten Staaten seyn; den südlichen Staaten wird dieß zuerst fühlbar werden, allein da der Wohlstand in den nördlichen Staaten wesentlich davon abhängt, daß sie die Factoren und Frachtfahrer des Südens sind, — der bedeutenden nördlichen, in den südlichen Plantagen angelegten Capitalien nicht zu gedenken, — so wird jeder Nachtheil, der den beiden Carolinas oder Alabama zustößt, bald genug in Pennsylvanien und Massachusetts gefühlt werden. Wenn der amerikanische Tarif aufrecht erhalten wird, und die Colonisation von Texas fortdauert, wie bisher, so wird in kurzem ein Theil des Handels von Neuorleans und Neupork nach Galveston übertragen werden. An der raschen Colonisation von Texas ist wohl kein Zweifel, und es würde uns nicht im geringsten in Erstaunen versetzen, wenn diese in kurzem zu einer bedeutenden Modification und dann zur Abschaffung des Tarifs der Vereinigten Staaten führen würde."

Ehe wir auf die Vereinigten Staaten übergehen, welche dadurch in eine sehr kitzliche Lage versetzt werden, müssen wir auch noch die Sklavenfrage in Texas in Betracht ziehen, welche von nicht geringer Bedeutung in dieser Sache ist. Derselbe

Schriftsteller, aus welchem die eben angeführte Stelle entlehnt ist, bemerkt auch, daß Texas, welches bei einer Bevölkerung von 500,000 (?!) Seelen nur 5000 Sklaven habe, leicht sich entschließen werde, den Sklavenhandel und Sklaverei ganz aufzugeben, und dann werde es im Verein mit Westindien den Beweis liefern, was freie Arbeit über Sklavenarbeit vermöge; auch sey das Klima so gesund, daß der schönste Tabak, Zucker und Baumwolle durch die Arbeit von Weißen erzielt werden könnten. Wir sind keineswegs dieser Ansicht: schon die Zahl der Weißen ist sehr übertrieben, die der Sklaven viel zu gering angegeben. Die Texaner, fast sämmtlich aus den südlichen Sklavenstaaten entsprossen, werden wohl der Sklaverei nicht sehr abgeneigt seyn, und ob Baumwolle von Weißen gebaut werden kann, was in den übrigen Theilen Nordamerika's nicht der Fall zu seyn scheint, muß erst die Zukunft lehren. Die Sache ist von nicht geringer Bedeutung. Wird Texas, wie alle Umstände vermuthen lassen, ein Sklavenstaat, so sind seine Interessen sämmtlich mit denen der übrigen Sklavenstaaten Nordamerika's identisch, seine Freiheit vom Tarif aber setzt es dermaßen gegen diese in Vortheil, daß diese nothwendig darnach streben müssen, gleichfalls von dem Tarif sich frei zu machen, d. h. die engere Verbindung mit dem Norden aufzuheben, der nicht wohl ohne den Tarif bestehen kann, wenigstens ungeheure Verluste erleiden würde: die kalten und nur mäßig fruchtbaren Staaten Massachusetts, Connecticut, Vermont u. s. w. würden dadurch ihre ganze Wichtigkeit verlieren, und Amerika überhaupt in eine gewisse Rohheit zurücksinken, da besonders Massachusetts fast das einzige gebildete Land im europäischen Sinne des Worts bei seiner wachsenden Armuth und Entvölkerung dann nicht der Sitz des Wissens und der Gelehrsamkeit bleiben könnte, was es jetzt ist. Hebt aber Texas wirklich die Sklaverei auf, kann Baumwolle auch dort ohne Zuthun der Schwarzen in größerer Menge erzeugt werden, oder gelingt es, die Sklaven in Freiheit zur Arbeit zu bewegen, dann steht mit Einemmal dieß Land in schroffem Widerspruch gegen die Sklavenstaaten Nordamerika's da, und die Sklaverei erhält in Nordamerika von Texas aus ihren Todesstreich.

Was in dieser Beziehung geschehen wird, muß sich bald zeigen: gegenwärtig kann jeder Freie in Texas Land um eine Kleinigkeit haben; so lange dieß der Fall ist, wird jeder freie Texaner Landeigenthümer seyn; soll aber das leicht erworbene, ausgedehnte Land nutzbar gemacht werden, so muß man Sklaven haben; diese kann man sich mit Leichtigkeit aus den benachbarten nordamerikanischen Staaten verschaffen, und es könnte sich die Behauptung rechtfertigen, daß die Bewohner der südlichen Staaten der Union nach und nach zu Sklavenzüchtern und Sklavenhändlern für Texas würden. Nun will man aber wissen, die Regierung von Texas sey geneigt; oder wenigstens wird England sie dazu geneigt zu machen suchen, hinsichtlich des Verkaufs seiner unermeßlichen wüsten Ländereien, dasselbe Princip anzunehmen, wie die Engländer in Australien, nämlich das Land zu einem bestimmten, ziemlich hohen Preise zu verkaufen, so daß jeder Unbemittelte, der sich dort niederläßt, zuerst einige Jahre sich als Arbeiter vermiethen muß. Geht die texanische Regierung auf diesen Vorschlag ein, so zeigt sie damit, daß sie die Sklaverei nicht aufrecht erhalten, sondern möglichst bald abschaffen will, und dann erstirbt diese in wenigen Jahrzehenten von selbst. Aber dann ist auch Texas im Verhältniß zu England gerade eben so gestellt, wie eine der australischen Colonien. Durch Geld- und Handelsverhältnisse, durch Einwanderer und gleichartige Interessen ist es an England gefesselt, und seine Verbindung mit den Vereinigten Staaten muß sehr locker werden. Die Frage ist für die Zukunft der ganzen nordamerikanischen Welt von der größten Bedeutung, und man darf nicht vornehm darüber hinsehen, weil sie jetzt noch von Seite der dabei betheiligten Classen hauptsächlich nur als Handelsfrage, als Berechnung von Gewinn und Verlust, aufgefaßt wird.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte und Alphabet der Albaner (Georgier.)

Der von uns schon mehrfach erwähnte Boré hat eine merkwürdige Entdeckung gemacht. Während eines achttägigen Aufenthaltes zu Etschmiadzin untersuchte er die Bibliothek, welche für das reichste literarische Depot in ganz Armenien gilt; sie enthält eine große Menge kostbarer Werke, die man ganz verloren glaubte, und wovon in den europäischen Bibliotheken nur Fragmente sich vorfinden. Die merkwürdigste Entdeckung, die er machte, ist die eines Alphabets der Aghovans (der alten Albaner), das bis jetzt unsern Orientalisten unbekannt geblieben ist, und eine vollständige Geschichte dieses Volks, die im 7ten Jahrhundert von Moses Galgandani verfaßt wurde. Bisher kannte man dieß Werk nur aus den Citationen einiger andern Schriftsteller. (Echo du Monde Savant vom 9 December.)

Koszowata.

Dritter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Im Schlosse von Koszowata war große Bewegung, als der Herr Woiwode mit dem Herrn Truchseß von Kijow und dem Hrn. Zlotnicki ankamen, und zwar mit großem Gefolge, obgleich drei Viertheile davon in Human geblieben waren, und er nur auf einen Tag nach Kamieniec gehen wollte; dennoch hatte er vierzig Personen bei sich, Edelleute, Haiduken, Köche, Kutscher u. dgl., an Kosaken zu Pferde aber ein ganzes Hundert; so kam er mit zehn Schlitten wie in einer Karawane und all dieß Volk mußte untergebracht und gefüttert werden.

Der Herr Woiwode war in der Blüthe seiner Jahre, aber trübselig und düster, als hätte der Geist des Trübsinns den schwarzen Trauerschleier über sein Leben hingeworfen. Aeußerlich glücklich, aber nicht im Innern, trug er ein zerrissenes Herz im Busen, und dachte durch Ruhm, Macht und Größe das Blut aus diesen Wunden abzuwaschen, ja vielleicht — wer weiß — sie mit der Krone zu heilen — darum stürzte er sich freiwillig, ohne Widerstreben, in das Gewirre des öffentlichen Lebens, in welches ihn schon sein stolzer Vater hineingestoßen hatte, wohin ihn weltliche Geschäfte und sein Unglaube zogen, und wozu ihn schlimme Ohrenbläser aufreizten. Schon kreisten Missethaten

über seinem Haupte, und er wußte nicht, wann irgend etwas der Art sich über ihn entladen möchte; er dachte im guten Glauben: ich will meinem Vaterlande dienen, die Privilegien und die Freiheit des Volks vertheidigen — ich bin ein Potocki, aus ukrainischem Stamm, der, wenn es Polen galt, sein Blut und Schätze sparte; ich will dem Beispiel meiner Vorfahren folgen — aber nie kam ihm der Gedanke in den Sinn, ob nicht vielleicht einst die späten Enkel seines Stammes über ihn ergrimmen möchten.

Der Truchseß war ein gefälliger Diener seines Hofes, der so tanzte, wie ihm der Herr aufspielte, aber er hatte doch Eine gute Eigenschaft, daß er vor dem Herrn zwar sich schmiegte, hinter seinem Rücken aber ihn lobte und nicht verrieth, sondern nöthigenfalls ihn mit Wort und Säbel vertheidigte. Pan Zlotnicki dagegen ließ seinen Herrn tanzen, wie er ihm aufspielte, verstand es, mit geschickten Worten den Brand im Herzen seines Herrn anzublasen, aber ihn auch wieder, wenn es nothwendig war, kalt zu machen — er verstand es, seinen Herrn im beständigen Schwanken zwischen Wollen und Nichtwollen zu erhalten, das Schlimme auf den Herrn zu wälzen und das Gute für sich zu nehmen, durchaus Alles zu seinem Vortheil zu wenden, die Seinigen zu blenden, mit den Feinden nicht ganz zu brechen, einem fremden Gott zu dienen und am Ende seinen Herrn und die Seinigen zu verrathen, wenn es eben nur Vortheil brachte.

Der Woiwode war kaum warm geworden im Zimmer, als auch schon Branicki mit dem Obrist Baniewski und dem Rittmeister Janikowski ohne Edelleute, ohne Dienerschaft, nur in Einem Schlitten, mit einem Kutscher und einem Dienstkosaken ankamen. Pan Branicki war schön von Gesicht, mit keckem Ausdruck, hoch gewachsen und von ansehnlicher Gestalt; der Ausdruck seines Gesichts zeigte einen Mann, welcher Auszeichnungen und Macht sucht, und wenn er sie erreicht hat, allenfalls auch zu behaupten versteht; er war nicht blind für Gutes und Böses, aber scheute auch vor der ärgsten Missethat, vor der schwärzesten Handlung nicht zurück, wenn er nur seinen Zweck erreichte; er setzte seinen Kopf, sein Vermögen, selbst seinen Ruhm aufs Spiel, aber nicht für das Vaterland, sondern für sich selbst — er war herablassend, lustig, sogar offen, verstand es, alle zu blenden, ließ sich aber selbst nicht leicht blenden, und hielt nur diejenigen für seine Anhänger, welche ihm dienten; — Rath und Warnung verlangte er von Niemand. Wenn er vor einem andern Mächtigen sich beugte, so geschah es nur darum, um unter seinem Schilde für sich selbst zu handeln. Er hätte keinen Augenblick gezögert, die Luft seines Vaterlandes mit Brand und Rauch zu erfüllen, und den Boden desselben mit Blut zu überströmen, wenn er nur dabei herrschen und die Krone erringen konnte; aber zum Unglück hielten Speise und Trank und Ausschweifung seinem Stolz und seinen Machtgelüsten das Gleichgewicht. Seine Verschwendung führte ihn zur Verkäuflichkeit, und statt auf der höchsten Stufe des Ruhmes und der Größe zu stehen, konnte er gar leicht in den tiefsten Schlamm des Verbrechens versinken. Beide standen ihm vor Augen, er sah es, aber mit Absicht und Willen ließ er seinen Begierden den Zügel schießen, klagte nicht über die Vergangenheit, und sah der Zukunft erwartend entgegen. Die beiden bei ihm befindlichen Herren zog er nie zu Rathe, — wie ihm irgend Jemand nicht recht nach seinem Sinn handelte, gab er Baniewski den Auftrag, Ohrfeigen auszutheilen, und Janikowski mußte sich schießen oder hauen, obwohl er das eine und das andere auch selbst zu thun im Stande war, wenn es gerade nicht anders seyn konnte; da er aber diese Leute einmal hatte, so wollte er lieber seine eigenen Hände und sein eigenes Leben für andere Dinge aufsparen.

Wohl hatte der Herr Verwalter recht gesehen, wenn er sagte, daß diese großen Herren den Starost zum besten hätten, und ihn nur darum besuchen wollten, weil sie eine Zusammenkunft miteinander zu halten wünschten. Vielleicht sagte er auch noch von Andern voraus, daß sie zum besten gehalten würden. Kaum hatte Pan Branicki den Hausherrn freundschaftlich nach Edelmanns Weise, wie dieß seine Gewohnheit war, begrüßt, und den Herrn Woiwoden brüderlich willkommen geheißen, so wurde alsbald das Frühstück aufgetragen, und ehe dieß noch beendet war, begaben sich der Woiwode und der General in das Visitenzimmer zu einer geheimen Unterredung, Pan Zlotnicki aber bat den Hausherrn, sie in dem alten Schlosse herumzuführen, und sparte während dieser Wanderungen weder Höflichkeit, noch Ausforschungen über die benachbarten Szlachtizen.

Nach drei langen Stunden, gerade als die völlig unerwarteten Gäste, der Rittmeister und der Landrichter, nach Koszowata kamen, verließen die beiden großen Herren das Besuchzimmer. Dem Starosten standen die beiden neuen Gäste nicht recht an, indeß stellte er sie doch dem Woiwoden und dann dem General vor, und freute sich über ihre gute Aufnahme, wobei er dachte: sie werden in der Nachbarschaft herum erzählen, wie die großen Herren die Personen aufgenommen haben, welche ich vorstelle.

Der Woiwode war nicht nur, wie immer, trübselig, sondern sogar etwas verstört, suchte Zlotnicki mit den Augen, und als dieser es bemerkte und auf die Seite trat, näherte er sich ihm und sagte leise: „er will selbst die Krone, was ist zu thun?“ — „Ob er sie will, oder nicht will, das weiß ich nicht, ob er sie aber erreicht, — man könnte die Szlachta zur Conföderation bewegen, und diese Herren da dazu gebrauchen.“ — Der Woiwode nickte zum Zeichen der Einwilligung mit dem Kopfe. — Branicki lächelte nur, blickte nach dem Fenster, an welchem Baniewski stand, und flüsterte: „siehst du, er will selbst für sich die Krone, der Vater war zu alt und der Sohn ist ein Narr.“ — „Ich will ihn heruntertanzeln, wie es der General befiehlt.“ — „Wart' nur!“ und vor sich selbst hin sagte er: auf meine Stimme erhebt sich die Szlachta nicht, aber es gibt noch Messer und Bauern, und irgendwo wird sich auch Geld finden. So stritten sich diese beiden hochmüthigen Leute, jeder aus einer andern Veranlassung und zu einem andern Zweck, ohne irgend ein Recht, ohne eigene oder väterliche Verdienste, um die Krone, die noch auf dem Haupte des Königs saß, und statt die vaterländische Regierungsgewalt zu stützen, trieben sie dieselbe durch Aufmunterung zur Anarchie dem Untergang entgegen, ohne auch nur daran zu denken, daß sie das ganze Volk ins Unglück hineinzogen und das Vaterland ins Verderben stürzten.

Vor dem Essen noch fragte der General nach der Frau Starostin, und man fing an, ihm den Verfall des gestrigen Tages zu erzählen. Der Starost sprach seine Dankbarkeit gegen den Woiwoden aus, und sagte: „Euer Erlauchten danken wir unser Leben.“ — „Wie so, Herr Starost?“ — „Marym, den ich von Euer Erlauchten zum Geschenk erhielt, hat uns gerettet.“ — „Das freut mich sehr, — ich möchte ihn wohl sehen.“ — Branicki lächelte verächtlich über die Schmeichelei des Starosten und über den Woiwoden, der diese Schmeichelei für baare Münze nahm.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 357.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 December 1840.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Amerika. Vereinigte Staaten.

Es ergibt sich aus dem oben Gesagten ganz einfach, weßhalb Texas nicht in den Verband der nordamerikanischen Union trat: es wünschte einzutreten, so lange es schwach und klein war, so lange es befürchten mußte, durch eine anrückende mexicanische Armee überwältigt zu werden; sobald diese Furcht beseitigt war, erwachte der alte Grund ihres Abzugs aus den Vereinigten Staaten mit gleicher Stärke, wie vorher, und sie wollten ihren Boden bauen, ungehemmt von dem nordamerikanischen Tarif, der ihnen nur lästig seyn konnte. Hierin liegt großentheils das ganze Geheimniß der jetzigen Lage Nordamerika's: der Tarif lastet auf den südlichen Staaten, und wenn diese durch das moralische und financielle Uebergewicht des Nordens auch für den Augenblick sich demselben unterwerfen, so fühlen sie jetzt, wo Texas dieselben Ausfuhrgegenstände, wie sie erzeugt, und vielleicht bald wohlfeiler erzeugen kann,*) den Druck derselben um so schwerer, und die Folgen davon können nicht ausbleiben. Sehen wir von den Regierungsverhältnissen ab, so ist Nordamerika noch immer eine Colonie Englands, oder wenigstens Europa's, und dabei nimmt England immerhin als Handels- und Fabrikmacht den ersten Rang ein, wenn es auch in Folge der politischen Unabhängigkeit den Handel mit Nordamerika nicht mehr monopolisiren kann; dieses bezieht eine ungeheure Masse Capitalien, eine nicht unbedeutende Zahl von Einwanderern, die Hauptmasse seines Bedarfs an Fabrikerzeugnissen aus Europa, und namentlich aus England; es bezahlt, wie die englischen Colonien, mit seinen Producten, und England hat noch den Vortheil der Sprachgleichheit für sich. Das Hauptinteresse Nordamerika's ist der Ackerbau, und bei der Masse unangebauter Ländereien kann der Fabrikbetrieb unmöglich bedeutend seyn. Dieß ist das Verhältniß, das schon Adam Smith den Colonien mit sehr deutlichen Worten zuertheilt hat, wie man denn auch nur diesen alten Meister lesen darf, um die Hauptzüge des Bankwesens der Vereinigten Staaten darin mit unfehlbarer Bestimmtheit geschildert zu finden.

Alle Versuche Nordamerika's, sich von dieser eigenthümlichen Art von Colonialverhältniß loszumachen, und sich hinsichtlich des Manufacturbetriebs selbst zu genügen, waren schon an und für sich höchst schwierig, sind aber seit der Unabhängigkeit von Texas und dem wunderbaren Fortschreiten dieses Landes fast völlig eitel geworden. Die Alternative, welche sich aus der Stellung von Texas für die Vereinigten Staaten ergibt, haben wir bereits erwähnt, und wir wollen jetzt dieselbe auf die Parteiverhältnisse der Vereinigten Staaten anwenden. Wenn auch das wahre Sachverhältniß vielleicht dem alten Jackson nicht klar vorgeschwebt haben sollte, so geht doch aus allen Umständen hervor, daß Van Buren es sehr deutlich erkannte. Die Kraft der Vereinigten Staaten liegt immer mehr im Süden und Westen; im Süden allein würde sie nicht liegen, aber der Westen, d. h. das große Mississippithal mit seinen ungeheuren Flußbetten und seiner riesenhaft anwachsenden Bevölkerung und Production — diese letztere ist seit 20 Jahren um mehr als das Zehnfache gestiegen — ist durch seine Lage an den Süden gebunden, der die Mündung des Mississippi beherrscht. In beiden Theilen herrscht das Agriculturinteresse durchaus vor, und Van Buren hat bei mehr als einer Gelegenheit es ausgesprochen, und durch seine Freunde aussprechen lassen, daß er auf die Masse des Landvolks, the sturdy farmers, sich stützen wolle, während der Handel ihn als seinen entschiedenen Feind ausschreit. Daß diese Beschuldigung thöricht ist, braucht wohl keines Beweises, aber Van Buren sieht ein, daß bei der Lage und den Verhältnissen des Südens und Westens sich das financielle Uebergewicht des Nordens im Kampfe mit den Agriculturinteressen des Südens und Westens, so wie mit der financiellen Uebermacht Englands nicht werde halten lassen, und daß eine künstliche Beschützung des erstern den Westen und Süden erbittern müsse. Er handelt diesen Ansichten gemäß, und daher schreibt sich der Haß, den die meisten Handelsorte gegen ihn hegen.

Wir haben des Bankstreits (s. das Subtreasury-System Nr. 233 ff.) gedacht, der nur ein Incidenzpunkt in diesem Kampf,

*) Namentlich der Tabak soll von einer ungewöhnlichen Güte und dem Virginia und Maryland weit vorzuziehen seyn.

und zwar ein für die Regierung höchst fataler Incidenzpunkt war. Die Banken verfügten mit einer unumschränkten Willkür über das Vermögen der Privaten, und ihre Macht mußte gebrochen werden: Jackson und Van Buren führten den Kampf ehrenhaft durch, namentlich in den letzten Stadien ohne alle Bitterkeit, ja mit entschiedener Nachsicht, weil namentlich die Vereinigte-Staatenbank in einem ganz besondern Sinne die Beschützerin des Handels der Nordamerikaner war. Das Ganze ist eine für Nordamerika höchst unglückliche Geschichte. Die Vereinigte-Staatenbank, wie sie im Jahre 1816 gegründet wurde, sollte namentlich dem Unwesen der verschiedenartigen Papierausgaben der verschiedenen Banken steuern, und einen Centralpunkt bilden zur Ausgleichung der Wechselgeschäfte zwischen dem Nordosten, namentlich Boston, Neuyork und Philadelphia, dem Süden, namentlich Charleston und Neuorleans, und dem Westen, hauptsächlich Louisville. Der Grundgedanke scheint gewesen zu seyn, eine nationale Geldmacht im Gegensatz gegen die fremde, namentlich englische, zu gründen. Unglücklicherweise verfiel die Vereinigte-Staatenbank in denselben Fehler, wie ihre Vorgänger und Nebenbuhler, nämlich einer zu starken Verausgabung von Papier; sie machte, und wohl nicht ohne Zuthun der Engländer, schlechte Geschäfte, und im Jahre 1832 entdeckte Jackson, daß sie bankerott sey. Nun begann der unselige Streit zwischen der Regierung und der Bank, welche letztere allerlei nicht sehr kluge und zum Theil nicht sehr ehrenvolle Mittel gebrauchte, um sich zu halten. Zuerst ging ihr Bestreben dahin, die Regierung zu nöthigen, sie wieder als Bank der Regierung anzuerkennen, wodurch ihre Papiere mit Einemmal den Credit der Vereinigten Staaten zum Rückhalt gewonnen hätten. Dieß ging nicht, und nun begann die Bank ihre ungeheuren Baumwollenoperationen, Eisenbahn- und Canalunternehmungen, wozu sie das Geld in Europa entlehnte, um durch die Größe ihrer Geschäfte theils ihre Verluste zu decken, theils so viele einzelne Staaten der Union und Privatpersonen in ihre Angelegenheit zu verwickeln, daß man sie nicht fallen lassen könnte. Dieß gelang bis zu einem gewissen Grade, ihre Stellung war und blieb aber prekär, als ein unvorhergesehener Umstand mit einem Mal sie nöthigte, ihre Zahlungen einzustellen. Der ungeheure Credit dieser Bank hatte nämlich die Amerikaner in den Stand gesetzt, ihre Handelsgeschäfte in Asien mit besonderm Vortheil zu treiben: vorher mußten die Amerikaner im englischen Ostindien, in Singapur und namentlich in China mit baarem Geld zum Betrieb ihrer Geschäfte versehen seyn, was sehr kostspielig war; seit die Vereinigte-Staaten-Bank sich zu einer solchen Höhe empor geschwungen hatte, gab sie den nach China handelnden Kaufleuten Wechsel auf London, womit diese ihre Waaren in China bezahlten. Die Wechsel wurden von den Chinesen an englische und ostindische Kaufleute gegeben, welche sie nach London beförderten. Alles dieß erforderte so viel Zeit, daß die Wechsel gewöhnlich zwei Jahre liefen, bis sie zur Zahlung in Philadelphia producirt wurden, während die Waaren, die damit eingehandelt worden waren, zum mindesten sechs Monate früher schon in Amerika angelangt waren. Dieses Verfahren war für die Kaufleute eine große und wesentliche Erleichterung, für die Bank eine Quelle nicht unbedeutenden Gewinns. Im vorigen Jahre kamen die Wechsel wegen des Opiumstreits, der den Handel unterbrach, um ein Jahr früher zurück, und die ohnehin schon in großer Verlegenheit befindliche Bank mußte ihre Zahlungen einstellen, namentlich in Folge einer systematischen, nicht sehr ehrenhaften Verfolgung von Seite eines englischen großen Banquierhauses, das sich gegen die erhobene Beschuldigung der Unredlichkeit nie gerechtfertigt hat. Wir führen hier zur Bezeichnung nordamerikanischer Ansichten nachfolgende Stelle aus dem Courier and Enquirer vom 19 Dec. 1839 an: „um einen Begriff von den Verlusten zu geben, welche diese niederträchtige Verfolgung gegen die V. St. Bank unserm Handel zufügte, muß man erwägen, daß unsere jährliche Einfuhr von Calcutta und Canton zwischen 6 bis 7 Millionen Dollars beträgt. Bis vor 12 Jahren konnte dieser Handel nur mit baarem Gelde geführt werden, seit dieser Zeit aber war der Credit der V. St. Bank so unzweifelhaft, daß ihre Wechsel, zahlbar sechs Monate nach ihrer Präsentation in London, als baares Geld angenommen wurden. Aber der Erfolg des schandlichen Kriegs gegen die V. St. Bank hat nicht nur diesen Credit, sondern auch den für den Handel längs der Küste von Südamerika und um das Cap Horn herum zerstört, und in Zukunft muß er wieder mit baarem Gelde geführt werden, was einen Abzug von 6 bis 8 Millionen Dollars an Gold und Silber ausmacht."

Wenn diese Beschuldigungen, welche von Seite des englischen Handelshauses zwar widersprochen, aber nie widerlegt wurden, auf der einen Seite eine systematische Feindseligkeit gegen unabhängige Geldinstitute Amerika's bezeichnen, wenn die Engländer selbst durch ihre großen Anlehen sich in alle Geldverhältnisse der amerikanischen Staaten eingedrängt haben, so ist auf der andern Seite nicht zu verwundern, daß der Kampf Jacksons und Van Burens gegen die Banken, so gerecht und nothwendig auch dieser war, doch eine Menge Interessen verletzen mußte, die mit dem heillosen, das Vermögen der Privaten untergrabenden System der Banken durchaus nichts zu thun hatten. Die Warnung Van Burens in seiner Botschaft, jetzt sich republicanischer Sparsamkeit zu befleißigen, um die Verbindlichkeiten gegen Europa abzutragen, und sich frei zu machen von den Fesseln Englands, ist gewiß wohl gemeint und nothwendig, aber herb, und man liebt den nicht, der sie gibt. Das ist in den allgemeinsten Umrissen die Geschichte des vergangenen Jahrs, und der Hauptgrund, weßhalb Van Buren nicht wieder zum Präsidenten gewählt wird, ist hierin zu suchen.

Wir haben an zwei Stellen (s. Nr. 236 u. 305) einzelner Lächerlichkeiten gedacht, welche die Partei, die gegen Van Buren auftritt, auszeichnen; und allerdings macht eine jeunesse dorée Chorus mit den Gegnern Van Burens, dem sie nicht verzeihen können, daß er ihnen und ihren Vätern das schöne Handwerk gelegt hat, die Leute um ihr Geld auf eine infame Weise prellen zu können, *) aber solche Auswüchse dürfen über den Charakter

*) Wer das Verfahren der Banken in Amerika kennt, und weiß, wie sie unmäßig viel Papier ausgaben, dann die Baarzahlungen einstellten, und ihr eigenes, durch diese Einstellung auf zwei

der Bewegung im Allgemeinen nicht täuschen: Jackson und Van Buren hatten Recht und handelten als Männer von Ehre, indem sie diese Banken und ihre unmäßigen Vorrechte angriffen, aber die ungemeine Leichtigkeit des Verkehrs, welchen das unmäßige Verausgeben des Papiers herbeiführte, war auch ein Vortheil, und dieser Vortheil verschwand wenigstens für einige Zeit. So verbanden sich die Handelsplätze mit denjenigen südlichen Staaten, welche durch die unmäßigen Baumwollenoperationen der Banken gelitten hatten und diese Verluste nicht ihren eigenen Fehlern, sondern der Feindschaft der Regierung gegen die Banken zuschrieben, und Van Buren mußte fallen. Allein an eine Wiederherstellung der alten Rechte der Banken ist nicht zu denken, und ob die jetzt ans Ruder gelangende Partei eine Nationalbank begründen wird, hängt namentlich von der Frage ab, ob man dadurch dem financiellen Einfluß Englands die Wage halten zu können hofft; — was den künftigen Gang der Regierung überhaupt betrifft, so läßt sich bei den durch die Stellung von Texas so sehr veränderten Umständen wenig Zuverlässiges sagen. Gewiß ist nur die von manchen Amerikanern selbst ausgesprochene Ansicht, daß die jetzigen Parteien eine gründliche Umänderung erfahren, und ganz neue sich bilden werden.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise der Astrolabe und Zelée.

Der Toulonnais theilt über den letzten Theil der Reise der Astrolabe und Zelée folgende Details mit. Am 4 Mai Morgens nahmen wir von den Küsten Neuseelands Abschied und nahmen unsere Richtung gegen Norden. Den 10 erkannten wir den Vulcan Mathews, und den 12 begannen wir die Erforschung der westlichen Seite des Archipels Loyalty, die man bei der letzten Reise der Astrolabe nicht mehr hatte aufnehmen können. Dieses Geschäft war am 15 vollkommen beendigt, und von diesem Augenblick an beeilten wir uns, das Land Louisiade so schnell als möglich wieder zu erreichen. Diese Entdeckung gehört hauptsächlich den Franzosen, da man sie Bougainville verdankte, und nach ihm d'Entrecasteaux allein den nördlichen Theil davon aufgenommen hat. Keine andere Expedition näherte sich derselben, mit Ausnahme der Astrolabe, die im Jahre 1827 das Cap Deliverance auf der Insel Rossel bemerkte. Es war daher auch der ganze mittägige Theil nur sehr oberflächlich aufgenommen, und verzüglich blieb der Theil zwischen dem Anhaltspunkte Bougainville's und Neu-Guinea gänzlich unbekannt, außer daß die Mehrzahl der Karten eine Meerenge von ziemlich bedeutendem Umfange daselbst anbrachten.

Indem wir ganz die Richtung nach der Torresstraße verfolgten, nahmen wir uns vor, diese geographischen Lücken zu ergänzen. Am 22 Mai landeten wir an der Nordseite der Insel Rossel, und von diesem Tage an bis zum 29 Mai hielten wir uns immer dem Lande sehr nahe, indem wir dessen verschiedene Umrisse in einer Küstenausdehnung von nahe an 200 Meilen mit Genauigkeit aufzeichneten. Am 28 fanden wir, daß keine Meerenge zwischen Neu-Guinea und Louisiade existire. Es ist dieses eine wichtige Thatsache, die wir wohl zuerst bezeichnen. Wir nahmen ungefähr 50 Meilen weit die Küste von Neu-Guinea, jenseits des Cap's Rodney, auf, und das Land in der Nähe dieses Cap's schien uns eines der schönsten Länder der Erde. Die zwei Corvetten nahmen ihre Richtung gegen Westen, um die Torresstraße auf dem nördlichsten Wege zu durchfahren. Man zog vor, diese Direction einzuschlagen, um der Länderkunde neue Aufschlüsse zu gewähren, da man wußte, daß Capitän Wickham und andere beauftragt waren, die mittägige Durchfahrt zu erforschen, die beinahe ausschließlich von englischen Seeleuten besucht wird.

Den 31 Mai und den 1 Junius Morgens war unsere Fahrt ungeachtet sehr heftiger Südostwinde und oft sehr lästiger Nebel günstig und unsere Forschungen glücklich. Wir versprachen uns sogar, die Meerenge am Morgen des nächsten Tages verlassen zu können, was eine zum Bewundern schnelle Ueberfahrt auf diesem Wege gewesen wäre; aber wir setzten zu viel Vertrauen in die von Bligh aufgenommene unvollkommene Skizze, und dieser Irrthum hätte beinahe das völlige Verderben der Expedition herbeigeführt. Am 1 Junius Nachmittags 3 Uhr liefen wir in der Nähe der Insel Warrior oder eigentlich Toud in ein falsches Fahrwasser, und erkannten unsern Irrthum erst, als es nicht mehr möglich war, ihn zu verbessern. Am Morgen des 3 Junius wurde die Zelée wieder flott, und auch die Astrolabe verließ vor der darauf folgenden Nacht, nachdem mit der Schiffswinde verzweifelte Anstrengungen gemacht worden waren, ihre traurige Lage, und wurde in einem Canal wieder flott gemacht, der zwar eng, wo wir aber doch außer Gefahr waren.

Den 12 Junius verließen wir glücklich die Meerenge, nachdem wir eine Aufnahme beendigt hatten, welche diese Fahrt denen, die uns folgen werden, eben so erleichtern wird, als selbe für uns beschwerlich gewesen. Um den beiden Equipagen Erfrischungen zu verschaffen, fuhren wir gegen Kupang bei Timor, wo wir den 20 Junius Anker warfen und am 26 wieder abgingen; die Ostwinde ließen uns die Entfernung, welche Kupang von Bourbon trennt, rasch durchfahren, und wir gingen am 2 Julius in Bourbon vor Anker. Die von dem Gouverneur getroffenen guten Maaßregeln machten es uns möglich, alle unsere Lebensmittel, welche gänzlich aufgezehrt waren, zu ersetzen, und am 30 wieder unter Segel zu gehen.

Koszowata.

Dritter Abschnitt.

(Schluß.)

Als Maryna hereintrat und mit einer freien Verbeugung alle begrüßte und mit noch freierem Blick alle betrachtete, zog der Woiwode einen mit Gold gefüllten Beutel aus der Tasche, und sagte: „Du hast dich brav gehalten, Bursche, da nimm, das ist für dich!“ und übergab ihm den ganzen Beutel. — „Ich danke euch, Vater, — das ist für meinen Alten.“ Der General betrachtete Maryna mit scharfem Blick vom Kopf bis zu den Füßen, und näherte sich dann dem Starosten: „Treten Sie mir diesen Burschen ab, ich gebe Ihnen zehn Kosaken, die Sie aus dem ganzen District von Biala Cerkiew nach Gefallen auswählen können, und noch ein paar hundert Ducaten dazu.“ — Maryna wurde roth, aber nicht vor Scham, denn seine Augen funkelten, wie Tags zuvor die der Wölfe, der Starost jedoch entgegnete rasch:

Drittheile bis die Hälfte des Nominalwerths gesunkenes Papier zurückkauften, wird diesen Ausdruck nicht zu stark finden.

„Entschuldigen Sie, erlauchter General, ich will ihm zum Lohne für seine That die Freiheit schenken.“ — „Das ist recht, Herr Staroſt,“ fiel der Woiwode ein, rief den Staroſten zu ſich, und ſagte hinzu: „über die noch nicht bezahlten tauſend Ducaten für das Gut ſind wir quitt, der Contract iſt bereits unterſchrieben, — mein Truchſeß wird Ihnen denſelben einhändigen.“ Branicki betrachtete das Mienenſpiel des Koſaken, welches ihm gar nicht mißfiel, — ein kühner Mann liebt ſeinesgleichen, — er ſtrich ſeinen Schnurrbart, und ſagte: „Wir wollen ihn zum Szlachtizen machen, — wir ſind unſerer wohl zwölf gute Edelleute hier, das reicht zur Ausſtellung des Zeugniſſes hin, — der Burſche da verdient es in der That.“ — Maryna richtete ſich hoch auf: „Für die Freiheit danke ich ergebenſt, — Szlachtize will ich nicht ſeyn, ſondern meinem Herrn, dem Staroſten, dienen bis zum Tode.“ Bei dieſen letzten Worten ſchlug er die Augen zu Boden. — Nach einigen Lobreden, welche er ohne die kecke, ſtolze Koſakenmiene aufnahm, verbeugte er ſich und ging hinaus; der Woiwode aber bemerkte: „Herr Staroſt, Sie haben ihn feſt an ſich gekettet; er wird Ihnen ein treuer Diener ſeyn, ich wünſche Ihnen von Herzen Glück.“ — „Ich beneide euch in der That,“ ſagte Branicki, „wäre er mein, ich würde ihn zum Anführer meiner Koſaken machen, — denn er ſieht wahrhaftig mehr wie ein Herr, als wie ein Bauer aus, und würde ſich vielleicht als Herr in einem ſolchen Atamanſchloſſe, wie dieſes hier, nicht übel ausnehmen.“ Mit dieſen Worten wandte er den Blick von dem Woiwoden ab auf den Staroſten. Der Woiwode erblaßte ſichtlich aus Scham über die That ſeines Vaters; der Staroſt aber erröthete, und wandte die Augen ab aus Scham über ſein eigenes Thun. Zlotnicki gab ſchnell dem Geſpräch, das der General gegen den Hausherrn und ſeinen erlauchten Gaſt gerichtet hatte, eine andere Wendung.

Bei dem Mittagmahl herrſchte die vollkommenſte Eintracht, und eine anſcheinende Artigkeit, wobei ſich keine Spur zeigte, als ob ein Mißverſtändniß oder gar eine Nebenbuhlerſchaft über irgend etwas zwiſchen Pan Potocki und Pan Branicki ſtattfinde. Die großen Herren verſtehen es aus dem Grunde, ſich artig gegeneinander zu benehmen und öffentlich die herzlichſte Freundſchaft zu zeigen. So lange ſie nicht offen miteinander hadern, wollen ſie, daß die Leute, von denen ſie nur oberflächlich beobachtet werden, ſie für die beſten Freunde untereinander halten. Beim Tiſch ging es ſehr munter zu, an guten Speiſen war kein Mangel, und alter Wein im Ueberfluß vorhanden: man ſprach von der Jagd, von allerlei Kleinigkeit, von den Angelegenheiten des Vaterlandes aber ſehr wenig. Der General fing wenigſtens ſechsmal an von der Hausfrau zu ſprechen, und drückte ſeine Hoffnung aus, daß er Koſzowata nicht verlaſſen werde, ohne die Staroſtin geſehen zu haben. Hierauf antwortete der Staroſt höflich und mit Unterwürfigkeit, aber jedesmal mit denſelben Worten: „Sie leidet ſehr, vermuthlich wird die Krankheit einige Tage anhalten, und ich habe deßhalb nach Krule-horby eine Meldung an den Landmundſchenken und ſeine Gattin geſchickt; ich hoffe jedoch, daß der General mir die Ehre geben wird, ein paar Tage in meinem Hauſe zu bleiben.“ Dieſe Höflichkeit beantwortete der General mit einer andern, indem er die Hoffnung ausſprach, in einigen Tagen wiederzukommen. Der Rittmeiſter und der Landrichter freuten ſich nicht wenig über ihren Beſuch in Koſzowata, denn das iſt keine kleine Sache für einen Szlachtizen, ſich vor ſeiner Frau und ſeinen Kindern oder auch vor ſeinen Freunden rühmen zu können: „ich war zu Mittag mit Pan Potocki und mit Pan Branicki, und wahrhaftig, ich habe mit ihnen geſprochen, wie mit euch.“ Aber miteinander verwunderten ſie ſich über den Landmundſchenken, wie dieſem der Gedanke in den Kopf gekommen ſey, daß ſo mächtige, vortreffliche und höfliche Herren einen Szlachtizen zu irgend einer ſchlechten That bewegen könnten: ſie ſind die Kleinode des Volks, — wie ſollten doch die beiden großen Herren ſo etwas thun. Keinem von den Szlachtizen kam der Gedanke in den Sinn, daß der größte Theil dieſer Herren Drohnen ſeyen, die ſich vom Marke des Volks nähren und nichts dafür thun wollen; die von Neid gegen die Regierung beherrſcht ſind, ihres hohen Amter und Titel führen, und ſtatt ſie zu unterſtützen, ihre Kraft, freilich meiſt geheim, ſelten offen untergraben. So mochte wohl ein bejahrter erfahrner Szlachtize denken, und nur allzu ſehr Recht haben.

Nach dem Eſſen, wie während des Eſſens, wurde von allerlei Gegenſtänden geſprochen, und um den Herrn General gut zu bewirthen, wurde häufig Wein und Meth gebracht und allerlei Geſundheiten getrunken; endlich ſetzte ſich ſogar der Woiwode mit ſeinem Truchſeß und dem Staroſten an einen Tiſch, um mit dem General ſein Lieblingsſpiel zu ſpielen. Pan Zlotnicki beſprach ſich inzwiſchen mit den Szlachtizen, zog bald dieſen, bald jenen auf die Seite und flüſterte ihm etwas zu.

Man trennte ſich ziemlich frühzeitig; nachdem die vornehmen Herren ſich entfernt hatten, tranken die Szlachtizen noch vor dem Schlafengehen ein paar Bouteillen Wein aus und legten ſich dann ſchlafen, zu welchem Ende Teppiche auf Heu ausgebreitet waren, denn außer den Herren war nur für einige der bedeutendſten und älteſten Leute beſonders gebettet. An das Bett des Herrn Generals wurden zwei gebratene Capaunen, ein kleiner Laib Brod und vier Bouteillen alter Ungarwein geſtellt. Dieß war ſein gewöhnlicher Imbiß, wenn er Nachts aufwachte, — er wachte aber jede Nacht auf.

Als Alles im Schloſſe ſchlief, oder ſich doch zum Schlafen niedergelegt hatte, ſchlief der Herr Verwalter noch nicht. Gerade waren Jurek und Moſzko von ihm weggegangen; ſie mußten wohl Wichtiges berichtet haben, denn er hatte jeden von ihnen mit Kirſchwein tractirt; er ſetzte ſich nun an den Tiſch und ſchrieb, trank Kirſchwein und rieb ſich die Hände: „Gut, zwei Kronprätendenten, und der dritte König ſitzt noch auf dem Throne, — das Waſſer trübt ſich immer mehr; man muß die Fiſche fangen, wenn man kann, — ſie mögen ſie alle herausfiſchen, das iſt mir gleich viel. — Und dieſer Narr miſcht ſich in Dinge, die ihn nichts angehen, — gut!“ er trank ein Glas aus, „und ſie — wir wollen ſehen!“ er lächelte, legte den ausgeſchriebenen Brief in ein Couvert, ſiegelte und überſchrieb ihn, — dann öffnete er die Seitenthüre eines kleinen Alkovs, aus dem eine Stimme in moskowitiſcher Mundart hervortönte. „Ich komme, geehrter Herr.“ — „Stille, — hier iſt ein Brief.“ — „An Seine Erlaucht, den General Kretchetnikow?“ — „Still, folgt mir.“ Er zündete eine Laterne an, ging hinaus, und der in einen Bauernkittel gekleidete Moskowite ihm nach. Kurze Zeit darauf kam er zurück, rieb ſich die Hände und ſagte: „Ich habe das Meinige gethan, jetzt mögen Sie das Ihrige thun; ihn will ich ganz hinein verſtricken, — und ſie, — vielleicht werden wir auch mit ihr fertig. — ſagt man doch, daß dem, der ernſtlich will, nichts unmöglich iſt.“ Er ſchenkte Kirſchwein ins Glas, trank eines nach dem andern aus, als ihm aber das Getränk zu Kopfe ſtieg, ſtreckte er ſich unausgekleidet aufs Bett und murmelte noch einige unverſtändliche Flüche und Drohungen, fing aber nach einer Weile an laut zu ſchnarchen.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 358.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 December 1840.

Schwedische Literatur.

Epoche Gustavs III: Kellgren. Gustav III. Bellmann. Hallmann. Oxenstierna. Adlerbeth. Lennberg.

Die Entwicklung der schwedischen Literatur datirt sich erst aus dem 18ten Jahrhundert. Sternhjelm, der im Jahre 1672 starb, hatte zwar, ein zweiter Prometheus, den ersten Lebensfunken in der schwedischen Poesie angezündet, aber nach ihm folgte eine lange Reihe Reimschmiede, die meistens nur ein schwaches Talent offenbarten. Dalin, ein kalter Dichter, muthwilliger Mensch, mit vielem Verstand, liebenswürdig und einnehmend, schrieb Geschichte, wie man eine Fabel schreibt, ohne Kritik und Urtheilskraft. Als Dichter zeichnete er sich durch schöne Verse aus, aber seine Gedichte waren nur, wie Franzen sie charakterisirte, „Feuerwerke am Throne der Königin Louise Ulrike."

Mit Kellgren beginnt eine neue Ordnung der Dinge, zum Unglück aber liebten ihn die Zeitgenossen gar zu sehr, und die Nachkommen beurtheilten seine Vorzüge nicht ganz richtig. Gewöhnlich theilt man die Zeit von Kellgren bis Leopold in zwei Epochen, dieß ist unrichtig: man sollte sie eher in Eine Epoche unter dem Namen der „Epoche Gustavs III" vereinigen, da die schwedische Sprache und Literatur es namentlich ihm verdanken, daß sie so durchgearbeitet sind; zudem hatte Gustav III auch als Schriftsteller einen Einfluß auf die Sprache, und wirkte nicht bloß als König durch Aufmunterung. Im J. 1786 stiftete er die schwedische Akademie, welche damals einen außerordentlichen Einfluß auf die Literatur ausübte, welcher jetzt freilich aufgehört hat, woran indeß nicht die Akademie, sondern ihr Gründer schuld ist, der aus ihr, nach dem Muster der französischen, eine zugleich politische und literarische Anstalt machen wollte. Indeß verdankt ihr Schweden viele beachtenswerthe Schriftsteller, und es ist nicht zu bestreiten, daß sie zur Ausbildung und Vervollkommnung der Sprache viel beitrug.

Der allgemeine Charakter dieser Epoche besteht in einer allzu engherzigen Auffassung der Poesie, die man nur als die Kunst, *schöne Verse* zu schreiben, betrachtete. Die Franzosen ahmten in ihrer Weise den Alten nach, und um ein guter, schwedischer Dichter zu werden, mußte man gut die Franzosen nachahmen. Selbst die Sprache litt dadurch, und die Werke der sogenannten classischen Schriftsteller wimmelten von Gallicismen. Das war übrigens allenthalben, nicht bloß in Schweden, der Charakter der Zeit. Gustav III war ein verständiger Mann, der Vieles gelesen hatte, aber in seiner Muttersprache verstand er nicht regelmäßig zu schreiben. Wenn seine Schilderungen französisch niedergeschrieben waren, so mußten sie gewöhnlich von einem andern ins Schwedische übersetzt werden, und wenn Gustav III selbst Schwedisch schrieb, so mußte sich ein Grammatiker darüber machen und die Fehler verbessern. Der gedehnte, aufgeblasene Styl des französischen Rhetoren Thomas diente der schwedischen Wohlredenheit als Vorbild. Um Ideen, tiefe und bedeutende Gedanken kümmerte man sich damals wenig, eben so wenig als um klare, précise Darstellung. alle begnügten sich mit schönen Phrasen, glücklichen Antithesen und gerundeten Perioden, und das nannte man dann den *hohen Styl*.

Kellgren bildete eine Ausnahme. Die Natur hatte ihn zum Dichter geschaffen, obwohl der falsche Geschmack seiner Zeit ihn oft von dem rechten Weg abbrachte. Eine glühende Einbildungskraft und reiche Erfindungsgabe charakterisiren alle seine Gedichte, die er in einer wahren Inspiration niederschrieb. Er machte Versuche in vielen Arten. „Gustav Wasa," eine lyrische Tragödie nach dem Plane des Königs, ist ein Muster in der Ausführung. Schöne Verse, Liebe zum Vaterland und eine hohe Achtung seiner großen Erinnerungen herrschen allenthalben vor, und nie wurde eine dramatische Schöpfung so gut vom Volk aufgenommen. „Die Königin Christine," ein Drama in vier Aufzügen, gleichfalls nach dem Plane des Königs ausgeführt, verdient keine Beachtung, eben so wenig, wie seine lyrische Tragödie, „Aeneas in Carthago." Das lyrische Drama „Gustav Wasa und Ebba Brahe" zeichnet sich durch viele Vorzüge aus. Uebrigens gehört der innere Bau des Stücks gleichfalls Gustav III an, indem Kellgren nur die Handschrift des Königs in Verse umsetzte. Unter den lyrischen Arbeiten Kellgrens verdienten „die neue Schöpfung oder die Welt der Einbildungskraft," „an Friederika," „an Sophie," „an Rosalie"

den ersten Rang, eben so das schöne, wahrhaft poetische Gedicht „das Mitleid.“ In den Satyren glänzt Kellgrens Verstand; unter diesen sind namentlich zu bemerken: „die Feinde der Aufklärung,“ „ein neuer Versuch der Poesie ohne Rhythmus,“ und „man ist kein Genie, um ein Pinsel zu seyn.“ Die beiden letzten Satyren enthalten die ganze Ansicht des Verfassers über Literatur und Poesie. Von den neuern Literaturen kannte Kellgren bloß die französische. Die damalige deutsche Literatur verachtete er in einem hohen Grade und hielt sie für abgeschmackt. Nach seiner Ansicht war Shakspeare ein Wilder, den man binden müsse, und Miltons verlorenes Paradies mahnte ihn an die Rohheit einer Bacchantin. So dachten die besten Köpfe im 18ten Jahrhundert! Am Ende seines Lebens wurde Kellgren auch mit den Dänen bekannt, entlehnte von ihnen einige Sujets für seine Satyren, und übersetzte sogar einiges von Baggesen. Als Prosaiker ist Kellgren ein mittelmäßiger Schriftsteller. Er starb im Jahre 1795.

König Gustav III begründete seinen Ruhm in der Literatur nicht so sehr durch seine dramatischen Werke (obwohl auch diese durch ein lebendiges Intriguenspiel und Charakterschilderung sich auszeichnen) als durch sein Rednertalent. Die Lobrede, die er der Akademie auf Torstenson mittheilte, ist vortrefflich, und das Lob, das sie erntete, ist unverdächtig, da kein Mitglied der Akademie ahnte, daß der König der Verfasser sey, und er sich erst viel später dazu bekannte. Was Adel der Gedanken, Wärme und Kraft des Styls und Schönheit der Darstellung betrifft, so finden sich nicht nur in der schwedischen, sondern auch in andern Literaturen wenige solcher rhetorischen Erzeugnisse, die sich mit seinen auf den Reichstagen im Jahre 1771, 1772 und 1789 gehaltenen Reden vergleichen ließen.

Karl Michael Bellmann, ein vollkommen origineller und nationaler Dichter, ist in gewisser Hinsicht der literarische Antipode Kellgrens. Der eine opferte sein Genie dem Zeitgeschmack, der andere kümmerte sich wenig um diesen, und folgte nur seiner eigenen Eingebung. Gustav III nannte Bellmann den schwedischen Anakreon. Diese Vergleichung ist nur in so weit richtig, als beide Dichter getreu die Natur malten, und in ihren Liedern sich der Geist und die Seele ihrer Zeitgenossen abspiegelten. Was aber die Aehnlichkeit der besungenen Gegenstände betrifft, so ist diese reiner Zufall. Kellgren meinte, das größte Lob für beide liege darin, daß der eine Bellmann, der andere Anakreon sey. Auf den ersten Anblick stellt die Poesie Bellmanns ein bachisches Fest dar, mit dem Geheul, dem Gelärm, den Orgien, aber über der ganzen Bacchanalie herrscht die Gottheit der Poesie, und stets ist der Dichter „des Gottes voll.“ Darin liegt der ganze Unterschied Bellmanns von dem größten Theile der ihm gleichzeitigen Dichter, die keine andere Berauschung und Selbstvergessenheit kannten, als die vom Wein erzeugte. Bellmann berauschte sich in Leidenschaft und Gefühl. Um ihn ganz zu verstehen, muß man ein Schwede seyn und die Umgebungen Stockholms kennen, weil in allen seinen Liedern das Volk von Stockholm in der Zeit Gustavs III auftritt. Es kann seyn, daß wenn später der Glanz der Regierung Gustavs seine Frische im Andenken des Volks verloren hat, die Schweden selbst Bellmann nicht mehr verstehen werden. Daraus folgt auch, daß Bellmann nie außerhalb Schweden bekannt seyn wird, und daß es unmöglich ist ihn zu übersetzen. Dieß ist der beste Beweis seiner Originalität und seines selbstständigen Talents. Die Lieder Bellmanns ließen seine ernsten Gedichte und Psalmen vergessen, die indeß höchst originell sind. Eine vollständige Ausgabe seiner Gedichte existirte nicht. Er starb im Jahre 1795. Es gab eine Zeit, wo das Vorurtheil nicht gestattete, Bellmann Gerechtigkeit zu erzeigen. Jetzt ist Alles anders. Im königlichen Park, dem Thiergarten, wo er sang, steht seine Büste von Byström, und seinen Sterbetag feiert das Volk mit Liedern und Libationen für den Gott des Traubs.

Als einen originellen Dichter muß man auch Karl Israel Hallmann (1800) erwähnen, den Verfasser dramatischer Parodien, der sich durch Feuer und wahren komischen Sinn auszeichnete. Er nimmt die Mitte zwischen Holberg und Bellmann ein. Seine besten Parodien sind: „die Branntweinbrennerei bei Pluto,“ „Caspar und Dorothea,“ „das Kaffeehaus in der Straße Storkorkan,“ und ein kleines, schönes theatralisches Stück: „Gelegenheit macht Diebe.“

Graf Oxenstierna (geb. 1756, gest. 1828) nimmt einen hohen Rang unter den schwedischen Dichtern ein. Mit einem ungezwungenen Talent, zarter Seele und viel Phantasie rührt er das Herz, aber er entflammt es nicht. Er ist glücklich in Schilderungen der Natur, und namentlich liebt er die grünen Wiesen und Wälder, wo er die tanzenden und singenden Hirten und Hirtinnen betrachtet. Seine Phantasie gleicht den schönen Landschaften, wo die letzten Strahlen der Sonne ihren rothen Schimmer auf die Wasserfläche werfen und Alles Ruhe und Stille athmet. Aber wie die Abendsonne auf dem Wasser nicht ihren vollen Glanz entfaltet, so tritt auch Oxenstierna nicht auf, gleich dem Wirbelwind, der Alles mit sich fortreißt, sondern vergleicht sich selbst dem Zephyr, der Blumen und Gräser hin und her wiegt. Ein kleines Gedicht Kellgrens, das an Oxenstierna gerichtet ist, wandte zuerst die Aufmerksamkeit des Volks auf sein Gedicht: „die Tagesstunden,“ obgleich es dessen nicht nöthig hatte, denn das Gedicht macht seinem Verfasser Ehre. Später gab er ein didaktisches Gedicht, „die Ernte,“ heraus. Außer diesen beiden Haupterzeugnissen schrieb er eine Menge kleiner Gedichte und Reimereien bei verschiedenen Anlässen. Seine Muse, von der französischen Literatur genährt, schleppt sich in Banden hin, die er selbst nicht sieht, und wenn er sie sieht, so liebt er sie. Graf Oxenstierna beschenkte auch seine Literatur mit einer schönen Uebersetzung von Miltons Paradies. In den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte er sich mit einer Uebersetzung des befreiten Jerusalems, die unmöglich gelingen könnte, da er sich zu weit vom Original entfernte, und statt der Ottave Rime Jamben wählte, so daß von der Musik des Verses, die im Original so entzückend ist, in der Uebersetzung auch keine Spur übrig blieb.

Ein anderer schwedischer Dichter, dessen Originalerzeugnisse jetzt wegen seiner vortrefflichen Uebersetzungen römischer Dichter fast unbekannt sind, ist Adlerbeth, der im Jahre 1751 geboren wurde und im J. 1818 starb. Von ihm hat man einige

Tragödien: „Phädra und Hippolyt," „Iphigenia in Aulis," und „Oedipus," die dem Racine und Voltaire nachgeahmt sind. Zwei andere „Ingield Jirada" und „Eholonide" gehören ihm allein an, sind aber auch nach französischen Vorbildern. Alles dieß ist, wie gesagt, jetzt unbekannt, und selbst Adlerbeths Name würde nicht auf die Nachwelt gekommen seyn, ohne seine musterhaften Uebersetzungen von Virgil, Ovid und Horaz. Ihm verdanken auch die Schweden feste Regeln ihrer Prosodie, deren richtige Anwendung er durch sein eigenes Beispiel zeigte. Auch kann man sagen, daß die schwedische Literatur ihm die Entdeckung der ausnehmenden Geschmeidigkeit ihrer Sprache und der Nachahmung der Harmonie und des Rhythmus der classischen Sprachen verdankt.

Mit Lennberg trat die schwedische Beredsamkeit mit einem Mal in reicher Kraft auf. Im J. 1787 setzte die schwedische Akademie einen Preis auf die beste Lobrede für Birger Jarl. Als man die Arbeiten durchsah, fand man in einer derselben eine Kraft des Styls und eine glänzende Darstellung, welche alles in Erstaunen setzte. Das Urtheil fiel einstimmig aus. Der anwesende König öffnete selbst das versiegelte Billet, das den Namen enthalten sollte, aber nur die auf Birger Jarl bezüglichen Worte „superstes erit" enthielt. Erst nach einiger Zeit lernte man den Verfasser kennen. Es war dieß ein armer, bisher ganz unbekannter Stockholmer Geistlicher, Namens Lennberg. Jetzt änderte sich sein Schicksal: er wurde zuerst Pastor Primarius von Stockholm, und starb als Bischof von Linköping. Die Akademie erhielt von ihm noch eine Lobrede auf Carl Gyllenhjelm, welche mit großem Beifall aufgenommen wurde. Aber nach zwei oder drei Jahren fällte ein leidenschaftsloser Kritiker über Lennberg das Urtheil: „eine Rede, deren ganze Schönheit in schönen Phrasen besteht, wird bald ermüdend; geborgte Ansichten kleiden sich gewöhnlich nur in bombastische Worte; es ist angenehm, eine schöne Frau mit einem Rosenkranz zu sehen, aber an der ganzen Kleidung nur Rosen zu erblicken, ist unangenehm." So urtheilt man jetzt über die beiden Lobreden Lennbergs und seine Predigten, welche eine zahllose Menschenmenge in die Kirche lockten. Diese Reden können als ausgezeichnete Muster der Beredsamkeit gelten, aber es ist nicht die fromme, evangelische Kraft und Einfachheit darin, nicht die Klarheit im Ausdruck erbaulicher Wahrheiten, die man besonders an einem Geistlichen sucht.

Rückblicke.

Amerika. Vereinigte Staaten. (Schluß.)

Wir haben im Laufe des Jahres mehrere Mittheilungen über diese Verhältnisse aufgenommen (s. Nordamerikanische Zustände Nr. 28 ff., 233 ff.), welche, unter dem Eindruck der jeweiligen Nachrichten und Umstände geschrieben, wohl manche Modificationen zulassen. Wenn darin erwähnt ist, daß Van Buren im Anfange der Session des Congresses, um sich die Majorität zu sichern, mit dem kleinen, etwa acht Köpfe betragenden Häufchen der Nullifiers sich vereinigte, so liegt hierin ein deutlicher Beweis, daß er bei der Lage der südlichen Staaten und ihrem Verhältniß zu Texas sich der extremsten Partei hinneigen zu müssen glaubt. Weist Texas die Sklaverei zurück, so tritt es dadurch zu den südlichen Staaten der Union in ein feindliches Verhältniß; diese werden dann mit dem Norden sich enger verbinden, als bisher, und man wird sich gegenseitig Concessionen machen; bleibt aber Texas ein Sklavenland, so muß es die südlichen Staaten durch die Macht gleicher Interessen an sich ziehen, und die Kluft zwischen den südlichen und nördlichen Staaten wird weiter, wie je. Hier sind wir auf dem Punkte angelangt, wo die Sklavenfrage (s. Nr. 235) eine Bedeutung erlangt, die ihr bisher fehlte. Jetzt ist die Sklaverei nicht mehr bloß ein moralisches Uebel, das im Innern schädlich wirkt, sondern die auswärtigen Verhältnisse des Landes sind gleich stark dabei betheiligt, und eine sehr nahe Zukunft muß wichtige Ereignisse mit sich führen. Hier kommt, wie wir oben bemerkt, auf den Entschluß den Texas ergreift, Alles an. Ob der ganze Süden Nordamerika's ein von schwarzen Sklaven und einer großen Minderzahl weißer Herren bewohntes und angebautes Land bleiben, oder ob die Schwarzen einer allmählichen Freiheit und Civilisation entgegengeführt werden sollen, hängt jetzt in hohem Grade von der Entscheidung des nächsten texanischen Congresses über die Art ab, wie und zu welchem Preise das noch unangebaute Land verkauft werden soll. Wird der Preis etwas hoch angesetzt, so will man die Sklaverei abschaffen, und tritt damit in ein wahres Colonialverhältniß zu England; dann muß man sich in den Vereinigten Staaten, so schwer dieß auch fallen mag, bequemen, gleichfalls auf eine Emancipation hinzuarbeiten. Dann ist auch die Abolitionistenpartei in den Vereinigten Staaten eine wohlthätige, welche das schwere Werk mit den möglichst gelinden Mitteln durchzuführen suchen wird. Entscheidet sich aber, wie nach den herrschenden Ansichten und Vorurtheilen der Nordamerikaner zu vermuthen, Texas für niedern Preis des Bodens und für die Beibehaltung der Sklaverei, dann wird die Abolitionistenpartei, so ehrenwerth auch ihre Absichten seyn mögen, verderblich, und sie kann nur den unvermeidlichen Bruch zwischen den nördlichen und südlichen Staaten beschleunigen.

Unter diesen wahrhaft drohenden Umständen ist es nicht zu verwundern, wenn der Präsident, um auf alle Fälle gerüstet zu seyn, die Heeresmacht der Vereinigten Staaten zu vermehren strebt (s. Nr. 236). Zweimalhunderttausend Mann geübter Truppen, wenigstens hinreichend geübt, um den amerikanischen Partisankrieg mit Vortheil zu führen, sind unter den gegenwärtigen Verhältnissen, wo es sich jeden Augenblick um den Bestand der Union handeln kann, eine eben so nothwendige als nützliche Einrichtung. Die Art der Aushebung kommt einer Conscription sehr nahe, und wenn der Plan, wie er vorliegt, zur Ausführung kommt, so haben die Vereinigten Staaten nicht mehr zu fürchten, daß, wie es im vorigen Kriege geschehen, wenn eine Armee von 100,000 Mann auf die Beine kommt, und dann der eine Theil jenseits der Gränze mit einem überlegenen Feind ins Gefecht kommt, der andere ihm nicht zu Hülfe kommen will, weil „die Constitution nicht gestattet, sie gegen ihren Willen außerhalb des Landes zu gebrauchen." Die abgeschmackten Ansichten, wonach man die ste-

henden Heere nur als Stützen der Tyrannei ansieht, und mit ungeübten Nationalmilizen Kriege führen zu können glaubt, kommen selbst in demjenigen Lande, wo sie hauptsächlich entstanden sind, immer mehr in Mißcredit, und die Miliz ist selbst in Amerika als ein unnützes, zeitraubendes Soldatenspiel der Gegenstand des Spottes und der allgemeinen Klage geworden (s. Nr. 46).

Die Stellung zu England ist noch immer wesentlich dieselbe: der Gränzstreit im Nordosten ist noch immer nicht ausgeglichen, und die neuesten von beiden Seiten angeordneten Untersuchungen haben zur Beilegung desselben nichts beigetragen, vielmehr beide Theile nur bestärkt. Der Hauptgrund ist wohl ein Mal wie das andere Mal, daß die Engländer eine sichere Verbindungsstraße für ihren Handel den St. John*) aufwärts nach dem Lorenzstrom wollen, um nicht, namentlich im Früh- und Spätjahre, den gefährlichen und beschwerlichen Weg zwischen Neuschottland und Neufundland einschlagen zu müssen. Wenn einer neuen Behandlung dieser Frage in einem englischen Blatte zu trauen ist, so würde den Engländern mehr gebühren, als der König der Niederlande in seinem schiedsrichterlichen Spruch ihnen zutheilte; der Verfasser scheint aber die Wichtigkeit der Verbindung auf dem St. John nicht gehörig beachtet zu haben, da er vorschlug, lieber den ganzen Strich aufzugeben, als einen Krieg deßhalb anzufangen. Wegen dieser Frage allein wird kein Krieg ausbrechen, wohl eben so wenig wegen des Gebietes am Columbiastrom, wo die Engländer entschieden im Unrecht sind, da die Verträge vom Jahre 1783 und 1814 ihnen nur das Land nördlich vom 45° zusprechen, das Columbiagebiet aber südlich liegt; beide Punkte jedoch sind offene Streitgegenstände, welche die Veranlassung zum Kriege geben können, sobald man zu demselben entschlossen ist. Dieser Entschluß aber könnte zur Reife kommen, sobald die Angelegenheit von Texas und die damit verbundene Sklavenfrage die Existenz der Union bedroht, und man nöthig finden sollte, den allerwärts in Nordamerika sich kundgebenden Einfluß von England mit Waffengewalt abzuwehren, da ein Krieg der Union mehr innere Einheit geben würde. Ein solcher Krieg wäre in jeder Beziehung ein zweiter Unabhängigkeitskrieg, und der Präsident hat in seiner letzten Botschaft, so wie durch die Aeußerungen seiner Freunde über den geheimen Einfluß Englands auf die Sklavensache, auch bereits dazu in die Trompete gestoßen. Ein fataler Streitpunkt, derselbe, der auch in den Jahren 1805 bis 1812 am meisten Erbitterung erregte, und im Fall eines Seekriegs wohl wahrscheinlich wieder in seiner ganzen Stärke erwachen würde, ist die Nationalität der Matrosen, indem die Engländer damals häufig Matrosen, die ehemals auf ihrer Flotte gedient hatten, mit Gewalt von amerikanischen Schiffen wegnahmen. Auch jetzt besteht wieder ein sehr bedeutender Theil der amerikanischen Matrosen, namentlich auf den Kriegsschiffen, aus naturalisirten Engländern (s. die Bemannung der amerikanischen Seemacht Nr. 138), da die Vereinigten Staaten ihre Matrosen besser bezahlen, und zum Theil auch besser behandeln. Indeß haben englische Seeofficiere mehrfach in der „Naval and Military Gazette" anerkannt, daß England diesem Uebelstande nur durch gleich gute Bezahlung und Behandlung entgegenwirken könne. Die demokratische Ansicht und Verfahrungsweise Amerika's wirkt auch hier sehr stark auf England zurück.

So wenig es hier in den Zusammenhang zu passen scheint, so können wir doch nicht umhin, der schönen Tänzerin, Fanny Elsler, noch zu erwähnen (s. Nr. 182), die in Amerika einen so rasenden Beifall geerntet hat, und einen höchst komischen Enthusiasmus — doch wohl hauptsächlich nur Zeitungsenthusiasmus — erregte. Die Sache zeigt, daß die Amerikaner gerade eben so gut Corcombs, d. h. Hausnarren, sind, als wir Leute aus der alten Welt, und daß man die „rauhen Republicaner" eben nicht dort suchen muß. Es geht in den größern amerikanischen Städten so ziemlich eben so wie bei uns zu: die Leute laufen ihren Geschäften, ihren Vergnügungen, ihren Launen nach, und wenn man den bösen Zungen trauen darf, so kommt trotz aller Pruderie und puritanischen Strenge die Moral eben nicht viel besser weg, als bei uns auch.

(Fortsetzung folgt.)

*) Es ist zu bemerken, daß die englische Regierung kürzlich erst wieder Ingenieure nach dem St. John sandte — Dr. Robb (s. Nr. 188 p. 1150) scheint auf ihre Veranlassung die dort erwähnten Untersuchungen angestellt zu haben — um über die Schiffbarmachung desselben zu berichten.

Die Childam, Nachkommen der alten Chaldäer.

Die Chaldäer, die so häufig in der alten Welt von heiligen und Profanschriftstellern erwähnt werden und die wir schon seit langer Zeit ausgestorben wähnten, existiren noch in Mittelasien, nach der neuern Entdeckung des Hrn. Boré, und zwar in den Gebirgen, welche ihre zahlreichen Zweige zwischen Mosul, Diarbekr, Wan und Suleimanie ausbreiten. Sie nennen sich und werden von den Armeniern, ihren Nachbarn, Childam oder Assori, und von den Kurden Makin genannt. Die letztere Benennung leitet Hr. Boré vom persischen „Mag" her, wie denn die Armenier stets die Chaldäer Magier genannt haben. Assori sollen sie genannt werden, wie Hr. Boré in einer weitläufigen Abhandlung nachweist, weil die alten Chaldäer das Land des alten Assyriens, nämlich Babylonien, Mesopotamien und das westliche Syrien, bewohnt hätten, indem er in diesem großen Völkerstamm die Carduker, die Völker des Landes um Arsen, die Bewohner von Mogen (Mogistan?) und die Chalyben am Pontus mitbegreift. Die chaldäische Sprache fand er in dem westlichen Thale des alten Mediens in der Nähe des Landes der Kurden und in den heimischen Gebirgen dieses uralten Volkes, zwar rauh, arm und ungebildet, doch frei und unabhängig. (Echo du Monde Savant vom 9 December.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 151** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Legende von der Schwester Beatrix. Von Charles Nodier. — Ellen. Von Crabbe (aus seinen Thales of the Hall.) — St. Trutbert. Nach dem Englischen.

Zu den Postämtern welche dem Auslande beigegebenen Literaturblatt, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abonnenten jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für Diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 151.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

23 December 1840.

Ellen.

Von Crabbe (aus seinen Tales of the Hall).

Schwer war der Morgen — seufzend Richard sprach
„Ich muß nun geh'n!“ — „O, Bruder, nur gemach.“
Sagt' Georg — „Du kannst; doch warum mußt du? sag!“

Der Punkt ward oft zuvor besprochen, doch
Fügte sich stets der Gast dem Wirthe noch,
Doch jeder Tag rief Furcht und Zweifel auf,
Er hört jetzt nicht, daß Alles noch wohl auf,
Wie sonst geschehn! wie wenig auch geschrieben,
Schien ihm die Schreib'rin doch von Gram getrieben,
Beengt! Er sah gesuchtes Streben, zu erfreun;
— Mathildens Frohsinn nicht — nur Angst und Pein!
Der Liebe Sprache fand er auch nicht mehr
So frei wie sonst — An Deutung — o wie schwer!
„Einbildung!“ sprach Georg, „nur selbstgeschaffne Pein.“
Und da zu bleiben willigt Richard ein.

„Reit'st du?“ sagt Georg; „der Morgen ist so schön.
Thu's, nach 'nem Kauf hab' ich mich umgesehn,
Doch sind gefällig es im voraus schön:
Südlich zuerst, mein Richard, nimm den Weg.
Dann über Hilton Bridge, durch Breken Clay,
Bei Dunham Wood dich fein nach Osten wende,
Und vor dir liegt der Ocean ohn' Ende;
Dann reit' den Berg hinauf, reit' unten hin,
Du wirst entzückt, ich kenne deinen Sinn;
'S ist eine Aussicht, daß ein Mann würd' stehn,
Und sollt' am Hochzeittag zur Braut er gehn.
Bei Tilburn Sluice steig nochmal auf und dann
Ein artig Haus, und einen Garten d'ran,
Groß, wohlbepflanzt, siehst du — ein freundlich Bild — alsdann;
Ein wenig Kunst, ein wenig Pracht dabei.
Ein träger Mann, seines Gewerbes frei,
Zog sich dahin —' er kam, als Landmann wohl bereit
Und Kosten waren's nicht, die er gescheut.
Viel Bücher kauft' er, las auch ein'ge wohl,
Und stand oft auf, den Kopf Projecte voll,
Von Ernten, die im Laufe er erzielt,
Und Heerdenzucht, die er noch nicht erhielt.
Wir hatten eben den Humor gefunden,
Gesehn — er sah nicht — wie die Sachen stunden,
Als Nachbarn uns begrüßt, die gern sich sehn,
Gehört, wie es in Dowling-Street mag gehn,
Bedachten, was die Freundinnen gesagt,
„Wir wußten nicht, was wohl dem Mann behagt;
Der reich und herzlich gut“ — wahr macht 's wohl seyn!
Er wünscht etwas, doch war die Zeit nicht fein.
Erkältung traf ihn noch vorm Herbst! gering
Im Anfang, doch ward tödtlich sie für ihn; —
Kurz war nur der Besitz des Hauses sein —
Geh, aber hüte dich vor'm Herbste fein.

Merk' auf die Zimmer, nimm ihr Maaß wohl Acht,
Sieh, ob verbraucht sie, ob sie schön gemacht,
Besuch' den Garten, die nutzbare Hecke,
Und finde etwas, das dir Beifall wecke.
Dann lobst du es mit einem Kenner Blick,
Es wär' mir lieb! — genug — komm froh zurück.
Doch, bei der Schleuße, geh' der Hütte nicht
Vorbei, bis sich dein Auge hingerichtet
Aufs kleine Gelbblatt-Fenster und gesehn,
Ob du, durch Glückes Gunst den Geist magst sehn;
Doch nur ein Blick und du magst weiter gehn,
Er sieht die Fremden und er kennt dich nicht.“

Richard kehrt wieder, und trat zum Bruder hin,
Nicht nachdenklich, doch auch nicht froh sein Sinn;
Ein heftiges Gefühl hatt' ihn zur Ruh' gebracht
Als denk er nichts oder hab' zu viel bedacht,

Gleich einem Mann auch, der gern sprechen möchte,
Doch wünscht, daß ihn der Hörer dazu brächte.

Drauf Georg — „Was mochtest du verbergen, wie?
Was mir gestehen, Bruder?“ — „Wer, fragt er, ist sie?
Der Engel, den ich sah, mit wem ist sie verwandt?
Mit diesem schönen Wesen mache mich bekannt,
Und gern lob' ich dir Kauf und Haus und Land.“

„Ihr war das Landhaus auf der Höhe und
Westlich vom Meer, gerad jenseits dem Sund.
'S ist größer als das andre, das wohl ehr
Zur Wohnung einer Dame passend wär'.
Doch ach! das Wesen, so weit mir bekannt,
Wird bald sich wenden in ein andres Land.
Du zartes Kind! sagt ich, als mein Blick sie
Zuerst gesehn, breitst du die Flügel aus zu fliehn?
Willst du verschwinden? schöner Geist, verweil' —
Denn wird er nicht (so fragte ich) verweht?
Nein, er war sterblich — nahe ungesehn.
Seh' ich des Busens Schmerz, im Aug' die Thrän';
Sie dachte tief, denn lauschend blieb ich stehn;
Sie las anfangs, legte das Buch dann weg,
Stützt dann ihr schönes Haupt auf ihre Hand
Und unbewußt ihr Thrän' auf Thrän' entrann.

„Bist du,“ sagt' ich, „des Kummers Raub so sehr?“
Und ritt hinweg, das Herz von Mitleid schwer.

„Sag, Bruder, mir, ist's Furcht, die sie bewegt,
Vor jener Stunde, die zum Tod sie trägt?
Hat sie Verwandte? liebt sie? — Ich führ' Schmerz
Und Mitleid, willst enthüllen mir ihr Herz?“

„Es wird nicht dauern, Richard, denn 's ist rein
Und sanft ihr Leid, sie singt's zur Ruhe ein;
Wo nicht, sie spricht ihm zu; und bleibt es doch,
Hat Mittel sie, die Keinem fehlen, noch.

Ob ihr aus Sehnsucht erst die Krankheit kam,
Ob von Natur sie schon den Keim entnahm,
Bleibt ungewiß; zu zart war die Gestalt,
Und dieser Schmerz — sie unterliegt wohl bald.

„Doch wenn auch willig aus der Welt zu gehn,
Kann ich bei ihr getäuschte Lieb' nicht sehn.
Und nicht behaupten möcht ich, daß das Herz
Gebrochen einmal, nie besiegt den Schmerz.“

(Schluß folgt.)

Legende von der Schwester Beatrix.

Von Charles Nodier.

O meine Freunde, die das himmlische Feuer, das den Menschen am Tage seiner Schöpfung beseelte, noch nicht ganz verlassen; die ihr noch eine Seele habt um zu glauben, zu empfinden und zu lieben; die ihr noch nicht verzweifelt habt an euch und eurer Zukunft in diesem Chaos von Nationen, wo man an Allem verzweifelt: kommt und nehmt Theil mit mir an diesen Entzückungen des Worts, welche dem Gedanken wieder aufleben machen das glückliche Leben der Jahrhunderte der Unwissenheit und Tugend; aber verlieren wir keine Zeit, ich beschwöre euch! Morgen vielleicht wäre es zu spät! Der Fortschritt hat zu euch gesagt: ich setze mich in Bewegung, und wirklich setzt sich das Ungeheuer in Bewegung. Wie der physische Tod, von welchem der lateinische Dichter spricht, so pocht der Elementarunterricht, dieser häßliche Tod der Intelligenz und der Einbildungskraft, an den Schwellen der geringsten Hütten an. Alle die Plagen, welche die Schrift nach sich zieht, alle Plagen der Buchdruckerkunst, ihrer verkehrten, fruchtbaren Schwester, drohen die letzten Freistätten der alterthümlichen Ehrbarkeit, Unschuld und Frömmigkeit anzugreifen, unter einem Geleite finsterer Pedanten. Einige Tage noch, und diese erstehende Welt, welche die Wissenschaft des Uebels in der Wiege ergreifen wird, wird ein lächerliches Alphabet, aber keinen Gott mehr kennen; noch einige Tage, und was noch übrig ist von Kindern der Natur, ach! wird so dumm und boshaft seyn wie ihre Lehrmeister. Eilen wir ein Ohr zu leihen den köstlichen Geschichten des Volks, ehe es sie vergessen hat, ehe es darüber erröthet, und seine keusche Poesie, ihrer Nacktheit sich schämend, sich mit einer Hülle bedeckt sieht, wie die aus dem Paradies verbannte Eva.

Nicht weit vom höchsten Gipfel des Jura, an seinem westlichen Abhang sah man noch vor etwa einem halben Jahrhundert einen Haufen Ruinen, welche der Kirche und dem Kloster Notre-Dame des Epines fleuries angehörten, am Ende einer engen und tiefen Schlucht, die jedoch gegen Norden sehr geschützt ist, und alljährlich vermöge ihrer günstigen Lage die seltensten Blumen der Gegend hervorbringt. Eine halbe Stunde davon läßt das andre Ende der Schlucht ebenfalls Trümmer eines alten Herrenhauses sehen, das wie das Haus Gottes verschwunden ist. Man weiß nur, daß es bewohnt gewesen von einer Familie, die in den Waffen sehr berühmt gewesen seyn soll, und daß der letzte der edeln Ritter, von denen es den Namen hatte, bei der Eroberung des Grabes Jesu Christi umkam, ohne einen Erben zu hinterlassen zur Fortpflanzung seines Stammes. Die trostlose Wittwe wollte einen Ort nicht verlassen, der so ganz geeignet war ihre Schwermuth zu hegen, aber das Gerücht ihrer Frömmigkeit verbreitete sich weithin mit ihren Wohlthaten, und eine glorreiche Tradition weiht für immer ihr Gedächtniß der Verehrung der christlichen Generationen. Das Volk, das alle ihre andern Titel vergessen, nennt sie noch die Heilige.

An einem jener Tage, wo der Winter, seinem Ende nahe, plötzlich in seiner Strenge nachläßt unter den Einflüssen eines gemäßigten Himmels, wandelte die Heilige, wie sie pflegte, in dem langen Baumgang ihres Schlosses auf und ab, den Geist beschäftigt mit frommen Betrachtungen. So kam sie bis an die Dorngesträuche, welche noch jetzt den Ausgang desselben bilden, und war nicht wenig überrascht zu finden, daß einer dieser Sträuche schon in seinem vollen Frühlingsschmuck prangte. Sie trat eilends darauf zu, um sich zu versichern, daß es nicht eine Täuschung sey, bewirkt durch zurückgebliebene Reste wiederspenstigen Schnees, und entzückt, als sie sah, daß er wirklich von einer unzählbaren Menge schöner, weißer Sternchen mit rothen Strahlen übersäet war, pflückte sie vorsichtig einen Zweig ab, um ihn in ihrem Betsaal an einem Bild der heiligen Jungfrau aufzuhängen, der sie von Jugend an tiefe Verehrung weihte, und ging freudig zurück, daß sie ihr dieß unschuldige Opfer darbringen könne. Sey es nun, daß dieser schwache Tribut der göttlichen Mutter Jesu wirklich angenehm war, sey es daß eine ganz eigenthümliche Freude, die man nicht genau schildern kann, die kleinste Ergießung eines zärtlichen Herzens gegen den Gegenstand seiner Liebe begleite: nie hätte sich die Seele der Schloßfrau unaussprechlicheren Gefühlen und Rührungen geöffnet, als an diesem süßen Abend. Auch gelobte sie sich mit einer kindlich harmlosen Freude, jeden Tag zu dem blühenden Strauch zurückzukehren und alle Tage einen frischen Kranz davon mitzubringen. Man kann glauben, daß sie dieß Versprechen hielt.

Eines Tags jedoch, als die Pflege der Kranken und Armen sie länger als gewöhnlich zurückgehalten, kam ihr, wie sehr sie sich auch beeilte, ihr Blumenbeet in der Wildniß zu erreichen, doch die Nacht zuvor, und es heißt, sie habe schon angefangen zu bereuen, daß sie sich so weit in die Einsamkeit gewagt, als eine sanfte und reine Helle, ähnlich der des werdenden Tages, ihr plötzlich alle Sträuche in voller Blüthe zeigte. Sie blieb einen Augenblick stehen, weil sie dachte, dieß Licht könne von einem Räuberlager herkommen, denn es war unmöglich anzunehmen, es werde verursacht durch Myriaden von Leuchtkäfern, die vor ihrer Zeit ausgeschlüpft. Das Jahr war damals noch zu weit entfernt von den lauen, friedlichen Sommernächten. Indeß stellte sich ihr die Obliegenheit, welche sie übernommen, wieder dar und belebte wieder ein wenig ihren Muth, so daß sie leichten Schrittes weiter ging, den Athem anhaltend, auf das Gesträuch mit den weißen Blüthen zu, mit zitternder Hand einen Zweig faßte, der von selbst ihren Fingern zu folgen schien, so wenig leistete er Widerstand, und den Weg ins Herrenhaus wieder einschlug, ohne daß sie wagte sich umzusehen.

Während der ganzen nächsten Nacht sann die heilige Dame über diese Erscheinung nach, ohne daß sie sich dieselbe erklären konnte, und da es ihr am Herzen lag, das Geheimniß zu ergründen, begab sie sich am folgenden Tag zur gleichen Stunde des Abends zu den Sträuchen, in Begleitung eines treuen Dieners und ihres alten Caplans. Das sanfte Licht war daselbst ausgegossen wie am Tage zuvor, und schien, je näher sie kamen, um so lebhafter und strahlender zu werden. Jetzt blieben sie stehen und beugten die Kniee, weil ihnen das Licht vom Himmel zu kommen schien; sodann stand der gute Priester allein auf, machte ehrfurchtsvoll einige Schritte gegen die blühenden Sträuche hin, indem er eine Kirchenhymne sang, und bog sie ohne Mühe bei Seite, denn sie öffneten sich wie ein Schleier. Das Schauspiel, das sich in diesem Augenblick ihren Blicken darbot, erfüllte sie mit solchem Staunen, daß sie lange Zeit unbeweglich stehen blieben, ganz durchdrungen von Dankbarkeit und Freude. Es war ein Bild der heiligen Jungfrau, einfach und kunstlos aus grobem Holz geschnitzt, mit frischen Farben belebt durch einen nicht sehr kunstreichen Pinsel, und in Kleider gehüllt, welche nur einen naiven Luxus offenbarten; aber von diesem Bild ging der wunderbare Glanz aus, von dem der Ort erhellt war. „Ich grüße dich, Maria, Gnadenreiche!" sagte endlich der Caplan, sich zu Boden werfend, und bei dem harmonischen Geflüster, welches sich in allen Büschen erhob, als er diese Worte gesprochen, hätte man glauben können, sie würden von einem Chor von Engeln wiederholt. Er sprach dann mit feierlicher Stimme die wunderbaren Litaneien, worin der Glaube, ohne es zu wissen, die Sprache der erhabensten Poesie gesprochen, und nach neuen Handlungen der göttlichen Verehrung hob er das Bild mit seinen Händen empor, um es nach dem Schloß zu tragen, wo es ein seiner würdigeres Heiligthum finden sollte, während die Dame und der Diener, die Hände gefaltet und die Stirne gesenkt, ihm langsam folgten, in seine Gebete mit einstimmend.

Ich brauche nicht erst zu sagen, daß das wunderbare Bild in eine schöne Nische gestellt, daß es mit wohlriechenden Kerzen umstellt, mit Düften gebadet, mit einer reichen Krone geschmückt, und bis Mitternacht von dem Gesange der Andächtigen gefeiert wurde. Am Morgen aber fand man es nicht mehr und eine lebhafte Unruhe entstand unter den Christen, welche dessen Erlangung mit so reinem Glück erfüllt hatte. Welche unbekannte Sünde konnte diese Ungnade der Heiligen dem Herrenhaus zugezogen haben? Warum hatte die himmlische Jungfrau es verlassen? Welchen neuen Aufenthaltsort hatte sie gewählt? Man erräth es leicht. Die selige Mutter Jesu hatte den bescheidnen Schatten ihrer Lieblingssträuche dem Glanz einer weltlichen Wohnung vorgezogen. Sie war in die Frische des Waldes zurückgekehrt, um den Frieden ihrer Einsamkeit und die süßen Düfte ihrer Blumen zu genießen. Alle Bewohner des Schlosses begaben sich Abends dahin und fanden sie dort strahlender als am vorigen Tag. Sie fielen in ehrfurchtsvollem Schweigen auf die Kniee.

„Mächtige Königin der Engel!" sagte die Schloßfrau, „dieß ist der Aufenthaltsort, den du vorziehst. Dein Wille geschehe!"

Und bald darauf erhob sich wirklich ein Tempel, reich an all dem Schmuck, welchen in jenen Jahrhunderten der Phantasie und tiefer Empfindung der begeisterte Baumeister verschwendete um das angebetete Bild. Die Großen der Erde wetteiferten, es mit ihren Geschenken zu bereichern; die Könige begabten es mit einem Tabernakel von lauterm Gold. Das Gerücht seiner Wunder verbreitete sich weithin über die christliche Welt, und zog in das Thal eine Menge andächtiger Frauen, die sich dort einer Klosterregel unterwarfen. Die heilige Wittwe,

mehr als je ergriffen von dem Licht der Gnade, konnte den Titel einer Superiorin dieſes Hauſes nicht ablehnen. Sie ſtarb darin hochbetagt, nach einem Leben, reich an guten Werken, Beiſpielen und Opfern, das ſie wie einen Wohlgeruch zu den Füßen der Altäre der Jungfrau aushauchte. Das iſt, nach den handſchriftlichen Chroniken der Provinz, der Urſprung der Kirche und des Kloſters Notre-Dame des Épines fleuries.

Zwei Jahrhunderte waren verſtrichen ſeit dem Tode der Heiligen, und eine jugendliche Jungfrau aus ihrer Familie war noch, nach dem Gebrauch, Schweſter Cuſtodin des heiligen Tabernakels; d. h. ſie hatte die Aufſicht darüber, und hatte das Tabernakel an den feſtlichen Tagen aufzuſchließen, wo das wunderthätige Bild der andächtigen Menge gezeigt wurde. Sie hatte die Obliegenheit, deſſen Anzug und Schmuck immer glänzend zu halten, Staub und Inſecten davon zu verſcheuchen; zum Kranze oder zum Schmuck des Altars die anmuthigſt geformten und in der Farbe keuſcheſten Blumen zu pflücken, daraus Sträuße, Gewinde, Guirlanden zu fertigen, welche dann wieder durch das große nach Oſten offene Fenſter eine Menge purpur- und azurfarbigen Schmetterlinge, fliegende Blumen der Einſamkeit, herbeilockten. Unter dieſen unſchuldigen Tributen hatte die Weißdornblüthe in ihrer Zeit immer den Vorzug; und für die übrigen Jahreszeiten alle nachgemacht mit einer Kunſt, deren Geheimniß die andächtigen Schweſtern der Natur abgelauſcht hatten, ruhten ſie an der Bruſt der ſchönen Madonna in einem dichten Strauß mit einem Silberband umwunden. Die Schmetterlinge ſelbſt hätten ſich manchmal täuſchen laſſen können, aber ſie wagten nicht auf dieſe himmliſche Blumen ſich niederzulaſſen, die nicht für ſie gemacht waren.

Die Schweſter Cuſtodin nannte ſich damals Beatrix. Höchſtens achtzehn Jahre alt, hatte ſie kaum je gehört, daß ſie ſchön ſey, denn ſie war mit fünfzehn Jahren in das Haus der heiligen Jungfrau getreten, ſo rein wie ihre Blumen.

(Fortſetzung folgt.)

St. Trutbert.

Nach dem Engliſchen.

St. Trutbert ſtrebte himmelan
Und kam, ſo weit man kommen kann.
Saß in der Klauſ' in guter Ruh',
Doch ſchel ſah der Verſucher zu.
Es hatte juſt am Firmament
Der Hund ſein hitzig Regiment;
Der Tag war heiß, der Abend ſchwül,
Den Heiligen ein Durſt befiel.
Er ſtieg hinab zum Quell gemach,
Doch rückwärts ihm der Krug zerbrach.
St. Trutbert ſprach: iſt ſo auch gut,
Die Hand dieſelben Dienſte thut.
Die Nacht blieb warm, der Durſt nahm zu,
St. Trutbertens floh Schlaf und Ruh.
Neunmal ſtieg er zum Quell hinab,
Der Stärkung für die Rückkehr gab;
War er aufs Lager hingeſtreckt,
Die trockne Zung' ihn bald erweckt.
Und als der kühle Morgen ſchien,
Da war des Heil'gen Muth dahin.
Da kam das Fräulein Teuta her
Mit einem Krug und bat ihn ſehr:
Der Krug, den ich am Wege fand,
Wird Euch zur rechten Zeit geſandt!
St. Trutbert ſprach: was Eva gab,
Den Adam bracht' es in das Grab.
Und müßig ſtand der Krug am Tag,
Doch wieder ſchwül die Nacht anbrach.
St. Trutbert ſprach zum Krug gekehrt:
Der Durſt mir Nachts die Andacht ſtört!
Er ſchöpft noch zwier mit hohler Fauſt,
Doch in der Fern' ein Wetter braut.
Er ſpricht: Noth kennet kein Gebot,
Ich brauch den Krug, das Wetter droht!
Er füllt den Krug mit kühlem Quell,
Er trägt ihn ſicher in die Zell';
Doch kaum ſtellt er ihn an die Wand,
So taumelt er herab in Sand.
Der Klausner merkt, der Fuß ſey lahm,
Und alſobald zu Hülfe kam.
Von neuem füllt er ſeinen Krug,
Von neuem in die Zell ihn trug.
Mit einem Scherben ſtützt er ihn
Und legt ſich zuverſichtlich hin.
Doch Stützen hier nicht helfen wollt',
Das Waſſer floß, das Krüglein rollt'.
Neunmal der Klausner ſich bemüht
Und keine Frucht der Mühe ſieht;
Vergaß Gebet, vergaß Kaſtei'n,
Fiel immer ihm das Krüglein ein,
Zuletzt zerriß er 's Scapulir
Und band den Krug an ſeine Thür.
Doch neckiſch ihm der Krug entſprang
Und rollte jach die Zell entlang.
Da brach dem Klausner die Geduld,
Da fühlt' er das Gewicht der Schuld.
Er wirft das Krüglein auf das Feld,
In tauſend Stücke es zerſchellt:
Verfluchter Krug! zum Teufel fahr!
So bin ich aller Sorgen bar!
St. Trutbert ſtrebte himmelan,
Er fing von vorn' die Büßung an.

Fr. Ad.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Intelligenzblatt
zum

Ausland.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Der Messias
von
Friedr. Gottl. Klopstock.
3 Theile in Einem Bande in Taschenformat mit Klopstocks Portrait.
Preis 1 Rthlr. 18 gr.

Oden
von
Friedr. Gottl. Klopstock.
2 Theile in Einem Bande in Taschenformat.
Preis 1 Rthlr. 4 gr.

Wir haben von diesen classischen Dichtungen eine correctere Ausgabe veranstaltet, welche in engl. Imperialformat gedruckt ist, und in jeder Taschenbuchform passt.
Leipzig, Nov. 1816.

G. J. Göschen'sche Verlagsbuchhandlung.

So eben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Reise
durch die Theile
des Königreichs Griechenland.
Im Auftrage der k. griechischen Regierung unternommen
von **Dr. K. G. Fiedler,**
k. bair. Bergcommissair.
Drei Theile mit 3 Ansichten und einer geolog. Karte.
Leipzig 1816. **Friedrich Fleischer.**
Preis 3 Rthlr.

Hiermit ist ein Reisewerk vollendet, das wohl einer Uebersetzung ins hochdeutsche und griechische, wie sie in englischer und französischer Sprache schon erschienen haben, ermangelt hätte, wenn nicht ein solcher gediegener Kern in ein so rein deutsches Gewand eingehüllt wäre.

Wohlfeile Ausgabe.

Alle Buchhandlungen bei Ein- und Verkäufen meiner Bedürfnissen an sich die wohlfeile Ausgabe von

G. E. Lessings Werke,

Octav-Ausgabe in 8 Bänden
mit Lessings Portrait in Stahlstich.
Preis sauber broschirt 8 Thlr.

Von dieser sehr gefälligen und wohlfeilen Ausgabe, die wegen ihrer correcten Druckerey und Papierqualität besonders empfohlen wird, sind für Liebhaber noch mehrere Exemplare in Commission. Jeder Besitzer derselben wird unter diesen Bedingungen die Vollendung der ganzen Sammlung sich zu verschaffen suchen, und vielleicht noch manche Freunde dazu gewinnen.

Die Octav-Ausgabe von Lessings Schriften, herausgegeben von Karl Lachmann, 12 Bände Druckpapier mit Portrait in Stahlstich, sind bis zu dem Preise von 16 Thlr. und der feine gedruckte Supplementband 1 Thlr. 16 Ggr. über 9 Thlr.

Berlin, den 1 November 1816.

Voss'sche Buchhandlung.

Bei G. B. König in Bonn ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Catalogus Angelbodianus et bibliographicus, et recensionem Joannis Güdemeisteri. A Editum ab Hilarione Flum. gr. 8. 3 Rthlr.

Antarktika et Agonistica drama indicum Kalidasi adscriptum. Textum primus edidit, in latinum convertit, variorum scripturae et annotationes adiecit Wilhelmus Frederus Tullberg. Lex. 8. 2 Rthlr. 12 gGr.

Plautus ach Bärbier grammatischer Regeln. Herausgegeben und übersetzt von Dr. Otto Schönlank. 2 Bde. gr. 8. cart. 2½ Rthlr.

Band I. cart. 1 Rthlr.

Die ältesten und jüdischen Schulen.

Band II. cart. 1½ Rthlr.

Die Einleitung, den Commentar, die Uebersetzung der grammatischen Barbarismen, alphabetischen Verzeichniß der seltenen und einen Glossarium.

Radices linguae sanscritae, ad fidem exemplarum codicum adhuc unicae copiae exemplorum, exquisitorum illustrare. Ed. N. L. Westergaard. Daun. Lex. 8. 1 Rthr. 16 Gr.

Die zweite und letzte Abtheilung erscheint die nun 1 Februar 1817.

Weber, M. Jo. Ge., Handbuch der Irrgelehrsamkeit. Kunde und Kunst des menschlichen Wissens. II. Bde. 8. cart. 2½ Rthlr.

Der zweite Band des Textes 1841 vollendet sein.

In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Fabeln
und
poetische Erzählungen
von
Gottl. Conr. Pfeffel,
in Auswahl herausgegeben von
H. Hauff,
Professor bei Tübingen.
2 Theile. Taschen-Format, mit Pfeffels Portrait in Stahlstich.
Preis 1 Rthlr. 8 Gr. oder 1 Gulden.

Pfeffel schlug mit seinen Fabeln einen Pfad ein, der jenen Fabeln ein ganz eigenthümliches Gepräge gab, und sie zu einem Eigenthum der Nation machte, die sie werden sollte, und sie werden sollte, und sie wurden. Seine Fabeln sind nicht für Kinder, sondern für Männer, die das Land und das Leben, worin sie wirken, sehr

Digitized by Google

Bei Wilh. & Hoppani in Stuttgart ist so eben in Commission erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

China,
seine Zustände und Aussichten,
in besonderer Beziehung auf
die Verbreitung des Evangeliums,
mit kurzen Umrissen seines Klimes, seiner Geschichte, Chronologie, Bevölkerung, Sprache, Literatur und Religion,
von
den Werken des englischen Missionars
C. H. Medhurst.

Preis broschirt 1 fl. 30 kr. od. 1 Thlr.

Bei einer so mächtig aufgeregten Zeit für die Verbreitung des Reiches Gottes ist das vorliegende Buch um so mehr zu Jedermann's Interesse, als der gesetzte Verfasser der vorliegenden Schrift, welcher Jahre lang in China gelebt und Gelegenheit genug hatte, sich mit der Sprache, den Sitten und Gebräuchen der Chinesen vollkommen vertraut zu machen, die genaueste und richtigste Kenntniß dieses Landes und seiner Einwohner besitzen, interessante Aufschlüsse über seine Geschichte, Literatur, Civilisation, Landwirthschaft, Industrie und Handel geben und somit eine Menge Vorurtheile, welche über Chinesische Verhältnisse existiren, beseitigen und eine richtige Ansicht über diesen Gegenstand verbreiten wird.

Die Uebersetzung ist eine sehr gelungene und namentlich die Verdeutschung der Reise des Verfassers, über welchen Abschnitt sich der Recensent in dem Werke selbst ausspricht, besonderes Interesse wird aber der Anzeige erregen, daß unter englischer Leitung Gesellschaften für Verbreitung christlicher Schriften, einer Religion Stiftung, Erziehung und ihrer Einflüssen unter Freunde des modernen Christenthums bieten, für den die Verbreitung des christlichen Glaubens unter Heidenvölkern von mehr als 600 Millionen Seelen genug mit einer Mängeln frei kann.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Zu Julius Heilige Allmanach für das Jahr 1853:

Geographisch-statistisches
Hülfsbuch für die Gegenwart,
enthaltend die neuesten Veränderungen und Entdeckungen, als Ergänzung zu jedem geographischen Handbuche, und vollständiges Adressbuch, als Beilage zur Erleichterung jeglicher Verkehrtheit. Nebst einem Anhange:
Chronik der Jahre 1833 bis 1840.
Von Dr. J. G. Kober.

Kober an der Lehren Directoren zu Münchberg.
gr. 8. elegant. Preis 1 fl. 30 kr. od. 1 Thlr.

Dieses Buch, ein Unternehmen ganz neuer Art, enthält das Neueste und Wissenswürdigste seiner Art, und ist für jeden Gebrauch, in jeder Hinsicht, ein unentbehrliches Hülfsbuch. Es ist ein vollständiges Verkehrsbuch der Gegenwart, in allen Verhältnissen und das Vollständigste seiner Art. Es ist ein Adressbuch, ein Handbuch, ein Lexikon, ein Kalender, ein Reisebuch, ein Gesellschaftsbuch, ein Unterhaltungsbuch, ein Geschäftsbuch, ein Nachschlagebuch, ein Erinnerungsbuch, ein Gedächtnissbuch, ein Lesebuch, ein Lehrbuch, ein Lernbuch, ein Wissensbuch, ein Kenntnissbuch, ein Belehrungsbuch, ein Unterrichtsbuch, ein Bildungsbuch, ein Erziehungsb

Bei C. Hermann in Berlin ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Karte vom preußischen Staate
mit den angränzenden Ländern
Norddeutschlands.
Von C. v. Aue.

Enthält: Preuß. Provinzen und Provinzialtheile, Königreiche, Herzogthümer, Fürstenthümer, und von den kleinen Ländereien angränzende Land- und die Seegewässer. 4 Blatt im großen Imperialformat. Sauber colorirt. Preis 2 Rthlr. — 3 fl. C. Mz. oder 3 fl. 36 kr. rhein.

Bekannt und vielfach benutzt kann jene Karte, wenigstens soweit ihre Spezialgrenzen, schwarz hier Karte treten mehrere Spezialgrenzen.

Durch alle Buchhandlungen ist nun mit zu beziehen:

Skizzen aus dem Alltagsleben.
Aus dem Schwedischen. 8. Geh.

I. Die Tochter des Präsidenten. Erzählung einer Gouvernante. 1838. 1 Thlr. 16 Gr.

II. III. Die Nachbarn. Zwei Theile. 1839. 4 Thlr.

IV. V. Das Haus, oder Familienforgen und Familienfreuden. Zwei Theile. 1840. 2 Thlr.

Der allgemeine Beifall, den die ersten Bändchen dieser angenehmen Erzählungen erhielten, wird sich auch diesen neuen Bänden der mannichen Stoff der Verfasserin zu Theil werden.

Leipzig, im October 1840.

F. A. Brockhaus.

In Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Homers Werke
von
Johann Heinrich Voß.
Pracht-Ausgabe in Einem Bande.
Mit fünf und zwanzig Kupferstichen von Genelli.

Velinpapier in Octavformat. Broschirt. Preis 10 L. oder 6 Thlr.

Diese Prachtausgabe von Homers Werken wird sich in Format und Papier einem ähnlichen Shakespeare anschließen. Velinpapier, ein breiter, schöner, Druck, Format und Papier sie, so ist Verlagen an typographischer Ausstattung nun übertrifft und mehr gewiß keinen weiteren wünschen lassen.

Stuttgart und Tübingen, Nov. 1840.

J. G. Cotta'scher Verlag.

In der Literar. artist. Anstalt in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Stadtrecht von München,
nach bisher ungedruckten Handschriften mit Rücksicht auf die noch geltenden Rechtssätze und Rechtsbräuche herausgegeben
von
J. Aretin,
k. Regierungsdirektor und Direktor ersten in München.

1840. 8. Preis: 4 L. fl. rhn. od. 3 Rthlr. 12 gr.

Das vorliegende Werk, welches der Verfasser seinen Freunden zum Geburtstage widmete, ist gewissermaßen eine Probe der Literatur unserer Anstalten. Es enthält nämlich nicht nur die erste Ausgabe des Stadtrechts von München, sondern auch eine Reihe von Urkunden, welche die Geschichte desselben, seine Entstehungsart, seine Fortschritte und seine Veränderungen nachweisen. Die Vorrede enthält eine Übersicht der Geschichte der Stadt München, ihrer Verfassung und ihrer Gerichtsbarkeit. Der Anhang enthält Urkunden, welche die Geschichte der Stadt München, ihrer Verfassung und ihrer Gerichtsbarkeit, ihrer Gerichtsbarkeit, ihrer Gerichtsbarkeit,

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Das vierte Heft der

Deutschen Vierteljahrs-Schrift

für **1840.**

October — December.

Inhalt: Die Controverse des Pietismus und der speculativen Theologie in Würtemberg. — Die slawischen Völker und ihr Verhältniß zu Deutschland. — Adel und Grundeigenthum. — Ueber deutschen Unterricht auf Gymnasien. — Ueber die Errichtung staatswirthschaftlicher Facultäten auf den deutschen Universitäten. — Ueber die Kaltwasser-Heilmethode. — Die deutschen Gewerbvereine. — Ueber die Hoffnungen unserer Zeit. — Kurze Notizen.

Der Preis des Jahrgangs von 4 Heften ist 12 fl. oder 7 Rthlr. 8 gr.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Gedichte Sr. Majestät des Königs Ludwig von Bayern.

Dritte, um einen Band vermehrte Auflage.

In der litterar. artist. Anstalt in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte Ludwig des Ersten,

Königs von Bayern.

Drei Theile.

Preis geheftet 7 fl. rhn. oder 4 Rthlr.

Für die Besitzer der frühern Auflagen des ersten und zweiten Theils wird auch besonders abgegeben:

Derselben Gedichte

Dritter Theil.

Preis geheftet 3 fl. rhn. oder 1 Rthlr. 20 gr.

Weishaar,

Württembergisches Privatrecht.

3 Bände in erniedrigtem Preis.

Da seit kurzem mehrere Werke, welche diese Materie behandeln, erschienen sind, so haben wir uns entschlossen, den kleinen Vorrath von:

Weishaars Handbuch des württembergischen Privatrechts.

3 Bände. Dritte umgearbeitete Ausgabe,

für den herabgesetzten Preis von 4 fl. 30 kr. abzulassen. Alle Sortimentshandlungen nehmen Bestellungen an, und werden in den Stand gesetzt, dieses Buch für obigen Preis zu liefern. — Stuttgart und Tübingen, October 1840.

J. G. Cotta'scher Verlag.

In Unterzeichnetem sind erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Gedichte

von

Wilhelm Smets.

Vollständige Sammlung.

8. broschirt. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

Stuttgart und Tübingen, 1840.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Nr. 359.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 December 1840.

Verbindung von Bramanismus und Buddhismus in Südindien.

In der neuesten Versammlung der asiatischen Gesellschaft zu London kam dieser mehrfach schon angeregte Gegenstand neuerdings zur Sprache, und eine Mittheilung eines Hrn. Stevenson ward vorgelesen. Die weite Verbreitung des Buddhismus ist nicht nur durch die bekannten Höhlen von Ellora, Karli, Ajanta und Salsette, sondern auch durch eine Menge kleinerer Aushöhlungen im Lande bewiesen, von denen viele Inschriften, Dagobas (Grabdenkmäler) und andere buddhistische Ueberreste enthalten. Der Buddhismus hatte einst Einfluß genug, um die Abschaffung mancher Gebräuche und Ceremonien zu bewirken, die später bei der Wiederherstellung der Herrschaft der Braminen nicht wieder aufkamen, so die Opferung von Kühen, die Opferung von Thieren überhaupt an den Festtagen der Voráltern, und die Verheurathung der Wittwe eines verstorbenen Bruders. Andere wurden mit der Rückkehr des Bramanismus wieder hergestellt, so das dem Feuer dargebrachte Opfer und die Selbstquälereien der Banyasas. Hr. Stevenson bemerkt zwar, daß reiner Buddhismus in Indien nicht mehr existire, aber die Dschains, eine augenscheinlich buddhistische Secte, sind zahlreich, und die Mahratten selbst leiten den Ursprung oder die Wiederherstellung ihrer Religion von Sankara Atscharya ab, der vor etwa tausend Jahren lebte, und den sie als eine Menschwerdung Siwas betrachten, welche zur Zerstörung des Buddhismus bestimmt gewesen sey. Ein merkwürdiger Beweis von dem Einfluß des Buddhismus auf den Bramanismus ist die Aufnahme der buddhistischen Heiligen, Withoba und Rokhami unter die Hindugötter. Doch ist sie nicht so außerordentlich als die Verwandlung Buddha's selbst in eine Menschwerdung Wischnu's, die herabgesendet worden sey, um Irrthum zu verbreiten, damit die Menschen nicht in zu großer Anzahl in den Himmel kämen und die Götter dadurch belästigten. Um Withoba und Rokhami im stärkern Grade braminisch erscheinen zu lassen, werden sie regelmäßig gekleidet. Viele Braminen sind indeß noch heutigen Tags den Ansprüchen Withoba's entgegen, und behaupten, sein großer Tempel zu Pandhapur sey ursprünglich ein Dschaintempel gewesen, den die Braminen erkauft hätten. Ein wichtiger Grund für den Umstand, daß der Tempel von Pandhapur den Buddhisten gehört habe, liegt in dem Umstand, daß innerhalb seines Umfangs aller Kastenunterschied aufhört. Dieß ist ganz dem Bramanismus entgegen, stimmt aber mit dem Buddhismus überein und findet auch in dem Tempel des Dschaggarnath in Orissa statt, wo in alten Zeiten der Buddhismus vorherrschte, wie aus den noch vorhandenen Ueberresten hervorgeht. Oberst Sykes bemerkte, Dschaggarnath und Buddha seyen wohl eines und dasselbe, und er habe selbst mehrere für Abbildungen von Siwa ausgegebene Statuen gesehen, welche ursprünglich Buddhas gewesen, aber in ihren charakteristischen Zügen von eifrigen Braminen verändert worden seyen.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Südamerika.

Ueber Mexico haben wir dieß Jahr einige kleine Schilderungen mitgetheilt (s. die Reisen in Mexico Nr. 32 ff., die Begräbnißgrotten von Mapimi Nr. 169, der Grotte von Cacahuamilpa Nr. 174), aber nichts über den Gang der innern Angelegenheiten. Dieser ist nichts weniger als erfreulich: der Kampf der Föderalisten und Centralisten dauert fort, bietet kein sonderliches Interesse dar, und nur eine zusammenhängende Darstellung eines Augenzeugen könnte in den Wirrwar etwas Zusammenhang bringen. Ein Mann, der sich viele Jahre in Mexico aufhielt, hat uns den Kampf der Centralisten und Föderalisten folgendermaßen charakterisirt: es handelt sich darum, ob die erhobenen indirecten Abgaben — an directe ist nicht zu denken — den Machthabern in der Hauptstadt, oder den kleinern Machthabern in den Provinzen zu Gute kommen sollen. Es ist gewiß viel Wahres an dieser Angabe, nur ist noch in Anschlag zu bringen, daß die Einheit und Kraft des Staates, mögen auch die centralistischen Häupter noch so schlecht seyn, doch durch den Sieg der Föderalisten bedeutend leiden würden, und damit denn auch manche auf europäische Civilisation hinwirkende Anstalt. Der Föderalismus taugt vortrefflich für den angelsächsischen Stamm, dessen Energie dadurch nur noch mehr angeregt wird, aber die Indianer — so viele

gute Eigenschaften man ihnen auch immer zuerkennen mag — sind wesentlich stationär, und auch ihre Bevölkerung hebt sich nur schwach, da sie durch eine alle 17 Jahre wiederkehrende sehr furchtbare Art von Blattern — welche selbst die geimpften Europäer nicht ganz verschont — entsetzlich gezehntet werden. Die Creolenbevölkerung scheint, zum mindesten gesagt, in keiner sehr starken Zunahme. Ob die gemischte Bevölkerung mit der Zeit in bedeutenderer Stärke sich erheben wird, läßt sich bei den sehr mangelhaften Angaben über die Zahl und den Zustand der Bevölkerung nicht mit einiger Sicherheit behaupten. In Centralamerika scheint diese Classe, wie die Erfolge des halbblütigen Carrera gegen den Creolenpräsidenten Morazan zeigen, sehr im Aufschwunge, damit aber auch das europäische Leben im entschiedenen Sinken (s. Stephens Reise nach Guatimala Nr. 159). Von diesem Reisenden und seinem Begleiter hat man sich wohl in kurzem wichtige Nachrichten über die Ruinen von Palenque (s. Nr. 48) zu versprechen, wie denn überhaupt das Land in archäologischer Hinsicht (s. Nr. 239) vom größten Interesse ist. Ob der Plan mit Durchstechung der Landenge von Panama (siehe Nr. 32, 123, 150) seiner Ausführung besonders nahe ist, möchten wir, trotz der obigen Nachrichten, bezweifeln.

Noch weniger als über Mexico und Centralamerika haben wir über das alte Columbien mitzutheilen. Ueber Venezuela soll demnächst ein bedeutendes Werk nebst Karte (s. Nr. 245, und Oberst Codazzi über die großen Ströme der Llanos Nr. 347) erscheinen. Indeß je weniger man von diesen Ländern hört, desto besser; sie haben so zahllose unbenützte Reichthümer, daß wenn diese in aller Ruhe ausgebeutet werden, es für das Land am heilsamsten ist. Aus Chili und Peru haben wir gleichfalls beinahe nichts (s. Nachrichten über das südliche Peru Nr. 197) zu berichten, da die Journale außer Handelsnachrichten und unbedeutenden innern Bewegungen, die für den Fremden von gar keinem Interesse seyn können, nur wenig mittheilen.

Reichlicher strömen die Nachrichten aus dem großen brasilianischen Reiche, und den zahlreichen Engländern, die sich theils wegen Handelsbetrieb und industriellen Unternehmungen, theils als Reisende daselbst aufhalten, verdanken wir eine Reihe von Mittheilungen, namentlich die naturwissenschaftlichen Bemerkungen (s. Nr. 178 an verschiedenen Stellen bis Nr. 353). Der Artikel über die Orgelberge (s. Nr. 312 ff.) zeigt das Leben in einer großen Facenda, aber diese liegt nicht sehr weit von der Hauptstadt entfernt, also an der Gränze der tropischen Region, wo die weiße Bevölkerung sich noch wohl erhalten kann, während wir von den Ländern, die der Linie näher liegen, fast nichts wissen, und doch wäre hier die Nachweisung, wie eine neue Race aus Indianern und Negern sich bildet, von großem Interesse. Bei der ungeheuern Zahl der jährlich eingeführten Neger, der Lebenskräftigkeit dieser Race, und der Unmöglichkeit für den Indianer, in der Nähe der Europäer sich physisch zu behaupten (s. den Artikel: der Kaiser und der Botocudenhäuptling Procrane Nr. 337), muß wohl die Negernatur allmählich das Uebergewicht gewinnen, freilich hier mehr, dort weniger. Behauptet sich erbliche Gewalt, bleibt dadurch Brasilien mehr oder minder von den innern Kämpfen der Creolen, von welchen die andern südamerikanischen Staaten so lange und so verderblich heimgesucht wurden, befreit, so kann die Racenvermischung ruhiger von statten gehen, und die unermeßliche Productionskraft des Landes muß sich mit raschen Schritten entwickeln, was auch der jährlich steigende Handel erwarten läßt. Die Einfuhr in Rio allein hat sich seit zwei Jahren um mehr als vier Millionen Milreis, nämlich von 25,382,500 M. auf 29,550,748 M. vermehrt, und auf diesem Wege werden bloß die Provinzen Rio, Minas Geraes, San Paulo, Santa Catharina und Espirito Santo mit etwa 1,800,000 M. versehen. Minas Geraes scheint sich am stärksten zu heben, denn der Waarentransport von Rio dahin erfordert jährlich nicht minder als 60,000 Maulesel mit 7 bis 8000 Arreiros. Die Ausfuhr würde noch weit stärker seyn, wenn nicht die entsetzlichen Wege es hinderten, weßhalb man auf Anlegung einer großen Straße dahin denkt, die aber wohl noch geraume Zeit nicht ausgeführt werden dürfte. Diese schlechten Straßen haben indeß einen indirecten Nutzen: aus der genannten Provinz wird nicht viel über 3000 Centr. Baumwolle ausgeführt, weil der Transport zu theuer kommt, über 15,000 Centr. werden in der Provinz selbst in grobe Zeuge verarbeitet, so daß auch Gewerbsbetrieb emporkommt, und nicht bloß große Facendeiros mit Sklavenheerden den Boden mit Handelswaaren bebauen, und alle anderen Bedürfnisse aus der Fremde beziehen. Dieß kann nicht ohne bedeutenden Einfluß auf die gesellschaftliche Entwicklung im Innern bleiben.

In Buenos Ayres dauert die Blokade der Küsten nun bereits fast drei Jahre fort. Was für Zwecke die französische Regierung damit hat, ist nicht leicht zu sagen: eine Besetzung irgend eines Punktes würde man ihr von Seite Englands nicht gestatten, und selbst ein Sieg über Rosas mit Hülfe von Montevideo könnte ihr nur sehr schwache Vortheile bringen. Das Binnenland leidet wenig durch den Krieg, wie sich durch die starke Ausfuhr des Hauptstapelartikels, nämlich der Häute, ergibt, die in ungeheurer Masse auf die europäischen Märkte strömen. Nur einzelne Provinzen, die minder leicht mit ihren Waaren nach Montevideo kommen können, scheinen Nachtheile zu verspüren, und sich mehr und mehr von Rosas unabhängig zu machen. Ob Buenos Ayres unter dem Drucke der Belagerung und der Gauchoherrschaft bald zu Grunde geht, das ist Rosas und seiner Partei gleichgültig: die Partei der Stadt ist völlig besiegt, und jetzt scheinen die Gauchos ihren Sieg und ihre Rache zu feiern. Wir haben in diesem Jahre die Lebensbeschreibung des alten Gauchoführers Artigas (s. Nr. 154 ff.) mitgetheilt, und aus dem Verhältniß zwischen diesem und dem damaligen Stadtoberhaupt und Präsidenten der argentinischen Republik, Pueyrredon, läßt sich das Verhältniß zwischen Stadt und Land so ziemlich ermessen, so wie auch der endliche Sieg des letztern erklären.

Um ein Bild zu geben von dem Gang der Dinge in diesen Ländern wollen wir einiges über Fructuoso Ribeira's und Rosas' frühere Geschichte und jetzige Stellung sagen. Die Banda oriental, deren Oberhaupt jetzt der erstere ist, war in früheren Zeiten wegen der schwankenden Herrschaft zwischen Spanien

und Portugal, Buenos Ayres und Braſilien, die natürliche Zuflucht der Räuber. Durch ihre Verfügung machte ſich Artigas einen Namen; wie er nach und nach mit der Regierung zu Buenos Ayres in Zerwürfniß kam, haben wir in ſeiner Lebensbeſchreibung erzählt. Als ſeine Entſchloſſenheit und ſein Glück zu wanken begannen, trat allmählich Don Fructuoſo Ribeira an ſeine Stelle. Er iſt gleichfalls ein kühner Gaucho, ein Mann von außerordentlichem Talent, und übertrifft Roſas und Artigas an Schlauheit und kluge Benutzung der Umſtände. Seine erſte Sorge war, ſich bei dem niedern Landvolk in Gunſt zu ſetzen, und dieß geſchah auf folgende Weiſe. Ein „Compadre" oder Pathe für das Kind, iſt in dieſem Lande ein näherer Verwandter als Vater und Bruder. Bot man nun Ribeira an, Pathe zu werden, ſo ſchlug er es nie ab, und die ganze Sache koſtete ihm nur einige Flaſchen Rum, und drei oder vier Piaſter für den Prieſter. Als ſein Anſehen ſtieg, mehrten ſich die Einladungen, ſo daß jetzt in dem ganzen, freilich nicht ſehr bevölkerten Lande, wenig Familien ſich befinden, mit denen er nicht durch dieſe unter den Gauchos heilig geachtete Verwandtſchaft verbunden iſt. Zutritt hat auch der Aermſte bei ihm, und er hat ein ſo glückliches Gedächtniß, daß er keinen vergißt, mit dem er einmal geſprochen hat; zugleich iſt er auch durch ſeine ewigen Pathenreiſen ſo bekannt mit dem Lande, daß er jeden Pfad kennt, und hierin liegt ſeine Ueberlegenheit als Feldherr über ſeine Feinde. Kommt nun einer ſeiner Compadres, und ſpricht ihn um Geld an, oft nur weil er das Seinige im Spiel oder Trunk vergeudet hat, ſo gibt er ihm nach einigen Weigerungen eine Anweiſung auf einen der reichen Eſtancieros (Grund- und Heerdenbeſitzer) der Provinz, der ſie unweigerlich bezahlt, denn ſie werden ſpäter ſtets von dem Schatze eingelöst, wie andere Wechſel der Regierung auch. Auf dieſe Art werden die ungeheuren Zolleinkünfte von Montevideo gegenwärtig verſchleudert. Der Eſtanciero weigert ſich aus einem doppelten Grunde nicht, die Anweiſung zu bezahlen, denn erſtens weiß er, daß er ſein Geld wieder erhält, ſo lange Ribeira lebt, denn wenn dieſer auch nicht gerade Präſident iſt, ſo verliert er doch ſeine Gewalt über das Land nie, und wollte man ihn heute verbannen, ſo würde er morgen wiederkommen, und das Geld mit Intereſſen bezahlt werden. Der zweite Grund aber iſt, daß kein Eſtanciero wagt, ſich mit den Gauchos zu überwerfen, denn ſein Vieh würde geſtohlen, und er ſelbſt auf alle mögliche Weiſe geplagt, ohne daß er bei dem Geſetz Abhülfe finden könnte. Das Landvolk beſteht nämlich aus zwei Claſſen, den Eſtancieros oder Landbeſitzern, die um einige tauſend Piaſter ein Stück Land kaufen, und Viehzucht darauf in großem Maaßſtab treiben, und den Gauchos, die um Lohn — etwa 10 Piaſter monatlich — die Hut der Heerden übernehmen, aber ſelten irgendwo lange bleiben, ſondern wenn ſie etwas verdient haben, in Trunk und Spiel das Geld wieder vergeuden, und dann aufs neue in Dienſt gehen. Roſas, der damit anfing, als Mayordomo die Eſtancia eines Kaufmanns in Montevideo zu treiben, und bald ſelbſt ein Eſtancieiro wurde, — er iſt jetzt einer der größten Land- und Heerdenbeſitzer — zog bald mit Güte, bald mit Gewalt, die wandernden Gauchos, die auf ſeinen Gütern Dienſte ſuchten, bleibend an ſich, und ſammelte ſo die erſte Truppe, die ihn nach und nach auf ſeine jetzige Stellung erhob; die herrſchende Unordnung im Lande unterſtützte ihn dabei, ſo daß die ſchwache Regierung ihn anfangs ertragen mußte, bis er ihr Herr wurde. Er, wie Ribeira und der bekannte Lopez von Santa Fé, der eine regelmäßige Armee von Halbindianern und Gauchos unterhielt, mußten ſtrenge Zucht unter ihren Leuten zu erhalten.

Der Streit, welcher jetzt zwiſchen Buenos Ayres und Montevideo herrſcht, iſt, da die Gewalt der Stadt gänzlich gebrochen worden, ein Streit zwiſchen feindlichen Gauchohäuptlingen. Um den Flor des Handels kümmert ſich Roſas gar nicht, denn man kann wohl kaum Einen Eingebornen nennen, der ſich mit dem Großhandel beſchäftigte. Der Baraca oder der Handel mit Häuten, dem Stapelartikel, iſt in den Händen unternehmender Nordamerikaner und anderer Fremden; der Einfuhrhandel nebſt einem Theile der Frachtſchifffahrt in den Händen der Engländer. Der Handel mit Braſilien wird von einigen reichen portugieſiſchen Häuſern getrieben; den Küſtenhandel und die Hauſirerei treiben die Italiener und einige Franzoſen; das Mäklergeſchäft einige Schweizer-Juden. An eine öffentliche Meinung einer wohlhabenden, einflußreichen Bürgerclaſſe iſt ſomit nicht zu denken, und wenn nicht Lavalle, auch ein Gauchohäuptling, der mit Leuten aus Montevideo und Entrerios gegen Roſas im Felde ſteht, dieſem einen Schlag beibringt, ſo iſt an einen Sieg der Franzoſen wohl kaum zu denken. (Fortſetzung folgt.)

Des Kaiſers neue Kleider.

Wir entlehnen folgendes Mährchen den vom däniſchen Dichter Anderſen vor einiger Zeit zwar ſchon herausgegebenen „Kindermährchen," indem wir uns ſchmeicheln, den Freunden des Dichters einen Dienſt zu erweiſen, wenn wir ſie durch die Mittheilung dieſes anmuthigen Scherzes auf dieſe Gabe aufmerkſam machen.

Vor vielen Jahren lebte ein Kaiſer, der ſo ungeheuer viel auf neue Kleider hielt, daß er all ſein Geld hingab, um nur immer recht geputzt erſcheinen zu können. Er machte ſich nichts aus ſeinen Soldaten, kümmerte ſich wenig ums Theater, und ging nur dahin oder fuhr ſpazieren, um ſeine neuen Kleider zur Schau zu tragen. Für jede Stunde des Tages hatte er einen eigenen Anzug, und wenn man ſonſt von einem König oder Kaiſer ſagt, er iſt im Rathe, ſo mußte man hier ſagen: der Kaiſer iſt in der Garderobe.

In der großen Stadt, die ſeine Reſidenz war, ging es luſtig her; alle Tage kamen Fremde an den Hof. Eines Tages erſchienen auch zwei Betrüger, die ſich Kunſtweber nannten, und bekannt machten, daß ſie die künſtlichſten Stoffe zu weben verſtänden, in denen nicht nur die Farben und Muſter von herrlicher Schönheit ſeyen, ſondern die daraus gefertigten Kleider beſäßen die wunderbare Eigenſchaft, daß ſie jedem unſichtbar blieben, der unfähig in ſeinem Amte oder überhaupt einfältig wäre.

Das müſſen herrliche Kleider ſeyn! dachte der Kaiſer. Wenn ich ein ſolches Kleid hätte, ſo könnte ich gleich erfahren, wer ſeinem Amte nicht gewachſen wäre, und die klugen und einfältigen Leute könnte ich auch gleich unterſcheiden! Fürwahr! einen ſolchen Stoff muß ich haben!

Und er ließ den beiden sogenannten Künstlern große Summen auszahlen, damit sie gleich an die Arbeit gehen könnten. Diese schlugen zwei Webstühle auf, und stellten sich, als wenn sie emsig arbeiteten, aber sie hatten nichts eingeschlagen. Sie verlangten die feinste Seide und das beste Gold, steckten aber beides in die eigene Tasche und arbeiteten an den leeren Webstühlen bis spät in die Nacht.

Ich möchte doch wissen, wie weit die beiden Künstler mit meinem Stoffe gekommen sind! sagte der Kaiser nach einiger Zeit zu sich selbst. Aber als er bedachte, daß ein Einfältiger oder wenn seines Amtes nicht gewachsen ist, das Gewebe nicht sehen könnte, ward er verlegen. Freilich glaubte er, daß er für sich nichts zu fürchten hätte; doch wollte er lieber einen andern hinschicken, um ihm Nachrichten von den Männern zu bringen, ehe er selbst sähe, wie es mit der Arbeit stehe. Alle Bewohner der Stadt hatten von der wunderbaren Eigenschaft gehört, die dieser Stoff besitzen sollte, und alle waren begierig, an ihm die Klugheit oder Unwissenheit ihres Nachbars zu erproben.

Ich will meinen alten, ehrlichen Minister hinschicken, sagte endlich der Kaiser nach langem Ueberlegen; er wird am besten sehen, wie der Stoff aussieht, denn er hat Verstand, und Niemand paßt besser für sein Amt als er.

Der alte Minister ging in den Saal, wo die beiden Betrüger aus allen Kräften an ihren Webstühlen arbeiteten. Mein Gott, dachte der alte Mann, indem er die Augen weit aufmachte, ich kann ja nicht das Geringste auf den Webstühlen sehen? Doch ließ er diese Gedanken nicht laut werden. Die Betrüger baten ihn sehr höflich, gefälligst näher an die Stühle heranzutreten, und fragten ihn, ob ihm die Dessins gefielen, ob die Farben nicht sehr schön wären, und zeigten dabei auf den leeren Raum. Der arme alte Minister sah und sah, und konnte doch auf dem Webstuhle nichts sehen, denn es war nichts da. — Lieber Gott, dachte er bei sich, sollte ich wirklich ein Einfaltspinsel seyn? Das hätte ich nicht geglaubt, und das darf auch kein Mensch wissen. Sollte ich meinem Amte nicht gewachsen seyn? — Nein, um aller Welt willen kann ich doch nicht sagen, ich hätte den Stoff nicht gesehen? — Nun, Herr Minister, sagte der eine von den Betrügern, indem er eifrig fortarbeitete, Sie sagen nicht, wie Ihnen das Gewebe gefällt?

O die Arbeit ist vortrefflich! erwiederte der alte Herr, indem er den Anschlagbaum durch die Brille besah. Dieses Muster, diese Farben — ja ich werde dem Kaiser ungesäumt berichten, daß ich beides sehr schön gefunden habe. Das wird uns sehr angenehm seyn! sagten die Betrüger, und beschrieben dann die verschiedenen Farben und Muster, woraus das Gewebe bestände. Der Minister hörte aufmerksam zu, um dem Kaiser ihre Worte wiedersagen zu können. Darauf begehrten die beiden Männer noch mehr Gold und Seide, um das Gewebe völlig fertigen zu können; steckten aber alles, was ihnen gegeben wurde, wieder in ihren eigenen Beutel, und arbeiteten, wie bisher, eifrig an den leeren Webstühlen.

Nach einiger Zeit sandte der Kaiser einen andern Beamten hin, um zu sehen, wie es mit dem Gewebe stehe. Diesem Herrn ging es aber wie dem alten Minister; er starrte die Webstühle an, besah sie verwundert von allen Seiten, ohne etwas gewahr werden zu können, weil eben nichts darauf war. Finden Sie das Gewebe nicht schön, wie der Herr Minister? fragten die Betrüger den neuen Abgeordneten des Kaisers, während sie eifrig fortarbeiteten, und von den Farben und Mustern sprachen, wie früher. — Dumm bin ich doch nicht, dachte der Abgesandte. Es muß also mein festes Amt seyn, zu dem ich nicht tauge. Das wäre komisch; doch darf es Niemand merken. Und so rühmte er den Stoff, den er nicht sah, und bezeugte den Betrügern seine Freude, das schöne Gewebe gesehen zu haben; pries auch dem Kaiser den herrlichen Anblick, den er gehabt.

Jetzt wollte auch der Kaiser das Gewebe sehen, und ging in Begleitung eines erlesenen Gefolges von Hofbeamten, unter denen jene guten Leute auch waren, zu den Webmeistern, die bei der Kunde von des Kaisers Besuch auf das eifrigste in ihrer Arbeit fortfuhren. „Ist die Arbeit nicht wundervoll!“ riefen jene Kronbeamten. „Belieben Eure Majestät die köstlichen Dessins, die herrlichen Farben zu betrachten!“ Dabei zeigten sie auf den leeren Rahmen, da sie überzeugt waren, die andern könnten das feine Gewebe sehen.

„Was ist das?“ sprach der Kaiser bei sich; „ich sehe nichts! Das ist entsetzlich! Bin ich einfältig oder tauge ich nicht zum Kaiser?“ — — Aber laut lobte er den bezaubernden Stoff, und beschaute, gnädig lächelnd, die leeren Webstühle. Er konnte ja nicht eingestehen, daß nicht zu sehen, über dessen Anblick seine Hofleute außer sich vor Entzücken geriethen. Auch das übrige Gefolge konnte ungeachtet aller Anstrengung nichts sehen, aber sie stimmten dessen ungeachtet laut in das Lob ihres Herrn ein, und riethen dem Kaiser, sich aus dem herrlichen Stoff die Festkleider zu der bevorstehenden Procession fertigen zu lassen. Der Kaiser gab hierzu den Befehl, verlieh den beiden Künstlern einen Orden und ernannte sie zu seinen Hofwebern.

Die Nacht vor dem Tage, an welchem die Procession seyn sollte, blieben die beiden Künstler auf, und arbeiteten beim Glanze von sechzehn Lichtern an dem neuen Anzuge des Kaisers, wie jeder sehen konnte, stellten sich dann, als ob sie das Gewebe abnähmen, schnitten in der Luft hin und her, und nähten mit Nähnadeln ohne Fäden. Endlich sprangen sie auf und riefen: Nun sind die neuen Kleider unseres Kaisers fertig.

Der Kaiser erschien mit seinem ganzen Hofstaate, und die beiden Betrüger zeigten ihm Stück für Stück, die Beinkleider, das Oberkleid und den Mantel, indem sie die Hände hoch in die Höhe hoben. „Der Anzug ist so leicht wie ein Spinnengewebe; man sollte glauben, man hätte gar nichts an. Aber das ist eben die Tugend dieses feinen Zeuges!“ so riefen sie, und alle stimmten ihnen bei und wunderten sich über die Pracht. Der Kaiser ließ sich nun entkleiden und die Betrüger legten ihm die unsichtbaren Kleider an, während er sich von allen Seiten im Spiegel betrachtete. Alle Anwesenden rühmten die Herrlichkeit seines Anzuges, und der Zug setzte sich in Bewegung.

Auch in der Stadt war man begierig das Wundergewebe zu sehen, und als der Kaiser vorüberschritt, rief alles Volk aus Fenstern, Balconen und auf der Straße: „Welch herrlicher Mantel! welche kostbare Schleppe! wie hübsch sitzt das Oberkleid!“ Denn Niemand wollte eingestehen, daß er einfältig sey. Nur ein kleines Kind rief: „Aber der Kaiser hat ja gar nichts an!“ Man lachte anfangs über die Einfalt des Kindes, aber bald fand doch die Menge, daß es nicht Unrecht haben könnte, und schrie dasselbe ihm nach. Der Kaiser aber und sein Hofstaat meinten, sie dürften nicht wissen lassen, daß sie sich hätten betrügen lassen, und schritten ernsthaft weiter, und die Kammerherren trugen die unsichtbare Schleppe vor wie nach mit sorgsamen Händen, obgleich sie nichts darin hatten.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 13.)

Nr. 360.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 December 1840.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Afrika.

Das Innere dieses Welttheils, der, wie kein anderer, von Nebengliedern entblößt ist, bleibt immer noch so unangetastet, wie je. Sein Nordrand, der gegen das Mittelmeer abfällt, gehört in den Kreis der europäischen Bewegung, der durch die große Wüste von dem innern Afrika, dem Sudan, so stark und noch stärker geschieden ist, als von Europa durch das Mittelmeer; in welchen Beziehungen er zu Europa steht, und wie er jetzt allmählich wieder von diesem an sich gerissen wird, haben wir oben bereits erwähnt, und wenn wir jetzt von Afrika sprechen, so haben wir es bloß mit dem Lande jenseits der großen Wüste zu thun. Abgesehen von den portugiesischen Besitzungen auf der Ost- und Westküste, nämlich Angola und Mozambique, die sich allein durch den Sklavenhandel halten, und deren Besetzung durch die Engländer im Laufe dieses Jahres in Folge des Streits über den Sklavenhandel für wahrscheinlich gehalten wurde, kommen eigentlich nur vier Punkte in Betracht, weil auf diesen die Europäer ihre unausgesetzte Thätigkeit entfalten. Diese vier Punkte sind: der Küstenstrich vom Senegal bis in die Bay von Benin, das Cap, Madagascar und Abyssinien.

Ueber Senegambien (s. Nr. 102) haben wir sehr wenig zu berichten. Franzosen und Engländer arbeiten sich hier, wie an so manchen Orten, einander entgegen, und die Streitigkeiten hierüber scheinen sich nicht ausgleichen zu wollen. Der Sachbestand scheint folgender zu seyn: die Colonie am Senegal wurde im Jahre 1814 von England an Frankreich zurückgegeben, und die Engländer behielten sich bloß das Recht vor, zu Portendic den Gummihandel zu treiben. Die Insel Gorée, etwa anderthalb Grade südlich vom Senegal, gehört gleichfalls Frankreich, und zwar sind dieß die zwei einzigen Punkte, die es an der Westküste Afrika's besitzt, und auf deren Handel es ein ausschließliches Recht hat. Der Gambia ist die einzige englische Besitzung in dieser Nähe, und hier haben die Franzosen schon im Jahre 1819 einen Eingriff gemacht, indem sie Albreda am Ufer des Gambia besetzten. In neuerer Zeit haben sie sich aber noch mehr auszudehnen gesucht: zu St. Louis am Senegal ist eine französische Compagnie, welche den Handel mit Gallam, einem etwa 15° landeinwärts liegenden Orte, treibt. Im Jahre 1836 erlosch der Termin dieser Compagnie, und die französische Regierung erneuerte ihn nur unter der Bedingung, daß dieselbe neue Niederlassungen am Casamanza gründe, der weiter südwärts in den Gambia fällt. Die französische Regierung dagegen versprach Forts an diesem Flusse zu bauen, und den nöthigen Schutz zu gewähren. Nun haben die Portugiesen den Casamanza seit der ersten Zeit der Entdeckungen in Afrika besetzt, nie andere Nationen vom freien Handel ausgeschlossen, und auch die Engländer haben stets den Casamanza zum Behuf des Handels mit den Eingebornen befahren. In Folge der Uebereinkunft zwischen der französischen Compagnie und der französischen Regierung marschirten Truppen nach dem Casamanza; man errichtete Forts, und wählte dazu Punkte, die am meisten geeignet waren, den Handel vom Gambia weg nach dem Casamanza zu ziehen; schon dieß weckte die Klage der englischen Kaufleute, und als sie selbst versuchten, den Casamanza hinaufzufahren, und in der Nähe der französischen Forts Handel zu treiben, wurden die Schiffe von den Franzosen weggenommen. Dieß ist die noch keineswegs abgemachte Streitsache.

Die Engländer haben hier den Kürzern gezogen, wenigstens bis jetzt noch, aber sie bereiten sich zu einer Unternehmung in Afrika vor, die das ganze westliche Hochland Afrika's, vom Nigerlaufe westwärts bis ans Meer in den Kreis ihrer Thätigkeit ziehen muß. Ueber die holländischen Besitzungen an der Küste haben wir in diesem Jahre nicht viel mitzutheilen; eine nicht uninteressante Schilderung indeß ist die Geschichte der Gesandtschaft nach Aschanti (s. Nr. 171 ff.). Sie können wohl mit der Zeit ihren Handel, wenn auch nicht ihre Herrschaft, was ganz überflüssig ist, bis ziemlich weit in Afrika hinein ausdehnen, ohne zu fürchten, daß sie so leicht mit den Engländern in Collision kommen, was hinsichtlich der Franzosen wohl möglich ist, sobald die Engländer ihrer Nigerexpedition eine größere Ausdehnung geben (s. Nr. 66, 234). Diese neue Unternehmung ist bei Gelegenheit des großen Civilisationsprojects, das der

gutmüthige Fowell Burton ausgeheckt hat, zum Vorschein getreten, und die Regierung hat Sorge getragen, daß man dieselbe als in Verbindung mit der Sklavenfrage stehend betrachte. Dieß ist indeß ein Stück von der officiellen Heuchelei, die in dem ganzen Verlauf der Emancipationssache eine so große Rolle gespielt hat, und das Ganze ist nicht mehr und nicht weniger als die Ausführung einer Unternehmung, welche schon vor fünf Jahren Mac Gregor Laird nach seiner bekannten Nigerfahrt mit Lander vorgeschlagen hat, nämlich eine Reihe Handelsposten den Niger aufwärts bis über Rabba hinaus und vielleicht bis gegen Sego hinüber anzulegen, wo dann die Engländer den Franzosen in den Rücken kämen. Die Ausführung dieses Vorhabens bietet zwar manche Hindernisse dar, namentlich wird man anfangs hinsichtlich der Wahl der Punkte etwas Lehrgeld zahlen müssen, allein sie ist keineswegs so schwierig, als es nach dem ersten Anblick erscheinen möchte, und sie muß in diesem Theil Afrika's eine gänzliche Revolution hervorbringen. Nicht nur wird durch die Belebung eines rechtmäßigen Handels dem Sklavenhandel und dadurch der allgemeinen Unsicherheit wesentlich, wenn auch nur langsam, Abbruch gethan, sondern die Engländer, welche als Helfer und Retter gegen die Fellatas erscheinen, werden bald alle die ruhigen Handelsvölker unter ihren Schutz nehmen können und müssen. Diese Fellatas dehnen von ihrer Hauptstadt Rabba aus ihre Raub- und Eroberungszüge immer weiter nach Westen und Süden aus, und sind so gefürchtet, daß wenn ein einziger Fellatareiter erscheint, ein ganzes Dorf die Flucht ergreift; eben so rasch entfliehen aber die Fellatas selbst vor den Europäern. Die ganze Unternehmung ist auch hinsichtlich des Klima's minder gefährlich als sie aussieht; wenn man nur alle Dampfkraft anstrengt, um in möglichst kurzer Zeit über den Bereich der Fluth und somit über die giftigen Nebel aus den Mangleſümpfen hinauszukommen, so hat man später, namentlich wenn die Fahrt zur Zeit des großen Wassers unternommen wird, wenig mehr zu fürchten. Lieutenant Allen (von welchem wir im Anfang dieses Jahres s. Nr. 1 ff., 9 ff.) einige nachträgliche Schilderungen seiner frühern Nigerfahrt mit Lander aufgenommen, soll die Expedition begleiten und wird dann wohl Gelegenheit haben, seine aufgestellte, höchst unwahrscheinliche Hypothese, daß der Tschadsee sich durch den Tschaddafluß in den Niger ausmünde, zu berichtigen.

Merkwürdiger in der Gegenwart, wenn gleich in der Zukunft vielleicht minder bedeutend, sind die Vorgänge in Südafrika. (S. die ausgewanderten Boers Nr. 34 f., Völkerbewegungen in Nordafrika Nr. 133 f., jüngster Feldzug der Boers gegen die Zulas Nr. 267 ff.) Die einfache Thatsache ist: zwischen 15 und 20,000 Menschen haben die Gränze der englischen Colonie überschritten, sich im Innern niedergelassen, und einen unabhängigen Staat gegründet, den die Engländer factisch anerkannt haben. Die Sache ist für den ganzen südlichen Theil von Afrika von der größten Bedeutung. Die dortigen einheimischen Völker zerfallen in zwei sehr wesentlich verschiedene Theile, nämlich in diejenigen, welche im innern Lande an den verschiedenen Zuflüssen des großen Orangestromes hausen, und in die Kafferstämme, welche von der Delagoa-Bay längs der Ostküste Afrika's bis an den großen Fischfluß wohnen, der jetzt die Gränze zwischen der Capcolonie und den Kafferstämmen ausmacht. Ob nicht diese letztern mit den Stämmen des innern Landes entfernt verwandt sind, wollen wir hier nicht untersuchen, einige Umstände machen dasselbe jedoch wahrscheinlich. Indeß sind die Verbindungen zwischen den Stämmen an der See und denen des innern Landes ziemlich schwach, und man kennt bis jetzt nur vier Pässe. Durch einen derselben kam vor 15 oder 18 Jahren ein Zulahäuptling, der vor dem bekannten blutdürstigen Chaka floh, aus dem Küstenstrich ins innere Land, gewann hier durch den kriegerischen Geist seines Stammes bald das Uebergewicht, so daß er der Schrecken sämmtlicher Betschuanastämme wurde, — unter welch letzterem Namen man auch schon die Stämme des innern Landes begriffen hat. Begreiflicher Weise herrschte Feindschaft zwischen Mosolekatzi, so hieß der Häuptling, und dem Nachfolger Chakas, Dingaan, und kurz vor der Ankunft der Boers in diesem Lande war eine hitzige Schlacht zwischen beiden vorgefallen. Als die ersten Auswanderer anlangten, kamen diese durch bloße Unvorsichtigkeit mit Mosolekatzi in Streit, und ein Theil von ihnen ward umzingelt und ermordet; die übrigen hofften bei Dingaan gute Aufnahme zu finden, wenn sie ihre Hülfe gegen Mosolekatzi anböten, und so wandten sie sich an ersteren, der ihnen Land versprach, aber die Abgeordneten, eine Schaar von 60 Boers, verrätherisch ermorden ließ. Nun begann der Kampf gegen ihn, welcher mit der gänzlichen Vernichtung der Macht der Zula's endigte, und die Boers factisch zu Oberhäuptern aller Kafferstämme — die der Colonie zunächst wohnenden ausgenommen — gemacht hat. Die im innern Lande zurück gebliebenen Boers — der größere Theil — werden sich wohl in den Niederungen des Vaal- und Cumberlandflusses niederlassen, und die Betschuanenstämme gegen Mosolekatzi schützen; nähere Nachrichten über ihr Thun haben wir bis jetzt nicht. Für die Betschuanenstämme ist das Holländische schon lange die Sprache der Civilisation, wie für Neger und Indianer Nordamerika's das Englische, und durch die Holländer ist ihnen auch das Christenthum zugekommen, wenn sich gleich auch einige Engländer und Franzosen als Missionäre im Lande befinden. Es unterliegt keinem Zweifel, daß beide Völkerstämme, die des innern Landes, wie die der Küste, durch die holländischen Boers der europäischen Gesittung näher werden geführt werden. Es herrscht unter diesen, durch sehr viele gute Eigenschaften ausgezeichneten Leuten die protestantische Sinnesart des 16ten Jahrhunderts, und die tollkühne Tapferkeit der alten Friesen. Der Verlauf dieser großartigen Erscheinung wird gewiß höchst interessante Züge darbieten.

(Fortsetzung folgt.)

Die schwedische Literatur.

Epoche Gustavs III: Lidner. Lengrenn. Graf Ehrenswärd. Thorild. Leopold. Graf Skjöldebrand. Tranér. Choraeus. Valerius.

Lidner war ein geborner Dichter, ein Instrument, auf dem die Natur zugleich süßtönende, entzückende Accorde und durch-

dringende, herzzerreißende Klänge vernehmen ließ, die voll Kraft waren, — aber diese Kraft war nicht immer die der Gesundheit, sondern die des Fiebers und der Wuth. Ein unordentliches Leben erstickte die moralischen und intellectuellen Fähigkeiten des Dichters, und wenn in seinen Erzeugnissen auch immer die Poesie vortritt, so mangelt doch auch oft die Harmonie. Er ist das wogende Meer beim Glanz der Blitze. Die Oper Medea gehört zu dieser Art von Erzeugnissen, und ebenso „das schreckliche Gericht," „das Jahr 1583" und „Spastara's Tod." Sein Gedicht, „die Wahnsinnigen," ist wirklich erhaben, schön, aber es zerreißt die Seele, und die Wildheit übertritt die Schranken des poetischen Anstands; es ist keine Harmonie darin. Lidner hinterließ drei kleine Gedichte: „der Tod fürs Vaterland," ist vielleicht das schönste von allen. Er versuchte auch seine Kräfte im Komischen, Humoristischen, aber ohne Erfolg. Auch seine Komödie: „Endlich ist der Dichter glücklich!" verdient keine Aufmerksamkeit.

Frau Lengrenn ist durch ihre Satyren und Epigramme bekannt. Ihre Werke verdienen Bewunderung, da sie ihre stets mit Blumen umwundenen, nie vergifteten Pfeile sehr in die Nähe wirft. Zu ihren besten Stücken gehört: „Mein seliger Mann," „Biographie," „andere Zeiten, andere Sitten," „das Morgengespräch des Herrn mit der Frau." Schön ist namentlich auch der „Rath an meine Tochter, wenn ich eine hätte," wo sie unter reizenden poetischen Bildern ihre ganze Erfahrung ausspricht. Auch schrieb Frau Lengrenn sehr gute Idyllen.

Alle bisher erwähnten Schriftsteller (ihre Zahl in der damaligen Zeit war so groß, daß es eben so unmöglich, wie unnütz wäre, sie alle zu nennen) ließen sich, mit Ausnahme Bellmanns, durch den französischen Geschmack leiten. Es gibt Talente von ausgezeichnetem und selbst vom ersten Range darunter, aber es war, als wagten sie nicht, um sich zu blicken, und über das Falsche dieses Geschmacks, so wie über das Erniedrigende, stets die Nachahmer von Nachahmern zu seyn, nachzudenken. Graf Karl August Ehrensvärd gehört einer andern Ordnung an. Sein Geist, obwohl in derselben Schule großgezogen, erkannte bald, daß man das Schöne nicht erreichen könne, wenn man sich von der Natur entferne, und daß die Poesie keine Anhäufung bombastischer Worte sey, sondern Pygmalions Marmor gleiche, dem nur Liebe und Begeisterung Leben einhauchen könne. Im Jahre 1786 sprach er das Urtheil aus, das in jener Zeit eine große Wahrheit war: „wenn der französische Geschmack in der Literatur voll Verstand ist, so ist er doch verunstaltet, unrichtig aufgefaßt, trocken und nüchtern, und bei all dem witzig und unterhaltend." Seiner Ansicht nach mußte man die Alten, die der Natur gefolgt waren, zu Führern nehmen. Die Kunst ist nicht das Schöne, sondern soll nur dazu führen; sie ist Mittel und nicht Zweck. In der Poesie bedarf man großer und schöner Gedanken, nicht bloß bombastischer Worte. Obgleich in hohem Grade ein poetischer Charakter, schrieb er doch nie Verse, und seine Schriften sind etwas dunkel; sie beschränken sich auf eine kleine Anzahl Abhandlungen, worunter die „Reise nach Italien," und die „Philosophie der schönen Künste, zu bemerken ist. Sein Styl ist belebt, voll Kraft und Ausdruck, aber abgerissen, allzu gedrängt, lakonisch, manchmal sogar barock. Aus leicht begreiflichen Gründen mußten ihn seine Zeitgenossen nicht zu schätzen, und betrachteten ihn als einen Sonderling.

Ein ähnlicher Charakter war Thorild. Sein umfassender Geist fand keinen Raum in den engen Gränzen, die ihm der herrschende Geschmack vorschrieb. Er sagte unter Anderm: „die Welt ist ein Abbild Gottes. Gott, der die Welt beseelt, zeigt sich in jedem Lichtstrahl, in jeder Schönheitslinie. Nicht bloß mit dem Gedanken muß man ihn aufzufassen suchen, sondern mit der reinen, heiligen Liebe zum Wahren und Schönen in der Welt. Dadurch kommen wir der Gottheit näher. Die Einbildungskraft ist ein Gefühl, in welchem alle Ideen sich abspiegeln; sie ist dem Philosophen so unentbehrlich, wie dem Dichter. Um Ideen auszudrücken, sollte man nur gerade so viel Worte anwenden, als nöthig ist, und deßhalb sind rhetorische und poetische Figuren unnütz. Selbst der Dichter sollte sie nie anwenden." Er widerspricht sich indeß selbst, indem er sagt: „Die Poesie ist nichts Anderes, als der erhabenste Vertreter der Einbildungskraft, und ein Ueberschwellen der Gefühle, die mit der Musik der Sprache verbunden sind." Er schrieb einige Gedichte in Prosa. Ossian stellte er höher als alle Dichter, und wollte ihn ins Schwedische übersetzen. Seine eigenen Gedichte: „Leiden und Freuden der Einbildungskraft," wurden in der Stockholmer Post, einer Zeitung welche Kellgren herausgab, einer bittern Kritik unterworfen. Thorild antwortete in einer andern, von ihm herausgegebenen Zeitung, um seine literarischen und philosophischen Grundsätze zu vertheidigen. Der Streit wurde bitzig: Leopold, der anfangs gegen Kellgren aufgetreten war, trat später auf seine Seite, und der literarische Streit dauerte Thorilds ganzes Leben hindurch. Im Jahre 1792 gab er einige Schriften „über die Freiheit der Vernunft" mit einer Zugabe „die Redlichkeit" heraus, die dem Regenten (Herzog Karl von Südermannland) gewidmet war. Für diesen Artikel wurde er in der Folge auf vier Jahre verbannt. Er starb als Professor und Bibliothekar zu Greifswalde im J. 1808. Auf seinem Grabstein steht die nach seinem Tode unter seinen Papieren aufgefundene Grabschrift: O viva, viva divinitas, meæ animæ anima, tibi fui, tibi sum. Diese Inschrift charakterisirt ihn als Dichter.

Außer den beiden angeführten Gedichten schrieb er noch: „die beiden Lebensalter," und den „Champagnerwein." Der größte Theil seiner andern Schriften besteht in Tractaten über philosophische und politische Gegenstände, und in seiner Polemik zur Unterstützung seiner Ansichten, z. B. „die Kritik der Kritiken mit einem Project der Gesetzgebung in der literarischen Welt," „die einzig unentbehrliche Sache für die Finanzen des Staats," „über den Erdadel," „das allgemeine Recht der bürgerlichen Gesellschaft" u. dergl. Sein Styl ist lebendig, kurz, gedrängt, und seine Worte regen den Leser auf, aber die Ideen häufen sich so sehr, daß dem Verfasser keine Zeit übrig bleibt, sich um ihre Einkleidung zu kümmern, und darum ist sein Styl manchmal dunkel und bombastisch.

Karl Gustav Leopold wurde lange Zeit vor dem Tode Kellgrens bekannt, und wenn man diesen den König der schönen Li-

teratur seiner Zeit nennen kann, so war Leopold der Thronfolger. Es herrscht aber unter ihnen große Verschiedenheit. Kellgren hatte wirklich poetischen Geist, reiche Einbildungskraft und Erfindung, ohne welche Niemand ein Dichter seyn kann, Leopold dagegen besaß mehr Verstand, aber einen hohen Verstand. Sein bitterster literarischer Feind, Hammerstöld, sagte, er verdanke seinen Ruhm vielen Umständen, z. B. der Liebe Gustavs III für ihn, seiner Stellung als Mitglied vieler literarischen Gesellschaften, und namentlich dem Umstande, daß man ihn nicht lese. Man muß gestehen, daß dieß sehr negative Verdienste sind, aber zum Glück für Leopold ist das Urtheil übertrieben und unrichtig, wenn es auch im Grunde eine gewisse Wahrheit in sich schließt. Leopold hatte einen glänzenden Verstand und ein sehr umfassendes Talent, und dieß ist der Grund, weßhalb er namentlich in seinen historischen Schriften, in seinen Sendschreiben, Epigrammen und Novellen ausgezeichnet ist. Wenn er aber einen rein lyrischen Schwung nehmen will, oder sich an die Tragödie macht, dann verwandelt sich sein Pegasus in ein gewöhnliches gutes Pferd, das nur einen raschen Trab läuft. Die Poesie war für Leopold eine Kunst, die man erlernen kann, wie eine andere, und beschränkte sich auf Beurtheilungskraft, Ueberlegung und Styl. Die Tragödien Leopolds „Oden" und „Virginia" hatten großen Erfolg, mehr wegen der schönen Verse und glänzenden Stellen, als wegen des Werths des Ganzen und seiner tragischen Inspiration. Seine „Oden und moralischen Dichtungen" erwecken manchmal bei dem Leser Langeweile, aber wenn er zu seinen satyrischen Pfeilen greift, dann fesselt er die Aufmerksamkeit der Leser unwillkürlich. Sein Gespräch ist sehr verständig, und hat ungemein viel feine, witzige und beißende Züge. Seine Prosa hat den gleichen Charakter mit seiner Poesie, wo diese glücklich ist; er hatte hinreichende Zeit, sich im Styl zu befestigen, bei seiner langen Polemik gegen Thorild und den neu auftauchenden Romantismus. Unglücklicher Weise überlebte Leopold seinen Ruhm. Vergebens bemühte sich die schwedische Akademie ihn zu halten; das Uebel war unheilbar.

Graf Stjöldebrand wurde bekannt durch einige Tragödien und sein Drama, „Hermann von Unna," das man noch manchmal auf dem Theater gibt und mit Vergnügen sieht. Seine zwei epischen Gedichte: „Oden" und „Gustav Erikson" verdienen Achtung.

Tranér ist mehr bekannt als lateinischer Dichter; die schwedische Akademie belohnte ihn mehrmals für seine metrischen Uebersetzungen Ovids. Er übersetzte auch einen Theil der Ilias, und die Batrachompomachie in Hexametern, eben so Bion, Moschus, Sappho, Anakreon u. a. Sein Styl ist angenehm, seine Versification regelmäßig. Seine lateinischen Gedichte haben einen sehr großen Werth.

Michael Choræus erhielt mehrmal die von der Akademie ausgesetzte Belohnung. Sein bestes Gedicht ist das „Lied auf Ehrensvärd." Franzen, sein Freund, gab eine Sammlung seiner Gedichte heraus, die sich durch Sanftheit und Melancholie auszeichnen.

Die Namen Franzen, Wallin und Tegner gehören nur der Zeit nach dieser Epoche an, dem damals herrschenden Geschmack aber folgten sie nicht, und da sie noch jetzt leben, so ist es richtiger, sie der folgenden Epoche zuzutheilen. Wir müssen indeß hier eines noch lebenden Dichters gedenken, welcher der frühern Richtung sich anschloß und jetzt nicht mehr schreibt. Dieß ist Johann David Valerius, ein natürlicher Sohn Apollo's und der Frau Antithese. Seine größern Gedichte sind „die Wahrheit," „die Geduld," „die allgemeine Liebe," und „die Kraft," die alle von der schwedischen Akademie belohnt wurden, die aber das schwedische Volk gar nicht kennt. Seine „Lieder" sind mehr bekannt, und werden noch manchmal von alten Herren gesungen, wenn sie hinter dem Weinglas sich der unschuldigen Wirthshauslustbarkeiten ihrer Jugend erinnern.

Den allgemeinen Charakter dieser Epoche haben wir oben angedeutet, und bemerken hier bloß, daß am Ende dieser Periode jedermann das Bedürfniß von etwas Bestimmterem und Dauerhafterem fühlte. Man fing an, Bellmann Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, man hielt ihn nicht mehr für einen Säufer, wenn er gleich nüchtern lebte und den Wein nur besang; auch nannte man ihn nicht mehr den Dichter des Pöbels. Kellgren und Oxenstjerna konnten endlich das Leere und Ungenügende der Literatur ihrer Zeit erkennen. Ehrensvärd und Thorild gaben ihr die erste Bewegung, und endlich nahm die schwedische Poesie, nachdem sie durch das Chaos des Romantismus durchgezogen war, gleichen Rang mit der Poesie anderer Völker ein.

Literaturnachrichten aus Lemberg.

In Lemberg beschäftigt man sich gegenwärtig viel mit altslawischer Literatur; es soll daselbst demnächst Nestors Chronik mit einer polnischen Uebersetzung und mit Erläuterungen herauskommen.

Ein Hr. Wahilewicz hat alle rothreußische Lieder, namentlich religiöse, gesammelt, und Graf J. Dunin Borkowski wird dieselben herausgeben.

Hr. Aug. Bielowski gibt das Lied vom Zuge Igors mit einem weitläufi Commentar heraus.

Hr. Wahilewski arbeitet auch an einer Symbolik der slawischen Volkspoesie, und Hr. Dunin Borkowski, mit dem er ganz vereint zu arbeiten scheint, schreibt an einer Geschichte der Literatur sämmtlicher slawischer Völker.

Graf Balowski arbeitet an einer kritischen Uebersicht der Handschriften in der ossolinskischen Bibliothek.

Mehrere Polen in Lemberg sammeln eifrig die Materialien zu einer Geschichte der rothreußischen Literatur.

Hr. Raczinski hat in Posen die wichtigen Memoiren des Fürsten Albrecht Radzivil aus dem 17ten Jahrhundert über die Geschichte der Union und der Kosaken herausgegeben, aber nach dem Bericht des Prof. Maciejowski findet sich in Lemberg eine viel vollständigere Handschrift dieser Denkwürdigkeiten.

Unter andern Handschriften finden sich in Lemberg auch wichtige Materialien für die Geschichte Peters des Großen; namentlich merkwürdige Angaben über seine Zusammenkunft mit dem König August von Polen in Rawa.

Der unirte Geistliche Lewicki (wie es scheint derselbe, der auch eine Grammatik der rothreußischen Sprache geschrieben) hat Schillers Lied von der Glocke ins Rothreußische übersetzt. Die Uebersetzung soll sehr treu und ausgezeichnet schön seyn. (Russ. Lit. Zeit. Nr. 90.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 361.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 December 1840.

Die Szekler in Siebenbürgen.

(Von J. G. Eisner.)

Was die Tyroler unter den Deutschen, das sind die Szekler unter den Ungarn: wie jene den raudesten Gebirgsstrich in Deutschland, so bewohnen diese den von Siebenbürgen. An Tapferkeit wetteifern beide, nur sind die Tyroler geborne Schützen, die Szekler, gleich allen Magyaren, geborne Cavalleristen. Beide sind wegen ihres kühnen Muthes und ihrer Ausdauer im Kriege weltberühmt. Die Mühseligkeiten, denen beide in ihrem häuslichen Leben ausgesetzt sind, härten sie ab und stählen ihre physische und moralische Kraft. Aber auch außer dem Kriege bieten beide eine Menge Punkte zum Vergleiche dar. Der Szekler ist arbeitsam, nüchtern und sparsam, ringt dem kargen Boden mit Unverdrossenheit seine wenigen Gaben ab, und sucht sich, was ihm dieser nicht gibt, durch Gewerbe und Handel auf eine ehrliche Art zu erwerben, ganz so wie es der Tyroler treibt. Vom Erwerbe hält es beide nicht ab, wenn sie auch mit ihrem Handel in weite Fernen ziehen müssen, obgleich sie, wie alle Gebirgsvölker, mit Innigkeit an ihren Bergen hängen. Für den Krieg üben sie sich ununterbrochen im Frieden, so daß, wenn der Landesherr ruft, sie stets fertig und gerüstet sind.

Sie bewohnen den Zug des Siebenbürgen begränzenden, südöstlichen Karpathenarms, der sich von hier noch weiter zwischen der Moldau und Wallachei hin erstreckt. Aber auch im Lande findet man sie hin und wieder zerstreut, jedoch fast durchgehends nur bis an das linke Ufer der Marasch. Ohne Zweifel war ihr erster Stamm gleich anfangs in den Gebirgen von Siebenbürgen geblieben, als die Magyaren gegen das Jahr 900 Siebenbürgen eroberten, und hatte sich dort so festgesetzt, daß er allen nachfolgenden Einbrüchen der Hunnen und Mongolen entging, welche ohnedieß die rauhen und unzugänglichen Gebirge auf ihren Heereszügen vermieden. Es berechtigt zu dieser Annahme der Umstand, daß die Szekler, obgleich in ihrem ganzen Wesen Magyaren, doch darin von ihren Stammgenossen sich unterscheiden, daß sie nicht, wie diese, die Ebenen zu ihren Wohnplätzen suchten, wozu sich ihnen im Laufe der Zeit oft genug Gelegenheit bot, sondern in ihren Gebirgen blieben, die ihnen gewohnt und lieb geworden waren. Diesem Umstande sind auch die Verschiedenheiten beizumessen, durch welche sie sich von den Magyaren unterscheiden. So bilden sie denn auch bei den Landtagen eine besondere Nation, die ihre eigenen Vertreter hat.

Obgleich ursprünglich Magyaren, haben die Szekler durch die Länge der Zeit, so wie durch die Eigenthümlichkeit der von ihnen bewohnten Gegenden, einen eigenthümlichen Habitus angenommen. Ihre Gestalt ist im Durchschnitt etwas kürzer, dafür aber auch gedrungener wie die der Ungarn (Magyaren); in Tracht weichen sie von diesen in der Art ab, wie überhaupt Gebirgsbewohner sich von denen des flachen Landes unterscheiden, indem sie der Oertlichkeit angepaßt und somit für Bequemlichkeit geeignet ist. Die lange Pelzbunde ist in einen kurzen Pelz umgetauscht, und da bei ihnen jedes männliche Individuum, wenn es nicht etwa an körperlichen Gebrechen leidet, Soldat ist, so spricht sich in der ganzen Kleidung eine Annäherung an die ungarische Husarenmontur aus.

Im Hauswesen des Szeklers herrscht Ordnung und Reinlichkeit, und Bettelarmuth ist trotz dem, daß sie durch das Land gerechtfertigt erscheinen würde, eine große Seltenheit, weil Alles fleißig und rührsam ist. Dadurch unterscheidet er sich wesentlich vom Magyaren in den Ebenen, dem eine gewisse Gemächlichkeit und Scheu vor allzugroßer Anstrengung eigenthümlich ist. Die Grandezza des letztern ist bei ersterm in einen stillen Ernst umgewandelt. Es liegt in demselben etwas besonders Edles, was, anstatt abzuschrecken, vielmehr alsbald Zutrauen erweckt. An Intelligenz steht dieser Volksstamm keinem von denen nach, die in Siebenbürgen wohnen, dieß zeigt sich in der Regel am glänzendsten auf den Landtagen, wo seine Vertreter mit eben so viel Besonnenheit als Klarheit ihre Ansichten über das Wohl des Landes aussprechen und dabei tiefe Ideen scharfsinnig entwickeln. Jenen Ernst theilen auch ihre Frauen, die im Durchschnitt weit mehr schön als garstig sind. Aus ihm leuchtet aber auch gleichzeitig der Verstand, und beides gibt ihrem Gesicht und ihrem ganzen Wesen einen eigenthümlichen Reiz. Züchtigkeit und Keuschheit wird an ihnen mit Recht gerühmt.

Das Gebiet der fünf Szekler-Stühle (Kreise) umfaßt ungefähr 150 geographische Quadratmeilen, und ist mit etwa 150,000 Seelen bevölkert, so daß nur 1000 auf eine Quadratmeile kommen, was seinen Grund in der großen Unwirthlichkeit der Gebirge hat. Außer diesen Stühlen sind, wie ich schon angab, noch einzelne Familien in andern Districten vertheilt. So hoch wir indeß auch deren Zahl anschlagen mögen, so zählt der ganze Stamm dennoch nicht volle 200,000 Seelen. So klein er jedoch ist, so bleibt er nichts destoweniger eine bemerkenswerthe Erscheinung im europäischen Völkerverbande.

Die politische Organisation der Szekler ist, mit unbedeutendem Unterschiede, ganz die der Bewohner der österreichischen Militärgränze, zu welcher übrigens der größte Theil des von ihnen bewohnten Gebietes gehört. Jeder streitbare Mann ist Soldat, und sie haben zum größten Theil ihre Besitzthümer vom Staate als Lehen. Ihre Civilobrigkeit ist zugleich ihr Militärcommando, so daß alle ihre öffentlichen Angelegenheiten von diesem verwaltet werden. Wie beschwerlich insbesondere ihr Gränzdienst sey, das ist in dem Artikel „die Karpathen" (Februarheft d. J.) schon gesagt worden. Ihr gestählter Körper hält jedoch Beschwerden aus, denen ein verweichlichter bald unterliegen würde. Dieß und die ihnen fortwährend von der Natur, den wilden Thieren und den Menschen drohenden Gefahren erzeugen in ihnen jene Unerschrockenheit und hochberühmte Tapferkeit, die fast sprüchwörtlich geworden ist. So sehr ihnen aber auch ihre Heimath ihre Subsistenz in aller Art verkümmert, so groß ist dennoch ihre Anhänglichkeit an dieselbe, und sie eilen ihr, wenn Geschäfte sie nach außen gezogen, sobald dieselben beendigt sind, mit Freuden wieder zu.

Rückblicke.

Afrika.

(Fortsetzung.)

Der dritte Punkt ist Madagascar, das seine ursprüngliche Bevölkerung von dem benachbarten afrikanischen Küstenland seine spätere aus den malayischen Inseln, und einen Zusatz von den Arabern auf der Küste von Zanzibar erhalten hat. Wir haben im Monat September eine übersichtliche Geschichte der Insel, und in den folgenden einzelne Skizzen aus Leguevel mitgetheilt. Wir wollen nichts daraus recapituliren, sondern machen nur auf einige Punkte aufmerksam: vorerst auf die eigenthümliche Eifersucht, welche sich stets auf Isle de France (jetzt Mauritius) und Bourbon gegen eine größere Niederlassung auf Madagascar zeigte; dann auf die eifersüchtigen Bestrebungen der Engländer und Franzosen in neuerer Zeit, woraus sich die Unabhängigkeit der Insel ganz natürlich herausbildete, und sich auch trotz aller einzelnen Bemühungen von Franzosen und Engländern erhalten wird. Dieß sind die Hauptpunkte, und nur in Bezug f Mauritius und Bourbon, die, in geologischer Beziehung gleichsam nur Dependenzen von Madagascar sind, müssen wir bemerken, daß sie in einer freilich noch fernen Zukunft auch politisch es werden müssen. Der größte Theil der schwarzen Bevölkerung dieser Insel, welche die ungeheure Mehrzahl ausmacht, ist madecassisch, weil man seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts Sklaven in Menge aus Madagascar nach diesen Inseln führte. Dieß erneuert sich jetzt wiederum durch Hinführung freier Arbeiter. Die Pflanzer auf Mauritius haben eine „Association für freie Arbeit" gegründet, und wollen 14,000 Pf. St. jährlich durch Taxen unter sich aufbringen, um die Kosten der Einwanderung zu bestreiten. Bereits soll ein Abgeordneter des Gouverneurs nach Madagascar hinüber gegangen seyn und auch von der Königin die Erlaubniß erhalten haben, Arbeiter anzuwerben. Ist die Sache einmal im Gang, so wird die Zahl derselben bald zunehmen, und die Insel wird in jeder Beziehung, die der Regierung ausgenommen, mehr und mehr madecassisch.

Wir haben bei Madagascar mehrfach angemerkt, wie sehr die Franzosen jetzt noch bemüht sind, einen festen Fuß auf dieser Insel zu fassen, und da sie noch die Insel Bourbon besitzen, so würden sie dadurch eine feste Stellung in dem indischen Ocean erhalten, die ihnen jetzt fehlt. Deßhalb scheinen sie auch ihre Augen auf Abyssinien gerichtet zu haben, um dieses Land zu gewinnen, das die reichsten Producte der Welt liefern könnte; wir haben in dieser Beziehung einiger Handelsunternehmungen nach diesem Lande gedacht (s. Nr. 155) und im vorigen Jahre schon bemerkt, welche große Anzahl französischer Reisenden sich seit Combes und Tamisier dahin begeben hat. Die Sache ist gewiß nicht zufällig, und das Anerbieten, das der abyssinische Fürst Ubie dem König der Franzosen gemacht hat, eine seiner Töchter zu heurathen, zeugt, so lächerlich auch die Sache erscheinen mag, für eine bereits ziemlich eng geknüpfte Verbindung. Daß die Franzosen an der benachbarten Küste einen Punkt suchen, um sich daselbst festzusetzen, ist früher schon erwähnt worden. Namentlich Lefebvre, dessen wir im Laufe dieses Jahres mehrmals gedacht haben (s. Nr. 109, 340), scheint sich um Ansiedlungspunkte an der Küste umgesehen zu haben, und nennt die alte griechische Colonialstadt Amphila als den günstigsten, günstiger als Berenice und Adula. Alle diese Punkte müssen mit andern Handelsposten im Innern in Verbindung gestanden haben, und bei weitern Forschungen wird man diese bestimmt auch auffinden, vielleicht indem man sich näher nach den alten Karawanenstraßen erkundigt, die vielleicht noch dieselben sind, wie in alten Zeiten, denn es ist ein höchst merkwürdiger Umstand, daß die Karawanen in diesem seit so langer Zeit völlig zerrütteten Lande noch immer ruhig und ungefährdet umherziehen. Sollten außer dem Interesse der Fürsten, die freilich um ihres Einkommens willen die Karawanen schützen, ähnliche Traditionen im abyssinischen Lande herrschen, wie die, welche dem Priesterstaat Dauer im Nilthale das Entstehen gaben? Es ist nicht unmöglich, und wir sind über den alten Zusammenhang der ägyptischen und nubischen Völker mit Abyssinien viel zu wenig unterrichtet, um eine entscheidende Antwort hierauf geben zu können.

Lefebvre hat kürzlich in dem Bulletin de la Société de Géographie (Monat August, September und November d. J.) eine

allgemeine Uebersicht Abyssiniens, die Frucht seiner Reise dahin, bekannt gemacht, und wird diese Skizze wohl umständlicher ausführen, leider fehlt es ihm aber zur Beurtheilung eines von so mannichfachen Stämmen bewohnten Landes an einer Hauptsache, an der Sprachkenntniß; ohne eine solche läßt sich in die Geschichte Abyssiniens kein Licht bringen, und mit der Scheidung der Menschenracen, nach Farbe, Gestalt und andern Aeußerlichkeiten reicht man nicht aus. Unglücklicherweise hat aber Hr. Lefebvre gerade über diesen Gegenstand eine Menge abgerissener Bemerkungen mitgetheilt, denen es am nöthigsten, an der Grundlage, fehlt, während andererseits d'Abbadie sich zu viel mit astronomischen Ortsbestimmungen beschäftigt hat, die dem Marineofficier Lefebvre viel besser angestanden hätten. Von dem Sprachenkenner d'Abbadie, dessen Mittheilungen wir mit möglichster Aufmerksamkeit in unserem Journale verzeichnen (s. Nr. 207, 244), und aus dessen Briefen wir auch die unglückliche Nachricht von Kielmayers Tode (s. Nr. 311) entnommen, darf man wohl mit der Zeit eine gründliche Uebersicht der verschiedenen Stämme Abyssiniens und der Geschichte des Landes erwarten.

Der Missionär Krapf ist, nachdem die Niederlassungen der protestantischen Missionen in Nordabyssinien gescheitert waren, nach Schoa gegangen (s. Nr. 148 ff.), und auch Kielmayer wollte von Zeila nach Schoa vordringen (s. Nr. 171), welchem Umstand wir einige interessante Nachrichten über diesen Theil des Landes verdanken. Schoa ist eine abyssinische Provinz, die durch das Eindringen der Gallahorden in Abyssinien von den andern ganz getrennt wurde; indeß scheint das Vordringen von Zeila her gegen Schoa noch viel größeren Schwierigkeiten zu unterliegen, als wenn man von Nordabyssinien aus durch die Länder der Galla's zieht, und wir verweisen in dieser Beziehung auf die von Kielmayer mitgetheilten Nachrichten über Zeila, die Somalis und Harrer (s. Nr. 71 ff.). Solche Nachrichten können aber nur im Verlauf der Zeit durch Vergleichung mit andern einen größern Werth bekommen. Ob in Schoa durch die Missionäre etwas auszurichten seyn wird, möchten wir bezweifeln: Handwerker würden dem Lande mehr förderlich seyn.

Die Verbindungen der Europäer, namentlich der Franzosen mit Ubie, scheinen eine starke Veränderung in dem Lande vorzubereiten. Ubie war anfangs ein ziemlich unbedeutender Häuptling im Gebirgslande Semen, machte sich aber nach und nach zum Herrn der gesammten Provinz Tigré. Als Salt das Land besuchte, war ein gewisser Sabagadis, mit dem arabischen Titel Ras, Herr von Tigré, nach seinem Tode aber zerfiel seine Herrschaft schnell. Das Volk hatte sich indeß gewöhnt, seinen Stamm an der Regierung zu sehen, und so bedient sich jetzt jeder größere Häuptling des Landes eines Nachkommens von Sabagadis, um desto leichter auf das Volk einwirken zu können. Ubie besiegte den hartnäckigsten dieser Nachkommen, den oft genannten Cassay, trotz der Hülfe, welche ein englischer Agent, Namens Coffin, ihm leistet, und trotz der Lieferungen von Waffen und Munition, die er zu verschiedenen Zeiten erhielt. Jetzt ist Ubie sein Meister geworden, und hat ihn als Gefangenen in seine Stammprovinz Semen oder Simien gesendet, während dessen Brüder so herabgekommen sind, daß sie freiwillig in der Armee des Siegers dienen. Vor wenigen Jahren noch hatten die verschiedenen Provinzen von Tigré, nämlich Hamacen, Serawe, Schere und Lasta eigene Häuptlinge, Dedschesmatsch, die dem Namen nach einen Abkömmling des Ras Sabagadis anerkannten, in der That aber völlig unabhängig waren, und sich unter einander bekriegten. Jetzt erkennt, mit Ausnahme von Lasta, ganz Tigré die Oberhoheit Ubie's an, der das Land in eine Menge kleiner Abtheilungen getheilt hat, welche er durch seine Unterbefehlshaber verwalten läßt, deren Treue er durch Geißeln sichert. Seine Herrschaft hat auch schon die Folge gehabt, daß man in allen großen Städten von Tigré die Sprache der Eroberer, nämlich der Bewohner des Landstrichs Simien, spricht, welche amharisch reden. Wenn die Sprache von Tigré wirklich gleichfalls semitischen Ursprungs ist, so hat sie freilich mit der amharischen so viele Berührungspunkte, daß der Uebergang nicht sehr schwer seyn kann. Während Ubie in Tigré so viel wie möglich Ruhe und Ordnung handhabt, herrscht unter der schwachen Regierung des Ras Ali, Fürsten von Amhara, der zu Gondar residirt, die größte Verwirrung: Ras Ali übt Laster aus, die im Lande verabscheut sind, zudem glaubt man, er sey insgeheim ein Muselmann, und so haben sich die Häuptlinge des Landes, denen er nicht zu imponiren vermag, schon wiederholt an Ubie gewendet, damit er die Herrschaft in Besitz nehmen und Ordnung im Lande herstellen möge. Dieß soll erst noch in diesem Jahre wiederholt der Fall gewesen seyn, und vermuthlich wird jetzt Ubie, der allmählich in Tigré ziemlich befestigt zu seyn scheint, nicht mehr lange zögern, der Einladung Folge zu leisten.

Bei dem ungeheuren natürlichen Reichthum des Landes, bei seiner Lage in der Nähe des großen Handelswegs von Indien über Aegypten nach Europa, kann diese Umwälzung, die gegenwärtig in Abyssinien vorgeht, von sehr bedeutenden Folgen seyn. Schon die Griechen hatten mannichfache Verbindungen in Abyssinien, die Ruinen von Axum, die nur zum Theil in eine ältere Zeit hinaufragen, schreiben sich wohl meist aus den Zeiten der Ptolemäer her, und wer in Aegypten Herr ist, kann seinen Einfluß, wenn auch nicht seine Herrschaft, leicht über Abyssinien ausdehnen. Davon scheinen die Franzosen geträumt zu haben; seit sie aber ihren Schützling, Mehemed Ali, im Stiche ließen, und damit die Anwartschaft auf sein dereinstiges Erbe aufgaben, haben ihre Bemühungen nur noch geringe Bedeutung; England, das so vielen Handel in jenen Gegenden und Meeren hat, wird ihm unschwer den Rang ablaufen, und der temporäre Einfluß bei einem einzelnen Fürsten kann ihre Stellung wohl nicht sichern.

(Fortsetzung folgt.)

Russische Anekdoten.

1.

Jedem russischen Officier ist gestattet, seine Bedienten unter den Soldaten zu wählen, und zwar nach einer vorgeschriebenen Scala, so daß, wenn der Unterlieutenant das Recht hat Einen zu nehmen, der

Feldmarschall, wenn ich nicht irre, 24 Mann zu fordern berechtigt ist. Diese Leute werden Denschiks genannt; sie sind vom Dienste frei, obgleich sie immerfort zu ihren Regimentern gezählt werden, so daß sie wieder eintreten müssen, sobald es ihrem jeweiligen Herrn beliebt; übrigens sind sie weit besser gekleidet als ihre Cameraden, und führen ein weit angenehmeres Leben als sie. Unter diesen Denschiks kannte ich in Ostrogorsk, im poltawischen Gouvernement, einen Dragoner des Kargopol'schen Regiments, der Bedienter des Divisionsadjutanten war, und seinem Herrn und mir, wenn wir Schach spielten, sehr oft Thee mit Rum servirte. Dieser Mensch, der seine Pflichten mit Treue und Geschicklichkeit erfüllte und den sein Herr stets mit Nachsicht behandelte — weit menschlicher wenigstens, als ich seither manchen sogenannten freien Bedienten von seinem bürgerlichen Herrn habe behandeln sehen — wurde nichtsdestoweniger — wer sollte es glauben? — er, der geborne Sibirier? — so sehr von dem Heimweh nach Sibiriens Eisfeldern, seinen trügerischen Wiesen und verödeten Steppen geplagt, daß er in schwarze Melancholie verfiel. Diese Gemüthskrankheit nahm so überhand, daß sie ihn in wenig Monaten an den Grabesrand versetzte. Umsonst waren die Trostworte seines Herrn, umsonst die vom Regimentsarzte verschriebenen Mixturen! Die Krankheit verschlimmerte sich täglich, und endlich, da der Unglückliche kein Mittel sah, nach seinem Vaterlande zu entkommen, oder sollte dieß ihm gelingen, dort in Sicherheit leben zu können, faßte er den verzweifelten Entschluß, sich dahin verbannen zu lassen. Dazu mangelte ihm aber ein Opfer, dessen Blut ihn dahin bringen könne! Jedoch dieses fand sich bald; einige Mißhelligkeiten, die zwischen ihm und seiner Geliebten, einem jungen Mädchen, entstanden waren, reizten ihn zur Rache, und er entschloß sich, die Unschuldige seinem Heimweh aufzuopfern. Den folgenden Tag führte er das arglose Mädchen unter irgend einem Vorwande nach dem Flusse hin, vollbrachte die scheußliche That, und ging nachher ruhig an seine Geschäfte. Da man seine Verbindungen mit der Unglücklichen kannte, wurde er sogleich verhaftet, vor ein Kriegsgericht gestellt, und, da er die That bekannte, zu lebenslänglicher Verbannung nach Sibirien verurtheilt. Allein das Urtheil war mit einem Accompagnement verknüpft, das die Hoffnung, den heimathlichen Herd wieder zu erblicken, um Vieles verbittern mußte. Er sollte nämlich vor seiner Abreise noch siebzig Knutenhiebe aushalten, was nicht das Erfreulichste war; indessen, da nichts als der Tod ihn davon retten konnte, machte er aus der Noth eine Tugend, und hielt seine Strafe mit außerordentlicher Standhaftigkeit aus.

Der Schreiber dieser Zeilen, Zeuge der Execution, die auf dem Marktplatze von Ostrogorsk stattfand, bewunderte den Gleichmuth, mit welchem der Unglückliche die Hiebe ertrug, die seinen Rücken zerfleischten. Er bemerkte, wie, ungeachtet des wüthenden Schmerzes, der Leidende mit unverwandten Blicken nach seiner Mütze hinschielte, die zwei bis drei Schritte von ihm verkehrt auf der Erde lag, und welche nach der großmüthigen russischen Sitte in wenig Minuten durch die Zuschauer mit blankem Silbergelde und kleinen Banknoten bis an den Rand gefüllt wurde. Tugend und Laster, Vaterlandsliebe und Gram verliehen dem Unglücklichen solche Stärke, daß er nach erduldeter Strafe am Arme eines Gefangenwärters sich zu Fuß in das Hospital begeben konnte, von wo aus er nach wenig Wochen, völlig curirt, zugleich mit andern Verbrechern nach der geliebten Heimath transportirt wurde.

Miscellen.

Neue Schmuggelei in Paris. Der Erfindungsgeist der Schmuggler wird nicht müde, und wie aus der Entdeckung hervorgeht, der Aufmerksamkeit der Zollbehörde auch nicht lässig. Ein Pariser Blatt (Voleur vom 10 December) berichtete Folgendes: Seit vierzehn Tagen bemerkten die Octroibeamten an der Barrière Charonne eine noch junge Frau, die zwei- oder dreimal des Tages nach Paris ging, und stets auf ihren Knien, in einen Kabylenshawl eingewickelt, ein Kind hielt, dem sie stets die Brust reichte. Der Verdacht wurde endlich rege, und man lud die junge Mutter ein ins Bureau hereinzukommen, wo man die Windeln auseinander wickelte und ein kleines Kind „voll Geist," nämlich Weingeist, fand. Das Kind war aus Blech und enthielt etwa 15 Litres Alcohol; die Mutter hat das Kind jetzt entwöhnen müssen, denn sie wurde auf die Polizeipräfectur gebracht.

•

Befestigung von Paris. Es sollen gegenwärtig täglich bedeutende Massen von Werkzeugen für die Arbeiter bei den Festungswerken nach Paris kommen, am 6 und 7 December allein 20,000 Schubkarren, Hacken und Schaufeln von Soissons. (Voleur vom 10 December.)

•

Heilung der Taubstummen durch Magnetismus. Wenn der nachfolgenden Angabe des Echo du Monde Savant (12 December) zu trauen ist, so werden sich doch die Franzosen demnächst zum Magnetismus bekehren. Ein Dr. Dupotet soll kürzlich zwei Taubstummgeborne durch ein angewendetes magnetisches Verfahren geheilt haben.

•

Großes Dampfboot in Frankreich. Nach dem Eclaireur de la Mediterranée wird gegenwärtig auf den Werften von Toulon eine Dampffregatte von 500 Pferdekraft gebaut; woher die Maschinen kommen sollen, ist nicht gesagt, vermuthlich sind es die längst in England bestellten.

•

Preisfrage über die Bordeauxweine. Die Linné'sche Gesellschaft zu Bordeaux hat unter andern Fragen auch die ausgesetzt, die Geschichte der Bordeauxweine zu verfolgen seit der Einführung des Weinstocks in jenen Gegenden bis auf die jetzige Zeit; es sollen dabei so viel wie möglich die Ursachen der Veränderungen angedeutet werden, welche die verschiedenen Weinsorten erfuhren. (Echo du Monde Savant vom 12 December.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 152 u. 153** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Gedichte von Don Francisco Iglesias de la Casa. — Legende von der Schwester Beatrix.** (Fortsetzung.) **— Ellen.** (Schluß.)

Zu das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 1—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes, vierteljährlich 4 fl., halbjährlich 8 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 152 u. 153.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

26 December 1840.

Gedichte von Don Francisco Iglesias de la Casa.

Romanzen.

I.

Am Johannestages-Morgen,
Wenn um Eisenkraut und Blumen
Sich zu pflücken, Liebende
Auf die luft'gen Auen ziehen;
Wenn voraus die Dämmerung
Der ersehnten Herrscherin
Der Aurora tanzt den Reihen,
Dann nimm Schäferin, gut auf
Meinen Baum, den ich dir setze,
Den ich spielend in dem Thale
Von Osepa gepflanzt.
Nimm gut auf ihn, meine Herrin,
Laß dir gnädigst ihn gefallen,
Deinen Blick heft' auf die Blätter,
Unter seinen Schatten setz' dich,
Meiner Liebe Erstlingsgabe,
Deiner hohen Schönheit Lorbeer,
Deiner Straße Pomp und Pracht,
Deines Fensters Schmuck und Zier.
Wenn dir's gut dünkt, kommt er leer
Von Guirlanden holder Blumen.
Halte ihn an deine Schönheit,
Höhern Reiz wird er gewinnen.
Deinem Mund entnehme er,
Wie auch ich thun würde, seine
Nelken, seine Lilien deiner
Stirne, deiner Hand Jasmin,
Sauge ein für seine Blätter
Deines Hauches Perlenthau,
Deines Busens süße Düfte.
Dann schwör ich dir, Schäferin,
Ist er König aller Bäume,
Welchem ihre Huldigung
Nachtigallen bringen werden.
Wer dich liebet mir zu Leide,
Wird dich mit Vergnügen anschaun;
Wer sich nicht um dich bewirbt,
Wird Bewunderung ihm zollen,
Und ich singe, holdes Mädchen,
Diese Strophe dir zum Gruß,
Die ich schrieb am Fuß des Baumes,
Wenn du sie nicht hören solltest:
Wie blühend bist du!
Wie glücklich bist du!
O Bäumchen, voll Blüthen,
Das der Liebsten gehört.

Vermeide der Rose
Vom beglückten Baum
Meiner Liebe Traum;
Und Amor, der Lose,
Kust aus Wald und aus Moose
Seinen Gruß zu entbieten:
O Bäumchen voll Blüthen,
Das der Liebsten gehört.

II.

Die Genugthuung der Liebe.

Schütze Gott dich, Schäferin,
Meiner Augen Morgenröthe,
Deines Schäfers holde Göttin,
Seiner Lämmer Königin.
Wie entzückend, wie bezaubernd
Bist du, Mädchen, meinem Auge!
Woher kommst du so erfreut,
Mit der Venus Reiz geschmückt?

Deine Augen sprühen Blitze,
Süßen Honig schenkt dein Mund,
Weiß wie Schnee ist deine Brust,
Deine Tritte schaffen Rosen.
Ach! warum kann denn dein Schäfer,
Ob er gleich dich zärtlich liebt,
Deiner Flamme nicht entsprechen?
Weil du ihn viel stärker liebst?
Deine Locke strahlet Gold aus,
Und auf deiner Stirne Schnee
Bricht der Morgen für mich an,
Deine Wange gibt mir Blumen,
Deine Lippe Perlenthau.
Weißt du auch, wie süß du liebst?
Weißt, mit welcher Gluth du küssest?
Welch ein Strahl im Aug dir blitzt?
Welche Grazie dich ziert?
Also sprach Arcadius,
Ein verliebter junger Schäfer,
Am Vermählungstag zu seiner
Holden Amaryllis, welche
Mit der Scham der Braut ihn anhört.
Sehr wohl weiß ich, sagt er weiter,
Daß ich nicht bezahlen kann
Deine Liebe, holdes Mädchen,
Aber das weiß ich gewiß,
Daß ich laß die ganze Welt
Um die Schlingen deiner Arme.
Deßhalb gönne, holdes Mädchen,
Meiner heißen Liebesflamme,
Daß ich deine Zärtlichkeit
Dir mit einem Kuß bezahle.

III.

Vor gethan und nach bedacht, hat Manchen in groß Leid gebracht.

Fünfzehn Jahre hast du, Mädchen,
Und ich zweifle, ob sie voll sind,
Eine Schönheits-Blume, welche
Strenger sich bewachen sollte.
Noch nicht lange ist es her,
Daß du warst ein winzig Täubchen,
Das noch schnäbelt mit der Mutter,
Das aus Furcht es noch nicht wagte,
Sich vom Neste zu entfernen.
Jetzt doch liebelst du mit Jedem,
Welcher in den Wurf dir kommt,
Gleich als ob ein funfzehnjähriges
Mit dem zwanzigjährigen
Mädchen gleiches Recht genösse,
Sich mit Schäfern abzugeben.
Eine Blume die heranwächst,
Mit den Schäferinnen, welche
In den Dreißigen schon stehen,
Und die krummen Wege lieben,
In der Mitte ihres Alters,
Legst du dich auf Schönheitsmittel.
Nimm in Acht dich, sie verleiten
Dich zu Dingen, deren Anfang,
Süß wie Honig, deren Ende
Bitterer als Galle ist.
Tausend Schäfer wirst du treffen,
Ihren Worten nach voll Liebe,
Doch von so verruchten Herzen,
Wie die mörderische Schlange.
Wölfen gleich im Schafsgewande
Werden sie dir Schlingen legen,
Bis sie dir die Perle rauben,
Die du nicht zu wahren wußtest.
Schon genug hab' ich gesagt,
Wenn dein Schöpfer, welcher dich
Mit solch hohem Reiz begabte,
Auch Verstand dir schenkte, meinem
Weisen Rathe nachzukommen,

Damit machte Delia
Einer schlichten Schäferin
Warm den Kopf, und wie er sah,
Daß sie weg das Antlitz wandte,
Lag er schmeichelnder ihr an:
Nicht traue den Männern,
Sey, o Mädchen, gescheidt,
Sonst mußt du beweinen,
Was dich heute noch freut.

Wie Gold bewahre
Die Blüthe der Jahre,
Sonst pflücket dir
Deines Blümchen Zier
Der Mann, der Barbare;
Sey, o Mädchen, gescheidt,
Sonst mußt du beweinen,
Was dich heute noch freut!

Die selber verschrieben
Ist, o Mädchen, dein Glück;
Hältst du's fest am Genick,
Werd' als Freund ich dich lieben;
Doch nicht wende den Blick;
Sey, Mädchen, gescheidt,
Denn sonst mußt du beweinen,
Was dich heute noch freut! (!)

Lieder.

I.

Auf des Orients Altan
Läßt Aurora ſich erſchauen,
Zeiget ſich der Wieſen Plan,
Und den blumenreichen Auen.
Thut mit neuem Glanze an
Ihres Schleiers Azurbläue,
Scheucht des Dunkels finſtre Macht
Durch des goldnen Wagens Pracht.
Mond und Sterne ohne Scheue
Senkt ſie in das Grau der Nacht.
Von der Vögel hellen Chören
Wird ſie tauſendfach begrüßt,
Wenn ſie in der Blume Röhren
Ihre holden Perlen gießt,
Jeden duft'gen Kelch erſchließt,
Sanft den Strahl regt in der Luft,
Zephyre in Licht zu baden,
Blumen in des Balſams Duft. —
Wenn ſie voller Huld und Gnaden
Zu Cupido's Dienſte ruft
Alle Schäfer nah und fern,
Und wenn ſie in harten Herzen
Weckt der Liebe ſüße Schmerzen:
Dann erkenne du, mein Stern!
O Alexis! ſie als Herrn,
Wie die andern Liebenden,
Sehr, wie von ihren vollen
Wangen Thränenſtröme rollen;
Doch reicht dieſes noch nicht hin,
Zu erweichen deinen Sinn,
Dann ſeh' dich in meinem Blick,
Welcher unter heißen Zähren,
Denen du allein kannſt wehren,
Liebend wirft dein Bild zurück.

II.

Komm, o komm, Ilene mein!
Schon iſt Phöbus untergangen,
Kehr' in meiner Hütte ein,
Denn der Nord erregt mir Bangen,
Der friert uns durch Mark und Bein.
Schon verſorgte ſeine Thiere,
Mit der ſchönen Schäferin,
Jeder Schäfer im Reviere.
Komm, o meine Königin,
Gib dich meinen Armen hin,
Wo der Liebesqual Beengen,
Wo die Sehnſucht, die durchdringt
Deines Schäfers Herz, bezwingen
Meine Gluth, die ſtets ſich jüngt,
Meiner Liebe feur'ge Schlingen.
Da uns ſolche heitre Nacht
Amor gütigſt zugedacht,
Eo komm eilig auf dein Pöſtchen,
Komm, o komm, Ilene,
Und ein andrer ſing das Reſtchen
Dieſer Cantilene.

III.

Ringe um einen ſchatt'gen Baum,
Wo, verſenkt in ſüßen Traum,
Lag mein Liebchen in der Kühle,
Trieb ein Stieglitz ſeine Spiele,
Doch bemerkte er ſie kaum,
Als er keinen Augenblick
Wollt' von ihrer Seite weichen,
Hielt es für das größte Glück
Ihr zu weihn der Liebe Zeichen.
Bald ſetzt er ſich ihr in Schooß,
Bald entfernet er ſich wieder,
Bald, ſo ſchnell als ein Geſchoß,
Läßt aufs neu ſich ſein Gefieder
In der Holden Schooße nieder;
Bald ſingt er trotz Cypripor
Als der Huldgung Angebinde
Schmeichleriſch ihr in das Ohr
Seine holden Lieder vor.
Doch geweckt von ſeinen Tönen,
Oeffnet ſie der Augen Schloß,
Und getroffen von der ſchönen
Flammenſprühendem Geſchoß
Fällt er todt ihr in den Schooß.

Legende von der Schweſter Beatrix.

(Fortſetzung.)

Es gibt ein glückliches oder unheilvolles Alter, wo das Herz eines Mädchens ſich bewußt wird, daß es geſchaffen ſey zu lieben, und Beatrix hatte dieß Alter erreicht; aber jenes zuerſt unbeſtimmte und unruhige Bedürfniß hatte ihr nur ihre Pflichten noch theurer gemacht. Unfähig damals ſich die geheimen Empfindungen zu erklären, von denen ſie bewegt wurde, hatte ſie dieſelben für den Inſtinct einer frommen Inbrunſt genommen, die ſich anklagt, nicht glühend genug zu ſeyn, und die in der Schuld gegen den geliebten Gegenſtand zu ſeyn wähnt, ſo lange ſie nicht bis zur Schwärmerei und zum Wahnſinn liebt. Der unbekannte Gegenſtand ihrer Entzückungen entging ihrer Unerfahrenheit; und unter denjenigen, die in den Geſichtskreis ihrer unſchuldig kindlichen Seele kamen, ſchien ihr die heilige Jungfrau allein jener leidenſchaftlichen Anbetung werth, der ſie kaum mit ihrem Leben genug thun zu können meinte. Dieſer unabläſſige Cultus war die einzige Beſchäftigung ihrer Gedanken, der einzige Reiz ihrer Einſamkeit ge-

worden; er erfüllte ſelbſt ihre Träume mit geheimnißvollem Schmachten und unausſprechlichen Verzückungen. Man ſah ſie oft vor dem Tabernakel daliegen, ihrer himmliſchen Beſchützerin von Schluchzen unterbrochene Gebete zuſendend, oder den Eſtrich mit ihren Thränen benetzend, und die himmliſche Jungfrau lächelte ohne Zweifel von ihrem ewigen Thron herab über dieſe glückliche und zärtliche Täuſchung der Unſchuld, denn die heilige Jungfrau liebte Beatrix und freute ſich von ihr geliebt zu werden. Und vielleicht hatte ſie auch in dem Herzen der Beatrix geleſen, daß ſie immerdar von ihr geliebt werden werde.

Um dieſe Zeit trat ein Ereigniß ein, welches den Schleier hob, unter dem das Geheimniß der Beatrix bisher für ſie ſelbſt verborgen geweſen. Ein junger Edelmann der Umgegend ward von Mördern angegriffen und war für todt im Walde geblieben; und obgleich er höchſtens noch durch ganz leiſe Spuren das Vorhandenſeyn eines dem Erlöſchen ganz nahen Lebens verrieth, brachten ihn doch die Diener des Kloſters in ihr Krankenzimmer. Da die Töchter der Schloßherren zu jener Zeit von der früheſten Jugend an im Beſitz der Kunſt der Recepte und des Verbandes waren, wurde Beatrix von ihren Schweſtern abgeſchickt, dem mit dem Tode Ringenden beizuſtehen. Sie bot Alles auf, was ſie von dieſer nützlichen Wiſſenſchaft gelernt hatte, aber mehr noch zählte ſie auf die Hülfe und Verwendung der wunderthätigen Jungfrau; und ihre langen und mühſeligen Nachtwachen, getheilt zwiſchen den Sorgen und Geſchäften der Krankenwärterin und den Gebeten der Dienerin Maria's, hatten all den Erfolg, den ſie davon gehofft hatte. Raymond öffnete ſeine Augen wieder dem Licht und erkannte ſeine Retterin; er hatte ſie einigemal in dem Schloſſe geſehen, wo ſie geboren war.

„Ha!“ rief er aus, „Beatrix, ſeyd Ihr es, die ich wieder finde? die ich in meiner Kindheit ſo ſehr geliebt, und die als meine künftige Gattin zu denken mir das zu ſchnell wieder vergeſſene Verſprechen Eures und meines Vaters mir geſtattete! durch welches traurige Verhängniß ſehe ich Euch wieder hier, gefeſſelt durch die Bande eines Lebens, das nicht für Euch gemacht iſt, und unwiederbringlich geſchieden von jener glänzenden Welt, deren Zierde Ihr waret? Ach! wenn Ihr ſelbſt dieſen Stand der Einſamkeit und der Selbſtverläugnung gewählt habt, Beatrix, ich ſchwöre es Euch, ſo war es, weil Ihr Euer Herz noch nicht kanntet. Die Verpflichtung, die Ihr eingegangen, unbekannt, wie Ihr es waret, mit den natürlichen Empfindungen aller athmenden Geſchöpfe, iſt nichtig vor Gott wie vor den Menſchen. Ihr habt, ohne es zu wiſſen, verläugnet und preisgegeben Eure Beſtimmung als liebende Braut, als Gattin und Mutter! Du haſt dich, armes, theures Kind, verdammt zu einem Leben der Langenweile, der Bitterkeit und des Verdruſſes, deſſen lange Traurigkeit hinfort keine Freude lindern und verſüßen wird. Iſt es doch ſo ſüß zu lieben, ſo ſüß geliebt zu werden, ſo ſüß dadurch, daß man liebt, wieder aufzuleben in den Gegenſtänden, die man liebt! Die reinen Freuden einer Neigung, die das Leben verdoppelt, vervielfacht; die Zärtlichkeit eines Freundes der dich anbetet, der dir alle Augenblicke verſchönert durch neue Feſte, der nur lebt, um dich zu erheitern und dir zu gefallen; die unſchuldigen Liebkoſungen holder, friſcher, anmuthiger Kinder, ſo froh ihres Daſeyns, die eine barbariſche Laune dem Reich des Nichts als Raub gelaſſen — ſiehe, das iſt es, was du verloren haſt! Das iſt es, was du verloren hätteſt, meine Beatrix, wenn eine verblendete Hartnäckigkeit dich in dem Abgrund zurückhielte, in welchen du dich geſtürzt haſt! Aber, nein!“ fuhr er mit noch lebhafterer Aufregung fort, „du wirſt nicht verkennen die Abſichten deines und meines Gottes, der uns nur ſo zuſammengeführt, um uns für immer zu vereinigen! Du wirſt dich ergeben den Wünſchen der Liebe, die dich anfleht und dich erleuchtet! Du wirſt die Gattin deines Raymond ſeyn, wie du ſeine Schweſter und ſeine Geliebte biſt! Wende nicht deine thränenvollen Augen von ihm ab! Entreiße ihm nicht deine Hand, die in der ſeinigen zittert! Sag' ihm, daß du bereit ſeyſt, ihm zu folgen und ihn nicht mehr zu verlaſſen!“

Beatrix antwortete nicht; ſie hatte keine Ausdrücke finden können, um ihre Empfindungen wieder zu geben. Sie wand ſich aus Raymonds ſchwachen Armen los, ſie entfernte ſich verſtört, ſinnverwirrt, bebend, und ſank der Jungfrau, ihrem Troſt und Schutz, zu Füßen. Da weinte ſie wie ſonſt auch; aber nicht mehr in einer unverſtandenen und gegenſtandloſen Rührung; es war ein Gefühl, mächtiger als die Frömmigkeit, mächtiger als die Scham, mächtiger, ach! als die heilige Jungfrau, deren Beiſtand ſie vergebens anrief; und ihre Thränen waren dießmal bitter und heiß. Man ſah ſie mehrere Tage nach einander in brünſtigem Flehen daliegen, und man verwunderte ſich nicht darüber, weil Jedermann im Kloſter ihre leidenſchaftliche Andacht und Verehrung für Notre-Dame des Épines fleuries kannte. Ihre übrigen Stunden brachte ſie in dem Gemache des Verwundeten zu, deſſen Heilung inzwiſchen nicht mehr ſo unabläſſiger Sorgfalt und Pflege bedurfte.

Eines Abends, zu der Stunde, wo die Kirche geſchloſſen iſt, wo alle Schweſtern ſich in ihre Cellen zurückgezogen haben, wo Alles, ſelbſt das Gebet, ſchweigt, — ſiehe da Beatrix, welche mit langſamen Schritten den Chor gewinnt, die Lampe auf den Altar ſetzt, mit zitternder Hand die Thüre des Tabernakels öffnet, die mit Stöhnen und die Augen niederſchlagend ſich gewendet, als fürchtete ſie, die Himmelskönigin möchte ſie mit einem Blick zerſchmettern, und ſich auf die Kniee wirft! Sie will ſprechen, und die Worte erſterben ihr auf den Lippen, oder erſticken in ihrem Schluchzen. Sie bedeckt ſich die Stirne mit ihrem Schleier und mit den Händen; ſie ſucht ſich zu beruhigen und zu kräftigen; ſie macht eine letzte Anſtrengung; ſie entreißt endlich ihrem Herzen einige verworrene Laute, ohne zu wiſſen, ob ſie ein Gebet oder eine Läſterung ausſpricht.

„O himmliſche Wohlthäterin meiner Jugend!“ ſprach ſie, „o du, die ich ſo lange einzig geliebt habe, und die immer die theuerſte Beherrſcherin meiner Seele bleibt, zu welcher unwürdigen Theilung ich dich auch herabziehe, — o Maria, göttliche Maria, warum haſt du mich verlaſſen? Warum haſt du geſtattet, daß deine Beatrix den gräßlichen Leidenſchaften der Hölle zum Raub ward? du weißt, ach! ob ich ohne Kampf derjenigen unterlag, die mich verzehrt! Heute iſt es aus, Maria, und es iſt aus

für immer! Ich werde dir nicht mehr dienen, denn ich bin nicht mehr würdig dir zu dienen. Ich will gehen, fern von dir zu verbergen die ewige Reue über meine Sünde, die ewige Trauer um meine Unschuld, welche du, selbst du, nicht mehr die Macht hast mir wieder zu geben. Dennoch aber dulde, o Maria, daß ich dich noch anbete! Habe Mitleid mit den Thränen, die ich vergieße, und die wenigstens beweisen, wie fremd ich dem schnöden Verrath meiner Sinne geblieben; nimm meine letzte Huldigung an, wie du alle angenommen; oder vielmehr, wenn mein Eifer für deine Altäre einige Erkenntlichkeit verdiente, sende den Tod der Unglücklichen, die dich darum fleht, ehe sie dich verlassen!"

Als sie diese Worte vollendete, erhob sich Beatrix, näherte sich zitternd dem Bilde der heiligen Jungfrau, schmückte es mit neuen Blumen, ergriff diejenigen, die sie mit den neuen ersetzte, und zum erstenmal sich schämend des frommen Gebrauchs, den sie davon zu machen nicht mehr das Recht hatte, drückte sie sie an ihr Herz in dem geweihten Säckchen des Scapuliers, um sich nicht mehr davon zu trennen. Dann warf sie einen letzten Blick auf das Tabernakel, stieß einen Schrei des Entsetzens aus und floh.

In der folgenden Nacht führte ein schnelles Fuhrwerk den schönen verwundeten Ritter und eine junge, ihren Gelübden ungetreue Schwester, die ihn begleitete, fern von dem Kloster weg.

Das erste Jahr, das nach diesem verfloß, ward beinahe ganz ausgefüllt von der Trunkenheit befriedigter Leidenschaft. Die Welt selbst war für Beatrix ein neues im Genuß unerschöpfliches Schauspiel. Die Liebe vervielfältigte um sie her alle Mittel der Verlockung, alle Reize, die ihre Verirrung fortdauernd machen, ihr Verderben vollenden konnten; sie schüttelte die Träume der Lust nur ab, um unter dem Entzücken der Feste, unter den Spielen der Tänze und Gaukler und den Concerten der Minstrels zu erwachen; ihr Leben war ein fast bewußtloses Fest, wo die ernste Stimme der Besinnung erstickt durch das Geschrei der Orgie, sich umsonst vernehmlich zu machen versucht haben würde; und doch war Maria nicht ganz aus ihrer Erinnerung verschwunden. Mehr als Einmal, während sie sich ankleidete und schmückte, hatte sich ihr Scapulier unwillkürlich unter ihrer Hand geöffnet; mehr als Einmal hatte sie auf den gewelkten Blumenstrauß der Jungfrau einen Blick und eine Thräne fallen lassen. Mehr als Einmal war ihr das Gebet bis an die Lippen getreten, wie eine verborgene Flamme, welche die Asche nicht zu hemmen vermochte, aber da war es erloschen unter den Küssen ihres Bezauberers, und in ihrem Wahnsinn selbst sagte ihr immer noch eine Stimme in ihr: ein Gebet würde sie gerettet haben.

Sie machte nach nicht gar langer Zeit die Erfahrung, daß es keine dauernde Liebe gibt, außer der, welche durch die Religion gereinigt ist, daß die Liebe zum Herrn und zur Maria allein den Wechseln unserer Gefühle entgeht; daß sie allein unter allen unsern Neigungen zu wachsen und sich zu verstärken scheint mit der Zeit, während die andern so lebhaft brennen und so schnell sich verzehren in unsern Herzen von Asche. Inzwischen liebte sie Raymond so sehr, als sie lieben konnte, aber es kam ein Tag, wo sie erkannte, daß Raymond sie nicht mehr liebe. Dieser Tag ließ sie den noch schrecklichern Tag voraussehen, wo sie ganz verlassen werden würde von dem, um dessen willen sie den Altar verlassen hatte, und dieser gefürchtete Tag kam auch. Beatrix fand sich ohne Schutz und Hülfe auf der Erde, ach! und ohne Schutz und Hülfe im Himmel. Vergebens suchte sie einen Trost in ihren Erinnerungen, eine Zuflucht in ihren Hoffnungen. Die Blumen des Scapuliers waren verdorrt und gewelkt wie die des Glücks. Die Quelle der Thränen und des Gebets war vertrocknet. Das Schicksal, welches Beatrix sich geschaffen, begann sich zu erfüllen. Die Unglückliche empfing ihr Verdammungsurtheil. Je höher man herabfällt auf der Bahn der Tugend, um so mehr Schmach bringt der Fall, um so weniger ist er gut zu machen, und von einer großen Höhe war Beatrix gefallen. Anfangs entsetzte sie sich über ihre Schmach, und am Ende gewöhnte sie sich daran, weil die Springfeder ihrer Seele gebrochen war. Fünfzehn Jahre verflossen so, und fünfzehn Jahre lang hüllte sich der Schutzengel, welchen die Taufe ihrer Wiege gegeben, der Engel mit dem Bruderherzen, der sie so sehr geliebt, in seine Flügel und weinte.

Oh! welche Schätze nahmen diese flüchtigen Jahre mit fort! die Unschuld, die Scham, die Jugend, die Schönheit, die Liebe, diese Rosen des Lebens, die nur Einmal blühen, und selbst das Gefühl des Bewußtseyns, das für alle andern Verluste entschädigt! Die Kleinode, welche sie sonst geschmückt hatten, der ruchlose Tribut, welchen die Ausschweifung dem Verbrechen zollt, lieferten ihr eine Zeitlang eine Hülfsquelle, die nur zu bald erschöpft war. Sie blieb allein, verlassen, der Gegenstand der Verachtung für andere wie für sich selbst, preis gegeben dem höhnischen Uebermuth des Lasters und verhaßt der Tugend, ein abschreckendes Beispiel der Schande und des Elends, auf das die Mütter ihren Kindern deuteten, um sie von der Bahn der Sünde fern zu halten. Sie ward es müde, dem Mitleiden zur Last zu fallen, nur Almosen zu empfangen, die ein frommer Widerwillen oft an den Händen der christlichen Liebe lieben machte, heimlich unterstützt zu werden nur von Leuten, welche die Schamröthe im Gesicht hatten, wenn sie ihr ein wenig Brod reichten. Eines Tages hüllte sie sich in ihre Lumpen, welche in ihrer Frische und Neuheit ein reicher, glänzender Anzug gewesen waren; sie beschloß den Unterhalt bei Tage und eine Freistätte des Nachts bei solchen zu betteln, die sie nicht gekannt hatten! Sie schmeichelte sich ihre Schmach in ihrem Unglück verbergen zu können; sie machte sich auf den Weg, die arme Bettlerin, ohne einen andern Besitz, als die Blumen, die sie einst dem Strauß der Jungfrau entnommen, und die unter ihren trockenen Lippen nach einander in Staub zerfielen.

Beatrix war noch jung, aber die Scham und der Hunger hatten ihrem Antlitz jene häßlichen Spuren aufgedrückt, welche ein frühes Alter verrathen. Wenn ihr blasses und stummes Antlitz schüchtern die Vorübergehenden anflehte, wenn ihre weiße und zarte Hand zitternd sich öffnete, ihre Gaben zu empfangen, so war Niemand, der nicht geahnt hätte, daß sie wohl schon bessere Tage auf Erden erlebt haben müsse. Die leichgültigsten blieben vor ihr stehen mit einem bittern Blick, welcher zu sagen schien: O meine Tochter, wie seyd Ihr gefallen!... Und ihr Blick antwortete ihnen nicht mehr, denn längst konnte sie nicht mehr weinen. Sie wanderte lange, lange fort, ihre Reise schien kein Ziel finden zu sollen als am Grabe. Eines Tages zumal war sie von Son-

neuanfang an über einen kahlen Berg auf einem rauhen, steinigen Pfad gewandert, ohne daß auch nur Ein Haus sich zeigte, sie in ihrer Ermüdung zu trösten; ihre einzige Nahrung waren einige geschmacklose Wurzeln gewesen, die sie an Felsenspalten gepflückt; ihre zerrissene Fußbekleidung ließ ihre nackten, blutigen Füße sehen; sie fühlte sich von Hunger und Erschöpfung ohnmächtig werden, als ihr mit einbrechender Nacht plötzlich eine lange Reihe von Lichtern auffiel, welche eine große Wohnung verkündigten, und auf welche sie zuging mit allen Kräften, die sie noch aufbieten konnte; aber beim Zeichen einer silbernen Glocke, deren Ton in ihrem Herzen eine seltsame, unbestimmte Erinnerung weckte, erloschen auf Einmal alle Feuer, und es herrschten nur noch Nacht und Schweigen um sie her. Sie machte jedoch noch einige Schritte, mit ausgebreiteten Armen, und ihre zitternden Hände stützten sich an einem geschlossenen Thor. Hieran hielt sie sich einen Augenblick, wie um Athem zu schöpfen; sie versuchte sich daran anzuklammern, um nicht zu fallen; ihre schwachen Finger versagten ihr; sie glitten aus unter dem Gewicht ihres Körpers. „O heilige Jungfrau!" rief sie aus, „warum habe ich dich verlassen!" und die unglückliche Beatrix ward auf der Schwelle ohnmächtig.

Möge der Zorn des Himmels leicht werden der Schuldigen! Solche Nächte sühnen ein ganz sündiges Leben! Die durchdringende Kühle des Morgens begann kaum in ihr ein verworrenes, schmerzliches Gefühl des Daseyns wieder zu beleben, als sie bemerkte, daß sie nicht allein war. Eine neben ihr knieende Frau hob vorsichtig ihr Haupt empor und betrachtete sie stet und aufmerksam mit der Miene unruhiger Neugier, abwartend bis sie wieder ganz zu sich gekommen wäre.

„Gott sey ewig gepriesen!" sagte die gute Laienschwester, „daß er uns so bald Gelegenheit schickt, eine Handlung der Frömmigkeit zu thun, und einer Unglücklichen Hülfe zu leisten! Das ist ein glückverkündendes Ereigniß für das glorreiche Fest der heiligen Jungfrau, das wir heute begehen! Aber wie kommt es, mein liebes Kind, daß Ihr nicht daran gedacht habt, die Glocke zu ziehen oder mit dem Hammer zu pochen? Es gibt keine Stunde, wo Eure Schwestern in Jesus Christus nicht bereit gewesen wären, Euch zu empfangen! Gut gut!.. Antwortet mir jetzt nicht, armes verirrtes Schaf! Stärkt Euch mit dieser Fleischbrühe, die ich Euch in der Eile gewärmt, sobald ich Euch erblickte; kostet von diesem edeln Wein, der Eurem Magen die Wärme und Euern erstarrten Gliedern wieder Gelenkigkeit geben wird. Gebt mir ein Zeichen, daß Ihr euch besser fühlt. Trinkt, trinkt Alles, und jetzt, ehe Ihr aufsteht, wenn Ihr dazu noch nicht die Kraft habt, hüllt Euch in diesen Mantel, den ich um Eure Schultern geworfen; gebt mir Eure kleinen, erstarrten Hände zwischen die meinigen, daß ich das Blut und das Leben wieder in sie zurückrufe. Fühlt Ihr schon, daß Eure Finger unter meinem Anhauch gelenkiger werden? Oh, es wird Euch bald gut seyn!"

(Schluß folgt.)

Ellen.

(Schluß.)

Sie war 'ne einz'ge Tochter; des Wissens Trieb
War ihrem Vater nicht an Mädchen lieb;
Doch hatt' er Söhn' und Ellen schnell begreift,
Was von den Lehrern jenen wird gereicht.
Als dieß der Vater sah — „'s ist ihr Gemüth,
Sagt' er, das seltsam sie zum Lernen zieht.
Es ist fast Schade um ihr hübsch Gesicht! —
Doch es ist Mode und bringt Unglück nicht.
Frau'n schrieben längst schon Vers' und Komödien
Für das Theater; jetzt Philosophien,
Und wollen ernster Forschung selbst nicht fliehn.
Wenn das ihr Ernst, bin ich umsonst entgegen,
Wo nicht, ihr Streben wird von selbst sich legen.

Ellen, so fand man, hatt' Talent, Stolz nicht,
Durch Sanftmuth ward von ihr der Neid besiegt;
Daß Ellen lernte, zeigte ihr Verstand,
Sanftmuth in Wort und Blick, daß sie empfand.
Er, der die Brüder lehrte, fand in ihr
Ausdauer, Eifer, Wißbegier;
Das sah er und verhehlte nicht sein Glück,
Die Stimme sprach's, es glänzt in seinem Blick.

Nicht jung mehr, auch nicht eben schön, fürwahr,
Paßt er doch gut zu einem Abelard,
Sein sanftes Wesen wiegt Besorgniß ein,
Nur Ellen — Ellen fühlt den Reiz allein.
Erst war es „Kindesliebe," sie fühlt Entzücken,
Des Geistes theuern Vater anzublicken.
Doch bald entsagt' sie dem geborgten Licht,
Er war — selbst ihrem Geiste — Vater nicht.

Doch Ellen tröstet sich — „Er spricht wohl noch,
Sagt sie, steht liebend er und schwach mich doch;
Liebend, deßhalb kann er so sichrer reden,
Schwach, drum ist seine Stärke mir vonnöthen;
Und gern vertraut mein Vater Ellen ihm,
Denn er kennt ja als gut und rechtlich ihn."

Gewissenhaft, zu wohl ihr Freund erwägt
Das, was des Vaters, was ihr Herz bewegt.
Er fühlet die Gefahr und seine Pflicht,
Zu fliehen, ehe er ihr unterliegt.
Was soll der Vater, was die Schüler denken?
O er steht an des Abgrunds drohendem Rand,
Und Flucht nur bietet ihm die Rettungshand,
Und kann er, so gefesselt an Flucht denken?
Er weiß, sie liebt; sie sucht nicht zu verhehlen
Die Hoffnung, die ihr Tugend selbst kann wählen.

Für ſie und ihre Offenheit beſorgt
Mißtrauend ſich, von Trennung Hülf' er borgt.
Er will ſie fliehn, doch zögert er's zu thun,
Gern möcht' er ganz von ſeiner Qual ausruhn;
Doch unentſchloſſen ſchwankt er, was zu thun?

Und Ellen, welche ihn in Kummer ſieht,
Iſt ſanften Blicks zu tröſten ihn bemüht,
Doch gleich wie Waſſer, das ins Feuer ſprüht,
Es mehr erhitzt, ſo wächſet auch ſeine Pein,
Und düſter läßt erſtaunt er ſie allein.
Beleidigt wohl, doch auch beſorgt zugleich —
„Geh nicht," ruft ſie, und zögernd er verweilt,
„Biſt du denn krank, mein Freund? dein Blick, wie bleich!"
Spricht ſie und faßt die willenloſe Hand.
„Und du biſt kalt und zitterſt — bitte, ſprich
Zu deiner Ellen, wie befind'ſt du dich?
Laß ſorgend ihre Liebe das zerſtreun,
Was ihrem Freunde Unruh kann verleihn."

„Nein, Theure, Sorgen haben wir ja Alle,
Auch mir iſt mein Theil Trübſal zugefallen;
Du kannſt nicht helfen, Ellen; könnt' es ſeyn,
Und dürft' es, ſucht' bei dir ich Hülf' allein.
Doch trennt uns unſre Pflicht und wär's auch ſchwer,
Wir müſſen handeln nur, wie ſie begehrt —
Geſetzt, die Prüfung wär' die deine jetzt:
Könnt'ſt du entſagen, was dich hoch ergötzt,
Nach ſtrenger Pflicht Gebot?" — „Wärſt du bei mir,
Ich würd's verſuchen!" ſagt das Mädchen hier,
Und ſeufzend antwortet ein Seufzer ihr.

Und drauf ermannt er ſich und ruft: „Leb wohl!"
Und flieht von Ellen und von ihren Schmerzen;
Zum Vater geht er, blutend Weh im Herzen
Und ſpricht von ſeinem Weh und, des Entſchluſſes voll,
Von Kränklichkeit und er geſteht dabei,
Daß er nicht kalt für ſeine Tochter ſey.

Des Vaters Stolz gibt ſchnellem Zorn ſich hin —
„Das Mädchen liebt? Das woll'n Sie doch nur ſagen —
Und Sie, voll Ehr' und Stolz woll'n ihr entfliehn! —
Herr, ich bewundre und beneide Ihr Betragen."

Doch als der Vater ſeinen Unmuth ſieht,
Beſänftigt ſich ſein heftiges Gemüth.

„Vergebt dem Vater! — Gern verzeihe ich
Dem Mädchen, das, den Werth erkennend, ſich
Ihm zugeneigt. Nicht, was das Herz begehrt,
Erfüllt ſich ſtets; — ſelbſt Alter wird bethört!
Wo Sieg nicht winkt, iſt Rückzug oft von Werth."

Dann mit der Güte, Weltleuten wohl eigen,
Lobt er die Strenge, die er konnte zeigen;
Findet's nicht wunderbar, daß Jugend liebt,
Nur, daß die Wahl unthulich, ihn betrübt;
Bedauert den Verluſt von ſolch 'nem Mann,
Fragt, ob er ſonſt ihn unterſtützen kann —
Schließt ſeine Rechnung endlich mit ihm ab,
Und zieht nicht einen Pfennig vom Betrage ab.

Alſo verläßt Cecil das Haus und flieht
Nach fernen Küſten; darf Ellen nicht mehr ſehn,
Darf ſcheidend ihr nicht, daß er liebt, geſtehn.

Lang war er fern, im Kampf mit ſeinem Gram
Nach Wahrheit ſtrebend, ſucht' er Frieden jetzt,
Vergeſſenheit, deß, was das Glück ihm nahm.

Ein Freund in England gab von Allem Kunde,
Was ihn betrübt, und immer noch ergötzt,
Erzählt, daß Ellen krank, und daß verbannt
Sie bei den Seen leb', wo viele ihr verwandt,
Dort ſchweife ſie in Thal und Fels umher,
Dem Schmerz ergeben, der Verbannung Loos,
Und ſammle Kieſel aus dem Bach, vom Felſen Moos,
Verfolge Käfer und ſo vergingen ſchwer
In Einſamkeit die trüben Stunden.

Und wieder ſchrieb er — todt ſey der Vater jetzt,
Und Ellen in ihr Heimathdorf verſetzt,
Geſund wie früher — und offen nun ihr Haus
Den Armen, Kranken, theile Segen aus
Mit Herz und Hand — und ſo vergeh die Zeit
Verdienſtlich, doch nicht lautem Lob geweiht;
Ihr Ziel, ſich ſelbſt zu führen; doch ſtets bereit,
Gefallne zu erheben. Auch leg' ſie nicht
Auf Fehler und Verdienſt ein groß Gewicht;
Gehorche gern dem Ruf in ihrem Herzen,
Hör' alle Bitten, ſehe alle Schmerzen
Und wende ſich nur ab von Liebesflehn;
Denn, wenn voll Liebe auch, und hülfsbereit,
Sie denk' an Cecil, dem ſie ſich geweiht.

. . . . . hört ihr Freund ſo lange, bis zurück
Er kehret, zu ſehn mit eignem Blick.
Er hatte klug geſpart und reicher kam
Er wieder, als er ſeine Flucht begann;
Etwas ließ ihm ſein Vater, und er kehrt
Ins Land, wo er zu ſterben einſt begehrt.

„Und dürfte ich, ſagt er, jetzt nicht mehr hoffen?
Das Mädchen, das ſo gut einſt war, ſo offen,
Wär' ſie's nicht mehr? — Den einſt ſie Freund genannt,
Wird ſie es noch, wenn ſie ihn treu erkannt?
Sie kann nicht zürnen, daß ich ſie verließ,
Der Tugend opfernd Hoffnung, Lieb — gewiß,
Was mich vertrieb, war ihr ja ſelbſt bekannt."

So dacht' er; doch in Furcht ſucht er den Freund,
Daß er die Zweifel löſe; dann vereint
Sie beide zu der Wohnung kamen
Und ſandten ihr des Freundes Namen
Durch einen Diener, dem ſie einſt gewogen,
Weil er ihn damals vorgezogen.

An Ellens Thür die Diener ſprachen
Von ihrer Güte — ſie hörten es im Wagen.
„Sie könnte bannen allen meinen Schmerz!
Und ſie verwirft mich! Das ſagt mir mein Herz!"
„Muth! ruft ſein Freund, die Furcht der Liebe
Kennt keinen Grund!" jedoch Cecil blieb trübe,
Er ahnte, ſchien's den ernſten Spruch zuvor,
Und blickt' furchtſamen Auges auf das Thor,
Nach Antwort bang verlangend — jenem Laut,
Der ihm ſein künftiges Geſchick vertraut.
Und ſieh! er kam! kalt wie des Todes Hand —
„Dem Fräulein ſey der Name nicht bekannt!" —
Im Wagen ſank der Liebende zurück
Schwach, ohnmächtig nicht — „Bring mich zurück!
Sprach er, 's iſt gut! Mein Urtheil iſt geſprochen!"
Und kein Laut weiter hat ſein Schweigen unterbrochen.

Schnell ordnet er, was mit der Welt ihn band,
Und flieht, dem wildern Schmerz entgeh'nd, das Vaterland.
Mit wen'ger Müh konnt' er die Sehnſucht pflegen
Und in der Einſamkeit die Liebe hegen,
Die ihn nur ſchmerzlich, froh nicht konnt' erregen.

Er wählte Griechenland, dort, mit der Welt
Zerfallen, leb' er in Trümmern einer frühern Welt.
Dort las und ſann und ging er — und weinte, betet, liebt',
Doch ſchrieb er nicht, nicht Hoffnung ihn umgibt;
Nur auf die Wiſſenſchaft richt't er ſein ganz Gemüth,
Bis ihm, mit Todten lebend, allgemach
Des Lebenden Gewohnheit ſelbſt gebrach.
Nur, wo er Unglück ſah, da half er gern.
Die Zweifelnden ſucht ſanft er zu belehr'n;
Auch war ſein Geiſt nicht ohne Heiterkeit
In dieſem Zuſtand, der den Tod nicht ſcheut.
Wir wiſſen nicht, was hier die Zeit gethan;
Doch ruhig ſah den Tod er nahn.
Wohl dacht' er ſeufzend noch der frühern Zeit,
Doch wünſchte er den Tod — er war bereit.

Indeſſen denkt arm Ellen, mit ſich ſelbſt allein,
„Er ſucht mich auf — gewiß, wie könnt' es ſeyn?
Ich dachte nicht — 's war eine böſe Stunde,
Ganz unbedacht ſprach ich's nur mit dem Munde,
Und für ein Wort, leichtſinnig ausgeſprochen! —
Hab' keinen Freund ich, der ihn mir verſöhnt?
Er kommt gewiß — und wieder mir verſöhnt
Wird nie das Band der Herzen mehr gebrochen."

Doch als ſie hört, daß er in fremdem Land
Verlornen Frieden ſucht, iſt ihrer auch verbannt;
Noch immer lebt die Hoffnung ihr, daß Liebe
Die leichten Wolken bald vertriebe.
„Sagt ihm kein Freund, daß nur ein Augenblick
Uns Stolz beſeelt und daß ein Blick,
Sobald das Opfer ihm gebracht,
Daß eine Thräne uns verſöhnlich macht?
Sagt ihm kein Freund von mir: „O kehr' zurück!
Enthülle deinen Wunſch und bring' ihr Glück?"

So ſieht die Jungfrau ſchmerzlich auf die Zukunft hin,
Die ſtündlich wechſelt mit dem wechſelnden Sinn
Und da nun Tag' und Wochen, Monat, Jahr vergehn,
Kränkt ihre Hoffnung und läßt Furcht entſtehn.

Kein Cecil kam! — „Komm, komm! ruft Ellen trüb,
Wie haſt du deinen Unmuth alſo lieb?
Fühlſt du nichts mehr von deiner Ellen Lieb'?"

Sie hatte Recht; das Grab umſchloß ihn nun,
Und ließ ihn jetzt von ſeinem Leiden ruhn.
Sie hörte es und ſie erwiedert drauf
Mit ſeinem Wort: „Vollendet iſt mein Lauf!"

Des Freundes Nachlaß wird ihr überbracht,
Was ihm geblieben, hat er ihr vermacht.
Hievon erkauft ſie Bücher, die ihr werth,
Erfreut mit ihm, wo ſie von Armuth hört,
Und wo ein Blick, ein Wort ihr Herz gerührt,
Das iſt der Quell dem jeder Dank gebührt.

So ſind zehn Jahre Ellen ſchon verſchwunden;
Und ob auch ihre Körperkraft entſchwunden,
Ob ſie auch nicht mehr ſuchen kann das Leid
In ſeiner Hütte, ſtill iſt ſie noch bereit,
Zu thun, was Troſt und Milderung der Sorge leiht,
Und hört der Sterbende auch nicht mehr ihr Gebet,
Sie zeigt, wie duldend man dem Tod entgegengeht.

M...r.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 362.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

27 December 1840.

Skizzen aus Transkaukaſien.

(In der Nordiſchen Biene vom 25/27 November, mitgetheilt von Subarew.)

Die Säule von Schamchor.

Die Säule von Schamchor iſt von Jeliſabetdpol 25 Werſte entfernt, und man erblickt ſie faſt, ſobald man die Stadt verläßt. Sie ſteht unter 43° 45′ W. L. und 40° 46′ N. B. in einer Ebene am linken Ufer des Schamchor, der von der rechten Seite in den Kur fällt. Dieſer Ort gehörte einſt zum Kreiſe Kartman in der armeniſchen Provinz Udi. Der türkiſche Geſchichtſchreiber Huſſein Effendi ſchreibt in ſeinem Buche Tangi tawarich (Reinigung der Chroniken) die Erbauung der Säule und der Stadt Schamchor dem König Weſchenkirl, dem Sohne Siads, aus dem Stamm der Könige von Dilem zu, der vom Jahre 323 bis 356 der Hedſchra im nördlichen Theile Perſiens herrſchte. Die Benennung Schamchor rührt von dem Erbauer ſelbſt her, und die wahrſcheinlichſte Erklärung iſt, daß es ſo viel heißt, als das „Damaskus (bekanntlich Scham bei den Orientalen) des Kur.“ Die umwohnenden Tataren und Armenier ſchreiben die Erbauung der Säule Alexandern von Macedonien zu; die Georgier behaupten, ihr König Ruſtem habe ſie erbaut, beide Meinungen ſind natürlich falſch.

Die Säule von Schamchor iſt nichts Anderes als ein Minaret, wie man ſie gewöhnlich bei Moſcheen erbaut. Dieß zeigt ihre ganze Architektur. Um welcher Verdienſte willen der Chevalier Gamba in ſeiner Reiſe ins ſüdliche Rußland ſie zum Obſervatorium beförderte, das weiß nur Allah und der genannte franzöſiſche Ritter. Das Minaret von Schamchor iſt aus gebrannten Backſteinen aufgeführt und in der That ein ſehr ſchönes Gebäude. Das Fundament bildet eine viereckige Figur welche 7 Arſchinen im Durchmeſſer und 6½ in der Höhe hat; auf dieſer Grundlage ſteht ein Achteck, das 6 Arſchinen Breite und 5 Arſchinen Höhe hat, und auf dieſem Achteck ſteigt eine Säule empor, die an der Grundlage 5, oben 4 Arſchinen Durchmeſſer und 18 Klafter Höhe hat; der obere Theil der Säule iſt mit einem viereckigen Karnieß umgeben, auf welchem ſich eine kufiſche Inſchrift befindet. Um das Karnieß lief eine Galerie, die jetzt faſt ganz zertrümmert iſt; über dem Karnieß aber befindet ſich eine neue Säule, 6 Klafter hoch, die von oben her gleichfalls ſchon ſehr ſchadhaft iſt; ihr Durchmeſſer am Grunde beträgt etwa ein Klafter. Die ganze Säule iſt gegen 28 Klafter (à 7 ruſſ. Fuß) hoch. In der Mitte der Säule iſt eine ſpiralförmige Treppe, die aus 124 faſt zerſtörten Stufen beſteht. An einigen Stellen fängt das Minaret trotz der außerordentlichen Feſtigkeit des Cements an, ſchadhaft zu werden, und neigt ſich ſogar ſchon bedeutend gegen Norden. Am untern Theile des Minarets iſt auf beiden Seiten ein einzelner weißer Stein in die Mauer eingefügt, und auf einem derſelben ſieht man Spuren einer Inſchrift, die aber durch Säbelhiebe ſo zerſtört iſt, daß man keine Buchſtaben mehr unterſcheiden kann.

Um das Minaret her liegen eine Menge Trümmer, welche einſt die Gebäude der Stadt Schamchor bildeten; alle dieſe Trümmer, ſo wie das Minaret, ſind auf der Oſt-, Weſt- und Nordſeite mit einem Erdwall umgeben, in welchem man die Ueberreſte von Mauern aus Kalk und Stein bemerkt; vor dem Wall iſt ein jetzt waſſerloſer Graben. Auf der Südſeite war kein Wall, denn hier fließt das Flüßchen Schamchor, über welches eine ſteinerne Brücke gebaut iſt, von der nur noch ein einziger Bogen ſteht. Dieſe Seite der Stadt war durch eine Citadelle geſchützt, welche eine dicke Mauer mit runden Thürmen und Baſtionen hat; auf der Weſtſeite der Citadelle iſt ein Canal aus dem Fluſſe Schamchor herüber geleitet, und noch jetzt mit Waſſer gefüllt. Die Mauern beſtehen aus Backſteinen, Kieſeln und weißen Steinen ſymmetriſch geordnet; die langen Seiten haben 100, die ſchmalen 60 Klafter. Innerhalb der Mauern ſind gleichfalls viele Trümmer, die der Pracht des Minarets ſo ziemlich entſprechen. Neben dem Minaret ſind viele Grabſteine, auch einige Kombaſen*) aus Backſtein. Die Ebene, in der die Trümmer von Schamchor liegen, iſt auf der Oſtſeite von den Gewäſſern des Kur beſpült. Auf dem linken Ufer liegt die Steppe Karaja, oder richtiger Karages, was in tatariſcher Sprache „ſchwarzes Auge“ bedeutet. Die Umgebungen

*) Dieß ſind runde Thürme mit koniſchem Dach, wie man ſie über dem Grabe von Sunniten häufig trifft.

von Schamchor am Kur sind voll von goldführendem Kies, die nahen Berge bestehen aus Sienitporphyr.

Auf der rechten Seite stößt die Ebene an eine lange Bergkette; die höchsten Punkte heißen Utsch-Gul, Kuirul, Napos und Didiwan; auf der Spitze des letztern stehen die Trümmer eines Schlosses, in welchem der Herrscher von Schamchor während der Sommerhitze gewohnt haben soll. In neuern Zeiten ist Schamchor berühmt geworden durch eine Schlacht der Russen mit den Persern im Jahre 1826, wo der tapfere Fürst Madataw mit 5000 Russen ein fast zehnfach so starkes persisches Heer unter Anführung des muthigen Sardars, Amir Chan, schlug, der auch in diesem Treffen umkam.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Oceanien.

Wir müssen diesen von den Franzosen aufgebrachten Namen gebrauchen, weil doch keiner die große Inselwelt des indischen und stillen Meeres so gut bezeichnet. Diese Inselwelt, welche von zwei Stämmen, der ziemlich schwachen Negritorace und der äußerst lebenskräftigen, malayischen Bevölkerung, mit entschiedenem Vorherrschen der letztern, bewohnt ist, geht einer großen Umwandlung entgegen, die aber wegen der Mannichfaltigkeit des Schauplatzes und der höchst abgerissenen Nachrichten sehr schwer aufzufassen ist, um so mehr, als wir eine Menge Theile, namentlich von Neuguinea nach Australien hin, noch sehr unvollkommen kennen (s. hierüber Reise der Astrolabe und Zelée Nr. 357). Die Westhälfte Oceaniens liegt ganz innerhalb der Tropen, wird also nie eigentlich von Europäern in dem Sinne colonisirt werden, daß sie selbst das Land bauen; hier also sind nur Handelsinteressen im engern Sinne im Spiel. Diese Länder sind im Besitz unglaublicher, aber meist unentwickelter Reichthümer, und Engländer, Holländer und einheimische Bugis suchen sie um die Wette auszubeuten. Wir haben diesen Gegenstand schon früher, bei Gelegenheit der holländischen Colonialbestrebungen, erwähnt, und bemerken hier nur noch, daß die Engländer sehr thätig sind, mit Borneo Verbindungen anzuknüpfen; auf Hrn. Earl, der vor einigen Jahren diese Meere durchforschte, ist jetzt Hr. Brooke (s. Nr. 82, 334) gefolgt, und sucht sich mit den Handelsverhältnissen dieser Inseln bekannt zu machen, während der Hafen von Essington (wo die englischen Gebäude im Ende vorigen Jahres durch einen Sturm verheert wurden) als Anhaltspunkt dienen soll. Ob sie mit den Bugis und den Holländern, die hier offenbar besser zu Hause scheinen, concurriren können, muß die Zeit lehren.

Inzwischen dehnen die Engländer ihre Entdeckungen auf dem Festlande von Australien aus, und haben kürzlich auf der Nordostseite einen großen Fluß entdeckt, der tief ins Innere des Landes hineinführt; wir haben noch keine genauere Angabe darüber unsern Lesern mittheilen können, die englischen Zeitschriften werden indeß nicht säumen solche zu liefern. Diese Entdeckung, deren wir nur kurz erwähnt (s. Nr. 199), ist von der ersten Wichtigkeit, indem sie die Gelegenheit gibt, tiefer ins Innere des Landes einzudringen. Was die Ansiedlungen der Engländer betrifft, so haben diese in Australien bis jetzt noch weniger als in irgend einem Lande von den Eingebornen zu leiden gehabt. Ob der Fall derselbe bleibt, wenn sie weiter gegen Norden sich ansiedeln, steht dahin. Ueberdieß erheben sich jetzt manche Stimmen gegen die Ansiedlungen in Australien; man betrachtet schon Südaustralien als zu heiß, zu ungesund für europäische Constitutionen (s. Nr. 224), und man bemerkt eine Auswanderungssucht aus den australischen Colonien überhaupt nach Neuseeland (s. Nr. 241). Allerdings wirken hier besondere Umstände mit, die durch Regierungsmaaßregeln herbeigeführt sind, aber die Hauptsache ist und bleibt das Klima. Neusüdwales und die freilich bis jetzt noch schwache Colonie am Schwanenfluß, so wie Vandiemensland, sind noch am besten daran, obgleich auch hier unangenehme Dinge, namentlich die fast periodisch eintretende Dürre, vorwalten, aber diese Colonien genießen doch den frischen Seewind, der sich an den nahen Bergen bricht, welche nebst den daranstoßenden Plateaux hoch genug sind, um die Hitze erträglicher zu machen; in Adelaide dagegen zeigt sich die ungemeine Wärme des Klima's zwischen 31° und 32° S. B. in seiner vollen Stärke, und es gehört eine gute Dosis deutscher Ausdauer dazu (s. Auszug des Schreibens eines deutschen Naturforschers Nr. 84), um den Acker- und Gartenbau mit solcher Anstrengung zu treiben. Das Lob, das der Verfasser des angezogenen Schreibens dem Klima ertheilt, wird ihm nicht von Jedermann zugestanden, namentlich scheinen die an Regen und nasse Witterung gewöhntern Engländer sich in Neuseeland viel heimischer zu fühlen, und daher wohl hauptsächlich die oben angeführte Auswanderungssucht nach Neuseeland.

Dieser Umstand ist nicht unbedeutend, denn er wird auf die Auswanderung nach Australien einen ziemlich gewichtigen Einfluß ausüben, um so mehr, als bei der Hauptcolonie Neusüdwales noch ein besonderer ungünstiger Umstand dazu kommt, dessen wir obenhin früher bei Erwähnung der Colonialverhältnisse gedacht haben. Verbrecher werden keine mehr nach Neusüdwales gebracht, aber die alte Verbrecherbevölkerung ist noch dort, und es erfordert eine kostspielige, jetzt ganz der Colonie aufgebürdete Polizei, um diese in Zucht und Ordnung zu halten. Diese Kosten, so wie der niedere moralische Zustand der großen Bevölkerung, sind nebst dem etwas ungünstigen Klima eine starke Ursache, weßhalb viele nicht nach Neusüdwales, sondern vorzugsweise nach andern Colonien, namentlich Neuseeland, sich wenden werden, und die Regierung hat dieß auch so wohl gefühlt, daß sie die Einwanderung in Neusüdwales durch indirecte Mittel zum Nachtheil der andern Colonien begünstigen wollte (s. Nr. 213), eine Bemühung, die erfolglos bleiben muß, je mehr das Colonisationswesen in England sich entwickelt. Daraus entspringt denn die natürliche Folge, daß die jetzige, großentheils verbrecherische Bevölkerung immer weniger durch einen Zusatz besserer Einwanderer neutralisirt wird, und daß, je mehr diese schlimme Anlage sich offenbart, das Zuströmen neuer Einwanderer immer mehr abnehmen wird, folglich die jetzige Bevölkerung ihrer eigenen Entwicklung überlassen

bleibt. Nun ist die numerische Zunahme durch Fortpflanzung allerdings nicht unbedeutend, aber die Bevölkerung wird mehr und mehr vom Ackerbau zum Hirtenleben übergehen. Davon lassen sich jetzt schon einige Spuren bemerken, indem im verflossenen Jahre die Theurung des Getreides unmäßig war, und sich nicht bloß aus der Dürre erklären läßt, sondern mangelhafte Getreideerzeugung überhaupt schuld ist. Dieß Vorherrschen der Hirtenbevölkerung wird sich über das ganze Darlinggebiet mehr oder minder ausbreiten, und die Ackerbaubevölkerung, nur spärlich gesäet, vielleicht von der an Zahl und Wildheit wachsenden Hirtenbevölkerung gefährdet seyn. Die Symptome eines solchen Zustandes haben sich schon mehrfach kundgegeben; dieß zeigt sich am deutlichsten aus dem Umstand, daß die „Bushranging-Bill," d. h. die Polizeimaaßregeln gegen den unruhigen, verwilderten Theil der Bevölkerung auch dieß Jahr von dem gesetzgebenden Rath der Colonie nicht bloß neuerdings angenommen werden mußte, sondern daß die meisten Mitglieder sie zu schwach und unwirksam fanden. Die Kosten der Justiz- und Polizei betragen nicht weniger als 130,000 Pf. St., mehr als ein Viertheil der Gesammtausgabe, und die Lasten der Colonie steigen so sehr, daß mehrere Mitglieder des fast ganz von der Krone ernannten Raths auf Repräsentantenwahlen antrugen, indem ein bloß von der Krone ernannter Rath so große Opfer von der Colonie nicht fordern könne. Welche Schwierigkeiten aber der Einrichtung einer Versammlung gewählter Vertreter bei dem moralischen Standpunkt der Gesellschaft überhaupt entgegen stehen, das haben wir schon im vorigen Jahre erwähnt.

Wir werden von jetzt an diese Colonie nicht mehr eigentlich als Dependenzen Englands, sondern nur in Beziehung auf sich selbst und ihren innern Gesellschaftszustand behandeln, da sie factisch eigentlich unabhängig ist, und nur noch die Wohlthaten und den Schutz der Regierung, nicht aber mehr eine lästige Herrschaft desselben fühlt; freilich hat das Mutterland ihr das schlimmste Geschenk in der Verbrecherbevölkerung hinterlassen. Es wird aus dem Obigen, und aus dem, was wir schon früher bei den Colonialverhältnissen Englands erwähnt, deutlich einleuchten, weßhalb Port Philipp eine von Neusüdwales unabhängige Regierung will. Wir haben den nächsten Grund, so wie die Gewährung der Bitte, dort schon angeführt, allein die Verbrecherbevölkerung von Neusüdwales liegt diesem angeblichen Hauptgrund selbst zum Grunde. Sie zählen zwar in ihrer Petition nur die „weltlichen" (secular) Vortheile auf, allein es ist augenscheinlich, daß sie namentlich die moralische Pest fürchten. Indeß ist es sehr die Frage, ob diese Colonie sowohl als die von Südaustralien sich dieser Pest werden entziehen können, denn in dem Maaße, als diese drei Colonien sich ausdehnen, wird der Raum dazwischen, der Schlupfwinkel der Buschläufer werden, die je nach Gefallen bald die eine, bald die andere Colonie ihre Nähe fühlen lassen können. Wir haben aus Vandiemensland einige Schilderungen über die Buschläufer mitgetheilt (s. Nr. 249, 259 ff.), woraus man die Furchtbarkeit einer solchen Nachbarschaft ersehen kann. Tasmanien, ein auf allen Seiten vom Meer umgebenes kleines Land litt gegen 10 Jahre von diesen Buschläufern, und es ist sehr zu fürchten, daß sich die dortigen Scenen in dem Stromgebiet des Darling in größerem Maaßstab wiederholen werden.

Von Neuseeland haben wir im Ganzen wenig zu berichten. England hat jetzt völlig davon Besitz ergriffen (s. Nr. 282), und wird die Franzosen schwerlich sich dort einnisten lassen (siehe Nr. 349). Die Colonisation, welche eigentlich von den Missionen, und zwar, trotz des Widerspruchs, nicht in sehr uneigennütziger Weise (s. Nr. 27 und 59, verglichen mit Nr. 172) begonnen wurde, hat jetzt unter Leitung einer Gesellschaft sehr regelmäßige Formen angenommen, und wird nun rasch vorwärts schreiten. Diese Gesellschaft hat nicht nur von den einheimischen Stämmen dieser beiden Inseln, sondern auch von denen der Chatham-Inseln, einer unter 44° S. B. liegenden Gruppe, den Boden angekauft. Da aus oben angeführten Gründen der Strom der Auswanderung mehr nach diesen feuchten Inseln, als nach Australien gehen wird, so werden wir über das Anwachsen der Colonie bald zu berichten haben. Für die Eingebornen ist hier verhältnißmäßig besser gesorgt, als an andern Orten, und dieß, verbunden mit der ungemeinen Lebenskraft dieser bei weitem mehr malayischen als Negritobevölkerung, wird sie bis zu einem gewissen Grade selbst den Europäern gegenüber erhalten, und sie werden nicht so ganz spurlos verschwinden, wie z. B. die Negritobevölkerung in Vandiemensland.

Der Stammesunterschied wird auf dieser ganzen Inselwelt in der nächsten Zukunft eine sehr bedeutende Rolle spielen. Die Berührung mit den Europäern auf allen diesen Inseln ist jetzt nicht mehr zu vermeiden, und es ist sehr wahrscheinlich, daß die Eingebornen da, wo sie der Negritorace angehören, unterliegen, da, wo sie der Malayenrace angehören, sich erhalten. Zwei Dinge sind es namentlich, welche in diese Bevölkerung einen Zunder werfen können, und auch schon geworfen haben: die Religionsverhältnisse und die englischen Verbrecher. Groß ist allen Umständen zufolge die Zahl derer, die von den englischen Strafcolonien aus nach irgend einer der zahllosen Inseln des östlichen Theils von Oceanien geflohen sind: auf Neuseeland allein rechnete man ihrer einige Hunderte, und alle Umstände deuten darauf hin, daß auf einer großen Zahl der etwas nördlicher gelegenen Inseln theils eigentliche Verbrecher, theils entlaufene Matrosen von europäischen und amerikanischen Schiffen sich befinden, welche kaum besser seyn mögen, als die erstern; aber sie sind alle mit den gewöhnlichen Kenntnissen und Fertigkeiten unserer Civilisation ausgerüstet, können diese den Wilden dieser Inseln mittheilen, und werden als höhere Wesen von ihnen angestaunt. Ein neuerlicher Vorfall auf den Fidschiinseln, wo die Mannschaft eines englischen Schiffes vor den wohlbewaffneten, und, wie es heißt, von einem europäischen Waffenschmied angeführten Eingebornen die Flucht ergreifen mußte, kann einen Maaßstab geben, was sich hier für eine Bevölkerung bildet aus dem Auswurf der europäischen und den rohen Bestandtheilen der Eingebornen. Kommt nun noch ein religiöser Kampf dazu, wie bei dem Widerstreit der französischen und englischen, der katholischen und protestantischen Missionen nicht anders zu erwarten ist (s. Missionen in der Südsee Nr. 59),

so mag der Himmel wissen, was in dem Wirrsal jener Inselwelt, die zum Theil von einer höhern Stufe herabgesunken scheint (s. Ruinen auf den Carolinen Nr. 155) für Ereignisse bevorstehen.

(Fortsetzung folgt.)

Russische Anekdoten.

2.

Seine Schulden bezahlen! Pi, l'horreur! Das mag sich für einen Notarier schicken, wir aber, sagten einst die französischen Adeligen, wir sind nicht zu einer Rückerstattung verbunden, die uns im geringsten nur genireu dürfte. Weniger glücklich waren einst zwei vornehme Herren in Petersburg. Sie schlenderten zusammen auf dem Trottoir der Millanne, lachten, scherzten, lorgnettirten die Damen, als plötzlich der Duft eines Restaurants ihre Geruchsnerven angenehm kitzelte — Quelle suave odeur! rief der eine; elle est délicieuse! erwiederte der andere. Der erste meinte, es sey der Geruch von rognons à la brochette, der andere behauptete, er komme von einer dinde aux truffes her. Daher große Contestationen! man stritt dafür, man stritt dawider; allein wie es immer geht, jeder blieb auf seinem Satze, und die triftigsten Gründe prallten von den einmal vorgefaßten Meinungen ab. — Und wenn wir hineingingen? fragte Fürst X. — Graf B., der viel auf Etiquette hält, fand hundert Gründe dagegen; doch ein neuer Zug von dem vortrefflichen Dufte erschütterte seine Grundsätze, und er folgte seinem Freunde in das von Wohlgerüchen angefüllte Haus. Sie setzten sich zu Tische, verzehrten mit vielem Appetit die saftigen, scharf gewürzten Speisen, erbrachen fröhlich einige Flaschen der berühmten Wittwe Cliquot, und wollten wieder ihrer Wege gehen, als ein Garçon vortrat, und sie unhöflich genug an jene schlimme Gewohnheit erinnerte, die ein saumseliger Zahler einst die böse Viertelstunde genannt hat — Bezahlen? fragten die Gesättigten erstaunt, bezahlen? vous vous moquez! — Ja wohl, meine Herren, drei und sechzig Rubel zwanzig Kopeken, et quelque chose pour le garçon! — Welche Zumuthung für große Herren! Auch erwiederten die beiden Freunde: Allez vous promener! und schoben den Grobian auf die Seite. Unglücklicherweise waren noch mehrere Garçons im Zimmer, und diese gemeinen Leute wagten es, ihrem Cameraden zu Hülfe zu eilen. Die Herren schalten gewaltig, die Garçons trotzten auf ihr vermeintes Recht, die Gäste lachten, und mancher aus diesen letztern, froh über eine Scene, durch die zwei angesehene Höflinge einen bisher unbekannten Widerstand erfuhren, hetzten die ungestümen Mahner insgeheim noch gegen sie auf. Angezogen durch das laute Geschrei, näherte sich der Restaurateur der bewegten Gruppe, und erkundigte sich nach der Ursache. „Die beiden Herren da wollten davonlaufen ohne zu bezahlen!“ schrien die kecken Garçons — Ah, vous voilà, Mr. A., sagten stolz die beleidigten Edelleute, befreien Sie uns doch von der Unverschämtheit Ihrer Leute! „Sehr gern,“ erwiederte der Wirth mit einem tiefen Bücking, „aber belieben Euer Gnaden mir die Karte zu bezahlen — Und Sie auch, riefen sie mit gesteigertem Erstaunen, und Sie auch, lieber A., Sie machen auch solche Prätensionen? — Warum denn nicht? erwiederte A.; ich muß ja auch den Jäger, den Schlachter, den Bauern und alle diejenigen bezahlen, die mir Lebensmittel liefern. Madame Cliquot selbst, die mir den Champagner verkauft, der Ihnen, wie es scheint, nicht übel geschmeckt hat, darf ich so wenig warten lassen als jeden andern Lieferanten — Sie, Sie, à la bonne heure, lieber A., sagte Graf B., aber wir? — Aber wer sind Sie denn, meine werthen Herren, um über das Bezahlen erhaben zu seyn? — Ich bin der Fürst X., erwiederte dieser den Kopf aufwerfend, und mein Freund da ist Graf B. der tägliche Gesellschafter Sr. . . . . Ach so! so, so, große Herren also, unterbrach ihn A. mit gedehnter Stimme, große Herren! Ein Grund mehr, um Euer Erlauchten nicht ohne Bezahlung wegziehen zu lassen — Vergessen Sie sich nicht, Monsieur A.! rief hier Graf B. — Gewiß nicht, fuhr der Restaurateur fort, und um es zu beweisen, ersuche ich Euer Erlauchten, in den anstoßenden Salon zu treten, und dort mit der Gesellschaft meiner Wenigkeit vorlieb zu nehmen, bis es Ihnen gefallen wird mich zu befriedigen. Nun nahm B. den Wirth unter den Arm, ging mit ihm ins Nebenzimmer und Fürst X. folgte — Ah, ça, sagte jetzt der erstere, Spaß bei Seite, ich habe weder Geld noch Banknoten bei mir; sehen Sie selbst, mein guter A., fuhr er fort, indem er seine Brieftasche zeigte, und bewies, daß er die Wahrheit spräche. Ich befinde mich im nämlichen Fall! fügte sein Begleiter hinzu. — Der Restaurateur verzog hier den Mund so sehr, daß er noch um Vieles häßlicher wurde, als die Natur ihn geschaffen hatte, und schwieg — Eh bien? fragten die beiden Gefangenen — Hm! das ist schlimm! sehr schlimm! erwiederte er endlich — Doch mir fällt ein Ausweg ein; hier ist Dinte und Papier. Schreiben Sie, Herr Fürst oder Sie, Herr Graf, ein Billet an ihren Intendanten, fordern Sie das nothwendige Geld; ich von meiner Seite werde es bestellen, und mir indessen angelegen seyn lassen, Euer Erlauchten den Aufenthalt in meinem Hause so angenehm als möglich zu machen.“ Was war zu thun in solch einem kritischen Fall? Das Billet wurde geschrieben, es ging ab; nach Verfluß einer Viertelstunde erschien ein spitznasiger, dünnbeiniger Hausecretär mit einer dick angeschwollenen Brieftasche, und sogleich ward die Forderung getilgt.

Wer erwartet nicht, daß die etwas barsch behandelten Herren ihre Revanche nehmen und nun dem Restaurateur das ganze Gewicht ihres Unwillens fühlen ließen. Aber weit entfernt, sich so tief zu erniedrigen, lachten beide herzlich über das Abenteuer, und bevor sie das Haus verließen, legte Graf B. vertraulich die Hand auf die Schulter des beschämten Wirths und sagte: „Lieber A., Sie sind ein rechtschaffener Mann! Sie haben uns richtig beurtheilt; denn wenn Sie uns ohne Zahlung gehen ließen, hätte ich, hol' mich der Teufel! nie wieder an Sie gedacht. Nun aber werden wir Sie nie vergessen. Adieu, au revoir!“

Miscellen.

Major Rawlinson meldete aus Cabul in einem Schreiben an die Londoner geographische Gesellschaft vom 25 Junius, daß er im Begriff stehe, nach Candahar zu gehen, von wo er einige Nachrichten noch vor Ende des Jahrs nach England senden zu können hoffe. Als Resultat der geographischen Forschungen in den letzten Jahren werde in kurzem eine große Karte von Afghanistan von der indischen Regierung herausgegeben werden.

Bibel für Blinde. Die Bibelgesellschaft zu Glasgow soll gegenwärtig eine vollständige Bibel für Blinde drucken lassen, wozu die Regierung 400 Pfd. St. beisteuerte; das Ganze soll aus 15 Bänden mit 2470 Seiten bestehen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 363.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 December 1840.

Die schwedische Literatur.

Romantismus (Phosphorismus) und die schöne Literatur der Jetztzeit.

Im vorigen Abschnitt haben wir von einem nicht berühmten, aber durch seinen Einfluß auf die Literatur bedeutenden Schriftsteller nicht gesprochen; wir meinen Wenjamin Hoijer, einen tiefen Denker, der sich durch umfassende Ansichten über Kunst und schöne Literatur auszeichnete. Seine „Vergleichung zwischen der Beredsamkeit der alten und neuen Völker" sein „Versuch einer Erklärung der Kunst bei den neuen Völkern," hatten sehr wichtige Folgen für die literarische Kritik. In den ersten Jahren des 19ten Jahrhunderts wurde das Studium der lateinischen und griechischen Classiker gründlicher betrieben, und fremde, namentlich deutsche Literatur fand mehr Eingang in Schweden. Thorild wurde bekannt und erweckte Enthusiasmus. Die Revolution brach aus, neue Ideen verbreiteten sich, und wie immer, so auch hier, spiegelte sich der politische Zustand der Nation in der Literatur ab. Nach dem Tode Gustavs III nahmen die Angelegenheiten in Schweden eine andere Wendung. Druckfreiheit ward eingeführt, und es erschienen eine Menge Schriften im Geiste Thorilds, der seine Ansichten aus der französischen Revolution geschöpft hatte. Die Regentschaft während der Minderjährigkeit Gustav Adolphs IV mußte zu strengen Maaßregeln ihre Zuflucht nehmen, Thorild ward verbannt, und Leopold mußte Stockholm verlassen. Selbst die Akademie ward geschlossen. Es versteht sich von selbst, daß auch die Presse den beschränkenden Maaßregeln nicht entging. Obwohl nach der Regierungsübernahme Gustav Adolphs IV die Akademie wieder hergestellt wurde, so schlummerte doch die Literatur, da sie auf einige von der Akademie gekrönte Schriften beschränkt war, und diese Akademie war, wie wir oben gesehen haben, ohne große Prätensionen, und geizte nicht mit Lorbeeren. Die Revolution von 1809 stellte den alten Gang der Literatur wieder her. Nicht lange zuvor hatten einige junge Leute zwei literarische Gesellschaften gegründet, welche zwar nur kurze Zeit existirten, allein gewissermaßen als Pflanzschulen eines gründlicheren und umfassenderen Studiums der Alten und einer größeren Aufmerksamkeit auf fremde Literaturen dienten. Diese beiden Gesellschaften hießen: „Freunde der schönen Literatur" und „Aurora." Die jungen Mitglieder bildeten eine literarische Opposition gegen den herrschenden Geschmack, und bemühten sich das Volk auf eine seinen Sitten und Gewohnheiten entsprechendere Literatur vorzubereiten. Eine dritte Gesellschaft, „der gothische Bund," bildete sich in Stockholm im Jahre 1811. Sie hatte den Zweck, die Liebe zu den skandinavischen Alterthümern zu erwecken, und ihr Journal „Iduna" nahm einen ehrenvollen Platz in der schwedischen Literatur ein. Die zwei ersten Gesellschaften hörten bald auf, weil sie von Studenten gegründet waren, die sich dann im ganzen Reiche zerstreuten. Aber das Band ihrer Vereinigung, die Liebe zu allem Schönen und Nationalen, zerriß nicht. Die Organe, wodurch die neue Schule wirkte, waren der „Polyphem" von Askelöf, der „Phosphor" von Atterbom und Palmblad, und der „Poetische Almanach," gleichfalls von Atterbom herausgegeben. Die „schwedische Literaturzeitung," die in Upsala erschien, das „Lyceum" von Hammersköld, und die „Svea," die gleichfalls in Upsala erschien, nahmen keinen directen Antheil an dem Streit, waren aber Eines Sinnes mit den Reformatoren. Wir haben bereits des Journals „Iduna" gedacht, dessen erster Band Geijern ganz angehört, in den andern Bänden finden sich die Namen von Tegner, Adlerbeth (Sohn), Afzelius, Rääf u. a. Auf der andern Seite fiel die classische Schule in dem „Journal für Literatur und Theater" tapfer über die literarischen Springinsfelde her, wie sie die Romantiker nannte. Wallmark gab, unterstützt von den Anhängern der alten Zeit, dieß Journal heraus. In diesem Streit zeichneten sich namentlich zwei oder drei Kämpfer von beiden Seiten aus: Hammersköld und Atterbom unter den Phosphoristen, wie man sie ironisch nach ihrem Journal nannte, und auf der andern Seite Wallmark. Es ist unnöthig, ihren Kämpfen zu folgen, und wir bemerken bloß, daß die Phosphoristen sehr zuversichtlich waren, mehr versprachen, als sie halten konnten, und daß der größte Theil davon nicht zu Talenten ersten Ranges gehörte. Glücklicherweise war dieß auf der andern Seite auch der Fall. Die Phosphoristen hatten eine Gelehrsamkeit, die sich im feindlichen Lager nicht

fand; dagegen zeigte dieß vielen Verstand, und es fragt sich, wer bei dem Feuer von Recensionen, Kritiken, Satyren und Epigrammen mehr verlor.

Wir führen hier die Namen derjenigen Literatoren auf, die vom Anfang der neuen Ordnung der Dinge an sich auszeichneten, von denen der größte Theil noch lebt und dem Vaterlande Ehre macht.

Man muß mit Wallmark anfangen, der sich für den Atlas des classischen Olymps hielt, aber nur Nebuchadnezars Standbild mit thönernen Füßen war. Er gehörte zur alten Schule, wir erwähnen ihn aber auch nur als memento mori für die neue. Im J. 1804 erhielt Wallmark von der schwedischen Akademie eine Belohnung für sein Gedicht, „die Hand." Es war dieß auch eine wahre Handarbeit, die den Verfasser Mühe genug kostete. Im J. 1809 erhielt er eine zweite Belohnung für sein „Lied zum Ruhm der finnländischen Armee." Auch schrieb er einige kleine Romane oder Sittenschilderungen, unter anderm: „Fuselbrenners Reise nach Stockholm," und „Stockholmer Spaziergänge." die ziemlich unterhaltend sind. Am bekanntesten ist er durch die literarische Fehde. Seine Philosophie, wie seine Kritik und Polemik sind in dem „Journal för Litteraturen och Theatern" und im „Allmänna Journalen," niedergelegt. Jetzt ist er einer der ersten Mitarbeiter der Staatszeitung.

Atterbom trat unter den ersten Kämpfern der neuen Schule in seinem „Polyphem" auf. Durch seinen Verstand, seinen beißenden Styl und seine umfassende Gelehrsamkeit traf er die Classiker hart. Jetzt beschäftigt er sich ausschließlich mit Politik, und zeichnet sich durch tiefe Kenntnisse und Genialität aus.

Hammerskjöld, der Erzphosphorist, wie man ihn nannte, war zwar etwas hochmüthig in seinen literarischen Urtheilen, ein ziemlich mittelmäßiger Dichter, und trug gerne seine etwas buntscheckige Gelehrsamkeit zur Schau, hat aber doch große Verdienste um die schwedische Literatur. Im Anfang seiner literarischen Laufbahn entfernte er sich durch seinen Eifer für den Phosphorismus und für die Verbreitung der neuen Ideen, häufig von dem Wege eines gesunden Verstandes, und Tegner nannte ihn den „Barometer der deutschen Abgeschmacktheit." Aber Hammerskjöld arbeitete unermüdlich, und man verdankt ihm sehr gute Abhandlungen über Philosophie, Geschichte, Literatur und schöne Künste. Seine Werke sind sehr zahlreich.

Baron Brinkmann war, ehe er schwedischer Schriftsteller wurde, schon in der deutschen Literatur bekannt. Er hinterließ ein Gedicht „Snillets Verld," „die Welt des Genie's," das im Jahre 1821 von der schwedischen Akademie gekrönt wurde, und viele kleinere Schriften, die im Journal Svea enthalten sind. Seine Rede beim Eintritt in die Akademie enthält eine Charakteristik des Bischofs Thingstadius, seines Vorgängers, und Ideen über die orientalische Literatur. Die Rede verdient Beachtung, sowohl wegen ihres Inhalts, als wegen des angenehmen Styls.

Ling ist ein bemerkenswerther Dichter; seine lyrischen Erzeugnisse sind schön, und er zeichnete sich auch im dramatischen Fache aus. Seine Tragödien sind: Agn; Eiliff der Gothe; die heilige Brigitte; Engelbrecht; Engelbrechtson; Stirbiörn der Starke; der Sohn; Wisbuna; Ingield Iräda und der Blutsee. In ihrem Plane ist reiche Erfindung, und die Schweden zeichnen sich sonst, wie manche bemerken, nicht durch erfinderischen Geist aus. Sein großes episches Gedicht: „die Asen," ist ein glänzender Beweis dieses Reichthums. Er hatte den Zweck, die Mythologie und Philosophie der Begleiter Odins, oder richtiger gesagt, den Kampf der Ideen, die sie mit sich brachten, mit den Begriffen der Ureinwohner Schwedens darzustellen. Dieß Gedicht in 24 Gesängen ist allerdings etwas lang, aber der Leser, wenn er auch manchmal ermüdet, wird durch vortreffliche Stellen, und durch den entzückenden Reiz der lyrischen Ergüsse des Verfassers entschädigt.

Hätte die schwedische Literatur auch nur den einzigen Geijer aufzuweisen, sie würde nicht arm seyn. Geijer ist ein origineller Dichter, ein kühner Denker, und ein Geschichtschreiber, wie Schweden noch keinen hatte. Er wurde zuerst bekannt durch seine Lobrede auf Sten Sture den ältern, die im J. 1803 von der Akademie gekrönt wurde. Er gesteht selbst, daß das schlechte Urtheil, welches Baron Ramel über seine Schriften fällte, ihn veranlaßte, seine besten Gedichte: Mandem, Svegder, Viking, Odelbonden u. dgl. zu schreiben. Geijer besang stets die alten Zeiten und das Heroenalter Schwedens. Es war die Zeit, wo Geijer, Ling, Tegner und verschiedene andere die Möglichkeit erwogen, in die Poesie und die schönen Künste Schwedens einen ausschließlich nationalen, auf die alte skandinavische Mythologie und die isländische Literatur gegründeten Geschmack einzuführen. Oehlenschläger scheint hiezu die erste Idee gegeben zu haben. Die patriotischen Bemühungen der neuen Dichter hatten keinen Erfolg, weil Erfolg unmöglich war. Die Poesie Geijers ist voll von allem, was der Mensch Hohes und Erhabenes erreichen kann. In der Poesie, wie in der Geschichte zeigte er die Gefühle des Herrschers, der seinen eigenen Ruhm nicht von dem des Vaterlandes trennt, weil die Liebe zum Vaterlande fast das einzige Gefühl ist, welches das Herz und die Seele Geijers füllt. Er erzeigte der schwedischen Poesie einen wichtigen Dienst, indem er die weden mit ihrer alten Volkspoesie bekannt machte, und ihren Werth nachwies. Zugleich mit Afzelius gab er eine Sammlung alter Gedichte unter dem Titel, „alte schwedische Volkslieder" heraus. Seinen Fußstapfen folgte Arwidson, der einen zweiten Band „alte schwedische Lieder" erscheinen ließ, und zwar ist diese letztere Ausgabe vollständiger und ausgearbeiteter als die Geijers.

Dieser wandte sich bald von der Poesie ab, und beschäftigte sich mit der schwedischen Geschichte; im Jahre 1825 erschien der erste Band von Svea Rikes Häfder (Geschichte des schwedischen Reichs), worin er ein ganz neues Licht auf die mythischen und ersten historischen Zeiten Schwedens wirft. Die Einleitung in dieses umfassende Werk, welche eine physische und moralische Schilderung des Landes umfaßt, ist ein Meisterwerk. Bis jetzt sind nur drei Bände seiner Geschichte des schwedischen Volks erschienen, eine Abkürzung seines großen Werkes, aber wenn er auch nichts als diese Abkürzung geschrieben hätte, so würde schon sie allein ihn in Eine Reihe mit den ausgezeichnetsten europäischen Geschichtschreibern stellen. Noch manche andere

Schriften sind von ihm erschienen, so „Thorild," „Versuch über Feudalismus und Republicanismus," „Einige Gedanken über die Epoche Gustav Adolphs des Großen" u. dergl. Geijer hat ein „Literaturblatt" herauszugeben angefangen,*) und setzt seine historischen Arbeiten fort, welche Europa mit Ungeduld erwartet.

(Fortsetzung folgt.)

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Reisen.

An Entdeckungen ist dieß Jahr nicht reich gewesen, doch müssen wir einige erwähnen, die theils in naturgeschichtlicher, theils in allgemein wissenschaftlicher Beziehung von Interesse sind. Die erste ist die Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt, welche, wenn die in den Berichten enthaltenen Zahlenangaben der Grade richtig sind, zwar nicht ganz vollbracht wurde, aber doch im Grunde keinem vernünftigen Zweifel mehr unterworfen seyn kann (s. Nr. 125). Ein lange erstrebtes Problem ist also endlich gelöst, und die aus naturhistorischen Gründen hergenommenen Beweise für diese Durchfahrt haben sich bewährt; es fragt sich jetzt nur noch, ob diese Durchfahrt auch einen praktischen Nutzen gewähren, d. h. ob man sie wirklich wird benützen können, und diese Frage möchte man zu verneinen geneigt seyn, falls nicht eine etwas nördlicher liegende, breitere Durchfahrt noch aufgefunden wird, was gar nicht unmöglich ist. Der jetzt bekannte offene Weg bietet so zahlreiche Meerengen dar, daß wohl nur in wenigen Sommern alle vom Eise frei sind, und den Durchgang gestatten. Die etwas marktschreierisch vorgetragenen Entdeckungen des Capitan John Roß sind nun genügend zu Jedermanns Ueberzeugung widerlegt. Indeß ist jene Reise doch durch die Entdeckung des magnetischen Nordpols um so wichtiger geworden, als in Folge derselben die Aufsuchung des magnetischen Südpols durch Commodore Roß, so wie eine Reihe magnetischer Beobachtungen angeordnet, und namentlich auf den Betrieb Humboldts eine wissenschaftliche Unternehmung über den Erdmagnetismus begonnen wurde, wie sie in gleicher Ausdehnung nie, so lange die Welt steht, versucht worden ist. Wir haben sowohl über die Errichtung der Observatorien in allen Theilen der Welt, als über die Reise des Commodore Roß an verschiedenen Orten Meldung gethan.

Eine interessante Entdeckung ist im Anfange dieses Jahres von den Franzosen und Nordamerikanern zugleich, sogar an demselben Tage, aber an verschiedenen Punkten, gemacht worden, nämlich ein Continent in der Südsee, wohl wahrscheinlich eine Fortsetzung von Australien, da das neuentdeckte Land in derselben Länge mit dem letztern liegt, und eine Reihe von Inseln die Verbindung anzudeuten scheint. Es ist in der That höchst merkwürdig, daß namentlich seit den letzten 25 Jahren — der Fahrten Cooks und der noch früheren der Holländer gar nicht zu gedenken — Engländer, Amerikaner und Russen in so großer Zahl jene Meere befahren haben, und nie auf diesen doch ziemlich ausgedehnten Continent stießen. Die Franzosen unter d'Urville nannten ihn Terre d'Adelie, die Amerikaner, minder höflich, ganz einfach den „antarktischen Continent." D'Urville ist der Ansicht, daß dieß Land den ganzen Polarkreis umgebe, und daß man in jeder Richtung darauf treffen könne, wenn nicht das Eis es verhindere. So viel ist wenigstens wahrscheinlich, daß das Sandwichland, Enderbysland u. s. w. entweder damit zusammenhängen, oder nur durch nicht sehr große Zwischenräume getrennt sind. Der Lieutenant Wilkes, welcher die amerikanische Expedition commandirte, ist der Ansicht, daß sich das Land wenigstens auf 70° der Länge von Osten nach Westen erstrecke, und zwar von 180 bis 110° O. L. von Ferro. Man stieß darauf unter 64 bis 66° S. B. Manche Punkte sind zuweilen frei vom Eise; Robben sollen sich in Menge, und auch Wallfische in großer Anzahl in dieser Seegegend finden, so daß zu erwarten ist, daß temporäre Niederlassungen zum Behufe des Robbenschlags und Wallfischfangs bald dort werden errichtet werden.

Der Entdeckungen und Entdeckungspläne in Australien haben wir bereits bei Oceanien gedacht; die Entdeckung einiger großen Ströme, die ins Innere des Landes hineinführen (s. Nr. 199), auf einer Seite, die bis jetzt noch gar nicht bekannt war, ist vom bedeutendsten Interesse. Schon Grey und Lushington hatten auf der Nordwestküste Spuren von Bewohnern gefunden, die augenscheinlich aus Asien stammen, und es fragt sich nur, ob ähnliche Entdeckungen auch hier gemacht werden. Eine südlichere Entdeckung von Capitän Grey (s. Nr. 58) gibt das merkwürdige Resultat, daß auf einer Ausdehnung von 10 Graden von der Südwestspitze Australiens gegen Norden im Wesentlichen dieselbe Sprache gesprochen wird. Auffallend ist aber, daß Capitän Heiham (s. Nr. 199) an der Nordküste, westwärts von der Vandiemensbay, an den von ihm entdeckten Flüssen keine Spur von Menschen fand, wenigstens ist von keinen die Rede. Der Plan zu einer Reise durch Australien hindurch, den man zuvor noch unter die Träume zählen mußte (s. Nr. 151), fängt an, möglich zu werden; indeß hat sich ein Wagehals gefunden, der es, wie es scheint, noch ohne von der Entdeckung des großen Stroms Kenntniß zu haben, versuchen will, von Adelaide bis Port Essington durchzudringen, d. h. den Continent quer zu durchwandern. Der Mann verdient genannt zu werden wegen seines Muthes: es ist ein Hr. Eyres aus Adelaide, wo ein großer Enthusiasmus nicht nur für diese specielle Unternehmung, sondern auch für die Erforschung des australischen Continents überhaupt bestehen soll. Adelaide ist allerdings der Punkt, von welchem aus ein solches Unternehmen noch am ehesten gewagt werden kann; ein großes Wagstück für einzelne Leute bleibt es indeß immer, um so mehr, als man noch nicht weiß, auf was für Volksstämme man stößt; gewiß scheint, daß auch auf diesem Continent Stämme von malayischer Race sich befinden, die nicht den scheuen, schüchternen Charakter der Negritos haben, obwohl

*) Dieß ist leider mit Ende des vorigen Jahrs wieder eingegangen. Geijer hat darin fast alle wichtigen Zweige des öffentlichen Lebens in Schweden mit gewöhnter Gründlichkeit behandelt.

A. d. U.

auch diese letztern bei weiterem Vordringen ins Innere des Landes unruhiger und in ihrem Angriff systematischer zu werden scheinen, und die weiter vorgeschobenen Posten haben deßhalb viel zu leiden: es scheint sich die Bemerkung zu bestätigen, daß die Negritorace immer stärker wird, je näher sie wieder dem heißern Klima kommt.

In Asien sind einige merkwürdige Punkte von Europäern besucht worden, so namentlich die berühmte Oruequelle auf dem Pamerplateau (s. Nr. 186), wobei des alten Marco Polo Glaubwürdigkeit sich neuerdings bewährte. Ainsworth hat Kurdistan bereist (s. Nr. 32, 334), noch haben wir aber von ihm keine weitern Nachrichten. Auch ein Dr. Grant (s. Nr. 131) befand sich dort, und wurde sehr freundlich aufgenommen und behandelt, wie denn überhaupt die Stellung eines Arztes zum Reisen in diesen Ländern die zweckmäßigste ist. In neuester Zeit muß auch Boré, dessen christlich fromme Bemühungen wir mehrfach schon erwähnt haben (s. Nr. 322), in jene Striche eingedrungen seyn, oder wenigstens zahlreiche Erkundigungen über diese Länder eingezogen haben, wie seine Nachrichten über die Childam *) beweisen (s. Nr. 358). Die Nachricht, welche der englische Consul Brant über Kurdistan gibt (s. Nr. 12), ist wie gewöhnlich officiell dürr, denn man sieht wohl, daß er etwas Besseres hätte mittheilen können. In hohem Grade interessant sind die Mittheilungen des Naturforschers Botta über seinen Aufenthalt in den Gebirgen von Yemen (s. Nr. 14 ff.); sie zeigen uns die Araber von einer Seite, von welcher wir sie noch wenig kennen, nämlich als Gebirgsvölker.

Von Reisenden in Afrika wissen wir dießmal sehr wenig: die Fahrt auf dem weißen Nil aufwärts hat kein Resultat geliefert (siehe Nr. 210), und es ist sogar fast gewiß, daß sie die angegebene Breite, nämlich 3° 31′, erreicht hat, selbst die Breite von 8° 31′, wie d'Avezac vermuthet, ist nicht wahrscheinlich, da die Expedition somit um mehr als die ganze Breite des abyssinischen Hochlandes gegen Süden vorgedrungen seyn müßte. Für die Wissenschaft ohnehin hat die Sache nur ein sehr geringes Interesse, indem im Grunde nichts daraus zu entnehmen ist, als daß man diesen Fluß bis zu einer bedeutenden Höhe hinaufahren kann. Das einzige Interessante möchte die Nachricht seyn, daß der Fluß sich in der erreichten Breite in einen westlichen und einen östlichen Arm spaltet, und daß somit die Ausdehnung des fabelhaften Mondsgebirges und sein Zusammenhang mit dem abyssinischen Hochgebirge und der bekannten Mandaraterrasse im Süden des Tschadsees immer wahrscheinlicher wird. Größeres läßt sich von Pallme**) versprechen, dessen wir in Nr. 38 und 136 gedacht haben: er betritt die gefährliche Bahn Burkhards und Hornemanns, indeß scheint er auch besser als irgend jemand vor ihm zu einer solchen Reise ausgerüstet und vorbereitet zu seyn. Der lang gehegte Wunsch der Geographen, daß ein Europäer die Entdeckungen Clappertons und Denhams mit denen im Sennaar und Kordofan verbinden, d. h. daß er den Weg zwischen Kordofan und dem Tschadsee zurücklegen möchte, wird also wohl jetzt erfüllt werden, wenn ihm nicht ein neues Opfer fällt. Die Stämme im Osten des Tschadsees scheinen so ungastlich, als die Kollas unwirthlich sind. Indeß will uns bedünken, als wolle Pallme nicht bis an den Tschadsee, sondern von Darfur aus sich nordwestlich wenden, und statt nach Bornu, nach der Oase Borgo gehen; so würde freilich das schlimmste Terrain umgangen. An weitern Nachrichten aus dem Innern Afrika's ist erst wieder nach erfolgter Nigerexpedition zu denken, zu deren Aufgabe es auch zu gehören scheint, den Tschadda weiter aufwärts zu befahren, was freilich wichtige Ergebnisse liefern muß, da die Quellen des Schary und Tschadda, falls unsere jetzigen Vorstellungen von dem innern Lande richtig sind, nicht sehr weit von einander entfernt liegen können. Zu fürchten ist nur, daß die Unternehmungen der Engländer den Niger aufwärts für geraume Zeit alle Reisepläne von Europäern in moslemitischen Ländern Afrika's vereiteln werden, indem sie nothwendig dem Einfluß und dem Handel der Araber nachtheilig seyn müssen. Dieß wird völlig klar, sobald man erwägt, welche wichtige Rolle die moslemitischen Mollams bis weit am Niger herab, als Kaufleute und als Rathgeber der Fürsten spielen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Wie stimmt indeß dieß Wort mit dem Casdim der hebräischen Bücher, die doch hier gewiß eine Hauptautorität sind?

**) Es ist uns eine Arbeit von Pallme über die Sklavenjagden im Sennaar zugekommen, die nur aus Mangel an Raum noch nicht aufgenommen ist, und ein Theil des größern, noch ungedruckten Werks von Pallme bilden soll.

Slawische Literaturnachrichten.

Von dem böhmischen Dichter Celakowsky ist eine lang erwartete poetische Arbeit „die Centifolie; Dichtung und Wahrheit" erschienen. Sie zerfällt in zwei Abtheilungen, jede von fünfzig Blätter. Liebe und Vaterland sind der Gegenstand des Gedichts. (Russ. Litt. Zeit. N. 95.)

In Preßburg erschienen kürzlich bemerkenswerthe Gedichte von Gerassim Sculteto. Ihr Gegenstand ist größtentheils rein slawisch, und sie zeichnen sich alle durch lyrischen Schwung aus mit Ausnahme einer poetischen Erzählung: Dimitri Donskoi, in welcher viele Stellen ein größeres Talent zeigen. — Die genannte russische Literatur-Zeitung macht zu dieser Nachricht die Bemerkung: es wäre zu wünschen, daß dieß Beispiel auch von andern slawischen Schriftstellern Ungarns befolgt werde, ehe der barbarische Magyarismus die Reste des Slawenthums vollends zerstöre.

Der bekannte böhmische Schriftsteller Tyl erhielt kürzlich von den in Wien lebenden Böhmen einen werthvollen goldenen Ring zum Zeichen ihrer Achtung. Der Ring hat die Form eines Lindenzweigs mit vier Granaten (welche die vier tschechoslawischen Völker, Böhmen, Mähren, Slawaken und Schlesier bezeichnen) und einen Diamant in der Mitte zum Zeichen der Vereinigung der National-Literatur. (ibid.)

Mit dem Anfange des nächsten Jahrs soll in Warschau eine neue Zeitschrift unter dem Namen „Warschauer-Bibliothek" erscheinen. Geschichte und Literatur slawischer Völker ist der Gegenstand derselben, und alle ausgezeichneten polnischen Schriftsteller sollen daran Theil nehmen. (ibid.)

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 364.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 December 1840.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Geologisches.

Die Geologie zerfällt in drei wesentlich geschiedene Theile, einen chemischen, einen mineralogischen und einen mechanischen, wozu wir noch eine Nebenwissenschaft, nämlich die antediluvianische Botanik und Zoologie fügen. Von allen diesen Zweigen müssen wir die streng wissenschaftlichen hier ausschließen, und uns bloß an den mechanischen Theil halten, der die localen Veränderungen der Erdoberfläche ohne specielle Rücksicht auf ihre chemischen und mineralogischen Verhältnisse behandelt. Auch mit diesem Abzug ist die Geologie immer noch eine höchst interessante Wissenschaft, denn sie schließt die äußere Geschichte der Erdrinde in sich. Wir haben bei Gelegenheit einiger Notizen aus den Verhandlungen der englischen Naturforscher-Gesellschaft die Bemerkung gemacht, daß die Geologie in ein neues und sehr mühsames Stadium ihrer Entwicklung getreten sey. Der mechanische Theil der Wissenschaft hatte anfangs alles an sich gerissen, und willkürliche Systeme aufgebaut; anfangs hatten auch Chemiker und Mineralogen etwas vornehm auf die neue Wissenschaft herabgesehen; als diese aber ihre Wichtigkeit fühlend allzu keck auftrat, traten Chemiker und Mineralogen dazwischen, um sie in die gebührenden Schranken zurückzuweisen; sie hat sich weisen lassen, und allmählich auf ihr oben bezeichnetes, immer noch ungeheures Feld beschränkt; bald hat man sich genöthigt gesehen, auch hier noch zu theilen, der physiologische Theil hat sich selbstständig losgeschieden, und jetzt beschäftigt sich der mechanische Theil mit der mühseligen, nur nach langem Sammeln lohnenden Arbeit, die Entstehung der localen Veränderungen nachzuweisen, und so allmählich eine Uebersicht über die Bildung ganzer Landstriche und Erdtheile zu gewinnen, und der Geographie eine Grundlage zu geben, die ihr bisher fehlte.

Auch nicht einmal in diesem beschränkten Sinne können wir der neuern, immer specieller werdenden Ansammlung der Materialien folgen, und beschränken uns deßhalb hauptsächlich auf die Nachrichten von Erdbeben und vulcanischen Ausbrüchen, die allerdings nur ein sehr specielles, doch aber immer interessantes Zeichen der innern Thätigkeit der Erde sind. Man ist geneigt, wenn man die ungeheuren Lavafelder und ausgebrannten Krater in Italien sieht, die Behauptung aufzustellen, die vulcanische Thätigkeit unseres Erdballs sey nicht mehr so groß wie früher, allein ein Blick auf Vulcane, wie der Kirauea auf Hawaii (s. Nr. 335) gibt gleich ein Beispiel, daß diese Kraft noch in gleich mächtigem Umfange wirkt, denn wir wissen ja auch nicht, wie viele der zahlreichen ausgebrannten Krater, die wir kennen, zu gleicher Zeit in Thätigkeit waren.

Eine möglichst vollständige Aufzählung der Erdbeben und vulcanischen Erscheinungen scheint eine sehr monotone Arbeit, manchem auch eine sehr unnütze; so gut man aber die Witterungsbeobachtungen Jahre lang fortgesetzt hat, und, wie die Verhandlungen der englischen Naturforscher-Gesellschaft ausweisen, gegenwärtig mit einer ans Fabelhafte gränzenden Genauigkeit und Umständlichkeit fortsetzt, und dann erst sicher ist, auf überraschende Resultate und Gesetze zu kommen, so wird man die große Wichtigkeit einer Aufzählung sämmtlicher, auch der kleinsten vulcanischen Erscheinungen erkennen, wenn man eine Reihe von Jahren hindurch diese Sammlung fortgesetzt hat. Ein englisches Blatt hat in diesem Jahre wiederholt auf den Zusammenhang einzelner Erdbeben unter einander (s. Nr. 7.) aufmerksam gemacht: es ist dieß der vulcanische Zug, der von Unteritalien durch Frankreich hinauf nach Nordengland läuft; ein in diesem Jahre erfolgtes vulcanisches Ereigniß in Deutschland, dessen Richtung von Nordwest nach Südost angegeben wurde, deutet auf die bekannte vulcanische Linie, die von den Karpathen nach Island geht. Faßt man die Sache von dieser Seite auf, und sucht man aus einer ganzen Reihe von Erscheinungen die vulcanischen Striche herauszufinden, so wird jede, auch die kleinste Erscheinung, von gleicher Wichtigkeit, wie mancher viel Lärmen machende Ausbruch, der doch vielleicht ziemlich vereinzelt steht.

Lange schon sind die Wanderblöcke (blocs erratiques) in der Schweiz, in Norddeutschland, in Polen und Rußland, so wie vereinzelt an manchen andern Orten, ein Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit gewesen. In diesem Jahre hat man sogar Mammuthknochen und skandinavische Felsarten in Kleinrußland,

also südwärts von der großen nordischen Abdachung, gefunden; immer mehr lenkte sich die Aufmerksamkeit der Geologen auf diese vereinzelten Felsblöcke, allmählich erhielt man aus der Schweiz von Hrn. Agassiz Mittheilungen über die Gletscherwälle und ihre Bildung, über die Steintafeln auf den Gletschern (s. Nr. 256) u. dgl. Französische Geologen fanden Spuren von Gletscherwällen *) in den Vogesen (s. Nr. 120) und dieß Spätjahr endlich trat Hr. Agassiz in England bei Gelegenheit der Naturforscherversammlung in Glasgow mit einer ganz neuen, die einzelnen bisherigen Untersuchungen umfassenden Ansicht auf (s. Nr. 328, 334), der zufolge es eine Zeit gegeben haben soll, in welcher die ganze nördliche gemäßigte Zone mehr oder minder mit Eis bedeckt war, so daß zwischen die heiße Periode, aus welcher die in unsern Landstrichen gefundenen Knochen vorweltlicher Thiere und fossilen Palmbäume stammen, und die jetzige, eine kalte, eine Eisperiode tritt, aus welcher die jetzigen Gletscher unsrer gemäßigten Zone nur ein schwacher Ueberrest sind. Die Idee hat etwas so Eigenthümliches, daß die ersten Geologen Englands anfangs nicht wenig stutzten; indeß ist Agassiz, der Verfasser des bekannten Werks über die fossilen Fische, zu sehr als ein gründlicher Forscher bekannt, als daß man ihn einer leichtsinnigen Systemjägerei zeihen könnte. In der ersten Versammlung der geologischen Gesellschaft zu London in diesem Jahre trat Agassiz mit einer umständlichen Auseinandersetzung seines Systems auf und bemerkte: „die Einführung eines so mächtigen neuen Elements, wie Gletscher sind, in die Erklärung geologischer Phänomene wird vielleicht einen so so hitzigen Kampf erwecken, als der zwischen Neptunisten und Plutonisten war, aber ich bin bereit, die Theorie innerhalb der Gränzen beobachteter Thatsachen durchzuführen, da ich mir bewußt bin, daß ich nur zur Förderung der Wissenschaften nach Wahrheit geforscht habe."

Der Schluß seines Vortrags behandelt namentlich die Frage, ob die Gletscher, wie man bis jetzt annahm, sich bergabwärts ausdehnten, oder nur ein Ueberrest der großen Eismassen sind, welche früher die Ebenen einnahmen. Hierüber bemerkte er: „wäre das erste der Fall, so müßten die größten Gletscherwälle am weitesten entlegen seyn, und aus den abgerundetsten Massen bestehen, während der wirkliche Thatbestand das Gegentheil zeigt; die entlegenern Materialien sind weit verbreitet, und eigentliche Gletscherwälle finden sich nur in Thälern, die mit großen Ketten hoher Gebirge in Verbindung stehen. Daraus muß man schließen, daß große Eisflächen, ähnlich denen, wie sie jetzt in Grönland sich finden, meist alle die Länder bedeckten, wo ungeschichtete Kiesmassen oder solcher Kies vorkommt, welcher der zerreibenden Wirkung der Eisschichten seine Entstehung verdankt; daß Gletscherwälle aus dem Zurücktreten der Gletscher hervorgehen, daß die großen eckigen Blöcke, die über abgerundeten kleinen Steinen verbreitet sind, beim Schmelzen des Eises zurückblieben; und gleich wie große Eismassen jetzt noch in ihrem Fortrücken und Verschwinden große Verheerungen anrichten und starke Strömungen erzeugen, so wurden in vergangenen Zeiten große Felsblöcke durch schwimmende Eismassen fortgeschafft. Die Frage über die Gletscher kommt bei vielen der großen Probleme der Geologie in Betracht; sie erklärt das Verschwinden der großen Säugethiere, die jetzt im Polareis vergraben sind, so wie das Verschwinden der organischen Wesen der sogenannten diluvianischen Epoche, und sie ist auch streng verbunden mit der Frage über die allgemeine Verminderung der Erdwärme, so daß eine vollständige Kenntniß der auf die Gletscher bezüglichen Thatsachen die bisher darüber gehegten Meinungen wahrscheinlich bedeutend modificiren wird."

Die hier ausgesprochenen Ansichten sind ein wahres wissenschaftliches Ereigniß, und wir konnten uns nicht enthalten, sie in diese Jahresübersicht aufzunehmen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Das eigenthümliche deutsche Wort dafür ist wohl Firnströme, wie überhaupt Firnen oder Ferner das deutsche Wort für Gletscher ist.

Die schwedische Literatur.

Romantismus (Phosphorismus) und die schöne Literatur der Jetztzeit.

(Fortsetzung.)

Euphrosine (Frau Nyberg) zeichnet sich durch ein ungewöhnliches poetisches Talent aus. Sie zog zuerst durch kleine Gedichte, welche in dem Almanach Atterboms abgedruckt wurden, die Aufmerksamkeit des Publicums auf sich, und als ihre Schriften gesammelt erschienen, verwandelte sich die Aufmerksamkeit in tiefe Achtung vor ihrem Talent.

Grefström, ein anderes bedeutendes Talent, ist durch seine „poetischen Versuche" bekannt. Von ihm rührt auch die Beschreibung der Kupferstiche in Forsells bekanntem Werke und „Ein Jahr in Schweden" her. Grefström zeichnet sich durch angenehmen Styl und Kenntniß der Sprache aus.

Atterbom war das Haupt der Phosphoristen. Kaum wurde wohl je ein Dichter von seinen Freunden so hoch erhoben, und durch die Satyren seiner Gegner so tief gestürzt. Von Natur mit einer lebendigen Einbildungskraft und wahrhaft poetischem Geiste begabt, hätte er einer der größten Dichter Schwedens werden können, wenn er es verstanden hätte, seinen Ideen mehr Deutlichkeit zu geben. Es ist zum Erstaunen, wie ein wirklich begabter und mit tiefer Gelehrsamkeit ausgerüsteter Mann je solche Dinge schreiben konnte, die Niemand und vielleicht er selbst nicht verstand, bloß weil er seine Ideen nicht aneinanderzuknüpfen und sie gehörig zu verfolgen verstand. Die Poesie Atterboms ist ungleich: manchmal ist sie schön, rein, klar und spiegelt alles ab, was sich nur Schönes und Großartiges in der Welt und im Menschenherzen findet, manchmal aber weicht er seinem Dämon, seinem poetischen Kobold, und bringt nur pomphafte Worte hervor, einen wahren Klingklang ohne Sinn. Seine Erzeugnisse finden sich im Journal Phosphor, das er von 1810 bis 1813 herausgab, und in dem poetischen Almanach von 1812 bis 1822. Vor kurzem gab er eine Sammlung seiner Gedichte in zwei Bänden heraus; sein größtes Gedicht „die Insel des Glücks" zeichnet sich durch vortreffliche Stellen aus, aber man kann nirgends die philosophische Idee entdecken, welche dem Gedicht zum Grunde liegen sollte.

Fahlkranz, der Bruder des bekannten Malers, schrieb ein Gedicht „die Arche Noä," in welcher ein ausgezeichneter Humor herrscht. Er wollte eine Art humoristischer Vergleichung zwischen der Bildung und den Ideen des Orients und Occidents geben; da er aber Calembourgs und Anspielungen auf gleichzeitige literarische Ereignisse mit vollen Händen ausstreut, so kann man nach zwanzig oder dreißig Jahren das Werk nicht mehr ohne Commentar lesen. Die zwei ersten Bände, oder Etagen, wie er sie nennt, erschienen in den J. 1825 u. 1826, die Fortsetzung wird aber wohl nicht vor seinem Tode herauskommen, da er gegenwärtig Professor der Theologie ist.

Dalgren schrieb anfangs in dem Journal Phosphor, und nahm thätigen Antheil an dem Kampfe mit den Classikern. Später wurde er durch bachische Gedichte und muntere satyrische Lieder bekannt. Die besten Gedichte sind: „Sendschreiben Molbergs" (Molberg ist einer der Helden in den Liedern Bellmanns); „der unpoetische Almanach für die poetischen Leute;" „der babylonische Thurm" u. s. w. Vom Jahre 1825 — 1827 gab er eine Zeitung „der Komet" heraus, die sich durch viele scharfsinnige Artikel auszeichnete. Auch schrieb er Romane, aber nicht von der höheren Gattung, doch verständig und interessant.

Die schwedische Literatur verlor viel zu früh den Dichter Stagnelius. Sein Gedicht „die Märtyrer" ist reich an Phantasie und Gefühl. Er schrieb auch ein episches Gedicht „Wladimir der Große." Seine Poesie ist glänzend, voll hoher Gedanken, seine Sprache zum Bewundern anmuthig, seine Verse harmonisch. Das Gedicht „die Zugvögel" ist ausnehmend lieblich. In vielen seiner Gedichte herrscht die und da eine krankhafte Sentimentalität. Man erkennt darin einen mit sich selbst unzufriedenen und gleichsam gefesselten Geist. Dem Dichter scheint die innere Harmonie und Ruhe zu fehlen, welche die moralische Gesundheit des Menschen ausmachen.

Vitalis, der in jungen Jahren starb, wurde von allen Freunden der Literatur beklagt. Sein wirklicher Name war Sjöberg, und Vitalis ist ein aus dem Kalender entlehnter Name, weil er am Tage dieses Heiligen seine ersten Gedichte drucken ließ. Geijer, der eine Vorrede zur Sammlung seiner Gedichte schrieb, leitete diesen Namen von Vita und lis ab, weil das Leben des Dichters nur ein fortdauernder Kampf mit einem harten Geschick war. Er schrieb einige kleine lyrische Stücke, theils humoristisch, theils voll bitterer Ironie auf sein eigenes Schicksal und seinen Autorberuf. Diese Gedichte sind der Ausfluß einer edlen, über alles Große und Schöne in Poesie und Leben entzückten Seele.

Beskow, ein Dichter von großen Anlagen, genießt eines verdienten Ruhms. Mit kühner Hand schöpft er Schönheiten aus den reichen Schätzen Tasso's, Byrons, Shakespeare's, Tegners und Anderer, und bildet aus diesen seine eigenen originellen Gewebe. Die Schönheit und Harmonie seiner Verse sind erstaunlich, man muß aber bekennen, daß er der Schönheit und Harmonie der schwedischen Sprache, die er meisterhaft zu behandeln weiß, sehr vieles verdankt. Im Jahre 1824 erhielt er von der Akademie den Preis für sein Gedicht: „Die großen Erinnerungen Schwedens." Dieses Gedicht befestigte seinen Ruf. Die Tragödie „Erich XIV" ist gleichfalls eine schöne dramatische Schöpfung: Die Charaktere sind kräftig und wahr gezeichnet, die Verse schön, der Plan ungemein gut angelegt. Vor kurzem gab Beskow zwei Bände dramatischer Uebungen heraus, in welchen die Tragödien „Torkel Knutson" und „Birger und seine Familie" enthalten sind. Das Wort „Uebungen" läßt hoffen, daß Beskow im dramatischen Fach noch manches liefern wird.

Nikander zeigte im Anfang seiner Laufbahn einen wahren Beruf für die Poesie. Einige kleine Gedichte im Damenalmanach von 1820 richteten die Aufmerksamkeit auf ihn, und er rechtfertigte auch durch seine Tragödie „Das Runenschwerdt," eines der besten schwedischen Dramas, die gehegten Erwartungen. Später erhielt er von der Akademie zwei Preise, für „Gefühle fürs Vaterland" und „der Tod Tasso's" in den Jahren 1825 und 1826. Nach einer Reise durch das südliche Europa gab er „Erinnerungen aus dem Süden" und „Hesperiden" heraus, aber er verwirklichte die Hoffnungen nicht, welche man nach seinen ersten Erzeugnissen, namentlich nach der Tragödie „Runenschwerdt" auf ihn gesetzt hatte. Gegenwärtig zeichnet sich seine Hippokrene durch ein ausnehmend klares Wasser aus. Nikander arbeitet nämlich jetzt an einer Reihe von Gedichten, welche er „Der Löwe in der Einöde" betitelt. Dieß soll eine Apotheose Napoleons werden, und der Dichter will wohl zeigen, wie hoch der von ihm gewählte Held über seiner Poesie stehe.

Böttiger, ein junger Dichter voll Gefühl, macht die gefühlvollen Damen und die Heiligen weinen. Seine Poesie ist eine romantische Mondswelt auf Wiesen voll Blumen, an denen man noch die Spuren der reizenden Thränen bemerkt. Er gab zwei Bände „Jugenderinnerungen aus den Stunden des Gesanges" heraus. Seine Poesie gleicht vollkommen der eines Menschen, der aus Unvorsichtigkeit einige Fliegen getödtet hat, und voll Reue nach Rom wandert, um dort Vergebung seiner schweren Sünde zu erflehen.

Rüneberg, obwohl ein Finnländer, gehört doch als Dichter der schwedischen Litteratur an, und nimmt in derselben einen ausgezeichneten Platz ein. Sein Gedicht „Das Grab zu Perrho" wurde von der Akademie gekrönt. Ein anderes Werk „Die Elensjäger" und die „Sammlung von Gedichten" geben ihm fast den ersten Platz unter den jungen schwedischen Dichtern. Vor kurzem gab er „Hanga" heraus, eine so frische, schöne und naive Idylle, wie die Luise von Voß.

Noch ist ein Schriftsteller übrig, welcher der schwedischen Literatur Ehre macht, dieß ist Fräulein Brehmer. In ihrem Werke: „Zeichnungen aus dem Alltagsleben" zeichnet sie sich durch Naivetät, Aufrichtigkeit und eine große Fähigkeit aus, das innere Leben des Herzens und der Familie aufzufassen. Fräulein Brehmer ist jetzt ein Liebling des Publicums. Außer diesem Werke schrieb sie noch zwei Romane, „Die Nachbarin" und „Nina." Peter Sparre, der historische Romane schrieb, hatte gleichfalls großen Erfolg. Seine Romane sind: „Der letzte Freisegler" (eine Art Flibustier aus dem 15ten und 16ten Jahrhundert) und „Adolph Fiudling, ein Roman aus den Zeiten der Königin Christine.

(Schluß folgt.)

Reclamation.

Der Redaction ist dieser Tage nachstehendes Schreiben des bekannten Reisenden d'Abbadie zugekommen, das wir mit Vergnügen hier einrücken:

Hr. Dr. Beke, welcher die Absicht hat, morgen mit dem Dampfschiff abzureisen, um sich nach Aden, Tadschura und Ankobar zu begeben, theilte mir eben das Ausland vom 21 November 1839 mit, wo mir vor Allem folgende Stelle über die Motive der Vertreibung der HH. Isenberg, Blumhardt und Krapf, aus den im Besitz von Ubie befindlichen Gegenden des nördlichen Abyssiniens, auffiel:

„Endlich waren vielleicht die damals neuangekommenen Europäer nicht ganz ohne Einfluß bei diesem Ereigniß. Es ist nicht unwahrscheinlich, „daß an ihre Ankunft in Abyssinien ein politisch religiöser Zweck geknüpft ist, bei dessen Ausführung ihnen die Protestanten vielleicht im Wege „zu stehen schienen. Sie mögen daher bei ihren Conferenzen mit Ubie durch Aeußerungen und Geschenke mit zu dem beigetragen haben, was „jedoch ohne ihre Dazwischenkunft auch — nur vielleicht etwas später — vorgefallen wäre. Beide legten es darauf an, sich bei den Priestern „beliebt zu machen, und besuchten deßhalb häufig die Kirche u. s. w. Auffallend ist es immer, daß sie allein ungestört bleiben durften."

Der Church Missionary Registrar zu London hatte schon mitgetheilt, daß mein Bruder Hr. Arnould Michel d'Abbadie und ich (im Jahre 1838) mit dem Merödazmatsch von Schawa in Verkehr getreten seyen, und daß wir die Urheber der Austreibung der lutherischen Missionäre von Adwa wären. Diese beiden Behauptungen sind erdichtet, aber da der Registrar, ausschließlich einem Partei-Interesse gewidmet, die Reclamation eines Katholiken nicht veröffentlicht haben würde, so glaubte ich hierüber Stillschweigen beobachten zu müssen. Heute aber, wo ein Journal des verständigen Deutschlands eine irrige und für meinen Bruder und mich beinahe entehrende Idee bestätigt, bestimmt mich das Vertrauen in Ihre Unparteilichkeit, Sie um Veröffentlichung der nachfolgenden Bemerkungen zu bitten.

Unsere Reise ist rein wissenschaftlich. Wir empfingen nie Instructionen, noch selbst Insinuationen vom französischen, noch irgend einem andern Gouvernement, um politische Nachrichten zu liefern, oder zu trachten, denselben commercielle oder politische Vortheile in Abyssinien zu sichern. Bloß zur Zeit meiner Rückreise nach Europa, im Jahre 1838, ließ mir der König der Könige in Gondar zwei Briefe für das französische und das englische Gouvernement zustellen, in denen er deren Intervention bei Mehemet Ali nachsuchte, um dessen Eindringen in Abyssinien zu verhindern. Die beiden Mächte antworteten günstig, und zwar durch meine Vermittlung. Hierauf beschränkte sich die ganze politische Rolle, die ich jemals in Abyssinien gespielt habe.

Zur Zeit unserer Ankunft in Cairo im Jahre 1837 begegneten wir dem Pater Joseph Sapeto, den der heilige Stuhl vor einiger Zeit autorisirt hatte, sich nach Aethiopien zu begeben. Wir unternahmen es, ihn auf seinen Posten nach Adwa zu begleiten, wo wir ihn verließen, um unsere Reise fortzusetzen. Mein Bruder war mir vorausgegangen, und trug ein großes Paquet Briefe und Papiere für die Herren Missionäre bei sich. Sogleich bei seiner Ankunft setzte Hr. Isenberg, der meinen Bruder erst seit diesem Tage kannte, Ubie durch eine Botschaft, die stets ein Geheimniß für uns geblieben, davon in Kenntniß; diese Eilfertigkeit des Chefs der lutherischen Mission wurde von mehrern Europäern, und vorzüglich von den HH. Blumhard und Kielmeier, getadelt. Wie dem auch sey, Ubie ließ meinen Bruder sechs Stunden lang vor seiner Thüre warten (eine bisher für einen Weißen unerhörte Sache) und empfing ihn hierauf sehr kalt. Es war zwischen uns und Ubie nie von Protestanten die Rede, und unser Geschenk wurde ihm beinahe zwei Monate nach der Abreise dieser Herren gegeben. Wir verweilten hierauf noch mehr als zwanzig Tage zu Adwa, und traten nie in den Umkreis einer Kirche. Zweimal besuchten wir die Alaka K. Mariam, aber wir sahen keinen Priester.

Mit Bedauern sah ich, daß die vertriebenen Protestanten eine sehr merkwürdige Thatsache vergessen hatten, die nicht mit der Idee vereinbar ist, daß wir die lutherischen Missionäre von Adwa entfernen wollten. Gleich beim Beginn der Emeute, die zum Zweck hatte, dieselben sofort auszutreiben, ergriff mein Bruder, der erst neu angekommen und der Sprache unkundig war, die Waffen, bahnte sich einen Weg durch den Haufen und begab sich zu Hrn. Isenberg, dem er seinen physischen Beistand für den Fall antrug, daß die Einwohner von Adwa zur Gewalt ihre Zuflucht nehmen würden. Dieses Anerbieten wurde angenommen, war aber bei erfolgter Zerstreuung des Haufens später nicht nöthig.

Was die Erlaubniß anbelangt, in dem Lande verbleiben zu dürfen, so wurde uns dieselbe nach einem langen theologischen Examen, das Pater Sapeto in arabischer Sprache bestand, und vorzüglich nach der Versicherung bewilligt, daß wir in unsern Gebeten die Fürsprache der gebenedeiten Jungfrau Maria anriefen. Wir bekamen diese Erlaubniß nicht allein, indem sie Hr. Schimper, Naturforscher und Protestant, und als solcher wohl bekannt, gleichfalls erhielt, und auch benutzte, um bis in die erste Hälfte des Jahres 1840 in Abyssinien zu verbleiben.

Der wahre Beweggrund der Verbannung der protestantischen Missionäre war der Mangel an Tact, und eine völlige Unkunde der Regeln der abyssinischen Höflichkeit, die wenigstens ebenso complicirt, und sicherlich dringender nothwendig sind, als bei uns, vorzüglich für Fremde, die stets nach ihren Aeußerungen und Manieren beurtheilt werden. Der beste Beweis von dem, was ich sage, und den Niemand wird abläugnen wollen, ist, daß die Abyssinier in demselben Augenblick, wo sie Hrn. Isenberg und seine Gefährten verjagten, der Urbanität und der stets einnehmenden und feinen Sprache eines andern Protestanten ihre Huldigung bezeugten, welcher als Protestant wohl bekannt war, und der Hrn. Isenberg selbst recommandirt, und noch überdieß in das Land geführt hatte. Ich habe nicht nöthig beizufügen, daß dieser Protestant Hr. Samuel Gobat ist, dessen Andenken in Abyssinien so sehr in Ehren steht.

Ich habe die Ehre u. s. w. Antoine d'Abbadie.

Suez, den 28 October 1840.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 365.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 December 1840.

Literarische Nachrichten aus Spanien.

(Athenäum, den 12 Dembember.)

Madrid, 10 Nov.

Seit einiger Zeit ist hier wenig in der Literatur geschehen. In einem Lande, wie dieses, wird jeder politischen Stoß schnell von den Buchhändlern gefühlt. Die letzten politischen Unruhen haben drei Magazinen und Revuen ein Ende gemacht, und die Herausgabe vieler anderen nützlichen Werke verschoben. Ich habe indessen einige Theile einer Geschichte der baskischen Provinzen gesehen, welche die Ereignisse des letzten Kriegs bis herab auf den Vertrag von Vergara behandelten, aber es ist schlechtes Gewäsch und keiner weitern Beachtung werth. Die Geschichte der spanischen Civilisation von Don Eugenio de Tapia verdient größere Aufmerksamkeit, aber bei weitem die merkwürdigste Erscheinung der spanischen Presse seit geraumer Zeit ist die Geschichte des Unabhängigkeitskriegs von Graf Toreno. Es ist ein Meisterwerk an Styl und Inhalt, hat aber zu einigen bittern Controversen von Seite einiger Generale und Staatsmänner geführt, die sich dadurch für beleidigt halten. Einem Mönche aus dem Escurial verdankt man eine Geschichte des Kriegs der Comuneros unter Karl V, die im 16ten Jahhundert von einem Augenzeugen, Namens Maldonado, lateinisch niedergeschrieben wurde. Wegen des freisinnigen und unabhängigen Geistes, in dem sie verfaßt ist, konnte, wie man sagt, die Erlaubniß zur Herausgabe nie erhalten werden, und sie lag lange vergessen in den Schränken des Escurial, wo sie kürzlich von Fray Antonio Quevedo aufgefunden, übersetzt, und mit einigen scharfsinnigen Bemerkungen vermehrt herausgegeben wurde.

Man versichert, daß endlich die Regierung sich zu einer Volkszählung entschlossen habe, und daß die seit einiger Zeit hiezu begonnenen Vorberitungen nahezu vollendet seyen. Diese nützliche Maaßregel ist in Folge der Unruhen seit Anfang dieses Jahrhunderts immer hinausgeschoben worden, inzwischen ist eine Gesellschaft zu Barcelona zusammengetreten und will mit dem Material, das sich bereits in den Händen der Regierung befindet, ein geographisches, statistisches und historisches Wörterbuch von Spanien und den der spanischen Herrschaft noch unterworfenen Colonien herausgeben. Obwohl die Materialien nicht hinreichen, um ein Werk ersten Ranges zu liefern, so kann man sich doch, da es Leute von Gelehrsamkeit und Ansehen sind, sicher darauf verlassen, daß sie etwas unendlich Besseres liefern werden, als die rohe Compilation Miñano's.

Wir sind wie gewöhnlich mit Poesie überschwemmt, namentlich mit Nachahmungen der neuern französisch-romantischen Schule, aber mit Ausnahme von Zorrilla, einem jungen Manne von kaum 24 Jahren, Martinez de la Rosa, Espronceda, Garcia, Tassaro, Cortes, Salas, Quiroga, Breton, und vielleicht zwei oder drei andern sind alle übrigen Dichter des neuen Spaniens, die man noch Hunderten zählen kann, kaum des Nennens werth. Uebersetzt wird sehr viel, namentlich aus dem Französischen und Italienischen. Nicht weniger als drei Uebersetzungen von Thiers' Geschichte der französischen Revolution sind angekündigt. Englische und deutsche Literatur sind ganz exotisch in diesem Lande. Stellen sie sich einmal die Werke von Gibbon und Robertson durch das Medium französischer Uebersetzungen ins Spanische übertragen vor! und doch ist dieß so eben mit Mills „Elementen der politischen Oekonomie" geschehen, welche von Encina y Piedra aus dem Französischen übersetzt wurden.

Die Stiergefechte haben kürzlich einen Lobredner und Geschichtschreiber gefunden, und dieser ist kein geringerer, als Salazar, Marineminister unter dem vorigen König. Der Verfasser braucht alle möglichen Gründe, um zu beweisen, daß Stiergefechte nicht nur ein unschuldiger Zeitvertreib, sondern auch eine edle Beschäftigung seyen, und deßhalb von der Regierung unterstützt werden sollten. Natürlicherweise zieht er gewaltig gegen alle Fremden und namentlich gegen die Engländer los, welche nie die edlen Eigenschaften der Spanier zu schätzen gewußt, und die „unschuldigen Vergnügungen eines hocheivilisirten und menschlichen Volkes für die rohen Lustbarkeiten einer Horde wilder Indianer" genommen hätten.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Antiquarisches.

Nur mit Schüchternheit betreten wir ein Feld, das der Zweige so mannichfache und so unendlich verschiedene hat; auch

sind wir keineswegs gemeint, eine Uebersicht antiquarischer Forschungen geben zu wollen, aber die Durchsicht so zahlreicher Journale, als sie der Redaction zu Gebote stehen, führt neben manchem andern auch auf einzelne interessante Erscheinungen, die der Geschichtsforschung neue Bahnen eröffnen. Großartig ist in der That der Anblick, welchen jetzt das Studium der Alterthümer darbietet: vor 50 bis 60 Jahren war es fast nur auf römische und griechische Alterthümer beschränkt, und das ins Komische gehende Entzücken mancher Alterthümler über die kostbaren „Scherbengerichte" früherer Zeit hat allmählich den Spott in nicht geringem Maaße gereizt. Aber das Studium der römischen Alterthümer verwandelte sich immer mehr in eine Geschichte der Kunstepochen Griechenlands und Italiens; dieß führte zurück auf Etrusker und andere ältere Völker, Aegypten und das Studium der Hieroglyphen kam hinzu, bald that sich auch der moslemitische Orient auf, und dieser leitete zu der vorislamitischen Zeit. So ist allmählich die Alterthumskunde in einem viel höheren Grade die Grundlage der Geschichtsforschung geworden, und das ameisenartige Zusammentragen früherer Alterthümler und Alterthumsforscher fängt an, Früchte zu tragen, die man kaum geahnet hatte.

Welches Licht haben nicht die Forschungen über baktrische Münzen nur seit Burnes, also seit noch nicht zehn Jahren über die Geschichte Indiens verbreitet. In der Geschichte des baktrischen Reichs selbst, seiner Verbindungen mit Indien, seiner Zerstörung durch nordische Völker, sind wir zwar bis jetzt noch wenig eingedrungen, aber auf Indien selbst haben die Münzen ein Licht geworfen, indem die Sprache und Schrift eines Theils derselben zur Entzifferung vieler unverständlichen Denkmäler Indiens führte und immer mehr führen wird, denn die Inschriften der Höhlen von Ellora, Karli, Salsette u. dergl. hat man, obwohl der Schlüssel jetzt gefunden ist, beinahe noch gar nicht zu entziffern angefangen, und schon jetzt sind überraschende Entdeckungen über die ehemalige Herrschaft des Buddhismus in Indien gemacht worden (s. Nr. 4 und Nr. 359). Auf der Grundlage, welche der zu früh verstorbene Prinsep (s. Nr. 354 f.) legte, wird man allmählich weiter schreiten, und die ältere Geschichte Indiens, so schlau von den Braminen geheim gehalten, wird bald nicht mehr ein Buch mit sieben Siegeln seyn.

Ueber das immer noch geheimnißvolle Baktrien hat dieses Jahr nichts geliefert, allein je mehr die Engländer in diesem vor zehn Jahren für Europäer noch fast unzugänglichen Lande heimisch werden, desto mehr werden sich auch die einzelnen Nachrichten über die Alterthümer desselben vermehren. Gegenwärtig befindet sich der unermüdliche Forscher Rawlinson dort, von dessen Reisen in Persien, und namentlich von dessen antiquarischen Forschungen (s. Nr. 48) wir öfters Meldung gethan. Die westpersische Alterthumskunde hat einen ungeheuren Schritt vorwärts gethan durch die Abhandlung Longperiers über die Münzen aus der Sassanidenzeit (s. Nr. 175), indem er es wahrscheinlich gemacht hat, daß die Bildnisse der Könige auf denselben wirkliche Porträts sind, und den Abbildungen auf den Sculpturüberresten der persischen Ruinen gleichen. Bewährt sich diese Vermuthung, so hat man mit einemmale den Schlüssel zu allen Sculpturresten der Sassanidenperiode, und kann die Zeit bestimmen, in welcher sie gefertigt wurden. Welche Folge dieß für die Erforschung der Denkmäler aus der Zeit der Kajaniden haben wird, läßt sich noch nicht bestimmen, doch kann es nicht fehlen, daß ein Reflex des neugewonnenen Lichts auch auf diese, also auf die Hauptruinen von Nakschi Rustam, fallen muß, da hier die kajanidischen und sassanidischen Königsgräber sich neben einander befinden, und die neuern augenscheinlich die älteren zum Vorbild genommen haben. Die Ruinen von Schapur, wenn man einmal zu einer vollständigen Schilderung derselben gelangt seyn wird, können dann nur gewöhnliche Schwierigkeiten darbieten. Was Texier von diesen Ruinen, die er besuchte, der Welt mittheilen wird, steht dahin; schade bleibt es immer, daß es ihm an Sprachkenntnissen fehlt. Susa konnte er leider nicht erreichen (s. Nr. 197), und dieser Ort muß wohl die ältesten persischen, vielleicht zum Theil auch babylonische Denkmale enthalten. Hiebei können wir nicht unterlassen, einer Idee über den Ursprung der Keilschrift (s. Nr. 94) zu erwähnen, die äußerst sinnreich ist, und, wenn sie Stich hält, auch einen bedeutenden historischen Fingerzeig gibt.

Unter den Zweigen der Alterthumskunde war bei seinem Anfang keiner mit größern Schwierigkeiten verbunden, auch galt keiner für hoffnungsloser, als das Studium der Hieroglyphen und der ägyptischen Alterthümer überhaupt, und noch immer, so viel auch darin schon geschehen ist, bietet kaum ein Gegenstand so viele dunkle Stellen dar. Zwei kurze Nachrichten, die wir mitgetheilt, nämlich die Thioriers über das Alter der großen Pyramide zu Memphis (s. Nr. 307) und die des Professors Forchhammer über die Bestimmung der Pyramiden (s. Nr. 36), sind von ungemeiner Bedeutung für dieses Studium. Vergleicht man beide, so kommt man auf ein staunenswerthes hohes Alter der ägyptischen und äthiopischen Geschichte hinauf. Die große Pyramide des Mycerinus soll etwa ins Jahr 4550 vor Chr. fallen, und ist gewiß eine der spätern, wenigstens ohne Vergleich viel später als die von Meroe. Ist es nun wahr, daß die Pyramiden als Schutz und Zierde über ungeheuren Wasserbehältern aufgeführt wurden, also öffentliche Werke des Nutzens, nicht bloß eine sinnlose Eitelkeit der Könige waren, in welche Zahlen verliert man sich dann, wenn man an das Alter von Meroe und seine Trümmer zurückdenkt; dann werden freilich die Heerzüge eines gebildeten Volks, wie die Aegyptier waren, bis nach Kleinasien und an den Pontus sehr begreiflich, denn die noch durchaus rohen Stämme dieser Länder konnten solchen geordneten Massen keinen Widerstand entgegensetzen.

Nicht so hohen Alters, doch aus anderen Gründen kaum minder bedeutsam, sind die Forschungen von Fellowes über die lycischen Alterthümer Kleinasiens. Durch die persische, griechische, römische, byzantinische und türkische Herrschaft haben diese Trümmer sich erhalten (s. Nr. 216), und wenn gleich die Forschungen darüber noch völlig in der Kindheit sind, so erwecken sie doch eine Hypothese, welche für die Geschichte der alten Völkerzüge nicht ohne Bedeutung ist. Die Sprache der Lycier soll semitisch gewesen seyn. Bestätigt sich dieß, — und bei der Erhaltung von Inschriften in zwei Sprachen, griechisch und lycisch,

kann dieß nicht lange unausgemacht bleiben, so trifft es auf eine seltsame Weise mit der neuerdings immer häufiger auftretenden Behauptung zusammen, daß die celtischen Sprachen semitischen Ursprungs seyen (s. Nr. 296). Die Behauptungen irischer Sprachforscher, daß man altitalische Denkmäler aus dem Irischen erklären könne, würde somit auf einmal eine unerwartete Bestätigung erhalten, und es würde höchst wahrscheinlich, daß ein doppelter Zug celtischer Stämme aus Asien herüber, einer über den Hellespont und die Donau aufwärts, ein anderer durch das mittelländische Meer anzunehmen wäre.

Bis jetzt ist diese Ansicht eine bloße Hypothese, aber sie ist doch wohl der Untersuchung werth, und wird gewiß das Studium der celtischen Sprachen erweitern, um so mehr, als eine Anzahl irischer Patrioten sich vereinigt hat, zur Herausgabe alter irischer Bücher zusammenzuwirken (s. Nr. 336). In Wales ist ohnedin der Sinn für die alte Literatur des Landes (s. Nr. 326) nie erloschen, und auch in Frankreich finden sich einzelne Leute, die selbst nach Legonidec's Tode sich mit der alten Literatur der Bretagne beschäftigen. Politisch sind die celtischen Sprachen fast untergegangen, aber in neuerer Zeit hat sich so manches halb zu Grunde Gegangene durch die Literatur und ihre breitere Basis wieder gehoben, daß dieß wohl auch für die celtischen Mundarten der Fall seyn könnte. Für die Geschichte der ehemaligen celtischen Stämme ist ein gewisser Eifer in Frankreich erwacht: nicht nur beschäftigt man sich vielfach mit den gallo-römischen Alterthümern, und man will nicht bloß eine Karte der römischen Straßen in Frankreich entwerfen (s. Nr. 272), sondern auch eine völlige archäologische Karte (s. Nr. 264) in welcher man nach und nach die Wohnplätze der einzelnen Völkerschaften einzureihen gedenkt. Es findet in dieser Beziehung ein Zusammenwirken verschiedener Gesellschaften, die sich wie ein Netz über Frankreich ausgebreitet haben, in einem wirklich verdienstlichen Grade statt.

Es verlohnt kaum der Mühe, die Trümmer dahin gesunkener Städte, wie Tatta (s. Nr. 263), Ctesiphon (s. Nr. 170) und Italica (s. Nr. 264) aufzuzählen; wir wissen schon lange, daß die Länder, in denen diese Trümmerhaufen liegen, einst blühender und reicher waren, wie jetzt, und ein Klagelied anzustimmen über die dahin geschwundene Herrlichkeit ist das unnützeste, was man thun kann. Wichtiger ist es, die Geschichte dieser alten Städte zu erforschen, und dafür ist bei allen dreien für jetzt noch wenig geschehen, obgleich die Herrlichkeit von Tatta nur in eine sehr junge Zeit hinaufreicht. Freilich, wird an keinem dieser Orte ein einzelnes Gebäude eine ganze Geschichte enthüllen, wie dieß mit den Normannendenkmälern in Brasilien (s. Nr. 163) der Fall ist, die uns mit einemmal zeigen, daß die alten Seehelden des Nordens ihr „Winland" nicht bloß gelegentlich besuchten, sondern sich lange häuslich darin niedergelassen hatten, jedenfalls also den ganzen Continent weit genauer kannten, als man sich bisher hatte träumen lassen. Schade freilich, daß die noch übrigen isländischen Schriften uns darüber so sehr im Dunkeln lassen: Aufklärung über den damaligen Zustand Amerika's haben wir auf diesem Wege wohl nie zu erwarten. Ob die Idee, daß der Buddhismus einst in Amerika einheimisch gewesen (s. Nr. 273), sich halten läßt, ist sehr zu bezweifeln, jedenfalls müßten noch ganz andere Beweise für eine solche Behauptung beigebracht werden, als bis jetzt geliefert worden sind.

(Schluß folgt.)

Die schwedische Literatur.

Romantismus (Phosphorismus) und die schöne Literatur der Jetztzeit.

(Schluß.)

Noch haben wir drei große Namen der schwedischen Literatur nicht genannt, Franzen, Wallin und Tegner. Die beiden ersten gehören eigentlich in die vorige Periode, nämlich in die Kellgrens, da sie aus seiner Schule hervorgingen, und noch zur Zeit seiner Herrschaft in der Literatur den ersten Grund zu ihrem Ruhme legten. Da aber ihre Talente ihnen nicht gestatteten, auf diesem Schauplatze zu verharren, und sie eine neue Bahn in der Literatur einschlugen, da sie ferner noch jetzt leben, Lieblinge des Publicums sind und ihrem Vaterlande zur Zierde gereichen, so ist es besser, sie am Ende der Reihe schwedischer Schriftsteller aufzuführen, um dieselbe auf eine würdige Weise zu schließen.

Von Kellgren aufgemuntert, ließ Franzen in dem Journal „die Stockholmer Post" einige lyrische Gedichte: „das menschliche Angesicht," „der alte Soldat," „der heilige Georg" und einige andere Lieder abdrucken, welche alle Leser durch ihre einfache natürliche Anmuth und die Reinheit der Gefühle entzückten. Die Akademie gab das Thema auf, „Graf Creutz": Franzen besang ihn, und erhielt den Preis für ein Gedicht, das als das beste anerkannt ist, welches bisher von der Akademie gekrönt wurde. Er gab viele größere Gedichte heraus, namentlich „Julie St. Julien;" „Gustav Adolph in Deutschland," ein episches Gedicht, von welchem Auszüge in dem Journal „Svea" abgedruckt sind; „Christoph Columbus oder die Entdeckung Amerika's" u. s. w. Aber namentlich durch seine kleinen lyrischen Gedichte hat dieser schöne Singvogel, wie ihn Wallin nennt, die Bewunderung und die Liebe von ganz Schweden erworben. Franzens Poesie ist einfach, wie die Natur, und mit den natürlichen Reizen geschmückt, welche die Kunst niemals nachahmen kann. Als Prosaiker zeichnete er sich aus durch seine „Rede auf die schwedischen Könige," durch die „Rede beim Eintritt in die schwedische Akademie," und durch die „biographischen Skizzen denkwürdiger Männer." Alles dieß wurde in den öffentlichen Versammlungen der Akademie vorgelesen.

Wallin, welchen Tegner die nördliche Davids-Harfe nennt, erwarb anfangs einige akademische Preise, verdankt ihnen aber nicht seinen Ruhm. Seine „Dithyramben" vom Januar 1808 bei Einweihung des Denkmals Gustavs III ist eines der ausgezeichnetsten Erzeugnisse der schwedischen Literatur. In diesem Werke warf er die Fesseln von sich, in welchen ihn der akademische Geschmack gefangen hielt. Nachdem er sich einmal den Weg gebahnt, schrieb er viele lyrische Gedichte, die durch hohe Kunst

und Kraft bemerkenswerth sind. Durch seine Psalmen erlangte er einen Ruhm, der so lange dauern wird, als es in Schweden Leute von reinem Geschmack und Religiosität gibt. Seit Lennberg hat kein Prediger so viele Zuhörer gehabt, wie Wallin. Eine zahllose Masse strömt, wenn Wallin predigt, jedesmal lange vor dem Anfange des Gottesdienstes in die Kirche; Innigkeit der Gefühle, hohe Gedanken und Wahrheiten zeichnen seine Beredsamkeit gleichmäßig aus.

Tegner tritt auf seit der Zeit des Streits zwischen der classischen und romantischen Schule. Er schlug einen neuen Weg ein, verfolgte aber doch im Grunde nur den Pfad, den Ling und Geijer vor ihm betreten hatten. Ling, der nur unter alten Skalden lebte und nur aus der Edda schöpfte, kam auf den Einfall, in die schwedische Poesie eine rein nationale Gattung einzuführen. Geijer unterstützte ihn anfangs in seinem Journal „Iduna," bemerkte aber bald, daß man auf diese Weise sich allzu sehr von dem Geschmack und der Richtung der Mehrzahl losscheide, und Geijer mit seinem originellen Geiste gab das Unternehmen auf. Um diese Zeit fing Tegners Name an bekannt zu werden. Indem er sich auf der einen Seite an Ling und die Anhänger der schwedischen Mythologie hielt, und auf der andern die Richtung verfolgte, welche die deutschen Dichter der Poesie gegeben hatten, zugleich aber auch die sogenannten Classiker nicht verwarf, und mit dem Geist der Alten sich nährte, gehörte Tegner allen literarischen Parteien an, und hielt sich allenthalben nur an das wirklich Schöne. Das erste Gedicht, das ihn auf eine ausgezeichnete Stufe unter den schwedischen Dichtern hob, ist „Svea" (Schweden). Es ist voll Wärme und Glanz, und man erkennt darin seine warme Liebe zum Vaterland und zur Poesie. Diesem folgten ein Lied für die „Landwehr von Schonen" und ein „Lied für Jemtlands Feldjäger." Beide erinnern an die Erzählungen der Alten von der Kraft und der Wirksamkeit des Tyrtäus. Zu seinen besten Erzeugnissen kann man das „Lied an die Sonne" zählen, die Romanze „Axel" machte Tegnern zum beliebten Nationaldichter. Diese Romanze, hinsichtlich des Gegenstandes und der Erfindung unbedeutend, ist in der Ausführung durch die Art der Darstellung und der Bilder außerordentlich schön, und nur von seiner „Frithjofs Saga" übertroffen. Die Form dieses letztern Gedichts, welches die Mitte zwischen der Romanze und dem Epos hält, ist nicht ganz neu, weil Oehlenschläger hierin Tegners Vorläufer war. Zum Lobe dieses Gedichts ist schon genug gesagt worden, sein bedeutendster Vorzug aber ist wohl die Kunst, womit er den Charakteren Adel und Grazie zu geben wußte, ohne sich dabei von dem Geiste der Zeit zu entfernen.

Es wäre allzu lange, wenn wir hier alle Werke Tegners aufzählen wollten. Alle zeigen seinen hohen dichterischen Geist, und der Leser fühlt unwillkürlich, daß Tegners Genius ihn unaufhörlich umschwirrt. Dieselben glänzenden Eigenschaften, welche seine Dichtungen auszeichnen, finden sich auch in seinen Reden, von denen ein ganzer Band erschienen ist. Seit Tegner zum Bischof erhoben wurde, gibt er fast nichts mehr heraus, und es erschienen bloß einige kleine Gedichte in periodischen Schriften. Jetzt arbeitet er an einem größern Werke, „der Berg der Heiligen," welches den Kampf des Christenthums mit dem Heidenthum bei der Einführung des erstern im Norden zum Gegenstand hat. Vor einigen Jahren las er den Anfang dieses Gedichts in der Akademie vor, aber seit dieser Zeit hat man nichts mehr von ihm gehört. *)

Nach der alten Regel, daß es nichts Vollkommenes unter der Sonne geben kann, bemerken die Kritiker, daß Tegner nicht tief genug sey, um in seiner Poesie den Abgrund der Metaphysik zu erforschen. Wahr ist es, daß seine Poesie manchmal einem Feuerwerk gleicht, das in allen Farben glänzt und das Auge blendet, aber alsbald wieder verschwindet, und weder Licht noch Wärme zurückläßt. Indeß werden diese gewiß seltenen Fehler durch wahre Schönheiten aufgewogen, und es lohnt nicht der Mühe, solche Kleinigkeiten zu beachten.

Slawische Literaturnachrichten.

Der Redacteur der Warschauer Morgenzeitung, Hr. Skimborowicz, schreibt gegenwärtig an einer Geschichte der periodischen Schriften in Polen vom 15ten Jahrhundert angefangen.

Maciejowski hat eine Geschichte der ursprünglichen christlichen Kirche bei den Slawen herausgegeben, und dieß hat die Rothreußen in Lemberg veranlaßt, sich mit den christlichen Alterthümern in Galizien zu beschäftigen, und namentlich alte Gefäße und Bilder zu untersuchen. Was die Geschichte der Union betrifft, so wird sie wohl bald eine völlig neue Gestalt annehmen, indem man kürzlich die Handschriften von Hypatius Pozei entdeckt hat. (Prof. Theiner und Kopitar arbeiten gegenwärtig an einer Geschichte der Union, und sind, um Materialien zu sammeln, nach Lemberg gegangen.)

Die Literaturbeilage zu der Warschauer Morgenzeitung (Nr. 15) gibt eine Lebensnachricht über den Alterthumsforscher Sorian Dolenga Chodakowski, der im Jahre 1825 im russischen Gouvernement Taurien starb. Sein eigentlicher Name war Adam Czarnecki. Seine Namensverwandlung nahm er im Jahre 1815 in Galizien vor, und widmete sich, nachdem er zuvor schon durch mannichfache Studien sich dazu vorbereitet hatte, ganz den Forschungen, namentlich über alte Lieder und Sagen, aber auch über die alten in Kleinrußland so vielfach zerstreuten Gräber (Kurgane), zu welchem Ende er in Kleinrußland viel herumreiste. Seine nachgelassenen Handschriften befinden sich in Rußland in den Händen der HH. Polewoi und Pogodin. Eine seiner merkwürdigsten Schriften ist die „über das vorchristliche Slawenthum," in polnischer Sprache geschrieben.

*) Bekanntlich hat in letzterer Zeit sein Verstand bedeutend gelitten, so daß man ihn sogar im Laufe dieses Jahres in ein Irrenhaus bringen mußte; nach den letzten Nachrichten jedoch soll er leidlich hergestellt und in seine Heimath zurückgekehrt seyn. Da er sich in der letztern Zeit sehr herb gegen die neue politische Richtung in Schweden aussprach, so hat er beides, Lob und Tadel, in einem unbilligen hohen Grade erfahren. A. d. U.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 154** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Neugriechisches. — Legende von der Schwester Beatrix. (Schluß.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 154.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

30 December 1840.

Neugriechisches.

Einnahme von Konstantinopel.

Genommen haben sie die Stadt,
Genommen Thessalonich,
Genommen Sanct Sophien-Dom,
Das hochgethürmte Münster,
Das einst dreihundert Glöcklein hatt'
Und zwei und sechzig Glocken,
Und einen Priester jede Glock'
Und einen Knecht der Priester!
Kaum war das Heiligthum enthüllt,
Der hohe Herr der Welten,
Da scholl vom Himmel her ein Ruf,
Der ihnen so verkündet:
„Laßt immerhin den Psalmgesang,
„Das Heiligthum setzt nieder!
„Schickt Kunde nach der Franken Land,
„Auf daß man komm' und hole,
„Daß man das Evangelium,
„Das goldne Kreuz entführe,
„Und auch den heil'gen Speisetisch,
„Damit kein Türk' ihn schände."
Als dieß die heil'ge Jungfrau hört,
Da weinten ihre Bilder. —
„Sey ruhig, hohe Herrscherin,
„Und weine nicht und klage!
„Nach langen Jahren, langer Zeit,
„Wird Alles neu dein eigen!"

Einnahme von Tripolitza.

Es war ein regenvoller Tag,
Und eine Nacht voll Schneesturm,
Als sich der Bei Kamilis jüngst
Begab nach Tripolitza.
Er sattelt in der Nacht sein Pferd,
Läßt's in der Nacht beschlagen,
Und auf dem Ritte ruft er
Zu seinem Gott und redet:
„Herr, laß mich ihre Häupter dort,
„Und ihre Oberpriester
„Vorfinden, daß mit ihrem Kopf
„Sie für die Rajas bürgen,
„Daß sie nicht greifen zum Gewehr
„Und mit den Räubern ziehen!" — —

Er kam heran, da überfiel
Das Griechenvolk die Veste.
Eng schlossen sie die Türken ein,
Bedrängten sie gewaltig.
Kolokotronis ruft ihm zu
Aus den Umschanzungsgräben:
„Ergib dich, o Kamilis Bei,
„Dem Heer Kolokotronis',
„Daß dir das Leben sey gewährt,
„So dir wie deinen Kindern,
„So dir wie deiner Harem-Schaar
„Und alle deinem Hause!" —
„„Wenn's euch beliebt, ihr Griechen dort,
„„Und ihr, o Rottenführer,
„„Ergeben wir uns alsogleich
„„Dem Heer Kolokotronis'.""
Ein Bulukbaschi rief sofort
Von der Bastei herunter:
„„Ungläub'ge, nie ergeben wir
„„Uns euch, armsel'ge Rajas.
„„Wir haben eine starke Burg
„„Und bei uns einen Fürsten.
„„Wir haben ein erprobtes Heer
„„Und Türken als Soldaten.

„„Fünf tödtet jeder mit dem Schwert,
„„Und zehen mit der Flinte,
„„Und fünfzehn jeder auf dem Roß,
„„Und von der Schanz aus dreißig.““
„Nun denn, wohlauf! und schaut,“ — ſo rief
Alsdann Kolokotronis,
„Wohlauf, und ſchaut der Griechen Schwert,
„Der Räuber gute Flinten!
„Seht, wie die Griechen ſtehn im Streit
„Und niederhau'n die Türken!“ — —

Dienſtag und Mittwoch, reich an Weh,
Der Donnerstag voll Unheil;
Der Freitag endlich graute ſchon, —
O, wär' er nicht gekommen!
Beſchloſſen wurd' im Griechenrath,
Die Veſte zu erſteigen.
Gleich Adlern ſtürmen ſie heran,
Sie nahn wie Klippenfalken;
Sie brannten ihre Flinten los,
Die engen Feuerſchlünde.
Da ſchrie Kolokotronis auf
Am Aegeorg'ſchen Thore:
„Laßt immer eure Flinten ruhn
„Und zücket eure Schwerter;
„Treibt vor euch her, was türkiſch iſt,
„Wie Schafe nach der Hürde!“
Sie trieben ſie, ſie ſchloſſen ſie
Ein in die große Schanze.
Und mit Kolokotronis will
Kekhajas unterhandeln:
„„Abzugsverträge ſchließ mit uns;
„„Laß ab! Gewähr' uns Schonung!““
„Was faſelſt du, o Türkenaas?
„Was red'ſt du, alter Ketzer?
„Gewährteſt du Verträge jüngſt
„Im elenden Veſtitza,
„Als du die Brüder mir erſchlugſt,
„Mit ihnen all die Meinen?“

Der Hirt und Charos.

Ein rüſtiger Geſelle ſtieg
Von Felſengipfeln nieder;
Er trug die Mütze über Quer,
Die Locken wohl geringelt;
Auf hohem Bergesrücken ſtand,
Ihm gegenüber, Charos.
Der ſtieg zur engen Schlucht hinab
Und harrte ſein allborten.
„Von wannen kommſt du her, Geſell,
„Geſelle, wohin eilſt du?“
„„Von meinen Heerden komm ich her,
„„Nach meinem Wohnhaus eil' ich;
„„Ich eile, Brod zu holen, hin,
„„Und dann zurückzukehren.““
„Mich aber, mich hat Gott geſandt,
„Zu holen deine Seele!“ —
„„O laß mich, Charos, laß mich los,
„„Ich flehe, laß mich leben.
„„Ich hab' ein Weib, noch allzujung,
„„Der Wittwenflor mißziemt ihr;
„„Denn geht ſie flinken Schritts einher,
„„So heißts: wie ſucht ſie Freier!
„„Und tritt ſie auf mit leiſem Tritt,
„„So heißt's: wie thut ſie ſpröde! — —
„„Unmünd'ge Kindlein hab' ich noch,
„„Und Niemand ſorgt für Waiſen!““
Doch Charos höret ihn nicht an,
Und wollt' ihn mit ſich führen.
„„O Charos, wenn du's denn gelobt,
„„Und willſt mich mit dir führen:
„„Nun wohl! ſo komm', und ringen wir
„„Auf dieſer Marmortenne,
„„Und wenn du, Charos, mich beſiegſt,
„„So nimm du meine Seele,
„„Doch ſieg' ich, Charon, über dich,
„„So zieh des Weges weiter.““
Drauf kamen ſie, und rangen ſie
Von früh bis an den Mittag.
Und eben um die Veſperzeit
Streckt Charon ihn zu Boden.

Das reiſende Mädchen.

Ein Mägdlein will zu Schiffe gehn
Um ihrer Schönheit willen;
Doch ſelber ſchiffen kann ſie nicht,
Iſt nicht des Ruderns kundig;
Hundert Ducaten zahlt ſie drum,
Zur Fahrt ein Schiff zu miethen;
Und andre hundert zählt ſie drauf,
Um unentehrt zu reiſen.
Kaum war ſie vom Geſtad entfernt
Zwei Meilen oder dreie,
So ſtreckte frech der Schiffspatron
Die Hand nach ihrem Buſen;
Das Mägdlein aber ſank vor Scham
Leblos zu Boden nieder. — —
Erſchrocken meint der Schiffspatron,
Als wäre ſie verſchieden;
Er faßt ſie mit den Händen ſchnell,
Und ſtürzt ſie in die Seefluth.
Aufwärts treibt ihren Leib die Fluth
In einen Bach Morea's.
Zum Bache kamen Jünglinge
Und Moreotenmädchen.

Sie tauchten mit den Krügen ein,
Und — faßten ihre Locken.
„Sieh da! ein Leib, des Purpurs werth,
„Und Finger, werth der Saiten!
„Sieh, Lippen, für den Kuß gemacht,
„Und wären sie voll Dintes!“
Die rothen Lippen küßt' ich ihr,
Da färbten sich die meinen;
Mit einem Tüchlein wischt' ich's ab,
Da färbte sich das Tüchlein.
Ich wusch es in des Stromes Fluth,
Da färbten sich die Wellen,
Es färbte sich der Küste Saum
Und weit hinaus die Meerfluth,
Es färbten die Galeeren sich
Und stolze Gallionen,
Es färbten sich die zierlichen,
Die pfeilgeschwinden Fischlein.

Serenade.

Vor Thessalonichs hohem Thor
Da setzet sich ein Jüngling hin
Mit schön gelockten Haaren.
In seinen Händen schwinget er
Ein Trommelbecken, pur von Gold,
Und singt sein Weh', und klaget:
„O du mein' goldnes Fensterpaar,
„Ihr Jalousie'n, von Silber klar,
„Sagt eurer jungen Herrin doch,
„Daß sie mir zeig' ihr Angesicht!
„Ich bin kein Drache, der sie sticht,
„Kein Leu, der ihr den Nacken bricht!“

Legende von der Schwester Beatrix.

(Schluß.)

Beatrix, von Rührung überwältigt, ergriff die Hände der ehrwürdigen Frau und drückte sie mehrmals an ihre Lippen.

„Es ist mir schon besser,“ sagte sie zu ihr, „und ich fühle mich im Stande zu gehen und Gott Dank zu sagen für die Gnade die er mir erwiesen, daß er mich in dieß heilige Haus geführt hat. Nur, damit ich es in mein Gebet einschließen kann, seyd so gut und sagt mir, wo ich denn bin?“

„Wo anders solltet Ihr denn seyn,“ versetzte die Schwester, „als in Notre Dame des épines fleuries, da es ja kein andres Kloster in dieser Einsamkeit gibt auf mehr als fünf Stunden in der Runde?“

„Notre Dame des épines fleuries!“ rief Beatrix mit einem Freudenschrei, dem sogleich die Zeichen der heftigsten Bestürzung folgten: „Notre Dame des épines fleuries!“ wiederholte sie, indem sie das Haupt auf die Brust sinken ließ: „Der Herr erbarme sich meiner!“

„Ha, meine Tochter!“ sagte die freundliche Schaffnerin, „wußtet Ihr denn das nicht? Es ist wahr, Ihr scheint sehr weit herzukommen, denn ich habe noch nie Frauenkleider gesehen, welche den Eurigen glichen. Aber unsre liebe Frau vom blühenden Weißdorn beschränkt ihren Schutz nicht auf die Bewohner dieser Gegend. Es kann Euch, wenn Ihr schon von ihr habt reden hören, nicht unbekannt seyn, daß sie gut ist für jedermann.“

„Ich kenne sie, und ich hab' ihr gedient,“ versetzte Beatrix; „aber ich komme weit her, wie Ihr saget, gute Mutter, und es ist kein Wunder, wenn meine Augen anfangs diese Stätte des Friedens und Segens nicht erkannten. Doch da ist ja die Kirche, und das Kloster und die Weißdornbüsche, wo ich so viele Blüthen gesammelt! Ach, sie blühen immer!.. ich war noch so jung, als ich sie verließ!.. Es war zu der Zeit,“ fuhr sie fort, ihr Antlitz gen Himmel erhebend mit jenem entschlossenen Ausdruck, welchen die Selbstverläugnung der Reue des Christen verleiht, „es war zu der Zeit, wo Schwester Beatrix Custodin der heiligen Capelle war. Meine Mutter, erinnert Ihr Euch ihrer noch?“

„Wie sollte ich sie vergessen haben, mein Kind, da ja Schwester Beatrix nie aufgehört hat, Custodin der heiligen Capelle zu seyn? Da sie bis auf diesen Tag unter uns geblieben ist, und, so hoffe ich, noch lange ein Gegenstand der Erbauung bleiben wird für die gesammte Schwesterschaft; da wir, nächst dem Schutz der heiligen Jungfrau, kein sichreres Pfand der Gnade des Himmels kennen?“

„Ich spreche nicht von dieser,“ unterbrach sie Beatrix, mit einem bittern Seufzer, „ich spreche von einer andern Beatrix, die ihr Leben in Sünden beschlossen hat, und die vor sechzehn Jahren eben dieß Amt bekleidete.“

„Der gute Gott wird Euch nicht strafen wegen dieser unsinnigen Worte,“ sagte die Schaffnerin, sie an ihre Brust drückend. „Die Noth und die Krankheit, welche Eure Lebensgeister verstören, haben Euer Gedächtniß mit solchen traurigen Träumereien verwirrt. Mehr als sechszehn Jahre bewohne ich dieß Kloster, und nie habe ich eine andre Custodin der heiligen Capelle gekannt, als Schwester Beatrix. Uebrigens, da Ihr ja gesonnen seyd, unsrer lieben Frau Eure Anbetung und Euren Dank darzubringen, geht, meine Schwester, während ich Euch ein Bett bereiten werde, geht hin zum Fuße des Tabernakels; dort werdet Ihr schon Beatrix finden, und Ihr werdet sie leicht erkennen, denn die Güte des Himmels hat gewollt, daß sie alternd doch keinen der Reize der Jugend verliere. Ich werde Euch alsbald wieder aufsuchen, um Euch dann nicht mehr zu verlassen bis zu Eurer völligen Wiederherstellung.“

Nach diesen Worten ging die Schaffnerin in das Kloster zurück. Mit schwankenden Schritten erreichte Beatrix die Treppe der Kirche, kniete auf den Boden, und beugte ihr Haupt bis zur Erde; dann ermuthigte sie sich ein wenig, erhob sich, und von Säule zu Säule trat sie vor bis an das Gitter, wo sie wieder auf ihre Kniee sank. Durch die Wolke hindurch, welche ihren Blick verdunkelte, hatte sie die Schwester Custodin erkannt, welche vor dem Tabernakel stand.

Allmählich näherte sich ihr die Schwester, wie sie die gewöhnliche Umschau an dem heiligen Orte vornahm, die erlo-

ſchenen Lampen wieder anzündete, oder die geſtrigen Kränze mit neuen erſetzte. Beatrix konnte ihren Augen nicht trauen! Dieſe Schweſter — war ſie ſelbſt, nicht ſo, wie ſie durch Alter, Sünde und Verzweiflung geworden war, ſondern ſo, wie ſie hätte ſeyn und bleiben ſollen in den ſchuldloſen Tagen der Jugend. War dieß ein durch die Reue erzeugtes Trugbild? War es eine wunderbare Strafe, ein Vorſchmack derer, welche der Fluch des Himmels ihr vorbehielt? In dieſer Ungewißheit verbarg ſie ihr Antlitz in den Händen und lehnte es unbeweglich gegen die Schranken des Gitters, mit dem Rande der Lippen die inbrünſtigſten Gebete der frühern Zeiten ſtammelnd.

Indeſſen wandelte die Schweſter Cuſtodin immer herum. Schon hatten die Falten ihrer Gewänder die Schranken geſtreift. Beatrix, zu Boden gedrückt, wagte nicht zu athmen.

„Du biſt es, liebe Beatrix," ſagte die Schweſter mit einer Stimme, deren ſüße Milde kein menſchliches Wort ausdrücken kann. „Ich brauche dich nicht zu ſehen, um dich zu erkennen, denn deine Gebete dringen zu mir ſo wie ich ſie ſonſt vernommen. Es iſt lange her, daß ich dich erwartet habe; aber da ich deiner Rückkehr gewiß war, nahm ich deine Stelle ein an dem Tage, wo du mich verließeſt, damit Niemand deine Abweſenheit bemerke. Jetzt weißt du, was die Genüſſe und das Glück werth ſind, deren Bild dich verführt, und du wirſt nicht mehr weggehen. Dieß iſt, unter uns, für Zeit und Ewigkeit. Kehre daher zuverſichtlich zurück in den Platz, den du unter meinen Töchtern einnahmſt. Du wirſt in deiner Celle, wohin du den Weg nicht vergeſſen haſt, die Kleidung finden, die du daſelbſt gelaſſen, und mit ihr wirſt du wieder deine urſprüngliche Unſchuld anziehen, deren Sinnbild ſie iſt; es iſt dieß eine ungewöhnliche Gnade, die ich deiner Liebe ſchuldig war, und die ich für deine Reue erwirkte. Lebe wohl, Schweſter Cuſtodin Maria's! Liebe die Maria, wie ſie dich geliebt hat!"

Es war wirklich Maria; und als die verwirrte Beatrix ihre in Thränen ſchwimmenden Augen gegen ſie aufſchlug, als ſie ihre zitternden Arme gegen ſie ausſtreckte, ein von Schluchzen unterbrochnes Dankgebet ſtammelnd, da ſah ſie die heilige Jungfrau die Stufen des Altars hinanſteigen, die Thüre des Tabernakels öffnen, und ſich in ihrer himmliſchen Glorie unter ihrem goldenen Heiligenſchein und den Kränzen von Weißdornblüthen niederſetzen.

Beatrix ſtieg nicht ohne tiefe Rührung in den Chor hinab. Sie ſollte ihre Genoſſinnen wieder ſehen, deren Glauben ſie verrathen hatte, und die, ohne Schuld und Sünde, gealtert waren in der Uebung einer ſtrengen Pflicht. Sie ſchlüpfte unter ihre Schweſtern, mit geſenkter Stirne, und bereit ſich zu demüthigen beim erſten Schrei, der ihre Verwerfung ankündigen würde. Mit pochendem Herzen horchte ſie aufmerkſam auf ihre Stimmen und ſie hörte nichts. Wie keine von ihnen ihre Entfernung bemerkt hatte, ſo achtete auch keine auf ihre Rückkehr. Sie ſtürzte der heiligen Jungfrau zu Füßen, die ihr nie ſo ſchön geſchienen, und die ihr zuzulächeln ſchien. In den Träumen ihres Lebens voll Wahn und Täuſchung hatte ſie nichts erfahren, was einem ſolchen Glück nahe gekommen wäre.

Das große Feſt der Maria, (ich glaube, es war das Feſt der Himmelfahrt), ging vorüber unter gemiſchten Gefühlen von frommer Sammlung und Ekſtaſe, wovon die ſchönſten frühern Feſte dieſer Gemeinſchaft von Jungfrauen, fleckenlos wie ihre Königin, kaum eine Ahnung gegeben hatten. Die einen hatten vom Tabernakel wunderbares Licht niederſtrömen ſehen, die andern hatten den Geſang der Engel ſich zu ihren frommen Geſängen geſellen gehört, und hatten voll Ehrfurcht inne gehalten, um die himmliſche Harmonie nicht zu ſtören. Man erzählte ſich geheimnißvoll, es werde an dieſem Tage ein Feſt im Paradies gefeiert, wie im Kloſter des blühenden Weißdorns; und, ein zu dieſer Jahrszeit ſeltſames Phänomen, alle Weißdornen der Gegend hatten wieder Blüthen bekommen, ſo daß draußen wie drinnen nichts als Frühling und Wohlgeruch herrſchte. Und das darum, weil eine Seele zurückgekehrt war an die Bruſt des Herrn, gereinigt von allen Schwächen und Flecken unſers Daſeyns, und weil es kein Feſt gibt, das den Heiligen angenehmer wäre.

Nur Eine Unruhe trübte einen Augenblick die harmloſe Freude der Tauben der Jungfrau. Eine arme Frau, ſehr leidend und krank, hatte ſich am Morgen auf die Schwelle des Kloſters geſetzt. Die Schaffnerin hatte ſie geſehen, hatte ſie einigermaßen getröſtet und geſtärkt; ſie hatte für ſie ein gutes, weiches Bett bereitet, ihre müden, durch Entbehrungen geſchwächten Glieder auszuruhen; und dann hatte ſie ſie vergeblich geſucht. Das unglückliche Geſchöpf war verſchwunden, ohne daß man eine Spur von ihr fand, aber man vermuthete, Schweſter Beatrix möchte ſie wohl in der Kirche bemerkt haben, wohin ſie ſich geflüchtet.

„Beruhigt Euch, meine Schweſtern," ſagte Beatrix, bis zu Thränen gerührt über dieſe zarte Sorgfalt, „beruhigt Euch," fuhr ſie fort, die Schaffnerin an ihr Herz drückend, „ich habe die arme Frau geſehen und weiß, was aus ihr geworden iſt. Ihr iſt wohl, meine Schweſtern, ſie iſt glücklich, glücklicher als ſie verdient und als Ihr für ſie hättet hoffen können."

Dieſe Antwort beſchwichtigte alle Beſorgniſſe; aber ſie fiel auf, weil es das erſte ſtrenge Wort war, das aus dem Munde der Beatrix kam.

Nach dieſem verfloß das ganze Leben der Beatrix wie ein einziger Tag, wie der Tag der Zukunft, der den Auserwählten des Herrn verheißen iſt, ohne Langweile, ohne Sehnſucht, ohne Furcht, ohne eine andere Bewegung — denn ganz können gefühlvolle Herzen ſich derſelben nicht entſchlagen — als der der Frömmigkeit gegen Gott und der Liebe gegen die Menſchen. Sie lebte hundert Jahre, ohne dem Anſchein nach gealtert zu ſeyn, denn nur die ſchlimmen Leidenſchaften der Seele machen den Körper altern. Das Leben der Guten iſt eine ewige Jugend.

Dann ſtarb Beatrix, oder vielmehr ſie entſchlief im Frieden zu jenem vorübergehenden Schlummer des Grabes, der die Zeit von der Ewigkeit trennt.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 366.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

31 December 1840.

Die schwedische Literatur.

Geschichtschreiber.

Ueber diesen Gegenstand müssen wir einige Worte besonders sagen. Die Zahl der schwedischen Geschichtschreiber ist ziemlich groß, historische Forschungen haben jedoch erst in den neuern Zeiten angefangen. Die Materialien der ältern schwedischen Geschichte sind in den isländischen Sagen und in einigen Chroniken des Mittelalters enthalten. Der Sagen gibt es viele, sie werfen aber wenig Licht auf die Geschichte. Die Zahl der Chroniken beschränkt sich auf vier oder fünf, nämlich die Chronik Olaf's (um das Jahr 1460), die Chronik der Brüder Olaf und Laurentius Petri aus den Zeiten Gustav Wasa's, und zwei Reimchroniken aus dem 14ten und 15ten Jahrhundert. Ueberdieß besitzt Schweden eine Menge Urkunden und öffentlicher Actenstücke aus den ältesten Zeiten, und diese können dazu dienen, das, was die Chroniken verschweigen oder unrichtig auffassen, zu ergänzen oder zu berichtigen. Unter Karl XI fing man an, mit der isländischen Literatur sich zu befreunden, welche bisher in Schweden ganz unbekannt war. Alle historischen Forschungen von Gustav Wasa an und bis gegen die damalige Zeit hin beschränken sich auf Genealogien. Zu jener erst begann man die Alterthümer kennen zu lernen und aufzufinden, und namentlich beschäftigten sich Rudbeck, Werelius und Schäffer damit. Der erste ist durch sein berühmtes Werk „Atlantika" bekannt, wo er nachweisen will, daß Skandinavien die Wiege des Menschengeschlechts, die Insel Atlantis ist, deren Plato gedenkt; daß alle übrigen Völker ihre Religion, ihre Geschichte und bürgerlichen Einrichtungen, von den Skandinaviern erhielten. Dieß Werk ist ein Muster von umfassender Gelehrsamkeit und ungemeiner Abgeschmacktheit. Peringskjöld und Haborf sammelten und beschrieben gleichfalls schwedische Alterthümer. Wilde machte zuerst einen Versuch mit einer Kritik der schwedischen Geschichte (um das Jahr 1650.) Eine zusammenhängende Bearbeitung, von den ältesten Zeiten an, unternahm Dalin, in Auftrag der Stände des Reichs. Diese Geschichte ist in sehr gutem Style geschrieben, und man sieht, daß der Verfasser sich alle mögliche Mühe gab, mit seinen Forschungen ist es ihm aber schlecht geglückt, theils weil er zu solchen wenig geschickt war, theils weil noch keine vollständige Kritik diese schwierige Laufbahn beleuchtet hatte. Lagerbring zeigte in seiner um das Jahr 1780 gedruckten „Geschichte Schwedens" ziemlich viel Kritik, und ihm kann man keck trauen. Schade, daß seine Geschichte geschmacklos und in schlechtem Style geschrieben ist: sie gleicht einem Skelett, an dem man jeden Knochen vom Kopf bis zu den Füßen zählen kann, das aber kein Fleisch und Blut hat. Botin zeichnet sich durch einen angenehmen Styl aus, und sein Werk ist auch sehr interessant, so daß es noch jetzt eine gute Geschichte bietet. Der erste, der eine vollständige Geschichte Schwedens schrieb, von der Bildung des schwedischen Reichs bis zum Tode Karls XII, war ein Fremder, der Deutsche Rühs. Er schrieb sie anfangs in deutscher Sprache, sie wurde aber nachher ins Schwedische übersetzt. Für die neuern Zeiten ist seine Geschichte die beste und einzige, weil der Auszug aus der Geschichte Geijers, der sich in der Sammlung von Heeren und Ukert findet, nur bis zur Königin Christine geht. Aber für die ältern Zeiten, namentlich für die heidnischen, ist Rühs nicht unbedingt zu trauen, weil er das Zeugniß der isländischen Sagen verwarf.

Geijer gab, wie wir schon erwähnten, im Jahre 1820 den ersten Band seiner „Geschichte des schwedischen Reichs" heraus, der die heidnischen Zeiten umfaßt, und eine kritische Uebersicht der isländischen Sagen in Bezug auf den Norden, so wie die Ansichten fremder Schriftsteller über diesen Gegenstand enthält. In der Folge gab Geijer auf die Bitte Heerens und Ukerts für ihre Sammlung die „Geschichte des schwedischen Volkes" heraus, ein hinreichend gekanntes und bereits oben gewürdigtes Werk. Außer ihm sind die zwei bemerkenswerthesten Geschichtschreiber Fryxell und Strinnholm. Der erstere schrieb „Nachrichten aus der schwedischen Geschichte," wovon der siebente Band die Regierung Gustav Adolphs umfaßt. Der achte Band, der die Zeit der Königin Christine behandelt, ist gegenwärtig im Drucke. *) Strinnholm schrieb eine „Geschichte des schwedischen Volks" wovon die beiden ersten Bände, die heidnische und das erste Jahrhundert der christlichen Zeit umfassend, ans Licht getreten sind, und den Verfasser Geijern sehr nahe stellen. Von denen, welche die Geschichte einzelner Epochen geschrieben haben, nennen wir Hallenberg (Geschichte Gustav Adolphs),

*) Wenn wir nicht irren, ist derselbe im Lauf dieses Jahres erschienen. A. d. R.

Granberg (Geschichte der kalmarschen Union) und Strinnholms „Geschichte der Könige aus dem Hause Wasa."

Von der Sammlung der Urkunden nimmt den ersten Rang das Werk ein „Scriptores rerum Svecicarum medii aevi," herausgegeben von Nordin, Geijer und Schröter; das „diplomatarium svecicum von Liljegren, und die „Handlingar rörande Scandinaviens Historia" von der Gesellschaft der Geschichtsfreunde.

Rückblicke.

(Schluß.)

Diese Rückblicke, welche vor etlichen Jahren auf einige Blätter sich beschränkten, sind uns allmählich unter den Händen angewachsen, so daß sie jetzt den ganzen letzten Monat des Jahres einnehmen. Es ist dieß für jeden, der einigermaßen mit ähnlichen Arbeiten bekannt ist, kein Wunder, und doch bedarf es einer gewissen Rechtfertigung. In dem Gewirre von Journalen aller Art, die einem Redacteur das Jahr hindurch aufstoßen, liest man eine Menge Dinge, die sich für den Augenblick zu keinem Ganzen gestalten wollen, und sich nicht wohl mittheilen lassen; das Resultat des Gelesenen ist aber in Bezug auf den verarbeiteten Stoff überhaupt von Bedeutung. Wie es eine gewisse Bildung gibt, die man nicht aus Büchern lernt, die man aber doch auch nicht erwirbt, ohne viele Bücher gelesen zu haben, so wird man allgemeine Uebersichten auch nur durch das Lesen vieler Journale gewinnen, deren Einzelnheiten man unmöglich dem Publicum auftischen kann. Einer der Hauptgegenstände unseres Journals bleibt, wie wir schon oft bemerkten, das Leben und Treiben der Europäer in fremden Welttheilen, und zu diesen Europäern müssen wir noch die Creolen in Amerika gleichfalls rechnen; sie haben sich einmal die Erdgeister, um mit Görres zu reden, unterwürfig gemacht, und so geht allenthalben die ungeheure Umwälzung vor, die ein neuerer Schriftsteller den Untergang der Naturstaaten genannt hat. Das Interesse ist es, welches die Europäer und ihre Nachkommen in den verschiedenen Theilen der Welt leitet, und wenn gleich nicht in Abrede zu ziehen ist, daß die Völker auch zur Zeit der im Dämmerlicht dahin wandelnden Naturstaaten von ihrem Interesse geleitet wurden, wenigstens in einem weit höheren Grade, als man gewöhnlich annimmt, so ist doch der mächtige Unterschied der, daß man jetzt dieß Interesse meist deutlich erkennt und ausspricht, daß es sogar großentheils schon zum Bewußtseyn der Massen gekommen ist, und daß die Massen danach zu handeln angefangen haben. Die einen können dabei großherzig, tapfer, voll edler Aufopferung seyn, oder auch dem gemeinsten Krämer- oder Räuberinteresse huldigen, die Masse schiebt sich in der Richtung ihrer Interessen fort, und wenn diese Richtung auch die Linie des positiven Rechts noch so oft überschreitet, so ist die noch in der Masse befindliche Civilisation gewöhnlich zu nichts gut, als um die schnödesten Verletzungen des positiven Rechts mit spitzfindigen Declamationen zu übertünchen, und es bilden sich sogenannte politische und sociale Grundsätze, die wie ein Jargon, eine Art Rothwälsch sich fortpflanzen, den Schwachen am Geiste als Spielerei, und dem „Wissenden" nur als Blendwerk dienen. Man blicke nur auf Nordamerika und Texas, auf die Engländer und Russen im Orient u. s. w., und man wird dieser Blendwerke genug finden, die in Einem Augenblick in Nichts zerfallen, sobald man die wahren Interessen der handelnden Völker fest ins Auge faßt. Welche officielle Heuchelei herrscht nur z. B. in England noch immer in Betreff des Sklavenhandels, und doch ist das Interesse, welches die Regierung leitet,— wir wollen hiemit den ehrenhaften An- und Absichten Einzelner nicht im mindesten zu nahe treten, — allmählich so klar vorgetreten, daß selbst die westindischen Pflanzer, die noch vor einigen Jahren die Sklaverei unguibus et rostro vertheidigten, jetzt Associationen stiften „zur völligen Befreiung der Neger von allen bis jetzt noch auf ihnen lastenden Rechtsbeschränkungen." Der uneigennützige Eifer der englischen Regierung für die Menschenrechte der Neger ist ein Mährchen, das man keinem Kinde mehr als Wahrheit aufhängen kann, allein was liegt der Menschheit daran, aus welchen Gründen der Einzelne etwas allgemein Gutes bewirkt? Man muß das Gute annehmen, ohne zu sehr nach der Quelle zu forschen, und die Negerfreiheit ist eine so wohlthätige und eine so große Erscheinung, wie die Welt seit Jahrhunderten noch keine gesehen hat. In der Emancipation Westindiens liegt die Civilisation Afrika's wie in einem Keime, und schon die enge Verbindung, die sich unter beiden Welttheilen herstellen wird, ist eine Sache von großer Bedeutung. Und nun glaube man nicht an eine allwaltende Macht! Wäre die Negeremancipation nur 10 Jahre früher erfolgt, so würde die große Cultur der westindischen Inseln aus Mangel an Arbeitern zu Grunde gegangen seyn, die Gegner der Emancipation hätten nicht nur eine mächtige Vertheidigungswaffe gegen die Negerfreunde in der Hand gehabt, sondern die Maaßregel hätte auch ihre wohlthätige Wirkung wenn gleich nicht auf immer, doch auf lange Zeit verfehlt, weil die mit Sklaven arbeitenden Länder das Uebergewicht über die emancipirten errungen hätten. Jetzt aber kann man mit Dampfbooten in 10 bis 14 Tagen von Afrika nach Westindien fahren, man kann geworbene Arbeiter hin- und austretende zurückführen, und die Emancipation kann und wird ihre großen Früchte mit Hülfe der Dampfschifffahrt in wenigen Jahren tragen.

Darauf aber werden sich die Folgen nicht beschränken. Sobald einmal das System der Arbeiterverpflanzung im Gange ist, wird es in kurzer Zeit eine Ausdehnung erhalten, von der man sich jetzt nichts träumen läßt; wie man gegenwärtig Mauritius mehr und mehr mit Madecassen bevölkert, so wird man Australien mit Kulis, mit Malaien und Chinesen bevölkern. Ungeheure Etablissements werden auf vielen Punkten Oceaniens gegründet werden, die man mit Hülfe der Eingebornen oder eingeführter Arbeiter bebaut; der Eifer und die Betriebsamkeit der Europäer werden den Anbau und den Handel mit den großen Weltwaaren nach allen Seiten hin ausdehnen, und wohl denen, welche die sich darbietenden Mittel benützen, und ihre Kräfte anstrengen! Auf dieser Betriebsamkeit, diesem Handel beruht der Reichthum und die nachhaltige Kraft der Nationen in Europa. Was hat die Kraft der Franzosen gegenüber England in den letzten 25 Jahren so geschwächt? daß sie nicht wie

diese in allen Welttheilen ihre Betriebsamkeit ausdehnen, und dadurch ihren Handel und ihren Reichthum vermehren. Allerdings hat England durch seine eigenen Colonien viel voraus, allerdings hat es in seinem Reichthum unermeßliche Hülfsquellen, und Frankreich hat noch in seinem Innern unendlich mehr für den eigenen Boden zu thun, aber auch England ist seit dem Frieden unendlich reicher geworden, und Frankreich könnte leicht einen Theil seiner Kräfte nach jenen fernen Gegenden Oceaniens richten, wo ein so unermeßliches Feld sich aufthut. Und nicht einmal die Thätigkeit und der Antrieb einer Regierung sind dazu nöthig, vielmehr zeigt jetzt gerade das neueste Beispiel Englands selbst, daß Privatgesellschaften hier eben so viel und noch mehr leisten können. Auch die deutschen Seestädte der Nordsee könnten ähnliche Unternehmungen versuchen: es finden sich ja Leute genug dort, die Hunderttausende aufs Spiel setzen können, ohne, wenn sie verloren gehen, arme Leute zu werden. Aller Anfang ist schwer. Ein einziger Anhaltspunkt in der Südsee, wäre er auch noch so klein, würde dem Wallfischfang und dem Handel eine ungemeine Stütze gewähren. Solche Ansichten müssen jetzt noch manchem chimärisch und voreilig erscheinen, ihre Nothwendigkeit wird sich aber in wenigen Jahren offenbaren und die die Möglichkeit wird Niemand abläugnen. Was haben das kleine Genua und Venedig ihrer Zeit gethan? welche Rolle spielten die Hansestädte, namentlich Lübeck, im Norden? Keine andere, als sich ihnen jetzt in der Südsee, zum Theil sogar in Amerika darbietet, und die größere Entfernung wird durch die unendlich verbesserte Schifffahrtskunde und die Dampfkraft hinlänglich aufgewogen. Aber aus der Gemächlichkeit und dem trägen Herkommen muß man heraus, man muß selbst, wenn auch mit Opfern, andere Handelswege aufsuchen, wenn die einen sich schließen. Man sage ja nicht, diese Städte seyen zu klein und unbedeutend: sie haben den Reichthum, und die Menschen werden nicht fehlen, Arbeit und Verdienst zieht ihrer genug herbei, und ein hinreichend volkreiches Land dient zum Rückhalt.

Die Rolle der Europäer als colonisirender Stamm ist in Amerika größtentheils ausgespielt, wenigstens in so fern, als von abhängigen Colonien die Rede ist, wenn gleich die eigentliche Colonisation, d. h. die Auswanderung dahin noch in starkem Grade fortdauert, und zwar nicht bloß nach Nordamerika, sondern auch nach Südamerika; besonders merkwürdig ist es, daß eine ganze Baskencolonie am La Plata sich bildet, wohin seit sieben Jahren über 15,000 Menschen ausgewandert seyn sollen. Die französischen Auswanderungen nach Tehuantepec, oder eigentlich an den Goazacoalcosfluß sind bekanntlich seit Jahren mißglückt, aber die Engländer haben angefangen, in Centralamerika große Maulbeerbaumpflanzungen anzulegen, um Seide erzeugen zu lassen. Sie befolgen also hier den Grundsatz, nach den tropischen Ländern keine Auswanderer zu senden, sondern nur durch Capitalien und Aufmunterung die Industrie zu fördern. Amerika hat jetzt die Aufgabe, seine Völkerbildung zu vollenden, die hier ganz eigenthümlichen Schwierigkeiten unterliegt. In der alten Welt ist zwischen den Völkern der heißen und gemäßigten Zone eine große Kluft. Asien liegt mit seiner Hauptmasse in der kalten und gemäßigten Zone, und nur wenige Ausläufer streifen in die heiße Zone hinein; in Afrika scheidet die Sandwüste die weiße und schwarze Race stärker als das Meer, aber in Nordamerika, wo der Neger in den heißen Sumpfstrichen der südlichen Staaten in seinem Element ist, breitet sich das Land, ohne Hindernisse entgegenzusetzen, gegen Norden aus, und die weiße und schwarze Race sind in unmittelbarer Berührung: wo wird künftig die eine, wo die andere vorherrschen, wird eine Amalgamation eintreten, vor der jetzt die Masse der Amerikaner mit einer Art Schauder zurückbebt? Durch ein richtiges Gefühl geleitet, gehen Deutsche nur dahin, wo keine Schwarzen, wenigstens keine Sklaven, und eben so hat alle Auswanderung nach den tropischen Gegenden Südamerika's aufgehört, und erst jenseits des Wendekreises beginnt sie wieder. An beiden Orten, in Nord- und Südamerika, tritt der dahin wandernde Europäer sogleich in einen fremden Staatsverband, aber in der Südsee steht ihm noch eine neue Welt offen, wo er, wenig behindert von den Eingebornen, frei walten kann. Dahin wird sich die große Thätigkeit der europäischen Nationen in den nächsten Jahrzehenten richten.

Hieraus ergibt sich leicht, auf was unsere Aufmerksamkeit in den nächsten Jahren vorzugsweise gerichtet seyn wird; die Angelegenheiten Oceaniens werden einen hervorragenden Theil einnehmen, wenn gleich bei der Spärlichkeit der Quellen die Nachrichten nicht sehr umfassend ausfallen werden. Der Raum zwischen Australien, China und Indien verdient eine besondere Aufmerksamkeit, und wird sie immer mehr in Anspruch nehmen, je heftiger sich der Streit zwischen England und den asiatischen Reichen entspinnt. Gegenwartig wandern die Chinesen in zahlreichen Schaaren aus nach allen Theilen des Archipels, nach Malacca, Siam und Cochinchina, aber da sie ihre Frauen nicht mitnehmen dürfen, müssen sie dort eingeborne Weiber heurathen, und diese Mischlingsrace häuft sich allenthalben an, doch bei dem steten Zuströmen chinesischer Einwanderer mit entschiedenem Vorherrschen des chinesischen Lebens. Wie nun, wenn durch die englische Uebermacht ein Theil des chinesischen Reichs unter englische Herrschaft kömmt, und das Verbot der Auswanderung der Frauen aufhört, wird dann nicht der Strom mit erneuter Gewalt über seine Ufer sich ergießen? und wird es dann immer möglich seyn, diese stets anwachsende Bevölkerung, unter welcher geheime Verbindungen aller Art, oft zu den schlimmsten Zwecken, umherschleichen, im Zaume zu halten? Schon an mehreren Orten mußten Aufstände der Chinesen mit blutiger Strenge unterdrückt werden, wird dieß dann auch noch möglich seyn?

Sobald beunruhigende Symptome dieser Art sich kund geben, wird man in den unterwürfigen Kulis Ostindiens und den noch schmiegsamern Negern ein Auskunftsmittel suchen, und wie jetzt die Holländer ihre gekauften Negersoldaten den Javanern gegenüberstellen, so werden wir Bewegungen ähnlicher Art in größerem Maaßstab erblicken. Eine Aufregung hat unter den Völkern begonnen, deren Ziel und Ende wir nicht absehen. Völkerwanderungen neuer Art stehen bevor, unscheinbar, unfreiwillige sogar, aber der einmal durch den Sklavenhandel gegebene Anstoß wird, wenn auch unter veränderten Formen, fortdauern. Die Europäer und namentlich England stehen an der Spitze

dieser unermeßlichen Bewegung, die für manche Staaten vielleicht gefährlich, für die Völker selbst durch gesteigerte Thätigkeit heilbringend seyn wird. Man darf nie vergessen, daß wir erst am Anfang der Bewegung stehen, die durch die Dampfschifffahrt auf einmal in ihrer Schnelligkeit mehr als verdoppelt wurde. Vor kurzem hatten wir ein New-Yorker Blatt vom 26 Sept. in den Händen, welches Nachrichten aus Paris vom 9, aus Madrid vom 2, aus Alexandrien vom 27 August, aus Bombay vom 22 Julius, und aus Canton vom 11 Mai erhielt. Der Weg von Bombay nach Neuyork ward also in zwei Monaten zurückgelegt, der von Canton in 4½, und erwägt man den Umweg, den die Nachrichten aus Canton über Bombay machen mußten, nimmt man an, daß Dampfboote mit der Zeit von Canton nach dem Cap der guten Hoffnung und von da direct nach Neuyork gehen werden, was in wenigen Jahren recht wohl geschehen kann, so schmilzt diese Zeit von 4½ Monaten auf höchstens zwei Monate herab, und man bekommt also Nachrichten aus China in Amerika im vierten Theil der Zeit, als dieß noch vor 10 Jahren der Fall war. Wir stehen mit dem Bau der Schiffe, namentlich der Dampfschiffe, noch an den Experimenten, noch können die ersten Ingenieure nicht sagen, was unter den verschiedenen Umständen das richtige Verhältniß zwischen Dampfkraft und Tonnengehalt ist, die englischen Naturforscherversammlung hat sich seit Jahren damit beschäftigt, und auch jetzt wieder einige Summen für Versuche in Betreff des Schiffbaues ausgesetzt. Es kann nicht fehlen, daß diese Bemühungen nach und nach einen Erfolg haben müssen, und die Dampfschifffahrt einen Grad von Vollkommenheit und Sicherheit erlangen wird, von dem sie jetzt noch weit entfernt ist. Mit dieser Beschleunigung aller Verbindungen über die Erde müssen auch die Mittheilungen öffentlicher Blätter Schritt halten, und der Blick muß sich erweitern auf eine Laufbahn, die jetzt zwar noch dem Deutschen verschlossen scheint, die sich ihm aber leicht eröffnen kann und eröffnen muß, wenn er seine Stelle in der europäischen Welt gehörig ausfüllen will.

Russische Anekdoten.

3.

So richtig im Allgemeinen die vornehmen Russen in der Bezahlung derjenigen sich staken lassen, deren sie bedürfen, unter welche man nicht nur die Marchandes de Mode, sondern auch die Lehrer und Lehrerinnen ihrer Kinder rechnen muß, die übrigens, wenn sie es verdienen, mit mehr Zartheit behandelt werden, als irgendwo, so gibt es doch auch Ausnahmen. In einer Kategorie gehört auch folgendes Geschichtchen: Ein gewisser General, oder vielmehr eine gewisse Generalin, denn der Herr General soll in seinem Hause eine sehr untergeordnete Rolle spielen, eine gewisse weibliche Excellenz also hatte ihren Sohn der Führung eines wackern französischen Lehrers anvertraut, der seine pädagogischen Pflichten mit Gewissenhaftigkeit erfüllte. Aber wo es, daß er sich nicht tief genug unter das bunte Joch der Frau Generalin beugte, oder daß seinem Naturell dieß zu schmiegsam, es unerlaßlich hatte, ihr jene demüthige Ehrfurcht zu machen, die jedem Sterblichen schmeicheln soll, genug, er wurde verabschiedet, fast beschämt, und man bemerkte wohl erstaunt, ohne daß ein Wort von Bezahlung zu vernehmen war. Der Lehrer sahe nichtsdestoweniger in der Ausübung seiner Pflichten unverdrossen fort, und fand eine Entschädigung in der Gelehrigkeit und der Freundschaft seines Schülers. Indessen waren die langen Wintermonate verflossen, man rüstete sich zu dem in Rußland so geliebten Umzuge, und er, ein gewissenhafter Katholik, wollte nicht unterlassen, de faire ses paques, wie man in Frankreich sagt. Er theilte seine Absicht seinem Zöglinge mit, glaubte übrigens überflüssig, der gestrengen Excellenz seinen Rapport deßhalb abzustatten, und verließ ihn mit der Empfehlung, das Haus nicht ohne Begleitung eines treuen Domestiken zu verlassen. Da in Häusern, in welchen es viele Bedienten gibt, wenig geheim bleiben kann, so ward sogleich das Ausgehen des Lehrers der Frau Generalin hinterbracht, die alsobald in den heftigsten Zorn gerieth, und, allen Anstand vergessend, über den Abwesenden schimpfte gleich einem Rohrsperling. Ihre Umgebungen gaben sich alle mögliche Mühe sie zu besänftigen; aber umsonst! Wer konnte es ihr verdenken? Ein solcher glücklicher Zufall, bei dem mit allem Anschein von Recht man ausscheiten durfte, mußte ergriffen werden, wenn ihr Ansehen nicht compromittirt seyn sollte, und kaum vernahm sie die Rückkunft des Schuldigen, so begab sie sich mit einem Gefolge von Zofen auf das Zimmer ihres Sohnes, wo sie ihn zu finden hoffte. Sie irrte sich nicht. „Mein Herr," sagt sie ihm, „wenn ich Leute bezahle, fordere ich, daß sie ihre Pflichten erfüllen. Die ihrige ist, meinen Sohn nie zu verlassen, und doch haben Sie ihn über drei volle Stunden allein gelassen!" — „Gnädige Frau," fragte der Lehrer gelassen, „wem eigentlich machen Sie diesen Vorwurf?" — „Wem? wem?" erwiederte die Dame noch aufgebrachter durch die kaltblütige Frage eines Mannes, der ihrer Meinung nach ihr Untergebener war, „wem anders als Ihnen, der ohne Erlaubniß meinen Sohn halbe Tage unverantwortlicher Weise verläßt!" — „Ich wiederhole auch jetzt meine Frage, und füge bei, daß Ihre Vorwürfe mich nicht angehen. Sie sagen, daß sie solche Forderungen an diejenigen machten, welche Sie bezahlen, und bis heute, Eure Excellenz wissen es so gut als ich, kenne ich noch nicht die Farbe ihres Geldes!" Bei diesen Worten wurde die Frau Generalin bald blaß, bald roth; schnell verließ sie das Zimmer ihres Sohnes; nach wenig Minuten erschien der Verwalter der Einkünfte, der unverschämte Lehrer wurde bis auf den letzten Kopeken bezahlt, und, ohne es sich sagen zu lassen, verließ er sogleich das Haus.

Miscellen.

Französisches Gerichtsurtheil über nachgemachte ausländische Factur-zeichen und Siegel. Die Parfumiers Guéland u. Comp. in Paris wurden von dem englischen Hause Rowland und Sohn vor dem Handelsgericht angeklagt und 10,000 Fr. Entschädigung gefordert, weil sie Macassar-Oel mit dem Namen und der Adresse der HH. Rowland und Sohn auf den Etiquetten verkauften. Die Thatsache ward auch gar nicht geläugnet, sogar Beweis geliefert, daß Rowlands Name, Siegel und Signatur, seine Abhandlung über die Haare, sein ganzer Prospectus mit der größten Genauigkeit nachgemacht worden waren; daß Rowland öffentlich reclamirt, seine Verfälscher mit Verwünschungen und Schimpfworten überhäuft, und daß die HH. Guéland u. Comp. alles dieß mit unerhörter Unverschämtheit nachgemacht hatten. Diese erklärten, daß sie die Fabrication eines fremden Erzeugnisses für völlig legal hielten. Dieß bestritt das Tribunal nicht, wohl aber das Recht, den Namen eines andern anzunehmen und auf ein fremdes Fabricat zu setzen, und verurtheilte die fünf Mitglieder der Pariser Compagnie jedes zu 600 Fr. Schadenersatz. Die HH. Guéland u. Comp. appellirten an den k. Gerichtshof, der den Ausspruch bestätigte.

Alte indische Urkunde. In der asiatischen Gesellschaft vom 5 December wurde ein Facsimile einer Kupferplatte aus dem 5ten oder 6ten Jahrhundert n. Chr. gezeigt. Die Inschrift enthält bloß die Schenkung eines Dorfes an einige fromme Männer, ist aber interessant wegen der Namen der Könige, denen zufolge das eines Datums enthaltende Document in das Ende des 4ten oder den Anfang des 5ten Jahrhunderts gehört, und wegen der Aehnlichkeit der Schrift mit der auf der Säule zu Allahabad, welche Prinsep kürzlich entzifferte. (Athenäum vom 12 December.)

Naturforscher für die Niger-Expedition. Ein Hr. Xavier, bisheriger Untersecretair der geologischen Gesellschaft, wurde als Naturforscher der Niger-Expedition beigegeben. (ibid.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Winkelmann.
(Beilagen: Umschlag zum Monat December und Jahresregister.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Stanford University Libraries
3 6105 012 211 426

AP30
A88
[v.13]
no. 275-366
1840
Oct.-Dec.

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

Digitized by Google